Didaskalia

4. Per.

7 fk (25, Oct.- Dez.

Digitized by Google

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 271. Freitag, den 1. October 1847.

BIBLIOTHEK IN GENF

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

Unstreitig ist die Sippschaft der armen Teufel die größte auf Erden, und ihren Stammbaum aufzustellen, wäre das größte Kunststück eines Genealogen. Von Kindesbeinen an gehöre ich, der ich diese Blätter als siebenjähriger Referendarius niederschreibe, dieser alten Familie an, die ihre Ahnen bis zu den Pforten des Paradieses (versteht sich, zu den geschlossenen) hinaufreichen sieht, ohne in einer Adelsmatrikel zu stehen — obwohl sie auch in diesen nobelen Regionen ihre Zweige zählt — und — nicht die geringsten. Wie gesagt, sieben Jahre liegen hinter mir, seit ich Referendarius wurde, und wenn es so fortgeht, werde ich vollends dem Kranken am Teiche Bethesda gleich, mit dem ich jetzt schon Aehnlichkeit genug habe in Betreff des Nachsehens, wenn Andere zu einträglichen Stellen befördert werden. Wo ich zu Hause bin? Nun, das siebenjährige Referendariat weiset ja hin auf ein Land einträglicher Hoffnungen, süßer Vertröstungen, zahlreicher Examina und eisgrauer, trostloser Kandidaten; daß es in Deutschland zu suchen, bezweifle Niemand. Mein letztes, halsbrechendes Examen liegt hinter mir. Es soll der Dietrich seyn, der alle Thüren öffnet. — Bei mir muß er den Bart zerbrochen haben! — — Nirgends her strahlt ein Hoffnungsstern, und es wird mir allmählig so kühl um's Herz, wie wenn draußen der eisige Wind über die kahlen, grauen Felder streicht. Was soll's nun werden? — Acht und zwanzig Jahre bin ich alt, habe etwas gelernt, aber keinen Pfennig Geld in der Tasche. Meine Aeltern ruhen längst unter dem Rasen von des Lebens Mühen aus. Geschwister habe ich keine. Mein geringes Vermögen ist hin. Schulden sind die Pest des Lebens — aber — was bleibt mir übrig? Doch — ich will nicht verzagen! Mein Hauszins und meine Kostleute sind ja bezahlt; der Schneider und Schuster hat nichts zu fordern; auch die Wäscherin nicht. Das will etwas sagen für einen blutarmen Referendarius, und — ich glaube, es sind ihrer Wenige, die das sagen können, und doch ist bei unserm Landgerichte ihre Zahl Legion.

Das schrieb ich vor etwa sechs Wochen nieder. Erst heute fahre ich fort.

Damals stand ich trüben, recht trüben Sinnes am Fenster. Draußen heulte der Novemberwind durch die Straßen. Meine Fenster waren angelaufen, und bedenkliche, schnurgrade Linien ließen auf die schönsten Bildungen von Eisblumen rechnen, die bald ihr Gezweige entwickeln wollten. Mein Dachstübchen begünstigte absonderlich ihr Wachsthum.

Ich trat zum Oefchen, schürte Kohlen an und ließ mich in dem alten Lederfessel nieder, den meine gute, alte Hausfrau in mein Stübchen gestellt hatte. Es war, dem Alter nach zu urtheilen, der Sorgstuhl ihres seligen Vaters — und sie zählte etliche sechzig. Er war mir ein rechter Sorgenstuhl. Ich ließ mich hineinfallen, nachdem ich meine Thüre verriegelt hatte, um allein zu seyn, und meine Gedanken schweiften sorgenschweren Fluges in der allernächsten Umgebung nach Raum und Zeit herum. Mit der zunehmenden Wärme meines Stübchens wurde ihr Flug leichter, freier, kühner, und Raum und Zeit beengte sie nicht mehr. Die Nacht kam, und ich merkte nicht, daß es dunkel wurde — denn ich dachte an Nettchen. — Wer liebt, braucht keine Kerze oder Lampe, um im reinsten Rosenlichte zu schweben, und wenig Feuer im Ofen, um doch warm im Herzen zu seyn. Mit Nettchen stand es so.

Der Landgerichtsrath Rudolphi war ein glücklicher Mann, denn er war Landgerichtsrath, hatte viel, sehr viel Vermögen, ein schönes, gemüthliches Familienleben, inclusive einer wackern Gattin, die eine tüchtige Hausfrau war, und dreier Töchter, deren jüngste schön, die mittlere schöner und die älteste ein Engel war, und die hieß: Nettchen.

In diesem Hause hatte ich zuerst das schönste Glück des Lebens kennen gelernt, das gemüthlicher Häuslichkeit, liebevollen Familienlebens, wie es eben alle Tage seltner wird. Ein Hauch stillen, beseligenden Friedens wehte Einen hier an. Ein Band umschloß alle Glieder der Familie, das Band der reinsten, heiligsten, aufopferndsten Liebe. Da gab's keine tanzenden Thee's, keine überschwänglichen Abendessen mit Champagner, keine Konzerte, keine Spielpartieen, und doch war's ein Haus, das Jeder gerne betrat, und wer dort eingeführt war, rechnete es sich's zur Ehre und Freude. Und in diesem Kreise glänzte Nettchen als leuchtender Stern erster Größe. Sie sehen und sie lieben war bei mir Eins; aber wie durfte ich armer Teufel zu ihr das Auge erheben, um die meine adeligen Herren Kollegen herumscharwenzelten? Ich stand in bescheidener Ferne, aber meine Seele wohnte nur im Auge und im Ohre, und was sie stille dachte und empfand, das lag verborgen im Schrein der Brust.

Ich kam durch des Vaters Freundlichkeit dann und wann in das Haus, wohin meine Sehnsucht zog, wie der Magnet nach Norden.

Als im letzten Herbste die Wiesen gemäht waren und der Wald noch in frischer Pracht stand, wurde ich auch zu Rudolphis geladen. Ich zog den alten Frack an, der sehr fadenscheinig zu werden begann und in seinem Schnitte weit hinter der Mode des Tages stand, und ging klopfenden Herzens hin. Der Vater empfing mich wie einen Freund, und sprach so herzlich, so väterlich mit mir, daß mir das Herz aufging wie eine Blume, die der warme Morgensonnenstrahl aus dem Schlafe in ihrer festgeschlossenen Knospe lockt. Er stellte mir meine Anstellung in eine fröhliche Aussicht und in eine nahe Zukunft. Mir war so wohl lange nicht gewesen, und die Hoffnung kam wieder ein Mal recht

Digitized by Google

nahe. Nettchen war an diesem Abende ungewöhnlich freundlich. Meine Seele schwelgte in Entzücken, denn sie zeichnete mich aus, wie es ihr Vater that.

Es waren der jungen Leute viele da, und alle beschlossen, eine Waldpartie zu machen. Die jungen Männer besprachen sich darüber. Ein Musikchor sollte bestellt, draußen ein Zelt errichtet werden — kurz, es gehörte Geld dazu. Wie konnte ich Armer daran Theil nehmen?

Nettchen aber fragte mit ihrem Engelslächeln: „Sie sind doch auch von der Partie? Ich freue mich recht darauf."

Erglühend bejahte ich, und das Erglühen galt eben sowohl der freundlichen Frage, als dem Bewußtseyn meiner großen Armuth. Nun wäre ich nicht zurück geblieben, und wenn ich hätte hungern müssen bis dahin. So schlimm kam's nun nicht.

Der Herr X., ein Advokat, der wundersamer Weise eben so dumm, als gesucht ist, weil er eben nicht wählerisch im Annehmen unlauterer Prozesse ist, gab mir viel zu arbeiten und honorirte ziemlich gut. Grade an diesem Tage brachte er mir Aktenstöße. Ich arbeitete Tag und Nacht, und gewann mehr, als ich brauchte. Drei Wochen später war die Landpartie. Die Gesellschaft ordnete sich paarweise. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, Nettchen hüpfte auf mich zu, mich Etwas zu fragen, und — ich hatte den Muth, ihr meinen Arm zu bieten. Sie nahm ihn freundlich. Wie pochte das Herz in der Brust! —

Wir waren in der langen Reihe das letzte Paar, das eine steile Höhe hinanstieg, um in die dunkeln Hallen des duftigen Hochwaldes zu gelangen.

„Sie sehen bleich, Herr Referendar," sagte sie mit zutraulicher Natürlichkeit. „Waren Sie krank? Ich sah Sie lange nicht zum Vater gehen."

Diese Frage drang tief in meine Seele. Sie nahm Theil an mir. Sie bemerkte meine Blässe. Wer beschreibt meine Seligkeit?

Was ich eigentlich antwortete, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß ich von vieler Arbeit speach u. dgl.

Gute Seele, hättest Du gewußt, daß ich so gearbeitet, um heute bei Dir seyn zu können! —

Sie sah mich nicht ohne Bewegung an, als ich Das sagte.

„Sie müssen Ihre Gesundheit mehr schonen," bemerkte sie wohlwollend. „Ich hoffe," setzte sie hinzu, „dieser Tag soll Ihnen recht heilbringend seyn."

„Er ist es schon," sagte ich aus tiefstem Grund der Seele.

Sie erröthete tief; aber mit dem Worte, das mir eigentlich so herausgefahren war, schien alle Bangigkeit von mir gewichen. Was nun kam, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, aber Das weiß ich, daß ihr Wort prophetisch war, daß ich ihr meine Liebe gestand, und sie mir's eben auch nicht verhehlte, daß sie mir gut sey. Unser Bund war geschlossen. Der Himmel lächelte zum ersten Male Friede, Wonne und Seligkeit in meine Armuth, und ich war der Glücklichste auf Erden.

Aber Das blieb unser Geheimniß bis heute, und in dem süßen Geheimniß liegt die größte Wonne.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Lied. *)

(Als mir ein Freund sagte, auch meine Lieder würden einst vergessen werden.

Was singst Du und verkündest Deine Zeit?
Es winkt ja nimmer Dir Unsterblichkeit,
Kein Lorbeer wird die Stirne Dir umkränzen,
Kein Stern des Ruhmes Dir am Abend glänzen,
Und was Du pflanztest, es verwelket heut',
Und was Du singst, es wird in Staub verwehen,
Und was Du fühlst, es weckt nicht Freud' noch Leid,
Versinken wird es, modern und vergehen,
D'rum laß' Dein Mühen um — Vergänglichkeit.

So sprach der Freund, und knickte alle Rosen,
Die duftig mir im Herzen knospend sprossen,
Und schonungslos entblättert er die Blüthen,
Die mir als Trost in Leid entgegen glühten,
Doch — will ich dennoch muthig weiter singen,
Wird auch mein Lied zur Nachwelt nimmer dringen,
Und will ich kräftig immer weiter streben,
Wird auch mein Lied in später Zeit nicht leben,
Dringt's doch aus meiner Seele tiefstem Grund,
Und sagt, was ich gefühlt in schöner Stund',
Und wenn's auch nur ein schönes Herz erfreut.
Wenn ihm ein holdes Aug' nur eine Thräne weiht,
Und wenn nur Einer unter Vielen es gesteht,
Daß Poesie durch meine Verse weht,
Und daß es eine höh're, reine Macht,
Die sie in meinem Innern ausgedacht,
Mag dann die Nachwelt mich auch nimmer kennen,
Und auch nicht den vergess'nen Namen nennen,
So bin ich doch mir selber ja bewußt,
Es lebt mein Lied doch jetzt in mancher Brust,
So bin ich doch, wenn auch ein schwach Atom,
Im großen ruhmumglänzten Zeitenstrom;
Der Strom wird fließen ewig fort und fort,
Wenn auch die Tropfenperle trocknend dorrt;
Und es vereinen sich ja viele kleine Wellen,
Bis sie zum großen Zeitenströme schwellen,
D'rum töne fort mein anspruchsloses Lied,
Wie's mir aus tiefster Seele tönend zieht,
Und dann vermisch' dich mit der Zeiten Welle,
Versink' wie ich, vertrockne und — zerschelle!

*) Aus: „Vermischte poetische Schriften von Dr. G. Zirndorfer. Hanau, 1848. Druck und Verlag der C. J. Edler'schen Buchhandlung."

Reisenotizen über Spanien.

I.

Mit schwerem Herzen verließ ich im Frühjahr 1846 die Stadt Bayonne, um eine lange und nicht ganz gefahrlose Reise durch Spanien anzutreten. Kaum hatte ich in dem nach Madrid fahrenden Postwagen einige Stunden zurückgelegt, so befand ich mich in St. Jean de Luze, der letzten Stadt Frankreichs. Im naheliegenden Behobie trennt die Bidassoa beide Königreiche, und jenseits der hölzernen Brücke erwarteten uns schon, wie in allen civilisirten Staaten Europa's, Douanen und Gensd'armen, um Gepäcke und Pässe zu untersuchen, und nachdem dies geschehen, begleitete uns eine Escorte nach Irun, um eine zweite Revision vorzunehmen. Irun ist eine kleine Stadt mit einer Bevölkerung von kaum 4000 Einwohnern, ist sehr pittoresk gelegen, bietet jedoch Nichts dar, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht, als daß es der Eingang in die Provinz Biscayen, die Vendée der Spanier, ist, die während zehn Jahren den heftigsten Kampf gegen das übrige Spanien geführt hatte. Durch eine gute, sehr belebte Straße gelangten wir in das durch seine Eisenwerke berühmte Hernani, und immer an der Seite das Flüßchen Araxas, erreichten wir Tolosa, eine der wichtigsten Städte Biscayens. Obschon

Digitized by Google

auch hier die Eisenwerke der Hauptnahrungszweig der Bewohner sind, so verdienen doch die vor einiger Zeit von Bayonner Kaufleuten gegründeten Tuchfabriken einige Aufmerksamkeit. Alle großen oder kleinen Ortschaften dieser Provinz, in welchen während sechs Jahren fast allein der jüngste Bürgerkrieg geführt wurde, bieten einen traurigen Anblick dar; die meisten Häuser sind abgebrannt, andere gänzlich zerstört, von vielen stehen nur die rohen steinernen Mauern; selbst Kirchen wurden von den frommen Carlisten nicht verschont. Alles ist hier so verarmt, daß Niemand an die Reparaturen der Gebäulichkeiten denkt; nur die drei Hauptstädte, St. Sebastian, Bilbao und Vittoria, welche Don Carlos nicht erobern konnte, machen davon eine Ausnahme. So tapfer auch die Carlisten in der ganzen Kriegsperiode gefochten hatten, so mieden sie doch, sich in offene Schlachten einzulassen, um diese Städte zu erobern, sondern zogen es vor, aus den zahlreichen Gebirgen, Schluchten und Wäldern, deren dieses Land so viele darbietet, ihre Streifzüge zu unternehmen. In Bergara, berühmt durch den Vertrag Esparteros mit Maroto, ward ich angenehm mit der Nachricht überrascht, daß in Spanien eine eben so regelmäßige Postenverbindung besteht, wie bei uns und in Frankreich, weshalb ich die Route nach Madrid verließ, um die größte Stadt Biscayens aufzusuchen. Mein Reisegefährte von Bayonne bis Bilbao war ein großer Gutsbesitzer dieses Landes, der mir ein eben so großes Mitleiden wie die übrigen Einwohner dieser Provinz einflößte. Seiner politischen Grundsätze wegen mußte er Familie und Vaterland verlassen und während dreizehn Jahren in Agen in Frankreich unter polizeilicher Aufsicht leben. Nur ein Mal während dieser langen Zeit war es ihm vergönnt, Lille und Brüssel zu besuchen; aber die Worte: „spanischer Flüchtling" mit großen Buchstaben auf seinen Paß bemerkt, machten allenthalben die Polizei skrupulös, und setzten ihn so vieler Verfolgungen aus, daß er froh war, seinen Exilort Agen wieder zu erreichen. Ihm, wie vieler seiner Leidensgefährten, wurde im Jahr 1840 eine Amnestie bewilligt, und sie waren auch nach Bayonne geeilt, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Aber unglücklicherweise waren mittlerweile in Spanien andere Minister ans Ruder gekommen, deren erste Beschäftigung es war, die Amnestie zurückzunehmen, so daß den Verbannten nichts übrig blieb, als in ihr Exil zurückzukehren. Eltern, Frau und zwei seiner Kinder waren ihm während dieser dreizehn Jahre gestorben, außerdem sein ganzes Vermögen confiscirt. Dieser Unglückliche, der schon längst den Entschluß gefaßt hatte, der Politik fern zu bleiben, und heute noch der Ansicht ist, seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er für seinen rechtmäßigen König und Herrn die Waffen ergriff, ward in meiner Gegenwart beim Eintritt in Spanien genöthigt, einen entgegengesetzten Eid zu Gunsten der Königin zu leisten, was gewiß seine Leiden nicht vermindern konnte. Wann wird wohl die Zeit kommen, wo man den lieben Gott aus einem Spiel läßt, bei welchem Jeder nur seiner Ueberzeugung zu folgen glaubt?

Bilboa ist jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte Spaniens, besitzt viele grade Straßen, große freie Plätze, dreistöckige Häuser, worin jedes Fenster nach spanischem Gebrauch seinen eignen Balkon hat, und im Innern eine Reinlichkeit, die man in Spanien nicht erwartet. Um das elegante Straßenpflaster nicht zu verderben, hat der Stadtrath die Anordnung getroffen, daß kein schwerer Wagen im Innern der Stadt fahren soll, wodurch selbst die Reisenden in den Vorstädten auf- und abgeladen werden. Diese etwas unbequeme Einrichtung bringt indeß der Stadt keinen großen Nachtheil, da der Hauptshandel von der nur zwei Stunden entfernten See her betrieben wird, und es ist imposant anzusehen, wie bei der Fluth die großen Dreimaster mit vollen Segeln den Fluß Ansa heraufkommen, und unweit der prachtvollen Promenade Arenal sich festlegen. — Wenn auch der Aufenthalt in Bilbao etwas langweilig ist, so ist er doch nicht unangenehm, und überrascht war ich, daß der Sonntag in Bilbao, wie in ganz Spanien, so streng wie in den protestantischen Ländern gefeiert wird; alle Läden sind geschlossen, die Bevölkerung gut gekleidet, der Vormittag wird zum Besuche der Kirche, der Nachmittag zur Promenade verwendet, worin es von andern katholischen Ländern, namentlich Italien und Frankreich, sehr abweicht. Die Hügel, welche Bilbao umgeben, sind mit vielen und schönen Landhäusern geschmückt, was einigermaßen auf den Wohlstand der Stadt schließen läßt. In deeselben haben sich wenig Ausländer angesiedelt; nur ist hier das Quincaillerie-Geschäft, wie im übrigen Spanien, in Händen von Deutschen, und verfällt dadurch der unwissende Spanier auf die Idee, ganz Deutschland sey ein Quincaillerie-Laden. In der bedeutenden Stadt Valencia ist die Straße Saragossa, die schönste der Stadt, fast nur von deutschen Quincaillerie-Händlern bewohnt. In neuerer Zeit beginnt die Stadt Santander sich zu großem Nachtheil von Bilbao zu heben, und diese alte Stadt hat zu arbeiten, um nicht überflügelt zu werden. Die zwei Wirthshäuser Bilbaos befinden sich im dritten Stock von Privathäusern, wo man sich, wie in beinahe ganz Spanien, für einen Duro (2 fl. 30 kr.) täglich einquartiert. Hier besteht das Frühstück aus einer Tasse Chocolade, welche ohne Untertasse, Löffel, Wasser und Brod überreicht wird, sobald man das Bett verläßt. Beim Mittagessen fehlt in der ganzen Monarchie das Puchera nicht, was in der deutschen Sprache zu übersetzen, oder genau zu beschreiben, keine leichte Aufgabe ist. Dasselbe ist zusammengesetzt aus einem Huhn, Ochsen- und Hammelfleisch, ganz klein zugeschnittenen Würsten, sowie Schinken- und Speck-Stücken, die alle mit Pfeffer und andern Kräutern gewürzt werden. Dies ist ungefähr nur Das, was das Thierreich dazu liefert. Die Zulagen aus der Pflanzenwelt wechseln nach der Jahreszeit, doch fehlen niemals Kraut, Kartoffeln, Kohl, gelbe Rüben, Zwiebel, Knoblauch, Reis, sowie Bohnen und Erbsen, welche letztere wegen ihrer Größe und Dicke ein Hauptnahrungsmittel der Spanier sind, und man irrt gewaltig, wenn man glaubt, daß Dies, auf einem Teller vermischt, einen widerlichen Geschmack verursacht, da es vielmehr eine Medizin ist, wodurch der Kranke schnell genesen wird. Selbst der Fremde gewöhnt sich so leicht daran, daß er sich nicht einen Tag davon trennen kann. So sehr ich mit gutem Gewissen die Puchera zu empfehlen vermag, so wenig mag ich es mit dem renommirten spanischen Wein thun, der im nördlichen Spanien zum Durchschneiden dick ist und keinen angenehmen Geschmack hat.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Luftfahrt.

Zur Ergänzung des unter vorstehender Rubrik in Nro. 243 der „Didaskalia" kürzlich mitgetheilten interessanten Artikels mag der nachstehende Auszug aus der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1812 (Nro. 283) dienen, welcher einen weiteren, aber noch unglücklicher ausgefallenen Versuch desselben Luftschiffers Zambeccari betrifft:

„Francesco Zambeccari's unglücklicher neuer Versuch mit seiner Montgolfière hatte am 21. September auf der Wiese dell' Anunciata, nahe bei Bologna, in Gegenwart von mehr als 50,000 Zuschauern statt. Schon während des Füllens hatte der Ball durch den Wind drei Mal Beschädigungen erlitten. Man fand, daß die Maschine nicht so viel zu tragen vermochte, als man berechnet hatte; also mußte von zwei jungen Männern, die Z. hatten begleiten wollen, Einer nach Bestimmung des Looses zurückbleiben; der Andere, Vincenzo Bonaga, bestieg mit Z. die Gondel. Da der Ball noch immer zu wenig Steigkraft hatte, so ließen die Reisenden auch den größten Theil der Instrumente zurück und konnten nur 35 Pfd. Ballast mitnehmen. Aber selbst

Digitized by Google

letzt stieg der Ball so schwach, daß ihn der Wind an einen Baum trieb; Z. rief sogleich: „B., wir sind des Todes!“ Wirklich warfen die Aeste des Baumes die brennende Lampe um, und den Spiritus über Z. hin, der lichterloh brannte. B. richtete die Lampe wieder auf, riß die Einfassung der Gondel entzwei, schrie: „Zambeccari, folge mir!“ faßte einen Zweig des Baums, und schwang sich heraus. Der schwache Zweig hielt ihn nicht; er stürzte aufs Feld herab. Wenige Schritte von ihm, aber schon von größerer Höhe, fiel auch Z. B. sprang auf und eilte seinem leblos scheinenden Gefährten zu Hülfe. Bald kamen auch viele Menschen, und man brachte beide in ein benachbartes Hospital. B. hatte die linke Wange und die linke Hand verbrannt, empfand auch heftige Schmerzen an der Brust. Z. aber war durch den brennenden Spiritus und den Fall weit schlimmer zugerichtet und starb am folgenden Vormittag um 10 Uhr. Er war am 14. Nov. 1752 geboren.“

Heilkursus für Stotternde in Frankfurt a. M.

Dieser erst seit wenigen Wochen eröffnete Heilkursus hat bereits sehr günstige Resultate geliefert. Wir sahen und sprachen selbst mit Bewunderung drei Personen, einen Mann von 35 Jahren, einen Knaben von 14 Jahren, beide aus Frankfurt, und einen jungen Mann aus hiesiger Gegend, welche auf dem Punkte sind, den Kursus zu verlassen. Von frühester Jugend an vom heftigen Stottern geplagt, fühlen sie nunmehr ihr ganzes Sprachorgan wie von schweren Banden befreit; ohne den geringsten Anstoß im Sprechen hörten wir sie die größte aufrichtigste Freude und den besten Dank für das ihnen gewordene Glück ausdrücken. Gleiche Erfolge werden bald die noch in Behandlung stehenden Stotterer fühlen. Solche Resultate empfehlen am besten diesen Heilkursus. Auch mehrten sich bereits die Anmeldungen von Stotterern, Stammlern der Art, daß, um ihnen zu genügen, vom 4. Oct. ab für den Rest der Dauer des Kursus tägich Sitzungen gehalten werden. Bereits haben mehrere der hiesigen Herren Aerzte das Unternehmen in der Nähe betrachtet und einige Stotternde zur Kur überwiesen. Jedermann kann sich von den Erfolgen im Locale des Kursus (Fahrgasse, 16) überzeugen. Im Interesse aller Sprachleidenden wünschen wir diesem schönen Unternehmen ferner Glück. Die Red.

Korrespondenz.

Darmstadt, 25. Sept.

Daß die hiesigen Brodpreise in den letzten vier Wochen zwei- oder dreimal gestiegen sind und ihr dermaliger Stand (5 Pfund erster Sorte kosten 18 kr.) dem Getreideüberfluß des Jahres keineswegs zu entsprechen scheint, hat bei uns schon mancherlei Besorgnisse und Befürchtungen wegen der Zukunft hervorgerufen, die, wie es scheint, den nur zu bekannten Umtrieben des Wuchers zur Herbeiführung einer künstlichen Steigerung der Fruchtpreise wieder anheim zu fallen scheint. Aus diesem Grunde ist hier der Vorschlag zur Bildung von Vereinen gemacht worden, deren gemeinsames Wirken den Zweck haben soll, den Betheiligten bis zur nächsten Ernte das für ihre Familien erforderliche Brod um einen annehmbaren billigen Preis zu liefern, welche Absicht man dadurch sicher erreichen zu können hofft, daß mit einem zeitig genug zu errichtenden Getreidemagazine zugleich eine gemeinschaftliche Backanstalt errichtet werde. Dieser Vorschlag hat allerdings sehr viel für sich und dürfte sich wahrscheinlich einer sehr großen Theilnahme von Seiten unseres Publikums zu erfreuen haben. Uebrigens ist man hier auch der Ansicht, daß das Fortbestehen der im vorigen Frühling erschienenen großh. Verordnung in Betreff der Beschränkung des Getreidehandels von Nutzen gewesen seyn würde. — Von einer anderen Seite hat man die Nothwendigkeit von Kornmagazinen schon längst eingesehen und der großh. Staatsregierung in diesem Sinne entsprechende Vorlagen gemacht, wie bereits vor mehreren Wochen von einer Anzahl hiesiger Staatsdiener geschehen, die bei dem großh. Ministerium des Innern eine darauf Bezug habende Petition eingereicht haben, auf welche jedoch bis jetzt noch keine Entschließung erfolgt seyn soll. — Nicht genug, daß die Angestellten den schweren Druck der letzten Theuerung gleich ihren Mitbürgern haben ertragen müssen, haben sie auch noch überdies im vorigen und in den vorhergehenden Jahren eine große Einbuße an der Geldvergütung für ihre Naturaldesoldung erlitten, welche darin ihren Grund hat, daß die ihren Besoldungsverhältnissen so nachtheilig gewordene Verordnung vom 1. Febr. 1827 im Art. 2 bestimmt, daß die Vergütung in Geld für die Naturalbesoldung in keinem Jahre den Nominal-Betrag des nach den laufenden Preisen der Naturalien zu vergütenden Besoldungstheils höher als um fünfzehn Procent übersteigen kann. In Folge dieser beschränkenden Bestimmung haben die großh. Staatsdiener, wie gesagt, an der Geldvergütung ihrer Naturaldesoldung bisher die empfindlichsten Verluste erlitten, welche für sie um so fühlbarer geworden sind, als unterdessen der Lebensunterhalt, besonders in größeren Städten, überall kostbarer geworden ist, und zwar in dem Maße, daß sehr viele Besoldungen in einem richtigen Verhältnisse zu den Preisen der Lebensbedürfnisse zu stehen aufgehört haben. Aus diesem Grunde hat hier eine große Anzahl von Staatsdienern höchsten Orts eine Vorstellung eingereicht und darin um gnädigste Aufhebung der Verordnung vom Jahr 1827 gebeten.

Wiesbaden, 27. Sept.

Das gestern gefeierte Ernte- und Dankfest in unserer deutsch-katholischen Gemeinde, geleitet von Hrn. Pfarrer Graf aus Mannheim, hat gewiß bei Allen, die demselben beigewohnt haben, mögen sie nun für oder gegen die Sache seyn, einen tiefen, herzerhebenden Eindruck nicht verfehlt. Der würdige Geistliche hat durch seine gediegene Predigt und durch seine kräftige, wahre Liebe athmende Abendmahlsrede seinen ihm vorangegangenen Ruf auf das glänzendste bewährt. Im nunmehrigen Besitz einer der segensreichsten Ernten seit langen Jahren nun auch endlich einmal mit derselben Liebe, mit der Gott uns auf's neue gesegnet, ohne Unterschied des Glaubens den Bedrängten, der hungernden Armuth zu Hülfe zu eilen; den gewiß von Gott nicht nur für die Reichen bestimmten Segen auch die in tiefem Elende Schmachtenden reichlich genießen zu lassen; Diejenigen zu suchen, die der Hülfe bedürfen; nach Kräften aufzurichten, wo Noth und Elend gebeugt; aufzubauen, was die lange Theurung in mancher Familie niedergerissen: das waren die ernsten Mahnungen eines Geistlichen, die man so gerne als Gotteslästerer, als Unglückige ausschreit. Möchten doch die Feinde der guten Sache recht bald erkennen, daß nicht ewig starrer Glaubenshaß, sondern nur wahre, aufrichtige Liebe, die uneigennützigste Menschenliebe von Christo als die Fahne aufgesteckt wurde, um die alle Gläubigen sich schaaren sollten, um treu vereint zu arbeiten an dem großen Aufbau der tiefgesunkenen und dadurch entsittlichten Menschheit! Ja, möchte man recht bald erkennen, daß nur die thätige Nächstenliebe allein dazu geeignet ist, jene große Verheißung in Erfüllung zu bringen: „Es wird seyn ein Hirt und eine Heerde!“

Anfragen.

1) In einer von Theodor Mundt oder Gutzkow, in den Jahren 1830 — 37 etwa, herausgegebenen, indessen bald wieder erloschenen Zeitschrift stand ein Aufsatz über die Verbrennung der Stadt Kusel im Revolutionskriege. Man bittet Literaturfreunde um die Angabe der Stelle und des Heftes der anzugebenden Zeitschrift, worin dieser Aufsatz steht.

2) Wo findet man eine historische Darstellung der edeln Aufopferung der 400 tapfern Bürger von Pforzheim für ihren Landesherrn? In dem größten Danke würde sich der Anfragesteller Demjenigen verpflichtet fühlen, der ihm die genaue Angabe liefert. Die verehrliche Redaction der Didaskalia würde die Nachricht in die Hände des Anfragenden gelangen zu lassen die Güte haben.

W. O. von Horn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Sept. Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abth, von Iffland.

Freitag, 1. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Schneider und zum Erstenmale): Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Frei für die Bühne bearbeitet). — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität

No. 272. Samstag den 2. October 1847.

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Ich hatte doch endlich mein Lämpchen angezündet und eine der wenigen Pfeifen guten Tabacks dazu, die ich mir in meiner Armuth zu rauchen gestatten durfte, als es an meine Thüre klopfte.

Ich meinte den Anwalt X. zu erkennen und öffnete. Er war's auch wirklich.

„Puh! was ist das für ein Wetter," rief er aus, den Pelzmantel hinwerfend, „und Sie haben kalt! Schüren Sie doch, ich habe ein Langes und Breites mit Ihnen zu reden." Er ließ sich im Sorgstuhle nieder; ich schürte und saß ihm dann gegenüber, begierig, seine Angelegenheit kennen zu lernen.

„Hören Sie, lieber Referendarius, mir ist da eine sehr fatale Geschichte in die Quere gekommen," hob er an. „Ein Onkel meiner Frau ist gestorben, der mir seine nicht unbedeutende Habe vermacht hat. Ich muß hin, und werde, wenn's rasch geht, in vier Wochen erst zurückkehren. Nun ist mir aber ein sehr wichtiger Prozeß übertragen, dessen Gegenstand ich Ihnen kurz auseinandersetzen will. Ein reicher Schuft ist Vormund dreier reicher Waisen. Er betrügt sie auf eine schamlose Weise. Die Sache wird ruchbar; alle Welt ist empört. Der fernwohnende Beivormund hört's, kommt, nimmt Einsicht, und, da die Sache nackt und frackt vorliegt, macht er sie anhängig. Sie kommt in acht Tagen vor, und ich muß fort, wenn ich nicht unendlichen Schaden leiden will. Nun habe ich mit dem Präsidenten gesprochen, und Alles ist in Ordnung. Sie sollen, wenn Sie wollen, in der Sache auftreten. Die Akten schicke ich Ihnen morgen. Alles ist klar. Alle Welt nimmt Partei für die Waisen. Bei solchen Sympathien ist die Sache herrlich. Ohnehin ist das gute Recht auf Ihrer Seite. Rudolphi sprach mit mir für Sie. Wollen Sie? Ein solches erstes Auftreten haben Tausende umsonst gewünscht."

Ich sagte rasch zu, und sein Antlitz erheiterte sich.

„Vortrefflich!" rief er aus. „Nun aber, lieber Freund, weiß ich, daß Sie eines Vorschusses bedürfen. Der Beivormund hat mir vierzig Thaler gegeben. Hier sind sie! Es ist ein goldner Fisch in Ihrem Netze. Halten Sie zu! Morgen erhalten Sie die Akten. Nun, gute Nacht!"

Er nahm Pelzmütze und Mantel, drückte mir die Hand und rannte rasch die Stiegen hinab.

Ich stand noch lange stille da und dankte innig Dem, der die Hülfe sendet zur rechten Zeit, und legte mich dann mit dem seligen Bewußtseyn nieder, daß mein Mangel gehoben sey auf lange Zeit. Vierzig Thaler! So reich war ich lange nicht! —

Am andern Morgen empfing ich die Akten. Es war, wie X. gesagt; klar lag die Schuld vor. Es war himmelschreiend, wie der Mensch gehandelt. Ich, selbst eine Waise, konnte die Stütze mißhandelter Waisen werden! Und Rudolphi hatte mich empfohlen! Ein neues Leben durchzuckte mich. Vielleicht würde dies die Thüre zu einer bessern Zukunft. Ich arbeitete unermüdet Tag und Nacht. Endlich war mein Vortrag ausgearbeitet, durchdacht, memorirt. Ich war durchdrungen von der Gerechtigkeit meiner Sache.

Ueberall sprach man von der Geschichte. Meine Kollegen beneideten mich um die Sache. Man wünschte mir Glück. Die Sitzung verhieß eine glänzende zu werden bei der allgemeinen Theilnahme. Wie pochte mein Herz.

So kam der Sitzungstag. Als ich in den Audienzsaal trat, fühlte ich, wie alles Blut aus meinem Gesichte wich. Meine Brust war unendlich beklommen; denn ein glänzendes Auditorium füllte den Raum. Aller Blicke ruhten auf den Waisen, lieblichen Kindern, dem Beivormund und mir. Der Beklagte schoß giftige Blicke herüber. Er hatte den tüchtigsten Advokaten gewählt.

Rudolphi lächelte mir Muth zu. Das hob mich wieder.

Endlich begannen die Verhandlungen. Hatte mir früher gebangt — jetzt war meine Seele frisch, froh, frei. Die Gerechtigkeit meiner Sache durchglühte mich, und was in der Seele lebte, ging in begeisterter Rede über die Lippe. Es war im Saale so stille, daß man hätte das Herzpochen des Beklagten hören können, der immer tiefer sein Haupt senkte, im Bewußtseyn, daß mit jedem meiner Worte seine Schuld klarer hervortrat.

Das Gericht widmete mir die größte Aufmerksamkeit. Rudolphi's Züge leuchteten von innerer Lust.

Alles, was mein Gegner vorbrachte, schlug ich siegend nieder. Das Gericht entfernte sich. Der Kläger drückte mir warm und innig die Hand. Jetzt erst wagte ich mich umzusehen. Da erblickte ich Nettchen, und ein Sonnenstrahl spiegelte sich in den Thränen, die in ihrem schönen Auge glänzten.

Endlich trat der Gerichtshof wieder ein. Der Sieg war für meine Klienten errungen. —

Die Sitzung wurde aufgehoben, der Saal leer. Die Richter standen noch da.

Der Präsident trat zu mir, drückte meine Hand und sagte: „Sie haben heute einen schönen Sieg, brav und wohl verdient, errungen. Ich habe in vielen Augen Thränen der Theilnahme gesehen, und manches Männerherz haben Sie tief bewegt. Ihr Beruf ist entschieden. Datiren Sie von heute eine schöne Zukunft, zu der ich Ihnen Glück wünsche!"

Rudolphi drückte mir stumm die Hand; aber dieser Handdruck war beredt.

Ich rannte in großer Bewegung heim.

„Ei, ei, Herr Referendar," rief meine alte, gute Hauswirthin, die ich fast über den Haufen warf, „Sie sehen und hören ja nicht! Ich war auch im Saale und wollte Sie hören; aber

Digitized by Google

Das haben Sie 'mal schön und gut gemacht! Potz Wetterchen auch! Neben mir standen des Landgerichtsraths Rudolphi bildschöne Töchter. Wie die weinten! Eine war Anfangs ganz bleich. Ich glaube, die hatte Angst für Sie; aber als Sie so frisch von der Leber, so schön und beweglich sprachen, da hat sie die Hände, wie zum stillen Gebete, gefaltet und ihr schönes Gesichtchen hat gestrahlt, wie die Sonne. Nun, Gott segne Sie! Sie haben brav für die armen Kinderchen gesprochen, und wenn Sie ein Mal Advokat werden, so kann's Ihnen nicht fehlen!"

Das sagte die alte, gute Frau so treuherzig. Sie konnte nicht ahnen, wie unendlich wichtig Das war, was sie mir sagte.

Das war ein Abend! Ich mußte allein seyn; daher ließ ich meine gute Alte alle Leute abweisen, deren viele kamen, mir Glück zu wünschen, wie ich nachher von ihr erfuhr. Mir war das Herz so voll, aber so voll seliger Freude, daß es zu bersten drohte.

Das Honorar meiner Klienten machte mich reich — denn so viel Geld hatte ich nie besessen.

Großer Gott, wie glücklich ist der Arme in einem bescheidenen Besitze! Der war hier wohlverdient, darum doppelt werth.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Meine Sehnsucht nach Andalusien nöthigte mich, meinen Aufenthalt in Nord-Spanien abzukürzen, und konnte ich daher in Biscayen nicht so lange verweilen, wie es dessen interessante Einwohner würdig sind. Die Basken sind wirklich ein schöner Menschenschlag, ohne Falsch, und im Leben und Charakter von den übrigen Spaniern sehr verschieden. Mit einer ganz beispiellosen Leidenschaft hängen sie an ihren Privilegien, unter welchen sie seit Jahrhunderten lebten, und welche die Könige Spaniens nie antasteten. Die, welche heute noch die vorzüglichsten seyn mögen und eines Kampfes würdig waren, sind: daß sie keine Steuern außer einem kleinen Beitrage zur Civilliste zahlten, keine Conscription kannten, keine Douane duldeten, die Ortsvorstände und Beamten selbst wählten, und sich so wenig als möglich um das übrige Spanien zu bekümmern hatten. Da die Constitution ihnen Aehnliches nicht einräumen wollte und nicht zustehen konnte, so benutzten sie den Aufruf von Don Carlos, um dem übrigen Spanien gegenüber einen achtjährigen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Dies kleine, nur aus einigen Hunderttausend Seelen bestehende Völkchen kämpfte so tapfer, daß sie einige Male auf dem Punkte waren, nicht nur die Hauptstadt, sondern ganz Spanien zu erobern, und noch heute sind sie der Ansicht, und die Geschichte wird vielleicht einst beistimmen, daß sie nicht durch die Waffen, sondern nur durch Verrath unterlagen. Die baskischen Mädchen sind zwar klein, besitzen aber angenehme und feine Gesichtszüge, schöne Augen, feine Haut und ein gutmüthiges Aeußere. Der Kopfputz ist ihr Hauptschmuck, und ziehen sie vorzüglich durch die langen, dünn geflochtenen Haarzöpfe, welche sie über die Schultern herabhängen lassen, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich.

Schwerlich gibt es noch ein Land in der Welt, wo der Tanz so heimisch wie hier ist. Als ich eines Sonntag Nachmittags auf einen Rasenplatz kam, fand ich wenigstens 4000 tanzende Personen; das Orchester bestand aus einem Bauer, der eine Kindertrommel anhängen hatte, die eine Hand benutzte, um die Trommel mit einem Schlägel zu schlagen, und mit der andern Hand eine Pfeife im Munde hielt. Diese einfachen Trommel- und Pfeifentöne waren es, welche 8000 Füße in die lebhafteste Bewegung brachten; und so einförmig und langweilig diese Musik ist, so sind es noch mehr die Tänzer, die trotz der großen Aufregung, welche ihr Körper verräth, stundenlang auf derselben Stelle bleiben, denn nach dem Tanzgebrauch dürfen die gegeneinander Tanzenden sich niemals mit den Händen berühren, welche sie stets in die Luft halten, um mit den Fingern nach dem Takte der Musik zu knippern. Nichtsdestoweniger sind unsere lebhaftesten Tänze nicht fähig, ein solches Feuer hervorzubringen, wie dies bei so einfachen Tänzen dort bemerkt wird. Am leidenschaftlichsten wird der Tanz geliebt, wo jeder Tänzer einen Stock erhält und seinem vis-à-vis von Zeit zu Zeit damit einen Schlag zukommen läßt. Auf der unweit meiner Wohnung gelegenen Promenade Arenal fand ich eines Abends mehrere Hundert Kindermädchen, deren jede einen 12 — 18 monatlichen Schelm auf dem Arme hatte und die mit Sehnsucht den Trommelschläger erwarteten. Kaum hatte dieser den ersten Schlag gethan, so glaubte ich mich in ein Marionettentheater versetzt; mit beiden Händen wurden beim Tanzen die Kinder in der Luft schwebend gehalten, und diese schienen so vergnügt, als hätten sie schon mit der Muttermilch die Tanzlust eingesogen. Der Fandango ist in Spanien ein Tanz, woran der Zuschauer wider seinen Willen Antheil nehmen muß, und wenn ein Spanier diese Melodie hört, so ist auf allen Gesichtszügen ein Ausbruch der Freude zu bemerken; und würde man die Musik des Fandango an einem Tribunal oder in einer Kirche erlauben, so würden plötzlich Richter, Advokaten, Zeugen, sowie Bischöfe und Priester zu tanzen anfangen.

Mit einem jungen französischen Tuchreisenden setzte ich die Reise nach Burgos fort; auch auf diesem langen Wege konnte ich den Boden wenig ergiebig finden, auch hier scheint der Landmann trotz aller Mühe ihm wenig abgewinnen zu können. Es gibt daher in Biscayen eigene Maschinen, und drei Menschen haben zu arbeiten, um mit dem Pfluge den Boden aufzureißen. Das Grundeigenthum ist in Biscayen nicht vertheilt, dasselbe fällt immer dem Erstgebornen zu, und dies mag dazu beitragen, daß aus dieser volkreichen Provinz jedes Jahr eine große Anzahl Menschen in die andern Provinzen auswandern muß. In Burcena erreichten wir Alt-Castilien, und zugleich die eigentliche spanische Douane, die nicht unempfänglich ist, und sich daher mit dem Anblick des Eilwagens begnügte. In Wilacaja wurden wir dem von Santander kommenden Wagen übergeben, und auf einer neuerbauten Straße, die durch ein zwar pittoreskes, aber entvölkertes Land führt, nach Burgos gebracht. Diese ehemalige Hauptstadt von Alt-Castilien hat gleiches Schicksal mit andern spanischen Städten gehabt, daß sie im Laufe der Zeiten entvölkert und verarmt ist, und ihre heutige Bevölkerung kaum den zehnten Theil der ehemaligen beträgt. In gleichem Verhältniß hat auch der Handel abgenommen, so daß gutgekleidete Menschen eine eben so große Seltenheit, wie luxuriöse Läden, sind. Dagegen besitzt Burgos eine Cathedrale, welche sich der schönsten Kirche in Italien an die Seite stellen kann und von keiner Kirche in Spanien übertroffen wird. Dies prachtvolle gothische Gebäude ist aber leider von vielen Baraken umzingelt, welche der Façade sehr zum Nachtheil gereichen. Dagegen ist man um so mehr überrascht, wenn man plötzlich ins Innere eintritt und die colossale Länge von 400 Fuß und Breite von 250 Fuß überblickt.

Jahre lang dürfte man in Burgos verweilen, und doch würde diese Zeit nicht hinreichen, um alle diese Grabmäler, Statuen von Königen, Engeln, Aposteln, Evangelisten, Heiligen und Mönchen, sowie die Kapellen, Orgeln ꝛc. ꝛc. beschreiben zu können. Bei der sogenannten Klosterthüre bemerkt man unter andern Schönheiten ein Basrelief, welches den Einzug Christi in Jerusalem darstellt und eben so geschätzt wird, wie die Thüre der berühmten Taufcapelle in Florenz. Wie in allen Kirchen Spaniens sind auch hier die werthvollsten Gemälde in der großen und kleinen Sakristei zu finden. Die große entfaltet eine wahre Pracht und einen guten Geschmack in der Ausführung und ist mit großen Spiegeln versehen. Die kleine enthält kleine Oelgemälde der Bi-

Digitized by Google

schöfe, welche bis heute in Burgos residirten. Zur Kirche gehört auch der Saal von Johann Cuchella, worin sich schwebend eine große eiserne Kiste befindet, die Kiste des Cid genannt, welche in der spanischen Geschichte eine Rolle spielte. Sie wurde vom berühmten Cid Campeador in seiner Geldnoth mit Sand angefüllt und an einen Juden versetzt. Diese Sage wurde von Casimir Delavigne zum Drama: „La fille du Cid" benutzt.

Die Lage von Burgos mit seinen schönen Quais am Ufer des Flusses Arlanzon ist angenehm und gesund; den Marktplatz ziert die Statue Carls III., das Quai, jenes des berühmten Cid, und das Haupteingangsthor besteht aus einem Triumphbogen, welcher zu Ehren des im Jahre 968 verstorbenen Gonsalez errichtet ward. Obschon Burgos an einem Flusse und an der von Madrid nach Frankreich führenden Hauptstraße liegt, so hat sie doch keinen Handel, nicht einmal ein bequemes Wirthshaus. Dagegen beherbergt die Stadt eine starke Garnison, und bei einer großen Inspektion, die während meiner Anwesenheit statthatte, überraschte mich die Haltung der Truppen, ihr Exerciren und Manoeuvriren, und der Typus der Soldaten zeigte deutlich, welcher Sonnenhitze sie während der letzten Bürgerkriege ausgesetzt waren. Sowohl an den Sapeurs und den Trommelschlägern, sowie überhaupt im Exercitium und an der Uniform sieht man deutlich, wie die Spanier sich bemühen, den Franzosen nachzuahmen, daher war es mir nicht klar, warum der General beim Defiliren der Truppen sein Haupt entblößt hatte. Großer Luxus ist gewiß nicht die Leidenschaft dieses Generals, denn in der Kneipe, wo wir zufällig unter einem Dache wohnten, wurde ein Gaubloch, was man bei uns keinem Bedienten anbietet und von mir nicht angenommen war, von diesem anspruchslosen Mann willig acceptirt und zu einem Audienzzimmer bestimmt. An der Tafel hatte ich Gelegenheit, diese Militärperson näher zu beobachten, und sobald man in mir den Ausländer erkannte, mußten alle Schüsseln mir zuerst präsentirt werden, und alle meine Einwendungen vermochten nicht, mich von dieser Ceremonie zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Posen, 22. Sept. — Rh. Beob.) Gestern früh fand in einem Walde bei Posen ein Pistolenduell zwischen einem polnischen Edelmann und einem jungen Offizier von einem der hiesigen Infanterieregimenter statt. Der Offizier begleitete vor einiger Zeit mit mehreren seiner Kameraden einen Freund des Abends auf den Posthof, und als letzterer sich in den Wagen begeben, stieg ihm jener in fröhlicher Weinlaune nach, um ihn dort noch einmal zum Abschied zu umarmen. Hier nun soll der Offizier aus Unachtsamkeit oder Versehen einer fremden Dame dermaßen zu nahe getreten seyn, daß sich ihr Begleiter veranlaßt fand, jenen wörtlich schwer zu beleidigen. Weil der Postwagen gleich darauf abfuhr, so sollen ihm der Offizier und sein gewählter Sekundant möglichst bald mit Extrapost nachgefahren seyn, an der russischen Gränze sollen sie ihn ereilt und sich mit ihm über das Duell verständigt haben. Wie uns versichert worden, hat dasselbe in Gegenwart des militärischen Ehrenrathes stattgefunden. Die Duellanten haben drei Kugeln mit einander auf eine nahe Distance gewechselt und sollen sich Beide als auffallend kaltblütige Männer gezeigt haben. Der Offizier ist unverwundet geblieben, der Pole soll seine beiden ersten Verwundungen als zur Abbrechung des Kampfes ungeeignet erklärt und nach der dritten sollen die Richter entschieden haben. Als sich der Verwundete zum Wagen schleppte, fand eine Versöhnung statt.

(Jakob Grimm über Gustav Adolf.) An keiner neuern Geschichte haftet unser Herz von Jugend auf, wie an der schwedischen. Die Dänen haben blos ihren Waldemar, der uns aber schon zu ferne rücket; doch welche Macht üben die Namen Gustav Wasa, Gustav Adolf und Carl der Zwölfte über die Gemüther aus; Wasa, der als Jüngling sein Vaterland, Gustav Adolf, der Deutschland rettete, Carl, dessen Thaten wie ein dichterisches Abenteuer mitten in die prosaische Wirklichkeit seines Zeitalters eintreten. Wider Gustav Adolf haben sich neuere Schriftsteller, und ich erröthe darüber, es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehen habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk, das der Held, mitten im Siegeslauf hingerafft, vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrecht erhalten hat, die ohne ihn, so weit Menschenaugen sehen können, preisgegeben war. Des Siegers Zeichen ist aber Erobern, und über Gustav Adolf, als deutschen König, hätten eher Schweden als Deutsche zu klagen gehabt, die seines Reiches Mittelpunkt gebildet haben würden; welche Folgen wären daraus für den evangelischen Glauben, wie für die Welt hervorgegangen! Mutterhalb war sein Blut schon ein deutsches, und war er nicht deutscher, als der in Spanien geborne Carl der Fünfte! Nur Eroberungen haben das Glück wie das Unglück der Weltgeschichte mit sich geführt, und aufgestiegen ist keine Macht, als die emporstrebende. (Dies Wort zur Zeit entnehmen wir einer Vorlesung Jakob Grimms, gehalten in der Berliner Akademie der Wissenschaften am 5. December 1844.) (Hann. Morgenz.)

In Celle wurde im Frühjahr ein Metzger hingerichtet, und an demselben Tage in Sprakensehl ein Altentheiler erhängt gefunden. Es hieß, der neue Stellewirth habe den Mann gemordet. Der dortige Pastor Blumenthal, als eifriger Pietist bekannt, sagte dem Manne die Schuld des Mordes gerade auf den Kopf zu, und bedrohete ihn mit ewigen Höllenstrafen. Der fürchterlich geängstigte Mann gestand ein, er habe den Mord begangen. Nun ergiebt sich aber bei der Untersuchung die Wahrscheinlichkeit, daß er den Mord gar nicht begangen habe. Er ist nun obendrein wahnsinnig geworden. Wäre er aber wirklich der Mörder, so müßte er seine That verübt haben, als er von der Hinrichtung in Celle, welcher er beigewohnt haben soll, zurückkehrte. Von Abschreckung könnte also auch dies Mal bei der öffentlichen Hinrichtung keine Rede seyn! (Magdeb. Z.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 28. Sept.

Das Geburtsfest Sr. M. des Königs ist gestern noch stiller verüber gegangen, als es sonst der Fall war, da Se. M. diesmal den Tag, welchen sein ganzes Land festlich zu begehen pflegt, nicht in demselben zubringt, sondern seiner Tochter, der schon mehrere Tage vom Haag abgereis'ten Prinzessin von Oranien, entgegen gereis't ist. Diese erlauchte Prinzessin, der Liebling des hohen Vaters, soll in sehr beklagenswerthen Gesundheitsumständen sich befinden, vor deren entschiedener Besserung an eine Rückkehr nach dem Haag nicht zu denken sey. Morgens um 9 Uhr versammelten sich die Bürgermilitärcorps zu Fuß und zu Pferd, so wie die Schützengesellschaft zur Kirchenparade, begaben sich sofort zur Kirche und die Offiziere derselben nahmen sodann an dem von vielen Bürgern und den königlichen Bezirks- und den städtischen Beamten besuchten Mahl im Bürgermuseum Theil. Abends war Opernvorstellung bei festlich beleuchtetem Hause, und es kam da der Freischütz zur Aufführung. — In Cannstatt, wo Markt war, erschienen gestern und heute viele Leute von Stuttgart und der Gegend auf dem Volksfestplatze, wo des Marktes wegen einige Cannstatter Wirthe ambulante Wirthschaften errichtet hatten; gegen das sonstige Wogen und Treiben auf diesem Platze ist das aber kaum ein dürftiges Schattenbild und man kann sich nun recht wohl denken, wie groß der Verlust der Cannstatter durch die Nichtabhaltung des Volksfestes sich belaufen mag.

Digitized by Google

— Seit mehreren Tagen liefen wieder höchst beunruhigende Gerüchte in der Stadt um über eine angeblich in Calw ausgebrochene, durch böswillige Brandstiftung entstandene große Feuersbrunst; allein die neuesten zuverlässigen Nachrichten von dort reduziren das Ganze auf das Abbrennen einer durch Zufall und Unvorsichtigkeit in Brand gerathenen Scheune.

Weimar, 26. Sept.

Ueber unserer Bühne ist ein neuer Stern des Lebens aufgegangen. Die neue Intendanz hat ihre Thätigkeit unter günstigen Umständen begonnen und ist in der Wahl der aufzuführenden Stücke sehr glücklich gewesen. Bekanntlich wurde das Theater am 18. d. mit „Emilie Galotti" eröffnet. Das Stück ist ein anerkanntes Meisterwerk; indeß schien die veraltete, etwas frivole Tendenz desselben, obschon sie ein treuer Sittenspiegel ihrer Zeit ist, im Allgemeinen nicht sonderlich anzusprechen. Einzelne Mängel in Sprache und Auffassung der Charaktere ausgenommen, kann die Darstellung als eine sehr gelungene bezeichnet werden. Dieser Dichtung folgte am 23. Göthe's „Egmont." Hr. Dessoir, vom Karlsruher Hoftheater, gab die Titelrolle als Gast. Hr. Dessoir ist ein gewandter, mit vieler Herzenswärme und einem vollönenden Organ begabter Künstler, der vermöge dieser Eigenschaften den Zuschauer zu sich emporhebt und mit sich fortreißt. Alles, was er spricht, spricht er mit Gefühl und Energie, jedes seiner Worte ist abgemessen und verfehlt seine Wirkung nicht. Dabei ist der Ausdruck seiner Mimik so scharf und bezeichnend, daß sich auf seinem Antlitz deutlich der Zustand seines Innern spiegelt. Aber trotz dieser schätzenswerthen Eigenschaften hatte er den Charakter Egmont's augenscheinlich nicht naturgetreu aufgefaßt. Er war nicht der herzliche, von tiefer Vaterlandsliebe durchglühte Egmont, wie ihn die Geschichte kennt und wie ihn der Dichter gezeichnet hat. Gleichwohl ließ sich sein Fleiß und sein Streben, das Ideal des Dichters zu erreichen, nicht verkennen, und dies Streben wurde auch durch lebhaften Beifall und zuletzt durch stürmisches Hervorrufen dankbar anerkannt. Zu einem vollkommenen Gelingen des Ganzen trug das ausgezeichnete Spiel und das exacte Eingreifen der dabei betheiligten Künstler unserer Bühne wesentlich bei. Es wirkten mit: Mad. Genast (Margaretha), Hr. Franke (Machiavell), Hr. Durand (Wilhelm von Oranien), Hr. Genast (Alba), Fräul. Genast (Ferdinand), Mad. Stör (Klärchen), Hr. Steeit (Richard). Auch die Leistungen des übrigen Personals ließen, mit wenigen Ausnahmen, nichts zu wünschen übrig. — Am 25. kamen bei aufgehobenem Abonnement und bei vollgedrängtem Hause Laube's „Karlsschüler" zum ersten Mal zur Aufführung, und zwar mit einem Erfolge, den ich kaum zu beschreiben im Stande bin. Der Inhalt des Stückes selbst, das bereits seine Wanderung über die meisten deutschen Bühnen gemacht hat, ist allgemein bekannt. Sitten und Zustände des vorigen Jahrhunderts sind in ihm meisterhaft gezeichnet. Hr. Dessoir gab den Schiller. War irgend eine Zeit geeignet, den Schiller in Weimar auf die Bühne zu bringen, so war es die jetzige, wo das Andenken an den vergötterten Musensohn durch den Verkauf seines ehemaligen Hauses stärker als je wieder aufgelebt ist, wo Frauen Sammlungen zu einem Teppiche veranstaltet haben, welcher zur Ausschmückung der Räume seiner vormaligen Wohnung verwendet werden soll. Dieser Umstand sowohl, als die Menge seiner Verehrer ließ einen glänzenden Erfolg voraussehen. Hr. Dessoir war diesmal ganz an seinem Platze. Er stellte den jungen Schiller, das gewaltige, alle Schranken durchbrechende Genie, mit einer Wahrheit, mit einem Feuer und mit einer Leidenschaft dar, die Alle electrisirte. Jede Situation, jede Bewegung, jede Aeußerung des dichterischen Gemüths wurde mit einem Sturm von Beifall begleitet. Wie am Schlusse des dritten Acts, so wurde er auch am Ende des Stückes stürmisch gerufen. Eine gleiche Ehre wurde dem anwesenden Dichter zu Theil. Hr. Genast (Herzog Karl) hatte diesmal bei Auffassung seiner Rolle ebenfalls einen glücklichen Griff gethan; er war ganz der von den Vorurtheilen seiner Zeit befangene, militärisch strenge Fürst des h. römischen Reichs, welcher durch tyrannische Macht die Schwingen des neu sich erhebenden Weltgeistes lähmen zu können glaubte, und führte diesen Charakter von Anfang bis zu Ende meisterhaft durch. Auch die Lust und Liebe, mit welcher die übrigen Künstler und Künstlerinnen ihre zum Theil sehr schwierigen Partien darstellten, verdient volle Anerkennung. Die Aufführung der Karlsschüler ist für Weimar ein Ereigniß von entschiedener Wichtigkeit und wird die Aufmerksamkeit des Publikums noch lange gefesselt halten. Ueberhaupt scheint Weimar in dramatischer Beziehung wieder einige Bedeutung zu erlangen. Es ist reich an geistigen Kräften, die, wollen sie nicht untergehen, bisher nothgedrungen waren, sich mit ihren Producten in's Ausland zu flüchten. — Die glücklichen Erfolge, welche die neue Oper: „Prinz Eugen, der edle Ritter" von Gust. Schmidt, einem Componisten aus Weimar, sich in Ihrem Frankfurt zu erfreuen hatte, sind allbekannt. Nicht minder glücklich war die am 18. d. Mts zu Leipzig erfolgte Aufführung eines neuen Dichterwerkes: „Friedrich mit der gebissenen Wange", von unserem durch seine vaterländische Dichtung „Kaiser Rudolph zu Worms" bekannten Alexander Rost. Diese Dichtung hat zwar nach ihrer ersten Aufführung in der D. A. Ztg. eine ungünstige, man kann sagen hämische Kritik erfahren müssen, welche aber glücklicherweise ihre Wirkung auf das Publikum gänzlich verfehlt hat. Das Stück hat gefallen und ist auch trotz jener mißgünstigen Recension bei seiner zweiten und dritten Wiederholung sehr beifällig aufgenommen worden. Wie es heißt, wird „Friedrich mit der gebissenen Wange" in der nächsten Zeit auch hier und in Erfurt zur Darstellung gelangen. Hr Rost ist übrigens auch der Verfasser des Textes zu der Oper „Prinz Eugen, der edle Ritter", welches Verdienst ihm selbst der Componist öffentlich zuerkannt hat.

Mannheim, 28. Sept.

Am 26. war hier die erste Aufführung von G. Schmidt's Oper: „Prinz Eugen, der edle Ritter", welche näher zu besprechen wir uns auf eine zweite Aufführung, welche hoffentlich in Bälde stattfinden wird, vorbehalten werden. Das Sujet, welches ja in Ihrem geschätzten Blatte schon mehrfach genannt wurde, sprach allgemein an, am meisten jedoch der originale Gedanke des Componisten, das Volkslied, das so allgemein bekannt und beliebt ist, zu seinem Sujet zu wählen. Die Melodien waren in jeder Beziehung ansprechend, Chöre, Arien, Duette, Quartette, Alles herrlich arrangirt und der Geist der Musik ein kräftiger und gediegener, der daher auch auf das Publikum viel Einfluß übte, so daß man den Componisten, welcher sich auf der Bühne befand, einstimmig hervorrief. Von Seiten der Bühnenglieder wurde aber auch Alles geleistet, was in ihren Kräften stand. Engelliese (Frau Gundy) erregte durch ihren herrlichen Gesang und ihr wirklich anmuthiges Spiel die Theilnahme des Publikums; der Wachtmeister Venns (Hr. Mainhardt), welcher das beliebte Lied mehrmals sang, gefiel durch die volle Kraft seiner schönen Stimme und sein Bruder Conrad (Hr. Flintzer) hatte sich gleichen Beifalls zu erfreuen. Prinz Eugen (Hr. Abl) war uns nicht Held genug. So viel für heute. H.

Neustadt a. d. Haardt, 23. Sept.

Nach langem kaltem Regenwetter haben wir heute endlich einmal einen recht freundlichen Herbsttag, der die ziemlich tief gesunkenen Hoffnungen auf unseren Wein auf's neue belebt. Entschieden günstiges Wetter ist aber auch durchaus erforderlich, wenn die Qualität des heurigen Weines nur einigermaßen gut werden soll. In den meistrn Lagen sind die Trauben noch hart und die weichen haben bedeutend zu faulen angefangen. Zwei bis drei Wochen warmes Wetter würden jedoch ein um so günstigeres Resultat liefern, als die Quantität der Trauben nichts zu wünschen übrig läßt. — Der Fremdenverkehr ist diesen Herbst stärker als je, theilweise wohl in Folge der Eröffnung unserer Ludwigsbahn, deren Frequenz verhältnißmäßig sehr bedeutend ist. — Leider fangen auch hier die Getreidepreise schon wieder an zu steigen; da die Getreideernte sehr reichlich ausgefallen und von der Kartoffelkrankheit wenig zu bemerken ist, so ist kein anderer Grund dafür denkbar als der Wucher der Speculanten und Aufkäufer. Schon jetzt regt diese Steigerung die Gemüther sehr auf und es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Regierung schleunigst Maßregeln ergriffe, um einer Wiederholung der Wucherheuerung, wie sie der letzte Winter brachte, vorzubeugen. Im vorigen Jahre wurden die Maßregeln ergriffen, als es zu spät war; gebe Gott, daß es dieses Jahr bei Zeiten geschieht. Die theuren Brodpreise regen jedenfalls mehr auf, als sämmtliche Heinzen'sche Schriften und freisinnige Zeitungsartikel vermögen, die nur durch ihre Verfolgung Interesse erregen und Bedeutung gewinnen. Es wäre also gewiß viel besser, die auf letztere Angelegenheit verwendete Zeit und Mühe zu Maßregeln gegen den Wucher zu benutzen. N.

Theater-Anzeige.

Freitag, 1. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Schneider und zum Erstenmale): Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Frei für die Bühne bearbeitet). — Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 2. Oct. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abth., von G. Schmidt.

Druck und Verlag von Hellee und Reihm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 273. Sonntag, den 3. October 1847.

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

War mir früher der Landgerichtsrath Rudolphi freundlich, so war er's jetzt in viel ausgedehnterem Sinne, in reicherem Maße. Ich fand täglich Beschäftigung in seiner Schreibstube. Commissarische Geschäfte führten mich hier- und dorthin. Mehrere Processe bekam ich nicht nur zu führen, sondern sie wurden mir vom Präsidenten überwiesen. Meine Stellung war eine andere geworden. Ich verdiente mir Geld. Ich konnte mich anständig kleiden, obwohl ich stets in bescheidener Höhe mich hielt und nicht mit dem breiten Strom der Mode schwamm. Nicht ohne Wehmuth sah ich mein Fräcklein von Anno 11 zum Trödler wandern. In ihm hatte ich ja schweren Herzens Sorgentage, und seligen Herzens die ersten Sonnentage meines Lebensglückes verlebt. Auch meine persönliche Stellung zu Rudolphi wurde eine andere. Er gehörte zu den wenigen Männern, die im nahenden Alter eine innere Jugendfrische des Gemüthes bewahren und darum fähig sind, auch an einen jüngeren Mann sich noch warm anzuschließen, und ihn mit goldenen Fäden an sich zu ziehen und ihm in seiner Nähe wahrhaft wohl werden zu lassen. Das hab' ich gefühlt und erfahren. Je mehr ich den Mann kennen lernte, desto enger ich mich an ihn anschloß, desto inniger ich ihn liebte, desto vertrauensvoller er sich mir erschloß. In sein Haus kam ich selten; aber in der Regel sandte er mir den Gerichtsdiener, um mich zu einem Spaziergange laden zu lassen. Da erschloß sich ihm mein Herz. Da legte ich vor ihm mein Leben blos, wie ich mit Armuth gerungen bis zur Stunde. Er lächelte gutmüthig und sagte: „Das ist ja nun mit Gottes Hülfe vorüber, aber Vertrauen weckt Vertrauen. Sie sollen zu rechter Stunde auch die Wege meines Lebens kennen lernen."

Eines Tages, es war eben schon tiefer Winter und die Abende waren lang, bekam ich eine Einladung zu Rudolphi.

Nettchen hatte ich lange, lange nicht gesehen. Sie war bei Verwandten oder guten Freunden gewesen. Wie pochte mein Herz in heißer Sehnsucht. — Ich erwartete eine glänzende Soirée — aber ich fand nur den Familienkreis und zwei fremde Männer, einen Geistlichen von schlichtem, aber ehrwürdigem Wesen und einen Bürger, dessen Gesicht Gutmüthigkeit, Offenheit und Biederkeit ankündigte.

Rudolphi behandelte sie mit einer Innigkeit, die mir in der Seele wohlthat, nannte sie „Du" wie sie ihn; aber doch fiel es mir auf, daß man mir sie nicht nannte, nicht vorstellte, sondern mich blos ihnen. — Alle Familienglieder behandelten beide Männer mit wahrer Verehrung. So in sich froh, so innig glücklich hatte ich Rudolphi niemals gesehen, wie heute, und doch war diesen Aeußerungen seines Inwendigen eine gewisse Wehmuth beigemischt, wie ich sie auch nie an ihm bemerkt. Nettchens Auge leuchtete mir entgegen. Es sprach mehr als Worte und ich verstand die stille, geheime Sprache. Als alle vereint waren und der Thee dampfte, sagte der Landgerichtsrath: „Ich werde heute sechzig Jahre alt. Da wollte ich den Tag nur mit Menschen verleben, die mir lieb sind. Ich denke, diese Beiden lernen Sie noch kennen. Es sind meine Spezials." Ich wünschte ihm Glück.

„Weiß wohl, daß Sie es gut und treu meinen", sagte er, mir die Hand drückend.

„Albert", sagte Rudolphi, sich zu dem Geistlichen wendend, „Du hast das Talent, sehr gut vorzulesen; thue mir den Gefallen und lies diese Blätter vor." Er reichte sie ihm dar und wandte sich dann zu mir und sagte: „Ich hoffe, ihr Inhalt wird uns nicht ganz unangenehm unterhalten." Der Pfarrer las mit klangvoller Stimme:

„Das Hungertuch ist ein hartes Gewebe, meiner Treu! Auf dem langen Webestuhl des Lebens wird es tüchtig zusammengeschlagen und das Schifflein: Elend, fährt wacker hin und her. Ich habe daran genagt von Kindesbeinen an und wie viel Gesellschaft ich auch im Allgemeinen hatte, das Gewebe ist noch immer fest und wacker und es geht ihm besser als der großen Zehe an der Statue des heiligen Petrus in Rom, die rein weggeleckt ist an dem harten Marmor von Carrara. Wäre nur das Gewebe an meinem billardgrünen Gottfried eben so fest, aber da sind die Nähte weiß geworden und die Fäden sind sichtbar und was das Schlimmste ist, er reißt aus. Nun, er hat lange gedient, treu und redlich. Mein Vater behielt das Tuch übrig, als er sein Billard überziehen ließ, trug den Rock viele Jahre und dann ließ ich mir ihn machen, daß ich hinein schlüpfen konnte, und das ist auch schon lange her, denn ich merke, daß meine Arme über Gebühr lang aus den Aermeln herausgewachsen sind. Kein Wunder, daß am Ellenbogen das Hemd in transparentem Style sichtbar wird; es war auch lange genug im Dunkeln und seit er „durchlauchtig" wird, kommt er zu Rang und Ehren.

Es ist doch eine fatale Geschichte, wenn man über sein eigenes Elend spottet. Ich habe ja doch keinen andern Rock, mit dem ich in die Häuser gehen kann, wo ich Privatstunden gebe. Zu Hause trag' ich ein gestricktes Wollwams, eine Arbeit meiner seligen Mutter. O du Gute, nun ruhst du schon lange und dein armer Sohn muß sich durch die Welt drücken!

Wie seltsam sind die Güter des Lebens und — des Gemüthes vertheilt! Da drüben, der alte, reiche Filz, der nicht weiß, wie reich er ist, lebt im Ueberfluß und jagt alle Bettler von seiner Thüre und wenn die Nichte, das herzig liebe Mädchen, nicht heimlich gäbe, bekäme kein Armer von ihm. Die hat auch wohl keine Rosentage, denn sie ißt, wie mir scheint, das Gnadenbrod. Auch ein bitteres Gebäck! Armes Mädchen, mein Hungerbrod ist vielleicht süßer! Wenn ich so dasitze und für den Notar ab-

Digitized by Google

schreibe, oder wenn ich Noten copire für den alten Musiklehrer und Organisten und kaue an meiner Brodkruste, tröstet mich ordentlich ein Blick auf sie. — Aber der Blick dauert oft ungebührlich lange und es ist mir leider vorgekommen, daß ich hintennach Achtel in Zweiunddreißigstel verwandelte und den Baß in die Diskantlinien schrieb oder umgekehrt. Ich darf nicht mehr so oft nach ihr sehen! Neulich hab' ich auch eine Uebersetzung aus dem Euripides gründfalsch gemacht und der Magister Brummer brummte entsetzlich und sagte: „Noll, er hat das Concept verrückt oder seinen Kopf. Für einen Primaner solche Quartanerarbeit!" Es soll mir gewiß nicht wieder vorkommen! —

Nehme sich Einer so was vor! Wollt' ich wohl oder übel, ich mußte meinen Tisch vom Fenster wegsetzen, sonst hätt' ich gar nichts mehr gethan und noch mehr hungern müssen. Nun gings besser; aber ich stand doch gar oft auf, um einmal zu sehen, was es für Wetter wäre! —

Nun ist's Weihnachten. O wie glücklich war ich als Kind! Die Mutter bescherte mir den Christbaum mit Lichtern, Nüssen, die golden und silbern glänzten, Aepfeln, Birnen, Lebkuchen und Zuckerwerk, und sie lächelte so selig bei meinem Glücke und der Vater war froher als ich. Gute Eltern! ruhet sanft; ich will heute noch, so tief auch der Schnee ist, Euer Grab besuchen und Ihr mögt Euch droben im Himmel meiner Liebe freuen, wenn's auch Christtag bei Euch ist. Mir ist er kalt und trübe! — Wie undankbar bin ich! Hat doch mein guter Conrad so viele Liebe für mich, hat mich so oft schon gespeist und mein treuer Albert schenkte mir zum Christfest einen warmen Flaus, weil mein Billardgrüner keine Strapatzen mehr aushält. Gott lohn's, Ihr treuen Seelen! In Euerer Liebe bin ich reich!

Als ich am ersten Christtage hinaus ging auf den Gottesacker, wo meiner lieben Eltern Gräber so stille neben einander liegen (sie starben zwei Tage von einander), war mir das Herz recht schwer. Lieber Gott, man fühlt sich nie verlassener, als am Christfest, wenn man Niemanden mehr hat. Auch ich habe ja keine verwandte Seele mehr auf Erden. Ich betete stille auf den lieben Gräbern und meine Thränen schmolzen die scharfe Eiskruste, die den Schnee bedeckte. Als ich recht traurig zurück ging und außerhalb des Thores an die Stelle kam, wo der Weg nach N. abbiegt, da glänzte Etwas in dem Gleise eines Schlittens. Ich bückte mich und siehe da, es war ein goldenes Medaillon an einem Halsbande von Granaten. Darauf war ein Mädchenbild sehr fein gemalt. Als ich's näher betrachtete, erschrack ich fast, denn es glich dem heezigen Minchen drüben an des alten Geizhalzes Fenster, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich fühlte keine Kälte mehr und — da es ja Niemand sah, — küßte ich das schöne Gesichtchen, aber erröthete darauf bis hinter die Ohren, steckte schnell den Fund ein und rannte heim.

Warum ich roth ward? Kurios! Es war ja doch nichts Schlimmes? Aber ich fürchtete mich jetzt, das liebe Mädchen anzusehen, denn ich meinte, sie wüßte es. Ich sah nicht hinaus, als ich in mein Stübchen trat und mein Feuer anmachte. Gleich darauf trippelts die Stiege herauf.

„Mußje Noll!" rief die alte Hausfrau, „mach' Er 'mal die Thüre auf!"

Was will doch die Alte, dachte ich, und that, was sie wünschte. Allein wie erstaunte ich! Sie hatte ein Kännchen mit Kaffee und eins mit Milch auf einem Theebrette stehen und daneben lag ein Berg von Kuchen.

„Da bring' ich Ihm den Weihnachtskaffee und Kuchen," sagte sie freundlich lächelnd. „Er war nicht da, als wir tranken; da hab' ich's Ihm aufgehoben. Laß Er sich's recht gut schmecken!"

Die gute Seele! Wie dankte ich ihr so herzlich, und wie schmeckte es mir so gut! Behaglich saß ich nun am warmen Ofen und meine Zukunft trat vor mich, wie das verhüllte Isisbild zu Sais. Was sollte aus mir werden? Achtzehn Jahre war ich alt; hatte mich mit Eifer und Fleiß durch die Klassen des Gymnasiums durchgearbeitet. Zu Ostern sollte ich mein Abiturienten-Examen machen. Was dann? — Studieen? O meine Seele hing an dem Gedanken mit aller Kraft; aber, woher das Geld nehmen? Hier auf dem Gymnasio war ich durch Privatstunden, die ich gab, ganz leidlich durchgekommen. Manchmal ohne Abendbrod zu Bette, ohne Frühstück in die Schule gehen — das war nichts. Könnte ich Das auch dort? Ich hatte einmal dem alten Pfarrer zu N., den ich zufällig traf und der meinen Vater gut gekannt hatte, Das gesagt. Ach, sagte der freundliche Greis, aber Herr Noll, glaube Er mir, da studiren Viele, wie Er sich hier durchhilft. Dort ist mehr Gelegenheit zu Privatstunden, und sie werden besser bezahlt, wie hier. Sey Er nur gutes Muths, ich will Ihn dort an einen Professor empfehlen."

Seitdem hatte ich Muth genug. Allein, was sollte ich denn wählen? Theologie? Das gefiel mir nicht; Philologie? — Ich hatte geschulmeistert genug, um zu wissen, wie da die Galle wächst. Medizin? Du lieber Gott, überall ist's voll Doktoren, und die Menschen hassen sich wie Hund und Katze und gönnen sich einander das Weiße im Auge nicht. Jurisprudenz? Ja, das gefiel mir gar sehr; aber das war ein weites Feld und die breite Straße, die gar Viele gehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Der Spanier ist im Allgemeinen sehr gastfreundschaftlich, und von allen europäischen Völkern vielleicht der wenigst verdorbenste. Ein Schuster, der in seinen Mußestunden das Führergeschäft betreibt, bot sich mir an, mich nach dem 3/4 Stunden entfernten Kloster Miraflor zu begleiten, welches, ehe die Franzosen es ausgeplündert hatten und die Mönche vertrieben waren, ein wichtiges Monument für Spanien war. Noch heute lohnen seine Zellen, Kirchen und Gräber, namentlich jenes von Don Juan II., besichtigt zu werden, welches von 16 Löwen getragen wird und dessen allegorische Figuren so fein gearbeitet sind, daß manchmal Zweifel aufsteigen, ob Menschenhände es so verfertigen könnten. Auf dem Heimwege sah ich die Vorstadt Vega und die darin liegende St. Pauls-Kirche mit dem Marmorgrab des heiligen Paulus de St. Maria, zu dem während mehrerer Jahrhunderte gewallfahrtet wird. Derselbe war von jüdischen Eltern geboren und selbst Vorsteher der Juden, trat 1390 zum Christenthum über und starb als Bischof von Burgos.

Zum zweiten Male verließ ich die Hauptstraße nach Madrid, um mit einer nach Galizien fahrenden Post über Pallencia nach der bekannten Stadt Valladolid zu kommen. Diese Stadt war Residenz der Könige, hatte 11,000 Häuser und 100,000 Einwohner; heute sind ihre Gebäude verfallen und die Bevölkerung besteht kaum aus 20,000 Seelen. Ihre seit 500 Jahren bestehende Universität ist jedoch noch das für die Jurisprudenz, was Salamanca für die Theologie ist. Die Statuten der Universität bestimmen, daß nur Jener zugelassen wird, welcher durch Atteste belegen kann, daß bis zum siebenten Glied seiner Vorfahren keiner Protestant, Jude oder Maure war, und nur reines katholisches Blut in seinen Adern fließt.

Ich weiß nicht, ob die Constitution diese Einrichtung abänderte. Alle öffentlichen Plätze Valladolid's sind sehr ausgedehnt und haben viele geschichtliche Andenken. Der Platz Campo grande, welcher von zwölf Kirchen eingeschlossen ist, hat sich besonders bei der spanischen Inquisition ausgezeichnet; hier war es, wo am 7. Oct. 1559 auf Befehl und in Gegenwart des Königs Phi-

Digitized by Google

lipp II. das schreckliche Autodafé stattgefunden hatte. Heute ist dieser Platz zur Hälfte als Exercier-Platz und zur anderen Hälfte als Promenade benutzt. Der Constitutions-Platz Valladolid's ist groß und interessant; er besteht aus einer Colonnade, welche auf 400 Säulen von blauem Granit ruht, und alle Häuser auf diesem Platze sind von gleicher Form und dreistöckig; auf den Fensterbalkonen können 20,000 Menschen Platz finden, was bei allen Festlichkeiten, die hier stattfinden, sich sehr imposant ausnimmt. Dies ist der belebteste Stadttheil Valladolid's, weshalb sich auch hier die meisten Läden und Kaffeehäuser befinden. Der Fluß Pisnerga, der ganz nahe bei der Stadt vorüberläuft, ist jetzt so verschlammt, daß er nicht die Kraft hat, die kleinste Barke zu tragen; nicht minder vernachlässigt ist die durch die Stadt fließende Esqueva, welche in den Duero fällt, und daher leicht eine Communication mit Portugal herstellen könnte. Als ich eines Morgens die Façade der Paulskirche bewunderte, trat ein Geistlicher auf mich zu und fragte in französischer Sprache in freundlichem Tone, ob es ihm nicht vergönnt wäre, mir Explicationen geben zu dürfen, und als wir bekannt wurden, erfuhr ich, daß er bei einem 1810 gegen die Franzosen unternommenen Streifzuge gefangen und nach Frankreich über Köln, Mannheim nach Basel gebracht wurde, wo er bis zum Frieden verweilte. Die Rückerinnerung machte ihm so viel Freude, daß er während meines Aufenthalts in Valladolid fast nicht von meiner Seite wich. Wir besuchten das von Kaiser Karl V. erbaute Schloß, welches gegenwärtig wieder hergestellt ist, daß die Königin es bewohnen kann. Im Schloßhof befinden sich Arcaden, welche mit den Brustbildern der Könige geziert sind. Hier ist es, wo Philipp der Zweite, Dritte und Vierte geboren wurden. Nicht weit davon zeigte man mir ein anderes Gebäude, worin Columbus sein Leben geendigt haben soll. Philipp II. beabsichtigte, hier eine Domkirche aufzuführen, welche eine Nachahmung der Peterskirche in Rom werden sollte; da aber der Escurial alle Staats-Einnahmen verschlang, so konnte diese Kirche nur halb nach dem ursprünglichen Plane vollendet werden. Die guten Wirths- und Kaffeehäuser, das kleine Theater, die angenehme Lage der Stadt und ihre besuchten Promenaden verdienen, daß man diese alte spanische Stadt nicht unbeachtet läßt; ihr Handel ist jedoch unbedeutend und vernachlässigt; wenige Ausländer haben sich hier niedergelassen, und ich bezweifle, ob außer dem Tambourmajor vom 13. Infanterie-Regiment, der ein geborner Badenser ist, sich noch ein Deutscher in Valladolid aufhält.

Meinen Weg nach Madrid fortsetzend, hatte ich zuerst den Duero zu passiren und im Städtchen Almedo begegnete ich sechs deutschen Musikern, welche mit ihren Blasinstrumenten Spanien durchziehen. Sie waren so arm, daß sie auf dieser mühsamen Reise nicht einmal das Hemd wechseln konnten. Ihre Lage hatte sich in Burgos und Valladolid nicht gebessert, und setzten sie jetzt auf Salamanca ihre Hoffnung.

In Labajos vereinigten sich an einer Table d'hote die Reisenden unseres Wagens mit jenen des nach Valladolid und Leon in Galicien gehenden Wagens und bildeten dadurch eine Gesellschaft von 30 Mitgliedern. Nach dem Essen hatten wir das Quadrama-Gebirge zu passiren, welches die beiden Castilien von einander trennt. Ferdinand VI. hatte über dieses an 1400 Fuß hohe Gebirge eine ganz vorzügliche Straße erbauen lassen, wofür man zum Danke ihm auf dem höchsten Punkte ein Monument errichtete. Wenn man nach Neu-Castilien herabfährt, so bietet sich den Augen der Reisenden sogleich der Anblick des Escurial, des Pardo mit seinem an sechs Stunden ausgedehnten Parke, dem Lieblingsaufenthalte des dermaligen Königs, und etwas weiter die Hauptstadt dar, über welche in allen Sprachen so viel geschrieben ist, daß ich nur wenig hinzuzufügen habe. Was mich bei meiner Reise in Spanien am meisten überraschte, ist die Aehnlichkeit der Verhältnisse mit jenen in Rußland, obschon beide Länder in Sprache, Religion, Klima und Charakter völlig verschieden sind. In Madrid fiel mir sogleich die russische Hauptstadt ein, denn Madrid und Petersburg verdanken ihre Entstehung den Launen ihrer Fürsten. Peter dem Großen wurde bei seinem Aufenthalt in Holland klar, wie eine kleine Nation hauptsächlich durch ihre Verbindungen zur See groß, reich und glücklich geworden ist, was ihn veranlaßte, am Ausflusse der aus dem Ladoga-See kommenden Neva in den finnischen Meerbusen eine Stadt anzulegen, um sich dadurch eine Weltverbindung zu verschaffen. Aehnlich Philipp II., welcher den Hof von Valladolid nach Madrid verlegte, um eine Hauptstadt in der Mitte des Landes zu erhalten. Peter der Große beachtete eben so wenig wie Philipp II. die Einreden, die gegen ihr Vorhaben gemacht wurden; vergebens wurde Ersterem das ungesunde Klima und die unfreundliche Lage vorgestellt, vergebens ihm bewiesen, daß in Petersburg die schönen Tage nur im Kalender zu finden sind, daß dadurch mehr Menschen sterben als geboren werden; dies Alles kümmerte ihn eben so wenig, wie Philipp II., der das schönste Land der Erde beherrschte, und eine Stadt in der ödesten, baumlosesten Gegend Spaniens gründete, die 1900' über der Meeresküste an einem so ausgetrockneten Flüßchen liegt, daß man im Sommer kaum eine Flasche Wasser schöpfen kann, und welche so den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, daß man es im Sommer fliehen und daher ihre Lage als eine sehr unfreundliche ansehen muß. Würde Peter seine Residenz nach Kiew oder einer andern südrussischen Stadt verlegt und Philipp ein Granada oder Sevilla gewählt haben, so würden sie nicht nur mit dem herrlichsten Klima belohnt worden seyn, sondern Peter würde auch auf seine Kleinrussen, die heute noch mehr Asiaten als Europäer sind, und Philipp auf seine Andalusier, die immer noch ihren afrikanischen Ursprung nicht verläugnen können, durch den Hof, die feinen Sitten und die vielen Fremden mehr gewirkt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wetzlar, 13. Sept.) Das „Elberfelder Kreisblatt" brachte jüngst folgenden Artikel von hier: „Auffallend muß es erscheinen, daß hier, namentlich während der vergangenen Zeit der höchsten Theuerung und Noth, das materielle Wohl und Interesse der hiesigen Bürger, gegenüber den hartnäckigsten Feinden desselben, den Wucherern, von unserer Stadtbehörde so wenig gewahrt und gefördert wurde. Hierzu gehört auch die notorische Thatsache, daß man, selbst nach dem Vorgange vieler anderer preußischer Städte, nicht einmal wagte, das Recht der hiesigen Bäcker, die Brodtaxe nach eigener Willkür festzustellen, während der enormen Theuerung aller Lebensmittel zu suspendiren. Wenn an allen anderen Orten außerordentliche Maßregeln zur Linderung der allgemeinen Noth ergriffen und gewiß als durch den Drang der Umstände herbeigeführt hinlänglich gerechtfertigt wurden, so hat man es dagegen hier vorgezogen, bei der Anwendung der herkömmlichen, ganz unwirksamen Maßregeln zu verharren, um einen loyalen Sinn zu bekunden. Wenn man ferner an anderen Orten kein Bedenken getragen, sogleich bei'm Beginn der eintretenden Theuerung sich mit energischen Petitionen an die höchste Behörde zu wenden, so mußte dagegen hier die städtische Behörde erst durch dringende Demonstrationen von Seiten der hiesigen Bürger auf Erfüllung ihrer Pflicht hingewiesen werden. — — — Die Wahrheit dieser unerfreulichen Wahrnehmung kann uns aber

Digitized by Google

um so weniger entgehen, als sie bereits in den Mund des Publikums übergegangen und sich auch hier das Wort „vox populi, vox dei," bewährt." —

In Wien macht ein Straßenscandal viel Aufsehen, der in seinen Folgen sehr traurig seyn wird, indem nämlich ein berauschter Korporal, von einem Offizier desselben Regiments auf offener Straße hart angelassen, gegen seinen Vorgesetzten von der blanken Waffe Gebrauch machte, und denselben, da er vergeblich den wahrscheinlich eingerosteten Degen (der Offizier ist Adjutant) zu ziehen versuchte, in die Flucht schlug, wobei noch andere Personen vom Civilstande mehr oder minder bedeutend verwundet wurden. (Wes. Z.)

(Berlin, 24. Sept. — Schles. Ztg.) Der statistische Verein zählt jetzt 100 Mitglieder, zu welchen mehrere Ausländer gehören. Derselbe hat seine Winterssitzungen wieder begonnen, von welchen für die statistische Kenntniß unserer Stadt erfreuliche Resultate erzielt werden dürften. Der Vorsitzende, Herr Dr. Rutenberg, hat es unternommen über das Bettelwesen Berlins, welches jetzt wieder, wie seit lange nicht, im Zunehmen begriffen ist, statistische Notizen zu sammeln, auf Grund deren erst eine wahre Abhülfe dieses socialen Uebels zu erwarten seyn dürfte.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 30. Sept.

Zu den Wundern der Productivität, welche die Natur in diesem fruchtbaren Jahre so vielfältig darbietet, kam gestern Nacht bei uns auch ein Beispiel ungewöhnlichen Segens im Menschenleben. Die Gattin des auch in weiteren Kreisen durch seine Freundlichkeit und Munterkeit bekannten Restaurateurs und Wirthes Hrn. Engel am Kranzplatze wurde nämlich von Drillingen, und zwar von drei gesunden Knaben, entbunden. Die Mutter befindet sich wohl und, wie verlautet, wird unser Herzog, zufolge alten Herkommens, wornach Drillinge, welches lauter Buben sind und von sieben hintereinander folgenden Knaben eines Vaters und einer Mutter der siebente Anspruch auf die Pathenschaft des Landesfürsten haben, Pathenstelle dabei vertreten. — Gegenüber von dieser älterlichen Freude muß ich aber auch zur Kunde bringen, daß wir vor etlichen Wochen, seit kurzer Zeit, schon den dritten Fall erlebten, daß Kinder in schrecklicher Weise von Fuhrwerken überfahren wurden. Man schiebt zwar in solchen Fällen gerne die Schuld auf die nachlässige Beaufsichtigung derselben von Seiten der Eltern oder Dienstpersonen; aber ich selbst war Zeuge, daß sogar erwachsene Personen nahe daran waren, von diesem Unglück betroffen zu werden. Ein paar Minuten früherer Ankunft und die fade Renommée des tüchtigen Fahrens können unmöglich den Verlust von Menschenleben und Verstümmelungen aufwägen, und es wäre daher eine Pflicht der Behörden, in den engen Straßen unserer Stadt und an den Straßenecken insbesondere das schnelle und oft unsinnige Fahren zu untersagen.

Frankfurt a. M., 2. Oct.

Wer aufmerksamen Blickes unsere Zustände beobachtet und von Zeit zu Zeit Vergleichungen anstellt zwischen dem Sonst und dem Jetzt, wird mit Befriedigung gewahr, daß der Schlendrian hier nicht dominirt, sondern daß in allen Zweigen öffentlicher Thätigkeit Mängel beseitigt, Verbesserungen angestrebt werden, und verkennen läßt es sich nicht, wie die Organe der Publicität unter uns durch Anregungen mannigfaltiger Art dem Fortschritte sich dienlich erweisen. Uns stützend auf diesen unbestreitbaren Erfahrungssatz, halten wir es heute für unsere Pflicht, auf das höchst Wünschenswerthe der Entfernung einer durch das Herkommen zur Herrschaft unter uns gediehenen Gewohnheit hinzuweisen, deren (wohl unschwer auszuführende) Abschaffung gewiß in mehr, als einer Beziehung sehr ersprießlich werden dürfte. Während der — nunmehr wieder herannahenden — Zeit, in welcher von Seiten unserer achtbaren Bürgerschaft das derselben zustehende Recht des sogenannten „Freischlachtens", unter den gesetzlichen Vorschriften, ausgeübt werden kann, pflegt Solches in der Regel auf offener Straße zu geschehen, und haufenweise umsteht die muntere Jugend den Schauplatz, wo ihre Neugierde in dem Anblicke röchelnden und verendenden Schlachtviehes Befriedigung findet. Sollte Das nicht verhütet zu werden verdienen? Um mehrerer Gründe willen glauben wir, diese Frage bejahen zu sollen. Abgesehen davon, daß bei dem immer zunehmenden Fuhrwesen in unserer so lebhaften Stadt der Verkehr durch jede Straßenversperrung (und in diese Kategorie gehört doch gewiß das Schlachten auf der Gasse) gehemmt, stellenweise, für Fußgänger namentlich, sogar gefährlich gemacht werden kann, gebietet die Sorge für die Bildung des heranwachsenden Geschlechts zu wahrem Edelmuthe, das zarte Alter von dem Zuschauen bei dem Tödten der Thiere, so weit demselben die Anwohnung bei solchen Scenen erspart werden kann, abzuhalten. Eine so eben erschienene gediegene Schrift, die wir Eltern und Erziehern bestens empfehlen: „Bilder des Verhaltens gegen die Thiere zur Beherzigung für die Jugend dargestellt von H. W. von Ehrenstein. Dresden, 1847." sagt: „Wo noch keine zweckmäßige Schlachtart angewendet wird, da muß des Baldigsten dafür Sorge getragen werden. Uebrigens ist Kindern, und würde auch die beste Schlachtweise erfunden und auf's Geschickteste ausgeführt, das Zusehen bei'm Schlachten unter keiner Bedingung zu gestatten. Sie müssen sich heilig das schöne Vorrecht des tiefsten Mitleids bewahren und Alles vermeiden, was dasselbe verletzen oder nur im Geringsten schmälern könnte." Wir stimmen vollkommen in diese Behauptung, danken dem würdigen Hrn. Verfasser genannter Broschüre für seine gelungene Leistung, und wünschen, daß dieselbe, die (mit vorzüglichen Holzschnitten geziert) in allen Beziehungen anspricht und als Geschenk an jüngere Kinder gewiß lebhafte Freude erwecken wird, die weiteste Verbreitung finde. In Bezug aber auf den oben berührten Mißstand des Schlachtens auf offener Straße erlauben wir uns im Interesse des gesammten Publikums den Vorschlag, daß Räumlichkeiten schließbarer Art innerhalb der Stadt ermittelt werden möchten, in welche das sogenannte „Freischlachten" verwiesen werden, und wo dasselbe, nach einem bestimmten Reglement ohne irgend einen Nachtheil für die Interessenten geschehen könne. Und so viel wir wissen, gebricht es keineswegs an völlig passenden Oertlichkeiten zu solchem Zwecke in unseren Mauern.

Das vom Vorstande des hiesigen Vereins zum Schutze der Thiere mit den sorgfältigsten Vorbereitungen auf nächsten Mittwoch Abend den 6. Oct. festgesetzte Pferdefleischessen wird unzweifelhaft viele Theilnehmer finden. Schon jetzt zählen die Subscriptionslisten über hundert Unterschriften, worunter viele Damen. Das Mahl findet im Gasthaus zum Adler in Bornheim statt, und wer noch daran Antheil zu nehmen wünscht, hat sich bei den in einer Anzeige im heutigen Intelligenzblatte genannten verehrl. Herren Mitgliedern des Ausschusses obengenannten Vereins zu melden.

Bei diesem unfreundlichen Herdstwetter dürfte es dem größeren Publikum einen eigenthümlichen Genuß gewähren, in die während diesen Tagen eröffnete Ausstellung der Garten- und Feld-Früchte zu treten, wo das Auge des Beschauers gleichmäßig von der luxuriösesten Blumenpracht, wie von den üppigsten Feldfrüchten gefesselt wird. Mit anerkennungswerthem Patriotismus haben auch diesmal wieder die mit der Pflanzencultur sich beschäftigenden Bürger unserer Stadt weder Mühe noch Kosten gescheut, uns mitten in Regen und Frost ein kleines Paradies zu zaubern.

Räthsel.

Sagt, wer ist der Wundermann,
Der ohne Pulver schießen kann,
Auch Schießbaumwolle braucht er nicht,
Ja, das Gewehr selbst ihm gebricht;
Und dennoch liegt er Tag für Tag
Im Feuer, so heiß er's leiden mag.

Theater-Anzeigr.

Samstag, 2. Oct. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abth., von G. Schmidt.

Sonntag, 3. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Frei für die Bühne bearbeitet).

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 274. Montag, den 4. October 1847.

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Es fing an dämmerig zu werden und ich saß noch in meinen Gedanken. Alle Fenster leuchteten hell von den Weihnachtsbäumen. Ueberall Kinderjubel und Aelternlust.

Wiederum trippelte es die Stiege herauf. Bald nachher trat meine Alte herein. „Musje Noll", sagte sie, „ich hab's vorhin vergessen, des Bäckers Conrad ist schon zweimal da gewesen. Er soll doch zu ihm kommen, und mit seinen Leuten zu Nacht essen. Sie warten auf Ihn. Geh' Er jetzt. Es ist Zeit!" —

Du guter Conrad, dachte ich, zog meines Alberts neuen Flaus an und ging.

Als ich in des Bäckers Stube trat, saß auch Albert da. Er war auch geladen, obwohl nicht bei ihm wie bei mir alle Tage „Halbfasten" war. Die Aeltern meines guten Conrads, diese treuherzigen, biedern, einfachen Menschen nahmen mich mit warmer Liebe auf. Das war ein rechtes Weihnachtsfest und auch das fehlte nicht, das gemüthliche Familienleben, das ich seit meiner Kindheit so schmerzlich vermißte. Nach Tisch sagte der Meister: „Musje Noll, wir haben heute viel über Ihn verhandelt. Nehm' Er's nicht übel, daß es so hinter Seinem Rücken geschah; aber Er war nirgends zu finden; so mußte es denn so kommen. Da Er nun einmal absolut ein Jurist werden will, so sind wir in Folgendem übereingekommen, was Ihm, wie ich denke, recht seyn wird."

„Der Notar S. sucht einen Schreiber im Wochenblatte, dem er die Copialien tüchtig bezahlen will. Zu dem bin ich hingegangen, habe ihm Seine Handschrift, die mir Conrad gab, vorgewiesen und Ihn empfohlen. Es ist nun schon richtig, wenn Er nur Ja sagt. Ueberdieß sucht der reiche Nachbar drüben einen Secretär, dem er Kost und Logis geben will, nebst sechzig Gulden jährlich. Da bin ich denn auch hingegangen und hab' gefragt, was der Secretär zu thun habe. Item, das ist blutwenig und ich bin überzeugt, Er kann alle Beide bedienen, ohne Kreuzweh, wie ich's fühle, wenn ich meine Mulde Teig eingemehrt habe. Nun, schätz' ich, daß Er, da Er Kost und Obdach hat, sich alle Jahr seine Hundert Gulden zurücklegen kann und da Er ein junger Kerl ist, sich in wenigen Jahren so viel erspart, daß Er studiren kann. Ueberdieß soll erst zu Ostern das Alles eintreten, wenn Er Seine Prüfung gemacht hat. Wie gefällt Ihm Das?" —

Ich war ganz verblüfft; aber ich fiel dem alten Manne weinend um den Hals und dankte ihm heiß für seine Liebe.

„Damit Er aber", fuhr der alte Mann fort, und wischte sich eine Thräne weg, „sich nicht so kümmerlich zu behelfen braucht, zieht Er bis zu Ostern hin zu uns; schläft bei'm Conrad und ißt bei uns. Wir haben's ja! Schlag Er ein und es ist gut!"

Er reichte mir seine derbe Hand und ich schlug tiefbewegt ein. Das war meiner Eltern Christbescherung! Wer ermißt meine Freude und Dankbarkeit! O wie habe ich auf meinen Knien Gott gedankt für diese Wendung meines Schicksals.

Als ich am zweiten Christtage zum guten Albert gehen wollte, fesselte mich der öffentliche Ausrufer an der Schwelle.

Bei einer Schlittage, machte er bekannt, sey ein Halsband, so und so, verloren gegangen. Der redliche Finder solle es No. 87 abgeben und eine Krone dafür empfangen.

Jetzt erst gedachte ich meines Fundes und erschrack, daß ich nicht schon Schritte selber gethan, um ihn zurückzugeben. No. 87, das war ja das Haus des alten Geizhalses! Ich blickte unwillkürlich hinauf zu dem Fenster, wo in der Regel das schöne Minchen saß. Ich sah sie dort sitzen und weinen. O gewiß diese Thränen galten dem verlorenen Kleinod! Ich Glücklicher konnte sie trocknen!

Rasch fuhr ich in die Tasche, zog's heraus und zeigte es ihr. Sie sprang fröhlich vom Stuhle auf, ich aber eilte, mir nichts, dir nichts, in das Haus und die Stiege hinauf.

Wohin so wild und ungebärdig? fragte da plötzlich der alte Herr Rath, vor dem ich stand. Alle Freude im Herzen erstarb und ich wäre vor Schrecken fast ohnmächtig geworden; denn ich fühlte jetzt erst meine Unart, als ich mich dem strengen Manne gegenüber sah, der gar bärbeißig d'rein schaute.

Ach, ach, stotterte ich, ich — ich — habe das Halsband gefunden! Nun, nun, sagte der Alte viel milder, so erschreck' Er nur nicht und komm' Er herein zu meiner Nichte; geb' Er's ihr selbst.

Er machte die Thüre auf und ich trat, noch kreidebleich, in das Gemach, und überreichte, selbst glücklich, der noch Glücklicheren den Schmuck.

„Ach Gott, wie danke ich Ihnen," sagte sie mit hellen Thränen in den Augen, und preßte das Bild an ihre schönen Lippen. „Es ist das Bild meiner theuern Mutter!" „Wo hat Er's denn gefunden?" fragte der Alte.

„Am Kirchhofthore", sagte ich.

„Was hat Er denn in diesem Schnee und Wetter dort gemacht?", fragte er weiter.

Ich gerieth in Verlegenheit; aber, was brauchte ich's zu verhehlen? Ich sagte ihm, ich habe die Gräber meiner lieben Eltern besucht.

„So? so?" sagte er d'rauf. „Nun, das ist brav. Er hat also keine Eltern mehr?"

„Weder Eltern, noch Geschwister, noch Verwandten," antwortete ich mit einem tiefen Seufzer.

„Ach", fuhr der Alte fort, „ist er nicht der junge Noll, der drüben bei der alten Knauerin wohnt?" —

Ich bejahte.

„Da hat der Bäcker Camprecht mit mir Seinetwegen gespro-

Digitized by Google

chen. Es ist mir lieb, daß ich Ihn sehen und sprechen kann. Hat Ihm der Meister das Nöthige gesagt?"

Ich bejahte wieder.

„Ist Er damit zufrieden?"

Auch jetzt bejahte ich.

„Nun gut; so will ich mich bis Ostern behelfen und alsdann reden wir weiter. Da hat Er die versprochene Krone zur Belohnung!"

Minchen erglühte. Sie wußte nicht, wo aus, wo ein vor Verlegenheit.

Mir aber kam der volle Muth wieder.

„Entschuldigen Sie, Herr Rath," sagte ich fest, und ein unendlich bitteres Gefühl stieg in mir auf, „ich kann keine Belohnung annehmen, weil ich nichts weiter that, als was jeder ehrliche Mensch thun muß — das Gefundene dem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben. Er maß mich mit großen Augen eine Weile, dann sagte er: „Hm! das ist brav. Wahr ist's im Grunde wohl; aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie's nähmen." Er reichte mir den Kronthaler wieder hin. Daß er aus dem „Er-Tone" in das „Sie" überging, zeigte, daß er meine Erklärung achtete und mich anders behandeln zu müssen glaubte.

Ich bat ihn, mir die Freude unverkümmert zu lassen, seiner Nichte ein trauriges Weihnachtsfest in ein fröhliches verwandelt zu haben.

Darauf empfahl ich mich kurz. Minchen reichte mir ihre Hand und dankte mit einer Thräne im Auge, die mich nicht nur reichlich entschädigte, sondern unendlich beglückte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Madrid und Petersburg haben dem ursprünglichen Zwecke nicht entsprochen; Petersburg ist, statt eine Handelsstadt zu werden, mehr eine Residenz- und Kasernenstadt geworden; seinen zahlreichen, nach holländischer Art erbauten Kanälen fehlen die Schiffe, und selbst die Mündung der Newa ist so versandet, daß die großen Fahrzeuge in Kronstadt ausgeladen werden müssen. Madrid, welches Spanien Gesetze geben soll, hat heute so wenig Einfluß, daß es einige Male den Pronunicamentos der kleineren Städte, wie bei der Absetzung Esparteros, sich unterwerfen mußte. Madrid bleibt nichtsdestoweniger hinsichtlich seiner großen Gebäude eine sehr hübsche Stadt; nur ist es schade, daß es in seiner Anzahl von Kirchen und Klöstern fast Rom übertrifft. Seine Kunstsammlungen und wissenschaftlichen Anstalten können jeder Hauptstadt an die Seite gestellt werden. Durch Aufhebung der Klöster wurden die sämmtlichen Gemälde aus dem Escurial nach Madrid gebracht, wodurch vielleicht die Galerie in Madrid selbst die Galerie Pitti in Florenz, welche als die erste der Welt bekannt ist, übertreffen wird; besonders sind die Meisterstücke eines Ribeira, Murillo, Velasquez, Ribalta, Zabrano, Juannes nirgends mehr zu finden. Nicht minder interessant ist die Armeria mit den Rüstungen von Ferdinand Cortez, Pizzaro, Don Juan d'Austria, dem Degen von Cid, dem Wagen und Stuhl vom Kaiser Carl V. und einer Anzahl von Waffen, die bei der Eroberung Granada's den Mauren abgenommen wurden.

Der Fremde kann sich nicht leicht mit Madrid aussöhnen, denn dasselbe hat fast die schlechtesten Wirthshäuser in Spanien, und nur nach vielen schmeichelhaften Worten und Bezahlung eines Piastees für den Tag wurde mir im dritten Stock des Penesulaire ein gemächliches Zimmer eingeräumt. Von meinem Fenster hatte ich die Aussicht über den Platz Puerta del Sol, den allerbelebtesten in Madrid, wo von Sonnenaufgang bis spät nach Mitternacht Kaufleute, Priester, Militär und sonstige Personen sich lebhaft unterhielten, die je nach der Richtung der Sonnenstrahlen sich auf der rechten oder linken Seite hin- und herbewegten. Anfangs vermuthete ich, hier wäre die Börse, die auch in Maeseille, Genua und Venedig auf einem öffentlichen Platze gehalten wird; aber später ward ich belehrt, daß alle diese Herren nur Müßiggänger sind, welche die Ereignisse des Tages besprechen, mit Politik sich beschäftigen, daß von diesem Platze häufig Pronunciamentos ausgegangen sind, und ich später in anderen großen spanischen Städten gleiche Unterhaltungsorte finden würde.

Auch bei den anderen Bewohnern Madrid's bemerkt man nicht eine solche Thätigkeit wie in andern Ländern. Außer dem Sonntag hat jede Woche noch einige Feiertage; der Kaufmann geht spät in sein Bureau, von 11 — 4 Uhr hält er sein Siesta (Mittagsschläfchen), und sobald die Sonne ihn nicht mehr drückt, eilt er mit seiner Familie in den Prado, welcher jeden Abend so sehr von allen Klassen, selbst Mitgliedern der königlichen Familie, besucht ist, daß man sich mit Mühe durchdrängen muß. Wie im Sommergarten in Petersburg marschiren auch hier die Spaziergänger wie eine Compagnie Soldaten ganz dicht hinter einander, und wenden sich am Ende des Platzes von einer Seite auf die andere, so daß dies einen Kreis von Spaziergängern bildet, der nie enden will.

Das eigentliche weltberühmte Prado besteht aus einer Anzahl Alleen, deren Bäume wegen des ungünstigen Bodens nie in die Höhe kommen werden. In diesen Alleen ist ein Platz, Salon genannt, dessen Eingang mit einem schönen Neptun-Brunnen und Ausgang mit einem Cybelen-Brunnen versehen ist, und der allein sich der Gunst des Publikums erfreut. Von den vielen Frauen, die man hier sieht, ist kaum eine Einzige, die nicht sehr hübsch ist; der Kopfputz ist auch hier die Hauptzierde; Einige haben die Haare mit natürlichen Blumen geschmückt; die weit größere Anzahl trägt die Mantille, einen schwarzen Schleier, den sie über den Kamm werfen, und von hinten herabfallen lassen, so daß er das Gesicht frei läßt, was außerordentlich gut kleidet. Hüte, wie wir sie bei unseren Frauen gewohnt sind, trägt die Spanierin blos bei einem Maskenballe. Die in Italien so übliche Fingersprache hat die Spanierin nicht nöthig, denn sie hat den Fächer, ohne welchen ich noch keine Spanierin gesehen habe. Einen Fächer manövriren zu lassen, ihn zu öffnen und zu schließen, Winke damit zu geben, ist eine Sprache, die nur ein Eingeborner versteht.

Vornehme wie Geringe findet man nirgends so sehr vermischt, wie in diesem Lande; aber der Spanier hat einen so guten Takt, daß der Anstand nie verletzt wird; das Stolze und Auffahrende von Seiten der höheren Klasse gegen die geringere ist eine ebenfalls ganz unbekannte Sache. Um 8 Uhr Abends beginnt zuerst das eigentliche Madrider Volksleben; die Kaffeehäuser füllen sich mit Herren und Damen, die Theater werden geöffnet, die Läden besucht und die Straßen belebt, was erst nach Mitternacht aufhört. Von den vielen Theatern, welche Madrid besitzt, wird wohl der der Sprache unkundige Fremde der Oper den Vorzug geben, da, wie in ganz Spanien, so auch hier nur italienische Vorstellungen aufgeführt werden; übrigens besitzt nur Madrid ein stehendes italienisches Theater, da in anderen Städten mehr eine herumziehende Truppe besteht. Eine eigentliche spanische Musik gibt es nur in den Kirchen. — Die zahlreichen hiesigen Kaffeehäuser haben nur den Zweck, Erfrischungen darzubieten, die für wenig Geld vortrefflich hergerichtet werden. Man unterhält sich mit seinem Nachbar, oder hört, wie in den russischen Kaffeehäusern, die Musikuhren spielen. Da hier wenig Zeitungen gelesen werden, so ist in den größten Etablissements dieser Art selten mehr als eine Zeitung zu finden. Die Lesezirkel bilden die öffentlichen Plätze, wo alte Weiber mit Waschkörben sitzen, in welchen die Zeitungen aller politischen Nüancen bunt durcheinander liegen, und

Digitized by Google

wo man sich für eine Kupfermünze nach Belieben eine Lektüre verschaffen kann. Die Zahl der politischen Blätter und Flugschriften hat sich seit der Zeit, wo die Presse frei ist, so vermehrt, daß sie fast jener der in London und Paris erscheinenden gleich kommt, und es ist unbegreiflich, wie sie bei einer so kleinen Abonnentenzahl bestehen können. Vom unbedeutendsten Ereigniß auf der Halbinsel oder im Auslande wird an allen Straßenecken sogleich die Beschreibung angezeigt. Die meisten dieser Bücher, sowie fast alle Theaterstücke sind indeß nur Uebersetzungen aus dem Französischen.

Die Briefpost befindet sich in einem großen Gebäude, in dessen Hof die Adressen aller poste restante angekommenen Briefe nach dem Alphabet auf einem Anschlagzettel verzeichnet werden; wer das Porto bezahlt, erhält den Brief, wenn er auch nicht an ihn gerichtet ist. Wird aber ein solcher binnen zwölf Monaten nicht reclamirt, so wird der allenfallsige Werth zum Vortheil der Armenkasse herausgenommen und der Brief ohne Weiteres verbrannt.

Die Gerichte halten ihre Sitzungen öffentlich und erfreuen sich, wie in anderen großen Städten, einer ziemlich großen Anzahl Abonnenten. Das Civil-Gericht besteht aus fünf, der Appell-Hof aus zehn Mitgliedern. Ueber dem Sitz der Richter erhebt sich, wie in einer königlichen Theaterloge, ein Vorhang, dessen äußerster Höhepunkt mit Wappen und Krone geschmückt ist. Hinter dem Sitze des Präsidenten bemerkt man ein gut gearbeitetes Portrait der Königin, und ihm gegenüber ein großes Crucifix. Richter, Staatsprokuratoren, Advokaten und Gerichtsschreiber sind wie in Frankreich gekleidet, und bei der großen Hitze ist die Einrichtung zweckmäßig, daß der Staatsprokurator wie der Advokat den Vortrag sitzend halten kann. Bei den Debatten herrscht Ruhe und Todesstille; Niemand wird unterbrochen, obschon meistens ein spanisches Plaidoyer kein Ende nehmen will.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im Oct. 1847.) Anfangs wärmer und abwechselnd hell oder trüb und Regen bis 4., dann heiterer und trockener bis 10., man könnte sagen bis 14., wenn nach der Sonnenfinsterniß am 9. nicht Wind oder Sturm aus SW. abwechselnd mit etwas Regen am 11., 12. einträte, vom 15. bis 18. gelind, trüb und regnerisch, dann bis 22. kühler, nebelig und zu Regen geneigt, abwechselnd heller (in diese Zeit fällt die Traubenlese); dann wenig helle Tage und öfters Regen bis 27., doch wärmer vom 24. bis 26., vom 28. bis Schluß wärmer, zuletzt zu Regen geneigt. Der October läßt keine besondere Wärme mehr erwarten, doch noch heitere Tage in der ersten Hälfte, sonst ist er meist trüb, ohne viele Regentage mit mäßiger Regenmenge, W-S-Winde werden vorherrschen. (Zeus.)

Grizlotis, als ihm die linke Hand von einer Kugel zerschmettert wurde, blieb guten Muthes. Er schnitt sie mit seinem Säbel vollends ab, schwang sie in seiner Rechten und rief seinen Leuten zu: „Das Herz ist gesund, was brauche ich die Hand? Ich will mir eine andere von Gold machen lassen; wir gehen vorwärts." Später tauchte er den Stumpf zweimal in siedenden Theer. Er wird geheilt. (Brem. Ztg.)

Der König von Holland pflegt eine Cigarre zu rauchen, wenn er spazieren reitet. So sah ihn Dingelstedt, der in seinem Werke: „Jusqu'à la mer, Erinnerungen an Holland" hinzufügt: „Deutsche Etikette, deutsche Polizei, höre es und erstarre! Wilhelm der Zweite, König der Niederlande, raucht eine Cigarre, zu Pferde, in Uniform, auf offener Straße eine Cigarre! Wie viel hätte Se. Maj. in einer deutschen Residenz Strafe für dieses Vergehen zahlen müssen? Ich habe mit Schaudern bemerkt, daß den entarteten Unterthanen in diesem Rauchen ihres Königs gar nichts Bedenkliches zu liegen schien!" In Holland gibt es nicht einmal „Damen", welche das Cigarrenrauchen auf der Straße für „unanständig" halten! (Brem. Ztg.)

Ihre Majestät die Exkönigin Pomare findet sich außerordentlich gut in Das, was sie nicht ändern kann, und verräth auch darin ihr diplomatisches Talent, durch das sie manchen berühmten europäischen Staatskünstler übertreffen soll. Auf ihre Unterthanen übt sie den größten Einfluß, die Franzosen wissen nicht wodurch. Auch in die französische Kultur findet sie sich sehr schnell und leicht, besonders in den französischen Champagner, nur die Gläser geniren sie, weßhalb sie ohne deren Intervention trinkt, bei Tafel und zu Hause. (Dorfz.)

Man liest im Elberf. Kreisbl.: „Ein Theater-Recensent ist ein Mittelding zwischen Publikum und Schauspieler; er ist ein mitagirender Zuschauer, er ist der Postillion der Wünsche beider. Heutzutage kann es ein Kritiker eigentlich keiner Partei recht machen. Lobt er, so heißt es, er hat ein Freibillet; tadelt er, so droht man ihm Rache; schreibt er weitschweifige, gründliche Abhandlungen, so gähnt der Leser und wendet das Blatt um; wird der kurzabgefaßte Bericht mit Witz und satyrischen Seitenhieben verziert, so lamentirt der Schauspieler über kurze, naseweise Abfertigung; berichtet man, Herr A. oder Z. habe keinen Beifall erhalten, so schiebt der Darsteller die Schuld auf die Mängel des Stücks; zergliedert man diese und äußert die Meinung, es sey keiner Darstellung werth gewesen, so fühlt sich die Direktion oder die Regie beleidigt, weil sie es zur Darstellung geeignet hielt; das Beste ist also, nach keiner Partei zu fragen, stets „recht borstig zu seyn" und sich dadurch in Respekt zu erhalten."

(Zweibrücken. — Kaiserl. B.) Der Doppelmörder Valentin Ertel hat in der Nacht vom 25. auf den 26. September den dritten Mord begangen und zwar an sich selbst. Seine übermenschliche Körperkraft kam ihm bei diesem letzten Geschäfte trefflich zu statten. Er wußte seine Fesseln, die eigens nach seinen muskulösen Formen geschmiedet waren, zu erbrechen. Auf diese Art freigemacht, schwang er sich in die zehn Fuß hohe Fensternische und knüpfte hier mit seinem Halstuche am Eisengitter den verhängnißvollen Knoten.

(Breslau. — Anz.) Daß der Rabe ein diebischer Vogel ist, der die Eigenschaft hat, die menschliche Sprache ziemlich deutlich nachzuahmen, ist bekannt, um so mehr dürfte folgendes Beispiel von seltener Treue dieses Vogels mittheilungswerth seyn. Ein hiesiger Kaufmann brachte vor längerer Zeit einen Raben aus Krakau mit, den er dort in einem Gasthofe wegen seiner Schönheit und Possirlichkeit zum Geschenk erhalten hatte. Der Rabe hielt sich mehrere Wochen in dem hiesigen Gehöfte auf, bis er etwa vor 14 Tagen plötzlich entfloh. Vor einigen Tagen ging nun aus Krakau die Nachricht ein, daß er wohlbehalten und munterer als je sich in dem Gasthofe zu Krakau wieder eingefunden habe. Der Vogel hatte nun so in kurzer Zeit den Weg von 40 Meilen zurückgelegt und mit seltener Treue den Ort, wo er erzogen worden, wieder aufgesucht.

Man schreibt aus Wien: Bei dem Bau des k. k. Pfandhauses, das abermals durch Aufsetzung eines neuen Stockwerkes vergrößert wird, hat man im Schutte eines Dachgelasses einige Bußschuhe aufgefunden, die von den Nonnen getragen werden mußten, wenn sie von der Oberin als straffällig betrachtet wurden. Diese Schuhe sind inwendig mit scharfkantigen Nägeln be-

Digitized by Google

setzt, welche in das Fleisch des eingezwängten Fußes drangen und keine geringe Schmerzen verursacht haben mögen. (N. K.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 30. Sept.

„Von dieser Sekte hören wir, daß ihr aller Orten widersprochen wird", hieß es nach der Apostelgesch. von den ersten Christen. Auch die Deutschkatholiken erfahren hier Aehnliches, wo sich Glieder derselben an öffentlichen Orten sehen lassen, namentlich seit Hr. Rau in seinen Predigten und kirchenhistorischen Vorträgen dem Buchstaben- und Wunderglauben kräftig und entschieden an's Leben geht. Der Zahl nach hat zwar seit meinem letzten Bericht die Gemeinde keinen namhaften Zuwachs erfahren, was auch anderwärts der Fall seyn mag und aus allgemeinen Ursachen zu erklären ist; allein sichtbar ist sie innerlich gekräftigt und gehoben durch Rau's Wirksamkeit, dessen Werth sie täglich mehr zu schätzen sich gedrungen fühlt, im Verein mit der unermüdeten, uneigennützigen Thätigkeit ihres Vorstandes Wölfel. Inzwischen ist auch der „deutschkatholische Volkskalender" für 1848, unter Mitwirkung mehrerer Freunde und Collegen herausgegeben von D. Rau, in einer Auflage von 10,000 Ex. erschienen; auch hat der Druck der Predigten des letzteren im Verlag der Frankh'schen Buchhandlung dahier begonnen und der zweite Theil seiner Geschichte des alten und neuen Bundes nähert sich der Vollendung, nimmt aber Kraft, Zeit und Fleiß des Verf. dermaßen in Anspruch, daß nur ein geharnischtes und gediegenes Werk zu erwarten ist, was auch die Wichtigkeit des Gegenstandes, die Ehrenrettung der neuen religiösen Geistesrichtung, den alten Bekenntnissen gegenüber, unumgänglich fordert. — Nicht unerwähnt lasse ich die neu eingeführten wöchentlichen Abendversammlungen in einem anständigen Gasthaus, wo die männlichen Gemeindegenossen nach vollbrachtem Tagewerk zusammen kommen und die bescheidenen leiblichen Genüsse durch die ansprechendste geistige Unterhaltung gewürzt werden. Dies Mittel wirkt vorzüglich zur Bildung des Gemeinsinns, zu gegenseitiger näherer Bekanntschaft und Verbrüderung, und ist besonders in der Ulmer Gemeinde, wo solche Zusammenkünfte schon seit mehr als einem Jahre stattfinden und auch von Nicht-Deutschkatholiken besucht werden, von gutem Erfolg. Heiterer Scherz wechselt mit ernster Besprechung der Fragen des Tages, insbesondere der Angelegenheiten der Gemeinde sowohl, als der Deutschkatholiken überhaupt, Mittheilung interessanter Nachrichten aus Briefen, Zeitungen ꝛc., mit Vorlesungen aus Flugschriften kirchlich-religiösen Inhalts, oder gewählter Abschnitte aus populären größeren Werken. Es herrscht völlige Gleichheit, keine Wortführerei; Jeder trägt nach Maßgabe seines Talents sein Scherflein zum Ganzen bei und die Anregung und Ventilation von Fragen, die auf die Gemeindeverfassung und Administration Bezug haben, hier in vertraulichem Kreise, wird in hohem Grade ersprießlich für eine nachfolgende offizielle oder definitive Vereinbarung und Beschlußfassung.

Aus dem bayerischen Franken, 29. Sept.

Die noch im Augustmonat gehegte Hoffnung auf eine durch Güte, wie durch Menge ausgezeichnete Weincrescenz ist durch die lang anhaltende, naßkalte Witterung für unsere Rebgegenden vereitelt worden und wir werden wohl zufrieden seyn, wenn uns ein trinkbarer Wein beschert werden sollte, wozu allein noch Aussicht vorhanden ist. Für diesen Fehlschlag gewährt uns jedoch die Getreide-Ernte, welche in ganz Franken überaus reichlich ausgefallen und sehr glücklich eingebracht ist, vollkommene Entschädigung; auch verheißen durchschnittlich die Kartoffel-Aecker ein befriedigendes Ergebniß, ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß sich hin und wieder in vielen Gegenden die schlimme Krankheit zeigt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Ernte durchgehends sehr ergiebig zu seyn verspricht, zumal ein weit größeres Quantum von dieser Knollenfrucht, als im vorigen Jahre ausgesetzt wurde, sohin der etwaige Ausfall durch den Mehrbelang der damit bestellten Aecker gedeckt seyn wird. Erwägt man nun noch, daß wir uns eines überschwenglichen Obstsegens, wie seit langen Jahren nicht erlebt wurde, erfreuen, und daß die Gemüse durchgehends gut gerathen sind, so erscheint es unbegreiflich, daß die Fruchtpreise nicht weichen, vielmehr höher gehen. Ueber den ursächlichen Zusammenhang dieser Tageserscheinung sind schon so viele mehr oder minder gewagte Hypothesen aufgestellt worden, daß der Gegenstand fast erschöpft ist. Ich will mich daher auch nicht in weitere Häkeleien darüber einlassen, wohl aber meine auf ältere Erfahrungen und neuerliche Beobachtungen sich stützende Meinung in kurzen Worten darlegen. Diese nun geht dahin, daß überhaupt die jetzt noch ziemlich hohen Lebensmittelpreise naturwidrig und nur durch künstliche Umtriebe hervorgerufen worden sind, sich daher auch für die Dauer nicht behaupten werden. Vielmehr halte ich dafür, daß solche noch vor Ende Jahres weichen, Diejenigen aber am fühlbarsten dafür büßen werden, die jetzt bei den beregten Umtrieben die Hand im Spiele haben.

Vom Rhein, im Sept.

In öffentlichen Blättern wurde bereits früher der immer mehr steigende Ruf der in der Umgegend von Bingen gewonnenen Weine besprochen und darauf hingewiesen, wie die dortigen guten Lagen eine bedeutende Stelle in der Reihe der renommirten Rheingauer Weine einnehmen. Und in der That kann die natürliche Vorzüglichkeit des dasigen Productes nur gehoben werden durch die intelligente Bearbeitung der Weinberge, sorgfältige Auslese und möglichst langes Hängenlassen der Trauben, worin die hiesigen bedeutenderen Gutsbesitzer mit dem besten Beispiele vorangehen. Auf diese Weise konnte bei einzelnen Producenten die 1846er Crescenz zu einem früher nie erreichten Grade von Vollkommenheit gelangen und die verdiente Anerkennung finden, wie denn auch z. B. glaubwürdigem Vernehmen nach bei der nenlichen Anwesenheit Sr. Maj. des Königs von Preußen in Bingen der Eigenthümer des Hotel Victoria, Hr. Minert, wo Se. Maj. abgestiegen waren, hiesiges Gewächs bei der königlichen Tafel servirte. Diese Proben, von der Crescenz des Gutsbesitzers Hrn. Joseph Brikmayer zu Bingen, welcher auf Ersuchen des Hrn. Minert solche mit großer Bereitwilligkeit für die königliche Tafel verabfolgt hatte, hatten allerdings zu den vorzüglichsten gehört, was die Umgegend von Bingen aufzuweisen hat, dagegen sollen auch diese Weine bei der hohen Gesellschaft einen solchen Beifall gefunden haben, daß sie allen andern Weinen vorgezogen wurden. Es ist dies gewiß eine schöne Aufmunterung zur Fortsetzung des Strebens in Veredlung des Weinbaues!

Hanau, 29. Sept.

Am verwichenen Sonntage fand der Beschluß des diesjährigen Sommerturnens von unserer braven Turnerschaar statt, und gab uns eine Probe davon, was sie während der Sommerzeit in diesen Leibeskünsten gelernt hatte. Zu diesem Behufe hatten sich die Turner am Nachmittage alle versammelt und zogen mit ihrer schönen Fahne, unter Begleitung des von ihnen erst seit dem vergangenen Winter gebildeten Blechmusikcorps, das den Zug vom Nürnberger Thore aus spielend begleitete, nach dem Turnplatze. Hier angekommen, wurden drei wohlklingende Lieder gesungen, worauf alsdann das Turnen seinen Anfang nahm und mit der größten Zufriedenheit des zahlreich versammelten Publikums endigte. — Gestern, nach Mitternacht, verlor nach kurzem Krankenlager durch den Tod das hiesige Justizwesen einen seiner tüchtigsten Männer, den ersten Landgerichts-Assessor Adolph Thomas. Dieser Verblichene war ein Mann von edelm Charakter und besaß eine Herzensgelassenheit gegen alle Menschen, wie wir solche wohl bei wenigen dieser Beamtenklasse antreffen werden. Derselbe wußte sich nicht nur die Liebe des Publikums zu erwerben, sondern auch die Achtung seiner untergebenen Diener, die er nie fühlen ließ, daß er Vorgesetzter war. Thomas war ein geborner Fuldaer und hatte gute Schule besucht, denn er war ein ausgezeichneter Jurist, so wie denn überhaupt aus Fulda brauchbare Beamten hervorgegangen sind, die die größte Achtung in allen Theilen unseres Landes genießen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Frei für die Bühne bearbeitet).

Montag, 4. Oct. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim).

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 275. Dienstag, den 5. October 1847.

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

In so einem Menschenkopfe entstehen doch ganz verwunderlich einfältige Gedanken! Da ist mir das gar nicht aus dem Kopfe gegangen, daß das schöne Minchen das Bild ihrer schönen Mutter küßte und unsere Küsse seyen sich bei dem Theuersten begegnet, was Minchen hatte! Ich spann den albernen Faden des Gedankens fort, träumte mit offenen Augen von der Liebe und war complett toll. Ich hatte noch ein griechisches Exercitium und Etliches aus der Lehre von den Kegelschnitten zu machen; aber da gab's Unsinn über die Maßen und als ich dem alten Brummer unter die Finger kam, sagte er: „Noll, Er ist entweder verrückt oder verliebt, was freilich schnurgrade auf Eins hinausläuft und einen braven Schüler schlecht, einen geschieden-dumm und einen verständigen albern macht, daß ihn die Gänse beißen!" Das war eine gesalzte Kritik und das Lachen meiner Mitprimaner gab den Druck d'rauf. „Da!" sagte ich zu mir selbst. „Da! Nun hat dir der alte pedantische Schulfuchs die Augen geöffnet und du weißt, woran du bist. Kappzaum her. Ich will an das verdammte bildschöne Mädchen nicht mehr denken!" — Hab's hintennach gefunden, wie sich das thut! Ja es ist mir begegnet, daß, als ich mein Exercitium durchlas, deutlich „Minchen" mit griechischen Buchstaben mitten in einem Spruche stand, der mit dem Mädchen nichts gemein hatte.

Es war ein rechtes Glück, daß Bäcker Camprechts Haus auf derselben Seite mit dem des alten Raths stand, und das Fenstergucken nun am Ende war; denn seit ich ihr das Halsband gebracht, sah sie freundlich zu mir herauf; nickte mir den „Guten Morgen" zu, wir waren Bekannte. Nun wär's gar aus mit mir gewesen. So sah ich sie nur selten; denn ich war am Tage nach Weihnachten zu Camprecht's gezogen und wohnte nun bei meinem guten Conrad. Wir arbeiteten zusammen und mit dem festen Willen, recht gut zu arbeiten, um mit Ehren zu bestehen und etwas Rechtes zu lernen, überwand ich meine Gedanken an das hübsche Mädchen so weit, daß sie mir nicht mehr ganz alleine im Kopfe saßen. Das war denn doch ein anderes Leben wie früher. Sich satt essen können, ist denn doch ein Glück, besonders in den jungen Jahren, wo man meint, der Magen habe keinen Boden! Da war Alles vollauf und die Freundlichkeit der guten Leute würzte vollends das reichliche Imbs. Ich verlor die Aepfelbreifarbe. Meine Wangen wurden frisch roth und ich fühlte ein körperliches Erstarken und eine Heiterkeit des Gemüthes bei einer so sichern Aussicht in die Zukunft, daß ich fröhlich war wie ein junger König.

So kam denn Ostern und das Examen. Da hänselten sie mich wacker; aber ich bestand mit Ehren und schied mit dem besten Zeugniß sowohl in Betreff der Aufführung, als der Kenntnisse! Als ich's dem alten Camprecht zeigte, drückte er mir die Hand. „Das ist brav", sagte er. „Nun ich hab's so erwartet; aber es ist denn doch eine Freude, auch für Ihn selber, Musje Noll." Welcher gute Mensch freut sich nicht, wenn er weiter kommt und And're seine Bemühungen anerkennen? —

Am Tage nach dem Examen ging ich zu dem Notar, um mir die Copialien zu holen. Das war ein Larifari, denn ich schrieb fix und schön. Mir blieb noch volle dreiviertelstag Zeit übrig und ich hatte ein Schönes verdient.

Mittags kam des Raths alte Magd und rief mich zu ihrem Herrn.

Ich gestehe ehrlich, daß mir das Herz fast hörbar schlug. Galt's der Nähe Minchens, galt's dem alten Isegrimm, der die Bettler fortjagte? Ich weiß es nicht. Vielleicht Beiden! Hatte ich ihn doch seit Weihnachten nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört. Was half's? Ich mußte hin und faßte dann endlich den nöthigen Muth, der mir freilich wieder sehr abschlug, als ich die Stiege zögernd hinauf schritt, die mich zu ihm führen sollte.

„Der Schein trügt!" rief ich aus, da ich nach etwa zehn Tagen wieder dazu komme, weiter zu schreiben. Ich mußte mich ja doch erst zurechtfinden! —

Wie gesagt, zögernd schritt ich die Stiege hinauf. Ich dachte noch an des alten Isegrimms erstes Willkommen, das mir wie Blei in den Adern damals gelegen hatte. Dießmal war's anders.

Minchen kam mir entgegen, freundlich lächelnd, heiter, klar, hell, wie die Morgensonne am wolkenlosen Himmel aufsteigt.

„Guten Morgen, Herr Noll," sagte sie herzlich. „Sie wollen zum Herrn Onkel? Treten Sie gefälligst hier ein."

Sie öffnete die Thüre zu einem großen Gemache. Da saß der Alte im Schlafrock und Pantoffeln, rauchte eine Pfeife und las die Zeitung.

„Aha", sagte er, „Sie sind da! Nun setzen Sie sich einmal." Ich legte ihm mein Zeugniß vor und sagte: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Herr Rath, nachzuweisen, wie ich mich betragen."

Er nahm's, las es; sein Gesicht wurde freundlicher. Ohne weitere Umschweife gab er mir's zurück und sagte: „Es ist gut. Sie treten also jetzt bei mir ein. Ich verlange nichts von Ihnen, als stilles Leben, eingezogenes Leben; Pünktlichkeit in Eintheilung der Zeit und Fleiß. Sie haben nichts weiter bei mir zu thun, als meine Briefe zu schreiben, die ich diktire und meine Bücher in Ordnung zu halten. Ist das geschehen, so ist die übrige Zeit ihr Eigenthum; aber das Eine mache ich zur ersten und letzten Bedingung: „Sie müssen eine unverbrüchliche Verschwiegenheit beobachten. Wollen sie das?" Als ich das fest bejaht, sagte er: „Gehen Sie nun zu meiner Nichte, die Ihnen Ihr Logis anweisen wird."

Ich verbeugte mich schweigend und ging. Minchen wartete

Digitized by Google

schon auf mich. Sie geleitete mich eine Stiege höher und öffnete eine Thüre. Ich trat in ein herrliches Stübchen. Aus den Fenstern sah man weit hinaus in die reizende Gegend. Alles war so nett, so sauber. Auf dem Tische standen einige Töpfe blühender Hyazinthen.

„Ach", sagte ich, „wie sind Sie freundlich und gütig!" Sie lächelte so herzig und sagte: „Die Magd holt Ihre Sachen eben. Machen Sie sich's nun recht bequem und behaglich!" Drauf schlüpfte sie zur Thüre hinaus.

Nachdem ich mich eingerichtet, ging ich zu dem Isegrimm und sagte, ich wollte nun von den guten Camprechts Abschied nehmen und stünde dann zu seiner Verfügung. Auch wollte ich ihm sagen, daß mein einziger Ausgang zu Camprechts und meinem Albert seyn würde.

„Ist mir lieb so", sagte er und das war Alles.

Camprechts that's leid, daß ich schied. Mit Rührung sagte der alte Biedermann: „Ich hab' mich so an Ihn gewöhnt, Musje Noll, daß es mir ordentlich leid thut; aber es muß so seyn. Vergeß Er uns nur nicht."

Conrad hing weinend an meinem Halse.

Aus überquellender Seele dankte ich für alle mir bewiesene Liebe.

„A pah", sagte der alte Camprecht, „mach' Er keine Redensarten. Es ist Alles gut. Komm' Er nur oft, daß wir Ihn nicht allzusehr vermissen."

Als ich zurückkehrte, sah der alte Rath meinen Augen an, daß ich geweint hatte. Er war freundlicher als sonst. Ueber Tisch kam er auf die Familie Camprecht zu reden. „Das sind noch Kernleute, sagte er, von altem Schrot und Korn, treu und wahr. Die soll man in Ehren halten; denn heutzutage stirbt schier die Art aus."

Das gefiel mir. Nach Tisch sagte er zu mir: „Setzen Sie sich nun zu mir." Er diktirte mir einen Brief. Dann legte er mir seine Bücher vor und unterrichtete mich über die Art, wie er sie geführt haben wollte. Wie erstaunte ich, als ich da sehr bedeutende Posten fand für Hauszins armer Familien, die ich kannte; Beiträge zu Hospitälern, Armen- Waisenanstalten, bedeutende Gaben an arme Handwerker — kurz eine Menge ansehnlicher Wohlthaten.

Es bewegte mich so tief, daß ich seine Hand mit Bewegung ergriff und sagte: „Herr Rath, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Abbitte thue!"

Er sah mich verwundert an. „Was soll Das?" fragte er fast unwillig.

„Sie sind verschrieen als Geizhals und ich selbst habe Sie lange dafür gehalten! Vergeben Sie mir's. Ich sehe jetzt, wie Unrecht man Ihnen thut!"

Er lächelte besänftigt. „Aha Das kommt daher, weil ich keinem Bettler gebe! das sind die ärmsten in der Regel nicht, sondern es ist Gesindel. Merken Sie sich's, lieber Noll, der Schein trügt! Lassen wir das jetzt! Sie erhalten bei mir Kost und Logis, die sechzig Gulden aber nicht. Die buchen Sie sich jährlich und zwar jetzt gleich für's Jahr, und ich verzinse Sie Ihnen. Der brave Camprecht sagte mir, Sie wollten sich für das Studium sparen. Das ist recht. Was Sie bei dem Notar verdienen, ist auch zu viel für Sie, denn Sie brauchen nichts als anständige Kleidung. Was Sie übrig haben, leihen Sie mir auf ehrliche Zinsen. So wächst Ihr Kapital und Sie werden Ihres redlichen Erwerbes froh. So! Nun ist's abgethan. Tragen Sie nun Dies in die Bücher." Er reichte mir einen Pack Papiere.

Ich wollte danken.

„Wozu? Sehen Sie, ich liebe das viele Reden nicht", sagte er. „Wir verstehen uns schon und da ist nicht viel zu reden. Wissen Sie nicht Bescheid, so fragen Sie, und ich antworte. Im Uebrigen thun Sie, was Sie, ich, was ich will."

Damit war Alles ab und die Bahn vorgeschrieben, die ich zu gehen hatte.

Je mehr ich in die Bücher sah, desto mehr lernte ich den Mann achten. Er war ein Pedant im Superlativ, das ist wahr; aber auch ein Ehrenmann in diesem Grade. Eine große Gemüthlichkeit barg er unter rauher Hülle — er war ein ungeschliffener Edelstein; aber wie mußten ihm Leben und Menschen mitgespielt haben, ehe dieser herrliche Mensch so sich mit einer Verpallisadirung umgab! —

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Geschwornengerichte scheinen vorläufig ganz aufgehoben zu seyn, wohl weniger aus einem politischen Grunde, als weil man in jedem der 47 Distrikte, in welche Spanien jetzt eingetheilt ist, nicht gewiß ist, wie in jedem Departement, Regierungsbezirke oder Grafschaft der andern Länder, wo diese Einrichtung besteht, einige Hundert Männer zu finden, aus denen man 36 gebildete Personen als Geschwornen wählen könnte, da die Civilisation Spaniens in manchen Districten auf einer weit niedrigern Stufe steht, als jene der andern Länder. Durch eine bessere Organisation der Gerichte konnte auch zugleich für die öffentliche Sicherheit mehr gesorgt werden. Diese ist jetzt vollständig, seit Narvaez eine Gensdarmerie nach französischer Art organisirte. Noch sind es keine zwölf Jahre, daß neben dem König im Schlosse ein König der Landstraße existirte; der Räuberhauptmann Jose Marie hatte das Raubhandwerk so eingerichtet, daß nicht selten der Kaufmann seinen Laden, der Handwerker seine Werkstätte und der Bauer seinen Pflug verließ, um von einem eben geplünderten Postwagen oder einem geleerten Waarenmagazin seinen Antheil in Empfang zu nehmen. Der Diebstahl, der in jener Zeit in Spanien kaum bestraft wurde, wurde gleichsam als ein Geschäft betrachtet, und wurde endlich so allgemein, daß Niemand unbewaffnet sein Haus verließ. Die Dörfer wurden mehr und mehr entvölkert, indem man nur in größeren Städten Schutz und Sicherheit fand. Am schlimmsten war es für den Reisenden, der nicht wußte, ob Derjenige, welcher ihm begegnete, Freund oder Feind war. Heute sind diese Räuberbanden gänzlich vernichtet, und man reist in Spanien fast eben so sicher als in Deutschland.

Die Cortes halten ihre Sitzungen in dem einige Schritte vom Schlosse entfernten, noch nicht vollendeten Opernhause, das nur so lange überlassen wurde, bis der neue Cortes-Palast vollendet seyn wird. Der Saal ist hier mehr geschmückt als in andern constitutionellen Staaten, besonders die Estrade, von welcher herab die Königin die Kammer eröffnet. Bekanntlich hat man vor einigen Jahren die Verfassung so abgeändert, daß sie jetzt der französischen Charte ähnlich ist.

Es war daher auch consequent, daß man, wie in der französischen Kammer, der königlichen Familie, dem diplomatischen Corps, den Senatoren, den ehemaligen Kammermitgliedern besondere Logen einräumte.

Die sechs Minister sitzen auf der ersten Bank, hinter denselben die gleichgesinnten Deputirten, welche sich nach der rechten Seite hin ausbreiten, während die Opposition ihren Platz zur Linken hat. Der Raum für das Publikum ist auch hier auf etwa 500 Personen beschränkt. Statt der Scenen der Julirevolution, welche die Wände im Palais Bourbon schmücken, hat man hier die Namen Riego, Larcy, Quiroga, Mina und Andere, die um die constitutionelle Sache sich verdient gemacht haben, in goldenen Buchstaben aufgezeichnet. Unstreitig ist die Vermehrung der

Digitized by Google

Deputirten von großer Wichtigkeit, die von 196 auf 344 gebracht wurden, worin man auch eine Nachahmung der Franzosen erkennen kann, indem in dieser weder den Städten, Universitäten, noch dem Adel ein Privileg eingeräumt und zur Ernennung von 459 Mitgliedern ganz Frankreich in eben so viele Wahlbezirke eingetheilt ist, daß auf je 70,000 Seelen ein Deputirter kommt. Aehnlich ist es jetzt in Spanien, wo 35,000 Einwohner einen Deputirten schicken, und in jedem Wahlbezirke die Liste der Wähler angeschlagen wird, welche nicht zahlreicher als in Frankreich sind. Ich ließ mir die Bibliothek, die Lesezimmer und die Conferenzsäle zeigen, wobei ich bemerkte, daß die Cortes sich in sieben Bureaux theilen, und daher bei jedem Gesetzentwurf die Commission aus sieben Mitgliedern besteht, während die französische Kammer sich in neun Bureaux theilt.

Bei der Frohnleichnamsprozession hatte ich auch die Gelegenheit, das spanische Militär in voller Gala zu sehen, denn dieser Tag ist der höchste Feiertag in Spanien, wo auch der kleinste Ort nicht auf seine Prozession verzichtet. Damit die Hunderttausende der Andächtigen und Zuschauer nicht in Asche verwandelt werden, hat man die vernünftige Einrichtung, daß man alle Straßen, welche die Prozession durchzieht, vermittelst Segeltuch, welches an den Dächern der gegenüber liegenden Häuser befestigt ist, bedeckt, wodurch eine angenehme Kühle in den mit Sand und Blumen bestreuten Straßen bewirkt wird.

Sämmtliche Stockwerke der Häuser werden mit Teppichen behängt, und jedes Fenster hat seine eigene Verzierung, aber die höchste Zierde sind die Balkone, welche meistens von Frauen in größten Putze in Besitz genommen sind.

Der Zug wird von Findelkindern eröffnet, die alle blau uniformirt sind; dann folgen die Fahnen der verschiedenen Kirchensprengel; der lange Zug endet mit den Reliquien, die in einem kostbaren Schrein getragen werden, denen die Königin mit den Hofdamen, der Infant, der Erzbischof mit der höheren Geistlichkeit, alle Staatsbeamten und zuletzt die ganze Garnison mit entblößtem Haupte, den Ezako auf dem Tornister, folgen. Die Prozession beginnt aus einer kleinen Kirche und dauert vier Stunden, bis sie dahin wieder zurückkehrt. Die Königin wird dann auf eine reiche, mit Gold geschmückte Sänfte gehoben, und nach dem Schlosse zurückgetragen, bei welchem zweiten Zug mehrere Hundert Hofbediente mit Hellebarden der Königin folgen, und Musikbanden alle dreißig Schritte bis zum Schlosse aufgestellt sind, um die spanische Nationalmelodie zu spielen.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch einige Worte über die Stiergefechte zu sagen, welche hier so wichtig sind, daß die Madrider 52 Montage im Jahre dazu bestimmt haben. In Spanien bekömmt man zuerst einen Begriff, was das schreckliche Spiel der Gladiatoren zu Zeiten der Römer gewesen seyn muß, und welche Leidenschaft die ganze Bevölkerung haben mochte, um zusehen zu können, wie der Mensch alle List anwandte, um mit Löwen, Tigern, Leoparden einen offenen Kampf zu bestehen. In Spanien ist diese Volksbelustigung blos auf den Stier beschränkt. Da nur der Mittwoch zur Empfangnahme von Billeten bestimmt ist, so ist an diesem Tage das Gebäude in der Alcala-Straße so von Menschen bestürmt, daß vier Mann Wache und eben so viele Gensdarmen nothwendig sind, um die Ordnung zu erhalten. Personen, welche nicht so viel erübrigen können, ein Billet zu erhalten, bleiben die ganze Nacht auf dem Jorosplatze, um die Stiere vorüberziehen zu sehen. Deren sind es jedoch wenige, da der Spanier drei Tage hungert, sein Bett versetzt, seine Kleider verkauft, um nur ein Billet zum Stiergefecht sich zu verschaffen.

Am Tage des Stiergefechts wird nicht gearbeitet; die ganze Stadt ist in Bewegung; mit sechs Pferden gezogene Omnibus, Kaleschen, Wagen, sowie Fußgänger eilen vor den Anfangsstunden durch die Straßen, um ihren bestimmten Platz einzunehmen, was mit der größten Ordnung vor sich geht, da auf den Billeten die Nummer der Eingangsthür angegeben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(St. Petersburg, 23. Sept. — Berl. N.) Der Luftballon des Hrn. Ledet, welcher am 12. September hier aufstieg, ist an demselben Abend gegen 6 Uhr auf dem linken Ufer des Ladoga-Sees, etwa 5 Werst von dem Dorfe Mikulini, also in einer Entfernung von 300 Werst (43 deutschen Meilen) von St. Petersburg gefunden worden. Die herbeieilenden Fischer fanden den unten aufgegangenen Ballon und die daran befestigte Gondel schon halb untergesunken. In der Gondel war noch aller Ballast, der Fallschirm aber, so wie das Messer und die von Hrn. Ledet mitgenommenen Pistolen fehlten, so daß man annehmen muß, er habe sich bei einbrechender Nacht mit dem Fallschirm herabgelassen. Wie ihm dies gelungen sey, ist noch nicht bekannt.

(Rede König Ludwigs.) Der „Nürnb. Cour." bringt nachträglich den Wortlaut einer Anrede, welche der König Ludwig an den Bischof Stahl in Würzburg gehalten haben soll. Die Eigenthümlichkeit des königlichen Styles scheint die Aechtheit dieser Rede zu verbürgen. Das Nürnb. Blatt schreibt: Den Auflauf in Würzburg hat Se. Majestät der ultramontanen Partei daselbst auf Rechnung geschrieben, und sich daher gegen den dortigen Bischof Stahl, der allerdings ein fanatischer Anhänger der gestürzten Regierung ist, folgendermaßen ausgesprochen: „Den Beschützer der Kirche, als solcher bewies ich mich ihren Wohlthäter: keiner meiner Vorfahren machte aus eigenen Mitteln so viele Stiftungen; der wird von der ultrakirchlichen Partei so schändlich behandelt, daß sie dem Jacobiner nichts übrig läßt. Die dem Papste feindliche Partei ist auch mir. Seit Jahren gingen mir die Augen auf, immer mehr und mehr, und sollten alle Helleseh enden um mich her sich schließen, bleiben meine offen, so lange ich lebe. Wenn irgend Jemand, mir theuer, ein Haar gekrümmt wird, werde ich keine Schonung kennen. Ich sage nicht, daß Sie schuldig sind, aber damit Sie es sagen, vor zwei Zeugen rede ich. Wüßte ich, daß Sie schuldig, ich würde es Ihnen sagen. Offen und gerade ist meine Art, und so hoffe ich zu sterben. Ich spreche nicht von Dankbarkeit und Pflichten gegen den Landesherrn, aber dummer als dumm ist es, sich so zu benehmen." An der Entschiedenheit des Königs in der Abneigung gegen die Ultramontanen läßt sich so weit nicht zweifeln. Aber die nächste Zukunft Bayerns kann Verlegenheiten und Verwickelungen bringen, welche leicht der gestürzten Partei eine geheime Freude verursachen könnten.

Der österreichische Botschafter in Petersburg beabsichtigt, die verwittwete Gräfin Pododeza, eine Polin, zu heirathen, was in Wien in diplomatischen Kreisen vieles Aufsehen erregt; auch spricht man von einer baldigen Vermählung des Grafen Courson de Pinthimore, eines Legitimisten, mit der Tanzkönigin Fanny Elsler, doch stehen derselben von einer Seite Schwierigkeiten entgegen. (N. K.)

Frankfurter Theater.

Wir können nicht umhin und sind es der Vorzüglichkeit der Sache schuldig, wiederholt auf die neue Einstudirung und meisterhafte Scenirung des Weber'schen Oberon zu verweisen. Hierdurch ist unser Repertoire wahrhaft bereichert worden und hat die Theaterdirektion gerechten

Digitized by Google

Anspruch auf den Dank aller Freunde des Schönen gewonnen. Hr. Decorationsmaler und Maschinist Mühldorfer aus Mannheim hat bei dieser Veranlassung seinen anerkannten Ruf nicht nur auf's glänzendste bewährt, sondern für uns wenigstens noch erhöht. Was er hier geleistet hat, gehört nicht in die Kategorie der gewöhnlichen Theaterkunststücke und Decorationseffecte, sondern in's Gebiet der Kunst, indem es Traum und Wirklichkeit, Poesie und Wahrheit gleichsam vereinigt uns vorführt, so daß man kaum weiß, ob man seinen Augen trauen soll und daß man sich in eine Zauber- und Mährchenwelt versetzt glaubt. Erwägt man hierzu noch die beengte Räumlichkeit unserer Bühne, so muß man um so mehr erstaunen und kann Hrn. Mühldorfer's vortrefflichen Kunstleistungen die verdiente Bewunderung nicht versagen. Der Eindruck, welchen diese der Natur abgelauschten und mit überraschender Treue nachgebildeten Licht- und Farbeneffecte, diese Perspectiven und malerischen Ansichten, diese wandelnden Bilder von Städten und Burgen, Klöstern und Kapellen, Wäldern und Höhen, Thalgründen und liedlichen Baumgruppen, Palästen und Ruinen in ihrer mondscheinduftigen, feenhaften Beleuchtung hervorbringen, ist nicht zu beschreiben und macht alle Kritik überflüssig. Er wird noch erhöht durch die liedlichen Klänge einer edeln, ausgezeichnet schönen Tondichtung, und so vereinigen sich die verschiedenen Künste, um ein seltenes Ganzes zu vollenden. Dreimal war das Haus überfüllt und der Beifall so enthusiastisch, wie er nur selten gespendet wird. Wir wünschen unserer Theaterdirektion zu einer Acquisition Glück, die zwar viel gekostet hat, aber auch sicherlich noch manche glänzende Einnahme herbeiführen wird.

Korrespondenz.

Leipzig, 1. Oct.

Seit Beginn unserer Messe hatten wir täglich anhaltendes Regenwetter, was der äußerlichen Lebhaftigkeit derselben natürlich großen Abbruch thut, so wie sie bis jetzt überhaupt eine ziemlich schlechte zu nennen ist. In Leder wurde noch am meisten umgesetzt, weil man sich bei Zeiten zu niederen Preisen versah; Tuch und Rauhwaaren haben vor der Hand geringen Absatz; das wahre Resultat wird sich jedoch erst bis Ende dieser Woche herausstellen. — Die Räume des Theaters sind von Meßfremden ziemlich gefüllt und die Direktion hat auch schon zwei für dieses gemischte Publikum passende neue Gerichte aufgetischt; das eine: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange", von einem Aler. Rost — ein prätenziöses, aber sehr unverdauliches Ritterstück, dessen Verfasser von seinen Freunden gerufen wurde, worin sie aber nur von dem Meßpublikum unterstützt werden konnten — und das andere: Pyat's gräulicher „Lumpensammler von Paris." Nach der Messe soll das auch auf der Münchener Hofbühne nächstens zur Aufführung kommende Trauerspiel: „Eine Schwester", von Hermann Rollett, über die Bretter unserer Bühne gehen. Rollett, von dem eben ein neues Buch „Frische Lieder" erscheint, weilt seit kurzem in unserer Stadt. Auch Grillparzer war in voriger Woche einen Tag bei uns.

Darmstadt, 1. Oct.

Der letzthin hier abgehaltenen Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins ist ein in seiner Art merkwürdiges Vorspiel vorangegangen, welches etwas stark nach Berlin vom Jahr 1846 schmeckt und um seiner seltsamen Eigenthümlichkeit willen, so unglaublich es auch klingt, der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden darf. Zur Ausschmückung des Orangeriegebäudes zu Bessungen, wo das große Festdiner gehalten werden sollte, war eine besondere Decorations-Commission ernannt worden, welche bei Vollziehung des ihr zu Theil gewordenen Auftrags auf eine finanzielle Schwierigkeit stieß, da die veranschlagten Kosten gegen 700 fl. betrugen, in der That aber nur 300 fl. dafür disponibel waren. Diese Summe, und nicht mehr, konnte aufgewendet werden. Die Zeit drängte und es ward sofort Rücksprache mit Hrn. Gemeinderath Holzmüller genommen, der als Sachverständiger (er war früher vielbeschäftigter Tapezier) den Umfang und den Preis der vorzunehmenden Decorationsarbeiten leicht beurtheilen konnte. Als derselbe erklärte, daß zu dem angegebenen Zweck etwa hundert Gulden erforderlich seyn dürften, ward er freundlichst ersucht, die Leitung der desfallsigen Arbeiten übernehmen zu wollen. Schon hatte er mit der Vollziehung des von ihm blos aus Gefälligkeit übernommenen Auftrags begonnen, als man von einer gewissen Seite (ihre nähere Bezeichnung muß vorbehaltend) die Grauen erregende Entdeckung gemacht hatte, daß Hr. Holzmüller, ein hier geachteter Mann, dem die städtische Armenversorgung eine wahre Herzensangelegenheit ist, Mitglied der deutschkatholischen Gemeinde sey und auch zu deren Vorstand gehöre. Das war zu viel. Ein Deutschkatholik, der noch nebenbei Mitglied des Gustav-Adolf-Vereins ist, sollte den Saal für ihre festliche Versammlung decoriren? Dieses Problem war zu kühn, zu verwegen, als daß es der hiesige Protestantismus von einer gewissen Richtung hätte fassen und lösen können. Wie aber jetzt Hrn. H. den ihm bereits ertheilten Auftrag wieder entziehen? Neue Verlegenheit. Unter vielen Dankbezeigungen ließ man ihm durch eine vertraute Person das begonnene Geschäft wieder abnehmen. Ist dies Toleranz, sind dies die versöhnlichen Gesinnungen des Protestantismus, der an den Tagen des 20., 21 und 22 Sept. hier so sehr zur Schau getragen wurde? Diesen wahrhaft befremdenden Vorfall hätte man in unserer Stadt am wenigsten erwartet, er hat in dem größeren Publikum die verdiente Mißbilligung gefunden und viele unserer aufgeklärten Mitbürger sind dadurch an der christlichen Zeitrechnung ganz irre geworden.

Frankfurt a. M., 2. Oct.

Mit der größten Indignation werden von dem aufgeklärten Theile der hiesigen israelitischen Gemeinde die Angriffe gelesen, die leider nur zu oft in der „Hanauer Zeitung" gegen den allgemein geachteten Hrn. Rabiner Stein aufgenommen werden. Berichtigungen gegen solche Verunglimpfungen, die schon oft eingesandt wurden, nimmt jene Zeitung nie auf. Zur Ehre der hiesigen israel. Gemeinde, und um der christlichen Leser willen, seyen hiermit nur einige Thatsachen bekannt gemacht, auf welche Weise der große Theil der hiesigen orthodoxen Judeu gegen diesen Mann verfährt. Er wurde schon auf der Straße von ihnen mit Kirschkernen geworfen, man spukt ihn an, so oft er gewissen fanatischen Mitgliedern jener Partei begegnet u. s. w. — Wir könnten noch mehrere Thatsachen der Art anführen, allein diese mögen genügen und die Art und Weise bezeichnen, auf welchem Weg diese Leute die Religion ihrer Väter zu ehren suchen! —

Mehrere hiesige israel. Bürger.

Charade.

(Dreisylbig.)

1 u. 2

Ich bin ein edler Stein —
Ein Demant? Topas? Nein!
Man trägt mich nicht zum Schmucke
Er seufzt bald unterm Drucke
Gewaltiger Paläste,
Bald reißt er zur Bewundrung hin,
Ist ihm der Reiz der Form verlieh'n,
Und ziert den Saal der Feste.

3.

In meinem Wort liegt Seligkeit
Für eine siedend treue Maid,
Im Ehstand ach! flieht oft die Wonne,
Und niemals bin ich eine Nonne.

1. 2. 3.

Bist du ein Kenner der Musik,
Kennst du gewiß das schöne Stück.

Auflösung des Räthsels in Nro. 273.

Der Bäcker.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Oct. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim).

Dienstag, 5. Oct. Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abth., von Deinhardstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 276. Mittwoch, den 6. October 1847.

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

(Fortsetzung.)

Mein Leben im Hause war das freieste, ungenirteste von der Welt. Jeden Morgen, um 10 Uhr präcis, mußte ich zu ihm eintreten. Mein Frühstück bekam ich auf's Zimmer. Nun wurde diktirt, die Bücher nachgesehen, geordnet; Neues eingetragen. Das war in einer Stunde fertig, selten in zweien. Dann gehörte der übrige Tag mein. Kam ich ein Mal zurück von einem Ausgange und er begegnete mir, so fragte er: Wo gewesen?

Sagte ich: Bei Camprechts! so war die Antwort: Sirach sagt: Deine und Deines Vaters Freunde vergiß nicht!

Brachte ich ihm Geld von meinem Verdienst, was jeden Samstag regelmäßig geschah, so lächelte er und sagte: Ich merke, Sie werden ein Banquier! Und ich bekomme Schulden! Alle Tage wurde er freundlicher, zutraulicher.

Mit meinem Conrad und Albert kam ich regelmäßig in Conrads Hause zusammen. Sie waren beide noch im Gymnasio. Das waren die Stunden einer beglückenden Erholung, und ich versäumte nicht, den Rath von allen den Nachreden zu befreien, die über ihn ungerechter Weise umliefen."

Und Minchen? — Ja sie!

Ach, ich kann's nicht verschweigen, daß sie meine ganze Seele einnahm. Selten sah ich sie nur. Sie stand dem Hauswesen mit großer Treue vor. Bei Tisch saß sie mir gegenüber, und ich hielt an mir mit aller Macht und Gewalt. Aber wenn sie so im Garten umher schwebte, folgte ihr mein trunkenes Auge überall. Anfangs sah sie wohl auch herauf. Später nicht mehr. Jeden Morgen aber war mein Zimmer mit Blumen geschmückt.

Ein Mal war der Rath ausgegangen, was gar selten geschah. Ich konnte nicht widerstehen und ging zu ihr. Da muß ich, obgleich ich's nicht weiß, mehr geredet haben, als gut war. Der Alte kam zurück und fand uns im traulichen Gespräche. Er war sehr ernst, obwohl nicht böse; allein er mußte Minchen eine Predigt gehalten haben, denn sie hatte geweint. Nun mied sie mich, wo sie konnte. Das machte mich recht unglücklich.

So blieb's den ganzen Sommer, und ich glaubte am Ende, sie hasse mich.

Auf die Dauer ertrug ich das nicht.

Wieder ein Mal, als der Rath im Herbste weg war, und, wie ich wußte, lange wegbleiben mußte, faßte ich mir ein Herz. Sie saß in einer Weinlaube und schnitt Gemüße zurecht.

Ich trat zu ihr und sagte: Minchen, gestatten Sie mir ohne Umschweife diese trauliche Redeweise; Sie fliehen mich. Hab' ich Sie gekränkt? oder hassen Sie mich?

Erglühend sah sie mich an. „Wie können Sie das glauben?" flüsterte sie.

Nun ergriff ich ihre Hand, die sie mir ohne Widerstreben ließ, und redete offen von meiner Liebe — und nach zehn Minuten lag sie an meiner Brust und wir waren Eins. Jetzt ging mir erst das Leben auf!

Wie wir uns aber auch in Acht nehmen wollten, der Alte kam doch hinter das Geheimniß.

Eines Tages, es war in der Mitte Septembers, rief er mich in den Garten. Ich dachte wohl, daß es etwas Besonderes geben würde, und ging nicht ohne Spannung hin.

„Hören Sie, Herr Noll," sagte er, „ich glaube, es taugt nicht, daß Sie so lange Ihre Studien unterbrechen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Mit dem ersten Oktober beginnen die Collegia. Gehen Sie auf die Universität!"

Ich seufzte.

„Aha!" rief er, „der Seufzer gilt dem Gelde. Hören Sie mich an. Bis jetzt bin ich Ihr Schuldner gewesen. Ich sehe, Sie halten gut Haus. Sie sollen nun der Meinige werden. Das Geld, was Ihr Triennium kostet, schieße ich, und Sie zahlen's später, wenn Sie Amt und Brod haben, zurück. Dabei habe ich folgende Bedingungen. Sie dürfen in den drei Jahren nicht hierher kommen. In den Ferien machen Sie Reisen und sehen sich die Welt an. Das ist oft mehr als das Studium. Hab's auch so gemacht, und nicht ohne Erfolg. Ihr Erspartes reicht zur Ausrüstung hin. Nun sorgen Sie rasch; wie gesagt, bis zum ersten Oktober müssen Sie auf der Universität seyn."

Dabei blieb's. Ich hatte nun vollauf zu thun. Minchen war traurig. Ich auch; aber es mußte seyn. Es blieb Nichts übrig. Hatte er eine Idee gefaßt, so durfte man sie nicht durchkreuzen, das wußte ich. Ueberdies war's ja mein Glück so.

Meine Freunde jubelten, Minchen vergeß Thränen. Mir brach schier das Herz. Der Alte lächelte und sagte: „Ich denke, Sie kommen als tüchtiger, unverdorbener Mensch wieder. Seyn Sie nur als Student kein Faselhanns, so ist Alles gut. Ich flog in seine Arme. Er unterdrückte eine tiefe Rührung mit aller Macht und ich schied.

Von dem Schmerze der Trennung von Minchen will ich schweigen. Er war mächtig und erschütternd. Ich schrieb oft an den edeln Mann, und was ich schrieb, galt auch Minchen; aber an sie durfte ich nicht schreiben. Wir hatten das so ausgemacht, und er selbst schrieb mir auch alle Mal von ihr. Seine Briefe hauchten eine recht innige Liebe zu mir. Geld sandte er mehr, als ich brauchte.

Langsam schlichen die drei Jahre hin. Ich hatte treu gearbeitet, hatte Etwas gelernt; hatte in den Ferien Reisen gemacht, aber die Liebe zu Minchen lebte frisch und kräftig in meiner Seele.

Je näher die Zeit meiner Rückkehr kam, desto mehr pochte mein Herz von frischer Sehnsucht nach ihr. Da empfing ich einen Brief, worin der Rath unter Anderm schrieb: „Ich weiß,

Digitized by Google

daß Sie an Minchens Schicksal Antheil nehmen, und sage Ihnen darum, daß sie nahe daran ist, den entscheidendsten Schritt ihres Lebens zu thun. Ein wackerer Mann wirbt um sie. Er hat ein reichliches Auskommen. Er verehrt sie, wie sie es verdient. Ich, meines Theils will nur ihr Glück. Gegen den braven Mann habe ich nichts; sehe es vielmehr sehr gerne, wenn sie die schöne Partie nicht ausschlägt. Auch Sie werden sich des Glückes des vortrefflichen Mädchens freuen. Obwohl Minchen ihr Ja noch nicht ausgesprochen hat, so hoffe ich doch, daß etwa in drei Wochen Hochzeit seyn wird. Eilen Sie sich, so kommen Sie noch zu rechter Zeit an, um sie mit zu feiern." —

Der Brief schloß im altgewohnten Tone warmer, väterlicher Gesinnung. Mich zerschmetterte er fast. Schon im letzten Briefe hatte der Rath blos vorübergehend Minchens gedacht und von ihr gesagt: „Minchen läßt Sie grüßen!"

(Schluß folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Der Eintritt und Anblick dieser 15,000 Menschen in ihren verschiedenen Kostümen ist das Imposanteste der ganzen Vorstellung. Sieben Reihen Logen laufen um den Circus; die geringsten Plätze, die 8 Realen (fl. 1) kosten, sind jene, welche am meisten den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, die andern werden bis zu 1 Piaster (2 fl. 30 kr.) bezahlt. Die Königin, der Hof, die Minister, alle Staatsbeamten haben ihre Logen, wie dies überhaupt bei jedem Mann von Stande Gebrauch in Madrid ist. Vor dem Eröffnen des Kampfes zeigen sich sämmtliche Kämpfer in der Arena, um den zahlreichen Anwesenden für ihren Besuch vermittelst einer Verbeugung zu danken. Eine Musikbande gibt das Signal, und unter allgemeinem Jauchzen stürmt ein Stier in die Arena, und scheint fast erstaunt, von 30,000 spanischen Augen betrachtet zu werden. Doch bald kömmt er zu sich, und das Erste, was ihm in die Augen fällt, ist ein Reiter, der ihn zu erwarten scheint. Schnell stürzt er auf das Pferd, dessen Augen verbunden sind, durchbohrt es mit seinen Hörnern, daß ihm die Gedärme heraushängen und es mit dem Reiter zusammenstürzt. Damit beginnt das eigentliche Schauspiel, welches in der Regel vier volle Stunden dauert, und von anderen Reisenden schon mit vielem Talente beschrieben worden ist. Ich übergehe daher die Rolle der Espada, der Piceadores, Chullos und Banderilleros. In einem Zeitraume von drei Stunden waren 16 Pferde und 10 Stiere getödtet und 4 Menschen so verwundet, daß sie für todt weggetragen werden mußten. Das Stiergefecht ist jetzt in Spanien noch eben so beliebt, als in früheren Zeiten, nicht nur von den geringeren Klassen, sondern auch von den höchsten. Der letzte König Ferdinand war für dies Spiel so ergeben, daß er dafür in Sevilla eine eigene Akademie gründete, zu deren Unterhaltung jetzt noch die Cortes die jährlichen Fonds bewilligen. Noch leidenschaftlicher war Don Miguel für das Spiel eingenommen, der häufig selbst persönlich Antheil nahm. Der Kampf ist übrigens ungleich, denn das Thier hat eine unermeßliche Stärke, und in seinen spitzen, dolchähnlichen Hörnern eine feste und sichere Waffe; der Groll über die empfangene Wunde versetzt es in größere Wuth, während der Mensch nichts hat als seinen Muth, seine Gewandtheit und seinen Degen. Unsere Vereine gegen die Thierquälerei, auch vielleicht unsere Pietisten, mögen vielleicht gegen ein solches Spiel, wo sich das Blut der Menschen mit jenem der Thiere vermischt, einige Einwendungen machen, aber der Spanier hat hier blos die Tapferkeit vor Augen. Es ist daher nicht auffallend, daß der verwundete oder halbtodte Mensch in einen außerhalb des Circus bestimmten Platz gebracht wird, wo er einen Arzt und Geistlichen findet, Ersterer, um seine Wunden zu verbinden, Letzterer, um im Fall der Noth ihm die letzte Oelung zu geben. Keine Vorstellung geht ohne Verwundungen von Menschen vorüber, was der Spanier sehr liebt, und darin einen Beweis findet, daß die Direktion bemüht war, brauchbare Stiere herbeizuschaffen. Sanfte Stiere, die weder Menschen noch Pferden etwas Leid zufügen wollen, kommen sehr häufig vor, worüber das spanische Publikum sehr zornig wird und über eine solche Feigheit tobt. Allerlei Mittel werden angewandt, um den Stier zu bestrafen; die gewöhnlichen sind, daß die Piceadores alle Neckereien mit ihm treiben, ihm Stacheln an den Hals werfen, und wenn dies Alles ohne Erfolg ist, so wird er ganz in ein Feuerwerk eingehüllt. Ich habe sogar selbst beigewohnt, daß die Perros (Hunde) herbeigeholt werden mußten, was einer Metzelei ähnlich wird. Ein Dutzend Hunde springen zugleich in die Arena und fallen über den Stier her; dieser, der bisher Alles erduldet hatte, hält es für seine Pflicht, diesen eine Lehre zu ertheilen, wirft drei halbtodt rechts, andere links, und würde vielleicht siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, wenn sich Menschen und Hunde nicht gegen ihn vereinigt hätten. Das Stiergefecht hat übrigens seine förmlichen Regeln, und eine von der Stadtbehörde ernannte Commission sitzt in einer Loge, um über die strenge Beobachtung derselben zu wachen. Ein Matador, der den Stier bei seinen ersten Stößen nicht tödtet, wird ausgespottet und verhöhnt, denn das spanische Publikum ist unparteiisch; Mensch wie Stier oder Hund wird nur nach Verdienst belohnt. Ist es ein Stier, der dem Pferde die Eingeweide aufreißt, den Menschen verwundet oder tödtet, so ruft Alles „bravo toro!" Ist es der Mensch, der dem Stier einen tüchtigen Stoß versetzt, so ruft Alles „bravo torrero!" Die Einnahme für das Stiergefecht beträgt jede Woche zehn- bis zwölftausend Gulden, welche nach Abzug der Kosten dem Spital zufallen, das dagegen die Verpflichtung hat, alle beim Kampf verwundeten Personen aufzunehmen. Außerhalb des Amphitheaters haben sich mehrere Metzger niedergelassen, welche das Fleisch der eben gefallenen Stiere sogleich an die ärmere Klasse verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tschulik'sche Setzmaschine.

Ueber diese merkwürdige Erfindung, welcher zuerst vor mehreren Monaten in öffentlichen Blättern Erwähnung geschah, lesen wir jetzt im „Humoristen": Am 15. Sept. ist die erste Buchdrucker-Lettern-Setz- und Ablegemaschine, nach dem Systeme der Herren Wurm und Tschulik, in der mechanischen Werkstätte des Ersteren erbaut, nach dem Orte ihrer Bestimmung, Newyork, von Wien abgegangen. Auf dem Wege dahin wird sie vorerst noch einen Tag in Leipzig aufgestellt werden. Den Grundgedanken der Lettern-Setzmaschine entwarf bekanntlich Tschulik, allein seine Erfindung würde nie das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben und zu jener Stufe der Vollkommenheit gereift seyn, auf der sie jetzt steht, wenn er sich nicht mit dem geschickten Mechaniker und Ingenieur Franz Xav. Wurm verbunden hätte. Dem Scharfsinne und der Beharrlichkeit des Letzteren namentlich gebührt das Verdienst, die Lettern-Setzmaschine nicht nur in ihrer gegenwärtigen vollendeten Anordnung ins Leben gerufen, sondern auch durch Erfindung der Ablegevorrichtung erst vervollständigt und völlig brauchbar gemacht zu haben. Die Erfindung ist bereits für die nordamerikanischen Staaten um eine sehr bedeutende Summe angekauft; wegen ihrer Acquisition für England sind Unterhandlungen eingeleitet. Wir können mit voller Zuversicht aussprechen, daß diese Erfindung in der Typographie Epoche machen wird. Als Beleg des Gesagten dürfte es vorläufig ge-

Digitized by Google

nügen, hier die wesentlichsten Punkte des gutachtlichen Berichtes hervorzuheben, den eine von der Gesellschaft, welche die Erfindung für Nordamerika ankaufte, aus Sachverständigen gebildete Kommission abgegeben hat. Dieselbe erklärte Folgendes: Sämmtliche Vorrichtungen sind äußerst dauerhaft, für den Fabrikarbeiter geeignet und für kunstlose Handgriffe berechnet. Das Letternauge wird sowohl beim Setz- als auch beim Ablegegeschäft mehr geschont, als es gegenwärtig der Fall ist. Beide Vorrichtungen erfordern keine größeren Kenntnisse, als die bei gewöhnlichen Arbeitern vorkommenden; sind Setzer und Ableger geübte Spieler, so leistet die Maschine in der That Außerordentliches. Sämmtliche Bewegungen sind weit weniger ermüdend, als die bisher gewöhnlichen; sowohl der Setzer als auch der Ableger strengt sein Auge weniger an; Letzterer lies't den abzulegenden Satz in derselben Ordnung, als er entstanden ist, mithin braucht er nicht rückwärts zu lesen und gewinnt durch die erste Sylbe den Ueberblick über die folgenden, braucht also weniger Uebung, als unsere gegenwärtigen Ableger. Die Uebertragung, Wendung und Stellung der Lettern geschieht mit größter Sicherheit. Die Vorrichtungen auf dem Setzbrette geschehen durch die Maschine allein, erfordern durchaus keine Ueberwachung, ja die Maschine rückt selbst Zeile für Zeile vor und macht den Spielenden auf die Nothwendigkeit eines neuen Setzbrettes aufmerksam. Die Ablegemaschine nimmt einen Satz von 100 Quadratzollen auf, legt dieses Quantum ohne Wortzertheilung, ja sogar mehrere kurze Wörter mit einem einzigen Drucke ab, macht den Ablegenden auf jeden Irrthum aufmerksam und gestattet durchaus nicht, daß ein Buchstabe in ein anderes Fach gerathe, als in welches derselbe gehört. Kaum abgelegt, passen die Letternreihen bereits zur Verarbeitung für die Setzmaschine. Zur Bedienung der Maschinen sind a) ein Setzer, b) ein Ableger, c) ein Zwischenmanipulant nothwendig. Letzterer kann auch ein Knabe seyn; doch kann die gegründete Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß wohlunterrichtete Knaben auch zum Setzen und Ablegen für diese Maschinen verwendet werden können. Ein halbgeübter Setzer setzt in einer Stunde 12,000 Lettern, ein geübter 14- bis 15,000*), ja durch einen geschickten Tastenspieler steht mit der Maschine sogar die Möglichkeit vor Augen, dem Redner im Parlamente das Wort vom Munde in Lettern zu setzen und nach dem Schlusse der Sitzung die Verhandlungen dem Publikum gedruckt liefern zu können. (?) Die bereits bekannten Lettern-Setzmaschinen der Herren Guyard, Delcambre, Kliegl und Rosenberg werden von der Wurm-Tschulik'schen Erfindung weit übertroffen; diese steht als durchaus originelle Erfindung da. Dadurch, daß der Setzkasten keine Aufsicht braucht, der Ableger auf seine Irrungen von der Maschine selbst aufmerksam gemacht wird, das Geschäft des Ablegens dem Geschäfte des Setzens in Betreff seiner Schnelligkeit entspricht und ein geübter Setzer zugleich ein geübter Ableger ist, also eigentlich nur eine einzige Uebung erforderlich wird und die Ermüdeten sich wechselseitig ablösen können, sind die großen Schwierigkeiten, welche der Erfindung einer allen, selbst den rigorosesten Anforderungen entsprechenden Buchdrucker-Lettern-Setz- und Ablegemaschine bisher entgegenstanden, glücklich beseitigt, und wir können somit die Wurm-Tschulik'sche Erfindung als eine neue glänzende Manifestation des menschlichen Geistes freudig begrüßen. Als Gewährleistung für das Gesagte spricht noch die Thatsache, daß Hr. Wurm bereits eine zweite Maschine nach demselben Systeme auf Bestellung und für Rechnung des Hrn. Brockhaus in Leipzig in Arbeit hat und nach deren Vollendung sogleich eine dritte für die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien in Angriff nehmen wird. (N. C.)

*) Gegenwärtig setzt ein geübter Setzer 1500 bis 2000 Lettern in der Stunde.

Mannichfaltigkeiten.

In der bekannten deutschen Stadt „Hermann" (Mo.) hofft man in diesem Jahre auf eine ausgezeichnete Weinernte. Ein Freund, — sagt der „Anzeiger des Westens" — der soeben von Hermann zurückkehrte, schilderte die Aussichten als vorzüglich. Auf dem Weinberg des Hrn. Ziegler sah er Einen Stock mit 615 Trauben! Die Hermanner hoffen eine Ernte von 40 bis 50 Faß zu haben! — Glück auf!

Auf einem hamburger Vorstadttheater macht eine dramatisirte Geschichte des Praslin'schen Mordes viel Glück; sie geht an einem Tage, um nur alle Schaulustigen zu befriedigen, 8 bis 10 Mal über die Bretter. Ein hamburger Correspondent der Leipziger Zeitung urtheilt über das Stück: „Nicht ohne künstlerische Berechnung, aber mit aller Schamlosigkeit und Gemeinheit einer liederlichen und krankhaften Phantasie ist es zusammengefügt; eine Bande von Schauspielern aus der allerunterstenschmutzigsten Sphäre spielt es; Leute aus den gebildeten Kreisen, wie aus der Hefe des Volks sehen es, beklatschen, belächeln es. Die Boutike macht glänzende Geschäfte. Wie aber die sonst so scrupulöse Theatercensur, wie die sonst so scharf vigilirende Behörde diesen demoralisirenden und gefährlichen Scandal dulden kann — Das ist schwer zu begreifen."

Das Wochenblatt der deutschen Schnellpost vom 19. August enthält eine Reihe von mehr oder minder interessanten Notizen, unter welchen vornehmlich die auf die deutsche Einwanderung bezüglichen Beachtung verdienen. Leider dauern die Klagen über die gegen die Einwanderer verübten abscheulichen Betrügereien noch immer fort, so dankenswerthe Vorkehrungen auch in verschiedenen Hafenplätzen von unseren dortigen Landsleuten getroffen werden. Die neuesten und schreiendsten Fälle solcher Schurkereien gingen von einem gewissen H. D. Smethurst aus, einem Engländer, der sich Albany zum Schauplatze seiner Operationen auserwählt hat. Der einzige gute Rath dagegen, welcher nicht oft genug wiederholt werden kann, ist der, daß die Auswanderer sich ausschließlich an die Agenten der ihrem Interesse gewidmeten deutschen Gesellschaften wenden, welche nach dem Vorbilde der Newyorker nun auch in den andern Hafenplätzen im Entstehen begriffen sind.

Aus Nassau, Ende September, berichtet man der Mainzer Ztg.: Als unsere Stände im Frühjahre versammelt waren, wurde von ihnen auch die herrschende Theuerung zur Sprache gebracht und beschlossen, namentlich den sehr schlecht gestellten Schullehrern eine Theuerungszulage zu geben. Dieser menschenfreundliche Beschluß, dem sich die Regierung nicht abgeneigt zeigte, erregte große Freude im Lande, und insbesondere unter den Schullehrern, von denen eine nicht geringe Anzahl wirklich sehr hart mit den Mühseligkeiten des Lebens zu kämpfen hat. Man glaubte auch, diese Theuerung-Zulage würde recht schnell erfolgen, indeß hierin, so wie in Betreff der Höhe derselben hat man sich arg getäuscht. Monate vergingen, ehe den Schullehrern die ihnen zugedachte Hülfe zufloß, und als endlich vor nicht sehr langer Zeit der frohe Augenblick erschien, empfing der Eine 10, der Andere 5 Gulden, und Mancher gar nichts. Dies klingt fast unglaublich, doch aber ist die Sache so, und sie wird nur dadurch erklärlich, daß die Höhe der bewilligten Theuerungszulage von den Schultheißen der einzelnen Ortschaften bestimmt wurde. Ganz von ihrem Ermessen hing es ab, ob der Eine oder der Andere viel, wenig oder gar nichts bekommen sollte. Wie sehr nun die Schullehrer, wenigstens in ihren materiellen Verhältnissen, von dem Willen der Schultheißen abhängen, das hat diese Theuerungs-Zulage-Geschichte auf das vollständigste dargethan.

Digitized by Google

Kunst- und Literatur-Notizen.

Den zahlreichen Freunden der Blumenzucht im Zimmer ist wieder ein neues Hülfsbuch geboten, welches unter dem Titel: „Der Wintergarten, von Eduard Schmidlin“ bei Hoffmann in Stuttgart erschienen ist. Dies wirklich zweckmäßige Buch ist auf practische Brauchbarkeit berechnet. Der Verfasser ist besonders bemüht gewesen, alle Mißgriffe aufzudecken, welche gewöhnlich bei der Blumenzucht im Kleinen begangen werden und welche zu beachten er in seinen Verhältnissen seit vielen Jahren schon nur zu viele Gelegenheit gefunden hat. Man wolle übrigens nicht im beschränkten Raum eines Zimmers Pflanzen cultiviren und zur Blüthe bringen, welche selbst im zweckmäßigsten Treibhause noch die Pflege eines tüchtigen Gärtners vom Fache erfordern, wenn sie gedeihen sollen. Der Verfasser hat sich bestrebt, nur solche Pflanzen aufzuführen, von welchen er sicher ist, daß Jeder damit zurecht kommen kann, wenn er Freude an der Blumenzucht und also auch den nöthigen Fleiß und die gehörige Ausdauer hat.

Von dem bekannten Buche: „Agathon, oder der Führer durch's Leben, für denkende Jünglinge, von Professor P. Scheitlin, St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer“, ist die dritte Auflage erschienen. Für denkende Jünglinge? — Diese werden eines solchen Führers weniger bedürfen, als nichtdenkende, denen wir es empfehlen möchten; denn sie werden darin manche gute Lehre finden, wie sie sich in der Welt benehmen, ihre Studien einrichten, ihre Zeit eintheilen, sich vor Gefahren sichre stellen, ihr Herz rein erhalten, sich einen heiteren Lebensmuth bewahren und was sie überhaupt thun und lassen sollen, um froh und glücklich zu werden. Das Buch enthält allerdings viel Gutes, würde aber gewiß mit noch mehr Nutzen gelesen werden können, wenn es kürzer gefaßt und dadurch eindringlicher wäre. Wenn lange Vorlesungen an und für sich ermüdend sind, so sind sie es doppelt für die meist lebendige, frische und ungeduldige Jugend, welche den Sittenpredigern, die viel Worte machen, nicht sonderlich hold zu seyn pflegt. Sollte demnach eine vierte Auflage dieser Schrift nöthig werden, so würde der Verfasser den Werth und die Brauchbarkeit erhöhen, wenn er die 362 Seiten seines Agathon um die Hälfte verkürzte; er könnte dann immer noch dasselbe sagen und seine Leser, die denkenden, wie die nichtdenkenden Jünglinge, würden die Gedrungenheit der Belehrung und der Moral sich vielleicht besser und tiefer einprägen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 1. Oct.

Das Repertoir unserer Bühne hat sich bei den bis jetzt gegebenen fünf Vorstellungen in erfreulicher Weise entwickelt und läßt, nach dem guten Anfange zu schließen, auch für die Folge viel Gutes hoffen. Zum Erstenmale in dieser Saison sahen wir vorgestern Laube's Schauspiel: „Die Karlsschüler.“ Die Vorstellung war sehr besucht und verdiente es auch, theils um des Stückes, theils um der anziehenden Darstellung willen, in welcher Hr. Becker, als Herzog Karl, sich sehr auszeichnete und bei seinem jedesmaligen Auftreten ein stets spannendes Interesse erregte. Als treue Verbündete und Schutzengel von Schiller, der von Hrn. Wisthaler in edler Haltung mit viel Beifall gegeben wurde, erschienen die Damen Steck (Gräfin Hohenheim), Fischer (Generalin Rieger) und Eppert (Laura), und ernteten in unterschiedlichen Scenen den ihnen gebührenden Antheil an dem schönen Erfolge des Stücks. Die übrigen Rollen, als die des Generals, des Hauptmanns und des Sergeanten, waren bei den Herren Steck, Peters und Birnstill in glücklichen Händen. Die Karlsschüler selber machten in ihrer dramatischen Gruppirung und Handlung einen guten Effect. Das historische Element, welches Laube seiner Dichtung unterlegte, ist ein sehr glücklich gewähltes und der Art seiner Behandlung kann man im Ganzen nur Beifall zollen. Der eigenthümliche Zauber, den der Name Schiller überall verbreitet, hat auch dieser ansprechenden Dichtung einen Theil seines ewigen Glanzes verliehen.

Frankfurt, 2. Oct.

Am Sonntag den 26. Sept. fanden wieder die öffentlichen Redeübungen unter der Leitung des Hrn. Hartig statt. Die Anzahl der Zuhörer war nicht allein sehr groß, sondern es waren auch unter ihnen die gebildetsten und höchsten Stände vertreten. Wenn bereits öfter der Bemühungen und Leistungen des Hrn. Hartig, der mit der umfassendsten Sachkenntniß, dem würdevollsten Tacte und der höchsten Uneigennützigkeit der Leitung dieser Redeübungen sich widmet, von verschiedenen Seiten rühmend gedacht wurde, so müssen wir der jüngsten öffentlichen Versammlung — es war die 24ste — mit besonderer Auszeichnung erwähnen. Ja, wir können nicht umhin, zugleich den Wunsch auszusprechen, es möge Dr. Hartig's Unternehmen, dessen vielfältiger Nutzen für das öffentliche Leben nicht bestritten werden kann, in formeller Hinsicht recht bald in die Reihe anderer Vereine für Wissenschaft, Kunst und gemeinnützige Zwecke treten. Es wäre, unseres Bedünkens, eine schöne Aufgabe für Männer der gelehrten und gebildeten Stände, insbesondere für Schulmänner, Hrn. Hartig's Bemühungen zu unterstützen, indem sie zu einem Ausschusse zusammen treten, einen Verein activer und inactiver Mitglieder, die sich zu einem jährlichen Geldbeitrage verpflichteten, zu bilden, wodurch nicht nur die Lehrmittel sich erweiterten, sondern auch dem wackeren Lehrer für seine großen Opfer, die er aus Liebe zur Sache bringt, ein materieller Gewinn verschafft würde. Die Hinweisung auf das seitherige, sowohl in Beziehung auf Lehrplan als Methode zweckmäßige und darum erfolgreiche Verfahren des Vorstehers, so wie der Rückblick auf die vorzüglichen Leistungen der jüngsten Versammlung, rechtfertigen vollkommen diesen Wunsch. Wir schließen, um noch einmal die Zeitgemäßheit, Gemeinnützigkeit und Unentbehrlichkeit dieses Unternehmens hervorzuheben, mit den Worten eines Aufsatzes: „Die deutschen Stände als Redner“ in der Zeitschrift: „Der Herold“, Nro. 124 v. M.: „Wir halten es“, heißt es dort, „für eine nicht länger abweisbare Verpflichtung, an jeder Schule, die nur einigermaßen erwachsene Schüler hat, einen eigenen Lehrer anzustellen, der die Kunst des Redens lehrt. Haben wir so wenig den älteren Zeiten abgesehen, daß wir, trotz unseres, in anderen Hinsichten so viel weiter vorgerückten Kulturzustandes die Beredsamkeit für ein minder wichtiges Stück der Erziehung halten, als die Bildung des Herzens und die Uebung und Bereicherung des Gedächtnisses? Unsere superklugen Professoren wissen doch sonst so enorm viel von den Alten und verabsäumen — einzelne Ausnahmen abgerechnet — uns auf die Nothwendigkeit der Erlernung einer Kunst aufmerksam zu machen, die das Wissen erst fruchtbar macht, ohne die aller Gedächtnißreichthum ein nutzloser Kram ist und deren Pflege von den auch hierin mit practischerem Blick begabten Engländern und Franzosen einer ganz vorzüglichen Aufmerksamkeit unterzogen wird. Es kann und braucht freilich nicht Jeder ein Cicero zu werden, aber das muß er vermögen und lernen: zu reden, wie es ihm um's Herz ist, Das, was er auszusprechen sich gedrungen fühlt, rasch im Begriffe sich zu ordnen und in faßlicher Form vorzutragen.“ F.

Logogryph.

Mit einem B dien' es zum Schmuck der Frauen,
Mit einem R könnt ihr's am Gelde schauen,
Mit einem L wohnt sicher ihr darin
Mit einem H reicht ihr's dem Freunde hin;
Was mit St es nennet,
Kann Anseh'n auch oerleih'n;
Mit W ihr's leicht erkennet;
Im Hause wird es seyn;
Mit T kann es ein Wort
Von leichtem Sinn euch kündern;
Mit S an jedem Ort
Könnt ihr's am Boden finden.

Auflösung der Charade in Nro. 275.

Marmorbraut.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Oct. Uriel Acosta, Drama in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Mittwoch, 6. Oct. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder, Musik von Cantal.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 277. Donnerstag, den 7. October 1847.

Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel.

(Von W. O. von Horn.)

(Schluß.)

War es so? Wie konnte ich bei der Ruhe und Bestimmtheit des alten Mannes zweifeln?

Aber that sie den Schritt freiwillig? Bekannt mußte davon nichts seyn, denn Conrad hatte mir ja erst in diesen Tagen geschrieben. Er wußte um unsere Liebe. Er gedachte Minchens, und bemerkte blos noch, sie sey seit einigen Tagen auffallend stille und sehr bleich. Das fiel mir jetzt doppelt schwer auf die Seele. Konnte ich sie noch retten? — Ich sann. Wohl hatte ich Geld übrig, denn ich brauchte das, was mir der Rath sandte, nie völlig. Rasch entschlossen, reis'te ich auf der Stelle ab, einem meiner Freunde das Ordnen meiner Angelegenheiten überlassend. Mein Hirn brannte, mein Blut kochte. Ich gab Geld mit vollen Händen, um recht schnell davon zu fliegen. Drei Nächte und zwei Tage fuhr ich. Mit dem grauenden Morgen des dritten Tages sah ich die Stadt vor mir, die Alles umschloß, was ich liebte. Kaum dachte ich, daß sie aufgestanden seyn könne, so rannte ich hin.

Die alte Magd kannte mich nicht.

„Schläft der Herr noch?" fragte ich hastig.

„Ja," erwiederte die Alte; „aber Fräulein Minchen ist im Garten. —"

Ich eilte dorthin. Der Athem versagte mir, als ich die lieben Räume vor mir sah. Durch die Blätter der Laube schimmerte ein helles Gewand.

Ich trat schnell in den Eingang derselben.

Da saß sie bleich und weinend.

Einen Schrei stieß sie aus, als sie den Fremden so plötzlich vor sich stehen sah, der mir durch die Seele drang.

„Minchen," rief ich, „kennst Du mich nicht mehr? —"

Sie stierte mich an — dann sprang sie auf und lag an meiner Brust. —

Der Rath war doch schon auf gewesen. Er hörte den Schrei des Mädchens, und da ihm die alte Sybille sagte, es sey ein Fremder in dem Garten, so kam er schnell herzu.

Als er mich aber erblickte, erkannte er mich, wie er uns später sagte.

Plötzlich fühlte ich einen leisen Schlag auf der Schulter, der mich aus der Entzückung weckte. Ich fuhr mit dem Kopfe herum und sah ihn.

„Aha," rief er lachend, „der Blitz hat eingeschlagen! Siehst Du, Minchen, da ist er!"

Jetzt fiel ich an seinen Hals.

„Ist's also nicht wahr?" fragte ich.

„Setz' Dich, mein Sohn," sagte der Alte. „Du mußt mir schon die erste und letzte Lüge zu gute halten. Ich dachte so: Du mußt ihn prüfen. Drei Jahre sind eine lange Zeit, drei Mal lang genug, um, wie's so geht, ein Mädchen zu vergessen, dem man gut war, und sie, indem man sich an eine Andere hängt, wie man zu sagen pflegt, sitzen zu lassen. Es war vor drei Jahren Zeit, der Liebelei einen Riegel vorzuschieben durch Deine Entfernung. Jetzt war's Zeit, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich sprach mit Minchen. Sie wollte es freilich nicht haben, allein ich that's doch und sagte: ist seine Liebe ächt und treu, so kommt er innerhalb acht Tagen; ist sie unächt, so kommt ein Brief, der Dir Glück wünscht. Im ersten Falle wirst Du glücklich; im zweiten war er Deiner Liebe nicht werth und jede Thräne ist eine Sünde, die Du um ihn weinst, denn er ist ein Schurke, der unserer Liebe nicht werth war. Ich glaubte an Deine Treue, aber nimm's nicht übel: Menschen sind Menschen, und heutzutage ist die Treue ein so seltener Vogel, daß man sie wohl ehren muß, wenn man ihr irgendwo noch begegnet."

Jetzt fiel eine Zentnerlast von meiner Brust; „aber," sagte ich, „Sie haben mir drei Tage gemacht, deren Jammer ich nicht mehr erleben möchte."

„Kind," sagte der Rath, „Das vergißt und verwindet sich schnell, zumal ich Alles wieder gut mache."

Er nahm Minchens Hand und legte sie in die meine und sagte: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Gott segne Euch!"

Minchen weinte heiße Thränen; aber es waren Thränen der Freude und des Glückes, denn sie lächelte dabei so selig, daß man's sah, das Gefühl ihres Herzens war zu mächtig zu einem gewöhnlichen Ausbruche.

Erst nach und nach kam Alles wieder in das rechte Gleis. Er ließ uns nun alleine. Und als wir ihn suchten, saß er in seinem Lehnstuhle mit gefalteten Händen, und der hehre Ausdruck seiner Züge that es kund, daß er gebetet hatte.

Dreißig Jahre später.

Mancher Sturm ist, seit ich das Voranstehende schrieb, über meinem Haupte dahin gebraust; ich stehe nicht mehr fern von der Gränze meiner Tage; wer weiß, wie bald der Herr ruft. Drum greife ich noch ein Mal zur Feder, um kurz Das zusammen zu fassen, was ich ergänzend nachzutragen habe. Mag einst Eins der Lieben, die mir die Thränen der Liebe nachweinen, den Schluß hinzufügen mit den Worten: Er starb voll Dankes gegen Gott, und pries seine heiligen Wege, die allezeit durch Nacht die Seinen zum Lichte führen.

Seit ich zurückgekommen, war mit dem Oheim eine große Umwandlung vorgegangen. Seine Härte schmolz im warmen Hauche unserer Liebe. In unserm Glücke wurde er wieder jung. Kinder hatte er keine, wir waren sie; aber der Kreis unseres Hauses erweiterte sich. Der alte ehrliche Camprecht und mein

Digitized by Google

Conrad waren unsere stetigen Gesellschafter. Conrad hatte es vorgezogen, des Vaters Geschäft zu treiben, statt eine andere Laufbahn zu wählen, zu der er reichlich befähigt gewesen wäre. „Du hast recht, Conrad," sagte der Rath. „Der Staat braucht tüchtige Bürger, sonst helfen ihm tüchtige Beamte wenig."

Auch Albert kam zurück und lebte, bis er eine Pfarre erhielt, als Hauslehrer in einer reichen Familie der Stadt, später als Lehrer am Gymnasio. Nun war das Kleeblatt treuer Jugendfreunde unzertrennlich, und unsere beiden Alten fühlten sich in unserm Kreise unendlich wohl, denn Liebe, Dankbarkeit und Verehrung wurden ihnen von Allen gleich geweiht.

Als meine Examen vorüber waren, wurde ich in der Vaterstadt als Gerichtsrath angestellt, und nun führte ich Minchen zum Altare. Albert traute uns als Stellvertreter des Pfarrers und Conrad führte die Braut. Als wir zusammen saßen, sechs glückliche Menschen, da legte der Oheim ein Pergament in Minchens Hand. Es war eine Adoptionsurkunde. Zu seinen seltsamen Grillen gehörte auch die, wir sollten seine Kinder seyn, und ich mußte seinen Namen annehmen.

Auch Conrad verheirathete sich glücklich, aber der Herr nahm ihm das treue Weib. Albert wurde leider weit weggeführt; aber wir sehen ihn oft bei uns, auch er ist glücklicher Gatte und Familienvater. Camprecht und der Oheim starben hoch betagt, tief und innig betrauert. Friede sey mit den Edeln!

Ich bin zu Ende, sagte der Pfarrer, dessen Stimme oft durch ihr Wanken die innere Bewegung verrathen hatte. Der Andere saß da und hielt die Hand vor die Augen, aber die rieselnden Thränen verbarg sie nicht. Auch die Familie des Landgerichtsraths und er selber waren tief bewegt.

Ich ahnete eine nahe Beziehung der Geschichte zu Allen, die hier versammelt waren.

Herr Referendarius, nahm endlich Rudolphi das Wort, Sie ahnen wohl, daß das Gelesene die Geschichte meines Lebens enthält. Sehen Sie hier mein treues Minchen, hier meinen theuern Albert und meinen Conrad, die Getreuen, die Erprobten, die Theile meines Herzens geworden sind.

Ich weiß wohl, es ist mancher Anklang darinnen, der sie innerlich berührte. Mögen Sie die Lehre daraus entnehmen, daß Gott Alles wohl macht, und ich danke dem Herrn, daß ich das gleich wahr machen kann. Ich habe mir vom Herrn Präsidenten die Erlaubniß erbeten, Ihnen heute Ihre Bestallung als Anwalt an unserm Landgerichte überreichen zu dürfen.

Nun war das Betroffenseyn an mir.

Alle wünschten mir aufs herzlichste Glück.

Es ist wahr, sagte ich, Ihre Geschichte hat mich bewegt, denn meine Jugend und die Ihre sind vielfach verwandt. Die Rolle Ihres wackern Oheims haben Sie jetzt bei mir übernommen. Gott sey Preis! Meine Zukunft ist sicher gestellt. Vollenden Sie nun aber auch Ihr Werk! Nettchen und ich — wir sind längst einig für den Weg durch's Leben.

Geben Sie uns Ihren Segen ohne Prüfung! —

Nettchen stand da — so bleich wie eine Marmorstatue.

Ich ergriff ihre Hand und führte sie zu Vater und Mutter hin, die uns segneten, und dieser Tag war ein seliger in meinem Leben und auch ich konnte den Herrn preisen, der Alles wohl macht. Die sieben Jahre des trostlosen Referendariats wurden von diesem Einen Tage verschlungen, daß ihrer nicht mehr gedacht wurde. W. O. v. H.

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Die Umgegend von Madrid bietet weder Dörfer noch Landhäuser dar, um Ausflüge dahin machen zu können, dagegen sind Aranjuez, Escurial, Segovia, la Granja, Toledo historisch merkwürdig, daß es fast die Pflicht erfordert, sie von Madrid aus zu besuchen; aber dies sind keine Promenaden, die zwischen dem Frühstücke und Mittagessen abgemacht werden, sondern man hat dazu viele Tage und enorme Kosten zu verwenden. Um nach Toledo zu kommen, hatte ich zuerst die 1/4 Stunde von Madrid liegende 2000 Fuß lange Brücke zu überschreiten, welche von Philipp dem Zweiten 1584 für 1,200,000 Piaster gebaut wurde und geeignet ist, zwei durch einen größeren Fluß getrennte Ufer zu verbinden, als es der ausgetrocknete Manzanares ist. Sie könnte eine Merkwürdigkeit der Hauptstadt seyn, wenn sie nicht, wie alle spanischen Brücken, mit zu viel Blenden versehen wäre. Von dieser Brücke führt nach dem zwölf Stunden entfernten Toledo eine der schlechtesten Straßen Spaniens; der Boden ist kaum cultivirt; es gibt keine Dörfer und auch keine Bauern, und wie wenig Madrid mit Toledo in Verbindung stehen mag, zeigt das Wirthshaus in Illescas, wo wir uns vier Stunden ausruhten. Beim Mittagessen war die Eiersuppe nicht zu genießen, beim Schinken die Tabaksdose nicht zu entbehren; die Löffel waren aus Holz, als Teller diente uns ein irdener Topf, und mit zwei Messern und zwei Gabeln hatten acht Menschen abzuwechseln. Ein Glas diene für uns Alle, und zwei Mädchen mit Wedeln in der Hand hatten den Auftrag, die Millionen Fliegen, welche durchaus an unserem köstlichen Mittagessen Antheil nehmen wollten, den Zutritt streitig zu machen.

Ich hatte einen Platz im Coupé, auf der einen Seite eine Nonne, auf der andern einen Militär, welcher mir erzählte, daß er ein portugiesischer Major sey und früher Commandant in Torres Novas war. 1844 sey das Land mit Costa Cabral, dem damaligen Minister, unzufrieden gewesen, so, daß er sich veranlaßt gefunden habe, am 4. Februar die Fahne des Aufruhrs aufzustecken und von seiner Festung aus ganz Portugal zu revoltiren. Obschon die Empörung keinen Anklang gefunden, habe er sich doch achtzig Tage gehalten und sich nur unter dem Versprechen einer Amnestie ergeben. Sechzig Offiziere und vierundachtzig Unteroffiziere seyen damals nach Spanien ausgewandert, wo man ihnen Toledo als Aufenthaltsort angewiesen habe. Die letzte Revolution in der Provinz Minho habe Cabral gestürzt, und das Erste, was sein Nachfolger Palmella gethan, sey die Zurückberufung von Cabral's Feinden gewesen. In Madrid habe er sich nun die nöthigen Dokumente geholt, um mit seinen Freunden in einigen Tagen Toledo zu verlassen. Diese erwarteten ihn auf einer Anhöhe, eine Stunde von Toledo, und sobald er ihrer ansichtig wurde und ihnen durch ein Zeichen den guten Erfolg seiner Reise mittheilte, brach die ganze Menge in unbeschreiblichen Jubel aus.

Toledo gehört zu den ältesten und wichtigsten Städten Spaniens, und hatte zur Zeit ihrer Blüthe 200,000 Einwohner; seine Fabriken waren so zahlreich, daß die Strumpf- und Tuchweber allein an 60,000 Menschen beschäftigten. Heute hat Toledo keine Industrie, keinen Handel, keine Fabriken und eine arme kleine Bevölkerung von etwa 15,000 Einwohnern. Die noch bestehende Klingenfabrik, bekannt durch ihre vorzüglichen Fabrikate, ist gleichfalls zurückgegangen, beschäftigt jedoch noch einige Hundert Arbeiter. Aber mit dem Zurückgehen der Stadt änderte sich nicht auch die schöne Lage von Toledo; der Tajo, der hier schon bedeutend und nur durch Vernachlässigung nicht schiffbar ist, umzingelt fast die etwas höher liegende Stadt, und zwei schon zu Zeiten der Mauren erbaute Brücken verbinden Toledo mit den jenseitigen Ufern. Die Straßen Toledo's sind eng und klein, was bei diesem Klima eine wahre Wohlthat ist. Der Merkwürdigkeiten hat es viele.

Ich besuchte zuerst den Alcazar, die Residenz der maurischen Könige, welcher seit einem Vierteljahrhundert leider so vernachlässigt wurde, daß er bald nur eine Ruine seyn wird. Als im

Digitized by Google

jüngsten Krieg Don Carlos mit seinen Soldaten bis Toledo vordrang, die ganze Umgebung schon besetzt hatte, und Anstalten machte, die Stadt anzugreifen, verwandelte man den hochliegenden Alcazar in eine Citadelle und unterhielt von hier aus das Feuer so lebhaft, daß sich die ganze Armee zurückziehen mußte.

Größeres Interesse bietet die Cathedralkirche dar, da diese vielleicht die einzige Kirche in Spanien ist, welche dem Dom von Burgos fast gleich kommt. Dies gothische Gebäude nahm seinen Ursprung im vierzehnten Jahrhundert; die Façade entspricht schon dem Großartigen des Ganzen; das Schiff der Kirche besteht aus drei Abtheilungen, deren jede durch achtundzwanzig große Pfeiler getragen wird, und hat eine Länge von 384 und eine Breite von 191 Fuß, so daß eine vier Mal größere Bevölkerung als jene des heutigen Toledo in der Kirche Platz finden würde. Es kann auch hier meine Aufgabe nicht seyn, alle ihre Kapellen, Statuen, Malereien, Bildhauerarbeiten und Verzierungen zu beschreiben; das Merkwürdigste der Kirche ist vielleicht der Retablo (Hauptaltar), der mit seinen Säulen, Statuen und Arabesken für sich allein eine prachtvolle Kirche bildet. Gold, Silber und Edelsteine sind hier vom Boden ab bis zu der 107 Fuß hohen Decke in einem Ueberfluß verschwendet, daß man sich kaum einen Begriff davon machen kann. Nicht weit vom Retablo zeigte man mir an der Wand das Grabmal eines sehr reichen Toledaners, der sein ganzes Vermögen der Kirche vermacht hatte, und auf die Versicherung, ihn im Dom beizusetzen, mit ächt spanischem Stolz ausrief, er wolle nicht, daß jeder Lump über seinen Körper hinlaufe. Man befolgte diese sonderbare Laune und gab ihm einen Platz, wo dies unmöglich ist.

Die große und kleine Sakristei haben einen soliden Luxus; man findet darin Gemälde von Giordano, Rubens, Tizian und Van Dyk. Die Decke ist ein Meisterwerk Giordanos. Hier sind auch die Reliquien, welche der heilige Ludwig der Kirche schenkte, und die nur zwei Mal bei der Prozession mitgenommen werden. Die beiden Kasten, worin sie bewahrt werden, sind so schwer, daß zu ihrer Fortbringung acht kräftige Personen nöthig werden. Auch hier ist die Wand geschmückt mit den Abbildungen von 93 Erzbischöfen, die hier vom Jahre 103, wo der Erste gewählt ward, bis 1836, wo der Letzte starb, residirten. Der Sitz des Erbischofs von Toledo ist der erste des Reichs; derselbe nennt sich Primas von Spanien, und hatte bis 1833 ein Einkommen von $1^1/_2$ Millionen Gulden. Die Nichtanerkennung der spanischen Regierung von Seiten Roms hatte zur Folge, daß seit 1836 Toledo ohne Erzbischof blieb, dadurch einen großen pecuniären Schaden erlitt, und dieses ganz katholische Land in Mißhelligkeiten gerieth. Eine historische Merkwürdigkeit ist die Kapelle Mozarab, von welcher man Folgendes berichtet. Als sich nach einer zweijährigen Belagerung Toledo an die Mauren übergeben mußte, waren diese tolerant genug, den Christen sechs Kirchen einzuräumen, wodurch sich in Toledo während vier Jahrhunderte, wo die Stadt unter maurischer Herrschaft stand, der christliche Glaube erhielt. Als später Alphons Toledo wieder eroberte, suchte man auch die alte Liturgie durch die römisch-katholische zu verdrängen, wodurch Geistliche und Volk so empört wurden, daß es zu einem förmlichen Ausbruch kam. Der päpstliche Legat machte den Vorschlag, daß jede religiöse Partei einen Kämpfer wähle und der Ausgang des Kampfs als Gottesurtheil angesehen werden solle. Der bei Toledo liegende Platz Vego ward zum Kampfplatz bestimmt, und als der Kämpfer der Altgläubigen von ihren Gegnern spottweise mozarab (halbarabisch) genannten Partei den Sieg davon trug, fielen alle Toledaner auf die Kniee, um Gott dafür zu danken. So wurde dieser Ritus noch einige Jahrhunderte erhalten, bis nach und nach die Liturgie in Verfall kam und am Ende blos zur Erinnerung an dies Ereigniß die Kapelle Mozarab zu dieser Art Gottesdienst bestimmt wurde und es noch ist. Diese Kapelle hat ganz vorzügliche Fresken aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche den Kampf mit den Mauren darstellen.

Nicht weit von der Cathedrale befindet sich die Kirche San Juan de los Reyes, ein Meisterwerk gothischer Baukunst, deren ganze Vorderseite von oben bis unten mit Ketten behängt ist, welche die Christen in ihrer Gefangenschaft tragen mußten, und wovon sie bei Eroberung Granada's befreit wurden. Diese Kettenverzierungen geben der Kirche das Ansehen eines Gefängnisses, und war es daher kein großes Unglück, daß die niedrig hängenden trotz ihrer Schwere nach und nach gestohlen wurden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die englischen Blätter erzählen ein Beispiel aristokratischen Aufwandes, wie er wohl nur in Großbritannien vorkommen dürfte. Der älteste Sohn und Erbe Lord Stanley's ist nämlich in diesen Tagen großjährig geworden und dem Herkommen gemäß wird dies Familienereigniß mit fürstlichem Prunke auf dem Landsitze des Grafen von Derby (Lord Stanley's Vater) gefeiert. Mehrere Tage hinter einander werden dem benachbarten Landadel und den zahlreichen Pächtern des Hauses in Lancashire, in Tipperary und auf der Insel Man glänzende Feste gegeben, für welche Lord Stanley seinen Agenten und Stewards 35,000 Pfd. St. zur Verfügung gestellt hat.

Das englische General-Postamt hat ein Verzeichniß aller bei den verschiedenen britischen Postämtern als unbestellbar oder unabgefordert liegen gebliebenen Briefe, Gelder und Effekten veröffentlicht. Daraus ergibt sich, daß gegenwärtig in dem Bureau der unbestellbaren Briefe 4201 Briefe liegen, welche Eigenthum zum Werthe von 40,410 Pfd. St. (eine Viertelmillion Thaler!) enthalten. Diese Summe ist seit drei Jahren aufgelaufen; sie fließt, wenn sie nach einem gewissen Zeitraum nicht reklamirt wird, in den Staatsschatz. Außer dem Gelde liegen in jenem Bureau noch unzählige Effekten anderer Gattung, darunter manche von einem Umfange, der für die Beförderung mit der Post wenig geeignet ist. (N. K.)

Längs des Hafens von St. Louis lagen gegen Ende Juli auf einer Strecke von etwa zwei Meilen achtzig Dampfboote in einer Reihe nebeneinander, von denen wenigstens zwei Drittel „im aktiven Dienste" waren. Nach einem mäßigen Ueberschlag sind auf diesen 80 Booten 2500 Menschen beschäftigt.

(Brem. Ztg.)

Am 9. Okt. werden wir eine interessante Central- und ringförmige Sonnenfinsterniß sehen, welche von 6 Uhr 53 Minuten bis 9 Uhr 36 Minuten Vormittags dauert. Wir machen unsere Leser hierauf aufmerksam, weil diese die einzige sichtbare Sonnenfinsterniß dieses Jahres ist.

Wie kann dem Fruchtwucher ohne Beeinträchtigung der Handelsfreiheit am sichersten begegnet und vorgebeugt werden?

I.

(Gießen, Anfangs Oct. — Korresp.) Die vorstehende wichtige Frage greift bei den auch jetzt nach einer überreichen Ernte noch fortdauernden Versuchen der Fruchtwucherer, ihr gewohntes Metier in wucherischen Umtrieben fortzusetzen und die der ärmeren Volksklasse durch den himmlischen Erntesegen zu Theil gewordene Erleichterung möglichst

Digitized by Google

zu verkümmern, so tief in das practische Leben ein, daß sie zu einer wahren Lebensfrage geworden ist und zweckdienliche Vorschläge zur gründlichen Abhülfe ohne Beeinträchtigung der Freiheit des Handels den für des Landes Wohl besorgten Regierungen zuverlässig nicht unwillkommen seyn werden. Es würde aber in dieser Hinsicht durch eine (im Kurhessischen schon frühee bestandene und kürzlich wiedee erneuerte) Verordnung, kraft welcher jeder Ankauf von Korn, Waizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Mehl in wucherischer Absicht, d. h. zum Wiederverkauf, sowohl Inländern als Ausländern bei Strafe der Confiscation gänzlich verboten wird, den wucherischen Umtrieben — der Natue der Sache und den schon anderwärts gemachten Erfahrungen nach — ohne Beeinträchtigung der Handelsfreiheit möglichst gesteuert und verhindert werden, daß der sonst gewöhnliche Normalpreis der nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht allzu sehr überschritten werde, wie dies zum Theil jetzt noch der Fall ist, da der Preis der Früchte nach einer so überaus reichen Erntr, wie die diesjährige war, noch viel zu hoch steht, nnd zumal auf der nicht bemittelten Volksklasse, welche doch in jedem Staat die Mehrheit bildet, drückend lastet, woran wahrlich nicht die jetzt vorhandene Uebermenge von Frucht, sondern, einzig und allein die ungemessene Habsucht eigennütziger Speculanten, die sich auf Kosten ihrer Mitmenschen bereichern wollrn und zu diesem Zwecke alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel in Bewegung setzen, die ausschließliche Schuld tragen. Ist es aber von der Moral und Klugheit geboten, diesrm Unwesen möglichst zu steuern, so erscheint es auch räthlich, durch die oben angegebenen Prohibitivmaßregeln gegen den Wucherr die Geldbesitzer zu vrranlassen, ihre baaren Vorräthe, statt dem verderblichen Wucher, anderen gemeinnützigen Anstalten zuzuwenden, wodurch nebrn dem besonderen Nutzen in der Verwendung zugleich viel baares Geld in Umlauf gesetzt würde, das sonst der Wucher verschlingt, und wenu auch nicht gehindert werden kann, daß der Gutsbesitzer nnd reiche Fruchtbauee seine selbst gezogenen Früchte in wucherischer Absicht aufspeichert, so darf er solche doch nicht durch den Ankauf noch weiterer Vorräthe in wucherischer Absicht oermehren. Diese Vorräthe bleiben mithin im öffentlichen Verkehr und oerhindern durch ihre Concurrenz Mangel, Theurung und Noth — Außerdem erscheint es aber für alle Eventualität räthlich, dem Beispiele mehrerer Gemeinden des Kreises Girßen in Oberhessen zu folgen, welche jetzt den Ankauf und die Aufspeicherung von Brodfrucht beschlossen haben, um damit besonders den unbemittelten Bewohnern ihrer Orte in Fällen der Noth und blos gegen Ersatz des Ankaufspreises auszuhelfen. Durch eine solche Maßnahme wird zugleich dem Wucher direct und indirect entgegen gewirkt; sie verdient daher in jeder Beziehung die allgemeine Theilnahme und Nachahmung einer jeden Gemeinde, so wie deren Aufmunterung zu einem so wohlthätigen Werk durch die einschlägigen Behörden.

Literatur.

F. Berge, Conchylien-Buch, oder allgemeine und besondere Naturgeschichte der Schnecken und Muscheln. Mit 46 Tafeln Abbildungen. 10 Lieferungen, jede zu 54 Kr. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1847. 4.

Die Naturwissenschaften, gleich mächtige Förderungsmittel der materiellrn Interessen und der geistigen Entwicklung, bewähren in unseren Tagen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle gebildete Stände. Wie das Material sich häuft, so wächst die Anzahl der Verehrer und vermehrt sich das Bedürfniß nach den betreffenden literarischen Hülfsquellen. Das grnannte Buch übee Schnecken und Muscheln ist nach Form und inneree Einrichtung in ähnlichrr Weise ausgeführt wie das Schmetterlingsbuch und das Käferbuch, zwei von demselben Verfassrr früher herausgegebene Werke. Die allgemeine Naturgeschichte der Schalthiere, womit das Werk brginnt, ist, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft, vollständig und deutlich abgefaßt; die Anordnung und spezielle Beschreidung ist hauptsächlich nach Oken, mit Berücksichtigung Menke's, Lamark's und Anderer. Jene allgemeine Abhandlung, welche durch entsprechrnde Abbildungen erläutert wird, ist um so mehr zu loben, da die genauere Kenntniß des inneren Baues dieser Thiere nnd der organischen Prozesse, welche innerhalb jener Gehäuse vor sich gehen, von weit größerer Wichtigkeit ist, als das Gehäuse selbst. Gleichwohl muß man auch mit diesen äußeren Hüllen bekannt seyn, um diese Thiere gehörig von einander unterschriden zu können. Zu diesem Ende ist das Buch durch zahlreiche Abbildungen verziert, welche bei mäßigen Anforderungen ihrem Zwecke entsprechen. Man darf also dieses Werk, dessen letzte Lieferungen wohl nächstens erscheinen werden, als ein passendes Geschenk für die lerndegierige Jugend empfehlen.

In derselben Verlagshandlung ist rrschirnen:

Dr. F. A. Schmidt, Petrefacten-Buch, oder allgemeine und besondere Versteinerungskunde. Mit mehr als 400 colorirten Abbildungen (auf 64 Tafeln). Preis 5 Thlr. oder 8 fl. rhein.

Die Petrefactenkunde, welche erst in den letzten Decennien durch die erfolgreichen Bemühungen mehrerer Naturforscher ihre hohe wissenschaftliche Bedeutung erlangt hat, ist so lehrreich und anziehend, als irgend eine andere naturwissenschaftliche Disciplin. Während dieselbe die wichtigsten Aufschlüsse dietet über den Bau einee großen Zahl nrweltlicher Thierr, verstattet sie schon jetzt ihren Jüngern tiefe Blicke in die frühere Geschichte des Erdballs, und ist namentlich dem Geologen eine wichtige Stütze für seine Wissenschaft, ein mächtiges Hülfsmittel für weitere Forschungen. Der Verfasser des genannten Werkes, welches in 5 Lieferungen bereits vollständig vorliegt, hat sich um die Verbreitung diesee Wissenschaft ein rühmliches Verdienst erworben. Die beigefügten zahlreichen Abbildungen sind nicht nur wegen ihrer außeeordrntlichen Wohlfeilheit — das Blatt nebst Text kostet durchschnittlich etwa 8 kr. — sondern auch wegen ihree Vortrefflichkeit durchaus empfehlenswerth. Wrnn man weiß, daß die bisher erschienenen Werke über Petrefactenkunde entweder unbrauchbare Fabrikate waren, wenig besser als sogenannte Bilderbücher, oder kostbare, und deshalb für Wenige zugängliche, meist nur einzelne Abschnitte behandrlnde Prachtwerke, so kann das Erscheinen des in Rede stehenden Buches nur erfreulich seyn. Die Anordnung des Verfassees, vom grologischen Standpunkte, nach den Erdschichten, ist eine sachgemäße, die Beschreibungen sind, bei gedrängter Kürze, präcis und verständlich. Nach diesen kurzen Andeutungen können wir unser Urtheil über dieses Buch mit wenigen Worten dahin aussprechen: Der Verfasser hat seine Arbeit mit bester Befähigung unternommen und mit Liebe ausgeführt. Die Abbildungen, welche durch Correctheit, gute Coloritung und passende Zusammenstellung auch eine strenge Kritik befriedigen, entsprechen ihrem Zwecke vollständig. Das Ganze aber kann, als eine gediegene Leistung, sowohl Lehrern als Lernenden bestens empfohlen werdrn.

Einladung zu den Vorlesungen über die höhere Heil- und Gesundheitskunde.

Mit hoher Freude, die auf die Zuversicht sich gründet, meinen Mitmenschen ein großes Heil zu bereiten, lade ich zu obigen bereits weltbekannten Vorlesungen alle Menschen ohne Geschlechts- und Altersunterschied, welche sich drn ungestörten Besitz ihres höchsten Erdengutes auf's ganze Leben sichern wollen, mit der Bemerkung dringendst ein, daß, wrr wahren Nutzen aus meinen Mittheilungen ziehen will, dieselben von Anfang bis zu Ende ohne Unterdrechung und mit Aufmerksamkeit hören muß. — Möchte die auf meiner langjährigen Pilgerlaufbahn fast aller Orten gemachte kridige Erfahrung, daß Hunderte aus Gleichgültigkeit oder Unglauben erst später rintretende Hörer und Höreeinnen die Versäumniß der ersten Vorlesung, die zum Verständniß des Ganzen so nothwrndig ist, innig bereut haben, hiee sich nicht erneuree. Die Sache drr leiblich-geistigen Wiedergesundung der heruntergekommenen Menschheit ist von so außerordentlicher, eminenter Bedeutung, daß schon Tausende die Stunden segnen, in welchen ihnen auf einem so wichtigen Gebiete des Menschenwissens Licht — zu welchen ihnen Errettung ward! —

Die erste Vorlesung, in welchee auch die Uebergabe dee goldenen Gesetztafeln an alle Anwesende statt findet, ist Donnerstag den 7. Oct., Abends von 6 — 8 Uhr im Coliseum, und soll das Ganze in 5 — 7 noch zu bestimmenden Abenden vollbracht werden. — Zur Deckung der Unkosten werden Eintrittskartrn zu je 2 allemal an einem Abende mit kurzer Zwischenpause zu haltenden Vorlesungen in der Wilmans'schen Buchhandlung zu dem so geringen Preise von 1/4 fl. ausgegeben; um eines Deules willen sollen jedoch die Pforten des Tempels Niemand verschlossen bleiben.

Mit dem Schlag 6 1/2 beginnen jedesmal die Verhandlungen, und findet nachher kein störender Eintritt mehr statt.

Siehe auch die sehr brachtenswerthe Anzeige in der Dienstagsnummer des Intelligenzblattes.

Ernst Mahner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 278. Freitag, den 8. October 1847.

Hoch, höher, am höchsten.

(Von Ludwig Hub.)

Wer Korn inne hält, dem fluchen die Leute.
Spr. Sal. 11, V. 26.

Uns erfaßt gerechter Zorn
Ob der Noth bei vollen Scheuern.
Schmach den Schach'rern, die das Korn,
Die die Brodfrucht uns vertheuern,
Die, von Mammonsgier beseelt,
Selbst bei vollgepfropften Speichern
Künste treiben, daß es fehlt,
Einzig, um sich zu bereichern!

Aller Blicke wandten sich
Flehend jüngst zum Welterhalter
Und er gab uns väterlich
Früchte viele Tausend Malter;
Ueberall lacht' Ueberfluß,
Auf dem Acker, in dem Garten;
Nach Entbehrung schien Genuß
Des bedrängten Volks zu warten.

Doch als kaum verklungen war
Unsre Dank- und Erntefeier,
Spielt' auch schon der Wuch'rer Schaar
Wieder auf die alte Leier.
Wie durch Höllenkunst entrückt
Ist des Himmels reicher Segen;
Mangel, der uns lang' gedrückt,
Grinzt schon wieder uns entgegen.

Winter's Regiment beginnt,
Reich an mancherlei Beschwerden;
Mit Betrübniß sieht das Kind
Kleiner stets sein Brödchen werden,
Und der arme Arbeitsmann,
Mag er noch so emsig ringen,
Darben muß er doch, er kann
Kaum das theu're Brod erschwingen.

Schändlicher als schändlich ist
Jenes schmähliche Beginnen,
Durch Betrug und Hinterlist
Armer Scherflein zu gewinnen!
Dies Gewerbe treiben jetzt
Hundert, ohne sich zu schämen;
Dem Gezücht gelingt's zuletzt,
Selbst des Höchsten Hand zu lähmen.

Denn mag er auch immerhin
Ueber uns sein Füllhorn gießen,
Wuch'rer werden an sich zieh'n,
Was die Menschheit sollt' genießen;
Nur ein dreifach höh'rer Preis
Rettet es aus ihren Klauen;
Wer ihn nicht zu zahlen weiß,
Mag begnügen sich mit Schauen.

Wird's so bleiben? Sollen wir
Mangel bei der Fülle leiden?
Soll der Wucher, als Vampyr,
Sich am Blut des Volkes weiden?
Nein! und nein! und nochmals nein!
Soll's im Donnerton erschallen!
Gott ließ wachsen und gedeih'n
Nicht nur Wen'gen, nein, uns Allen.

Alle, Alle haben Theil
An des Himmels reichen Gaben.
Wuch'rer, euch ist noch nichts feil,
Höh're Preise wollt ihr haben.
Nun, so schraubt hinauf denn, schraubt,
Schraubt, bis daß die Saiten platzen
Und ein Rächerstrahl euch raubt
Plötzlich eu're Wucherbatzen!

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von C. Hesse.

1.

„Schon wieder nichts, schon wieder nichts, alle Hoffnungen schlagen fehl, wo man hinblickt, Alles schon besetzt."

„So erzähle doch ruhig, mein Sohn, Du bist außer Dir, hast keine Geduld zu warten, und deren bedarf man in jetziger Zeit am allermeisten."

„Aber denken Sie doch, lieber Vater, schon ein ganzes Jahr gehe ich unthätig umher, und weiß noch nicht wo aus noch ein, man verliert ja allen Grund und Boden."

Digitized by Google

„Was hilft Dir aber all' das Toben, damit wird es doch nicht besser, das konntest Du ja schon früher wissen, daß es jetzt mit den Studirten, besonders mit Euch Aerzten, nicht zum besten aussieht, Alles ist übersetzt, in allen Ständen des Lebens. Höre nur auf die Klagen der Handwerker, da heißt es: „man kann nichts mehr verdienen," sieh' auf den Kaufmannsstand, da laufen die jungen Leute zu Tausenden herum, und nur die Wenigsten können je ein Mal daran denken, selbständig zu werden, und nun unter Euch Studirten? — ja, da sieht es eben so trostlos aus. Du bist nicht der Einzige, darum tröste Dich."

„Aber, lieber Vater, ich will ja nur thätig seyn, ich wünsche ja weiter nichts, als meinen Beruf ausüben zu können."

„Und wenn Du das erlangt hast, so wünschest Du darnach auch einen guten Gehalt, und wenn das nicht der Fall ist, dann sagst Du: wofür soll ich denn arbeiten, wenn ich nichts bekomme, umsonst ist der Tod."

Dieses Gespräch wurde in einem kleinen Landstädtchen zwischen dem Verwalter Veit und seinem Sohne gehalten. Dieser war ein frischer, blühender junger Mann, der seit einem Jahr das Studium der Medizin beendigt hatte und seitdem in der beständigen Hoffnung, bald einem Arzte als Gehülfe beigegeben zu werden, bei seinen Aeltern lebte; allein die Zahl der jungen Aerzte war so groß, daß die Verwirklichung dieser Hoffnung sich sehr in die Länge zog. Werner, so hieß der junge Mann, war heute von der Reise in die Hauptstadt zurückgekehrt, wo er sich bei dem Medizinalcollegium um eine Stelle, wie er sie wünschte, beworben hatte; doch war er mit dem Troste entlassen worden, sobald er berücksichtigt werden könnte, wollte man es ihn wissen lassen. —

Die Mutter trat jetzt in das Zimmer und trug das Frühstück auf, sie brachte die Zeitung mit, die der Vater gewöhnlich alsdann zu lesen pflegte. Als sie Alles auf dem Tische geordnet hatte, setzte sie sich zu dem Sohn und ließ sich von ihm den einzelnen Verlauf der Reise erzählen.

„Ach, Mutter, das ist mir eine verdrießliche Geschichte, laß mich lieber schweigen, Du weißt ja, es ist wieder nichts d'raus geworden."

„So sag' mir doch aber, wie das zugegangen ist, erzähl' mir den ganzen Verlauf, und fang' hübsch von vornen an."

Werner wollte immer abkürzen; aber die Mutter wollte wissen, wie er in den Eilwagen gestiegen wäre, was für eine Reisegesellschaft er gehabt, wo er zu Mittag und zu Abend gegessen habe und so weiter.

„Mutter, Du bringst mich außer mir, so was behalt' ich ja nicht, darauf leg' ich auch nicht den geringsten Werth, das vergess' ich, wenn es kaum geschehen ist."

„Geh', Werner, Du weißt ja, daß Du mir damit Vergnügen machst, und so sey doch nicht gleich so aufbrausend."

„Nun, so will ich mir denn Zwang anthun."

Werner fing an zu erzählen, wie es die Mutter gerne hatte. Er war in seiner Erzählung so weit gekommen, daß er zu dem Obermedizinalrath gegangen war in der besten Hoffnung und mit der größten Zuversicht, die Reise nicht umsonst gemacht zu haben.

„Was spracht Ihr denn zusammen?" fragte die Mutter, „war er recht freundlich und zuthunlich?"

„Da muß ich Dir eine Beschreibung von dem Manne geben, dann weißt Du Alles," antwortete Werner.

Als der junge Mann eben seine Personalbeschreibung beginnen wollte, sagte der Vater: „hier lies ein Mal, das kann Dich vielleicht interessiren." Er reichte dem Sohne ein Zeitungsblatt hin.

„Das wär' was, wie ich es wünsche," erwiederte Werner; „ich schreibe heut' noch an die Zeitungsexpedition. Stimmst Du mir bei, Vater?"

„Ich weiß nicht, so ganz bin ich nicht mit Dir einverstanden, eine sichere Laufbahn zu verlassen und sich der Ungewißheit in die Hände zu werfen, nein, Werner, laß den Gedanken fahren."

„Aber, Vater, Du siehst ja doch, wie es mit den Aussichten bei uns steht, laß mich wenigstens schreiben; ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich schon oft daran gedacht habe, nach Amerika zu gehen und dort mein Glück zu versuchen. Noch neulich habe ich in einer Beschreibung gelesen, daß der Mangel an Aerzten dort besonders groß seyn soll, der Mensch muß wagen, und wer nicht wagt, gewinnt nicht."

„Von was sprecht Ihr denn?" fragte neugierig und ängstlich die Mutter, „Ihr redet ja von Amerika."

Der Vater warf dem Sohn einen Blick zu, das Gespräch fallen zu lassen; aber die Mutter war ein Mal neugierig gemacht, und ließ dann nicht eher nach, bis sie Alles erfahren hatte.

„Liebe Mutter," sagte Werner, „Du weißt, daß Jahr und Tag darauf hingehen, bis ich hier in unserem Lande nur irgend festen Grund und Boden gewinne, es ist Alles übersetzt, der jungen Leute giebt es zu viele. Da sieh nun, hier in diesem Zeitungsblatte werden junge Aerzte aufgefordert, mit einer Auswanderungscolonie nach Amerika zu gehen, soll ich mich nicht melden? Wer weiß, wo mir das Glück blüht, und dann möcht' ich doch ein Mal hinaus in die Welt, gefällt es mir nicht, so kann ich ja zu jeder Zeit wiederkommen, und ich habe dabei nur gewonnen."

„Das ist so ein Geschwätz," schalt der Vater, „wiederkommen, ja, das ist gut, aber was dann anfangen? Auf Anstellung hier zu Land hast Du in dem Fall nicht mehr zu hoffen, und was willst Du dann treiben? Gehst Du also, so mußt Du dorten auch bleiben, und weißt Du schon zum voraus, wie es Dir ergehen wird? Ich halte es mit dem Spruche: bleibe im Land und nähre Dich redlich; wer hier noch sein Brod essen kann, braucht es nicht in der Fremde zu suchen. Wer wandert gewöhnlich aus? — Die Unzufriedenen, die hier nichts arbeiten wollen und meinen, dort läge das Geld auf der Gasse; aber da irren sie sich gewaltig. Wer hier nichts thun will, den kann man auch dort nicht brauchen. Darum sag' ich Dir, Sohn, sprich mir nichts mehr von Amerika."

„Du siehst Alles durch die Brille an," erwiederte der Sohn; „wenn Alle so denken wollten, dann würde Deutschland bald so übervölkert seyn, daß bei einem Mißjahr Viele verhungern könnten. Die ganze Welt gehört dem Menschen, warum sollen wir immer an der Scholle hängen bleiben? Findet man hier seinen Wirkungskreis nicht, so geht man wo anders hin."

„Da hört ein Mal den Jungen," sagte ärgerlich der Vater, „Erfahrung geht über Eure Bücherweisheit, Ihr Gelbschnäbel, weißt Du Das? Ich geb' Nichts auf das Auswandern, am allerwenigsten, wenn es so auf das Gerathewohl hin geschieht. Weiß Einer vorher, wo er hinkommt und wie es ihm dort gehen wird, dann hab' ich Nichts dagegen; aber so fortgegangen und zu glauben, es wird schon gehen, das heißt Gott versucht."

„Hör' doch, lieber Vater, ich gebe Dir ganz Recht, wenn Du Das zu Familienvätern sprichst, welche viele Kinder haben, da halt' ich's wohl auch nicht für gut, auf's Ungewisse hin die Heimath zu verlassen; aber wenn junge Leute, die Etwas gelernt haben, hingehen, warum soll man's denen verdenken?"

„Von Handwerkern lass' ich mir Das gefallen; ob die in Deutschland und Frankreich auf der Wanderschaft herumgehen oder in Amerika ihr Glück versuchen, da hab' ich gar Nichts dagegen. Aber was wollt Ihr Studirten denn in Amerika thun? Das ist kein Land für Leute von Eurem Schlag."

„Aber doch für Aerzte, die machen ihr Glück, ich kann Dir die Beispiele zu Dutzenden aufzählen, darum laß mich schreiben, lieber Vater, krieg' ich eine abschlägige Antwort, so will ich hier bleiben, ist die Antwort aber günstig, so wollen wir's als einen Rath von Gott ansehen, daß ich gehen soll."

Digitized by Google

„Mach's, wie Du willst," sagte der Vater ärgerlich, „Du bist über Deine sieben Jahre hinaus, was Du thust, mußt Du auch verantworten. Ich laß' Dir Deinen Willen; denn ich sehe, Du läßt Dich doch nicht überzeugen; aber geht es Dir einst schlecht, so denk' daran, was ich gesagt habe, und mache mir nicht die Vorwürfe, daß ich Dich nicht abgehalten hätte."

Damit ging er zur Thüre hinaus und ließ den Sohn mit der Mutter allein. Werner befürchtete jetzt, die Klagen der Mutter anhören zu müssen, und eilte bald dem Vater nach. Er ging auf sein Zimmer und schrieb an die Zeitungsexpedition. —

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Schluß.)

Wenig Schritte von der Stadt fanden wir in der Mitte einer Wiese die Ruinen des ehemaligen Palastes Galiano, in welchem nach der Sage die schöne Maurin Galiano, Tochter des Königs Galafre, ihren Sitz hatte, und worin sie die Besuche Carls des Großen empfing, der von ihrer Schönheit so eingenommen ward, daß er ihr seine Liebe erklärte. Sie nahm seine Hand, sein Herz wie seinen Glauben an, willigte sogar ein, ihn nach Frankreich zu begleiten und sich als Königin krönen zu lassen. Diese gut erhaltene Ruine sammt den anliegenden Gebäuden und daran stoßenden Feldern gehören heute einem Kaufmann aus Toledo, der alle Gewässer, welche die schöne Galiano für ihre Gärten und Bäder hierherleiten ließ, zu seinem Ackerbau benutzt und sich dadurch einen ganz ansehnlichen Ertrag verschafft hat. Denn dieser ewig dürstende Boden Spaniens hat nichts nöthig, als daß man ihm von Zeit zu Zeit seinen Durst löscht, und die Vorsehung scheint einen großen Theil Spaniens durch Wassermangel bestraft zu haben, worunter auch das auf sieben Hügeln liegende Toledo leidet, das selbst nicht einen einzigen Brunnen hat und das Wasser aus dem $^1/_4$ Stunde entfernten Tajo in Krügen mittelst Eseln und Maulthieren erhält. Dasselbe wird in einer sich in jedem Hause befindenden Cisterne aufbewahrt. Als einen Beweis von Vandalismus und Fanatismus kann es angesehen werden, daß die Spanier eine große Anzahl von Wasserleitungen deshalb zerstörten, weil sie von Mauren erbaut waren.

Nachdem ich einige Tage mit christlichen und maurischen Monumenten mich beschäftigt hatte, glaubte ich dasselbe auch den Israeliten schuldig zu seyn, obschon im heutigen Spanien weder Juden noch Mauren zu finden sind. Die Juden waren in Toledo einst so zahlreich und wichtig, daß mehrere Schriftsteller der Ansicht sind, die Juden seyen zur Zeit Nebukadnezars nach Spanien gekommen und hätten Toledo gegründet; das hebräische Wort Toledot soll bezeichnen, daß die zwölf Stämme es waren, welche die Stadt bevölkerten. Auch berichtet man von ihnen, daß, als Christus verurtheilt werden sollte und der Hohepriester Caipha die Volksstämme berathen habe, ob man denselben freigeben oder sterben lassen solle, diese Frage auch den spanischen Juden von Toledo vorgelegt worden sey, und die Juden von Toledo sich für die Freilassung ausgesprochen hätten. Die deshalb von diesen erlassene Mittheilung soll in lateinischer Uebersetzung sich im Vatikan befinden. So unwahrscheinlich dies auch ist, so gewiß ist es dagegen, daß auf dem Platze, wo heute die große Cathedral-Kirche steht, im Mittelalter eine Synagoge stand, welcher der Erzbischof Roderich, der Erbauer dieser Kirche, durch eine List sich zu bemächtigen suchte. Die heutige Bevölkerung ist so unwissend, daß sie einen Mauren und Juden nicht zu unterscheiden vermag, und man mir sogar die Frage stellte, ob ich eine Moskee-Synagoge besuchen wollte. Als ich es bejahte, führte man mich durch enge Gassen in ein von außen unansehnliches Privatgebäude, in dessen Inneren sich aber ein ganz orientalischer Tempel befindet. Aus der über der Eingangsthüre angebrachten Ueberschrift ergab sich, daß diese Synagoge 1405 in eine Kirche umgewandelt wurde, die der Sta. Maria della Bianca geweiht ist. Vierzig steinerne Säulen mit allerlei orientalischen Verzierungen schmücken das 35 Schritte lange und 21 Schritte breite Gebäude. Noch glaubt man die Stelle zu erkennen, wo die Thora ihren Platz hatte und die Frauen ihren abgesonderten Sitz hatten. Jedenfalls dient dies Gebäude als Beweis, wie Luxus und Reichthum bei den Juden im Mittelalter in Toledo heimisch waren. Das Vega bei Toledo erinnert an eine Episode aus jener Zeitepoche. Das Mittelalter hat leider so viele Beweise von religiösem Fanatismus und so viele Spuren von Grausamkeit hinterlassen, daß in unserem toleranten Jahrhundert es fast mährchenhaft klingt. Bekanntlich hatten im 13., 14. und 15. Jahrhundert die Feinde der Juden angebliche Brunnenvergiftungen und Kindermorde als Vorwand genommen, um die niedrige Volksklasse gegen dieselben aufzureizen; aber nirgends mögen sie traurigere Folgen nach sich gezogen haben, als in Toledo. Es war am Charfreitag 1463, wo man die Juden in der wenige Stunden entfernten Stadt la Guardia beschuldigte, ein Christenkind geraubt und ermordet zu haben. Der Erzbischof von Toledo, ein frommer und gerechter Mann, suchte die Gemüther zu besänftigen. Nicht so der Großinquisitor, welcher nach la Guardia eilte und nach kurzer Untersuchung die ganze israelitische Bevölkerung zum Tode verurtheilte. Gegen 3500 Menschen, Männer wie Frauen, Greise wie Kinder, Reiche wie Arme, wurden mit Stricken gebunden, nach der Vega unweit Toledo gebracht und unter dem Jubel des Volks verbrannt. Das Kind ward dagegen heilig gesprochen und wird noch heute als Santo Nino (das heilige Kind) in la Guardia verehrt. Der Maler Beyen hat im Kreuzgang des Doms zu Toledo die Hauptscene in schönen Freskogemälden der Nachwelt hinterlassen.

Auf meiner Reise nach Andalusien kam ich auch nach la Guardia und überzeugte mich, daß es der Stadt bis heute nicht möglich wurde, die auf so leichte Weise vernichtete Bevölkerung auf andere Weise wieder zu ersetzen, da von den 12,000 Seelen, die die Stadt zu jener Zeit zählte, nur 1200 noch übrig sind. Der Aufenthalt in Toledo ist nicht unangenehm; der Sitz des Erzbischofs hat reiche Geistliche hierhergezogen. Dieselben sind gute und gefällige Menschen, wohnen bei den Bürgern und leben auf einem sehr vertrauten Fuß mit ihnen. Wie in Italien, sind auch in Spanien und namentlich in Toledo die Kaffeehäuser stark von Geistlichen besucht. Die Fonda del Caballero, wo ich hier abstieg, ist einer der größten Gasthöfe in Spanien, mit hundert Zimmern; es war frühee ein Nonnenkloster, war nach dessen Aufhebung um einen Spottpreis losgeschlagen und ohne viele Abänderung in ein Wirthshaus umgeschaffen worden. Ich benutzte die gut angelegte Straße, um von Toledo nach dem sieben Stunden entfernten Aranjuez zu kommen; man findet zwischen beiden Städten nur ein halbabgebranntes, der Krone gehöriges Gebäude, worin Vieh aufbewahrt wird. Es war daher in früheren Zeiten nicht sicher in dieser Gegend, und Alexander Dumas, der den Herzog von Montpensier bei seiner Vermählung nach Spanien begleitete, verlegte hierher den Schauplatz, wo er bei einem Ausflug nach Toledo von Räubern angegriffen wurde; eine Ehre, welche seit zwanzig Jahren wohl Niemand hier zu Theil geworden ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Vom untern Main, 27. Sept. — Karls. Z.) Während aus andern Gegenden betrübende Nachrichten über das Vorkommen der Kartoffelkrankheit einlaufen, stehen bei uns die

Digitized by Google

Kartoffeln bis tief in die Wetterau hinein vortrefflich. Nur auf den höher gelegenen und vorzugsweise feuchten Strichen, wie namentlich auf dem Vogelsberg, haben sich entschiedene Spuren der Krankheit gezeigt.

Bei dem thüringischen Sängerfeste hat sich, wie sächsische Blätter erzählen, der eigenthümliche Fall zugetragen, daß schon zwei Tage vor dem Feste eine Nummer der Illustrirten Zeitung, die Beschreibung des Festes enthaltend, in Eisenach zum Verkaufe ausgeboten wurde. Sogar die lautgewordenen Gefühle, welche das Volk nach vorgetragenen Stücken ausgedrückt haben sollte, waren in dieser Beschreibung bereits geschildert. Nun betraf dies aber selbst solche Stücke, welche gar nicht zum Vortrage kamen, da man sich in dem Verlaufe des Festes nicht in aller Strenge an das Programm hielt. Wie Manches in Wegfall kam, so wurde Anderes aus dem Stegreife gegeben. (Karlsr. Z.)

Wie kann dem Fruchtwucher ohne Beeinträchtigung der Handelsfreiheit am sichersten begegnet und vorgebeugt werden?

II.

(Aus Rheinhessen, 2. Oct. — Korresp.) Bei dem allmähligen Steigen der Brodpreise, ohnerachtet der so gesegneten Ernte, dürfte es wohl erforderlich seyn, dem seither so vielseitig besprochenen Fruchthandel eine erneuerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn sind auch die Vortheile jener Maßnahmen, welche die resp. Regierungen bezüglich dieses Verkehrs ergriffen haben, nicht zu verkennen, so möchte doch noch Manches zu wünschen übrig seyn, um den an der Menschheit nagenden Krebs — den Wucher — an der Wurzel zu greifen und den Wucherern das Handwerk zu legen, und mag dies auch noch lange eine Aufgabe bleiben, um so anhaltender müßte der Kampf seyn, der den Sieg verschaffen soll. Um hier zu versuchen, die Quellen des Nachtheils aufzufinden, den der fragliche Handel bringt, glauben wir vor Allem in Betracht ziehen zu müssen, daß man sich in jetziger Zeit, lucratioer Absichten wegen, mehr als je in Masse auf den Fruchthandel verlegt; daß man, statt den Vortheil, der in diesem Handel liegt, zunächst dem Producenten und Consumenten direct zu überlassen, viel zu viele Zwischenhändler duldet, die ein Spiel treiben, das der Gesammtheit schadet; ferner daß so manche Leute das Patent als Fruchthändler besitzen, denen es nicht gebührt, ja daß man deren sogar findet, die, einen Pack Kurzwaaren, oder gar den Lumpensack tragend, dabei auch noch mit dem Patente als Fruchthändler bewaffnet sind! Man bedinge demnach das Patent zum Fruchthandel von dem Besitze eines gewissen Vermögens und der Garantie eines reellen Mannes. Man lasse sich wegen des Wortes „Großhandel" nicht abhalten, jene Maßregeln zu ergreifen, welche durch die Nothwendigkeit geboten sind, um die Consumenten vor Nachtheil zu schützen, da man zu gut weiß, daß manche Stadt zwar eine Handelskammer, aber keinen Handel hat, da man ferner darüber einig ist, daß das Hin- und Her-Speculiren mit Früchten, sowohl im Kleinen als im Großen, zur Bereicherung Einzelner auf Rechnung der Gesammtpopulation, höchst unstatthaft bleibt. — Von beschränkenden Maßnahmen in Ertheilung von Patenten zum Fruchthandel und Entfernung alles unlauteren Zwischenhandels, ferner von Anlegung von Fruchtmagazinen, unter Außerachtlassung aller etwa dagegen gemacht werdenden Bedenknisse, wenn auch nicht in jeder einzelnen Gemeinde, doch in jedem Kreis- oder Kantonsorte, glauben wir daher neben einem reellen Handel, der in jeder Beziehung geschützt werden soll, übertriebene Theuerung verhüten, die Fruchtpreise auf eine Norm bringen und dem Wucher vorbeugen zu können.

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. Oct.

Unser Herbstmarkt hat heute begonnen, und wüßte man es nicht, so würde die von allen Seiten ertönende liebliche Musik der Drehorgeln daran erinnern. Diese herrlichen Instrumente, welche zur Erheiterung des Publikums so viel beitragen, sollten vor länger als 20 Jahren für immer bei uns verstummen, als auf dem damaligen Landtage ein Antrag auf Unterdrückung der Leierkasten gestellt wurde. Allein die von Apollo beschützten Orgelmänner gingen siegreich aus dem ihnen Gefahr drohenden parlamentarischen Kampfe hervor, und so sehen wir sie noch bis auf den heutigen Tag ihr harmloses Gewerbe auf den Messen und Jahrmärkten des Landes treiben, unterstützt von den Harfenmädchen, in deren Gesänge sich öfter verführerische Sprenentöne mischen sollen. — In wenigen Tagen erlebten wir hier zwei tragische Fälle, den letzten vorgestern früh, wo eine junge Frau als Leiche aus dem Woog an's Land gebracht wurde. Eine unglückliche Ehe, in der sie seit etwa anderthalb Jahren lebte, soll sie zu diesem traurigen Schritte bewogen haben. Ihrem in der Wiege lächelnden Kinde konnte die Unglückliche Lebewohl sagen, ohne von seinem harmlosen Daseyn und ihren Mutterpflichten gerührt, ohne auf andere Gedanken geleitet zu werden. Entschlossen ging sie in der sechsten Morgenstunde den Todesgang nach dem Orte ihrer letzten Bestimmung, legte Halstuch und Haube an das Ufer des Weihers und sprang hinein, ihres Lebens Noth und Leiden für immer zu vergessen. Nicht selten sind es die besseren Menschen, welche bei andauerndem Mißgeschick aus dem Leben scheiden: ihr zartfühlendes Herz, ihr reizbares Gemüth gibt ihnen nicht Stärke genug, den Unfällen des Lebens mit Festigkeit widerstehen zu können. — Wegen Errichtung eines Getreidemagazins und einer gemeinschaftlichen Actiendäckerei sind erst neuerdings hier wieder Verhandlungen gepflogen worden, und bei der großen Theilnahme, welche sich von mehreren Seiten dafür ausspricht, ist zu erwarten, daß das vielbewegte Project demnächst werde realisirt werden. — Aus Anlaß der letzten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins erschien hier: „Der Führer des Hotel Köhler durch Darmstadt und seine Umgebungen", welcher in deutscher, französischer und englischer Sprache eine gedrängte Uebersicht der Sehenswürdigkeiten hiesiger Stadt und ihrer Umgebung gibt. Der herrschaftliche Orangeriegarten in dem nahen Bessungen ist darin nicht vergessen worden, und das mit Recht; denn dort hat Dr. Köhler durch das große Gastmahl, welches er am 21 v. M. für mehr als 600 Gedecke servirte, bewiesen, daß er den an ihn gestellten Anforderungen ganz genügend zu entsprechen wußte. Zur prompten Bedienung der sechszehn Tafeln hatte er noch ein Hülfscorps auswärtiger Kellner in Eilmärschen herangezogen. — Bauernfeld's Lustspiel: „Industrie und Herz", am vorigen Freitag hier zum Erstenmale aufgeführt, soll nicht sonderlich angesprochen haben, und es scheint fast, als wenn die Wiederholung dieses sozenannten Original-Lustspiels, in dem man mehr Industrie als Herz finden will, von unserem Theaterpublikum nicht gewünscht werde.

Frankfurt a. M., 4. Oct.

Da es in der schon oft ausgesprochenen Tendenz dieser Blätter liegt, jedem neuen Fortschritte im Bereiche menschlicher Thätigkeit durch Veröffentlichung die allgemeine Anerkennung zuzuwenden, so dürfte es hier am Orte seyn, auf eine von unserem Mitbürger, dem Schuhmachermeister Hrn. Christian Otto, neuerfundene Methode aufmerksam zu machen, mittelst deren es möglich wird, den Gummi nicht nur zur Anfertigung der bisher gebräuchlichen Ueberschuhe, sondern auch zu Herren- und Damenstiefeln und Schuhen jeder Art dergestalt zu verwenden, daß sie vollkommen den ledernen ähnlich sehen, vor denselben aber den Vorzug haben, daß sie dauerhafter und wasserdicht sind und dem Fuße stets eine gleichmäßige Temperatur bewahren. Für die nöthige Ausdünstung des Fußes ist ebenfalls Sorge getragen. Die uns bis jetzt zu Gesichte gekommenen, von Hrn. Otto aus Gummi gefertigten Herren- und Damenschuhe lassen an Zierlichkeit und Eleganz die Arbeiten von Leder hinter sich zurück und es ist nicht zu bezweifeln, daß binnen kurzer Zeit diese eben so angenehme, als wärmende Fußbekleidung allgemein in Aufnahme kommen wird. Dem wackeren jungen Meister, der erst nach vielen kostspieligen Versuchen an's Ziel gelangte, nun aber, wie wir vernehmen, durch vielfache Bestellungen sich belohnt sieht, gebührt diese öffentliche Anerkennung. †

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Oct. Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abth., von Deinhardstein.

Freitag, 8. Oct. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Pamina: Fräul. Marie Vogel von Leipzig. Erster theatralischer Versuch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 279. Samstag den 9. October 1847.

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von E. Hesse.

(Fortsetzung.)

2.

Im Hafen von Antwerpen lagen eine Menge Schiffe, Dampfboote und große Dreimaster, da sah man Matrosen von allen Nationen der Welt, da hörte man die verschiedensten Sprachen sprechen. Unter allen Schiffen erregte ein amerikanisches Dampfboot mit großen, tief gehenden eisernen Rädern die besondere Aufmerksamkeit, es lag schon vierzehn Tage im Hafen, bei dem ersten günstigen Winde sollten die Anker gelichtet werden.

Nicht weit vom Hafen entfernt, zieht sich an dem rechten Ufer der Schelde, die bei Antwerpen eine große Breite hat, eine Reihe Häuser hin. Zwischen diesen und dem Ufer befindet sich eine ziemlich breite Fahrstraße, und neben ihr ein Weg für die Spaziergänger. Ein junger Mann im Reisegewande wandelte hier auf und ab, er schaute sich sorgfältig in der Gegend um, als ob er Etwas suche oder als ob er noch ein Mal sich das Bild der Gegend in die Seele rufen wolle. Plötzlich dringt der Schall einer losgeschossenen Kanone an sein Ohr, der junge Mann horcht auf, noch ein zweiter Schuß und er eilt mit schnellen Schritten dem Hafen zu. Ein lauter Jubel dringt ihm entgegen, unter Gesang ziehen Schaaren von Männern, Weibern und Kindern nach dem amerikanischen Boote, das im Begriffe ist, den Hafen zu verlassen, bald ist das Verdeck gefüllt, der Capitain erscheint und verweist die Meisten in die unteren Schiffsräume, weil die Seeleute durch das Menschengedränge an der Erfüllung ihrer Pflichten verhindert werden. Auch der junge Mann im Reisegewande steigt die Treppe an dem Schiffe hinauf und mischt sich unter die Schiffsgesellschaft.

Wieder werden die Kanonen gelöst, die Anker sind gelichtet, die Maschine braust und stolz verläßt das Schiff den Hafen, die Auswanderer — denn daraus bestand zum größten Theil die Schiffsgesellschaft — schwingen die Hüte und Mützen, ein lautes Hurrah ist der Abschiedsgruß, und aus hundert Kehlen erschallt der Gesang:

„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet! ꝛc."

Es erweckt wehmüthige Gefühle, wenn man mit solch' frohem Muthe Menschen ihre Heimath, den Ort, wo sie geboren und erzogen wurden, ihre nächsten Freunde und Verwandte verlassen und einem fremden Lande zusteuern sieht, von dem sie noch nicht wissen, wie es ihnen dort ergehen wird. Oft hört man wohl sagen, gemüthliche Menschen wären am wenigsten im Stande auszuwandern; aber die Erfahrung widerlegt Das; denn gerade aus dem Lande der Gemüthlichkeit, aus Würtemberg, kommen die allermeisten Auswanderer, und so war es auch auf diesem Schiffe der Fall, die Reisegesellschaft bestand aus Würtembergern, aus Hessen und Badensern.

Auf einem Auswanderungsschiffe finden Alle an einander Interesse, besonders dann aber, wenn Tage lang nichts mehr als Himmel und Wasser gesehen wird; doch auch schon der gleiche Zweck, die gleiche Hoffnung, die Alle beseelt, die gleichen Wünsche vereinigen die verschiedenartigsten Charaktere, man spricht von dem Lande, wohin man gehen will, man horcht hier und da, ein jedes Wort interessirt, denn für die Meisten ist Amerika immer noch ein unbekanntes Land.

Die ersten zwei Tage der Fahrt, so lange noch zu hoffen war, Land und Menschen zu sehen, vergingen schnell unter Lust und Freude, es wurde gesungen, musicirt, sogar bisweilen von Einzelnen auf dem Verdecke getanzt; aber als England im Rükken, als das große offene Meer erreicht war, als mitunter schon ein Wallfisch oder Hai gesehen wurde, da stellte sich nach und nach der Ernst ein, die Freude und der Jubel verstummten und die meisten Auswanderer sah man trüb und düster in die Zukunft schauen, dazu kam noch, daß Regenwetter eingetreten war und nur selten ein Mal die Sonne zum Vorscheine kam. Der Deutsche ist darin eigenthümlich, beim Beginne eines Werkes ist er froh und munter, aber je näher dem Ziele, um so ängstlicher, um so mehr bange. —

Es war schon die dritte Woche seit dem Tage der Abfahrt von Antwerpen zur Hälfte verflossen, alle Reisende sehnten sich darnach, bald wieder festes Land zu betreten; da wandelte spät am Abend, als es schon still in den Schiffsräumen geworden war und Viele von dem Lande träumten, wo Milch und Honig für sie fließen sollte, auf dem Verdecke auf und ab der junge Mann, von dem wir schon gesprochen haben, in Begleitung eines älteren Mannes, sie unterhielten ein lebhaftes Gespräch, dem Niemand lauschte, da nur selten ein Matrose über das Verdeck ging.

„Wie glauben Sie denn," fragte der junge Mann, „daß es am leichtesten geschehen könne, für meinen Stand und meine Verhältnisse eine angemessene Stellung zu erhalten?"

„Sie müssen wissen, daß man in Amerika Alles auf das Renommée giebt," sagte der ältere Mann, der ein vor vielen Jahren ausgewanderter Deutscher war, „da geht Alles kaufmännisch zu, Sie wissen ja: Spekulation und Kredit, das ist der ganze Kaufmann. Mögen Sie noch so gescheut seyn, noch so viele Kenntnisse besitzen, das nützt Ihnen Alles nichts; aber haben Sie in Amerika ein Mal angefangen Ihr Glück zu machen, dann läuft Ihnen Alles zu, Jedermann hat Vertrauen."

„Sie setzen mir die amerikanischen Verhältnisse gut auseinander, und ich bin Ihnen dankbar dafür," erwiederte der junge Mann; „aber können Sie mir nicht auch den Weg zeigen, wie man sich dieses Vertrauen erwerben kann?"

„Das hängt viel von dem Zufall ab. Einen Weg, der

Digitized by Google

sicher zum Ziele führt, kann weder ich noch sonst Jemand zeigen. Wären Sie ein Handwerker oder auch ein Kaufmann, dann würde ich Ihnen wohl schon eher sagen können, was Sie thun sollten, um einen Weg anzubahnen; aber Studirte, mein Herr," sagte der Amerikaner und schüttelte den Kopf, „Studirte machen bei uns nur selten ihr Glück, am wenigsten deutsche Gelehrte; denn die sind selten zu was Anderem zu gebrauchen, und hier gilt die Regel: wenn das eine Mittel nicht hilft, dann greift man zu einem andern, bis man das rechte gefunden hat."

„Das sind üble Aussichten, das hätte ich früher wissen sollen. Doch wie reimt sich Das zusammen, daß man immer hört, an Aerzten sey in Amerika großer Mangel, sollte es denn darum nicht möglich seyn, als solcher in einer Stadt ein Unterkommen zu finden?"

„Ich habe Ihnen schon ein Mal gesagt: das Renommée entscheidet in Amerika," antwortete der Fremde. „Da laufen die Quacksalber zu Dutzenden in den Städten und auf dem Lande herum und bieten ihre Universalmittel an. Da können Sie für weniges Geld Pillen kaufen, die alle Krankheiten heilen sollen; da werden in den Zeitungen mit großen Buchstaben Anzeigen bekannt gemacht, wie dieser und jener Quacksalber auf die wohlfeilste Weise und in der schnellsten Zeit die gefährlichsten Krankheiten heilt. Sehen Sie, weil Das so ist, und es läßt sich nicht ändern, hat Niemand in Amerika zu einem Arzte früher Vertrauen, bevor derselbe vollends Ursache dazu gegeben hat. Bieten Sie sich als Arzt an, ein Jeder wird die Schultern zucken und Sie mit dem Blicke betrachten, als wollt' er sagen: verstehst Du auch wirklich Etwas? Ich habe schon grundgescheute Leute kennen gelernt, die in der sicheren Hoffnung hierher kamen, schnelle ein Unterkommen zu finden, und siehe da, sie sind im Elende verkümmert, und wieder Hohlköpfe, die kaum ordentlich lesen und schreiben konnten, haben hier ihr Glück gemacht und sind grundreiche Leute geworden. Darum wiederhole ich Ihnen noch ein Mal: Renommée ist bei uns die Hauptsache, und ich halte es für unklug, wenn Jemand auf's Gerathewohl hierher kommt, besonders dann, wenn er nicht so viel Vermögen mitbringt, um längere Zeit mit zusehen zu können oder um etwas Anderes anzufangen, wenn das Eine nicht klappt."

(Fortsetzung folgt.)

Zacharias Werner.

Bei Veranlassung der wieder erneuerten Aufführung des Dramas: „Luther, oder die Weihe der Kraft", von Zacharias Werner, dürfte es geeignet erscheinen, bei einem Schriftsteller und Dichter etwas zu verweilen, welcher jetzt zwar ziemlich vergessen ist, vor mehreren Decennien aber zu den Berühmtheiten des Tages gehörte, in ganz Deutschland Aufsehen machte und für einen genialen Mann galt. So schnell verwelken oft die Kränze des Ruhmes und so wird es auch den meisten unserer heutigen Berühmtheiten ergehen. Der Zeitgeschmack, oder vielmehr die Mode in der Literatur, die Sympathien und Antipathien der Kunstfreunde sowohl als des großen Haufens, sie sind wandelbar; das Mittelmäßige verschwindet, um Anderem von nicht größerem Werthe Platz zu machen, und jedes Jahrzehnt folgt anderen Liebhabereien und huldigt andern Tendenzen. Nur das wahrhaft Vortreffliche und Große, welches hohe und unveränderliche Menschenideen in edler, vollendeter Form in sich trägt, überlebt die Stürme der Zeit, die Kämpfe der Parteien, die Anfeindungen der Gegner, die Bannstrahlen der Kritik, das Gezänke der gelehrten und ungelehrten Kunstrichter, und wird immer schöner und strahlender, je länger es besteht. Bei den Zeitgenossen kann man mit Ansprüchen auf einen Ehrenplatz im Pantheon für den Moment durchdringen, aber die kommenden Geschlechter sind die höhere Instanz der Appellation, welche zu bestätigen und zu verwerfen hat, — und meistens thut sie das letztere. Dies ist auch bei Zacharias Werner geschehen, dessen hyperromantische, mystisch-religiöse und phantastisch-fatalistische Richtung verworfen und außer Geltung gebracht worden ist.

Zacharias Werner war 1768 zu Königsberg geboren. Früh verlor er seinen Vater, und obwohl seine Mutter eine geistvolle und ausgezeichnete Frau war, so vermochte sie doch nicht, bei der Erziehung ihres Sohnes so viel Ernst und Strenge vorwalten zu lassen, als nöthig gewesen wären, um seinen Charakter zu befestigen und seinen starken Hang zu sinnlichen Genüssen zu mäßigen. Er studirte 1784 Jurisprudenz und Cameralistik in seiner Vaterstadt, hörte Kant's Vorlesungen und lebte nach den Regeln Epikur's. Damals war er noch ein Freigeist und noch fern von den ihn später überkommenden Träumereien. Nach vollendeten Studien wurde er preußischer Kammersecretär, lebte an mehreren Orten und besonders in Warschau und verheirathete sich drei Mal in nicht allzu langer Zeit, zuletzt mit einer jungen Polin, welches Ehebündniß seltsam war, da er nicht polnisch und sie nicht deutsch verstand. Im Jahr 1800 schrieb er „Die Söhne des Thales", in welcher Dichtung schon die Keime seiner späteren Richtung deutlich hervortreten. Im Jahre 1804 gab der Todestag seiner von ihm innig geliebten Mutter, 24. Februar, Veranlassung zu der nach diesem Tag benannten und bald so großes Aufsehen machenden Tragödie, welche der Grundstein jener vielen unseligen Schicksalsstücke wurde, unter deren Verfassern die Namen eines Müllner, Grillparzer und Houwald im Vordergrunde stehen. Vortrefflich ist jener fatalistische Unsinn, in sofern er sich namentlich auf Grillparzer bezieht, in dem Distichon bespöttelt worden, welches heißt:

Grillparzer, Name voll Pracht, den Parzen die Grillen vertreibend,
Harlekin, Herkules, bald fährst Du zum Orkus hinab!

Im folgenden Jahre ging Werner nach Berlin, wo er, nachdem er unterdessen durch den Tod seiner Mutter zu einem ansehnlichen Vermögen gelangt war, in den Strudel eines vorherrschend sinnlichen und etwas verwilderten Lebenswandels gerieth, was auch zur Folge hatte, daß sich seine dritte Frau, die Polin, von ihm trennte. Er schrieb jetzt, und zwar durch Iffland angeregt, seinen „Luther", welches Drama so viel Sensation machte, daß es auf den meisten deutschen Bühnen gegeben wurde, und daß die bedeutendsten der damaligen Schauspieler sich in der Titelrolle versuchten. In den folgenden Jahren machte Werner Reisen durch einen großen Theil von Europa, knüpfte überall interessante Bekanntschaften mit hochstehenden Personen aus allen Ständen an und fand bei Allen Achtung und Anerkennung. Seine Vorliebe für das Mystisch-Religiöse hatte sich unterdessen fortwährend gesteigert, und so kam es, daß er während seines Aufenthaltes in Rom im Jahre 1811 zur katholischen Religion übertrat, nachdem er kurz vorher einige, und wie man sich leicht denken kann, nur oberflächliche theologische Studien gemacht hatte. Er trat 1814 zu Aschaffenburg in das Priesterseminarium, empfing bald nachher die Priesterweihe und predigte später in Wien, wo seine Beredtsamkeit viel Aufsehen erregte. Immer mehr gab er sich der bezeichneten Richtung hin, und in Folge seiner früheren weltlustigen Lebensweise, sowie seiner späteren Geistesüberspannung und ascetischen Bußfertigkeit waren seine letzten Lebensjahre durch Kränklichkeit und geistige Abspannung sehr getrübt. Nichtsdestoweniger predigte er fort, bis ihn der Tod im Jahre 1823 sanft und unerwartet überraschte. In Folge der mancherlei Inconsequenzen, welche sich in Werner's Leben und Schriften vorfinden, ist er vielfältig und nicht ohne Grund getadelt und als ein Mann, dem die nöthige Kraft und Einheit des Charakters fehlten, bezeichnet worden; doch werden sich die strengen Urtheile etwas

Digitized by Google

mildern, wenn man seine Entwickelung in ihrem ganzen Zusammenhange psychologisch betrachtet. Was Werner als Dichter betrifft, so kann man ihm trotz seiner phantastischen Mystik eine mehr als gewöhnliche Befähigung nicht bestreiten, und hat er auch keine in ihrer Totalität große und der Bewunderung der Nachwelt würdige Werke hinterlassen, so entfalten doch die Einzelnheiten derselben eine Menge von poetischen und originellen Gedanken, von rhetorischen Schönheiten und von ergreifenden Momenten. Hinsichtlich seiner „Weihe der Kraft" hielt er diese Dichtung für eine so verfehlte und in der Tendenz so verkehrte, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren eine „Weihe der Unkraft" schrieb, um dadurch den früheren Mißgriff wo möglich wieder gut zu machen. Hätte Werner eine andere und kräftigere Lebensaufgabe sich gestellt, hätte er seinen Geist freier und klarer zu erhalten gewußt, so würde er der deutschen Bühne und der vaterländischen Dichtkunst mehr geworden seyn, während er jetzt nur noch in der Geschichte der Literatur genannt und nur von Wenigen noch hervorgesucht und gelesen wird. Sehr anziehend und geistreich ist die kritische Abhandlung des Professor Hillebrand im dritten Bande von dessen deutscher Nationalliteratur, welcher wir hier eine Stelle entnehmen: „Neben bedeutender Geistesanlage fand sich in Werner ein hoher Grad sinnlicher Triebdrängniß, ohne daß das Gewicht eines maßgebenden Willens ausgleichend hinzutrat. Daher entstand denn unter den Verhältnissen einer unruhig forttreibenden Zeit und genußsüchtigen Socialstimmung, der es ihrerseits an Halt und Erhebung fehlte, bei Werner ein unseliges Auf- und Abtreiben zwischen den Interessen geistiger Bildung und den Ansprüchen eines wild hinstrebenden Naturtriebes, wovon das Resultat ein Leben war, das in ewiger Selbstentzweiung aufging und in dem Taumel sinnlicher Leidenschaft eine Art somnambules Bewußtseyn der Idee darstellte. Hierin erscheint Werner Hamann, seinem Landsmanne, nicht unähnlich, dem gleicherweise der Geist in der Leiblichkeit, die Idee in der Genußlust oft abhanden kam. So ohne Halt in sich, wechselte er wie Standes- und Geschäftsverhältnisse, so auch Ueberzeugungen und Doktrinen. In Genüssen phantasirend, suchte er Erhebung in solchen Idealen, welche, in excentrischer Vermählung des sinnlichen Dranges mit der unendlichen Genialitätsfreiheit, seiner subjectiven Willkür entsprachen."

Die Wiederaufführung von Werner's „Weihe der Kraft" hatte Hr. H. Schneider zu seinem Benefiz gewählt, und es war anzunehmen, daß die Wahl dieses Stückes in unsern Tagen, wo man für Religiöses und Kirchliches Interesse hat, Anklang finden würde. Auch hat das Drama, wenigstens in seinen Hauptmomenten und Kraftstellen, Theilnahme erweckt. Daß Viel gestrichen wurde, muß in sofern gelten, als es die Bühnenpraxis erforderte und als das Original doch offenbar an Gedehntheit leidet. Die Frage, ob Luther auf die Bühne gehört, wollen wir dahingestellt seyn lassen; so viel aber ist gewiß, daß zur Bewältigung eines solchen Stoffs eine höhere Befähigung erforderlich wäre, als Werner sie besaß, und Prof. Hillebrand hat sehr richtig bemerkt: „Ein Mann mit der persönlichen Unsicherheit und Willenslosigkeit, mit dem mystischen Nebelwesen und der Gefühlsschwärmerei, wie Werner, war nicht geeignet, einen Mann wie Luther und ein Werk voll solcher Energie, wie dieser es vollbracht, zu schildern. Frömmelnde Salbaderei, alberne Symbolik und Allegorie sind nicht die Mittel, durch welche ein Glaubensheld sich darstellen läßt, der, von dem reinen, einfachen Elemente der Bibelreligion genährt und gestärkt, einer Welt voll Gewaltthat und Aberglauben Nichts entgegenzusetzen hatte als den Muth und die Kraft seiner ernstlich errungenen Ueberzeugung." — Die Aufführung auf der Frankfurter Bühne zu besprechen, dürften wir später Veranlassung nehmen; vorläufig sey nur berichtet, daß der Darsteller der Titelrolle, Hr. Breuer, durch den lebhaftesten Beifall und durch Hervorrufung ausgezeichnet wurde. Nach längerem Unwohlseyn zum ersten Male wieder auftretend, wurde Hr. Breuer durch einstimmigen Applaus empfangen, wie er sich denn der Gunst des Publikums nach Verdienst und in besonderem Maße zu erfreuen hat. — Auch Hr. H. Schneider, der Benefiziant und Darsteller des Kaisers, erhielt wiederholte Zeichen des Beifalls und der Anerkennung. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Braunschweig, 3. Oct. — Magdeb. Z.) Gestern Abend hätte ein schauderhafter Vorfall uns beinahe das traurige Schauspiel einer Lynchjustiz des Volks verschafft. Zwei auf einander eifersüchtige Maurergesellen, von denen der bevorzugte heute mit dem Mädchen der beiderseitigen Wünsche kirchlich aufgeboten werden sollte, geriethen bei Gelegenheit des vor dem Thore abgebrannten Feuerwerks in Streit, welcher in der Stadt erneuert und dadurch beendet wurde, daß der verschmähte Liebhaber dem glücklicheren mit einem, wie er früher gedrohet haben soll, dazu geschärften Messer rücklings mehrere Stiche versetzte, die dem Verletzten nach einigen Minuten den Tod gaben. Der fliehende, vom Volke verfolgte Mörder erreichte seine Wohnung, wurde jedoch, obgleich er sich darin nach Möglichkeit verschanzte, von der ergrimmten Menge und den herbeieilenden Polizeidienern gewaltsam aus derselben herausgeholt. Nur den äußersten Anstrengungen der Polizeimannschaft und des requirirten Militärs gelang es endlich, den Verbrecher aus den Händen des Volkes zu befreien, welches mehrere Male den Versuch machte, ihn über das Brükkengeländer in den nahen Okerstrom zu stürzen. Sollte der Vorbedacht der That bewiesen werden, so wird unser Criminal-Gesetz den Verbrecher in die Hände des Henkers liefern müssen.

So viel man aus französischen und andern Blättern ersehen kann, sind in dem Pensionate der Madame Denis in Lyon dumme Streiche von Teufelsvermummungen ꝛc. ꝛc. vorgekommen, und so eben wird berichtet, daß sich der allgemeine Volksunwille dagegen erhoben hat. Ueber 4000 Menschen sollen, nach dem „Journ. des Debats", von Mitternacht an bis Morgens 2 Uhr die Straßen durchzogen haben mit dem Pöbelgeschrei: „Nieder mit den Pfaffen! Fort mit den Klöstern!" Die Militärmacht patrouillirte sogleich in sehr starker Anzahl und verhütete Unordnungen. Eine Bande soll zum Abbé Collet gezogen seyn, dessen Thür erbrochen und Anstalt gemacht haben, ihn zu hängen. Eine andere Bande habe in der Kirche von Croix-Rousse die Kanzel zertrümmern wollen; durch das Einschreiten der Polizei und Militärmacht seyen aber diese Rohheiten verhindert worden.

(Aschaffenb. Z.)

Korrespondenz.

Michelstadt, 29. Sept.

Eine Trauerfeier seltener Art bewegte am 16. d. unsere Stadt. Der berühmte und würdige Raddi Isaac Löb Worms er ist heimgegangen zu seinen Vätern. Schon längere Zeit mit den Beschwerden des Alters kämpfend, ist er am 15. d. gegen Abend gottergeben und noch mit sterbender Stimme seinen Herrn preisend zur Ewigkeit eingegangen im 76. Jahre seines Lebens. Tiefe und aufrichtige Trauer erregte sein Tod nicht nur bei seinen Hinterlassenen, die nun durch diesen harten Schicksalsschlag aller Stütze und Versorgung beraubt, der bittersten Armuth und dem größten Elend preisgegeben sind, sondern auch bei seinen zahlreichen Gönnern, Verehrern und Freunden in dem ganzen Rabbinatsbezirke und weit hin über die Gränzen Deutschlands wird sein Hingang von gläubigen Herzen beklagt und betrauert werden. So ein-

Digitized by Google

sach und geräuschlos sein Leben und Wirken in unserer Mitte war, so berühmt und allgemein bekannt und hochgeschätzt war er wegen seiner Frömmigkeit, seiner tiefen Lehrweisheit, seiner felsenfesten Treue an den Gott Israels und seiner unbegränzten Wohlthätigkeit bei Israeliten und Nichtisraeliten. Sein ganzes Leben, das in Entbehrungen, Entsagungen und Aufopferungen bestand, war nur der Beglückung seiner Mitmenschen, ohne Unterschied des Glaubens, gewidmet. Viele Thränen der Armuth und des Unglücks trocknete er, manches wunde Herz hat er geheilt und manchen Kummer als Freund und Tröster brüderlich getheilt und gelindert. In welch' allgemeiner Verehrung und Liebe er hier und in der Umgegend gestanden, bewies sein Leichenbegängniß, bei welchem eine gewiß sehr seltene Theilnahme bethätigt wurde; denn über achthundert verschiedenen Confessionen Angehörige schlossen sich dem Leichenzuge an. Schon Abends vorher und mit kommendem Tagesanbruch sah man von allen Seiten, zum Theil aus beträchtlicher Ferne, Freunde und Verehrer des Verstorbenen in Menge herbeiströmen. Gegen 10 Uhr bewegte sich der Leichenzug in der musterhaftesten Ordnung durch die Stadt. Auf dem Friedhofe angekommen, hatten sich schon zahlreiche Zuhörer daselbst versammelt, und nachdem die üblichen Gebete und Gebräuche verrichtet waren, hielt Hr. Dr. Auerbach die erste Rede; nach diesem trat der eine evangelische Geistliche, Hr. Mitprediger Bauer, auf, an dessen Rede sich noch zwei andere reihten, gehalten von Hrn. Fromm und Hrn. Levi. Hierauf folgten nun die Schlußworte, gesprochen von Hrn. Stadtpfarrer Hessig. Sämmtliche Redner hoben in höchst ansprechender Weise die Tugenden und Verdienste des Seligen hervor und zeigten, welche Stütze des Judenthums mit ihm gebrochen, welche Hoffnung mit ihm hinabsank, wie seine ganze Kraft seinem wichtigen und heiligen Berufe gewidmet war und wie Wohlthun gegen Jedermann, ohne Unterschied des Standens, der Grundzug seines biederen Charakters gewesen, wodurch er sich ein bleibendes Gedächtniß bei Israeliten und Christen gestiftet hat. Gewiß kann es nur von guter Nachwirkung seyn, daß die evangelische Geistlichkeit, mit gutem Beispiele vorangehend, den Biedermann ehret, wo sie ihn findet und die Scheidewand fallen läßt, die nur zu oft Christen und Juden trennt. Schließlich erlaubt sich Einsender Dieses, zu bemerken, daß zur Versorgung der nun armen und hülflosen Familie des Verstorbenen ein Comité zur Errichtung eines Fonds sich hier gebildet hat, welches zur Erreichung eines solch' heiligen Zweckes durch einen demnächst ergehenden öffentlichen Aufruf die kräftige Unterstützung aller edlen Menschenfreunde erbitten wird.

L.

Mainz, 4. Oct.

Wie man vernimmt, beabsichtigt man hier ein Institut in's Leben zu rufen, welches gänzlich fehlt und in vielfacher Beziehung geeignet erscheinen möchte, einem längst und allgemein gefühlten Uebelstande abzuhelfen. Man geht nämlich damit um, eine Versorgungs-Anstalt, resp. Pensionat für ältere Personen in's Leben treten zu lassen, und soll diese Anstalt vermittelst einer Actiengesellschaft gegründet werden. Man rechnet darauf, daß von dieser Anstalt Gebrauch machen: 1) Solche Leute, welche keine Familie haben und nur ein kleines Vermögen besitzen, aus welchem sie, einzeln, nur sehr eingeschränkt würden leben können, auf diesem Wege aber ohne alle Sorgen und in angenehmer Gesellschaft ihr Leben zu beschließen vermögen. 2) Personen, deren Kinder versorgt sind und welche vorziehen, auch im Alter ihre vollständige Selbstständigkeit zu bewahren, was sie weit eher auf diesem Wege erreichen werden, als wenn sie mit ihrer Familie zusammen leben. 3) Personen, welche Vermögen besitzen, dessen eigene Verwaltung ihnen aber lästig erscheint und welche, indem sie sich ein ganz anständiges Auskommen bis zu ihrem Tode sichern, ihre letzten Tage hier in Ruhe und auf die angenehmste Weise zubringen können. Als Platz, wo die Anstalt hier gegründet werden soll, hat man den schönsten Theil der Stadt, den neuen Kästrich, im Auge, wo man neben der gesundesten Luft und herrlichem Bergwasser die ausgezeichnetste Aussicht genießt und wo die Annehmlichkeit mit verknüpft ist, daß man gewissermaßen auf dem Lande und doch in der Stadt wohnt. Auf einem großen Terrain, dessen Acquisition bereits gesichert seyn soll, würde man ein ganz neues Gebäude zur Aufnahme von 200 Personen aufführen, und soll man auch für einen geräumigen Hof und schönen Garten Sorge getragen haben. Da eine Anstalt der Art, wenigstens in dieser Weise, wohl noch nirgends existirt und wirklich einem Bedürfnisse abzuhelfen verspricht, so glaubt man auf große Theilnahme rechnen zu dürfen, und müssen wir gestehen, daß wir die projectirte Anstalt jedenfalls für sehr beachtenswerth halten und ihr von Herzen wünschen, daß sie sich realisiren möge.

Erklärung und Rechtfertigung.

Daß es bei gewissen Gelegenheiten besser ist, zu schweigen, als mit großsprahlerischer Rechthaberei das letzte Wort zu behalten, wird Freiherr Claus v. Reden zu Uslar hoffentlich jetzt einsehen. Ich habe bisher, im Bewußtseyn des Rechtes, seinen unbesonnenen Insinuationen keiner Beachtung gewürdigt, um eine an sich so unerquickliche Sache nicht noch breiter zu treten. Da aber die freiherrliche Erklärungssucht noch immer kein Ende zu nehmen scheint, so erkläre auch ich (auf ausdrücklichen Wunsch der geehrten Redaction, mit Namensunterschrift) wie folgt:

1) Es lebte in Hamburg eine Reihe von Jahren als öffentliches Mädchen Marie Wilhelmine von Knigge, gebürtig aus Hamburg, die sich selbst für eine Enkelin des Freihrn. v. Knigge ausgab und allgemein dafür gehalten wurde. 2) Besagte Marie Wilhelmine v. Knigge hat vor einigen Jahren als öffentliches Mädchen einen wahrheitliebenden Bekannten des Unterzeichneten Abends auf dem Gänsemarkt angebettelt, sich selbst eine Enkelin des Freihrn. v. Knigge genannt und von ihrem Aufenthalt in einem Berliner Bordell erzählt, bei welchem Gespräche den Betreffenden die ungewöhnliche Bildung und das ganze Benehmen der Unglücklichen nicht wenig überraschte. 3) Laut des auf dem Stadthause amtlich geführten Bettler-Protokolls ist besagte Marie Wilhelmine v. Knigge, nachdem sie mehrfach wegen Straßenbettelns arretirt, am 16. Januar 1847 in Schutz des Detentionshauses gebracht. 4) Laut vom Rathschirurgus ausgestellten Todtenscheins ist besagte Marie Wilhelmine v. Knigge vor mehreren Wochen (wie derzeit von mir berichtet wurde) im traurigsten Zustande, 50 Jahre alt, im sogenannten tiefen Keller, der Prachterherberge in der Nikolaistraße, gestorben.

Diese letztern authentischen Angaben wird die Hamburger Behörde jederzeit bereitwillig bestätigen; der Freihr. Claus v. Reden aber möge mit denselben, denen leicht noch andere hinzugefügt werden könnten, zur Ergänzung des in seinem Besitz befindlichen, vermuthlich nicht allzu genau geführten oder von ihm nicht richtig entzifferten großväterlichen Tagebuchs einstweilen vorlieb nehmen.

Auf welcher Seite nun das Recht sey und ob der vom Freiherrn in lächerlicher Gereiztheit gegen den „anonymen Korrespondenten" ausgesprochene Vorwurf nicht vielmehr auf ihn selbst in vollem Maße zurückfalle — möge das unbefangene Publikum entscheidrn.

Hamburg, 4. Oct. 1847.

Der Einsender des zur Zeitungsente gewordenen Knigge-Artikels:
Dr. J. Henning.

Buchstabenräthsel.

Im Ganzen dreht der Tänzer sich;
Mein Erstes weg, so nährt es dich.
Hast du mein Zweites noch hinweg,
So dien' ich dir statt Schiff und Steg.

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. Oct. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Pamina: Fräul. Marie Vogel von Leipzig. Erster theatralischer Versuch.

Samstag, 9. Oct. (Neu einstudirt): Christophe und Renate, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., frei nach Anray von Carl Blum. Vorher (zum Erstenmale): Fräulein Gattin, Lustspiel in einem Act, nach Lefranc, von W. Friedrich.

Sonntag, 10. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 280. Sonntag, den 10. October 1847.

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von C. Hesse.

(Fortsetzung.)

„Sie entwerfen mir kein angenehmes Bild der Zukunft, und nehmen mir eine Stütze der Hoffnung nach der andern," versetzte der junge Mann, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit dem vollen Vertrauen fortgegangen bin, es könne mir nicht fehlen."

„Lassen Sie den Muth nicht sinken; besser ist's, Sie machen sich nicht zu große Hoffnungen, dann werden Sie um so eher jede Gelegenheit, die sich Ihnen zu Ihrem Glücke darbietet, benutzen. Finden Sie es in der Wirklichkeit besser, als meine Schilderung Ihnen gesagt hat, so haben Sie nur kurze Zeit in der Täuschung gelebt. Ich rede, wie ich's aus der Erfahrung weiß, leid aber sollte es mir thun, wenn Sie glauben könnten, ich hätte Sie absichtlich täuschen wollen. Doch lassen Sie uns jetzt in die Cajüte gehen, es fängt an kühl zu werden. Wir werden nur noch ein Mal auf dem Schiffe schlafen; denn das feste Land ist nahe."

Sie gingen in die Cajüte, wo sie sich zur Ruhe begaben.

Die Sonne ging golden auf, ein Sonnenaufgang auf dem Meer gewährt einen wundervollen Anblick. Wie eine feurige Kugel, deren Schein goldene Strahlen über den Wasserspiegel wirft, erhebt sie sich langsam aus dem Meere, dann wird es schnell lebendig auf dem Schiffe, viele Passagiere stehen schon auf dem Verdecke, um dieses Schauspiel zu genießen, und es dauert nur kurze Zeit, dann ist Alles auf den Beinen. Als der helle Tag gekommen war und die Sonne schon hoch an dem Himmel stand, da rief ein Matrose vom Mast herab: „Land, Land, da liegt New-York!" Aus der Ferne schimmerten die weißen Häuser, die Stadt sah aus wie eine schwimmende Insel. Voll Sehnsucht richteten die Auswanderer ihre Augen dorthin, an die Wand der Cajüte gelehnt, stand der junge Mann, der das nächtliche Gespräch mit dem Amerikaner gehabt hatte, Hoffnung und Zweifel sprach sich in seinem Auge aus. Da trat der Fremde zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter.

„Muth, mein junger Freund! Ich mache mir Vorwürfe, Ihnen die Hoffnungen, mit denen Sie hierher gekommen sind, zerstört zu haben. Aber sehen Sie, wie die Sonne jene Häuser in der Ferne vergoldet, so golden kann auch noch das Glück Ihres Lebens werden, wenn auch der Anfang vielleicht etwas schwer seyn wird. Ich bin überzeugt, Sie denken später noch an mich."

Eine Menge Schiffe lagen auf dem Meere, an denen unser Boot vorübersegelte, allgemeiner Jubel herrschte auf unserem Schiffe; jetzt wurden die Kanonen gelöst, und kurze Zeit darnach lief das amerikanische Dampfboot in den Hafen von New-York ein.

Mancher Auswanderer fand schon einen Bekannten oder Verwandten vor, der ihn erwartete und mit Freude in der neuen Welt begrüßte, wieder Andere standen bei ihrem Gepäcke und wußten nicht, was sie beginnen sollten; denn sie verstanden weder die Sprache, noch wußten sie, wohin sie sich begeben wollten. Verdächtige Menschen drängten sich heran und boten ihre Hülfe an; wer leichtgläubig war und sich ihnen überließ, büßte bald für das schnelle Vertrauen. Andere suchten sich bei Auswanderern, die etwas englisch verstanden, Raths zu erholen; doch ließen sich dieselben nicht auf lange Gespräche ein; denn Jedermann ist alsdann mit sich selbst beschäftigt. Unser junge Reisende, der niemand Anders als Werner Veit war, hatte ebenfalls das Schiff verlassen und stand bei seinen Koffern, sein Auge suchte ängstlich nach Jemand; aber den er suchte, fand er nicht, und so fuhr er endlich mit seinem Gepäcke in einem Fiaker in einen Gasthof.

3.

Es war beinahe ein halbes Jahr seit der Abreise des jungen Arztes verflossen, er hatte versprochen, öfters Nachricht von sich zu geben, doch war bis jetzt nur ein Brief von ihm bei seinen Aeltern angelangt, und der datirte sich aus der Zeit seiner Ankunft in New-York. Die Aeltern waren sehr ängstlich geworden, sie befürchteten, es möchte ihrem Kinde recht schlecht gehen, weil er gar nicht mehr geschrieben hatte.

„Es war sehr unrecht von uns gehandelt," sagte die Mutter Werners zu ihrem Manne; „wir hätten ihm nicht den Willen lassen sollen. Unser einziges Kind — und wer weiß, ob wir ihn jemals wiedersehen."

„Es ist ein Mal geschehen," erwiederte der alte Verwalter, „jetzt sag' mir nicht mehr, wie wir es hätten anders machen sollen. Ich hab' dem Jungen ja Alles vorausgesagt, wie es ihm gehen würde, aber er wollte sich nicht halten lassen, und nun werden meine Worte in Erfüllung gegangen seyn."

„Ach, hättest Du ihm doch kein Geld auf die Reise gegeben. O, mein Werner, Du armes Kind, wie wird Dir's gehen," jammerte die Mutter.

Der Vater ging zur Thüre hinaus, er konnte solche Jeremiaden nicht lange mit kaltem Blute mit anhören, dann wurde er gereizt und sagte zu seiner Frau Worte, die er später bereuete. Es dauerte nur kurze Zeit, da kam er wieder, in seiner Begleitung war ein kräftiger junger Mann, sein Benehmen verrieh einige Bildung.

„Hier, liebe Frau, bring' ich Dir den Sohn vom Pächter Simon, ich habe schon vor mehreren Tagen seinen Vater gebeten, ihn zu uns zu Besuche kommen zu lassen, der kann Dir vielleicht Manches von unserm Werner erzählen."

Die Frau wurde plötzlich ganz heitee, sie trocknete die letzte Spur von Thränen weg und fragte:

„Sie waren also in Amerika und haben vielleicht unsern Werner gesehen?"

Digitized by Google

„Ja," sagte der junge Mann, der erst kürzlich von New-York gekommen war, um seine Aeltern zu besuchen, und dann dorthin zurückkehren wollte, „ich sah Ihren Herrn Sohn einige Mal."

„Wie geht's ihm denn? Ach, erzählen Sie mir doch, Sie thun mir einen großen Gefallen damit."

„Das will ich recht gern thun, doch wünschte ich Ihnen etwas Angenehmeres erzählen zu können, als es der Fall ist."

„Geht es ihm nicht gut?" fragte ängstlich die Frau.

„Nicht besonders; es hat ihm nicht gelingen wollen, als Arzt ein Unterkommen zu finden, das fällt in Amerika gar schwer. Als ich ihn das letzte Mal sah, klagte er mir, daß sein Geld auf der Neige sey Ich bot ihm meine Hülfe an, aber er lehnte es ab."

„Wie lange Zeit ist das schon her?" fragte der Verwalter.

„Das mögen wohl an die acht Wochen seyn."

„Hat er denn nicht einen Brief an uns mitgegeben oder sonst einen Auftrag?"

„Nein," antwortete der junge Mann. „Ich forderte ihn dazu auf, aber er äußerte, er schreibe nicht eher an seine Aeltern, bis er sich nicht mehr zu schämen brauche."

„Da hast Du's," sagte die Frau. „Ich kenne unsern Werner, eher wird er im Elend untergehen. Ach Gott, ach Gott, hätt' ich ihn doch wieder hier!"

„Frau, sey mir endlich ein Mal mit Deinen Klagen still, Du bringst mich noch zur Verzweiflung, ich wollt' es ja nicht haben, daß er fort ging; wer war schuld daran, daß ich's endlich nachgab? Du!"

„Wenn Du wußtest, daß es so kommen würde, dann hättest Du gescheuter seyn und mir nicht nachgeben sollen."

Der Zorn überfiel wieder den alten Mann, er ging darum zur Thüre hinaus; denn er hatte seine Frau zu lieb, als daß er ihr hätte Verdruß machen wollen, selbst dann nicht, wenn sie sich selbst die Schuld davon zuschreiben mußte. Als er wieder gekommen war, fragte er den jungen Mann: „Wann gehen Sie wieder nach Amerika zurück? Wollen Sie nicht einen Brief und auch etwas Geld für meinen Sohn mitnehmen?"

„Herzlich gern will ich Das thun," antwortete der Pächterssohn. „Meine Abreise ist schon auf den Sonntag in vierzehn Tagen beschlossen."

„So werd' ich bis dahin Alles fertig machen. Hab' ich vielleicht noch ein Mal das Vergnügen, Sie hier zu sehen, sonst werd' ich mit meiner Frau Ihre Aeltern besuchen, wofür ich schon lange Zeit das Versprechen gegeben habe."

„Ich würde recht gerne noch ein Mal zu Ihnen kommen," erwiederte der junge Mann, „aber da ich meinen Aeltern auch gerne Ihren Besuch wünsche, so bitte ich, führen Sie Ihr Vorhaben aus."

„So sey's denn," sagte der Verwalter. „Hier mein Wort darauf, nächsten Sonntag kommen wir zu Ihren Aeltern."

Die Mutter Werners hatte ein reiches Frühstück aufgetragen, sie selbst aber fand wenig Vergnügen, daran Theil zu nehmen; sie lauschte nur den Erzählungen des Pächtersohnes, und immer wieder kam sie auf ihren Werner zurück. Sie hätte gern gewünscht, zu erfahren, wo er wohne, esse, wie er gekleidet sey, ob er deutsch oder englisch rede; sie konnte nicht genug davon hören.

„Ich muß mich jetzt empfehlen," sagte der junge Mann, nachdem sein Besuch vielleicht zwei Stunden gedauert hatte, „die Zeit meines Aufenthalts in Deutschland ist mir kurz zugemessen, ich habe noch manchen Verwandten zu besuchen, noch mancher Aufträge mich zu entledigen, darum erlauben Sie mir, daß ich mich jetzt entferne."

Die Mutter Werners bat zwar dringend den jungen Mann, noch über Tisch da zu bleiben, aber der Verwalter fand Das gegründet, was Jener gesagt hatte, und so ward denn bei'm Abschied noch ein Mal das Versprechen erneuert, nächsten Sonntag auf dem Pächterhofe zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aepfelwein als Arznei.

Unter vorstehender Rubrik theilt das Plauderstübchen zur Dorfzeitung aus Thüringen Folgendes mit:

„Wenn aus reifen, süßen, aromatischen Aepfeln, welche auf dem Lager die Ueberreife erlangt haben, nach Frankfurter Art durch bloßes Mahlen und Pressen Most bereitet wird, und dieser nach richtig geleiteter Untergähr sich geläutert hat und ohne Spirituszusatz ein Wein daraus geworden ist, der in kühlen trockenen Kellern noch schön perlt, den Mund erfrischt, den Magen erwärmt und den Kopf nicht einnimmt, so ist dies die Arznei, die hier empfohlen werden soll. Allen, die am Schreibpulte oder in der Arbeitsstätte sich versessen haben und nun am Unterleib und an der Hypochondrie leiden, kann ich den reinen, hellen, champagnerartigen Aepfelwein eben so gut empfehlen, als das Kissinger oder Homburger Salzwasser. Die Aerzte verschreiben ja Denen, welche an Wallungen, Verstopfungen und dergleichen Miserabilibus leiden, auch englisches Brausepulver, Weinstein ꝛc. Nun, im Aepfelweine ist das Alles schon und natürlich enthalten. Man fange Morgens mit einem halben Schoppen oder einem halben Seidel an und steige nach drei Tagen auf einen Schoppen oder Seidel und endlich bis auf eine Bouteille. Dabei muß man ordentlich hin und her laufen, wo möglich in freier Luft, in einem Garten und in guter Gesellschaft. Man wird bald finden, daß sich alle natürlichen Absonderungen vermehren und die Plagegeister von dem kräftigen Apfelgeiste ausgetrieben werden, Kopf, Brust, die Flanken und der theure Unterleib frei und gesund werden.

So wie man Gesundbrunnen hat, nach denen man reiset, um dort Wasser zu trinken, so sollte man an schön und freundlich gelegenen Orten, wo viele Aepfel gebaut werden, Apfelweinkuranstalten einrichten, in welchen man in der Frühe statt des Ragozzi-Glases ein Glas gefüllt mit Pomona's heilbringender Gabe zur Hand nähme und unter den mit Reinetten, Borsdorfer-, Stettiner- und anderen guten Herbst- und Winter-Aepfelsorten beladenen Bäumen das infernale Geschäft lustwandelnd abwartete. Gewiß, solche Anstalten, verbunden mit stärkenden Flußbädern, würden große Wunderkuren bewirken.

Das hier Gesagte ist kein Scherz, sondern der freundlichste Ernst. Dabei würden Kranke und Gesunde gewinnen: die Kranken ihre Gesundheit, die Gesunden deren Geld. Es bedarf nur dreier Dinge, um eine solche Kuranstalt ins Leben zu rufen: 1) eines Arztes, welcher bei tüchtiger Bildung, besonders in diätetischer Beziehung, mit gefälligen Manieren eine Kenntniß des vorgeschlagenen Heiltrankes verbindet und die Zeitschriften mit dem Lobe der Anstalt füllt, 2) eines ehrlichen Unternehmers, der nur gute und billige Waare führt, 3) die Wahl eines wohl gelegenen Orts. Könnte damit im Herbst eine Traubenkur verbunden werden, desto besser. Unsere Zeit macht die Ausführung leichter als je."

Wanderungen durch die Bücherwelt.

II.

Heutigen Tages ist die leichte und gefällige Lectüre am beliebtesten. Ein angenehm unterhaltender Roman, am besten eine Uebersetzung aus dem Französischen oder Englischen, ein elegant geschriebenes Wanderbuch eines flüchtigen Touristen, der sich ein

Digitized by Google

paar Stunden allerwärts aufhält und nichts desto weniger sein absprechendes Votum von sich gibt, ein Album, welches im Boudoirstyl über die wichtigsten Fragen der Kirche und des Staates sich ausspricht, bunte Genrebilder, welche aus dem Leben gegriffen zu seyn sich rühmen, aber gewöhnlich mehr Verzerrung, als Wahrheit enthalten, politische Raisonnements und Zeitgedichte und dergleichen leichte Waare stehen oben an. Immer seltener werden die Freunde ernster Studien und solcher Lektüre, die des Geistes und des Nachdenkens volle Kraft in Anspruch nimmt. Einen solchen Ernst verlangt das Studium der Geschichte, aber es ist auch ein reich belohnendes und ungemein bildendes; denn die Geschichte ist eine Lehrerin des Lebens, eine Leuchte der Wahrheit, eine Zeugin der Vergangenheit und ein Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart. Gute Geschichtsbücher sind nicht genug zu empfehlen und der Verkehr mit ihnen ist für Geist und Herz gleich wohlthätig. Hierher gehört die von uns schon öfters angezeigte und gewürdigte „Weltgeschichte für das deutsche Volk" von F. C. Schlosser, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Franz Varrentrapp's Verlag (Ph. Krebs). Der siebente Band derselben ist erschienen und umfaßt die Geschichte des Mittelalters vom Beginn des zweiten bis zur politischen Lage des Abendlandes zur Zeit des letzten Kreuzzugs. Wie interessant und inhaltreich dieser Band ist, geht aus der Wichtigkeit der hier behandelten Periode hervor. Uebrigens ist die Schlosser-Kriegk'sche Weltgeschichte bereits zu so allgemeiner Anerkennung gelangt, daß eine wiederholte Anpreisung derselben ganz überflüssig erscheint.

Gehen wir nun zu einem Werke über, welches dem Interesse der Gegenwart ganz besonders nahe liegt. Es ist dies — „Das Haardtgebirge und seine Umgebungen", herausgegeben von F. K. Bruckner. Verlag von A. H. Gottschick in Neustadt an der Haardt. Wenn diese Gegend, die so vieler Vorzüge sich erfreut, seither weniger häufig besucht wurde, als man annehmen sollte, so lag der Grund wohl nur darin, daß sie keine Stadt bedeutenden Rangs aufzuweisen hat und von keiner größeren Route durchschnitten wurde. Eine neue Zeit beginnt in dieser Beziehung, nachdem eine trefflich angelegte Eisenstraße bereits theilweise dem Verkehr eröffnet ist, wodurch diese Gegenden einerseits mit dem Rheine und den wichtigsten Eisenbahnen des südwestlichen Deutschlands, anderseits mit dem Innern von Frankreich in Verbindung gebracht werden. Unter diesen Umständen war es Bedürfniß, ein Handbuch für Reisende erscheinen zu lassen, in welchem das Bemerkenswerthe dieser Gegend in möglichster Kürze namhaft gemacht und eine Anleitung gegeben wird, wie dasselbe am angemessensten gesehen werden kann. F. A. Bruckner hat dies gethan, und in seiner Schrift neben Schilderungen der Natur und Mittheilungen aus der Geschichte der Vorzeit auch Rücksicht auf die Zustände der Gegenwart, namentlich auf die productiven, industriellen und merkantilischen Verhältnisse des Landes genommen. Die Darstellung ist einfach und schmucklos, aber lebendig, und die Anordnung des Stoffes zweckmäßig getroffen. Es wird dies vorzüglich schön ausgestattete Handbuch allen Besuchern des romantischen Haardtgebirges gewiß willkommen seyn.

W.

Mannichfaltigkeiten

In der Leipziger Straße zu Berlin wird ein Haus gebaut, das bis jetzt einzig in seiner Art. Der Weinhändler Krause läßt ein Haus bauen, das nur aus Kellern besteht — drei Stock hoch nichts als Keller! Doch diese werden durch die künstlich berechnete und ausgeführte Wölbung noch im dritten Stocke den gelagerten Weinen dieselbe kühle Atmosphäre geben, wie im tiefsten Keller. Als Gegenstück dazu hat einer der bedeutendsten Brauer von baierischem Bier, Hr. Pfleiderer, auf seiner Besitzung bei Friedrichshain drei Stockwerke von Kellern unter der Erde erbaut, die durch ihre kühnen Bogenformen und gewaltigen Wölbungen Staunen erregen, welches man unten nur klappernd vor Kälte eingestehen kann, indem man für den untersten Keller, selbst in heißen Sommertagen, sich mit einem Pelze versehen muß, wenn man länger als einen Moment dort verweilen will. (K. Z.)

(Aus der Pfalz, 3. Oct. — Sp. Z.) Mit Erstaunen vernahm man aus öffentlichen Blättern, daß jüngst in Lyon das Personal einer geistlichen Erziehungsanstalt aufgehoben worden sey, weil darin Teufels- und Geistererscheinungen als wirksames Mittel angewendet wurden, den religiösen Sinn der weiblichen Jugend auszubilden. — Mit nicht geringerem Erstaunen wird man auch vernehmen, daß vor einigen Monaten in Speyer eine förmliche und nach einer Woche wiederholte Beschwörung und Austreibung eines nicht fingirten, sondern leibhaftigen Teufels aus einem Besessenen von Offenbach bei Landau stattgefunden habe. Der Besessene, ein simpler Landmann, machte zwar, sogar auf Zurufe und Befehle in lateinischer und in griechischer Sprache hin, die entsprechenden Manövers; der Teufel aber, dem geboten war, durch eine ihm besonders angegebene Fensteröffnung unter Zeichen und Geräusch Reißaus zu nehmen, gehorchte deßfalls nicht, sondern launenhaft und eigensinnig, wie er ist, zog er vor, unbemerkt und geräuschlos endlich abzuziehen, worauf der Mann nicht mehr dergleichen that, als sey er besessen.

Die Kölnische Zeitung gibt seine scharmante Geschichte zum besten, welche die Engländer zur Verspottung der Deutschen aufgebracht haben. Ein Engländer befand sich mit vielen andern Reisenden an Bord eines Dampfschiffes auf der Donau. Um ans Land zu kommen, wurde ein Brett übergelegt, aus welchem ein großer Nagel hervorstand. Ein Jeder klagte darüber, aber Keiner dachte daran, den Nagel wegzuschaffen. Der Engländer stellte sich zur Seite, um die Deutschen zu beobachten. Mancher verletzte sich an dem Nagel, die Damen zerrissen ihre Kleider daran, aber Keiner that mehr, als daß er etwa einen Fluch ausstieß. Endlich kam die Reihe auch an einen Herrn, welcher vor dem Brette stehen blieb, nach einem Hammer rief und den Nagel herausklopfte. Da trat der Engländer erfreut auf ihn zu und begrüßte ihn als einen Landsmann; er hatte ihn daran erkannt, daß er „Hand anlegte!"

(Vom hannover'schen Oberharz, 21. Sept. — Magd. Z'g.) Ein Tagelöhner aus der Nähe des Harzes hatte sich unweit Clausthal in den Wald geschlichen, um durch Einsammeln von Baumharz in seiner großen Bedrängniß sich einen kleinen Gewinn zu verschaffen, — ein Vergehen, welches die Forstpolizeigesetze mit einer geringen Gefängnißstrafe belegen. Auf frischer That wurde der Mann von einem Waldwärter ertappt, der ihn in drohender Stellung, die Mündung des gespannten Gewehrs auf ihn richtend, angeht, und jede seiner Bewegungen beobachtet. Durch die Waffe beängstigt, tritt der Forstfrevler einen Schritt vor, um die ihn bedrohende Mündung des Gewehrs von sich abzuwenden. Hierin findet der Forstbeamte einen Angriff, springt einige Schritte zurück und schießt den Wehrlosen ohne Weiteres nieder. Die Untersuchung wurde gegen den sofort vom Dienste entfernten Waldwärter begonnen. Das durchaus unerwartete Resultat derselben ist vor kurzem publicirt. Durch einen Spruch der Justizkanzlei zu Göttingen ist der Waldwärter völlig freigesprochen, mit Ehren wieder in sein Amt eingesetzt und hat nach wie vor die Befugniß, Waffen zu führen. Gesetzlich mag der Spruch seyn, furchtbar aber ist das Gesetz, welches ihn diktirte. Das blutige Recht unserer Forst- und Jagdbedienten hat so sehr die Stimme des erbitterten Volkes gegen

Digitized by Google

sich, daß unmöglich ihre Gewalt über das Leben ihrer Mitmenschen noch lange wird aufrecht erhalten werden können.

In Hamburg sind acht Schreinermeister zur Anlegung einer gemeinsamen Werkstatt zusammengetreten. Die Betreibung der Gewerbe durch vereinte Kräfte ist in dem Statut der freien Innung vorzüglich für Holz- und Metallarbeiter empfohlen worden. (Rundschau.)

Korrespondenz.

Würzburg, 6. Oct.

Seit langer Zeit herrschte in unseren Straßen kein so reges Treiben; seit langem sah man die Fenster unseres schönen Residenzschlosses nicht mehr von so hellem Kerzenschimmer erleuchtet, als gestern. Es war die Ankunft Sr. k. Hoh. unseres geliebten Kronprinzen, der die Wintermonate mit seiner erlauchten Familie hier zu verleben gedenkt, welche die Bewohner Würzburg's so zahlreich in die Straßen gelockt hatte. Gegen 2 Uhr Nachmittags fuhr der längstersehnte Thronfolger unter dem Kanonendonner der Festung und gefolgt von einer langen Wagenreihe der ihm zur Begrüßung entgegen gefahrenen Deputirten in die festlich geschmückte Stadt, in welcher Artillerie, Infanterie und Landwehr Spaliere gebildet hatten. Mit einbrechender Abenddämmerung erneuerte sich der Jubel der Bevölkerung bei Ankunft Ih. Maj. unserer Königin, welche, vom Hoflager in Aschaffenburg zurückkehrend, in Begleitung der Prinzessin Alexandra, der Frau Erbgroßherzogin von Hessen und des Herzogs von Altenburg dahier eintraf und, dem Vernehmen nach, einige Tage hier verweilen wird. Ih. k. Hoh. die Frau Kronprinzessin, wie unser kleiner Erbprinz von München waren schon im Laufe der vorigen Woche hier angekommen und haben die Zeit ihrer Anwesenheit, trotz der ungünstigen Witterung, zu recht häufigen Ausflügen und Besuchen in der Stadt angewendet. — Unsere Bühne, die unter dem Protectorate der höchsten Herrschaften hoffentlich einen erfreulichen Aufschwung nehmen wird, wurde am 3. eröffnet, das Schauspiel mit Laube's „Karlsschülern", die Oper mit „Freischütz." So sehr die letztere den gehegten Erwartungen entsprach, so wenig können wir dies vom Schauspiel sagen. Besonders hat Hr. Blattner in seiner Debütvorstellung als Schiller dem Publikum sehr mißfallen. Unser Schauspiel hat aber durch den Abgang der Herren Wohlstadt und Butterweck einen fühlbaren Verlust erlitten, den die Direction mit dem besten Willen schwerlich wird ersetzen können. Hr. Wohlstadt, der nach fünfjährigem Wirken vom hiesigen Theater schied, ist ein Künstler im wahren Sinne, der mit Geist und Einfachheit das Wort und den Gedanken der Dichtung geltend zu machen weiß.

Diez, 6. Oct.

Die gestrige Versammlung zur Begründung unseres nassauischen ev. Bibelvereins fand in festlich-erhebender und erfolgreicher Weise statt. Gegen 60 Geistliche, fast aus allen Decanaten, hatten sich in einiger Liebe zum Gotteswort und zu seiner Verbreitung im geliebten Vaterlande, in der schönen Schloßkapelle zu Oranienstein, die dafür huldreich überlassen war, eingefunden. Hr. Decan Vogel von Kirberg eröffnete die Versammlung mit einer trefflichen Rede über die Bedeutung und den geschichtlichen Segen der heiligen Schrift, dieser ewigen Grundfeste des Gottesreiches, und knüpfte daran geschichtliche Erinnerungen an die nassauischen Förderer ihrer Uebersetzung und Verbreitung. Nachdem Hr. Pfarrer Eibach von Wiesbaden einen interessanten Bericht über die bisherige Thätigkeit des provisorischen Comité's resp. seine eigenen vielfachen Bemühungen um die Aushülfe vorgetragen hatte, begannen unter der humanen Leitung des mit Acclamation zum Präsidenten gewählten Hrn. bischöfl. Commissarius Dr. Wilhelmi die Verhandlungen über die Statuten, wobei, die früheren als Grundlage dienend, die zeitgemäßen Modificationen so durchsprochen und beschlossen wurden, daß ein tüchtiges Resultat die mit einem würdigen und amtsbrüderlichen Geiste vollführte Arbeit krönte, deren Genehmigung keinem Zweifel unterliegen dürfte. Die wesentlichen Bestimmungen sind folgende: Der Verein verbreitet vorzugsweise Bibeln mit den Apogryphen. Der Verein erstreckt seine Thätigkeit vorerst nur auf das Herzogthum. Der Verein gibt die Bibel zum ganzen Preis, zu mehr oder weniger ermäßigten Preisen und nur ausnahmsweise unentgeltlich. Die Mission ist, so sehr auch Alle dafür waren, gerade in ihrem wahren Interesse, vor der Hand noch nicht mit dem Bibelvereine zu verbinden, da erst dieser in's Leben zu führen sey und zunächst die siegreichste Waffe der Mission, die h. Schrift, zu beschaffen wäre. Wahlfähige und wahlberechtigte Mitglieder sind Die, welche einen Beitrag von mindestens 12 Kreuzer zahlen, während den Aermeren Gelegenheit zu einem noch geringeren Scherflein bei den Local- oder Zweigvereins-Bibelfesten geboten werde. Die Local- und Zweigvereine jeden Decanats wählen sich ihren Vorstand und bilden zusammen einen Landesverein, der von 6 Centralvorstandsmitgliedern, woron drei in Wiesbaden wohnen, verwaltet wird. Die Bestimmung der Summe, welche die Zweigvereine aus ihrer Kasse der Centralkasse geben, ist ersteren überlassen. Alljährlich findet eine Generalversammlung statt, die allemal den Ort der folgenden bestimmt. Die weiteren Schritte wurden einem provisorischen Comité überlassen, welches aus den Herren Kirchenrath Schulz, Pfarrer Eibach und Steubing von Wiesbaden und Decan Vogel von Kirberg besteht. Einen besonderen Anklang fand der Antrag des Hrn. Pf. Dr. Haas von Haiger: die Zweigvereine möchten sich frei aus Gliedern jeden Standes in den einzelnen Aemtern resp. Decanaten bilden, ohne sich auf die offizielle Decanatsform und das Erheben der von oben herunter geforderten Beiträge zu beschränken. Nur Vereinsleben könne den Verein gründen und erhalten. Nach vierstündigen Verhandlungen folgte das Festmahl, mit passenden und sinnigen Toasten gewürzt. Der Segen des Herrn wird diesem Tage nicht mangeln, der so reich an Liebe und wesentlicher Uebereinstimmung war.

Bad Homburg, 7. Oct.

Unsere Waldungen fangen schon an, gelb zu werden; der Herbstwind rauscht durch unser Thal und der letzte Blumenflor unseres Kurgartens welkt. Die Orangenbäume haben auch schon ihr Herbstquartier bezogen und Alles deutet auf den nahenden Winter hin. Dennoch ist es hier noch lebhaft, viele Engländer, Franzosen und Russen werden die rauhe Jahreszeit hier zubringen, und so sind denn Abends die Salons, wo Gratiskonzerte unseres auch in dieser Wintersaison hier verweilenden Kurorchesters stattfinden, sehr belebt. Das jüngste Konzert der Familie Lindle fand lebhaften Anklang und die kräftigen, nationellen Bergweisen der bekannten steyerischen Natursänger sprachen sehr an. Der Ball am verflossenen Dienstag war besucht; jetzt, wo das fremde Element mehr schwindet, machen sich die lieblichen und graziösen Gestalten unserer freundlichen Homburgerinnen, die während des Sommers bescheiden in den Hintergrund treten, mehr geltend. Der Bau des Badhauses ist schon sehr weit fortgeschritten und dürfte noch vor Winter unter Dach kommen. — Im Laufe dieses Monats wird unser Erbprinz Friedrich die Universität Bonn beziehen.

Samstag Abends um 6 Uhr im Coliseum:

Ernst Mahner's zweite Vorlesung.

Von nächstem Montag ab jeden Abend Vorlesung; Samstag der Beschluß.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 276.

Band, Rand, Land, Hand, Stand, Wand, Tand, Sand.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Oct. (Neu einstudirt): Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 3 Abth., frei nach Anoray von Carl Blum. Vorher (zum Erstenmale): Fräulein Gattin, Lustspiel in einem Act, nach Lefranc, von W. Friedrich.

Sonntag, 10. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 11. Oct. Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Frei für die Bühne bearbeitet).

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 281. Montag, den 11. October 1847.

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von C. Hesse.

(Fortsetzung.)

4.

An einem kalten Novemberabende saß der Meister Jackson zu New-York mit seiner Frau am Kamine, wo ein hell prasselndes Feuer loderte und einen rothen Schein über die nächsten Gegenstände warf; in ihrer Nähe stand auf einem Tische die dampfende Theemaschine, ein angeschnittener Rindsbraten, Butter, Brod und gesottene Eier waren ebenfalls aufgetragen. Die Werkstätte war schon geschlossen, die Gesellen hatten sich in die Kosthäuser entfernt, das einzige Kind des Meisters Jackson, ein Mädchen von 18 Jahren, war frühe zu Bette gegangen, da sie über Unwohlseyn klagte. Es herrschte eine große Stille im ganzen Hause; denn auch in Amerika wird es wie in England gehalten, daß wo möglich nur eine Familie ein Haus bewohnt, es gewährt das viele Vorzüge, welche der Deutsche erst dann zu würdigen versteht, wenn er sie aus Erfahrung hat kennen lernen.

Der Meister sprach lange Zeit kein Wort zu seiner Frau, er schien an Etwas, das seine Seele beschäftigte, zu denken, die Frau betrachtete ihren Mann zuweilen mit einem Blicke der Verwunderung; doch schwieg sie, und wollte seine Gedanken nicht durch Fragen unterbrechen.

„Ich denke eben daran," sagte auf ein Mal Jackson, „heut' sind es gerade 16 Jahre, daß wir London verließen, um in Amerika eine neue Heimath zu suchen. Mir war es immer, als müßte es uns hier gut gehen, besser, als es in London der Fall war."

„Das war eine Zeit," seufzte die Frau, „daß sich Gott erbarm', o, ich denke nicht gern daran zurück, warum sich des Elends erinnern, wenn es vorüber ist?"

„Nein, das ist unrecht gedacht und gegen die Gottheit gefrevelt. Es erweckt das Gefühl der Dankbarkeit und stärkt das Vertrauen auf Gott, wenn man sich in seinen besseren Tagen der Zeit des Kummers erinnert, und Das will ich auch nie unterlassen."

Die Frau fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfs und schwieg.

„Heut' vor 16 Jahren kamen wir hier an," fuhr der Meister in seiner Betrachtung fort, „der Winter war schon vor der Thüre, unsere Julie erst zwei Jahre alt und kränklich, Du selbst warst nicht sehr gesund, Vermögen brachten wir nicht mit, so sah es aus mit uns in einem fremden Lande; aber Gott hat uns nicht umsonst hoffen lassen, wie gut geht es uns doch jetzt, nicht wahr, meine Elise?" Er schlang seinen Arm um das Weib; so saßen die Eheleute eine Zeit lang im stummen Gebete.

Da zog Jemand an der Schelle, der helle Ton derselben drang durch das ganze Haus und weckte den Meister und seine Frau aus ihrer Ruhe auf.

„Wer kommt noch zu später Zeit?" fragte Jackson, „erwartest Du Jemand, meine Liebe?"

„Nein, ich wüßte nicht, wer es seyn könnte," erwiederte die Frau; „doch, wir wollen bald aus dem Traume seyn, ich höre die Magd kommen, die mag nachsehen und fragen."

Ein stämmiges, gesundes, wohlgenährtes Mädchen trat herein und fragte mit den Augen, ob sie die Thüre öffnen, und wenn es eine unbekannte Person sey, ob sie dieselbe abweisen solle.

„Sieh' nach, wer es ist, der in der Abendstunde an unsere Thüre klopft," sagte der Meister; „begehrt er meiner, so laß ihn herein."

Die Magd ging, und alsbald ließen sich Schritte vor der Thüre hören, es wurde angeklopft, und auf das Herein des Meisters trat ein junger, blasser Mann ein, der Gluthschein des Kaminfeuers fiel auf sein Gesicht, auf welchem Kummer und Seelenleiden abgeprägt war.

„Was wünschen Sie?" fragte Jackson, nachdem er einen Stuhl zum Sitzen angeboten hatte.

Der junge Mann war einige Minuten in Verlegenheit, er wußte nicht, auf welche Weise er sein Gespräch beginnen sollte; dann antwortete er entschlossen und mit wenigen Worten: „ich wünsche bei Ihnen in die Lehre zu treten, um das Schuhmacherhandwerk zu erlernen."

Der Meister wußte nicht recht, ob das Ernst oder Spott seyn sollte, die Zornader schwoll ihm schon auf der Stirne, doch bevor er sprach, blickte er dem jungen Manne noch ein Mal in das Auge, das schaute sanft und treuherzig zu ihm auf, und eben so schnell, wie sie gekommen, war auch die Aufwallung wieder vorüber.

„Aber, mein Herr," sagte er, „Sie wollen bei mir in die Lehre treten, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie kommen mir zu groß und — zu gescheut dazu vor, warum finden Sie ein so besonderes Vergnügen an diesem Handwerke?"

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden, und den zu gewinnen, ist es nie zu spät."

„Können Sie denn aber gar nichts Anderes anfangen?" fragte Jackson. „Sie kommen mir so gescheut vor, wahrhaftig, mein Herr, ich könnte Ihnen als Meister kein Wort sagen, ich würde immer denken, das wüßten Sie Alles viel besser. Sagen Sie mir doch, wie Sie eigentlich zu dem Gedanken gekommen sind?"

„Erlassen sie mir's, eine Lebensbeschreibung zu geben; Das nur kann ich Ihnen sagen: was ich sonst hier versucht habe, das ist mir nicht geglückt, so will ich denn Das werden, um dessenwillen ich zu Ihnen gekommen bin."

Jackson war in Verlegenheit, was er weiter sagen sollte, er hätte laut auflachen mögen, und dennoch, wenn er in das blasse Gesicht des jungen Mannes sah, verging ihm alle Lust und die

Digitized by Google

Thränen waren ihm nahe. Er sah seine Frau an, die hatte während dem Gespräche den jungen Mann beständig betrachtet; ein Blik aus ihrem Auge gab ihm eine vollständige Antwort.

„Ich will Ihren Wunsch gewähren," antwortete er, „und Sie auch in mein Haus aufnehmen; ich glaube, bei Ihnen wird die Lehrzeit bald vorüber seyn."

„Und wann kann ich den Anfang darin machen?" fragte der neue Lehrling.

„Sobald Sie wollen," gab der Meister zur Antwort, „ich würde sagen, kommen Sie noch heute in mein Haus, wenn es Ihnen recht wäre."

„So werde ich morgen in der Frühe hier einziehen."

Er nahm Hut und Stock und wollte sich entfernen; aber Meister Jackson und seine Frau baten so freundlich, doch zum Thee da zu bleiben, daß der junge Mann, der ja wohl auch jetzt schon einen Beweis des Gehorsams gegen den Meister geben wollte, nachgab. Der Abend verfloß unter angenehmen Gesprächen. Als der junge Mann sich entfernte, waren der Meister und sein neuer Lehrling schon ganz bekannt zusammen geworden; dieser Lehrling war Werner Veit, der junge Arzt, der keine Gelegenheit gefunden hatte, seinem Berufe leben zu können, darum wollte er ein Handwerk erlernen, um auf diese Weise ein sicheres Unterkommen zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Germanistenverein.

Die Heidelberger „Deutsche Ztg." enthält hierüber folgenden lesenswerthen Artikel:

„Das gelehrte Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten für brüderliche Thätigkeit in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und ihren Anwendungen viel gethan, mehr vielleicht als ein anderes Land, und in allen Kreisen gesteht man nachgerade sich ein, daß Gemeinsamkeit die Arbeit fördert. Das gesprochene Wort besitzt in mitstrebender vorbereiteten Versammlung eine eigene Kraft und übt einen Einfluß und einen Zauber aus, welche durch das geschriebene, nicht unmittelbar und wie elektrisch berührende Wort nimmer ersetzt werden können. Schon weil die Wissenschaften auch die verschiedenartigsten Berührungen in sich haben, muß die wissenschaftliche Thätigkeit um so gediegener und geläuterter seyn, je mehr ihre Träger in wirklichen Zusammenkünften die gegenseitigen Beziehungen, Hin- und Rückweisungen festzustellen wissen. Sind so die allgemeinen Vortheile wissenschaftlicher Vereine bei diesen allen ungefähr die nämlichen, so treten beim Germanistenvereine noch höhere Volkszwecke hinzu, denn er will die Forschungen auf den Gebieten der Sprache und Dichtung, des Rechts und der Geschichte fruchtbringend für das deutsche Volk machen, so daß ihm daraus ein unversiechbarer Quell zur nationalen Aufbauung entströme. Der Germanistenverein, der voriges Jahr in Frankfurt a. M. zum ersten Mal zusammentrat, hat sich die Aufgabe gestellt, über das abstrakte Wissen an sich hinauszukommen und es in seinen das Volk am meisten berührenden Zweigen mit dem Leben zu vermitteln. Besteht ja doch der höchste Zweck und der wahre Ruhm aller Wissenschaft darin, das Leben selbst zu befruchten und die Volkswohlfahrt zu fördern. In diesem Geiste nun seine allgemeine Aufgabe begreifend, sind auch die besonderen Zwecke des Germanistenvereins volksgemäß und von umfassender Wichtigkeit. Denn er bebaut gerade diejenigen Wissenszweige, welche die wesentlichen Bestandtheile einer deutschen Wissenschaft ausmachen, und in deren Gemeinsamkeit, wie Sprache, Recht und Geschichte, das deutsche Volk noch immer seine alte Einheit findet. Längst fordert die öffentliche Meinung in entschiedenem Einklang mit dem gesunden Sinn des Volks, daß unsere Rechtszustände geläutert, vereinfacht, gereinigt und von der vorwiegenden Herrschaft des römischen Rechts befreit werden, welches germanischen Sitten, zumal dem Stoffe nach, so wenig entspricht. Statt der Zweiherrschaft römischen und deutschen Rechts, statt getrennte, bald römische, bald germanische Institute im Rechte der Gegenwart zu unterscheiden, will man vielmehr das ganze vorhandene Recht in seiner Einheit begreifen und erkennt die Zurückführung desselben auf eine einheimische volksgemäße Grundlage als Bedürfniß, indem man festhält, daß das römische Recht, wie wichtig auch für die juridische Bildung, nur in soweit gelte, als es durch Gewohnheit oder Gesetz in einzelnen Beziehungen aufgenommen, also einheimisch geworden ist. Eben so wird die richtige Würdigung und eine zeitgemäße Wiedererweckung alter germanischer Einrichtungen, die häufig gerade in ihrer Urheimath der Ungunst der Umstände erlegen waren, während sie anderwärts zum Heile der Länder aufblühten, wie hinsichtlich des selbstständigen Gemeindelebens, der altdeutschen Gerichtsverfassung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, des Geschwornengerichts, überhaupt aber des öffentlichen volksmäßigen Tagens und Richtens mehr und mehr allgemein als wünschenswerth erkannt. Bei dem Allem ist Aufgabe des Vereins, die deutsche Vergangenheit und Gegenwart in ihrem Zusammenhang zu erfassen, und in jeder Richtung das Große und Werthvolle, das wir hatten oder jetzt besitzen oder doch besitzen sollten, zum allgemeinen Bewußtseyn zu bringen. Weil aber in der Verbrüderung von Sprache, Recht und Geschichte sich der Grundgedanke der Zeit bewegt, die rechte Wechselwirkung zwischen Kopf und Herz, zwischen Wissenschaft und Leben, darum und wegen seiner gleich bei der ersten Versammlung in Frankfurt bewiesenen ächt parlamentarischen Haltung hat er überall im Vaterlande so vielen Anklang gefunden und so große Hoffnungen geweckt. Kein Wunder, daß auch Lübeck die Germanisten mit der freudigsten Gastfreundschaft aufgenommen hat. So lange die alte berühmte Hansestadt steht, hat sie vielleicht eine dieser ähnliche Versammlung noch nicht in ihren Mauern gesehen. Denn diese Versammlung umfaßt Männer von eben so gründlichem Wissen als sich selbst klarer und fester Gesinnung, Männer, welche vor Andern durch die freie wissenschaftliche Thätigkeit ihres Lebens dem deutschen Volke die Bürgschaft gegeben haben, daß ihr ganzes Herz ihm angehört — Männer, die bei unermüdlicher Erforschung der Vergangenheit unseres Volks nach seinen wesentlichen Lebensäußerungen doch empfänglich geblieben sind für alle Pulsschläge der Gegenwart, indem ihnen jene Forschungen nur dazu dienen, den wahrhaft gedeihlichen Weg der unaufhaltsam weiter strebenden Entwickelung des deutschen Volkes klar zu erkennen. In der That, wir dürfen uns von der Wirksamkeit gerade dieses Vereins noch viel Gutes und Schönes für's Vaterland versprechen, wir hoffen, seine Verhandlungen werden auch dies Mal in Lübeck, wie früher in Frankfurt, dem deutschen Geiste eine Befriedigung schaffen, seine Hoffnungen beleben und seinen Muth stärken. Wir bedürfen dessen gar wohl. Es ist ja das so viel beklagte Schicksal unsers Vaterlandes gewesen, daß es in Zersplitterung sich zerstreut und geschwächt, daß es das genügende Organ für eine rasche und kräftige Gestaltung seiner öffentlichen Zustände und Rechtsverhältnisse in volkseinheitlichem Sinn eingebüßt oder nie besessen hat. Die Hoffnung aber, daß eine höhere volksmäßige Einheit über alle Getheiltheit sich immer mehr herausbilde und durch den ganzen deutschen Boden unausrottbare Wurzel ziehe, diese Hoffnung kann allein darauf beruhen, daß das Bewußtseyn über dieses unser erstes und höchstes Bedürfniß sich zur vollsten Klarheit gestalte und unser Volk energisch durchdringe, denn nur durch die allgemeine feste Zustimmung kann es sich auch praktische Bedeutung erzwingen. Um diesem Bewußtseyn nun den entsprechenden Ausdruck zu geben, dazu ist der Germanistenverein das Organ. Er soll ein mächtiger

Digitized by Google

Hebel dafür werden, daß das große Gesammtvaterland sich seiner Einheit in immer höherm Grade bewußt werde; er soll, in Ermangelung eines andern deutschen Parlaments, immerhin das Parlament deutscher Wissenschaft und Intelligenz für unser Volk seyn."

Mannichfaltigkeiten.

Bei Gelegenheit der jetzigen gerichtlichen Verhandlungen vor dem französischen Pairshofe, welche ganz Europa, oder richtiger, der ganzen civilisirten Welt so viel zu denken und zu sprechen geben — bemerkt ein sentimentaler Pariser — hat man den Vorhang aufgezogen, welcher die kleinen Actricen-Soupers und Champagner-Räuschchen unter vier Augen verbarg; wir haben zu unserm großen Herzeleid sehr ergreifenden und thränenvollen Scenen der Enthüllung so manches Pariser Geheimnisses beigewohnt. Sentimentale Briefe und Hand-Billet's von Frauen haben der Einleitung dieser Prozesse einen Charakter trauriger Vertraulichkeit gegeben — traurig, weil nichts niederschlagender ist, als die unter dergleichen Umständen stattfindende Lectüre solcher rosenfarbener, zerknitterter Blätter, wodurch das rohe Gelächter der Gensdarmen erregt wird. Jede Liebestrunkenheit, jeder süße Schmerz, jede Herzenspein, jede Leidenschaft eines schwachen weiblichen Wesens betastet der Präsident mit kaltem Finger und breitet sie vor aller Welt Augen unter einen marmornen Brief-Beschwerer. Zur bestimmten Stunde werden diese armen Flatterer mit seidenartigen Flügeln schonungslos entfaltet, und wenn sich an selbigem Tage Zuhörerschaft und Advokaten in einer lachlustigen Stimmung befinden, so kann man sicher darauf rechnen, am folgenden Morgen in den Journalen am Schlusse des gestern öffentlich vorgelesenen und nunmehr abgedruckten Billets den grausamen Worten „on rit (man lacht)" zu begegnen. Eine Warnung für jedes Frauenherz, seine zärtlichsten Empfindungen, sein Bangen und Sehnen, besonders wenn sie in ein falsches Geleis gerathen sind, nicht dem Papiere anzuvertrauen. (Allg. Modenz.)

Der preußische Schiffskapitän Hesser fuhr vor kurzem von Königsberg nach Riga. Auf seinem Schiffe befanden sich seine Frau mit drei kleinen Kindern, vier Matrosen und ein Bootsmann. In einer stürmischen dunklen Nacht wurde nun dieses Schiff, während der Kapitän mit den fünf Leuten sich auf dem Verdeck befand, von einem Engländer übersegelt und obengenannter Schiffer mit einem Matrosen in der Art gegen das englische Schiff geworfen, daß Beide auf demselben niederfielen, die drei anderen Matrosen aber ertranken. Nur der Kapitän, dessen Frau, die drei Kinder und der Bootsmann blieben am Leben. Ersterer so verletzt, daß er nichts zu arbeiten vermochte. In dieser Schreckenszeit war es, wo die Gattin das Lenken des Schiffes übernahm. Sie wurde dessen Schiffer, Steuermann und Matrose. Mit großer Mühe glückte es ihr, nach achtzehn Tagen Riga zu erreichen. Als dieser Muth der jungen Frau dort bekannt wurde, erhielt sie von den übrigen gegenwärtigen Schiffskapitänen ein Silbergeschenk, das 1000 Silberrubel kostete. Den Gatten aber führte der Engländer, da er nicht wußte, wo das Schiff geblieben, nach Rostock. (N. K.)

(Berlin, 27. Sept. — Elberf. Z.) In den letzten Tagen ist hier der ehemalige Artilleriekapitän B...., ein Mann, sehr bekannt durch seine Originalität, seinen eigenen, festen, fast bizarren Sinn und durch ein außerordentlich einfaches, regelmäßiges Leben, gestorben. Er hatte die letzten Feldzüge ehrenvoll mitgemacht und sich bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet. Durch welche Gelegenheit, ist uns unbekannt, aber er hielt sich für zurückgesetzt, sein Gemüth war so erfüllt von der Ueberzeugung, daß ihm Unrecht geschehen sey, daß er seinen Abschied verlangte. Er wurde ihm mit einer angemessenen Pension bewilligt, aber der Kapitän machte keinen Gebrauch von dieser Begünstigung, obgleich ohne andere Mittel und am Abende seines Lebens sogar mit Noth und Mangel kämpfend, konnte man ihn nicht dazu bewegen, seine Pension abholen zu lassen. So starb er auch dem Anscheine nach verlassen und in größter Dürftigkeit, aber auf der Generalkriegskasse lagen 8200 Thlr. als Betrag der sich nach und nach gesammelten ihm zugehörigen Pension. Er trug auch keine Uniform mehr, wohl aber zu manchen Zeiten, namentlich an den Schlachttagen von Groß-Beeren und Dennewitz, zum schlechten blauen Ueberrock seinen Degen. Anfänglich fiel die Sache hier sehr auf, man hatte es auch dem hochseligen Könige mitgetheilt, weil man es für eine Unschicklichkeit hielt, mit dem Offiziersdegen in bürgerlichen Kleidern öffentlich zu erscheinen, allein der gütige Monarch gab den Befehl, unter den obwaltenden Umständen den alten sonderbaren Mann ruhig bei seinem unschädlichen Treiben zu lassen.

Einem Kaufmanne aus Kempen, im Großherzogthume Posen, ist die menschenfreundliche Theilnahme eines breslauer Banquiers zu großem Leidwesen ausgefallen. Der Kempener war nämlich durch verunglückte Spekulationen von einem wohlhabenden Manne in Noth herabgesunken. Da ihn der Banquier aber als einen Kaufmann von einer Redlichkeit kannte, die jetzt namentlich schon zu den fabelhaften Raritäten gehört, einer Redlichkeit, die ihn Alles hingeben ließ, um sich nicht durch einen Bankerott zu retten und wohlhabend zu bleiben, so beschloß er, ihm durch eine Collecte bei seinen reichsten Geschäftsfreunden wieder aufzuhelfen. Er veranlaßte den Kempener, mit Empfehlungen selbst nach den bedeutendsten Handelsstädten zu reisen, und da das ganze Wesen des Mannes für ihn interessirte, so hatten namentlich berliner Kaufleute für ihn nicht nur ansehnliche Summen unterzeichnet, sondern ihm auch einen Credit zugesagt, daß er bald sein Geschäft von neuem anfangen konnte. Er wollte nur noch nach Leipzig. Dort kam er eben mit der Liste der Collecte aus dem Comptoir eines der ersten Banquiers, als ihn ein Polizei-Beamter anhielt, ihm das Papier aus der Hand nahm und ihn wegen Bettelns zum Arrest brachte. Sieben Monate mußte er in Leipzig sitzen und ist nun leidend und mit Lebensüberdruß und Muthlosigkeit endlich wieder nach Preußen zurückgekehrt. (Köln. Z.)

(Bremen, 4. Oct. — Br. Z.) Der Winter scheint uns dieses Jahr zeitig begrüßen zu wollen. Heute früh hatten wir an frei gelegenen Oeten schon Eis von der Dicke eines starken Strohhalmes.

Korrespondenz.

Braunschweig, 3. Oct.

Die siebente Generalversammlung deutscher Thierärzte hat durch das Verbot ihrer Abhaltung in Hannover etwas später, als beabsichtigt war, stattfinden müssen, wurde aber für diese Verspätung reichlich entschädigt durch die bereitwillige Genehmigung des Gesuches, in Braunschweig stattfinden zu dürfen. Die herzogl. braunschweigische Regierung verdient gewiß den tiefsten Dank dafür, daß sie in Anerkennung der Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser Versammlung es uns möglich machte, dieselbe auch für das laufende Jahr abhalten zu können. Eben so kann nicht unerwähnt bleiben, daß durch die eifrigen Bemühungen eines ausgezeichneten Collegen, des Thierarztes Dr. Birnbaum, die zweckdienlichen Vorbereitungen an Oet und Stelle in der erwünschtesten Weise getroffen wurden, und es muß nur beklagt werden, daß Birnbaum wenige Tage vor der Versammlung durch den Tod uns entrissen wurde und die Freude nicht erlebte, die schönen Erfolge seiner Bemühungen noch wahrnehmen zu können. Mit dankenswerther Be-

Digitized by Google

reitwilligkeit übernahm Hr. Thierarzt Müller aus Semmenstedt nach Birnbaum's zu frühem Hinscheiden die weitere Besorgung solcher Dienste, durch welche für die Versammlung die erforderlichen Vorbereitungen noch weiter zu treffen waren. Mit gebührendem Danke muß öffentlich erwähnt werden, daß Ihre Excellenzen die Herren Generalmajor v Lüdeck, Generalmajor Oberstallmeister von Sirsewald, die Herren Landstallmeister v. Hünersdorff, Obrist v. Erichsen, Commandeur des Husarenregiments, Major Orges, Commandeur der Artillerie, Hauptmann Bredenschey, Director des herzogl. Zeughauses, Hofrath Eigner, Director des herzogl. Museums, Medicinalrath Heustinger, Director des herzogl. anatomischen Museums, das Directorium des herzogl. Collegii Carolini, der Hr. Bibliothekar Schönemann an der herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel, der Hr. Stadtdirector Bode und mehrere andere Departementschefs mit größter Zuvorkommenheit sämmtlich schriftliche Zusicherungen für die Generalversammlung zugehen ließen. Auch ward versprochen, daß das herzogl. Residenzschloß geöffnet und gezeigt werden, die Pferde und Anschirrung der herzogl. Artillerie u. s. w. zur Ansicht gestellt, auf der Wolfenbüttler Bibliothek eine Ausstellung der besonderen Merkwürdigkeiten veranstaltet und von Seiten des Commando's der Cavallerie den Wünschen der Generalversammlung entgegen gekommen werden werde u. s. w. Daß unter solchen Umständen der Empfang und die Aufnahme des Vereinspräsidenten, welcher auch von Seiten des Humanitätsvereins durch eine eigene Deputation feierlich empfangen wurde und der den fast aus allen Gegenden Deutschlands ankommenden Vereinsmitgliedern sehr ermunternd und freundlich war, bedarf keiner weiteren Erwähnung, und wir können deshalb in unserem Berichte zu den Vereinsverhandlungen selbst übergehen. Die Versammlung wurde am 1. Oct. durch den Vereinsvorstand in dem von dem Humanitätsvereine zu diesem Behufe uns überlassenen Saale desselben, im Hotel d'Angleterre, mit einer passenden Anrede eröffnet, worauf, dem Programm gemäß, zur Besprechung der vorliegenden Berathungsgegenstände übergegangen wurde, nachdem zuvor die dahin eingegangene Begrüßungen und Zuschriften von Localvereinen vorgelesen worden waren. Unter diesen Zuschriften befand sich auch ein Schreiben Sr. Hoh. des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg in München, als Vorstandes des dortigen Hauptvereins gegen Thierquälerei, in welchem Schreiben die begründetsten Ansichten über den Zusammenhang der Wirksamkeit des genannten Vereines mit der der thierärztlichen Vereine ausgesprochen und die wohlwollendsten und ehrendsten Gesinnungen gegen den Verein deutscher Thierärzte ausgedrückt waren. Diesem mit lebhaftem Danke aufgenommenen und erwiederten Schreiben waren auch, nebst anderen Anlagen, Auszüge aus einem öffentlichen Blatte über die Versammlung des Vereins oberbayerischer Thierärzte, die am 9. v. M. in München abgehalten wurde, beigelegt, aus denen die schätzenswerthen Bestrebungen der bayerischen thierärztlichen Vereine und zugleich die errungene öffentliche Anerkennung der dortigen Vereinsthätigkeit mit Freude ersehen wurden.

(Schluß folgt.)

Hamburg, 4. Oct.

Die gefährliche Theaterdirections-Krise dauert noch fort und wird zusehends bedenklicher. Hülfe scheint immer noch fern zu seyn. Das Comité der Actionaire hat sich wenigstens als einen sehr schlechten Arzt gezeigt, der Alles gehen läßt, wie's Gott gefällt. Alles leidet aber unter diesem qualvollen Mißverhältnisse: die Ehre der Bühne, Publikum, Künstler, Dichter und Componisten und endlich die Directoren selbst. Lange darf die Hülfe nicht mehr ausbleiben, wenn der Patient, das Schauspiel zumal, nicht kläglich zu Grabe getragen werden soll. Als neue muntere Liebhaberin ist Fräul. Jahn von Kassel dieser Tage eingetroffen. Dr. Schmieder, der dem alten Hell die Dresdener Abendzeitung so theuer bezahlte, die jetzt ebenfalls in einer gefährlichen Krise zu seyn scheint, hat sich nach Hamburg übersiedelt und wir wünschen ihm mit seinen dramaturgischen Bestrebungen hier mehr Glück, als er bekanntlich in Dresden damit hatte. — Die nächsten Neuigkeiten auf unserem Stadttheater (nämlich nach glücklich überstandener Reise) sind „Gutenberg" von Fuchs und „der Prätendent" von Kücken. Der Componist der letztgenannten Oper ist damit beschäftigt, dieselbe hier einzustudiren; unser treffliche Hr. Clement singt die Hauptrolle.

Weimar, 5. Oct.

Die außerordentliche Ergiebigkeit der diesjährigen Ernte nach so langen kummerschweren Tagen hatte den Stadtrath veranlaßt, am vergangenen Sonntage ein öffentliches Dank- und Erntefest zu veranstalten. Zu diesem Zweck versammelten sich Morgens 9 Uhr ein Theil der Knaben und Mädchen der Bürgerschule vor dem Rathhause und ordneten sich zu einem Zuge, welchem sich auch eine Anzahl Bürger theilnehmend anschloß. Von hier aus bewegte sich der Zug, unter dem Geläute der Glocken, nach der nahen, mit Guirlanden geschmückten Hauptkirche, auf deren Altar ein fruchtreicher Erntekranz niedergelegt war. Der Consistorialrath M. Krause hielt eine dem Gegenstande angemessene, die Herzen erhebende Festrede, welche seitdem im Druck erschienen ist. Diese kirchliche Feier erhielt eine besondere Bedeutung noch dadurch, daß gleichzeitig auch ein neuer Taufstein von Gußeisen geweiht wurde, welcher von einer Anzahl gutgesinnter Bürger zum Andenken an die Taufe des erdgroßherzogl. Prinzen diesem Gotteshause verehrt worden ist. Der Stadtkirche zu Blankenhayn ist ebenfalls, und zwar von unbekannter Hand, mit dem Poststempel „Altenburg" versehen, ein schön gearbeitetes Crucifix von vergoldeter Bronze zum Geschenk gemacht worden. — Man wird es wohl nicht für eine Profanität betrachten, wenn ich an diese kirchlichen Dinge eine Bemerkung über das Theater anreihe. Am 2. d. fand nämlich die erste Wiederholung von Laube's „Karlsschülern" statt, in welcher Darstellung Hr. Dessoir zum letzten Mal gastirte. Er gab den Schiller auch diesmal wieder mit vollendeter Meisterschaft und wurde abermals stürmisch gerufen. Er nahm für diese wohlwollenden Beweise dankend Abschied. Ein so einstimmiger Beifall ist einem Gaste hier noch selten zu Theil geworden und sein Andenken wird sich in den Herzen Vieler noch lange forterhalten. — Ein tagelang anhaltendes Regenwetter hat die Gemüther wegen der Kartoffel-, Gemüse-, Obst- und Grummeternte mit nicht geringen Besorgnissen erfüllt.

Gießen, 5. Oct.

Es hat wohl seit langer Zeit nichts so sehr verderblich auf die Verhältnisse des größten Theiles des Volkes eingewirkt als die hohen Getreide- und die enormen Brodpreise. Um namentlich den letzteren mit Kraft entgegen zu treten, hat sich hier in Gießen eine Actien-Bäckerei gebildet, deren Bestreben es ist, den schrankenlosen Uebergriffen in dieser Beziehung mit Macht dadurch entgegen zu wirken, daß den Mitgliedern dieser Actiengesellschaft ein gutes, gesundes, vollwichtiges und möglichst wohlfeiles Brod geliefert werde. Diese wichtige Sache fand hier um so mehr bedeutenden Anklang, als es, den entworfenen und in's Leben getretenen Statuten nach, eine weitere Hauptaufgabe der Gesellschaft ist, es auch dem Unbemittelten möglich zu machen, Actionair zu werden und ihm für seine nach und nach stattfindenden kleinen Einlagen 5% Zinsen zu vergüten, wodurch es für ihn vortheilhafter ist, sein Geld in die Actienbäckerei einzuschießen, als es in Sparkassen zu legen, wo er sich mit geringeren Zinsen begnügen muß. Unsere Backgesellschaft besteht bereits seit dem 1. Sept. d. J. und ihr freudiges Gedeihen, so wie die große Theilnahme, welche sie fand, hat so sehr auf das Benehmen der Bäcker eingewirkt, daß auch sie nun wohlfeileres, vollwichtiges und dabei besseres Brod liefern. Wer sich der Mühe unterziehen will, die bei G. D. Brühl I. im Druck erschienenen, aus 44 §§. bestehenden Statuten, deren Zweckmäßigkeit sich bereits bewährt hat, zu durchlesen und dieselben zu prüfen, der wird vielleicht Veranlassung nehmen, darauf hinzuwirken, daß auch an anderen Orten ähnliche, das Gemeinwohl fördernde Vereine in's Leben gerufen werden. Wohl nirgends dürften so in's Einzelne eingehende und erprobt befundene Statuten ausgearbeitet worden seyn, wie die erwähnten.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 279.

Kreis, Reis, Eis.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim — Die Verstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

Montag, 11. Oct. Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Frei für die Bühne bearbeitet).

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 282. Dienstag, den 12. October 1847.

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von E. Hesse.

(Fortsetzung.)

5.

Der Winter war vorüber gegangen, die Sonne stand wieder höher am Himmel und hatte durch ihre warmen Strahlen neues Leben in die Natur gebracht, die Felder prangten schon im üppigen Grün, an den Bäumen sahen die grünen Spitzen hervor, Jedermann fühlte sich zu Lust und Freude angeregt, und wen das Geschäft nicht an das Haus fesselte, wandelte im Freien, um in der warmen Luft sich zu baden.

Im Hause des Meisters Jackson dagegen bemerkte man keine Lust und Freude, da herrschte die Trauer, der Kummer und der Schmerz schon seit einiger Zeit, da eilte der Meister gar oft aus der Werkstätte, und die Gesellen und Lehrjungen schauten ihm betrübt nach, und wenn er wieder kam, war er noch nicht ruhig geworden; denn er ging bald in diesen Winkel des Zimmers, bald in jenen, als ob er Etwas suche, und er wußte doch selbst nicht was. Die Meisterin aber saß in ihrem Kämmerlein und hatte sich die Augen roth geweint, die Thränen wollten nicht mehr fließen und das Herz stieß tiefe Seufzer aus und die Brust hob sich vor all' zu großer Bewegung.

„Das ist nicht länger zum Ansehen," sagte der Altgeselle, als der Meister die Werkstätte verlassen hatte, „ich wollt', es thät sich endlich ein Mal entscheiden, dann müßt' es doch wieder Ruhe geben."

„Doch zum Guten entscheiden," meinte ein zweiter Geselle; „denn sonst wollt' ich wahrhaftig nicht mehr im Hause seyn, das ewige Lamentiren bin ich so müde geworden — selbst im Schlafe höre ich's noch."

„Werner, gehen Sie ein bischen zur Meisterin und bringen Sie ihr einigen Trost," sagte der Altgeselle zu dem größten Lehrling, „ich weiß, Sie verstehen das besser, als wir Alle miteinander."

„Da nützt der Trost nichts, wenn man nicht helfen kann," erwiederte der Lehrling; „aber ich will doch ein Mal hingehen und zusehen, wie es eigentlich steht."

„Das kann ich Ihnen sagen," bemerkte der Altgeselle, „es steht so — so, wie man eine Hand umwendet, ist's aus, das hab' ich von den Aerzten aus ihrem eigenen Mund gehört."

Werner entfernte sich und stand einige Minuten später am Bette einer Patientin, es war Julie, das einzige Kind des Meisters Jackson. Schon seit vierzehn Tagen lag sie an einer lebensgefährlichen Krankheit darnieder, die Aerzte waren in der Beurtheilung der Krankheit verschiedener Meinung, und so kam es denn, daß auch die Behandlung eine sehr unsichere war. Schon einige Mal hatte man an dem Leben des Mädchens gezweifelt, doch hatte sie sich immer wieder erholt, aber heute hatten die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben.

Werner, das war der junge Arzt, betrachtete sorgfältig die Kranke, er lauschte ängstlich auf die Athemzüge, er hielt sein Ohr an ihren Mund, er fühlte den Puls, der unregelmäßig und in schnellerem Takte schlug, die Meisterin saß in der Nähe des Bettes und schaute aufmerksam zu, sie wußte nicht, warum Werner so genau prüfte, wovon er doch nichts verstand, wie sie glaubte.

Das Mädchen verdrehte die Augen, der Athem blieb einige Minuten aus, da schrie die Mutter laut auf, so daß der Meister herein kam, auch einige Gesellen eilten aus der Werkstätte herbei.

„Mein Kind stirbt, ach, meine Julie!" rief das arme Weib.

„Ruft Aerzte, ruft Aerzte," schrie in Verzweiflung der Vater, und wollte selbst fortlaufen; aber die Gesellen hielten ihn zurück, und der Altgeselle sagte zu Werner: „Eilen Sie zu dem Arzte, der hier in dieser Straße an der Ecke wohnt, Sie kennen ja das Haus?"

„Das ist nicht nöthig," antwortete Werner; „aber dennoch werde ich fort eilen und in kurzer Zeit mit Hülfe da seyn."

Er war schon verschwunden, die Gesellen aber sahen sich verwundert an; denn sie verstanden nicht den Sinn seiner Worte. Es waren kaum fünf Minuten verflossen, als Werner wieder kam, er hatte ein Gläschen mit Flüssigkeiten in der Hand.

„Heben Sie Julie ein wenig in die Höhe," sagte er gebieterisch zu dem Altgesellen, der verwundert den Lehrling betrachtete, doch waren die Worte in einem solchen Tone gesprochen, daß der Altgeselle unwillkürlich gehorchte. Werner ließ einige Tropfen aus dem Gläschen in einen Löffel laufen und schüttete dies der Kranken in den Mund, bald darauf verfiel die Patientin in einen ruhigen Schlaf und fing stark an zu transpiriren.

„Entfernen Sie sich Alle aus dem Schlafgemach," gebot Werner, „nur die Mutter wird hier bleiben und ihr Kind bewachen."

Wie er befohlen hatte, so geschah es; doch kaum war das Zimmer geräumt und Werner mit dem Meister und dem Altgesellen draußen, als Jackson die Worte sagte: „Sie sind ein räthselhaftes Wesen, mit Verwunderung hab' ich so eben Ihr ganzes Verfahren mit angesehen und kann nicht klug daraus werden. Geben Sie nur Aufklärung."

Neugierig erwarteten Alle die Antwort, auf welche der junge Arzt nicht lange Zeit warten ließ.

„Ich will die Maske, die ich bis jetzt getragen, ablegen und mich in meiner wahren Gestalt zeigen, ich bin ein deutscher Arzt, auf verschiedenen Hochschulen gebildet und durch mehrere in meinem Vaterlande bestandene Prüfungen berechtigt, als Arzt zu wirken. Ich kam in der Hoffnung nach Amerika und namentlich in diese Stadt, um mir einen Wirkungskreis für meine Kunst zu suchen, doch vergebens strebte ich ein halbes Jahr darnach. Da faßte ich den Entschluß, ein Handwerk zu erlernen, und der Herr Meister war

Digitized by Google

so gütig, mich aufzunehmen. Ich beobachtete die Krankheit Ihres Kindes und sah, daß die Aerzte eine falsche Behandlung anwandten. Als ich vorhin an das Bett trat, war eine Krisis eingetreten, ohne meine schnelle Hülfe wäre Julie eine Leiche."

Jackson war verwundert und erfreut zugleich, er ergriff die Hand Werners und drückte sie fest in der seinigen.

„Sie, guter Mensch," sagte er dann, „ich bleibe mein ganzes Leben lang Ihr Schuldner. Gott hat Sie mir in das Haus geführt, verlassen Sie uns nicht, bleiben Sie immer bei uns, wenn Sie auch Ihr jetziges Verhältniß wieder aufgeben, wie sich das von selbst versteht."

„Das versteht sich noch gar nicht von selbst," erwiederte Werner. „Ich bleibe als Lehrling bei Ihnen, bis ich das Handwerk ganz erlernt habe, und wollen Sie mich dann als Gesellen noch behalten, so wird mich Das freuen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des polnischen Helden. *)

Weißer Aar! sieh' unsre Säbel
Sind gebrochen — unsre Hand
Ist gebunden und ein Knebel
Drückt auf Lippen und Verstand.
O. v. Wenkstern.

Die Todtenfeier Joseph von Poniatowski's ziemt sich alljährlich begangen zu werden. Wer gedenkt in den Oktobertagen nicht jener heißen von Leipzig! — Die französische Armee hielt sich gegen doppelte Streitkräfte vor den Thoren der Stadt. Sie behauptete tapfer ihren Muth. Als das sächsische Corps zum Feinde überging, war Napoleon genöthigt, seine Truppen näher zusammen zu ziehen, um die Lücke wieder auszufüllen, welche jener Verrath in seiner Schlachtlinie verursacht hatte. Die Alliirten gewannen zwar Terrain, konnten die französischen Truppen dennoch aber nicht aus ihren letzten Positionen bringen. Die Feinde hatten begreifen gelernt, daß ihre Kräfte an dem Muth jener abprallten, und ihr Verlust doppelt so groß sey, als derjenige der Franzosen. Sah der Kaiser sich indeß auch genöthigt, schleunigst zu retiriren, so sah er doch die Ehre der Waffen gerettet.

In der Nacht vom 18. auf den 19. October und an dem Morgen dieses Tages wurde der Rückzug vorbereitet. In Leipzig blieb nur die Arrieregarde, welche aus den Trümmern des Corps von Macdonald, Lauriston und Poniatowski bestand. Der Kaiser vertraute den Oberbefehl über dieselbe unserm Fürsten Joseph von Poniatowski an. Er wußte, welch' ein kräftiger Arm das Schwert für ihn führte.

Vor den Thoren Leipzigs stand ein Heer von 300,000 Mann. Poniatowski hatte nur 20,000, darunter 2500 Polen; mit diesen sollte er eine offene Stadt vertheidigen. Das Einzige, was hier zu thun, war, den Feind sich abzuwehren, sein Vordringen aufzuhalten, und für den Augenblick den Rückzug des Kaisers, der sich nach der Saale zog, zu decken. — Die Verwirrung, die bei der Retirade stattfand, war groß; die Brücke, die über die Elster führte, war versperrt, und die schleunigst aus Holz erbaute unter dem Gewicht der Geschütze eingestürzt.

Die Vertheidiger der Stadt hatten sich bis zum Mittag des 19. Octobers tapfer gehalten, da wurden sie von Ueberläufern verrathen. Es waren Badenser, welche dem Feinde ein Stadtthor überlieferten. Der Uebermacht, dem Verrath mußten sie weichen, die französischen Truppen zogen sich nach und nach in den Mittelpunkt der Stadt zurück.

Der Fürst aber hatte noch immer die Absicht, dem Feinde kräftigen Einhalt zu thun, und in dieser Absicht bewies er noch einmal seinen persönlichen Heldenmuth. Nur eine schwache Eskadron polnischer Küraſſiere bildete seine Eskorte. Den Säbel in der Hand, setzte er sich an die Spitze derselben, stürzte sich auf eine Kolonne preußischer Infanterie, drang mächtig in sie ein und zerstreute sie durch seines eigenen Säbels Wucht.

Plötzlich traf ihn eine Kugel in den Arm. Er ließ sich verbinden, stieg wieder auf sein Schlachtroß und fuhr fort zu fechten.

Indeß hatten die feindlichen Tirailleurs die Stadt umgangen und drangen gegen die hölzerne Brücke vor. Ein Unteroffizier der Sappeurs, der sie ernstlich bedroht glaubte, zündete die Mine an und ließ sie auffliegen. Jetzt war der Rückzug fast unmöglich geworden. Ueber die Elster konnte man nur noch vermittelst Schwimmens kommen. Von dem anhaltenden Regen waren Flüsse und Bäche über ihre Ufer hinausgetreten. Die Gewässer der Pleisse, so unbedeutend dieser Fluß auch sonst ist, bildeten eins der schlimmsten Hindernisse. An der Spitze weniger braven Krieger wurde der Fürst hier in die Enge getrieben; man machte ihm den Vorschlag, sich hinüber an das gegenseitige Ufer zu retten. Aber er wollte den Kampfplatz nicht verlassen, obgleich keine Hoffnung zum Sieg mehr geblieben war. Der General Bronikowski, sein Freund, der lange unter ihm gedient hatte und eine große Liebe für ihn trug, bat ihn inständigst, zum andern Ufer hin zu flüchten. Er antwortete: „Man müsse als Tapferer sterben." Nun befahl er noch einen letzten Angriff, der konnte einen kurzen Augenblick nur noch die Fortschritte der Stürmenden aufhalten. Gegen die Pleisse zurückgedrängt, von Feinden umgeben, war Poniatowski mit seinem Stabe dem Feuer der Tirailleure unausgesetzt preisgegeben. Keine Zeit blieb mehr zu verlieren; der Fürst erwartete nichts mehr, als nur noch einen rühmlichen Tod zu sterben; da plötzlich droht ihm Gefahr, in die Hände der Verbündeten zu fallen. In solcher äußersten Noth blieb ihm als letztes Mittel, sich durch den Fluß zu retten. Die Wellen gingen hoch und das Pferd wurde von der Gewalt des Stromes fortgerissen.

Plötzlich erschien als Retter in der höchsten Gefahr ein junger Offizier, Kapitän Bléchamp, ein Schwager Lucian Bonaparte's. Dieser brave Jüngling war ein ausgezeichneter Schwimmer; er stürzte sich muthig dem Fürsten in den Fluß nach und half ihm das entgegengesetzte Ufer erreichen. Ein Leben, das Vielen so unendlich theuer, war für dieses Mal gerettet. Allein die Elster trennte ihn noch von der Hauptarmee; er ging zu Fuß durch den Garten, welcher zwischen Pleisse und Elster liegt — hier war es, wo er von einer Kugel in die Seite getroffen ward, — er sank in die Arme der ihn umgebenden Offiziere.

Es währte lange, ehe er das Bewußtseyn wieder erhielt; er versuchte ein Pferd zu besteigen, — man unterstützte ihn — kaum aber hatte er noch die Kraft, sich auf demselben aufrecht zu erhalten. Nun bestürmte man ihn von allen Seiten mit Bitten, sich verbinden zu lassen, den Befehl einem andern General zu übertragen und sich dem Vaterlande zu erhalten — — aber sein Muth wuchs mit der Gefahr und er antwortete heftig: „Nein, nein! Gott hat mir die Ehre Polens anvertraut, ich werde sie Gott nur wieder übergeben!"

Ein Offizier vom Genie läuft herbei; er kennt, sagt er, einen Punkt, wo es möglich ist, die Elster zu durchschwimmen. Poniatowski folgt dieser Richtung, dort aber erblickt er eine feindliche Truppe, die ihm zuvorgekommen ist und den Weg versperrt. —

„Da sind sie!" ruft er aus, wendet sein Pferd und stürzt sich in die Elster. Er hat nicht Kräfte mehr, sein treues Thier zu lenken, seine Wunden haben ihn zu sehr geschwächt. Der Fürst muß es seiner Willkür überlassen, und ohne Führung kämpft es

*) Aus Mittheilungen des Adjutanten des Fürsten Poniatowski geschöpft.

Digitized by Google

nun mächtig gegen die Gewalt der stürmischen Fluthen. Wirklich erreicht er das andere Ufer; der Abhang indeß ist so steil, daß es ihn nicht erklimmen kann. Es hebt und bäumt sich — aber vergebens; die letzten Anstrengungen wurden von einem furchtbaren Kugelregen begrüßt — — und der Fürst, von einem dritten Schuß getroffen, sinkt vom Pferde. Der Strom reißt ihn hinweg! — —

Der wackere Bléchamp fehlte auch dieses Mal nicht; er stürzt sich wieder ihm nach in die Elster; er hofft, ihn noch ein Mal zu retten, ihn, den Feldherrn, dem sie Alle mit Freudigkeit in den Tod folgten; ihn, den Freund, den er mit der Gluth seiner begeisterten Jünglingsseele liebte. Bléchamp erreicht ihn wirklich; man sieht ihn furchtbar mit den Gewalten des empörten Elementes ringen, der Kugelregen dauert fort und fort. Der muthige Retter gewinnt die Oberfläche, er hält Poniatowski mit seinem Arm fest umschlungen — er kämpft und kämpft mit einer verzweifelten Anstrengung — bald aber wieder sinken sie Beide hinab — und sind verschwunden.

Also starb der polnische Held! Er hatte den ruhmvollen Tod der schmachvollen Gefangenschaft vorgezogen.

Zwei Tage nach dem verhängnißvollen 19. October wurde der Leichnam des Helden von Fischern aufgefunden. Die Züge seines schönen Gesichts waren nicht verändert, der Ausdruck männlicher Kraft und Entschlossenheit und einer himmlischen Milde und Ergebung waren darin ausgeprägt.

Sein ehemaliger Waffenbruder, der Fürst Schwarzenberg, zur Zeit Generalissimus der verbündeten Heere, bezeigte ihm die Todten-Ehren; die gefangenen polnischen Offiziere legten ihn ins Grab. Sie gruben es ihm in dem Garten, der sich zwischen Elster und Pleisse befindet. An der Stelle, wo er in die Fluthen stürzte, setzten sie ihm den Leichenstein und schrieben darauf in polnischer Inschrift (zu deutsch):

„Hier starb in der Elster Fürst Joseph Poniatowski, Gene„ralissimus der polnischen Armee und Marschall von Frank„reich, durch drei tödtliche Wunden, welche er bei der Dek„kung des Rückzugs des französischen Heeres empfing. Beim „letzten Abzug vom Schlachtfelde opferte er sein Leben und „seine Ehre für das heilige Vaterland am 19. October 1813; „er lebte 52 Jahre. Durch Thränen ist dieses stille Anden„ken geweiht. Ein Pole, ein Soldat des Feldherrn setzte „es ihm." *)

Die andere Seite des Denkmals ziert folgendes Epitheton:

Dem Fürsten Joseph Poniatowski,
Feldherrn des polnischen Heeres.
Geboren am 4. Mai 1761. Gefallen mit Ehre am 19 October 1813.

Der weiße Adler breitet seine Schwingen auf der letzten Seite aus.

Eine geraume Zeit nach dem Todestage des Helden ward seine Leiche wiederum ausgegraben und nach Warschau geführt. Sie wurde dort in der Kirche zum heiligen Kreuz den Bewohnern der Hauptstadt ausgestellt. In frommer und heiliger Begeisterung bezeugten sie den Manen ihres unsterblichen Helden die letzten Huldigungen.

Von dort wurden seine Ueberreste nach Krakau gebracht. Hier ruhen sie neben denjenigen der Helden von Sobieski und Kosciusko. M. F.

*) Der Name ist von frevelhafter Hand fortgehauen.

Mannichfaltigkeiten.

Die Trierer Zeitung entwirft ein sehr trübes Bild vom Leben auf dem Harze. Ihr Refrain ist: der ganze Harz ist auf den Beinen und bettelt. Als Beleg giebt sie folgende Geschichte: „In der Fabrikstadt Osterode lebte ein Leineweber mit seiner Familie, welche aus der Frau und einem Kinde bestand. Die bittere Noth trat hart an diese unglückliche Familie, die sich des Bettelns schämte. Die Nahrung der Unglücklichen ward mit der steigenden Theuerung immer kärglicher und zuletzt auf ein Minimum herabgesetzt, welches den Körper nicht mehr erhalten konnte. Entkräftung warf Frau und Kind auf das Krankenlager, der Mangel jeglicher Pflege auf das Todtenbett. Die Beerdigungskosten konnte der Mann nicht erschwingen, ein s. g. Armenbegräbniß wollte er nicht — da packte er Frau und Kind stillschweigend auf, brachte die Leichen nach Göttingen und verkaufte sie an die Anatomie. Von dem Erlöse lebte der Weber eine Zeitlang, doch hatten Kummer und Elend auch seinen Körper zerstört — er starb. Die Sorge für seine Leiche übernahm die Behörde." Das ist nun zwar, wenn es wahr ist, sehr schauervoll, aber rührend ist der Mann nicht, dessen verrückter Ehrgeiz sich gegen ein Armenbegräbniß sperrt, aber keinen Anstand nimmt, Frau und Kind als Leichen an die Anatomie zu verkaufen, um vom Erlös eine Zeitlang zu leben. (Hannov. Morgenz.)

Von verschiedenen Seiten wurde schon mehrfach auf einige Mißstände des höheren Schulwesens in Deutschland, namentlich der Gelehrtenschulen, hingewiesen. Wenn behauptet wurde, daß man Mathematik und Physik, ferner, daß man die deutsche Sprache zu leicht behandle neben der klassischen Philologie, so möchten wir noch hinzufügen, daß ein Gleiches auch von der Geschichte gilt. Ist auch vielleicht der Unterrichtsplan einer Anstalt mit Geschichtsstunden reich bedacht, so wird doch gar selten die Geschichte in der rechten Weise gelehrt. Dem Jüngling sollte ein historischer Sinn erweckt werden, und die Kulturgeschichte vergangener Jahrhunderte wäre oft wichtiger für ihn, als die politische. Die Geschichte soll uns zu festen Männern machen, zu patriotischen, lebensklugen Leuten: darum muß der Geschichtsunterricht Anschauung des Lebens bezwecken, wie es wird und geworden ist, nicht Gelehrsamkeit. Hätten wir Staatsmänner, die Geschichte schrieben, dann würde dieselbe bald über die bloße Doktrin hinauskommen. Immerhin sind aber auch schon dankenswerthe Anfänge gemacht worden, Geschichtsbücher für die Schule zu liefern, die mehr als bloße Kompendien sind. Zu den tüchtigsten Werken dieser Art zählen wir unbedenklich das „Lehrbuch der Weltgeschichte" von Georg Weber in Heidelberg, welches so eben in zweiter Auflage erschienen ist, nachdem die erste in äußerst kurzer Zeit vergriffen war. (Karls. Z.)

(Wettrennen eines Pferdes mit einer Lokomotive.) Vor einiger Zeit trug sich auf der Newcastle-Berwicker Eisenbahn ein lustiger Vorfall zu, bei dem die Pferde- und Dampfschnelligkeit sich in einen ergötzlichen Wettkampf einließen. Als die Maschine Nro. 137, nach Newcastle gehend, sich Chatwill näherte, sprang ein muthiges, dem Hrn. M'Kay zugehöriges Pferd, entweder aus Uebermuth oder scheu gemacht, auf die Bahn und sprengte im vollen Carriere vor der Maschine her, die sich in einer Schnelligkeit von 30 (engl.) Meilen auf die Stunde dahin bewegte. Der Lokomotivführer, vor den Folgen besorgt, suchte durch häufiges schrilles Pfeifen das Thier von der Linie zu vertreiben, doch umsonst; eine volle Meile oder mehr verfolgte das Pferd mit unnachlassender Geschwindigkeit seinen Weg. Als endlich die Maschine ihm etwas näher auf den Leib kam, sprang es in die parallele Linie hinüber, ja, als sey es entschlossen, sich nicht überwinden zu lassen, lief es immer zu und gewann der Maschine nochmals den Vorsprung ab. Das Pferd hatte nun beinahe drei Meilen zurückgelegt, und der Lokomotivführer, der sich geheirmt sah, beschloß, auf alle Gefahr hin, seinem Gegner vorzukommen. Er steigerte mithin die Geschwindigkeit seiner Ma-

Digitized by Google

schine und war dem Thiere bald so dicht auf dem Leib, daß dieses zur Seite sprang. Als der Zug vorüberging, schlug es mit den Hinterhufen zur großen Belustigung der Passagiere aus. Die ganze Strecke, welche das Pferd mit dem Zuge machte, mochte ungefähr vier Meilen betragen. (N. K.)

Ein jetzt verstorbener Geistlicher zu Marburg in Hessen drückte sich einmal in einer seiner Predigten also aus: „Ergreifet die Knüppel des Gebetes!" (Hier schloß er beide Hände). „Bestürmet damit die Fenster des Himmels!" (Er nahm die Stellung eines Schleuderers an). „Damit die Glasscheiben seiner Gnade herabrasseln!" (Bei diesen letzten Worten hagelte die Sanduhr von der Kanzel herab, um den Zuhörern das „Herabrasseln" recht deutlich zu versinnlichen). (Sp. Z.)

Korrespondenz.

Braunschweig, 3. Oct.

(Schluß.)

Die Regulirung der Bedingungen, unter welchen thierärztliche Localvereine dem Generalvereine beitraten, bildete den ersten Gegenstand der Berathung und führte zu dem erfreulichen Resultate, daß mehrere der anwesenden Deputirten, in Rücksicht auf die sehr billig proponirten Bedingungen, den Anschluß ihrer Localvereine sogleich erklärten, andere aber denselben in nahe Aussicht stellten und mithin der Zeitpunkt nicht mehr fern seyn wird, in welchem der Verein deutscher Thierärzte als der Sammelpunkt aller Bestrebungen der deutschen Localvereine und als Vertreter aller allgemeinen Interessen der Thierärzte Deutschlands in Bezug auf Wissenschaft und Leben erscheinen wird. Nicht minder gelang eine Vereinigung bezüglich der Wahl eines eigenen Vereinsorgans, indem die thierärztliche Zeitung des Hrn. Professors Dr. Fuchs in Carlsruhe als solche zu benutzen beschlossen wurde, unbeschadet des Rechts aller übrigen thierärztlichen Zeitschriften, aus dem Vereinsorgan die Vereinsverhandlungen zu entnehmen. — Auf ferneren Beschluß wurde die Creirung von Ehrenmitgliedern genehmigt und das Seldstdispensiren von Medicamenten Seitens der Thierärzte ebensowohl im Interesse der Thierbesitzer, als auch bezüglich der eigenthümlichen Verhältnisse der Thierärzte unbedingt für nothwendig gehalten. Die Verhandlungen über Aphtenseuche wurden auf eine sehr ausführliche und anziehende Weise und von sehr verschiedenen Seiten geführt. Nicht minder ward über die in neuerer Zeit so gefahrdrohende Beschälkrankheit vorzugsweise in ätiologischem und diognostischem Betreffe manche sehr schätzenswerthe Ansicht vernommen und beleuchtet und so ein weiterer Schritt zur vollkommenen Ergründung dieser noch so räthselhaften Krankheit gemacht; ein Gleiches gilt von Dem, was über das Verkalben der Kühe, über Lungenseuche, epizootische Krankheiten u. dgl. zur Sprache gebracht wurde, und es möge genügen, die Namen derjenigen Mitglieder des Vereins anzuführen, welche bei Besprechung vorstehend bezeichneter Krankheiten sich vorzugsweise betheiligten und bemerkbar machten. Sie sind: Dr. Bartels, Ernst aus Foerste, Repetitor Gerlach aus Berlin, Thierärzte Günther aus Hannover, Hertz aus Hamburg, Medizinalassessor Hildebrand aus Magdeburg, Dr. Hilmer aus Stade, Jordan aus Halle, Dr. Kreutzer aus Augsburg, Kühne aus Magdeburg, Pfannenschmidt, Oberthierarzt aus Ballenstedt, Professor Dr. Prinz aus Dresden, Dr. Quidde, Rietzel aus Berlin, Schellhase aus Stettin, Schrader aus Hamburg, Sommer, Dr. Spinola aus Berlin, Dr. Ulrich, Lehrer der Thierheilkunde aus Möglin, Wichmann, Oberroßarzt aus Berlin u. m. A. — Ein weiterer Vortrag des Dr. Kreutzer aus Augsburg über die Verpflichtung des Vereins, für Emporhebung der Wissenschaft und des Standes auf die kräftigste Weise wirksam zu seyn und nach Entfernung der in Unterricht und Verwaltung diesem Aufschwunge entgegenstehenden Hindernisse mit allen zu Gebote stehenden Mitteln anzustreben, jedem Versuche, die Thierärzte in ihren Rechten und ihre Wissenschaft in ihrer Würde anzugreifen, mit Energie zu begegnen und zunächst einen in diese Kategorie gehörigen offiziellen Erlaß einer hohen Landesregierung in Deutschland mit gesetzlichen Mitteln außer Geltung zu setzen, wurde mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen. — Nachdem noch Anträge auf wissenschaftliche Vorträge für die nächste Generalversammlung gestellt, bezüglich der Rechnungsablage für den Vereinspräsidenten die geeigneten Mittheilungen gemacht und einige Präparate vorgezeigt waren, wurde Berlin als Ort der nächsten Generalversammlung angenommen. Da der bisherige Vereinspräsident sich definitiv dahin erklärte, daß er die ihm mit Acclamation auch für das künftige Jahr wieder zu übertragende Präsidentenstelle nicht wieder übernehmen könne, wurde als Präsident Thierarzt Dr. Kreutzer aus Augsburg gleichfalls mit Acclamation ernannt, welcher den Thierarzt Dr. Bettinger aus München zum Secretair vorschlug, welchem Vorschlage von der Versammlung Folge gegeben wurde. Als Substituten des Präsidenten wählte die Versammlung den Hrn. Dr. Spinola und den Thierarzt Rietzel aus Berlin zum stellvertretenden Secretair. Beide entsprachen dem Ansuchen der Versammlung durch Annahme dieser Wahl. Somit wurden die Verhandlungen der Versammlung und diese selbst durch den Dr. Spinola geschlossen. Es waren deshalb die Mittheilungen über wissenschaftliche Gegenstände keineswegs beendet, sondern wurden durch gegenseitigen Austausch unter den Mitgliedern eifrig und erfolgreich fortgesetzt. Neue Bande der Freundschaft wurden geknüpft, ältere enger gezogen und es darf wohl behauptet werden, daß diese Versammlung in jeder Beziehung von den Mitgliedern und Theilnehmern als eine ihrem Zwecke entsprechende und durch freundliche Aeußerlichkeiten wahrhaft glänzende im Gedächtnisse bleiben wird. Herzlichen Dank für die sorgfältige Aufmerksamkeit, womit man der Versammlung in Braunschweig von allen Seiten, insbesondere aber von Seiten des dortigen Humanitätsvereins entgegen kam und ihr die schönsten Freuden und Annehmlichkeiten bereitete, unter welche auch die Anwesenheit vieler Herren Mitglieder des Humanitätsvereins bei dem am gestrigen Tage veranstalteten, durch Eintracht, Fröhlichkeit und den Ausdruck der edelsten Gefühle und brüderlichsten Gesinnungen ausgezeichneten Festmahle zu zählen ist. Es ist übrigens eine heilige Pflicht, insbesondere der unermüdeten Thätigkeit und Aufopferung, mit welcher sich der herzogl. geheime Staatscanzlist Pirscher vor dem Beginne der Versammlung und während derselben für dieselbe interessirte und ihr die wesentlichsten Dienste leistete, mit warmem Danke öffentlich zu gedenken und die Versicherung beizufügen, daß jedes Mitglied die Gefühle dieses Dankes für den genannten Herrn bewahren wird. Nach dem Schlusse der Generalversammlung eingegangene Zuschriften wurden von dem Präsidenten den noch anwesenden Mitgliedern bekannt gegeben.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Von den bereits in diesen Blättern erwähnten Federzeichnungen zu dem Nibelungenliede von Erwin Preuschen sind abermals in der Ferber'schen Universitätsbuchhandlung zu Gießen zwei Hefte erschienen, deren Blätter noch besser ausgefallen sind als die des ersten Heftes. Wenn auch die Zeichnung derselben nicht ganz correct ist, so werden sie doch durch ihre geistreiche Auffassung nicht allein bei Künstlern und Kunstfreunden, sondern auch bei jedem Gebildeten Interesse erregen. Möchte doch Preuschen, der sich bis jetzt, durch seinen Beruf verhindert, nur sehr wenig mit der Kunst beschäftigen konnte, sich ganz derselben widmen! Bei seinem entschiedenen Talente für großartige historische Compositionen, die immer seltener aus unseren modernen Malerschulen, wo nur Sinn für das Genre zu herrschen scheint, hervorgehen, würde er gewiß nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

In Dresden wurde das neue Abonnement im Hoftheater mit Shakespeare's „Coriolan" eröffnet. Vorher schon waren der „Kaufmann von Venedig" und „Romeo und Julie" in neuer Einstudirung gegeben worden. Solche Bestrebungen, klassische Meisterwerke zu immer höherer Anerkennung zu bringen, verdienen alles Lob und gereichen der dramaturgischen Leitung Dr. Gutzkow's zur Ehre.

Heute Abend um 6 Uhr und so jeden Abend bis zum Schlusse der Woche (Samstag) im Coliseum:

Vorlesung von Ernst Mahner.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Oct. Martin Luther, oder: die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. (Neu für die Bühne bearbeitet).

Dienstag, 12. Oct. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Frau Steiner-Coradori vom ständischen Theater zu Grätz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 283. Mittwoch, den 13. October 1847.

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von E. Hesse.

(Fortsetzung.)

„Geben Sie den Gedanken auf, Sie sind Arzt, und sollen als solcher auch thätig seyn," sprach Meister Jackson. „Um ein Schuhmachergeselle zu werden, dazu bedarf es weder einer langen Zeit, noch sehr großer Kenntnisse; aber bis Einer ein tüchtiger Arzt wird, da geht lange Zeit darauf und muß fleißig studirt werden. Nicht wahr, Sie retten meinem Kinde das Leben, Sie haben die Krankheit erkannt, ich werde keinem andern Arzte mehr die Behandlung anvertrauen."

„Aber, ich darf nicht, die hiesigen Aerzte werden das zu verhindern suchen."

„Verhindern? Wer will verbieten, meinem Kinde das Leben zu erhalten wenn Jemand das vermag?"

„Da kommt der Hausarzt," sagte der Altgeselle, und alsbald trat ein älterer Mann von ehrwürdigem Aussehen in das Zimmer.

„Wie geht's, Meister Jackson, lebt das Kind noch?"

„Es lebt," antwortete der Meister, „und das verdank' ich diesem jungen Manne, der bisher mein Lehrling war."

„Wie geht das zu?" fragte erzürnt der Arzt, und maß den erwachsenen Schusterlehrling, der in seiner Schürze dastand, vom Kopf bis zu den Füßen; „kennt Er das Sprüchwort nicht: Schuster, bleib' bei Deinem Leisten?"

„Ja, das kenn' ich, und hab' es auch jetzt wieder befolgt, nachdem ich demselben eine Zeit lang untreu geworden war," erwiederte Werner in ruhig-ernstem Tone. „Ich bin ein deutscher Arzt, und nur die Noth zwang mich, den Pfriemen in die Hand zu nehmen statt der Feder; doch ich danke Ihnen, daß Sie mir meine Pflicht wieder in's Gedächtniß gerufen haben."

„Sie werden ein deutscher Quacksalber, ein Pflasterschmierer seyn," fuhr der Arzt in heftigem Zorne auf; „hier darf Niemand prakticiren, der nicht ein Diplom von einer anerkannten Fakultät besitzt."

„So warten Sie eine Minute," erwiederte Werner, und rannte zur Thüre hinaus, einige Zeit darnach kam er wieder und hielt das Diplom als Doktor der Medizin und Chirurgie, von der medizinischen Fakultät zu Göttingen ausgestellt, in den Händen. Der Arzt nahm das Papier, aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er sich freundlich zu Werner wandte, ihm die Hand reichte und tausend Mal um Entschuldigung bat, wenn er durch seine Worte vielleicht beleidigt habe, es komme nur zu oft vor, daß Marktschreier sich für Aerzte ausgäben, die schon viel Unheil angerichtet hätten.

Werner hatte seinem älteren Collegen schon längst verziehen und wurde in kurzer Zeit mit ihm ganz befreundet. Als der Arzt sich entfernte, gab er Werner das Versprechen, daß er alle Verantwortung auf sich nehme, Werner solle prakticiren, so viel er wolle, er zweifle nicht, daß er bald recht viel zu thun bekommen werde.

So war Werner seinem Berufe wieder zurückgegeben, die Neuigkeit verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, es wurde von Mund zu Mund weiter erzählt, Jedermann wollte den jungen Arzt sehen, der als Schusterlehrling ein halbes Jahr in der Werkstätte des Meisters Jackson gearbeitet hatte, und als die Kur an Julie glücklich beendigt war, da hatte Werner sich überall das Vertrauen erworben, von dem auf der Ueberreise von Antwerpen nach New-York jener Fremde gesprochen hatte, sein Renommée war gesichert, und es lief ihm nun alle Welt von selbst zu. Es waren seit jenem Tage, als Werner die Schürze ablegte und den Doktortitel wieder annahm, kaum einige Monate verflossen, und schon wohnte er in einem großen, schönen Haus und besuchte in seiner eigenen Equipage die vielen Kranken, die seiner begehrten.

6.

Wenn Jemand dem Glücke ein Mal im Schoße sitzt, dann tragen Alle dazu bei, dasselbe zu vermehren. So war es auch bei dem jungen deutschen Arzte der Fall.

Im Verlaufe eines Jahres war er der berühmteste Arzt von New-York geworden, keine Kur war ihm mißglückt, jeder Kranke hatte zu ihm das unbedingte Vertrauen, daß er die Krankheit sicher heilen könne, wenn er nur wolle. Er hatte sich schon ein eigenes Haus gekauft und dasselbe im Innern kostbar eingerichtet, bei verschiedenen Banquierhäusern hatte er bedeutende Summen hinterlegt, er war in alle Gesellschaften geladen, und wo er hinkam, wurde er gern gesehen. Aber dennoch ging er nirgends anders lieber hin, als zu seinem früheren Meister Jackson, dort wurde er als ein Kind des Hauses betrachtet; aber noch ein anderer Gegenstand fesselte ihn daselbst, das war Julie, die Tochter Jacksons.

Julie war ein gar schönes, wohlgebildetes Mädchen, die Aeltern hatten sich ein großes Vermögen erspart, und schon aus diesem Grunde hatte Julie viele Freier gehabt; aber sie hatte immer zur Antwort gegeben: „es ist der Rechte noch nicht, wenn der kommt, dann will ich ja sagen." Die Aeltern hatten das nicht gern gesehen, doch schwiegen sie und ließen ihrem Kinde den Willen.

Da kam Werner als Lehrling in das Haus, und das stille, bescheidene Mädchen fand großes Wohlgefallen an dem ernsten jungen Manne, gar gern unterhielt sie sich mit ihm, er wußte so viel zu erzählen, und was er erzählte, das gewann an Reiz durch die Art der Darstellung. Dem Meister Jackson, und besonders seiner Frau, war es nicht entgangen, daß die beiden jungen Leute sich gerne sahen, sie hatten bisweilen davon gesprochen, doch wünschten sie sich lieber einen reichen Schwiegersohn, wenn sie auch sonst an Werner nichts auszusetzen hatten.

Digitized by Google

Das Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten war bis zum Ende der Lehrzeit Werners immer ein weites geblieben, da trat die Krankheit Juliens ein und die glückliche Kur durch den jungen Arzt. Hatten die Aeltern Juliens früher eine Verbindung ihrer Tochter mit Werner ungern gesehen, so wäre ihnen jetzt nichts erwünschter als Das gewesen, allein jetzt hatten sich die Verhältnisse ganz anders gestaltet, Werner konnte um die Hand der reichsten Banquierstochter anhalten, und er wäre nicht fehl gegangen, das wußten die Aeltern, doch so denkt die Liebe nicht.

Werner war und blieb der tägliche Gast in dem Hause des Meisters Jackson, es schien ihn nur Dankbarkeit und edle Freundschaft an die Familie zu fesseln, er behandelte Julie wie eine Schwester, nicht wie eine Geliebte.

„Höt'," sagte eines Tags die Mutter Juliens zu ihrem Manne, „wir müssen unser Kind von hier fort thun, sie liebt den jungen Arzt ernstlich, und der scheint nur brüderliche Zuneigung zu ihr zu haben."

„Du hast Recht," antwortete der Meister, „das arme Mädchen vergeht in ihrem Schmerze, ich hab' sie schon einige Mal in Thränen gefunden, vielleicht daß die Entfernung ihren Schmerz heilt."

„So wollen wir noch heute mit ihr auf das Land gehen; denn je früher die Entfernung, um so besser, und keinen Abschied vorher."

„Gut," sagte Jackson, „ich liebe die schnellen Entschlüsse, also packe die Sachen zusammen, und wenn Alles gerüstet ist, wollen wir's Julien sagen."

Der Wagen, der den Meister mit seiner Frau und Tochter auf das Land fahren sollte, stand schon vor der Thüre, Julie war noch ein Mal in's Haus zurück gegangen, um Etwas, was sie vergessen hatte, zu holen, da erschien der junge Arzt und fragte verwundert nach der Ursache der Reise, von der er gestern doch nichts gehört habe.

„Ich komme so eben in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen," sagte er, „und nur wenige Minuten Verspätung hätte es mir unmöglich gemacht, Sie um Das zu fragen, wovon das Glück meines Lebens abhängt."

„Das Glück Ihres Lebens?" fragte der Meister, „das steht allein in Ihrer Hand, wir können nichts dazu beitragen."

„Doch, doch," erwiederte Werner, „kommen Sie, kommen Sie, und geben Sie nur einstweilen Ihre Reise auf, mich drängt's, so bald als möglich Ihnen mein Geheimniß zu verkünden."

Der Meister und seine Frau waren sehr neugierig geworden, Julie hatte das Haus noch nicht wieder verlassen. Als der Arzt eintrat, kam sie ihm entgegen.

„Ach!" schrie sie laut auf, und ihre Farbe wechselte einige Mal, bald wurde sie blaß wie der Tod, und dann wieder überzog eine hohe Röthe ihr ganzes Gesicht.

„Kommen Sie, liebe Julie," sagte Werner, und führte das Mädchen am Arm in das Haus zurück. „Ich habe Ihren Aeltern Etwas zu verkündigen, wobei Sie ebenfalls betheiligt sind."

„Lieber Meister," redete er Jackson an, als Alle im Zimmer angekommen waren, „ich habe lange Zeit auf einen Brief von meinen Aeltern gewartet. Heute, so eben, habe ich denselben erhalten, ich bin jetzt erst Herr meines Willens. So frag' ich Sie denn, wollen Sie mir Ihre Julie zur Frau geben? — Julie, Du liebst mich," sagte er dann mit einem zärtlichen Blicke zu dem Mädchen, „das weiß ich, und hab' es so eben noch deutlicher erfahren, so komm' und hilf mir bei Deinen Aeltern bitten."

Er schlang seinen Arm um das Mädchen, das sich in voller Liebe an ihn anschmiegte. Die Aeltern weinten Freudenthränen, Das, was sie so lange Zeit gewünscht und kaum für möglich gehalten hatten, war jetzt in Erfüllung gegangen, sie gaben so gerne ihr Jawort, und es wurde beschlossen, in ganz kurzer Zeit die Vermählung zu feiern; doch wollte Werner noch einen Brief von seinen Aeltern abwarten. Sie hatten ihm versprochen, in ein paar Wochen sichere Antwort auf eine Frage zu geben, die ihr Sohn an sie gestellt hatte. —

(Schluß folgt.)

Ueber die Berliner Hofbühne.

In letzterer Zeit ist von vielen Seiten in öffentlichen Blättern die gegenwärtige Administration der königlichen Theater in Berlin angegriffen und namentlich beschuldigt worden, daß bei ihr allein das ökonomische Prinzip zum Nachtheil der Kunst walte. In Folge dieser Angriffe hat sich der Intendant genannter Bühnen, Hr. v. Küstner, veranlaßt gefunden, in einer Beilage zu den Berliner Nachrichten eine öffentliche Erklärung und Erwiderung abzugeben, welche auch für das nicht Berliner Publikum von Interesse seyn dürfte. Ihre Ausführlichkeit verstattet uns den vollständigen Abdruck derselben nicht; auch enthält sie Manches von nur lokaler Bedeutung. Jedoch scheinen uns einige Stellen derselben von allgemeiner Wichtigkeit, und wir lassen diese deshalb auszugsweise folgen. Es versteht sich von selbst, daß wir bei dieser Mittheilung keine Partei nehmen, da wir mit der genauen Sachlage nicht bekannt sind und außerdem wohl wissen, wie schwierig es ist, in Sachen einer Theaterverwaltung ein entscheidendes Votum abzugeben. Ueber Bühnenverwaltung, Repertoire, Engagements u. dergl. wird im Publikum so viel erzählt und so viel Wahres und Falsches durch einander geworfen, daß man den Wald vor Bäumen nicht sieht und zu keinem Resultate gelangen kann. Die Bühnenmitglieder ihrerseits sind meistens auch unzuverlässig, da Jeder lobt oder tadelt, wie es ihm in den Kram paßt. Hr. v. Küstner sagt:

„Es ist in Folge mannichfacher öffentlicher Nachrichten bekannt, daß, nachdem bis 1842, wo ich die General-Intendantur antrat, das k. Theater im Durchschnitt an ordentlichen und außerordentlichen Zuschüssen eine Summe von gegen 170,000 Thlrn. in Anspruch genommen, vom Jahr 1843 an dieser Zuschuß auf 150,000 Thlr. festgesetzt wurde. Eine dergleichen Feststellung findet, so zeitgemäß, bei den meisten Hoftheatern statt. Demnach also ist es die pflichtmäßige Aufgabe des Vorstandes, nach dieser Subvention und der vom Publikum zu gewinnenden Einnahme den Theaterhaushalt einzurichten, die Ausgaben darnach zu regeln und mit diesen ihm gegebenen Mitteln auszureichen, ohne, versteht sich, einen Ueberschuß erzielen zu wollen. Um aber diese Aufgabe zu lösen, muß die Administration eines Theils durch ein gut gewähltes Repertoir die bisherigen Einnahmen möglichst steigern, sowie die bisherigen Ausgaben, in soweit sie überflüssig und zu hoch, mindern, dessen ungeachtet jedoch das königl. Theater auf eine würdige und der Kunst zum Vortheil gereichende Weise führen, zu welchem Zwecke ihm allerdings eine freie, ungehemmte und selbstständige Bewegung nöthig ist."

Weiter heißt es in Bezug auf die von Seiten der Administration erforderlichen ökonomischen Einrichtungen, deren Details dem Publikum aus mancherlei Rücksichten nicht vorgeführt werden können, wie folgt:

„Ist es nun zwar nicht möglich und statthaft, eine dergleichen Ein- und Uebersicht zu geben, so wird jedoch schon der Vergleich mit den Leistungen und Zuschüssen anderer Hoftheater lehren, daß der Zuschuß von 150,000 Thlr. für die hiesigen Anforderungen kein unverhältnißmäßiger ist. Das k. Theater gewährt erstens eine große ernste und komische Oper mit einer größeren Kapelle und einem größeren Chore, als irgendwo (die hiesige Kapelle faßt 100 Mitglieder, während die der großen Oper zu Paris nur 85 zählt; der hiesige gewöhnliche wie Extrachor faßte bisher

Digitized by Google

120 Mitglieder, während der der großen Oper zu Paris nur in Allem 90 zählt; anderer geringen Orchester und Chöre bei den ersten Hoftheatern nicht zu gedenken)."

„Das k. Theater gewähret zweitens ein großes selbstständiges Ballet und drittens ein vollständiges recitirendes Schauspiel, zu welchen drei Gattungen der deutschen Schauspiele noch das französische Theater hinzukommt. Um einen Begriff von der Größe des gesammten, bei den königl. Schauspielen beschäftigten ständigen und Extra-Personals zu geben, dient zur Nachricht, daß dasselbe bis zu einer Höhe von 800 Personen steigt. Die vorbenannten sämmtlichen Leistungen bilden an großen Orten wie Paris, Wien u. a. die Aufgabe zweier und mehrerer Theater, was auch die Menge der jährlichen Vorstellungen des königl. Theaters zu Berlin bewährt, die sich über 500 belaufen (die beiden Theater zu Paris, die große Oper sowie das Theater français [recitirendes Schauspiel] geben zusammen nicht so viel Vorstellungen wie das k. Theater zu Berlin)."

„Vergleicht man nun diese sämmtlichen Leistungen des königl. Theaters und den dafür gezahlten Zuschuß von 150,000 Thlr. mit den Leistungen und Zuschüssen anderer großen Theater, so ergibt sich, daß in Wien die Oper (Kärnthnerthor-Theater), das Schauspiel (das Burgtheater) und die Hofkapelle, neben dem großen Ertrage der Redouten in den k. k. Redoutensälen, über 170,000 Gulden Conv.-M. Zuschüsse erhalten, so wie daß in Paris die große Oper neben einer Einnahme, die auf 1 Million 200,000 Frcs., das sind 320,000 Thlr., circa angegeben wird, einen Zuschuß von 620,000 Frcs., das Theater français einen von 400,000 Frcs., beide Theater in Paris demnach zusammen 1,020,000 Frcs. oder 292,000 Thlr. Zuschuß erhalten. Und doch lehrt ein kürzlich von der Direktion der großen Oper erstatteter und veröffentlichter Bericht, daß die große Oper in letzterer Zeit mit der besagten Subvention nicht ausgekommen und 100,000 Francs und darüber zugesetzt hat, so wie ein Aehnliches von manchen mit Subventionen ausgestatteten deutschen Hoftheatern verlautet. Hieraus ergibt, daß der Zuschuß zum k. Theater zu Berlin von 150,000 Thlr., von welchem noch 15,000 Thlr. für das französische Theater abgehen, mehr denn um die Hälfte geringer als der Zuschuß in Paris ist. Derselbe würde demnach, so wenig wie früher, auch jetzt ausreichen, wenn es nicht der gegenwärtigen Administration gelungen wäre, die von dem Publikum zu gewinnenden Einnahmen bedeutend zu erhöhen. Wenn vor mir die Einnahme der deutschen Schauspiele im dreijährigen Durchschnitt 170,000 Thlr. betrug, so stieg sie unter mir im Jahre 1845 auf mehr denn als 223,000, betrug also 53,000 Thlr. circa mehr, welche Summe jedoch im laufenden Jahre noch erhöht werden dürfte. Das in voebenannter Summe begriffene Abonnement, das früher circa 13,000 Thlr. betragen hatte, stieg unter mir auf 31,000 Thlr. Nichts kann wohl mehr für den lebendigen Betrieb der königlichen Anstalt und die Theilnahme des Publikums sprechen!"

Sehr richtig bemerkt Hr. v. Küstner, daß die dem Publikum mißliebige Erhöhung der Eintrittspreise bei außerordentlichen Gastspielen von renommirten Künstlern durchaus unvermeidlich sey, denn diese Notabilitäten verlangen und erhalten übermäßige Honorare, wie z. B. die Lind à fl. 1000 für den Abend. Warum sollten sie es nicht verlangen, da sie von den Theaterliebhabern vergöttert und angebetet werden? Die Intendanz muß **nolens volens** zahlen und demnach das Entrée erhöhen, wobei sie nichts desto weniger häufig zu kurz kommt. Man verlangt Gastspiele von europäischen Berühmtheiten.

„Hier jedoch" — sagt Hr. v. Küstner —, „was bei dem bestehenden Prinzipe ständiger Engagements unvermeidlich ist, vereinen sich zwei Systeme der Anstellung; neben den ständigen Künstlern werden andere auf einzelne Saisons engagirt, wie z. B. im letzten Winter Mad. Viardot-Garcia, Mad. Cerrito und Hr. Saint-Leon. Dadurch entstehen Vortheile und Nachtheile. Durch die Vorführung der ersten Talente des Auslandes, die überall sich nur auf Saisons engagiren, werden ausgezeichnete Leistungen, so wie Wetteifer und Concurrenz bewirkt. Es entstanden jedoch auch Nachtheile. Hier ganz von den dadurch veranlaßten vermehrten Ausgaben abgesehen, entstand der Nachtheil, daß, wenn die Zahl der ständigen Künstler complett, dieselben während der Saison nur wenig beschäftigt wurden. Ein anderer Nachtheil war aber auch der, daß, wenn einzelne Künstler, namentlich fremde, die zuerst hier in deutscher Sprache singen, nur auf eine Saison engagirt sind, das Repertoir der zu gebenden Opern beschränkter wird, und sich nur auf 6 à 8 Opern erstreckt, wie dies z. B. bei Mlle. Lind und Mad. Viardot-Garcia der Fall war. Diese Beschränkung des Repertoirs ist überall zu finden, wo Saisons eingeführt sind, ja selbst bei der großen Oper und beim italienischen Theater zu Paris besteht das Repertoir aus höchstens 10 à 12 Opern, und an neuen Opern werden jährlich daselbst 2, höchstens 3 aufgeführt. Hat man nun neuerdings vielfach dem k. Theater den Vorwurf eines beschränkten Repertoirs gemacht, und daß nicht genug neue Opern einstudirt würden, hat man ferner, ohne die auf 4 à 5 monatliche Saisons engagirten und theuer bezahlten Künstler in Anschlag zu bringen, den Tadel erhoben, daß der Etat der ständigen Künstler nicht complett sey, so sind die Ursachen dieser Entgegnung hauptsächlich in dem obigen zweifachen Engagementsystem zu suchen, hervorgerufen durch den Wunsch des Hofes und des Publikums, das Erste und Beste des In- und Auslandes zu hören, ein Wunsch, der bei der gegenwärtigen Größe Berlins von der Leitung nicht unberücksichtigt gelassen werden kann, wenn gleich nicht zu leugnen, daß bei einem ständigen Personal ein größeres und mannichfacheres Repertoir gewonnen werden kann."

Ganz einverstanden sind wir mit Hrn. v. Küstner, wenn er von den Schwierigkeiten spricht, welche sich heutigen Tages dem Repertoire entgegenstellen, denn wir leben in einer Zeit der Meinungsverschiedenheiten und der ästhetischen Conflikte, wo Jeder etwas Anderes will und von andern Prinzipien ausgeht und wo von Seiten des übersättigten und dabei dennoch ungenügsamen Publikums die sonderbarsten und nicht selten unsinnigsten Anforderungen gestellt werden. Endlich verlangt man ein klassisches Repertoire und zugleich auch eine möglichst vollständige und reiche Auswahl von Novitäten in Oper und Schauspiel. Wie aber läßt sich dies gehörig vereinigen? Wo ist die Zeit herzunehmen, um diesem doppelten Ziele nachzugehen? Wo sind die guten und anziehenden Novitäten, die gehaltvollen Opern und die zeitgemäßen Dramen? Wo bleibt die Gediegenheit der Einstudirungen, wenn dem Künstler kaum Zeit gelassen wird, um gehörig memoriren zu können, wo die Einheit und Größe der Leistungen, wenn er sich in allen Gattungen der Kunst versuchen und Alles unter- und durcheinander spielen muß? Früher gab es vielleicht größere Schauspieler und Sänger, aber sie waren auch einseitiger; — jetzt sind sie vielseitig, aber auch kleiner geworden. Ueber diese und ähnliche Fragen und Erfahrungen ließe sich noch gar Vieles sagen, wenn es in der Absicht dieses Referates läge. Hrn. v. Küstner's Erklärung dürfte übrigens zur Beseitigung mancher gegen seine Verwaltung erhobenen Anschuldigungen nicht wenig beitragen, und verdient jedenfalls beachtet und geprüft zu werden.

W.

Eine Kartoffelernte durch Samen erzielt.

Ich sammelte im vorigen Herbste, durch die herrschende Kartoffelkrankheit veranlaßt, Samenkapseln von Kartoffeln und gewann daraus einige Prisen Samen. Anfangs März, als ich meinen Garten bearbeitete, säete ich denselben auf ein fein beackeitetes Beetchen und zu mei-

Digitized by Google

ner Freude erblickte ich etwa drei Wochen später zarte Keimchen sich der Erde entwinden, die bald sich als Kartoffelpflänzchen zu erkennen gaben. Kaum waren sie 2 bis 3 Zoll hoch, so versetzte ich dieselben, etwa so weit von einander wie den Salat, und meine jungen Pfleglinge gingen ohne die geringste Trauer vorwärts und trieben Stängel so kräftig, wie man sie nur auf dem Acker finden kann. Ich bedauerte nun, daß ich ihnen so wenig zugetraut und ihnen nicht mehr Raum gegönnt hatte, denn ich konnte sie nicht, wie ihre Schwesterpflanzen auf dem Acker, häufeln. Dessenungeachtet war die Ernte über Erwarten gut. Auf einem Stück Land von kaum 1 Klafter erhielt ich 1 Kumpf Kartoffeln. Ich sage Kartoffeln, denn es sind nicht Dingerchen wie Haselnüsse, nein, wirklich ausgewachsene Kartoffeln bis zu 6 und 7 Loth. Jeder Stängel hatte 5 Stücke, worunter einige größere. Gekocht sind sie so gut, als man sie sonstwie in fettem Gaetenland zieht. Nach diesen Erfahrungen glaube ich behaupten zu können, daß eine weitere Probe mit solchen Pflänzchen, in gehöriger Entfernung auf den Acker gesetzt, ein Resultat liefern mag, das der gewöhnlichen Pflanzung wenig nachsteht.

Bildel, 5. Oct. 1847. Perren, Lehrer.

Korrespondenz

Darmstadt, 8. Oct.

Nachdem schon seit einer Reihe von Wochen bei der Polizeibehörde dieser Stadt wiederholte Anzeigen von öfteren Taschendiebstählen auf den Wochenmärkten gemacht und die fleißigsten Nachforschungen zur Entdeckung der Thäter angestellt worden waren, wurde endlich auf dem gestrigen Wochenmarkt ein 12jähriges Mädchen ergriffen, und zwar in dem Augenblick, als es sich mit einer fremden Tasche befreunden und einen Geldbeutel hervorholen wollte. Dieser siebente Gaunergriff war ein Fehlgriff, dagegen die sechs vorhergehenden an demselben Morgen vollkommen gelungen. Bei einer vorgenommenen Haussuchung in der Wohnung der Eltern der kleinen verschmitzten Diebin sollen sich nicht weniger als siebenzehn leere Geldbeutel und außerdem auch noch andere Dinge von Werth vorgefunden haben. Unsere Hausfrauen und Töchter können nun wieder furchtlos den Wochenmarkt besuchen und nach gewohnter Weise mit Muße um einen Kreuzer feilschen, ohne besorgen zu müssen, einen kleinen Handelsprofit mit einem größeren Verluste bezahlen zu müssen. — Schon seit dem vorigen Sommer ist der alte städtische Friedhof in einen niedlichen englischen Garten umgeschaffen worden, der mit seinen Linden, Trauerweiden und demoos'ten Grabsteinen, aus denen hin und wieder ein kaum lesbares Sta viator hervorschimmert, an Mondscheinabenden einen ganz besonders anziehenden Anblick darbietet, vollkommen geeignet, bei dem in sich gekehrten, in der Stille der Nacht betrachtungsvoll Wandelnden Gedanken und Gefühle zu erregen, wie sie der edle Salis und der ihm geistesverwandte Matthisson in ihren Dichtungen in sanfter Schweemuth mit dem vollen Wohllaut einer poetischen Sprache ausgesprochen haben, und wie sie von Young in seinen Nachtgedanken mit der ganzen Energie der Rede und einem starken Anstrich von Melancholie fast schauerlich schön ausgedrückt worden sind, wenn anders das Aufhören des irdischen Seyns für den Menschen, der die Mährchen seiner Jugend für immer verabschiedet hat, noch etwas Abschreckendes oder Schauerliches haben könnte. Auf besagtem Friedhofe ist das dem längst verstorbenen Regierungsrathe Mai, der sein großes Vermögen zu einem wohlthätigen Zwecke hinterließ, gesetzte Denkmal schon seit mehreren Monaten durch einen Bretterverschlag dem Anblick des Publikums entzogen. Ein Fremder fragte neulich nach der Ursache dieser Verbretterung, ohne Auskunft darüber erhalten zu können. Man wünscht sehr, daß dieses unsichtbare Denkmal sich bald wieder in ein sichtbares verwandeln möge.

Wiesbaden, 10. Oct.

Auf Betrieb einiger Freunde der Obstbaumzucht hat unser landwirthschaftliche Verein aus Anlaß der diesjäheigen ungewöhnlich reichen Obsternte eine Obstausstellung veranstaltet. Dieselbe ist, so viel man sich auch versprechen durfte, dennoch über alle Erwartung reich (etwa 2500 Teller zählend) und interessant ausgefallen. Kenner haben erklärt, daß sie reichhaltiger und interessanter ist, als die zur Zeit der Mainzer Versammlung der Wein- und Obstproducenten daselbst veranstaltete Ausstellung. Trauben sind nicht aufgenommen; an Aepfeln allein sollen etwa 400 Sorten eingesendet seyn. Es ist eine wahre Lust, diese außerordentliche Fülle der vollkommenst ausgebildeten und schönsten Früchte zu sehen. Auf weitere, beschreibende Notizen will ich für heute nicht eingehen, sondern statt deren eine dringende Ermunterung zum Besuche dieser herrlichen Ausstellung, deren Dauer auf die ganze Woche ausgedehnt werden soll, beifügen, indem ich überzeugt bin, daß Jedermann dieselbe auf's vollste befriedigt verlassen wird. Eben so wird aber auch Jedermann mit Dank anerkennen, wie viel das Ausstellungscomité in wenigen Tagen geleistet hat.

Wiesbaden, 7. Oct.

Wenn es weltbekannt ist, wie der schändliche Wucher, dieser faule Auswuchs des Handels, in den letzten Jahren so recht nach Herzenslust sein Wesen getrieben und dadurch das Glück mancher Familie in den Grund bohrte; wenn es weltbekannt ist, mit welcher unnatürlichen Strenge manche Ortsbehörden gegen ihre Armen eingeschritten sind, wenn diese, oft nicht mehr wissend, woher Brod für ihre Kinder zu schaffen, ihre Zuflucht zum Betteln nehmen mußten; wenn es weltbekannt ist, mit welcher Hartherzigkeit zuweilen die Armen von ihren reicheren Mitbürgern in bedrängter Zeit behandelt wurden: so verdient gewiß auch folgender Beweis edler Menschenfreundlichkeit öffentlich hervorgehoben zu werden. Der Schultheiß eines uns benachbarten Dorfes wurde vor einiger Zeit von einigen Gemeindevorstehern und reichen Gemeindegliedern dringend gebeten, zur besseren Bewachung ihrer Felder doch noch einen Flurhüter zu bestellen, da sonst zu viel zur Zeit der Reife gestohlen werden könnte. Doch, statt ihrem Wunsche Gehör zu geben, antwortete ihnen der Schultheiß in gerechtem Zorne etwa mit folgenden Worten: „Schämt euch, daß ihr so etwas verlangt, ihr habt zur Zeit der Theurung goldene Zeiten gehabt und nun hat euch wieder der Himmel reichlich gesegnet und eure Felder, eure Bäume überladen, so, daß ihr nicht wisset, wo ihr Alles unterbringen sollet, und ihr solltet auf einige Körbe Obst sehen, die vielleicht hier oder da ein Armer, der nichts einernten kann, sich von eurem Ueberflusse sammelt? Lasset sie doch gewähren und denkt doch, daß Gott auch für Diese wieder seine milde Hand aufgethan hat. Tretet zusammen und überlasset das Obst einiger Bäume zue geeigneten Vertheilung an die hiesigen Armen, diese weeden sich dann nicht des Bettelns oder gar des Stehlens zu bedienen brauchen! Zu einem solchen Unternehmen will ich denn gerne meine Hand bieten!" So sprach der Schultheiß, die menschenfreundlichen Bittsteller aber entfernten sich achselzuckend, das an sie gerichtete Wort (gewiß ein schöner Same) war auf den Weg gefallen. Gleich darauf ging der edle Oetsbeamte über seine Felder und sah, wie ein Mann beschäftigt war, sich von einem seiner Bäume Aepfel zu pflücken; er teat zu ihm, half ihm sogar noch bei dieser Arbeit und hob ihm seinen vollgefüllten Sack mit den Worten auf die Schultern: „Laßt's Euch wohldekommen! Der Heer hat mich reichlich gesegnet und deshalb will auch ich, so weit es mir möglich ist, meine armen Mitbürger diesen Segen genießen lassen." Dieser Mann trägt gewiß den Christennamen mit Recht; wollte Gott, sein Beispiel würde von allen Denen nachgeahmt, die äußerlich sich so laut zum Christenthum bekennen, im Herzen aber oft auch nicht die geringste Spur desselben haben, vielmehr sich bemühen, ganz dem Geiste desselben zuwider, dem Unglücklichen noch die Haut über dem Kopf zusammen zu ziehen!" (1. Joh. 3, 18).

Frankfurt, 11. Oct.

Der in öffentlichen Blättern gemeldete Vorfall, daß ein Knabe in Folge einer Mißhandlung durch einen hiesigen Bierbrauermeister gestorben sey, ist dahin zu berichtigen, daß der Bierbeauer diesen Knaben wegen einiger Aepfel am Kragen schüttelte und zufällig wider einen Wagen stieß, wodurch die Nase des Knaben blutete, der am Brunnen das Blut abwusch und dann in seine Schule ging. Bis jetzt lebt der Knabe noch und die Eltern desselben haben auch nicht geklagt.

Heute Abend um 6 Uhr und so jeden Abend bis zum Schlusse der Woche (Samstag) im Coliseum:

Vorlesung von Ernst Mahner.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Oct. Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abth. und 3 Acten, nach Leuoen und Brunswick, übersetzt von Friederike Ellmenreich, Musik von A. Adam.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 284. Donnerstag, den 14. October 1847.

Werner Veit.

Eine Auswanderungsgeschichte. Von C. Hesse.

(Schluß.)

7.

Werner hatte endlich den sehnlichst erwarteten Brief von seinen Aeltern erhalten; allein seine Wünsche waren nicht in Erfüllung gegangen, die Aeltern hatten es ungewiß gelassen, ob sie den Bitten ihres Kindes nachgeben könnten, ihr Vaterland, an das sie so viele Erinnerungen und Verwandtschaftsverhältnisse knüpften, zu verlassen, um in ihren alten Tagen noch eine neue Heimath aufzusuchen.

„Ich bin schon hochbetagt und auch Deine Mutter," hatte der alte Verwalter geschrieben, „würde es uns nicht alle Welt verdenken, wenn wir uns auf eine so gefährliche Seereise begeben wollten? Ist es nicht natürlicher, daß Du später, vielleicht schon in einigen Jahren, zu uns zurückkehrst, und die wenigen Tage, die wir noch zu leben haben, zu erfreuen suchst?"

Werner konnte seinen Aeltern nicht Unrecht geben, und dennoch war er mit der Antwort unzufrieden; was der Mensch wünscht, das mag er nicht gerne widerlegt haben.

Der junge Arzt beeilte jetzt seine Vermählung; der Grund, warum er dieselbe noch verschoben hatte, war weggeräumt, er hatte gehofft, Vater und Mutter sollten den Segen über ihn aussprechen und ihn auf den Gipfel des Glücks, dessen Liebling er geworden war, vollends führen; doch es ist nicht gut, wenn der Mensch gar nichts mehr zu wünschen hat; denn alsdann wird er erst recht unglücklich. —

Die Vorbereitungen zur Hochzeit waren alle gemacht und der Vorabend der Trauung herbeigekommen, da saß Werner neben Julien im Hause seiner Schwiegeraltern und gedachte seiner Heimath, des alten Vaters und der Mutter, wie sie jetzt sicher auch beisammen säßen und sprächen: „könnten wir doch morgen bei unserm Sohne seyn und uns mit ihm freuen; aber scheidet uns auch der Raum, so sind wir doch mit unseren Gedanken bei ihm."

„Mir ist's, als müßten Deine Aeltern noch kommen," sagte Julie; „bei jedem Geräusche vor der Thüre meine ich aufspringen zu müssen, um sie zu begrüßen."

„Nein, darüber kannst Du ganz ruhig seyn, diese Hoffnung habe ich aufgegeben, meine Aeltern kommen gewiß nicht."

„Sprich das nicht mit solcher Zuverlässigkeit, wer weiß, ob sie uns nicht überraschen wollen."

„Ich mag Deine Hoffnungen nicht gerne zerstören," erwiederte Werner, „doch ich sage Dir, ich glaube nicht daran."

Das Haus des Meisters Jackson war nicht weit vom Hafen entfernt. Als der Arzt und seine Braut noch mitten im Gespräche begriffen waren, dringt plötzlich der Schall einer losgeschossenen Kanone zu ihren Ohren, das bekannte Zeichen, daß ein Schiff in den Hafen eingelaufen sey. Julie bestürmte ihren Bräutigam, nachzusehen, ob nicht etwa seine Aeltern angekommen wären, er versicherte, es sey vergebliche Mühe, doch entschloß er sich hinzugehen, kam aber schon nach kurzer Zeit mit der Nachricht wieder zurück, das Schiff habe nur wenige Auswanderer an Bord gehabt, und unter diesen seyen seine Aeltern nicht gewesen.

Der Tag der Trauung war gekommen, Werner und Julie fuhren in dem einen Wagen, in einem zweiten Meister Jackson und seine Frau zur Kirche, noch mehrere Wagen, welche Freunde und Verwandte der Familie aufgenommen hatten, folgten nach. Eben stand das Brautpaar vor dem Altare, der Geistliche hatte die üblichen Fragen gestellt und dann den Segen ausgesprochen, sogleich darnach wollte Werner auf ein benachbartes Landgut sich begeben, um daselbst im Kreise seiner nächsten Verwandten mit seiner jungen Frau einige Tage des Stillebens zu verbringen.

Da öffnete sich die Thüre der Kirche und herein trat ein ehrwürdiger Greis, eine Matrone mit gutmüthig lächelndem Angesicht war in seiner Begleitung. Sie warfen einen Blick auf die Gruppe vor dem Altare, auch diese schauten sich bei dem Geräusche, welches durch das Oeffnen der Thüre verursacht war, um, Werner stürzte auf die Fremden los, und bald lag der Sohn in den Armen der Mutter, welche vor Freude sich kaum aufrecht erhalten konnte. Alle Anwesenden waren von dieser Scene überrascht und gerührt, gar manches Auge wurde feucht, Julie aber weinte nicht, mit einem verklärten Blicke zum Himmel sagte sie zu sich selbst: „meine Ahnungen haben mich doch nicht getäuscht."

Die Aeltern Werners schlossen die Tochter, ein so liebes, schönes Kind, wie sie es nicht besser hätten finden können, in die Arme, alle Wünsche, die sie auf Erden noch haben konnten, waren in Erfüllung gegangen, sie hatten um den Sohn manche Stunde des Schmerzes gehabt und in vielen schlaflosen Nächten nur geweint; aber Gott hatte ihre Thränen getrocknet und auf den Kummer die Freude folgen lassen.

Und wie war es denn zugegangen, daß Werner seine Aeltern nicht schon am Abend vorher gefunden hatte? — Er hatte bei dem Capitain des Schiffes nach dem Namen seiner Aeltern sich erkundigt, ob die an Bord gewesen wären, und darauf eine verneinende Antwort erhalten. Das war aber ganz natürlich gewesen, denn die Aeltern hatten, um den Sohn zu überraschen, unter einem fremden Namen sich in die Liste der Passagiere eingeschrieben.

Der Name des deutschen Arztes Werner Veit ist noch jetzt, nachdem sich derselbe schon längere Zeit auf ein schönes Landgut zurückgezogen hat, in New-York allgemein bekannt. Dort lebt Werner nur für seine Frau, seine Aeltern und Schwiegeraltern, und kommt das Gespräch ein Mal auf Auswanderungen, so fällt

Digitized by Google

ihm gleich seine Lebensgeschichte ein, und wiewohl ihm das Glück in der Fremde wohlgewollt hat, schließt er doch immer mit dem Sprüchwort:

„Bleibe im Lande und nähre Dich ecdlich."

Abendlied eines Heimathlosen.

Von Ernst Waiblingen.

Der Abend, kühl und dunkel,
Streckt seine Flügel aus;
Der Sterne mild Gefunkel
Führt Jeden treu nach Haus.

Wem Sorge nur und Kummer
Der lange Tag gebracht,
Dem bringet süßer Schlummer
Jetzt Frieden in der Nacht.

Und wen die Armuth drücket,
Der wird im Traume reich;
Ein himmlisch Lächeln schmücket
Den, der vom Grame bleich.

Nur mir kann nimmer zeigen
Ein Stern den Weg nach Haus:
Ich habe nichts zu eigen,
Um d'rauf zu ruhen aus.

Wohl möcht' ich schlafen legen
Mein kummerschweres Haupt:
Umsonst! Des Schlummers Segen
Hat mir der Schmerz geraubt.

Wie ich so ewig seene
Der Heimath gold'ner Flur,
Das wißt ihr lichten Sterne,
Ihr Gottesaugen nur.

Die Männer des Volks.

Von dieser mit so lebhafter Theilnahme aufgenommenen und bereits in einem weiten Leserkreise verbreiteten Galerie ausgezeichneter Männer des Volks ist nun die achte Lieferung, die zweite des dritten Bandes, erschienen, welche wiederum vier Lebensschilderungen enthält, nämlich die des Feldmarschalls Blücher von Eduard Duller, des Georg Forster von W. Stricker, des Johannes Falk von C. F. Lauckhard und des Georg Washington von L. Braunfels. — Der für Deutschlands Befreiung vom drückenden Joche der Fremdhereschaft so tapfer kämpfende und in vielen Schlachten so siegreiche Blücher lebt zu sehr im Herzen des Volkes, als daß er nicht in jeder Beziehung würdig wäre, auch in der vorliegenden Galerie einen der schönsten Ehrenplätze einzunehmen. „Vorwärts!" — war seine bekannte Losung, und auf diese verweisend, eröffnet Duller die Biographie seines Helden mit folgenden Worter:

„Eine begeisternde Losung erschallet über alles deutsche Land, Tausende, die allzulang geschlummert und von des Volkes künftigee Geltung, künftiger Größe — geträumt, zur harten und doch so freudigen Arbeit des Erringens weckend. Diese Losung heißt „Vorwärts!" Sie tönt, Menschen vereinigend, die sich nie von Anlitz gesehen, nie von einander vernommen, Hohe und Niedere, Jünglinge und Greise, sie tönt allen Mitkämpfern am unblutigen Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für gesetzliche Freiheit Aller, für geistige Bildung und sittliche Veredlung jedes Einzelmenschen."

„Einst, im Jahre 1813 erscholl diese Losung, von einem Helden gerufen, allen Deutschen, welche, das Vaterland von unwürdiger Fremdherrschaft zu befreien, mit den Waffen in der Hand zusammengetreten waren, und unaufhaltsam riß der gewaltige Zauber sie fort, bis Deutschlands äußere Unabhängigkeit errungen war."

Nun folgt Georg Forster, von welchem sein Biograph in der Einleitung sagt:

„Obgleich aus einer englischen Familie stammend und in Polen geboren, war Forster dennoch durchaus ein deutscher Charakter, mit allen seinen edlen Seiten und seinen Schwächen: auf der einen Seite der feste Glauben an die Menschheit, der erst in den letzten Monaten seines Lebens unter den Gräueln der Schreckensherrschaft wankend wurde, die uneigennützige Begeisterung für Wissenschaft und Kunst, für die höchsten Güter der Menschheit im weitesten Umfang, der edle Stolz, der ihn nirgends sich verdrängen ließ; die feinste Gesinnung in Geldsachen, — auf der andern Seite seine Neigung zum Geheimnißvollen und Uebersinnlichen, die übrigens eine Krankheit des damaligen Zeitalters war und auch reine Verstandesmenschen ergriff, sein Idealismus, der ihn überall mit seiner Stellung unzufrieden machte, so daß er sie lieber verließ, als daß er sich den Umständen gefügt hätte, endlich sein Weltbürgersinn, wonach er seine Landsleute als Feinde beteachtete und herzlich ihren Untergang wünschte, wenn sie seinen Ansichten und politischen Grundsätzen zuwider kämpften."

Johannes Falk war der Sohn eines armen Perückenmachers in der freien Reichsstadt Danzig — nachmals ein berühmter Schriftsteller, sodann Dolmetscher und Sekretär bei den französischen Kommissären, und zuletzt, nach schweren Prüfungen und vielfachem häuslichen Unglück, ein Helfer in der Noth, ein Vater armer verlassener Kinder, der Pestalozzi des Nordens. Er war berufen, durch Schrift, Gesinnung und That ein Mann des Volkes zu werden. In jeder Beziehung hat er seine Lebensaufgabe erfüllt, und wie er dies gethan, wird hier in anziehender Weise dargelegt.

Georg Washington ist der Gründer der amerikanischen Freiheit und das hohe Vorbild eines ächten und vollkommenen Republikaners. L. Braunfels schließt die meisterhafte Charakteristik und Lebensbeschreibung dieses großen Mannes mit folgenden Worten:

„Washington steht an den Pforten der Zukunft, die den Wohlthäter eines Volkes lieben, die selbstsüchtige Größe eines Eroberers verachten wird. Washington war der eigentliche Gründer des ersten wahren Freistaates der Welt. Was man uns in mährchenhafter Weise von der genügsamen Einfachheit und hehren Bescheidenheit der ältesten republikanischen Helden erzählt, das Alles findet sich in ihm wieder, erhellt vom Tageslichte der Wahrheit; aber was Jene nur seyn konnten in einer Zeit der Rauhheit und allgemeinsten Sittenstrenge, die noch nicht gegen eine schwächende Bildung anzukämpfen hatte, das war Washington in den Tagen, wo die Verfeinerung der Geister alle Stände durchdrungen hatte, und die tausendfachen Bedürfnisse der Geselligkeit jegliches Opfer erschwerten. So gab er das große Beispiel antiker Tugend im innigen Verein mit moderner Kultur. Das Schicksal hatte ihm als Feldherrn keine Nöthen und Leiden erspart, ihm als Staatsmann mehr als einmal Verkennung und Anfeindung bereitet; und jedes Mißgeschick ward ihm nur eine Gelegenheit, es zu besiegen. An seinem Namen wird die Begeisterung des Schwäemers sich nicht entzünden; aber wer es als das Herrlichste achtet, seinem Vaterlande eine ächte, rechte That

Digitized by Google

zu thun und im Heile der Gesammtheit sein bestes Glück zu finden, der wird Washington's Größe begreifen und den Helden lieben, den er verehren muß."

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 5. Oct. — Schles. Chr.) In Schreiberau besteht ein Privat-Waisenhaus oder eine Erziehungs-Anstalt für verwahrloste Kinder. Ein einziger epileptischer Knabe hatte durch Ansteckung die ganze Anstalt in ein Spital Dämonischer, von bösen Geistern Besessener verwandelt! Umsonst hatte man alle ärztliche Kunst angewendet. Da beschlossen die Vorsteher, laut und brünstiglich zu flehen und die Kinder ebenfalls dazu zu ermuntern, und damit wurde geholfen. Das Wunder wurde der Regierung in Liegnitz gemeldet, die aber keineswegs damit einverstanden scheint, sondern einen Commissar abgesendet hat, um die Sache genau zu untersuchen.

(Aus der Herrschaft Itter. — G. H. Z.) Am 28. September d. J. bemerkten einige Leute beim Kartoffelausmachen, daß eine wilde Gans aus bedeutender Höhe sich unter eine Heerde zahmer Gänse niederließ. Ein junger Bursche sprang sogleich herbei, um dieselbe zu fangen, worauf die Gans alsbald wieder in die Luft stieg, aber nach einem Umkreis von mehr als einer Viertelstunde wieder zur Heerde zurückkehrte. Der Bursche ließ sich trotz alles Auslachens von seinen Mitarbeitern in seinem Vornehmen nicht stören, und es gelang ihm nach drei Mal mißglücktem Versuch, und nachdem er die Gans durch Umkreisen der Heerde so ins dichte Gedränge getrieben, daß sie ihre Flügel nicht sogleich gebrauchen konnte, sich rasch über sie hinzuwerfen und sie zu fangen. Er lieferte sie mir als dem Jagdpächter ab, und sie geht, nachdem ich ihr einen Flügel sehr kurz gestümpft, in einem geschlossenen Hof bei anderen Gänsen frei umher. Anfangs war sie sehr scheu und zischte wie eine Brutgans bei ausgebreiteten Flügeln, sobald man sich ihr näherte. Jetzt ist sie aber schon weit zahmer und frißt mit den übrigen Gänsen. Einige bekannte Jagdfreunde, welchen die scheue Natur dieses Wildes bekannt ist, wollten den Vorgang nicht eher glauben, bis sie die Gans selbst sahen und für eine wilde erkannten.

F. Klipstein.

Das ehemalige lust- und freudenvolle Isarthor-Theater in München umschuf man Anfangs in „eine Anstalt für krüppelhafte Kinder". Ungeheure Ironie! Aber nicht genug! auch die Krüppelhaften mußten auswandern und aus dem Theaterhaus ward ein Pfandhaus! Das „Münchener Tagblatt" macht darüber folgende treffende Bemerkungen: Welch' mächtiger Wechsel der Zeit, welches Sonst und Jetzt! — Was sonst Scherz und Lust, Freude und Ergötzen, Witz und Frohsinn bevölkerte, umlagert jetzt wehmüthige Zeichen des Jammers und darbender Noth! Wahrhaft, ein trauriges Denkmal der Zeit! Sonst gingen die Leute in dies Haus und zogen ihren schönsten Rock an; jetzt ziehen sie ihren schönsten Rock aus und schicken ihn in dies Haus. Sonst zahlten die Leute ihre 24 kr., um in jenem Haus ein Stück zu sehen; jetzt versetzen sie für ein paar 24er irgend ein Stück, um es nie wieder zu sehen. Sonst schlugen die Leute in die Hände vor Freude über irgend einen Spaß, den Staberl in jenem Hause machte; jetzt schlagen sie die Hände vor den Kopf, wenn sie an jenes Haus denken. Sonst gingen die Leute in jenes Haus, um ein lustiges Lied singen zu hören; jetzt summt ihnen der Kopf von der Trauermusik, die sie zu Hause hören. Sonst gingen die Leute in dieses Theaterhaus um 24 kr. ins Parterre; jetzt sind die Leute ganz parterre, ohne ins Theater zu gehen. Sonst waren die Leute froh, wenn sie in jenes Haus hineingehen konnten; jetzt machen die Leute, daß sie so schnell als möglich wieder herauskommen. Sonst war es verboten, Hunde in dieses Haus mitzunehmen; jetzt ist dies Haus bestimmt für Solche, welche auf dem Hund sind.

Theodor Körner ist der Name, unter dem wir einen gefeierten Freiheitssänger und Helden kennen und lieben, und unter diesem Namen wird und mag er auf die Nachwelt gehen. Erst aus dem jetzt veröffentlichten Briefwechsel Schillers mit dem Vater jenes Dichters, in welchem wir ihn fortwährend Karl genannt finden, erfahren wir durch eine Anmerkung des Herausgebers, der mit solchen Erläuterungen der Briefe immer etwas freigebiger hätte seyn mögen, daß der Name Theodor die eigne Wahl des Dichters von „Leyer und Schwert" gewesen, während er in der Taufe den Namen Karl empfing. (Wes. Z.)

(Weinheim, 9. Oct. — Mannh. J.) Im vorigen Jahre sind die Kartoffeln in den Kellern schnell verfault, weil solche bereits von der Krankheit angesteckt, gleich nach dem Ausmachen in hohe Haufen, oft noch ehe die Zugluft in die Keller eindringen zu lassen, aufgeschüttet wurden. Diese schnelle Fäulniß entstand durch die in den aufgeschütteten Haufen sich vermehrende Erwärmung, welche überhaupt einen jeden derartigen Auflösungsprozeß befördert. Da sich im heurigen Jahre die Kartoffelkrankheit mehr oder weniger zeigt, so machen wir unsere Landwirthe darauf aufmerksam, daß es sehr zweckmäßig ist, die Kartoffeln vor dem Einbringen in die Keller erst gehörig auslüften und abtrocknen zu lassen, und sie auf keinen Fall in große Partieen hoch aufzuschütten, sondern sie eher in nicht zu großen Erdgruben, am besten aber in, oder der Erde angelegt werdenden, Miethen aufzubewahren, wie solche schon öfters beschrieben und anempfohlen wurden. Auf Verlangen geben wir hierüber gerne nähere Auskunft. Bei dieser Gelegenheit wollen wir ferner noch in Erinnerung bringen, daß sich die angesteckten Kartoffeln, noch in Scheiben geschnitten und eingesalzen, sowohl in Bütten als auch in Erdgruben, sehr leicht zu Viehfutter aufheben lassen. Weinheim, den 6. October 1847. Die Direktion der landwirthschaftlichen Kreisstelle. Frhr. v. Babo.

Ein origineller Betrug kam laut der Trier'schen Ztg. in Breslau kürzlich an den Tag. Ein Mäkler erhielt von einem Kaufmanne den Auftrag, ihm ein Schiff nachzuweisen, welches eine Ladung Raps übernehmen könnte. Das Schiff war bald gefunden, und der Raps mit 2700 Thlrn. bei der Berliner Strom-Schifffahrts-Assekuranz-Compagnie versichert. Außer dieser Summe versicherte aber der Mäkler noch 1800 Thlr. für 10 Wispel Raps und eine Partie Mobilien, die dasselbe Schiff einnehmen sollte. Von Glogau aus lief aber schon die Nachricht ein, daß das Schiff Havarie gelitten habe und von der Ladung nichts geborgen sey. Dem Agenten der Strom-Schifffahrts-Gesellschaft war die Geschichte etwas auffällig, und er schickte einen Commis zur Feststellung des Thatbestandes nach Glogau, der denn auch bald ermittelte, daß das Schiff untergegangen, aber absichtlich in betrügerischer Absicht von dem Schiffer versenkt worden sey. Die von dem Mäkler versicherten Mobilien und 10 Wispel Raps waren gar nicht verladen worden, und von dem übrigen verladenen Raps hatte man 300 Centner unterwegs auf ein nachgesandtes leeres Schiff umgeladen und wieder hierher zurückgebracht. Den Rest hatte der Schiffer bis in die Nähe von Glogau geführt, dort sein Schiff angebohrt und es sinken lassen. Der Mäkler und der Schiffer beabsichtigten gemeinsam die Assekuranz-Compagnie um etwa 4000 Thlr. zu betrügen, ein Geschäft, welches, so plump, wie es ausgeführt wurde, nicht gelingen konnte.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Hamburg, 8. Oct.

Endlich ist die so lange obschwebende Theaterfrage entschieden und zwar zu allgemeiner Zufriedenheit. Hr. Maurice, Director des Thaliatheaters, ist auf eigenen Wunsch aus seiner so unnatürlichen Stellung als Mitdirector des Stadttheaters wieder ausgeschieden und schon von nächster Woche an Hr. Wurda an seine Stelle getreten. Von der neuen Direction Baison-Wurda darf man sich das Erfreulichste versprechen. Hr. Wurda, seit länger als zehn Jahren Mitglied unserer Bühne, ein Tenorist, wie Deutschland deren wenige zählt, ist als Mensch, wie als Künstler in allen Kreisen geschätzt und beliebt; seine besonnene Thätigkeit und seltene musikalische Bildung wird, so hoffen wir und alle Kunstfreunde gewiß mit Recht, dem alten „Schröder'schen Kunstinstitute" zur Ehre gereichen. — Gestern ist „Gutenberg" von Fuchs zum ersten Mal in Scene gegangen; eine recht hübsche, ansprechende Oper, die aber wenig schöpferische Ursprünglichkeit verräth und auf eigentlich musikalischen Werth wenig Anspruch machen kann. Nachahmungen und Anklänge aus Weber, Meyerbeer und Halevy finden sich in Masse. Das lyrische Element ist im Ganzen vorherrschend und namentlich die beiden Arien im zweiten Acte sind melodiereich und von großer Wirkung, eben so einige Chöre. Die Aufführung, in der besonders Hr. dalle Aste (Faust), Hr. Ditt (Gutenberg) und Fräul. Jacques Gelegenheit hatten, sich auszuzeichnen, war eine sehr gelungene und die Oper „Gutenberg" hat, um es kurz zu sagen, gefallen, ohne daß sie gerade „etwas machen" wird. — Auch unser in letzter Zeit so stiefmütterlich behandeltes Schauspiel wird bei der neuen Gestaltung der Dinge nun hoffentlich wieder zu Ehren kommen. Der beliebte Brüning, ein Künstler, der so lange unfreiwillig feiern mußte, wird nun in den nächsten Tagen wieder auftreten; eine liebliche Soubrette, Fräul. Wintter, Hrn. Brüning's Braut, ist ebenfalls gewonnen und durch Hrn. Schunke das Fach eines Charakterspielers und Intriguants genügend besetzt; Fräul. Jahn von Kassel ist für muntere Liebhaberinnen angestellt. Mehrere deutsche Originalschauspiele von Töpfer, Rost, Schirmer, Bärmann ꝛc. werden zur Aufführung vorbereitet.

Mainz, 11. Oct.

Seit dem Anfange dieses Monats ist in dem Foyer und den anstoßenden Räumen unseres Stadttheaters die Gemälde-Ausstellung der Städte des rheinischen Kunstvereins eröffnet worden und erregt durch die große Reichhaltigkeit die allgemeinste Theilnahme. Noch nie, seitdem die Ausstellungen stattfinden, war eine solch' große Anzahl ausgezeichneter und schöner Kunstleistungen den Augen der Kunstfreunde geboten worden, und trotz der 750 Nummern, welche die Ausstellung bietet, ist nur wenig Mittelmäßiges darunter, während einzelne Bilder der Art das allgemeinste Interesse erregen, so daß sie von Besuchern nie leer werden. Hierzu rechnen wir zuerst das Portrait einer jungen Dame von Nahl in Paris, in der doppelten Beleuchtung von Lampenschein und Mondlicht, welches Gemälde, bei der vorzüglichen Behandlung aller Theile der Staffage, durch seine Farbenpracht und die kühne Idee, mit der es entworfen und ausgeführt ist, Kenner und Laien in gleichem Maße befriedigt. Dies herrliche Bild ist für die geringe Summe von fl. 280 von dem Kunstverein in Strasburg angekauft worden, ein Betrag, welcher mit der Vortrefflichkeit des Gemäldes in gar keinem Verhältnisse steht. Ein Pendant zu dem vorigen (Portrait einer jungen Dame, von Wendereth aus Basel) ist ebenfalls allerliebst und reizt durch die Aehnlichkeit der Figuren zu Vergleichen; dies Bild ist hier angekauft worden. Vorzüglich interessiren ferner eine Landschaft von Voltz in München, „Stier und Schafe mit einem Hirtenjungen unter einer Eiche", und ist besonders der Stier mit großer Meisterschaft gezeichnet. Unter den Landschaften, welche, wie gewöhnlich, am zahlreichsten vertreten sind, heben wir besonders hervor: Winterlandschaft, Gegend bei Amsterdam, von Remi van Haanen in Wien; Gegend aus Tessin, Abendbeleuchtung im Sommer, von F. Prévost in Bern; Gebirgsgegend aus dem Berner Oberlande, von Steffan in München; Klosterruine von Hasepflug in Halberstadt, Winterlandschaft; ein Hafen am mittelländischen Meere im 16. Jahrhundert, von Schaefels in Antwerpen; Sonntagmorgen im Schwarzwald, von Schön in München; eine Landschaft aus Tyrol, von Julius Lange in München; Ansicht der Küste in der Provence, von Lavie in Lyon; Ansicht des Dorfes Chagnon, von Fonville in Lyon; Partie am Neuenburger See, von Winterlin in Degerfelden; sicilianische Fischer auf dem Meere, vom Sturm überrascht, von Perlberg in Nürnberg; Ansicht des Dorfes Dyort in der Normandie, von Morel St. Hilaire in Paris; Waldeinsamkeit, von Const. Schmitt in Düsseldorf; Ansicht der Vorstadt Damm bei Antwerpen, von L. Lissers in Antwerpen; Ansicht bei Dieppe, von Chaimbaux in Paris; Waldidicht, von Baudit in Genf; Kloster Amalfi bei Neapel, von Ott in München; holländische Landschaft bei Mondschein, von van Bombergbus in Antwerpen; Ansicht von Harfleur, von L. Meyer in Paris; Sägmühle im bayerischen Gebirge, von Dallwig in München; die Frauenkirche in Eßlingen, von Nelser in München; Partie von Andernach am Rhein, von Vermersch in München; Seestück mit der Ansicht von Neapel, von Smelin in Rom; herannahendes Gewitter, von Peters in Stuttgart; Alpe im bayerischen Hochlande, von Seidel in München; Seestück von Lennig in Brüssel; Partie am Starenberger See, von Noël de Fréville in München, und andere Landschaften von Eberle in München, Hermann in Rom, Pose in Düsseldorf, Schilbach in Darmstadt, Rade in München ꝛc.

(Schluß folgt.)

Wiesbaden, 11. Oct.

Von den Höhen des Westerwaldes, aus den Thälern der Lahn, von den Gefilden des Taunus und von den Gestaden des Rheines und Mai nes sandte Pomona eine Auslese von den schönsten Früchten ihrer Bäume in den festlich geschmückten Saal des „Adlers" hierselbst, wo sie, zierlich geordnet und gruppirt, nun seit gestern prangen, um von Tausenden von Blicken beschaut und bewundert zu werden. Es ist dies, von der freundlichen Parade, welche voriges Jahr zur Zeit der Industrieausstellung die Trauben unserer Berge machten, abgesehen, die erste Obstausstellung in unserem Herzogthum; aber sie ist, was die Schönheit und Menge der Obstgattungen betrifft, welche da repräsentirt sind, schon eine ausgezeichnet schöne zu nennen. Da muß man Aepfel und Birnen sehen! Zum Malen schön, reich an Füße der Form und Farbe, lächeln sie den Beschauer an, und man hat Mühe, von der Betrachtung eines Exemplars loszukommen, um nur von einem andern noch mehr gefesselt zu werden. Wohl hat unser Auge schon manchmal in diesem Herbste den Segen der Natur angestaunt und vor manchem Baume blieb man stehen, dessen Aeste sich unter der Wucht seiner Früchte beugten, und das war ein schöner Anblick; aber schöner ist er hier, wo das Schönste ausgewählt und zusammengestellt erscheint, was an den Bäumen selbst unter der Menge des Obstes sich zu sehr verliert. Man schuldet den Anordnern dieser Ausstellung, HH. Regierungsrath v. Trapp, Archivar Klein, Registrator Lehr, Stadtrath Blum und Oeconom Bücher, und der Frau Posthalter Schlichter, welche ihren großen Saal bereitwillig dazu überließ, allen Dank und alle Anerkennung und es ist lobenswerth, daß die nur auf drei Tage bestimmte Ausstellungszeit noch um eine ganze Woche verlängert wurde. Auf die Obstzucht selber werden solche öffentlichen Ausstellungen höchst ersprießlich wirken. Man lernt dadurch nicht nur die besten und schönsten Sorten in weiteren Kreisen kennen, um durch gegenseitige Mittheilung von Pfropfreisern in den Besitz derselben zu gelangen, sondern es wird damit auch Richtigkeit und Gleichheit in die so sehr schwankende und oft ganz unrichtige Benennung der Obstsorten kommen, da Männer von Fach sich der Mühe unterziehen, dieselben systematisch zu ordnen und mit ihren naturwissenschaftlichen Namen zu versehen. Da es, gegenüber von den immer noch so trüben Aussichten auf wohlfeiles Brod, bei dem reichen Obstsegen dieses Jahres wünschens- und empfehlenswerth ist, recht viel Baumfrüchte zu dörren, so hat Hr. Bücher im landwirthschaftlichen Wochenblatt sein Verfahren bekannt gemacht, wornach er die Malzdarre seiner Brauerei zum Obstdrecknen verwendet. Die Benützung der Gemeindebacköfen zu diesem Zwecke soll demnächst bei uns auch öffentlich anempfohlen werden, da einige Ortsschultheißen dieselben ihren Gemeindegliedern verweigert haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. Oct. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube.

Donnerstag, 14. Oct. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 285. Freitag, den 15. October 1847.

Vorahnungen.

Eine Erzählung, dem wirklichen Leben entnommen, von Max Rosenhayn.

I.

Polnische Studenten.

Ich stand auf der Universität K. in vertrautem Umgange mit zwei jungen Polen, die aus Warschau gekommen waren, um noch in Preußen ihre Studien fortzusetzen. Fern von dem theuern Vaterlande, wollte es Beiden in der fremden Umgebung nicht recht wohl werden. Auch sprachen sie nur ein gebrochenes, höchst unverständliches Deutsch, und dieser letztere Umstand mochte mit der Grund seyn, weshalb sie sich näher an mich, der ich ihr Hausgenosse war, anschlossen. Sie kannten meine Theilnahme für ihr Schicksal, und wußten es, wie sehr es mein Wunsch war, daß sie mit deutscher Sprache und Poesie sie (schwärmten für Mickiewicz und ähnliche polnische Dichter!) und mit deutscher Sinnesart mehr vertraut würden. Daher stand mein Zimmer, wie mein Herz, ihnen jederzeit offen, und ruhig klappte ich bei ihrem Eintritt meinen Herodot oder Homer zu und war mit ganzer Seele der ihre.

Bald bildete ein trauliches, keine Zurückhaltung kennendes Geplauder unter uns für uns Alle den liebsten Zeitvertreib, und oft fand der frühe Morgenstrahl uns noch im Gespräch mit einander beisammen.

Der eine der Polenjünglinge hieß Stanislaus, ein überaus lebhafter, lustiger Bursche, seine schwarzen funkelnden Augen sprühten von innerm Feuer der Seele, und in seiner Brust pochte und hämmerte es, wie in einer Schmiede; er war der Sohn eines reichen Banquiers in Warschau.

Der andere, Kasimir, war älter als sein Gefährte, und gehörte mehr zu jenen ernsten, träumerischen Naturen, die sich nur selten einer lebendigen Fröhlichkeit hingeben mögen, doch schimmerte in seinen hellblauen Augen ein treuherziges, mit etwas gutmüthiger Schalkhaftigkeit verbundenes Lächeln, welches sich, wenn Freudiges ihm begegnete, lieblich mild über sein ganzes Wesen verbreitete. Wer seine Aeltern seyen, wußten wir nicht, und vermutheten nur, sie wären unbemittelt, weil er mit Stanislaus zusammen wohnte, von diesem unterstützt wurde, und, gleichsam aus Dankbarkeit dafür selber sparsam, auch jenen von Verschwendungssucht zurückhielt — ein Verhältniß, welches beiden Theilen die ungetheilteste Achtung ihrer Commilitonen abgewann.

Eines Abends waren zufällig mehrere von uns Studenten beisammen. Der folgende Tag war ein Sonntag, und wir beschlossen, die ganze Nacht bei einer Bowle Glühwein mit einander zu verplaudern.

Wir Alle waren froh gesinnt; nur Kasimir nahm keinen regen Antheil an der Unterhaltung. Hin und wieder blos ein Wörtchen einmischend, stopfte er sich eine Pfeife türkischen Tabacks nach der andern und hüllte sich in dichte Dampfwolken, hinter denen er wie ein dunkler Geist erschien. Die tief heruntergebrannten ungeputzten Lichter verbreiteten nur einen matten Schein, und das Gespräch nahm dann mit dem tieferen Vorrücken der Nacht auch eine mehr geheimnißvolle Färbung an. Das Leben nach dem Tode, das wunderbare Seelenleben der Sympathie, der Magnetismus — kurz, Alles kam an die Reihe, und allerlei phantastische, mystische und symbolische Theorieen tauchten auf; zuletzt fiel die Rede noch auf Ahnungen.

Man war begierig, die Ansicht eines Jeden darüber zu vernehmen. Der Eine fragte reihum, wer an Ahnungen glaube, wer nicht. Als die Frage an Kasimir kam, war es, als erwachte er aus einem langen Traume. Er stand auf, schüttelte sich, putzte die Lichter und begann mit hastigen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen. Halblaut fragte Stanislaus die Andern:

„Hat er Euch noch nie erzählt, was ihm selber begegnet ist, und auf welche Weise sein Vater um's Leben kam? —"

„Nein, niemals! —" lautete die Antwort.

II.

Die Vision.

„Da das Gespräch ein Mal diese Wendung genommen hat," sprach Kasimir mit bitterem Lächeln, „so will ich, obwohl mir alle Wunden dabei bluten, doch erzählen, wie grausam in dieser Hinsicht das Schicksal mit mir spielt. Und dann mag mir noch Jemand kommen und sagen, es gebe keine Vorahnung!"

Er setzte sich nieder, blaß wie der Tod, sann ein paar Minuten lang erst vor sich hin und begann dann:

„Meine Aeltern hatten ein schönes großes Gut, eine sogenannte Staroftei in Weißrußland in Pacht. Es ging ihnen gut, so wie allen russischen Staatspächtern, besonders da mein Vater als Landwirth einen bedeutenden Ruf hatte. Alle Nachbarn achteten und schätzten ihn als einen klugen, gastfreien und gefälligen Mann. Sein einziger Fehler war — eine übergroße Strenge gegen die unterthänigen Bauern; allein als ein Edelmann nach dem „alten Schnitt" mitten unter einem eben so denkenden Adel lebend, nahm er sich das eben so wenig zu Gewissen, als ihn auch die Andern keineswegs deshalb tadelten. Den leider noch heute dort verbreiteten barbarischen Glauben, daß das Bauernvolk ein Mal dazu geschaffen sey, nur zu arbeiten und nicht zu mucksen, nahm er auch als billig an, und schwerlich hatte er eine Ahnung davon, wie es Menschen geben könne, welche anders darüber dächten. Das Bauernpack schwieg, wie Ihr der Geschichte nach wißt, in der That auch lange genug dazu still.

„Ein Mal aber — morgen sind es gerade 18 Jahre — ich war noch ein kleines Kind — saßen wir am Kamin, auf dem ein lustiges Feuer brannte, denn es war spät im Herbste. Wir

Digitized by Google

hatten Besuch von benachbarten Gutsherren und Beamten. Der Vater ging seiner Gewohnheit nach in der Stube auf und ab. Ich weiß nicht, ob er oder sonst Jemand gerade ein Späßchen zum besten gegeben hatte, aber Alles lachte. Er befand sich eben in der Richtung des Fensters — ich seh' ihn noch, als wär's heute! — meine Blicke waren auf ihn gebeftet, — draußen war es dunkle Nacht, da mit einem Male blitzte es auf in den Fensterscheiben, welche so eben noch schwarz, wie der Höllenabgrund, ausgesehen hatten, zugleich krachte der Donner eines Schusses, die Fenster klirrten: — ich erblickte bei dem Aufleuchten draußen ein entsetzliches Menschenantlitz, blutroth, bärtig, mit gräßlichen Augen. Dies Angesicht, nur einen Augenblick durch den Flammenblitz beleuchtet, grub sich für die Ewigkeit in mein Gedächtniß.

„Der Mörder hatte, aus dem Dunkel der Nacht heraus, vortrefflich gezielt. Mein Vater hatte kaum Zeit aufzuschreien: Jesus Maria! Joseph, erbarm' Dich! — er griff mit der Hand nach seiner Seite und sank zusammen. Das aus Mund und Wunde hervorstürzende Blut, die schrecklich gebrochenen Augen des Verscheidenden, die Ohnmacht der Mutter, das Geschrei meiner Schwestern und Brüder, das Rufen nach Hülfe, das Hin- und Herrennen im ganzen Hause, alles Dies verschmolz in meiner Erinnerung zu einem einzigen fürchterlichen Bilde, dessen Hintergrund der blutrothe Blitz hinter den schwarzen Fensterscheiben übergoß, während vor Allem jenes verfluchte bärtige Gesicht hervortrat, dessen Bild ich nie los werden kann.

„Was habe ich nicht schon angestellt, um es nur aus dem Kopfe zu bringen, seinen Eindruck zu verwischen, zu vertilgen, nichts half! — ein jeder seiner Züge steht so deutlich vor mir, wie damals, ja hier, hier drinnen in meinem Hirn, da, fühle ich, hat mein Satan diese Gestalt mit glühenden Fingern gezeichnet. — — So oft seit jener Zeit irgend ein besonderes Unheil mir oder den mir theuersten Personen begegnen soll, so erscheint mir auch jedes Mal dies Mördergesicht, wie die Verkündigung des nahen Ungewitters, und steht im Traume wie im Wachen vor meinen Augen!"—

(Fortsetzung folgt.)

Neue Reihenfolge der Ensler'schen Panoramen.

Einen ganz andern Eindruck machen diese Panoramen, als die früher aufgestellten. Die reizenden Meeresfernsichten um Neapel und Venedig, die mächtigen Plätze in Rom, Florenz und München mit ihrem Volksgewirr erhoben dort das Gefühl und erregten die Lebenslust auf mannichfaltige Weise; man kehrte zurück, innerlich erquickt von der paradiesischen Natur; es war, als käme man von einem heitern Feste, und was von ernster Stimmung etwa die Trümmer Pompeji's hervorgerufen hatten, das war von der sonnigen Lebensfreude ringsum längst wieder verdrängt worden. Nicht so gestimmt kehren wir von diesem Gange zurück; Ernst, ja Schwermuth faßt uns und drängt alles Schöne und Erhabene in den Hintergrund, und wären alle die früheren reizenden Ansichten rings versammelt um das einzige Rom, immer würde man zu ihm zurückkehren und in ernstem Sinnen über diesen Trümmern, den Zeugen einer ganzen Weltgeschichte, weilen. Wer freilich ungerüstet hinzutritt und die Mühe scheut, an der Hand der Geschichte die „ewige Stadt", das ewig einzige Rom, wie es Schiller nennt, zu durchwandern und die Schauplätze alter und neuer Herrlichkeit aufzusuchen, der muß sich mit dem wohlfeilen Ruhm begnügen, sagen zu können, auch er habe nun Rom gesehen; er wird auch bald wegeilen und die Eisblöcke mit den grimmigen Eisbären und Wallrossen bestaunen und sich auf dem Heimweg sein behagliches Frankfurt loben; wer aber lebendigen Sinn für Geschichte, rege Theilnahme an Menschen- und Völkerschicksalen mitbringt: der wird nicht ruhen, bis er den Platz für seine Erinnerungen gefunden, bis er den Eindruck des Ganzen und die Formen seiner hervorragenden Theile in sich aufgenommen hat. Um dieses Ziel zu erreichen, rathen wir Jedem, der Rundansicht von Rom eine besondere Betrachtung zu widmen und das Anschauen der übrigen Gemälde auf ein zweites Mal zu verschieben; der Künstler selbst wird den öfteren Besuch gewiß auf alle nur mögliche Weise erleichtern, wie es ja zum Theil schon durch die Familienbillette geschehen ist. Die erwachsene Jugend insbesondere sollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den größesten Schauplatz der Geschichte durch eignes Anschauen kennen zu lernen; möchten sich dazu nur auch die Lehrer finden, die, wie Blochmann in Dresden, die Besichtigung zu leiten verständen. Einiges thun zum Verständniß die gedruckten Erläuterungen des Künstlers; doch reichen diese namentlich in geschichtlicher Beziehung nicht aus, es müßte ein künstlerisch und wissenschaftlich gleich gebilde'er Mann, der selbst in Rom gewesen, sich die Mühe nehmen, mit Beziehung auf das Bild eine genaue Beschreibung zu entwerfen, die man Jedermann in die Hand geben könnte. Wir fühlen wohl, wie schwierig eine solche Aufgabe ist und wie durchaus nur ein vertrauter Umgang mit dem Lokal dazu befähigen kann. Daher stehen wir vor der Hand von einer Beschreibung dieses Rundgemäldes ab und verweisen auf die Erläuterungen des Künstlers, ohne die Niemand vor das Bild treten sollte, und auf die freundlichen Zurechtweisungen des unermüdlichen Cicerone. Das Bild selbst ist eine wahre Meisterarbeit des Künstlers, so vollendet in allen Theilen, daß auch der größeste Künstler sie mit Bewunderung anschauen muß. Hier mag man Perspektive lernen. An dieses einzige Bild schließt sich die innere Ansicht des Colosseums an, das in dem Rundgemälde links von der via sacra mitten aus den herrlichen Trümmern wie eine Riesenleiche hervorragt. Emst der Stolz der schönsten Kaiserperiode, ist es auch jetzt noch in seinen colossalen Trümmern der würdigste Gegenstand der Bewunderung, und man kann das fromme Ceremoniell, das sich so fremdartig in demselben Wohnung gemacht hat, lieb gewinnen, weil es der barbarischen Zerstörungssucht und dem kleinlichen Eigennutz, der Jahrhunderte lang von diesem unermeßlichen Kunstreichthum alter Zeit gezehrt, Schranken gesetzt hat. Mancher Palast ist von dem Raub der Kunstschätze und der kostbaren Architekturen, die es schmückte, erstanden; aber dennoch haftet das Auge lieber noch auf der ihres Schmuckes entkleideten Ruine, und das Herz empfindet die Weihe, die die Geschichte über sie ausgegossen hat. Von diesen Ruinen einer freilich auch an Schatten großen Zeit wendet man sich gerne zu dem verwandten Bilde der Gräberstraße in Pompeji, und kann nicht umhin, den Geist zu bewundern, der die Andenken des Todes mitten in das Leben hineinsetzte und ihm eine so heitere Seite abzugewinnen wußte. Nun aber kehrt man wieder ins Leben zurück, und wenn man Neapel, den Brennpunkt des Lebensfrohsinns, von der Villa Reale aus begrüßt hat, schaut man mit Entzücken vom Markusthurme über die Lagunenstadt hinaus nach dem Lido, der blendend aus dem tiefblauen Meere hervorschimmert. Dieses Bild und die Ansicht des Markusplatzes selbst, die mit den beiden Darstellungen der früheren Reihe, dem großen Canal und der Rundansicht in der That ein vollständiges Bild von Venedig geben, sind des besten Malers würdig, und es ist ewig schade, daß auch hier der Zahn der Zeit oder die unvermeidlichen Beschwernisse des Transportes und der Aufstellung zerstörend einzuwirken beginnen.

Die anderen Ansichten, die in den Vorzimmern aufgestellt sind, möge man nicht zuletzt betrachten; sie sind zwar sehr verdienstliche Arbeiten, und namentlich macht die Ludwigskirche in München durch ihre reinen Formen und das edle Material einen sehr angenehmen Eindruck. Aber um das recht zu genießen,

Digitized by Google

darf der Sinn nicht von Italien gefangen seyn. Daher hat auch der Künstler das freundliche Carlsbad gleich an den Anfang gestellt, und gar Mancher mag den Ort zur Erinnerung an dort verlebte Tage gerne wieder einmal begrüßen. Das kunstreiche Rundgemälde von Wien endlich hat auf uns am wenigsten wohlthuend gewirkt. Wohl mag der Volksgarten einen gar behaglichen Eindruck machen, wenn die breiten Wege von Lustwandelnden bedeckt sind und Straußische Walzer rings die Luft durchzittern; aber die Musik kann man eben nicht sehen und das unendlich breite Glacis und diese barocke, rußige Burg mit ihrer lächerlichen Schornsteinmusterkarte lassen den Sinn für Natur und Kunst doch ganz leer ausgehen. Man fühlt hier eine kalte, unheimliche Luft wehen, vor der vielleicht nur die Café's, Restaurationen oder das Casperltheater schützen mögen. Das plumpe Festungsthor, das die Vorstädte von der Burgstadt trennt, ist dafür höchst charakteristisch, von dem Castelli, weil eine Treppe über dasselbe führt, den Witz machte: hier gehe es drunter und drüber.

Wir zweifeln nicht, daß der liebenswürdige Künstler auch für diese neue Aufstellung reichen Dank ernten wird, und würden uns freuen, wenn diese Anzeige ihm gefiele und dazu beitrüge, die Aufmerksamkeit auf diese unübertrefflichen Kunstwerke auf's neue hinzulenken. Vielleicht kommen wir auf das Rundgemälde von Rom wieder zurück.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 26. Sept. — Köln. Z.) Ueber die Lage des Vereins für deutsche Statistik enthält das sechste Heft der hieroris erscheinenden Zeitschrift desselben erfreuliche Nachrichten, obwohl nicht zu läugnen ist, daß die Theilnahme an der Vereinssache bei weitem noch nicht den in Deutschland für Statistik vorhandenen Kräften und Hülfsmitteln entspricht. Der Verein für deutsche Statistik will ganz Deutschland netzartig überziehen und durch die emsig forschende und liebevolle Thätigkeit vieler Männer aus allen Berufskreisen den großartigen Bau einer vollkommenen Landes- und Volkskunde errichten: eine Aufgabe, von deren Lösung die größten und eingreifendsten Anliegen ihre Befriedigung erwarten müssen. Jeder davon durchdrungene Vaterlandsfreund wird sich beeilen, seinen Stein zu jenem Baue herbeizutragen. Bis jetzt besteht der Verein für deutsche Statistik erst aus acht Zweigvereinen, von denen drei in Preußen, einer in Kurhessen, einer im Großh. Hessen, drei in freien Städten. Der Berliner Verein ist gegenwärtig mit Untersuchungen über die Verhältnisse der Handarbeit beschäftigt. Der Verein für pommer'sche Statistik zu Stettin hat seine Thätigkeit mit einer Zeitschrift eröffnet, welche bereits schätzbare Beiträge enthält. Auch die übrigen Vereine, zu Breslau, Kassel, Darmstadt, Hamburg, Lübeck, Frankfurt a. M., veröffentlichen ihre Arbeiten theils in eigenen, theils in andern Zeitschriften. Vier Vereine, in Hannover, Dresden, Oldenburg und Wismar, haben mit dem Vereine für deutsche Statistik freundlichen Verkehr angeknüpft und ihn mit gutem Baustoffe unterstützt; vielleicht schließen sich einige derselben ihm noch als Zweigvereine an. In Süddeutschland sind noch keine Zweigvereine aufgetreten. Höchst erwünscht wäre die Ausführung eines von Prof. Fallati in Tübingen angeregten Gedankens eine Abtheilung für Statistik und Nationalökonomie zu bilden. Daß die obengenannten Vereine den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Zuständen eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben, bezeugt den praktischen Sinn und die frische Lebendigkeit der meisten Vereinsmitglieder. Als Gegenstände, welche von denselben in Vorträgen und Abhandlungen zur Untersuchung gezogen worden sind, nennen wir vorzugsweise: die Verhältnisse der handarbeitenden Volksklassen; Vergleichung der Lebensmittelpreise und Arbeitslöhne; die Steigerung der Getreidepreise; das Princip und die praktische Anwendung der Einkommensteuer; die Armenpflege. — Die „Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik", welche hier von dem verdienstvollen Statistiker Frhrn. v. Reden herausgegeben wird und in ihren sechs ersten Heften viele werthvolle Aufsätze gebracht hat, bedarf noch einiger Hundert Abnehmer, bevor sie die Kosten deckt. Dennoch kann man mit ihrem bisherigen Gedeihen zufrieden seyn, da sie vom 1. Februar bis Ende Juni von 209 auf 380 Abnehmer, also fast auf das Doppelte, gestiegen ist.

Wie man sich jugendlich erhält nicht durch Hochheimer und Nierensteiner, sondern durch rege Theilnahme an den geistigen Interessen der Zeit, kann der geneigte Leser auch an dem Beispiel des Bürgermeisters der freien Stadt Bremen Smidt sehen. Er nahm mit lebendigem Interesse an der Darmstädter Versammlung des Gustav-Adolf-Vereines Theil, und einige Tage nachher wohnte er wieder der Germanistenversammlung in Lübeck und unmittelbar nachher den Verhandlungen der Anwälte in Hamburg thätig bei. (Dorfz.)

Ole Bull, schreibt die „Mode", soll verschollen seyn. Am 14. Juni 1846 spielte er bei der Königin von Spanien und schrieb das seinem einzigen intimen Freunde Vuillome, dem bekannten Instrumentenmacher zu Paris. Seit dieser Zeit hat weder seine Frau, noch seine Mutter, noch sonst Jemand Etwas von ihm gehört, und dies hartnäckige Schweigen fängt man an bedenklich zu finden. Eine ihm befreundete Musikalienhandlung will behaupten, Ole Bull sey im strengsten Incognito noch Australien gereis't, um eine ihm nahestehende Person, welche nach Sidney verbannt sey, zu befreien. Diese Vermuthung scheint uns aber nur aus der ehemaligen Sucht zu entspringen, den norwegischen Geiger mit einem Nimbus von Geheimnissen zu umgeben. (Hannov. Morgenz.)

Schwarzburg-Sondershausen hat nun weder Staats- noch Privat-Geldlotterien mehr, und auch den kleinen, aber sehr verderblichen Spielhöllen bei Vogelschießen u. dergl. ist durch eine neue Verordnung des edlen Landesfürsten das Handwerk auf immer gelegt worden. (Dorfz.)

Ein Jäger, beseelt von dem Gedanken: „Quäle nie ein Thier zum Scherz oder auch nicht im Ernst", war Mitglied des Vereins gegen Thierquälerei zu H. geworden. Als nun die Jagdzeit heranrückte und er seinen jungen Hund zu dressiren begann, konnte er es durchaus nicht mehr ansehen, wenn der Hund beim Prügeln Schmerz empfand. Mitleidig wie er war, ließ er seinen Hund vor jeder Tracht Prügel Schwefeläther einathmen, um ihn so unempfindlich gegen den Schmerz der Schläge zu machen." (Hann. Morgenz.)

Die Schießbaumwolle scheint doch jetzt sich als nützlich bewähren zu wollen, indem es dem kölnischen Chemiker Vohl gelungen ist, Patronen herzustellen, deren Anwendung bei'm Felsensprengen keineswegs gefährlich, welche dagegen eine Wirkung hervorbringen, die alle Wirkung des Schießpulvers überflügelt. Durch diese bereits patentirte Erfindung wäre die Schießbaumwolle vorab bei'm Bergbaue als eingeführt zu betrachten. (Berl. Ztg.)

Korrespondenz.

Mainz, 11. Oct.

(Schluß.)

Die Historienmalerei ist am schwächsten vertreten, indessen sind sehr gute Bilder vorhanden; besonders zählen wir dazu: Romeo und Julie,

Digitized by Google

von Joseph Fay aus Köln in Paris; Lenardo und Blandine, von Volkhardt in Düsseldorf; Lager von Kreuzfahrern in Palästina, von G. Buschmann in Antwerpen; die Versuchung Christi, von Kelterborn in Basel; Christus und der reiche Jüngling, von Demselben; Madonna mit dem Christuskinde und Johannes, von Lacher in München; die Familie Calas in Fernay, von Mailand in Paris; Scenen aus der Zeit der Entdeckung Amerika's, von Colin in Paris; Götz von Berlichingen vor dem Rathe in Heildronn, u. s. w. Genrestücke sind auch diesmal wieder in reicher Auswahl vorhanden und ziehen besonders die Aufmerksamkeit an; viele sind vorzüglich gemalt und zeugen von dem Humor der Künstler; indessen haben uns besonders angesprochen: Das neue Jagdgesetz in Belgien, von Lorenz Bais in Antwerpen; ein alter Krieger begrüßt einen jungen Mann nach vollbrachter Waffenthat, von Jos. Lies in Antwerpen; das Almosen, von Fisette in Antwerpen; der sanfte Verweis von Somers in Antwerpen; die Kartenspieler, der Schnupfer, die Eßwaarenhändlerin, von Julius Melzer in Antwerpen; alle drei Stücke bereits angekauft. Ein Landarzt, von M. Müller in München; Münchener Kellnerinnen, von Wanderer; Mönche, von G. Duprez in Lyon; die Mutter und ihr Kind, von Verlat in Antwerpen; ein Kind füttert eine Ziege, von van der Emdde in Kassel; Wiegenlied, von H. Rustige in Stuttgart; Mädchen mit seinem Brüderchen, einen Waldbach durchwatend, von Stieler in München; ein Poet, der von seinem Dachfenster eine Katze verjagt, von Teschner in Berlin; eine Versteigerung von Kunstgegenständen, von B. Sundahl in München; eine Venetianerin, zur Mandoline singend, von Wilhelmi in Düsseldorf; Scene aus Göthe's Faust, von Charles Bonnai in Paris; Eremitage von Spitzweg in München; ein holländischer Wachtposten, von Firmin Boury in Antwerpen; Zweikampf zweier italienischen Knaben auf einem Esel, von Dürr in Freiburg; die beiden Freundinnen, von Jan Swert in Antwerpen; ein kleines Mädchen mit einem Kinde auf dem Arme, von van der Emdde in Kassel; Wirthshausscene des 16. Jahrhunderts, von Lion in Antwerpen; mütterliche Ermahnung, von Seeger in Mannheim; ein Sonntags-Nachmittag-Besuch in der Schweiz, von F. Schön in Worms, und so fort. Von den hiesigen Portraitmalern Kempf, Benj. Orth und Bender sind mehrere Portraits ausgestellt, welche, neben der größten Aehnlichkeit, durch schöne Behandlung alle Anerkennung verdienen. Das Rietenblatt zur diesjährigen Verloosung ist eine Lithographie von Hanfstängl in Dresden, nach der schönen Composition von L. Lindenschmit, „Frauenlob von den Mainzer Frauen zu Grabe getragen", und können wir dieser Wahl nur unseren ganzen Beifall spenden. Von den 750 Nummern, welche die Ausstellung zählt, sind angekauft worden 127, und zwar: 16 von dem Kunstvereine in Karlsruhe, 16 in Stuttgart, 10 in Mannheim, 10 in Freiburg, 7 in Straßburg und 5 in Darmstadt, zusammen für die Summe von fl. 14,280, 7 zu unbekannten Preisen und 63 von Privatpersonen. Auch hier sind bereits mehrere schöne Bilder zur Verloosung bestimmt und andere durch Private angekauft, so daß auch die Mater Veranlassung haben, mit diesen Ausstellungen zufrieden zu seyn und viele darin einen Sporn und die Mittel zu weiterer Ausbildung finden. Wir machen unsere Nachbarn auf die diesjährige vorzügliche Ausstellung wiederholt aufmerksam und rathen ihnen, die eingetretene schöne Witterung zu einem Ausfluge hierher zu benutzen, um sich diesen herrlichen Genuß zu verschaffen, überzeugt, daß uns Viele diesen Fingerzeig verdanken werden. Die Ausstellung wird mit dem 25. October geschlossen.

Darmstadt, 13. Oct.

Die in der Didaskalia Nro. 275 aus Darmstadt datirte Nachricht von einem bei der Generalversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung vorgekommenen Falle muß in nachstehenden Punkten berichtigt werden: 1) Der als Deutschkatholik eben so allgemein bekannte, als geachtete Gemeinderath Holzmüller wurde, ohne irgend eine Mitwirkung des mit den Einrichtungen für die Generalversammlung beauftragten Comité's, von einem Mitgliede desselben um seinen Beistand bei der Ausschmückung des zum gemeinschaftlichen Mahle eingeräumten Orangeriesaales gebeten. Er sagte zu, befaßte sich mit den Vorbereitungen für die Ausschmückung des Saales und trat erst dann hiervon zurück, als er erfuhr, daß, gleichfalls auf Anordnung des oben erwähnten Comité-Mitgliedes, ein Anderer sich hiermit bereits befaßt habe. 2) Ueber die Kosten eines Festes öffentlich zu reden, hat den werthen Gästen gegenüber, die uns kaum erst mit Zeichen der Befriedigung verlassen haben, etwas Widerstrebendes. Darum nur so viel, daß die Ausschmückung des Saales in Wirklichkeit keinen größeren Geldaufwand herbeigeführt hat, als Hr. Holzmüller dafür in Aussicht nahm, und daß die mit der Tischeinrichtung im Orangeriehause und mit dessen Ausschmückung beauftragte Commission nie eine Ausschmückung in Berathung zog, welche einen Aufwand von 700 fl. hätte nach sich ziehen können.

Frankfurt a. M., 11. Oct.

Eine kleine Reise, die mich einige Tage von hier entfernt hielt, verhinderte mich, früher auf ein in Nro. 275 d. Bl. erschienenes, mich betreffendes Artikelchen zurück zu kommen, das ich in Ton und Inhalt durchaus mißbillige und hiermit öffentlich zu tadeln im Herzen mich gedrungen fühle. Ich mißbillige es vor Allem, daß das größere Publikum mit strittigen Angelegenheiten, welche dem engeren Kreise einer Religionsgemeinde angehören, durch deren eigene Angehörige behelligt werde. Eine Gemeinde ist eine Familie, und der Familienhader soll wenigstens nicht durch ehrenhafte Familienmitglieder vom Hause auf die Straße gebracht werden. Dann bedauere ich es insbesondere, daß die Einsender des in Rede stehenden Aufsatzes, von wohlgemeintem Eifer verleitet, durch die Erwähnung von Schmähartikeln die Columnen eines würdigen Blattes befleckt haben. Schmutz muß man nicht berühren und der Obscurität nie den Gefallen thun, sie an das Tageslicht zu ziehen. Endlich mißbillige ich es ganz vorzüglich, daß in dem betr. Artikel das wahrlich nicht beleidigen könnende Benehmen eines unzurechnungsfähigen Greises Vielen zur Last gelegt wird. Wer da will, daß man gegen ihn gerecht sey, der muß vor Allem selbst gerecht gegen seine Gegner seyn, weshalb ich zur Steuer der Wahrheit und ebenfalls besonders um der christlichen Leser willen hiermit öffentlich versichern muß, daß überall, wo Leben und Amt mich mit Angehörigen meiner Gemeinde zusammen führen, ich mich stets der entgegenkommendsten und freundlichsten Aufnahme zu erfreuen habe, was namentlich von den sogenannten Orthodoxen gilt. Meine Freunde aber mögen sich beruhigen; ich fühle mich, umgeben von so vielen wackeren Männern, die meine Absichten nicht verkennen, meinen Gegnern vollkommen gewachsen; mit des Allmächtigen Hülfe wird es mir ferner gelingen, den alten Schutt, den freilich Jahrhunderte vor unserem Heiligthume aufgehäuft, hinwegräumen zu helfen und zur Wiederherstellung einer geläuterten Gottesverehrung mein Scherflein beizutragen. Und was die bösen Anfeindungen betrifft, so mögen sich auch meine Freunde gegen dieselben an einem schönen Worte stärken, an welchem ich mich, ohne so unbescheiden zu seyn, den Inhalt auf mich zu beziehen, doch immer erbaut und gekräftigt habe, nämlich an dem herrlichen Worte unseres vortrefflichen Herder, der in einem seiner Gedichte, überschrieben: „der Mond", also spricht:

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen? —
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

Leopold Stein, Rabbiner.

Die drei letzten Vorlesungen im Coliseum.

Da die Untersuchungen über die höhere Heil- und Gesundheitskunde, je weiter sie vorschreiten, desto wichtigere Ergebnisse für Leben und Gesundheit der Menschen liefern, so kann der Unterzeichnete nicht umhin, auf den bedeutungsvollen Inhalt der drei letzten Vorlesungen, welche Donnerstag, Freitag und Samstag in den bekannten Abendstunden statt finden werden, und ganz vorzüglich auf die den Cursus beschließende Samstagsvorlesung die allgemeine Aufmerksamkeit hinzuweisen.

Ernst Mahner.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Oct. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Freitag, 15. Oct. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix.

Sonntag, 17. Oct. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Hopp, Musik von Hebenstreit.

Montag, 18. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 286. Samstag den 16. October 1847.

Vorahnungen.

Eine Erzählung, dem wirklichen Leben entnommen, von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

„Und der Mörder, ward er nicht entdeckt?" — fragte Einer, das Schweigen unterbrechend.

„Nein! — Es wurden mancherlei Vermuthungen geäußert, aber seine Spur ward nicht gefunden. So viel ich mich der spätern Erzählung meiner Mutter entsinnen kann, so fiel der stärkste Verdacht auf den Sohn unseres Waldwärters, dessen Vater kurz vorher für Diebereien eine scharfe Züchtigung erhalten hatte. Der Wirthschafts-Inspektor hatte seinen Arm nicht geschont; als er müde war, hatte er den Sohn gezwungen, seinen eigenen Vater weiter zu schlagen, und sich von dieser neuen Methode eine gründliche Heilung der Diebsgelüste versprochen. Bald nachher war der Waldwärter, vielleicht in Folge der Schläge, verstorben, und bei dieser Veranlassung hatte man den Sohn Drohungen ausstoßen hören. Nach geschehenem Meucheimord war das Gericht zur Untersuchung herausgekommen, aber nichts ward entdeckt. Man peischte die Bauern ohne Barmherzigkeit, indessen blieben alle dabei: „ich weiß nichts, ich kann nichts sagen." Und mein Vater konnte durch alles Das nicht wieder in's Leben zurückgerufen werden!

„Dieses Ereigniß war gleichsam die Losung zu dem mir folgenden Elende; denn mit ihm begann eine nicht mehr abreißende Kette von Unglücksfällen für unser Haus. Meine Geschwister starben an den Pocken, es blieb außer mir nur noch ein Bruder am Leben. Nicht lange darauf verloren wir die Mutter. Die Führung mehrerer Prozesse, das viele Herumfahren zu den Gerichtshöfen, das Hülfesuchen bei den Advokaten hatte ihr das Leben verbittert; — denn Ihr wisset Das nicht, was das heißt, in Rußland eine Staroste übernehmen, und noch dazu für eine Frau! — genug, wir waren ruinirt, und die Mutter unterlag ihrem Gram und Elend und außerdem einem sie verzehrenden geheimen Weh, über welches sie sich nicht gegen uns aussprechen mochte.

„So blieben wir Beide denn übrig, ich und mein Bruder, der kaum erst gehen konnte. Weitläufige Verwandte nahmen uns zu sich nach Warschau. Einige Jahre verflossen still, friedlich, obwohl freilich auch in dieser Zeit so manche bittere Erfahrung, wie sie unzertrennlich sind von dem Genusse fremder Wohlthaten, wäre es selbst bei Verwandten, mir tief in's Herz schnitt. Das Jünglingsalter, diese Zeit der Ideale, worin sich die Seele zur Mannskraft entwickelt, war nicht im Stande, mir Glück und Frieden in ihrer Reinheit wieder zu schenken. Während ich meinen Schulkursus beendigte, hatte mein Bruder ihn erst begonnen, ich beschloß deshalb, die Sorge für sein und mein weiteres Loos selbst auf mich zu nehmen. Ich fühlte hinreichende Kraft dazu in mir, denn das Unglück stählt die Seele. Ich dankte also unsern Verwandten für ihre bisherige Güte und verließ ihr Haus, da ich nunmehr die Universität besuchen sollte. Es hielt damals nicht schwer, Privatstunden zur Nachhülfe bei Schülern zu bekommen. Die Aussicht erfüllte mich mit Vertrauen und Hoffnung, so daß ich den Kampf mit dem Schicksal wagte. Wir mietheten uns ein bescheidenes Quartier im vierten Stockwerk eines Hauses in der Altstadt. Dort in diesem engen Stübchen verflossen mir die schönsten, aber auch die schrecklichsten Tage meines Lebens.

„Um Euch nicht zu langweilen, will ich nur erwähnen, daß ich in einem Hause, wo ich Stunden gab, zum ersten Mal die nähere Bekanntschaft eines Mädchens, der Schwester meines Schülers, machte. Die reizende Hedwig, die glühendste Brünette, die ich je gesehen, mit feuerfunkelndem schwarzem Auge und doch voll Gemüthstiefe und voll von Anmuth, trotz ihrer Lebhaftigkeit, hatte mein Herz gefangen. Ich sah sie täglich und faßte eine leidenschaftliche Neigung für sie. — Ihre Aeltern, Besitzer eines kleinen Hauses in der St. Johannisstraße, lebten, was man so nennt, in nicht ganz übeln Umständen. Der Vater bekleidete außerdem ein kleines Amt. Sobald aber die Mutter merkte (und welche Mutter wird dergleichen nicht gar bald merken?), daß ihre Tochter und ich uns gegenseitig nicht gleichgültig seyen, ließ sie uns nicht aus den Augen, und faßte, in Betracht Dessen, daß mit einem so armen Burschen ihre liebe Hedwig unmöglich ein großes Glück machen werde, den Entschluß, mir den Laufpaß zu geben. Zu meinem Glück oder Unglück war mein Schüler ein fleißiger Junge, der viel bei mir gelernt und sich mir so herzlich angeschlossen hatte, daß er bei der bloßen Erwähnung eines Lehrerwechsels heiße Thränen vergoß. Auch gab mir Hedwig täglich unzweideutigere Beweise ihrer Neigung. — Dabei stieg meine Furcht, es möchte das Paradies, von dem ich Tag und Nacht träumte, in Nichts zerfahren, — und so beschloß ich, meine außerordentliche Aengstlichkeit zu überwinden, mit meinen Absichten geradezu hervorzutreten und bei den Aeltern um die Hand ihrer angebeteten Tochter anzuhalten.

„Jedes Mal, wenn ich in die Stunden ging, suchte ich mir dazu ein Herz zu fassen, und jedes Mal sank mir aller Muth, so wie ich mit klopfendem Herzen die Hand auf die Thürklinke legte. Endlich brachte ich denn doch, fast ohne es zu wollen, bei der Mutter die lang verhaltene Bitte stotternd an. Sie horchte scheinbar erstaunt auf, allein ich ließ mich dadurch nicht mehr zurückhalten. Nachdem ich ein Mal gewagt, das erste Wort hervorzustammeln, so stürzte das Uebrige nach, wie ein Wasserstrom sich auf die Mühlräder ergießt, wenn die Schleusen erst gezogen sind. In meinem Feuer rezitirte ich ihr mehrere Minuten lang das riesige Register meiner Hoffnungen, goldner Träume, brillanter Verheißungen, Eide und Beschwörungen. Noch nie hatten sie meinem Geiste in solcher Fülle vorgeschwebt, als in diesem Au-

Digitized by Google

genblicke. Die Improvisation mußte hinreißend gewesen seyn, denn schon nach der zweiten Minute warf die mit anwesende Hedwig sich mit mir der Mutter zu Füßen, um ihren Segen zu empfangen, obwohl ich erst nach zwei oder drei Jahren an die Heirath denken durfte, da ich das zweite Jahr studirte.

„Obwohl die Mütter höchst nachsichtig für dergleichen Scenen sind, so geben sie sich niemals eine strengere Miene, als bei'm Anhören solcher Bewerbungen; hier ist der Ort, wo sie das ganze Gewicht des Moments und ihres eigenen Ansehens wollen fühlen lassen. So ließ denn auch dies Mal die Mutter ihre Tochter ganz gehörig an, befahl ihr, sich in's andere Zimmer zu begeben, und speiste mich, gleichgültig, weder Ja noch Nein sagend, mit leeren Worten ab. Ich ging, wieder völlig zur Besinnung gekommen, aber der Fieberfrost der Verzweiflung schüttelte mich, ich mochte nicht nach Hause zurück, und wankte, wie ein ächter Romanheld, die ganze Nacht in den Straßen der Stadt umher.

„Ich vergaß Euch zu sagen, daß ich jene ganze Zeit über, während ich in Arbeiten vergraben war, theils für mich studirend, theils für meinen Lebensunterhalt sorgend, und deshalb gewöhnlich den ganzen Tag über mit Collegien hören und Stunden geben beschäftigt, dabei das Herz und Gemüth voll von meiner Liebe, — daß ich damals stets, wie ich in mein einsames Stübchen und zu meinem Bruder eintrat, mich heiter und glücklich fühlte, weil mir dann mein Zaubertempel, das Wolkengebilde meiner Hoffnungen, in der Ferne vorschwebte, und alle jene mich sonst quälenden Gespenster vor meinen Blicken vertrieb. Auch erschien mir während jener Zeit jenes unheilweissagende Schreckenshaupt kein einziges Mal, selbst im Traume nicht. Ich jubelte manch Mal wie ein Kind darüber, daß meine Gebete erhört und ich für immer von jenem Schreckensgespenst erlöst sey, dessen bloße Erinnerung mich schon mit unsäglicher Angst erfüllte. —

„Stellt Euch also mein Entsetzen vor, als ich eben an jenem Tage, nachdem ich die ganze Nacht umhergestrichen war, in meine Wohnung zurückkomme und der Hausthüre gegenüber einen Bettler, mit Lumpen behängt, sitzen sah; er wendet sich um und hält mir die Hand, um ein Almosen bittend, entgegen und ich erkenne in ihm das nämliche wilde Gesicht mit dem langen Barte und dem nämlichen Mörderblick aus den grauen Augen, der mich versteinerte, an den Boden fesselte. Mit fieberischem Beben flog ich die vier Treppen zu meinem dunkeln Stübchen hinauf — kaum weiß ich, was weiter mit mir vorging. ein so furchtbarer Schmerz hatte mein Herz gepackt — es war mein Vorgefühl gewesen! ach, nur zu richtig hatte es gesprochen! — Mein kleiner Bruder lag im Sterben. Einige Mitschüler waren um ihn — auch ein Arzt war gekommen — aber alle Bemühungen blieben erfolglos. Er gab noch an dem nämlichen Tage unter flüchterlichen Verzuckungen seinen Geist in meinen Armen auf. Eine plötzliche, unerklärliche Erkrankung, vielleicht ein Nervenzufall in Folge irgend eines starken Schrecks oder weiß der Himmel, welcher andern Veranlassung, die durchaus nicht zu errathen war, hatte ihn getödtet. Ich fühlte, daß das Schicksal mich abermals mit seinen eisernen Krallen anpackte.

Eine Art von Verwirrung meiner Vorstellungen, eine schmerzhafte Reizbarkeit des Geistes, brachte eine solche Erschöpfung bei mir hervor, daß ich ohne Kraft, ohne Gedächtniß, ohne Schlaf, die Seele untergegangen in einem chaotischen Abgrunde, mehrere Wochen so da lag. Endlich erstand ich von meinem Lager, gleichgültig gegen Alles, — mit Hülfe der freundlichen Pflege meiner Bekannten kehrten mir die leiblichen Kräfte allmählig wieder zurück, allein Geist und Empfindung blieben in einem Zustande der Lethargie, woraus ich bis auf den heutigen Tag nicht völlig erwachen kann; — aber glaubt mir's, es ist so besser! —"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Studium der Zoologie in Frankfurt a. M.

(Von Dr. med. Johann Christian Gustav Lucae.*)

Wenn gleich seit den letzten Decennien für die Naturwissenschaften in unserer Vaterstadt sehr viel geschehen ist, und in einer sehr kurzen Zeit, allein durch die Liberalität unserer Bürger, Sammlungen entstanden sind, die zu den ersten unseres deutschen Vaterlandes gerechnet werden dürfen, so wird doch das Studium dieser Wissenschaften selbst lange nicht in der Weise und in dem Grade betrieben, wie es betrieben werden könnte. Zwar die Botanik, die Chemie und Physik finden noch einige Anerkennung, die Naturgeschichte der Thiere jedoch interessirt sehr Wenige, wenn gleich, gerade für Sammlungen dieses Zweiges der Naturwissenschaft, von den Bürgern Frankfurts bei weitem das Meiste geschehen, ja Großartiges geleistet worden ist.

Besucht man die Räume unserer zoologischen Sammlung, so sind es meist Frankfurt durchreisende Fremde, welchen man hier begegnet, oder Leute der mehr niedern Klasse, welche die hier ausgestellten großen Thiere anstaunen. Selten sieht man einen Hauslehrer, seinen Schülern Erklärungen gebend, oder eine Schule der benachbarten Ortschaften, von ihrem Lehrer Erklärung erhaltend, am seltensten aber, oder fast nie, bemerkt man die gebildeten Stände Frankfurts daselbst.

Die Lehrvorträge der naturforschenden Gesellschaft werden wenig besucht, in den Zeiten aber, wo dieses noch mehr geschah, sah man auch hier gerade jene Stände weniger vertreten. Schüler der obern Klassen hiesiger Lehranstalten, selbst solche, welche sich dem Fache der Medizin widmen wollen, stellen sich nur ausnahmsweise ein. Und so bringen diese angesammelten und mit jedem Jahre sich mehrenden Schätze den Einwohnern Frankfurts nicht so ganz den beabsichtigten Nutzen, und nur einzelnen Männern von Fach ist die schöne Gelegenheit, diese treffliche Sammlung im Dienste der Wissenschaft zu benutzen, von Wichtigkeit. —

Worin liegt aber eigentlich der Grund, daß dieses Studium so wenig allgemein ist, und daß unsere Anstalt so wenig benutzt wird?

Einen der wichtigsten Gründe bildet die Einrichtung unserer Lehranstalten, die, seyen sie nun öffentliche oder Privatunternehmungen, die naturwissenschaftlichen Fächer im Durchschnitt bei ihrem Unterricht übergehen. Auf das herrschende, die meisten andern Fächer zurückdrängende Studium der ältern Sprachen wird so viel Zeit verwendet, daß z. B. im hiesigen Gymnasium schon der Unterricht der Geschichte sehr beengt ist, geschweige der von Geographie; von Naturgeschichte aber, Physik und Chemie ist eigentlich nicht die Rede. Ja, es wurde sogar von jeher der Besuch naturhistorischer Vorlesungen nicht einmal gerne gesehen. Diese Zurücksetzung des naturhistorischen Studiums bei unserer höchsten Unterrichtsanstalt hat die natürliche Folge, daß der andere Fächer und Berufsgeschäfte erfassende und durch rein praktische Zweige des Wissens in Anspruch genommene junge Mann die Naturgeschichte als eine ganz unnütze Wissenschaft betrachtet. Treten nun aber auch Physik und Chemie, als die unsere jetzigen Culturzustände beherrschenden Wissenschaften, Manchem in späterer Zeit mächtig entgegen, erzwingen sie sich durch ihre überwiegend praktische Richtung volle Anerkennung, so bleibt doch das Studium der Botanik und besonders das der Zoologie als allgemeiner Bildungszweig ganz und gar unbeachtet.

Ein zweiter Grund aber, weshalb das Studium der Zoologie hintenangesetzt wird, mag wohl der seyn, daß man aus Unkenntniß dieselbe falsch beurtheilt und im Allgemeinen falsche Begriffe über dieselbe hat.

*). Aus der „Frankf. Gem. Chronik."

Digitized by Google

Man glaubt nämlich, das Studium der Zoologie habe durch Aufzählen von Merkmalen und Unterscheidungszeichen, durch Bestimmen der Zähne, Nägel, Borsten ꝛc., um ein Thier von dem andern zu unterscheiden, sehr viel Unerbauliches, und eigne sich eher dazu, dem Schüler einen Widerwillen an dieser Wissenschaft, als eine Neigung für dieselbe zu erwerben.

Daß die Sache sich anders verhält, ist freilich nicht immer aus der Anleitung und Behandlung des Studiums der Zoologie ersichtlich, und viele der Lehrer glaubten und glauben noch, ihren Schülern, der Wissenschaft und sich zu genügen, wenn sie blos äußerliche oder selbst auch einige im Innern des Körpees vorkommende Merkmale ihren Schülern einzulernen im Stande wären. Da wird denn durch einseitiges Auffassen der Wissenschaft oder aus Mangel an Material zur Anschauung, oder aus Mangel an anatomischen Kenntnissen diese frische, lebensvolle Wissenschaft durch todtes Gedächtnißwerk zur Qual und wirklich zum Elend der Schüler gemacht. Sind diese Herren doch ganz gleich denjenigen Philologen, die durch das Erlernen der Prosodie, durch Einüben halber Wörterbücher, durch Zerarbeiten der Sprachmechanik dem schönen Spruche des Mephisto folgen:

„Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben;
Dann hat er die Theile in seinee Hand;
Fehlt leider! nur das geistige Band."

Jenes ABC der Zoologie muß dem Manne von Fach allerdings möglichst bekannt und sehr wichtig seyn, ist aber ganz sicher in weit geeingerem Geade nöthig, um den Geist dieser Wissenschaft zu erfassen, und die Schlüsse, die aus derselben zu ziehen sind, zu beurtheilen. — Das Wesen der Zoologie hat die Natue der Geschöpfe zum Gegenstand und behandelt den Menschen und die Thiere in Bezug auf ihr ganzes zur Wahrnehmung kommendes Daseyn.

Sie zeigt uns 1) sowohl die äußere Form und Gestalt, als auch die innere Einrichtung und Organisation; 2) die Vorgänge und die Prozesse des Lebens, in so weit sie erganisch sind, oder auf physikalische und chemische Gesetze eeducirt werden können (Physiologie und Psychologie); 3) die Entwickelungsgeschichte, d. h. die Geschichte des Lebens vom Beginnen nach der Zeugung bis zum natürlichen Tode; 4) die Art zu leben, sich zu ernähren, sich fort zu pflanzen, und den Wohnort.

Da also die Zoologie (in ihrer Vollendung) jede einzelne Thierart in jenen verschiedenen Beziehungen zu betrachten die Aufgabe hat, lehrt sie eben dadurch das Verhältniß der einzelnen Thieraeten und ihre Stellung zu einander kennen, und zeigt daher das gemeinsame Band, das bei den Bildungsverhältnissen Alle vereinigt, während sie zugleich wieder die Abänderungen des Einzelnen, welche bei den verschiedenen Arten obwalten, anschaulich macht. Indem sie aber diese Thiere nicht blos ihree Deganisation nach berücksichtigt, sondern auch ihre Lebensverhältnisse beachtet, lehrt sie die allgemeinsten und wichtigsten Lebensgesetze, und indem sie auch hier wieder auf Aehnliches und Unähnliches aufmerksam macht, unterscheidet sie Wesentliches und Unwesentliches. Während sie uns aber auf diese Weise das Leben der ganzen Thierschöpfung vorführt und beachtet, bringt sie möglichst bestimmte Ansichten über Leben der Thiere im Allgemeinen und gestattet die Beschauung desselben auf seiner höchsten höheren und niedrigsten Stufe.

Da aber die Zoologie neben den Geschöpfen der Gegenwart auch die untergegangenen Geschlechter betrachtet, und die in höheren und tieferen Erdrinden, in älteren und jüngeren Schichten begrabenen Thiere vergleicht, gibt sie uns eine vollkommene Thierschöpfungsgeschichte, und zeigt uns, in welcher Weise die verschiedenen Thierklassen auf unserer Erde sich folgten; und da sie ferner das Wesen des Thiers mit dem der Pflanze und des Mineralreichs vergleicht, zeigt sie uns endlich das Leben in seiner ganzen Erscheinung auf unserer Erde.

Wir sehen demnach die Zoologie als eine Wissenschaft, die die Ergebnisse der Anatomie, Physiologie und Psychologie in sich einschließt und*), auf der einen Seite an die Erd- und Steinkunde, auf der andern an die Botanik sich anlehnt, Beobachtung über Lebensweise, Foetpflanzung, Aufenthalt ꝛc. hinzufügt, und so ein möglichst Ganzes vorführt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Unter der satyrischen Ueberschrift: „Vorbeugung gegen Wildfrevel" enthalten die fliegenden Bätter ein Bildchen, auf welchem ein Bauer aus Respekt vor den Wildgesitzen einem Hasen, der seinen Acker abfrißt, also zuspricht: „Liebes Häschen, möchten Hochdieselben sich nicht aus meinem Kohl heraus bemühen und in iegend einem andern beliebigen Acker dero höchst angenehmes Mittagsmahl einnehmen? Ich hoffe nicht, daß dieselben die Sache auf das Aeußerste treiben weeden, wasmaßen es Ihnen keinerlei Nutzen bringen kann, wenn ich durch einen Angriff auf dero Person zu einer 3jährigen Aebeitshausstrafe condemnirt würde!"

Scribe's neuestes Lustspiel heißt: „Der Puff", und wurde bereits von Börnstein, Bärmann und Theodor Hell übersetzt. Es gibt daher schon jetzt drei Bearbeitungen. Noch vierzehn Tage und Deutschland wird deren ein Dutzend zählen.

(Wien. Thz.)

Feldmann's neuestes Lustspiel in drei Akten heißt: „Der Rechnungsrath und seine Töchter."

Toepfer's neuestes Lustspiel heißt: „Ein Dorffräulein in der Residenz", und dieses Lustspiel hat vier Akte.

Korrespondenz.

Kassel, 10. Oct.

Vor einigen Tagen ereignete sich dahier der curiose Vorfall, daß ein junger Mechaniker ohne sein Wissen und Willen zum Falschmünzer wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Der junge Mann wollte seinen Wirth mit einem Thaler dezahlen, den dieser für falsch erklärte; ein zweiter Thaler, welchen er hierauf zur Tilgung der Rechnung zum Vorschein brachte, hatte genau das Aussehen des ersteren, was den Wirth veranlaßte, beide Thaler an das Polizeiamt abzuliefern. Das Geld hatte so sehr das Ansehen gegoffener und mit Quecksilber überzogener Münze, daß es von den Polizei- und Justiz-Beamten, so wie von den darüber befragten Technikern für falsch gehalten wurde. Während des eingeleiteten Verhörs, das mehrere Tage dauerte, veränderte sich indessen nach und nach das Ansehen dee Thaler auf eine solche Weise, daß sowohl die Angeschuldigten, als die Wirthsleute, welche dieselben als Zahlung hatten annehmen sollen, sie nicht mehr als die früheren erkannten. Als nun dem Münzamt das Corpus delicte zur Prüfung übergeben wurde, stellte sich heraus, daß die Thaler ächtes, mit Quecksilber getränktes Geld gewesen waren, und nun erst fiel dem jungen Mechaniker, der sich früher nicht erklären konnte, wie er zu den falschen Thalern gekommen sey, bei, daß er eine Schachtel mit Quecksilber in der Tasche getragen, welche sich geöffnet und entleert hatte. Das Quecksilber war allmälig in die Thaler eingedrungen, hatte die Oberfläche uneben gemacht, das Gepräge abgerundet und das Metall seines Klanges

*) Sie benützt von diesen Wissenschaften nicht nur Einiges, soweit es nöthig zum Bestimmen und Ordnen der Thiere (wie manche Gelehrten wohl meinen), sondern die Ergebnisse dieser sind ein integrirender Theil der Zoologie und dienen derselben zur Erlangung eines möglichst vollständig organischen Bildes dee Einzelart.

Digitized by Google

beraubt; später zog es sich noch tiefer in die Masse hinein und brachte die oben angeführte Verwandlung hervor. Da der junge Mechaniker versicherte, das Geld von seinem Vater erhalten zu haben, dieser aber behauptete, seinem Sohn wohl ächte, aber nicht die vorliegenden Thaler gegeben zu haben, so wurde er mit in die Untersuchung verwickelt und Vater und Sohn mußten leider mehrere Tage in Untersuchungshaft zubringen. Da beide, so wie deren ganze Familie, als die redlichsten Leute bekannt sind und allgemeine Achtung genießen, so erregte ihre Freilassung und die Anerkennung ihrer Unschuld die größte Freude im Publikum.

Erfurt, 8. Oct.

Das allgemeine Erntedankfest, welches Erfurt, die Hauptstadt Thüringens, am 2. d. Mts. gefeiert hat, verdient mit einigen Worten auch in Ihrem Blatte erwähnt zu werden. In gleicher Weise dürfte wohl noch an keinem Orte ein religiöses Fest begangen worden seyn, und es war dies zugleich eine würdige Vorbereitung zu dem diesjährigen kirchlichen Erntefeste, dessen Landesfeier auf den folgenden Sonntag den 3 Oct. fiel und überfüllte Gotteshäuser fand. Ueber 10,000 Personen hatten sich auf dem Domplatze, unter dem hohen Himmelsdome, versammelt; die Spielleute der hiesigen vier Militärmusikchöre, an 100 Mann, dirigirt vom Musikdirector des 32. Infanterie-Regimentes, Golde, eeöffneten in einer erhebenden Weise die Andacht und begleiteten mit ihren Instrumenten (drei Paar Pauken wirbelten dazu) die Gesänge und die Mitglieder des hiesigen Sängerbundes, weit über 400 Stimmen, unter der Leitung ihres Dirigenten, des Realschullehrers Bachfeld, hoben und teugen den feierlichen Gesang. Allergreifend war der Moment, als unter den Pulsen der sonorsten Domglocke, welche die größten Glocken der zahlreichen Kirchthürme der Stadt wiederholten, die Versammelten mit entblößtem Haupte im stillen Gebete ihre Blicke zum Himmel richteten; heiliger Ernst, tiefe Rührung offenbarten sich überall und helle Thränen perlten in Vieler, Vieler Augen. An dieser Gottesverehrung, welche eine halbe Stunde dauerte und von erwünschter Witterung begünstigt wurde, hatten sich Bekenner aller hiesigen Confessionen betheiligt und sie war in Wahrheit eine allgemeine. Die Stadtbehörden hatten, im Vollgefühle der durch den diesjäheigen Erntesegen erfahrenen göttlichen Liebe und Baemherzigkeit, eine außerordentliche Erntefeier beschlossen und den Entwurf und die betr. Anordnung dem Professor Besler übertragen, welcher sie in der allgemein ansprechenden, würdigen Weise getroffen hatte. F.

Darmstadt, 11. Oct.

Gestern wurde hier zum Erstenmale aufgeführt: „Hernani", große Oper aus dem Italienischen, componirt von Joseph Verdi. Die Musik, obschon nicht durchgängig als selbstständig zu betrachten, machte einen sehr guten Eindruck, wie nicht weniger die Gesangspartieen, die manche sehr interessante Momente darboten. Die Titelrolle wurde von Hrn. Kreuzer mit den ihm zu Gebot stehenden schönen Kunstmitteln recht vorzüglich gesungen und Mad. Maelow, als Elvira, war ganz das, was sie seyn sollte, indem ihr heute mehr als je die Macht des Gesanges und die Gaben anmuthiger Darstellung zu Gebot zu stehen schienen. Die übrigen Rollen waren besetzt durch Mad. Kreuzer (Johanna) und durch die Herren Pasque (Carlos), Reichel (Gomez), Göttmann (Riccardo) und Döring (Jago). Alle waren thätigst bemüht, den Erfolg der neuen Oper bei der Ausführung möglichst sichern zu helfen. Hrn. Pasque aber möchten wir bitten, künftig nicht zu tief zu singen. Hoffentlich wird uns im Laufe der Saison „Hernani" noch mehr als einmal vorgeführt werden.

Kastel bei Mainz, 6. Oct.

Mehrere Bewohner der Gemeinden Kastel und Kostheim, darunter Fabrikarbeiter, Maurer-, Tüncher- und Pflästerer-Gesellen u. s. w., die ihre Arbeit, somit ihren Broderwerb ausschließlich in der Stadt Mainz haben und dabei, als in den angeführten Gemeinden wohnend, täglich und mitunter an einem Tage mehrmals die Rheinbrücke passiren müssen, stellten in neuerer Zeit an die großh. Regierung ein Bittgesuch um Befreiung von Zahlung des Brückenzolls, welches dieselben dahin motivirten, daß sie gegen die übrigen Handarbeiter aus den umliegenden Orten von Mainz, die gleichmäßig ihren Verdienst in dieser Stadt haben, wegen des Brückengeldes in Nachtheil ständen. Bei den vielseitigen Beweisen huldvoller Rücksichten, die unsere hohe Staatsregierung im Allgemeinen schon hat eintreten lassen und in Betracht der mannichfachen exceptionellen Befreiungen von Entrichtung des Brückengeldes, hat man denn auch gegründete Hoffnung, daß die Bittsteller in fraglichem Antrage willfährig bedeutet werden, zumal die Verhältnisse dieser Leute, worunter viele Familienväter, bei der letzten Theuerung gewiß gedrückt waren und solches auch ferner bei steigenden Preisen der nöthigsten Lebensbedürfnisse bleiben werden, wenn ihnen nicht durch Erlaß des Brückengeldes ihr Taglohn ungeschmälert belassen würde. Ueberhaupt wäre eine Ermäßigung des Rheinbrückenzolltarifs im Allgemeinen sehr erwünscht, da solcher mit den in anderen Staaten bestehenden Tarif-Ansätzen, namentlich im Königreiche Preußen, in keinem Verhältnisse steht, indem z. B. das Personen-Brückengeld zu Köln, Koblenz rc. nur 2 Pfennige, bei der Brücke zwischen Kastel und Mainz aber 8 Pfennige beträgt. Durch eine Reduction dieses Zolles würden aber Kastel und Kostheim immer mehr Das werden, wozu sie durch ihre vortheilhafte Lage bestimmt sind; denn ist auch gleichwohl das Brückengeld für die Bewohner dieser Gemeinden auf einen Kreuzer bestimmt, so bleibt diese Abgabe immerhin eine bedeutende, indem dieselben, wegen der nöthigsten Käufe und Verkäufe auf die Stadt Mainz hingewiesen, tagtäglich zu Hunderten die Rheinbrücke zu passiren haben. Welche bedeutende Summen müssen namentlich die Leute aus dem vor Errichtung der Eisenbahn so zu sagen blühenden Kutscherstande, welche nun den Fremden-Transport zwischen der Eisenbahn und Mainz mittelst Omnibus und Droschken besorgen, für diese Fuhren an Brückengeld bezahlen und in welch' entschieden ungleichem Verhältnisse stehen dieselben sonach gegen anderwärtige derartige Unternehmer! Fabriken, mit Mainz und dessen Umgebung in nothwendigem Verkehr stehend, können sich des hohen Brückenzolls wegen in Kastel und Kostheim nicht halten, und mußten wir deshalb schon manches schöne Etablissement schwinden sehen. Wesentlich hemmend aber steht dieser Zoll den Gastwirthen entgegen, die sich in neuerer Zeit zu den größten Opfern verstanden haben, ohne dafür Entschädigung zu sehen. Die Geschäftsleute zu Kastel im Allgemeinen aber sind es, die, während die Frage wegen Landung der Dampfschiffe am Kasteler Ufer immer noch schwebt und der Verkehr sich nach Biebrich wendet, immer mehr und mehr außer Nahrung kommen. Wenn unter diesen Verhältnissen die Bewohner von Kastel und Kostheim von Ermäßigung des Rheinbrückenzolles sich eine Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse versprechen, wahrlich, die Sache möchte zu feldstredend seyn, um keiner weiteren Erörterung zu bedürfen.

Aufforderung und Bitte.

Der Unterzeichnete, gegenwärtig mit einer Auswahl unserer vorzüglichsten neueren Dichter beschäftigt, die unter dem Titel: „Ehrentempel deutscher Dichter" bei Schuberth u. C. in Hamburg erscheinen wird, erlaubt sich hiermit an einige jüngere Dichter, namentlich die Herren A. Böttger, M. Hartmann, Z. Koch, A. Meißner, Mautner, Wolfgang Müller und Westrum die Bitte zu richten, ihm behufs biographisch-literarischer Einleitungen zu dem genannten Werke kurze Mittheilungen über Geburtsjahr und bisherige Lebensverhältnisse zukommen zu lassen, die entweder direct oder durch die Verlagshandlung von Schuberth u. C. erbeten werden.

Hamburg, im Oct. 1847. Dr. Julius Henning.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von A. Lortzing.

Samstag, 16. Oct. Undine, romantische Zauberopee in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Sonntag, 17. Oct. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Hopp, Musik von Hedenstreit.

Montag, 18. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenopee in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 287. Sonntag, den 17. October 1847.

Vorahnungen.

Eine Erzählung, dem wirklichen Leben entnommen, von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

„Mein erster Ausgang, als ich das Zimmer verlassen konnte, war nach der Behausung der Aeltern meiner Geliebten; nicht etwa, als hätte das Gefühl meiner Liebe mich dahin gezogen, nein, es war mir vielmehr, als wäre diese durch die letzten Erlebnisse in mir verloschen — ich ging hin, nur um mich dort ein Mal im Schoße einer mir befreundeten Familie zu erholen: denn mir däuchte stets, so oft ich mit diesen Menschen zusammen gewesen war, es sey das meine Familie, es sey hier meine einzige Zufluchtsstätte; — ach, ich fühlte mich in diesem Augenblicke so vereinsamt! — ich hatte, nachdem mein Bruder todt war, Niemand in der Welt, den ich mein nennen konnte. —

„Ich trete in's Haus, der Diener läßt mich nicht weiter, er mußte den Befehl dazu haben, nur der Vater kam mir in's Vorzimmer entgegen. Ich mochte wohl sehr verändert aussehen, denn er konnte einen lauten Ausruf nicht unterdrücken und trat sogar erschrocken mehrere Schritte zurück; allein er faßte sich sofort wieder und erklärte mir mit möglichster Kälte, daß er für meine Stunden danke, indem er bereits einen andern Lehrer an meine Stelle angenommen habe. Ich erwiederte ihm, wie ich auch nicht der Stunde wegen gikommen sey, sondern um ein liebes Wort aus Freundesmunde zu vernehmen. Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen, entschuldigte, daß er bitten müsse, mich nicht weiter zu bemühen, sie seyen jetzt selten zu Hause; endlich fragte er, ob ich krank gewesen sey.

„Ja wohl, und sehr krank, ich war dem Tode nahe."

„Das thut mir recht herzlich leid," versetzte er, „allein Sie müssen auch nicht auf Ihre Gesundheit stürmen. Ihr jungen Herren denkt und macht, als sey das gar nichts. — Das lockere Leben aber muß ja wohl entnerven! . . ."

„Bei diesen höchst auffallenden Aeußerungen fühlte ich, daß mir alles Blut in's Gesicht stieg — auch er bemerkte dies, er hielt deshalb ein, versicherte mich seiner Theilnahme für mein Wohlergehen, und stammelte etwas von Mitleid u. dgl.

„Auch mir fehlten die Woete, ich lachte ihm nur über das „Mitleid" in's Gesicht und entfernte mich. Seit dem Tage habe ich das Haus nie wieder gesehen.

Am folgenden Tage brachte man mir ein Schreiben von ihnen und dabei noch einen beschmutzten Wisch Papier, den ich noch jetzt zum Andenken aufbewahre. Es war eine anonyme Warnung an den Vater: er möge mie um Gotteswillen seine Tochter nicht geben, vielmehr allen Umgang mit mir abbrechen. Ich war darin mit schauderhaften Farben geschildert. Der pöbelhafte Styl, die falsche Wortschreibung, selbst die ungeschlachte Gestalt der Buchstaben mußten entweder absichtlich verstellt seyn, oder der Satan selbst den Brief geschrieben haben. So viel listige Bosheit, so viel scheinbare Wahrheit, eine so genaue Bekanntschaft mit meinen Verhältnissen, und dabei doch lauter Lügen und Verdrehungen! nein, es überstieg alle meine Vorstellungen! — In seinem begleitenden Schreiben meldete mir der Vater, daß er mit Rücksicht auf das Beste seiner Tochter eine passende Partie für dieselbe ausgesucht habe und sie nunmehr bald an der Hand ihres Gatten vor meinen Bewerbungen gesichert seyn werde. — Vergeblich quälte ich mich mit Gedanken, wer wohl der erbitterte Feind seyn könne, der hinter dieser Sache stecke.

„Sey es nun, daß alle diese Vorgänge einander so schnell folgten, oder auch, daß mein betäubter Kopf nicht im Stande war, die verschiedenen Eindrücke deutlich und gesondert in sich aufzunehmen, — genug, selbst heute noch, wenn ich im Geiste diesen Abschnitt meines Lebens überblicke, wird mir's schwer, den Gedanken zu fassen, das Alles sey Wirklichkeit und nicht ein Traum gewesen. Mein Schmerz, meine Liebe, meine Sehnsucht, alle meine Empfindungen lösten sich seitdem in das eine Gefühl einer unbeschreiblichen, geheimen Angst auf. Ich besuchte keine Vorlesungen mehr, ich verlor die Lust zu Allem; und ohne mir deutlich den Tod zu wünschen, kümmerte ich mich nicht darum, ob ich nächstens betteln oder Hungers würde sterben müssen. Ich wankte in den Straßen umher und seufzte zum Himmel empor, daß er mich durch irgend ein Wunder aus Warschau reißen möge, denn um die Stadt freiwillig zu verlassen, auch dazu fehlte mir die innere Kraft.

„Gott sendete mir unsern Stanislaus. Er sollte die hiesige Universität beziehen, und zog mich mit Gewalt mit sich. Wie wir hier seit einem halben Jahre lebten, wißt Ihr. Schon begann ich zu glauben, es könne mir gelingen, des Schicksals Tücke zu besiegen und mit der Oertsveränderung auch meine Innenwelt umzuwandeln. Ich fühlte mich täglich freier von dem sonstigen Drucke und betete nur zu Gott, daß er meinem edeln Stanislaus eben so viele Freuden zum Lohne schenken möge, als ich Leiden erduldet; denn er ist ja unter allen Menschen der Erste gewesen, der mich verstanden und mir seine Hand gereicht hat, wie einem Bruder. Aber — es ist Alles vergebens! — denn denkt Euch (der Arme brach beinahe in Thränen aus, als er hinzusetzte) — heute früh habe ich jenen Bettler abermals gesehen. Ach ja, zu lange schon war ich ruhig, ein neues Unheil droht mir — ich sehe jetzt, daß entweder der höllische Feind mich schon in diesem Leben peinigt, oder daß ich meinen Verstand vollends verloren habe!"

Er schwieg. Eine zufällige Aehnlichkeit, ein Spiel des Ungefährs, Kinderei, die aufgeregte Einbildungskraft, kurz, alle bei ähnlichen Gelegenheiten üblichen Ueberredungsmittel wurden sofort aufgeboten — nichts war indeß vermögend, ihn zu überzeugen. Ein Jeder von uns erschöpfte seinen Scharfsinn, um ihm die Sache aus dem Sinn zu reden und seine Besorgniß zu zer-

Digitized by Google

streuen. Nur zum Scheine gelang es, ihn zu beruhigen; und es war uns schmerzlich, seinen innern Kampf mit dem auf ihm lastenden Schrecken des Vorgefühls zu sehen.

III.

Der Verdacht.

Am Tage darauf, — es war Postag — standen schon zeitig eine Menge von uns Studenten vor dem Postgebäude, voll Erwartung, ob auch für uns Etwas ankommen werde.

Wer niemals von seiner Heimath entfernt gelebt hat, getrennt von seinen Verwandten und Freunden, niemals seine Tage in der Fremde langsam hat dahinschleichen sehen, der wird Das schwer begreifen, mit welcher Zaubergewalt die Kunde wirkt: „auf der Post ist ein Brief für Dich!“ mit welchem Gefühle man seinen Namen von bekannter, lieber Hand auf dem Umschlage erblickt, wie ein jeder todte Buchstabe da Leben gewinnt und gleichsam mit befreundeten Gesichtszügen uns grüßend zunickt. In solchen Augenblicken wird auch der Kälteste auf eine Zeitlang in die Mitte seiner Heimath hineingezaubert, darum auch dies gespannte Warten auf ersehnte Nachrichten.

Kasimir war mit Stanislaus mitgekommen, nicht, daß auch er Briefe erwartet hätte, — denn wer sollte wohl an ihn schreiben? — aber um sich zu zerstreuen, denn er bedurfte der Gesellschaft, es graute ihm allein zu bleiben. Endlich kam die Post, und bald wurden auch die Briefe ausgegeben, unter andern auch an Stanislaus einer. Hastig erbrach dieser ihn und durchlief die Zeilen, während sich Erstaunen und die höchste Entrüstung auf seinem Gesicht ausdrückte, — er reichte den Brief seinem Freunde zum Lesen. Die auffallende Veränderung in Beider Gesichtszügen, das ironische Lächeln Stanislaus, die irren Blicke Kasimirs entgingen uns nicht, — wir traten Alle an sie heran.

Stanislaus Vater, ein schon bejahrter Mann von redlicher, dabei strenger Gesinnung, einzig seinem Hauswesen lebend, besaß wenig von jener Delikatesse, welche, bisweilen übertrieben erscheinend, gar wohl mit vollkommener Aufrichtigkeit verbunden seyn kann, und alsdann durch Beobachtung von mancherlei Rücksichten so manche Unannehmlichkeit, ja wohl so manches Uebel verhütet. Er hielt sich an den Grundsatz: frei von der Leber weg zu sprechen, wenn er Etwas auf dem Herzen hatte. So erging er sich denn auch in diesem Briefe in den härtesten Vorwürfen gegen seinen Sohn. Er führte ihm mehrere leichtsinnige Schritte an, aus denen aber in seiner Darstellung wahre Verbrechen wurden, schalt seine verschwenderische Lebensweise, drohte mit Entziehung seiner Erbe, mit Enterbung sogar, falls er sich nicht bessern würde. Schließlich befahl er ihm, in einem kleinen Postscript, es Kasimir Dank zu wissen, daß er durch die, den Aeltern brieflich gegebenen Winke ihn vom sichern Verderben zu retten suchte u. s. w.

Es war natürlich, daß allgemeine Verachtung als wohlverdienter Lohn dieses schönen Schrittes den Angeber traf. Kasimir las den Brief, sprach mit dumpfer Stimme: „Mein Vorgefühl ist Wahrheit geworden!“ und sah sich mit sonderbaren, unruhigen Blicken im Kreise um. Wir überzeugten uns, er sey ein Heuchler, und nichts weiter. Alle Verbindungen mit ihm wurden abgerissen; aber auch dieser Verruf glitt von ihm ab. Indessen konnte der Gebrandmarkte doch nicht länger an dem Orte bleiben. Und so war er denn bald nachher eines Tages verschwunden. Wir erfuhren, er habe seine Papiere und Zeugnisse gefordert und sich zu Fuß auf den Heimweg nach Warschau gemacht.

Gott sey Dank, daß er fort ist, sagten die Einen; — der Aermste! seufzten die Andern — der Schurke! hieß es noch von Andern — und zuletzt ward er von Allen vergessen. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Studium der Zoologie in Frankfurt a. M.

(Von Dr. med. Johann Christian Gustav Lucae.)

(Schluß.)

Wenn nun gleich der Unendlichkeit der Schöpfung gegenüber uns nur ein sehr kleiner Theil von Thierarten nach ihrer äußeren Form bekannt ist, die Kenntnisse der Innentheile aber noch bei einer bei weitem geringeren Menge vorhanden sind, in Bezug auf Entwickelungsgeschichte jedoch erst in den letzten zehn Jahren bei nur einigen Thieren Vollendetes geleistet worden ist, wenn rücksichtlich einer Physiologie und Psychologie der Thiere nur Einzelnes bekannt ist, die gewonnenen Beobachtungen aber durchweg noch sehr lückenhaft sind — mit einem Wort, wenn der gegenwärtige Stand der Wissenschaft immer noch unendlich weit von seinem wohl nie zu erreichenden Ziele entfernt scheint, so ist doch in dem letzten Jahrhundert durch Deutschlands und der benachbarten Nationen große Forscher Erstaunungswürdiges geleistet worden. Der große Linne führt im Jahr 1735 nur 125 Fischarten und 11 Eingeweidewürmer als ihm bekannt auf. Von Ersteren kennt man jetzt 5000 Arten, von Letzteren 1500, und von Insecten sind jetzt gegen 50,000 wissenschaftlich bekannt. Noch größer sind die Fortschritte in der Anatomie, und die Entwickelungsgeschichte, von der man vor dreißig Jahren kaum etwas Erhebliches wußte, hat seitdem Außerordentliches geleistet. Eben so neu ist eine wissenschaftliche Behandlung der versteinerten Thiere, und doch kennt schon Agassiz 1700 Arten einem andern Zeitalter angehörender Fische.

Nach dem vorhandenen Material sind wir daher schon vollkommen berechtigt, über Erfahrungen zu sprechen, und in den Stand gesetzt, Urtheile zu fällen. Da aber die Untersuchungen uns bewiesen haben, daß äußere Form mit innerem Bau und Leben im Allgemeinen gleichen Schritt halten, so dürfen wir auch wagen, die Wahrnehmungen, die wir bei einem Thier gemacht, bei einem andern unter gleichen Verhältnissen lebenden, ohne große Fehler zu begehen, einstweilen anzunehmen, und so ist uns eine Stelle gewonnen, von der aus wir eine Einsicht in unsere irdische Welt erlangen, mit der keine andere an Größe verglichen werden kann. Wie von einer Anhöhe beschauen wir die lebende Welt; hier verliert sich der Blick in weiter Ferne, dort wird er durch Wälder und Felsen gehemmt, hier wechseln wohl bekannte Stellen mit noch mehr heimischen Orten, und dort wieder versenkt sich das Auge in dunkle schauervolle Schluchten, welche nach dem Innern der Erde führen, nach den Riesengräbern einer früheren Zeit. Helle wechselt mit Dunkel, Tag mit Dämmerung und Nacht. Unermüdet schreitet der Wanderer weiter; nicht die steile Wand, nicht der brausende Strom, nicht das weite Meer endet seinen Weg. Mit wachsendem Muthe unternimmt er neue Anstrengungen, um noch diese und jene Gegenden zu erreichen, die er hier näher, mehr deutlich, dort ferner, mehr in Umrissen wahrnahm.

Was ist es denn aber eigentlich, was diesen Wanderer antreibt, daß er ohne Ermüden voranstrebt? Was ist es, was ihn nöthigt, Gut und Geld, Zeit, Ruhe und Behaglichkeit aufzuopfern? Das Bewußtseyn ist es, daß hier der Weg ist, auf dem allein für die höchsten Fragen eine Antwort erzielt werden kann.

Wäre es da wohl noch nöthig, den Nutzen des naturhistorischen Studiums zu erweisen? Ich glaube nein! Aus Obigem sehen wir ja gerade, daß die Zoologie es ist, welche unsere wichtigsten Angelegenheiten behandelt, welche dem in uns liegenden Streben nach Wahrheit einen sicheren Leitstern bietet. Wir sehen, daß sie unser ganzes Innere, unsere ganze Natur vollkommen erfaßt, den Geist im höchsten Grade beschäftigt, das Gemüth erwärmt, belebt, erhöht, den Willen aber stählt und stärkt, und somit auf den ganzen geistigen Menschen, wie keine andere Wissenschaft, einwirkt. Da sie aber (man erlaube mir den Aus-

Digitized by Google

druck) so ganz identisch mit dem Streben des Menschen ist, so ist sie auch für denselben auf verschiedener Altersstufe von Nutzen, kann sich die Neigung eines Jeden erwerben, und läßt eine dem Standpunkte der verschiedensten Geisteskräfte gemäße Behandlung zu. Zur höheren Geistesbildung jedes Menschen ist sie daher geeignet. Indem sie dem Knaben die Sinne gleichmäßig schärft, lehrt sie ihn mit Bedacht Sehen und Hören, strebt sie der Gedankenlosigkeit entgegen, und erhöht das Anschauungs- und Wahrnehmungsvermögen. Indem sie durch Vergleichen das Aehnliche und Unähnliche zusammenstellt, ordnet und unterordnet, übt sie den Verstand und das Gedächtniß; indem sie Vollendetes im Erhabenen und Schönen vorführt, erfüllt sie das Herz. Dem Manne dagegen, der im Gewühle der Menschen vergraben, in den Jämmerlichkeiten des täglichen Einerlei mürrisch, ängstlich und kleinlich wird, ihm, der nur in engerem Kreise sich, seine Mitmenschen und die Welt durch die Kritik des Verstandes geleitet zu betrachten gewohnt ist, erweitert sie den Blick, und führt ihn zu einer andern Weltanschauung hinüber. Auch zeigt sie dem Schmerzbeladenen die Klause, wo Sorgen, Kummer, Leidenschaften schweigen, und der Mensch dem Menschen wieder gegeben wird.

Hiergegen sind freilich andere Vortheile, die das Studium der Thierwelt dem Menschen gewähret, nur sehr gering, und wenn gleich ihre Einwirkung auf Erdkunde, auf Kulturgeschichte der Menschheit, auf Heilmittellehre, auf Landwirthschaft sehr wichtig ist, so hat doch jener Lehrer der Zoologie recht, welcher jüngst bemerkte: daß diese Vortheile nicht im entferntesten in Vergleich zu bringen wären mit dem praktischen Nutzen, den Physik und Chemie gewähren. Daß ich freilich diese Wissenschaften um jenen großen und schätzbaren Vortheil beneide, möchte ich gerade nicht mit ihm behaupten. Deshalb aber auch kann ich es nur bedauern, wenn er sagt: daß es ihm ferne liege, die Wissenschaft um der Wissenschaft selbst willen zu lieben und zu betreiben.

Von obigen Ansichten ausgehend, hat die naturforschende Gesellschaft nun schon seit mehreren Jahren dafür gesorgt, daß den hiesigen Einwohnern, durch Vorlesungen über Zoologie, Gelegenheit gegeben werde, sich in dieser Wissenschaft umzusehen. Ihre reichhaltige zoologische Sammlung, ihre ausgezeichneten Skelette wurden für dieselben benutzt, und der Mangel der fehlenden anatomischen Weichpräparate durch ihre reichen und trefflichen Kupferwerke zu ersetzen gesucht.

Möchten daher die Bürger Frankfurts, und möchten namentlich die großartigen Gönner und Beförderer hiesiger naturwissenschaftlicher Sammlungen die Bestrebungen der naturforschenden Gesellschaft, der Vaterstadt nützlich und dankbar zu seyn, würdigen und durch entsprechende Benutzung des Dargebotenen sich selbst Annehmlichkeit und Nutzen bereiten, dem Studium der Zoologie aber eine allgemeinere Verbreitung verschaffen.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 11. Oct. — D. Allg. Z.) Der „Michaelis-Meßkatalog" oder das allgemeine Verzeichniß der von Ostern bis Michaelis d. J. gedruckten Bücher und Schriften ist dieser Tage mit der gewohnten Pünktlichkeit von der Weidmann'schen Buchhandlung ausgegeben worden. In der bekannten Anordnung bringt derselbe Titel, Bogenzahl und Preise des Erschienenen, zuerst auf 279 Seiten Bücher und Zeitschriften, dann 7 Seiten Erd- und Himmelskarten, Globen ꝛc., in Summa 4871 Artikel, was 1000 weniger als im Ostermeßkatalog sind, von 758 Buchhandlungen. Die Rubrik der künftig erscheinenden Werke nimmt 18 Seiten, der im Ausland in fremden Sprachen erschienenen und durch den deutschen Buchhandel beziehbaren Werke 25 Seiten ein. Die Anzahl der Schriften von geringem Umfang und der eigentlichen Flugschriften ist im Verhältniß zu den band- und bändeweisen Werken, die am Ende doch vorzugsweise die Literatur constituiren, fortwährend in der Mehrheit und Zunahme. Auch erklärt sich das sehr natürlich aus den vielerlei Tagesfragen, welche auf politischem, kirchlichem und socialem Gebiete unter sehr verschiedenen Auspicien und unter dem Einflusse ziemlich abweichender Regierungsmaximen in der Entwickelung oder auch erst in der Vorbereitung dazu begriffen sind. Die preußischen Landtags- und Verfassungsangelegenheiten sind allein durch 52 Schriften, das Ständewesen im Allgemeinen mit 26, die Judenfrage in Preußen mit 11, die Medicinalreform in Preußen mit 9 Schriften vertreten. Sechs Nummern besprechen die preußische Marine, von Schutz- und Differentialzöllen handeln 19 der aufgezählten Schriften, unter denen wir auch eine Uebersetzung von Fr. Bastiat's köstlichen „Sophismes économiques", unter dem Titel „Trugschlüsse der Schutzzöllner", herausgegeben von C. Noback in Berlin, bemerken, die bereits in mehrere andere europäische Sprachen übersetzt sind. Die größte Anzahl Schriften haben die Lichtfreunde und der Deutschkatholicismus für und über ihre Interessen im Meßkataloge, nämlich 76; die Theuerung und das Proletariat wird in 37, die Kartoffelkrankheit in 10 Schriften besprochen. Ueber Schleswig-Holstein zählt der Katalog nur 11 Schriften auf; der Ostermeßkatalog enthielt 31. Mit der Auswanderung beschäftigen sich 12 Schriften; sie hat aber auch eine eigne Zeitschrift: „Amerika" erhalten, die für die dahin Auswanderungslustigen bestimmt ist. Auf den in Bänden schwerern Inhalt des Meßkatalogs kommen wir wohl ein nächstes Mal zurück.

(Wallis. — Bas. Z.) Am 14. v. M. um 4 Uhr Morgens stürzte der Gipfel des Arnauny, eines sehr hohen Felsens über dem Dorfe Sembrancher, am rechten Ufer der Dranse, mit ungeheurem Getöse zusammen. Ein ungeheurer Felsblock rollte gegen das Wasser, übersprang es und blieb endlich bei 40 bis 50 Klafter jenseits desselben liegen, in einer Höhe von 30 Fuß über dem Wasser. Unterwegs zermalmte er ein neues Haus von drei Stockwerken, zertrümmerte ein anderes Haus mitten durch und vernichtete zwei Scheunen. Acht Personen, die in dem ersteren Hause schliefen, wurden auf wunderbare Weise ganz unbeschädigt unter den Trümmern hervorgezogen. Von fünf in einem Stalle befindlichen Kühen wurden vier getödtet, die fünfte blieb gesund. In einem andern Stalle wurden nur die Schafe zermalmt, während die Maulthiere, die sich neben denselben befanden, keinen Schaden litten. Jedenfalls ist es nur durch ein Zusammenwirken von vielen glücklichen Umständen erklärlich, daß die Gemeinde Sembrancher nicht unendlich größeren Schaden gelitten hat.

(St. Petersburg, 5. Oct. — Berl. Nachr.) Von dem Luftschiffer Hrn. Ledet, der am 12. v. Monats von hier aus eine Luftfahrt unternahm, hat bis jetzt noch keine Spur ermittelt werden können. Den Ballon mit der Gondel hat man zwar (wie wir bereits gemeldet) auf dem Ladogasee gefunden, der Luftschiffer aber, nebst dem Fallschirm, bleiben verschwunden. Leda's Schwester, die dem Aufsteigen ihres Bruders beiwohnte, zog sich dabei eine heftige Erkältung zu, an der sie nach einigen Tagen starb. So hatte der greise Vater den Schmerz, in wenigen Tagen zwei Kinder zu verlieren. Ledet's hochschwangere Gattin, die erst jetzt aus Moskau hier eingetroffen ist, hat sich, nach einem ihr zugekommenen dunklen Gerüchte über das Schicksal ihres Mannes, ohne Vorwissen ihrer nächsten Angehörigen, ja selbst ihres Schwiegervaters, wieder heimlich entfernt, um ihren Gatten aufzusuchen. Ueber den Erfolg ihrer Pilgerfahrt verlautet noch nichts; unser Publikum aber nimmt an diesem bedauernswerthen Ereigniß den lebhaftesten Antheil.

Digitized by Google

Literatur.

West-östliche Schwalben, von Ludwig Wihl. (Mannheim. Heinrich Hoff 1847.)

Das Schicksal der Propheten des alten Bundes: im Angesichte des gelobten Landes in der Wüste zu sterben, ist noch heute das Schicksal seiner Anhänger in deutschen Landen. Das gelobte Land der bürgerlichen Freiheit liegt vor ihnen, sie umfassen es mit ihren Gedanken und Gefühlen, aber über das Bestreben, es zu erreichen, sterben sie dahin. Das hat einigen kühnern Geistern unter ihnen eine Mischung von leidrer gerechter Bitterkeit, den poetischen Gemüthern aber einen schmerzlichen Grundton gegeben, der einen eigenthümlichen Reiz hat. In den vorliegenden Gedichten klingt der letztere vor. Die Sammlung enthält lyrische Bearbeitungen alttestamentarischer Scenen, Ausdruck der Freude über eine frühere große Vergangenheit, der Hoffnung einer besseren Zukunft, wo ihre Eigenthümlichkeit sich in einen allgemeinen Menschenbund auflösen wird, und der herzlichen Liebe zur Gegenwart, welche diese vorbereitet. Sehr schön redet der Verfasser seine Religionsgenossenschaft mit den Worten an:

Wiss', wenn All' aus einem Munde
Preisen Gott den Herrn allein,
Dann ist deine Todessstunde;
Gehe zu den Vätern ein!

Sehr ansprechend durch Form und Inhalt sind die eigentlich lyrischen Gedichte der Sammlung, die keinen Leser von poetischem Gefühl unbefriedigt lassen werden. Wir begrüßen diese west-östlichen Schwalden als eine willkommene Erscheinung und empfehlen sie unseren Lesern auf's angelegentlichste. ****

Korrespondenz.

Kassel, 11. Oct. *)

Seit acht Tagen bildet eine Geschichte eigenthümlicher Art, aber höchst interessant, das Stadtgespräch. Der Sohn eines im Kriegsministerium angestellten Subalternbeamteten, Mechanikus P., gibt in einer Bierwirthschaft ein Einthalerstück an Zahlung für genossene ein oder mehrere Schoppen Bier, indem er den übrigen Betrag heraus verlangt. Er erhält das Einthalerstück mit dem Bemerken zurück: daß dasselbe falsch sey. Er steckt dies ein, holt ein anderes Thalerstück aus der Tasche und gibt es der Wirthin. Diese reicht es ihm mit den Worten zurück: „Auch dieser Thaler ist falsch." Der Vorfall erregt allgemeine Aufmerksamkeit. Es kommt Polizei. Der junge Mensch wird arretirt. P. erklärt im angestellten Verhör, die Thalerstücke von seinem Vater erhalten zu haben. Die Polizei forscht nach dem Umgang, der Gesellschaft des P. und es ergibt sich, daß sein Freund, ein Geld- und Silberarbeiter, Graorur sey; auch dieser wird vernommen. Dr. Winkelblech, Lehrer der Chemie und chemischen Technologie an der höheren Gewerbschule, wird als Sachverständiger herbei geholt und erklärt die Thalerstücke, ohne chemische Untersuchung, für falsch. Die Sache wird nunmehr dem Landgericht, Criminalsenat, überwiesen. Der Vater des P. wird vernommen und bei demselben ein Thalerstück mit derselben Prägr, wie sie eins der verausgabten hat, gefunden. Dies hat nun wahrscheinlich als Modell gedient, denn es findet sich eine Spur weißen Standes, nothwendig Gyps darauf, welcher zur Form benutzt worden. P., der Vater, läugnet, etwas davon zu wissen, daß sein Sohn dies Geldstück gehabt, eben so, daß er irgend etwas davon wisse, wir sein Sohn zum falsch.n Geld gekommen, räumt aber ein, seinem Sohne zwei Thalerstücke gegrben zu haben. Beider Aussagen harmoniren aber nicht ganz und das Thalerstück mit demselben Gepräge war Indicium genug, eine Mitwissenschaft anzunehmen P., der Vater, wird verhaftet. Die Untersuchung beginnt. Die Polizei läßt in der Stadt an alle Kleinhändler, Schenker rc. herumsagen, „es solle sich Jeder hüten, es seyen falsche Thaler, braunschweiger und sächsischer Präge, in Umlauf. Mit der größten Spannung sah man auf diesen Prozeß. Falschmünzer in Kassel! Da der Vater zur Militär-Verwaltung gehört, so war er im Kastell, der Sohn aber im Gefangenhause inhaftirt. Wie gesagt, das Ereigniß bildete das Stadtgespräch und es war glücklicherweise keine s. g. wichtige Heimlichthuerei dabei, man scheute sich nicht, davon offen zu sprechen. Und so war denn auch die Rede darüber im Lesemuseum, wo zufällig der Protokollführer in dieser Angelegenheit und der Münzwardein Claus anwesend sind. Letzterer läßt sich von Ersterem die Thalerstücke genau beschreiben und als er hört, daß auch an den Rauden kein Unterschied der Präge wahrzunehmen sey, erklärt er, daß das durch Guß nicht zu bewerkstelligen sey und hier nothwendig eine genaue Untersuchung statt finden müsse, die nur auf chemischem Wege ein Resultat liefern könne; wo möglich, wünsche er die Thaler zu sehen. Der Protokollführer, Landgerichts-Praktikant W., wird hierdurch stutzig und macht den die Untersuchung führenden Assessor auf diesen Ausspruch des gewiß competenten Sachverständigen aufmerksam. Nunmehr erst werden die Thalerstücke zur Münze gebracht. Sie werden probirt und realisirt und beide Untersuchungen liefern das Resultat: die Thaler sind bei lebendiges Quecksilber gekommen und dadurch hat sich die Oberfläche zu Amalgama gebildet; außerdem sind sie vollkommen ächt und gut. Am Freitag Abend wurde der jüngere und gestern Morgen der ältrre P. in Freiheit gesetzt und die Falschmünzer sind verschwunden. Man denke sich diesen interessanten Criminalfall: der junge P. hatte sich aus Schrecken oder Befangenheit oder Gott weiß wie? wirklich in den Verhören verwickelt, widersprochen, genug, nach unserem Gerichtsverfahrrn sich verdächtigt. Die längere Haft konnte sogar ein Geständniß entlocken, der Modellthaler war da, es konnten noch mehr Indicien auftauchen und — die Verurtheilung konnte nicht ausbleiben, denn man ging von der sicheren Voraussetzung aus: die Thaler sind falsch. Zum Glück dauerte die Haft nur sechs Tage. Sie konnte auch eben so gut sechs und zwanzig Wochen dauern und dann sich das Räthsel lösen. Die so hart geprüfte Familie mag ihren Trost im Lesen der heiligen Schrift suchen; auch Christus litt unschuldig. Aber durch seinen Tod brach eine neue Morgenröthe an und so werden auch alle dergleichen Vorkommnisse dazu führen, daß auch wir eine totale Umgestaltung unserer Gerichtsverfassung erhalten; wer dafür duldet, beingt ein großes, schweres Opfer auf den Altar des Vaterlandes, aber die Saat wird ihre Frucht bringen!

*) Der gestern bereits berichtete Vorfall mit den angeblich falschen Thalerstücken wird uns von einem zweiten Korrespondenten in vorstehender Weise näher erzählt.

Charade.

(Dreisylbig.)

Wenn Harf- und Flötentöne sich verschwistern,
Dann wirkt das Ganze mächtig auf's Gemüth,
Wenn Liebende das Wort der Treue flüstern,
Sind von dem Ganzen friedlich sie durchglüht.
So war's, ich frug dich: Kannst du mein vergessen,
Treibt in die Fern' mich das Geschick hinaus?
Da sankst du mir an's Herz und sprachst ermessen,
Ha, Ungetreue, laut die Dritte aus.
Du logst, und ich bin nun der Ersten Beute,
Indeß man oft die Zweite klagend hört;
Zerrissen ist des Herzens zart'ste Saite
Und so das Ganze unheilbar zerstört.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Oct. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lorzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Sonntag, 17. Oct. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Hopp, Musik von Hebenstreit.

Montag, 18. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Webrr. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß Drcoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 288. Montag, den 18. October 1847.

Vorahnungen.

Eine Erzählung, dem wirklichen Leben entnommen, von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Begegnung.

Heute ist seit jenem Ereigniß eine Reihe von Jahren verflossen. Die damaligen akademischen Brüder, Freunde und Bekannten haben sich in alle Welt zerstreut, ein Jeder seinen Wünschen und Entwürfen nachjagend, und wer hätte deren nicht? — Eingenommen von dem steten Wechsel des Lebens in uns und um uns, gedenkt man zuletzt auch weniger der Vergangenheit. Die Erinnerung an so manchen Jugendfreund verwischt sich ganz und gar; — manchen andern jemals wieder zu sehen, schwindet die Hoffnung gleichfalls immer mehr. Wenn daher ein Mal zufällig zwei alte Bekannte sich auf dem Lebenswege begegnen, da erstehen im Augenblick die hingeschwundenen Jahre auf kurze Zeit wieder aus dem Grabe, und der ganze uns von ihnen trennende Raum verschwindet so vollkommen, als hätte sich das Bild unserer Jugend noch eben erst kurz vorher in der Zauberlaterne unseres Wonnegefühls abgemalt. Auch ich hatte einen Moment dieser Art, als ich nach Jahren ganz unerwartet mit Stanislaus zusammentraf. Aus dem Jüngling war ein Mann geworden, und der ehemalige schlanke, lustige Bursche hatte eine hübsche Körperfülle gewonnen, war ein gesetzter Mensch und tüchtiger Wirth geworden, wie er nicht besser gefunden werden konnte — und dabei war der gute Grund seines Herzens ganz derselbe geblieben, wie ehedem. Nachdem die wichtigsten Fragen und Antworten gegenseitig gethan und gegeben und der erste Drang der Neugier gestillt war, kamen die alten Jugenderinnerungen an die Reihe. Ich erkundigte mich, was aus Kasimir geworden sey.

Er ward ernst und erwiederte: „der ist nicht mehr am Leben, — ich will Dir in der Kürze sein weiteres Lebensschicksal erzählen, so weit ich darüber nach den mancherlei verwirrten Gerüchten und entstellenden Zusätzen habe in's Klare kommen können. Erinnerst Du Dich wohl noch jenes Vorfalls, welcher seine Entfernung von uns veranlaßte? — und dennoch war unser Freund völlig schuldlos!"

Mir stand das Bild jenes letzten Abends so deutlich vor Augen, als wäre es gestern gewesen.

„Nun denn," erzählte Stanislaus weiter, „Kasimir kam nach Warschau zurück, und ohne Freunde, ohne Empfehlungen, ohne Mittel zu seinem Unterhalte, dabei mit seiner sonderbaren Gemüthsstimmung, erhielt er dennoch, durch eine gütige Fügung des Schicksals, sehr schnell ein kleines Aemtchen beim Archive des Ministeriums. Schweigsam, anspruchlos und still, wie er war, ganz in seine Amtsgeschäfte begraben, von früh bis spät Abends über seinen Papieren sitzend, froh, eine Beschäftigung zu haben, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und seine Gedanken von dem einen fixen Punkte, nämlich von jener geheimnißvollen Erscheinung und seinem Vorgefühle abziehen konnte, erwarb er sich binnen kurzer Zeit die Zuneigung und wohlwollende Theilnahme seiner Vorgesetzten und seiner Mitarbeiter.

„In dem nämlichen Bureau arbeitete seit lange auch der Vater seiner einstigen Geliebten, jener Hedwig, deren er, wenn Du Dich noch zu erinnern weißt, in wehmüthiger Liebe stets gedachte. Dieser knüpfte die frühere Freundschaft wieder mit ihm an, gedachte nicht weiter der vorgefallenen Unannehmlichkeiten, frischte das Andenken an so manche froh verlebten Stunden auf, und lud ihn ein, sein Haus wieder zu besuchen. Hedwig nämlich harrte noch immer im jungfräulichen Stande des ihr vom Himmel zugedachten Lebensgefährten. Ob das Verhältniß, womit man damals Kasimir geschreckt hatte, nichts weiter, als ein feiner Vorwand und Ausweg gewesen war, um ihn los zu werden, oder ob ein solches wirklich bestanden und sich wieder zerschlagen hatte, das weiß ich nicht; — so viel ist gewiß, er nahm die alte Verbindung mit wahrem Feuer wieder auf und schloß sich an die Familie mit noch viel größerer Innigkeit, als ehedem an.

„Es war sehr natürlich. Er fühlte das Herzensbedürfniß, sich anzuschließen, er, der mit solcher Innigkeit des Andenkens an jeder Minute der Vergangenheit hing. —

„Eine unverheirathete Tochter im Hause, die nicht besonders reich ist und anfängt, in die Jahre zu kommen, ohne daß sich Bewerber um ihre Hand treffen, ist kein großes Kapital. Wahrscheinlich waren auch Hedwigs Aeltern von dieser Wahrheit durchdrungen; und so geschah es denn, daß sie, in Erwägung der treuen Liebe Kasimirs und seiner gegenwärtigen Anstellung, welche zwar ein kleines, aber sicheres Brod gewährte, und sogar wohlgegründete Aussichten in die Zukunft eröffnete, in Erwägung endlich seiner eingezogenen und arbeitsamen Lebensweise, daß sie, sage ich, in Betracht aller dieser Umstände, zu der Ueberzeugung gelangten, er müsse sich gebessert haben, und er werde gerade, in Ermanglung einer besseren, die beste Partie für ihre geliebte Hedwig abgeben. — Kurz und gut, sie besiegelten mit ihrem Segen die lange und unwandelbare Sehnsucht des jungen Paares und verheiratheten die Beiden mit einander.

„Nach der Hochzeit gaben sich Alle der Hoffnung hin, daß in Kasimirs Gemüth nunmehr völliger Friede einkehren und er nicht weiter an seine Erscheinung denken, sondern ganz glücklich und zufrieden leben werde, — glücklich in dem Sinne, wie es Derjenige kann, der auf dieser Erde wandelt und sich wohl hütet, in höheren Regionen zu schweben. Kasimir indeß wurde, nachdem seine höchsten Wünsche erfüllt waren, ein nur noch wunderlicherer Mensch. Sein Haus war ihm jetzt seine ganze und ein-

Digitized by Google

zige Welt, jenseits desselben war ihm Alles gleichgültig. Das Haus betrachtete er als ein Heiligthum, in welches er keinem Fremden den Einlaß gestattete, und welches er hütete wie einen Schatz. Aus dem Bureau nach Hause, von Hause in's Bureau, das waren fortan seine einzigen Wege. Alles Uebrige hatte er vergessen.

„Allein diese gänzliche Hingebung an Hedwig, statt derselben zur Freude zu gereichen, war ihr eher ängstlich. Die junge Frau schien sich nicht allzu glücklich zu fühlen; ein Leben dieser Art langweilte sie. Die Frauen empfinden größtentheils eine gewisse Scheu vor zu starken Empfindungen — eine einzige, stets andauernde Empfindung genügt ihnen nicht, sie bedürfen durchaus die Abwechslung.

„Obgleich nun unser Freund so ganz in seinem häuslichen Leben aufging, obgleich ihn auch seine sonstigen Geschäfte nicht verfolgten, so sprach er sich doch oft darüber aus, daß er noch immer nicht frei von einer gewissen unbeschreiblichen Beklommenheit, von einer Vorahnung sey, welche ihm sage, sein Verhängniß habe sich noch nicht erfüllt. — Seine Verwandten, seine Frau lachten ihn aus, betrachteten Das als eine sonderbare Grille und hofften das Beste von der Hülfe Gottes und der Zeit. —

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Vauseblen und sein Kollege.

Wer kennt nicht Dr. Vauseblen, den berühmten holländischen Arzt? Wem er nicht bekannt ist, der möge glauben, daß er sehr geschickt und einer der gelehrtesten Aerzte war. Sein Ruf führte ihn nach der Weltstadt London, wo er in großem Ansehen stand. Nachdem er einige Jahre da praktizirt, viele rothhaarige Kinder in den Himmel, eine große Anzahl aber auf die Beine gebracht hatte, geschah es, daß er einem Gala-Wagen, mit vier Pferden bespannt, begegnete, welchem eine große Menge Volks folgte. Der Wagen fuhr sehr langsam, war von mehreren Bedienten umgeben, welche in einer kostbaren Livree staken, jeden Augenblick Etwas aus den Händen ihres in dem Wagen sich blähenden Herrn nahmen, um es irgend welchen haschenden Händen in das Volk hinein zu reichen. Diese Gabe kreuzte sich mit einer Gegengabe, die der Herr gleichgültig vor sich in einen silbernen Korb warf. Dem Wagen voraus zog ein Herold, strotzend in goldenen und silbernen Bordüren, welcher von Zeit zu Zeit schmetternde Trompetentöne in die Straßen hinein schickte und dann in einer wohleinstudirten Rede verkündete, um was es sich hier zum Heil der Menschen handele; aber wie groß war das Erstaunen des holländischen Doktors Vauseblen, als er hörte, daß hier ein kollegialisches Verhältniß waltete und der Herr im Wagen nichts mehr und nicht weniger war, als ein Wunderdoktor, welcher ein Universalmittel gegen alle Krankheiten, selbst für und gegen die Liebe ausbieten ließ. Vauseblen erkundigte sich nach dem Namen des Charlatans und besuchte ihn später in seiner Wohnung. Der Wunderdoktor schien ihm bekannt. „Ich weiß nicht", sagte er, „mir dünkt, ich sollte Sie kennen, und doch, ich weiß nicht . . ." — „Sehr möglich", versetzte der Charlatan, „ich komme vielleicht Ihrem Gedächtniß zu Hülfe, wenn ich Ihnen sage, daß ich mehrere Jahre bei Lady Water Bedienter war — da haben Sie oft Besuche gemacht." Der berühmte Doktor Vauseblen war frappirt und sah den metamorphosirten Bedienten lange schweigend an, dann sagte er: „Aber um Himmels willen, wie ist es möglich, daß Sie ohne Erziehung und Kenntnisse als Arzt praktiziren, wie ich höre, sogar Besuche machen, Rezepte verschreiben und in kurzer Zeit ein so beträchtliches Vermögen sich erwerben können? Ich bin nun schon vierzig Jahre Arzt, darf mich rühmen, nicht der schlechteste zu seyn, und es hat mir bis daher nicht glücken wollen, es weiter zu bringen, als zu einem rechtschaffenen Manne." — „Das ist auch schon viel werth!" entgegnete der Herr Wunderdoktor, „ich weiß nicht, ob ich es so weit gebracht habe; allein ehe ich Ihnen die materielle Frage beantworte, bitte ich Sie, mir zu sagen, wie viel Menschen wohl täglich an Ihrer Wohnung vorübergehen?" — „Das ist schwer zu beantworten", meinte Vauseblen, „ich denke über tausend." — „Wie viel glauben Sie wohl, daß es unter diesen gibt, welche gesunden Menschenverstand haben, um immer das Nützlichste und Beste zu suchen?" fuhr der Charlatan fragend fort. Der Herr Doktor V. kam sehr ins Gedränge, denn er war ein gutherziger Mann und wollte hier der Menschheit nicht zu nahe treten — endlich erwiederte er: „Es gehet mir etwas hart wider das Gefühl, meine Erfahrung auszusprechen, allein wenn Sie unter keiner andern Bedingung den Schlüssel zu Ihrem Geheimniß mir geben wollen, so muß ich allerdings bekennen, wie ich es immer so gefunden, daß unter zehn Menschen Einer sich zeigte, dem man gesunden Verstand zutrauen durfte: also würden ungefähr hundert Verständige unter den tausend seyn, die an meiner Wohnung täglich vorübergehen." — „Nun, sehen Sie", schloß der Charlatan, „die hundert gehören Ihnen an und die übrigen neunhundert bringen mir ihre Börse." —

Jahresbericht der Kriminal-Justiz in Frankreich.

Da jetzt so viel über den sittlichen Zustand Frankreichs gesprochen wird, ergreifen wir gern eine sich uns darbietende Gelegenheit, unsere Leser mit dem neuesten statistischen Jahresberichte der französischen Kriminal-Justiz bekannt zu machen. Derselbe betrifft, obgleich er ganz vor kurzem erschienen ist, erst das Jahr 1845, und wir drücken beiläufig unsere Verwunderung darüber aus, daß in dem Lande der Centralisation par excellence zwanzig Monate zur Anfertigung der Tabellen nöthig waren.

Gegen das vorangegangene Jahr hatten sich 1845 die Angriffe auf fremdes Eigenthum um ein Zehntel vermindert, während die auf Personen häufiger waren. — Von 100 Angeklagten gehörten 61 den Land-, 39 den Stadtgemeinden an. Da nun drei Viertheile der Gesammt-Bevölkerung auf dem Lande wohnen, so folgt daraus eine merklich größere Sittlichkeit auf Seiten der Dörfer. Demungeachtet muß man bei einem solchen Schlusse vorsichtig seyn, denn man darf bezweifeln, daß die Sicherheitspolizei auf dem Lande so gut behandelt werde, als in den Städten. Zudem thun die Listen dar, daß die größten Verbrechen, als Eltern- und Kindermorde, Brandstiftungen, Todtschläge und Vergiftungen, vorzugsweise unter den Bauern vorgekommen sind.

Die Zahl der Angeklagten, die weder lesen noch schreiben können, vermindert sich in Frankreich von Jahr zu Jahr. Es gab deren 1836 auf 100 Individuen 59, 1845 nur 51. Dies ist die natürliche Folge der Vermehrung der Elementarschulen. Hierbei frägt es sich aber, ob die Verallgemeinerung des Unterrichts auch die Gesammtzahl der Verbrecher vermindert, und es scheint, als habe man sich in dieser Beziehung zu große Hoffnungen gemacht. Die Kunst, zu lesen, ist nicht mehr, als ein Mittel. Man kann sich desselben gut und schlecht bedienen und mit seiner Hülfe eben so wohl böser, als besser werden. Bedenkt man nun die große Anzahl schlechter Zeitschriften und abscheulicher Bücher, die in Frankreich in Umlauf sind, so kann man die Verbreitung des Leseunterrichts, so wenig man sich ihr auch widersetzen möchte, nicht ohne Besorgniß mit ansehen.

Die Fälschungen und betrügerischen Bankrotte haben in dem Zeitraume von 20 Jahren um ein Drittheil, die Falschmünzereien beinahe um ein Viertheil zugenommen. Eben so vermehren sich Gaunerstreiche, Mißbrauch des Vertrauens und einfache Bank-

Digitized by Google

rotte. Zwei Dinge mögen diese Erscheinung erklären. Zuvörderst die Zunahme industrieller Unternehmungen und des Handelsverkehrs. Je mehr Leute sich bei Börsen-Speculationen, bei Einrichtung von Fabriken und Eisenbahnen u. dgl. betheiligen, desto verbreiteter ist die Gelegenheit zu Betrügereien, desto mehr Personen werden in einen und denselben Prozeß verwickelt und desto größer muß, selbst bei unverändertem Stande des allgemeinen Sittlichkeits-Gefühls, die Anzahl der Angeklagten seyn. Die zweite Ursache ist die Steigerung der Sucht, Geld zu erwerben, der sich nicht nur eine weit größere Anzahl von Menschen hingibt, sondern die auch mit viel mehr Leidenschaft befriedigt wird, als früher. Das französische Volk, dessen Hauptinteresse noch vor kurzem der Krieg und die Politik waren, ist auf dem Wege, eine Nation von Agioteuren und Krämern zu werden. Was gewinnt es dabei? Ein wenig mehr äußeres Wohlleben und viele Laster.

Was die ernsteste Aufmerksamkeit in dem Jahresberichte verdient, ist das Verzeichniß der rückfälligen Verbrecher. Dieselben sind nicht minder im Zunehmen. Von 1826 — 30 gab es auf 100 Angeklagte sechzehn Rückfällige, von 1831 — 35 neunzehn, von 1836 — 40 zweiundzwanzig, 1841 vierundzwanzig und seit 1842 fünfundzwanzig. Dabei muß man noch annehmen, daß ein großer Theil der Rückfälligen bei der zweiten Untersuchung ihren wahren Namen und die frühere Strafe zu verheimlichen weiß und erst in den Gefängnissen als schon bestraft erkannt wird. Diese Thatsache beweist, daß die bis jetzt in den französischen Gefängnissen eingeführten Veränderungen keinen Erfolg gehabt haben, und daß es hohe Zeit für die Kammern ist, die gründliche Erörterung und Verbesserung des Strafsystems nicht länger aufzuschieben. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Zeit-Glossen.

(Von L. Pirazzi.)

1.

Mißstand herrscht jetzt in allen
Industriellen Zweigen;
Die Handelshäuser fallen,
Die Lebensmittel steigen.

2.

John Bull, der tücht'ge Handelsmann,
Berühmt im Speculiren,
Zeigt jetzo, daß er tüchtig kann,
Wenn's gilt, auch bankrouttiren.

3.

Begnüge dich, o Freund, mit wenig,
Du siehst, wie wandelbar das Glück
Und daß ein plötzlich Mißgeschick
Selbst stürzt den Börsen-König.

Mannichfaltigkeiten.

Im Dorfe Andruick im französischen Departement Pas-de-Calais hat Liebesraserei zu einer Schreckensthat geführt. Ein gewisser Govart, Zimmermann zu Norkerque, hatte sich leidenschaftlich in ein junges Mädchen mit Namen Borin verliebt, obgleich er verehelicht war und bereits zwei Kinder besaß. Das Mädchen ließ seine Liebe unerwiedert, und bat ihn, zu seiner Frau, von welcher er schon seit vier Jahren getrennt lebte, zurückzukehren. Am vorletzten Sonntage erwartete Govart die junge Borin in der Nähe der Kirche zur Zeit, als die Messe beginnen sollte. Als das Mädchen um eine Ecke der Straße bog und von Govart erblickt wurde, ging dieser auf sie los und redete sie mit den Worten an: „Du willst nicht mit mir gehen? Gut — ich werde Dir Das zukommen lassen, was ich Dir versprochen." Im selben Augenblicke zog er unter seiner Blouse zwei mit Kugeln geladene Pistolen hervor und schrie dazu: „Eine für mich, die andere für Dich — wir werden zusammen sterben!" Das Mädchen war entsetzt und rief ihren Vater und ihre Mutter, deren Wohnhaus in der Nähe lag, zu Hülfe. Govart richtete ein Pistol auf das Mädchen, dieses aber wehrte sich gegen ihn, und während des Kampfes bekam das Pistol eine andere Richtung, so daß die Kugel, statt das Mädchen zu treffen, in den linken Schenkel des Nichtswürdigen eindrang. Durch diese Verwundung in Raserei versetzt, nahm Govart das zweite Pistol und schoß die Kugel durch den Hals des unglücklichen Mädchens. Die Wunde ist breit und tief und die Kugel kam an einer Stelle des Nackens wieder heraus. Man lief von allen Seiten herbei und die Nachbarn trugen die unglückliche Borin zu ihren Eltern, wo die Aerzte alle Sorgfalt ihr zuwandten, jedoch die Hoffnung aufgaben, sie am Leben zu erhalten. Auf einer Tragbahre wurde der Mörder sogleich vor den Friedensrichter gebracht, welcher unverzüglich die Untersuchung begann. (Würzb. Z.)

(Pforzheim, 12. Oct. — Karlsr. Z.) Im vorigen Jahre hatte sich (zum ersten Mal) in Eßlingen eine Anzahl Taubstummenlehrer zu dem Zwecke versammelt, die Taubstummenbildung überhaupt zu fördern und zu verbreiten, so wie insbesondere möglichste Einheit in den Grundsätzen des Taubstummenunterrichts herbeizuführen. Jene Versammlung fand nun so allgemeinen Anklang unter den Lehrern der verschiedenen Taubstummenanstalten in Deutschland, daß man dort schon beschloß, sich in diesem Jahre abermals zu versammeln. Man wählte Anfangs die Stadt Frankfurt zum Versammlungsorte. In Folge des inzwischen erfolgten Todes des ausgezeichneten Taubstummenlehrers und Direktors der dortigen Anstalt aber änderte man den Versammlungsort, und bestimmte dazu die Stadt Pforzheim, wo bekanntlich eine Staatsanstalt für Taubstummenbildung besteht. So versammelten sich denn am 4. d. M. gegen 40 Taubstummenlehrer und Direktoren von bestehenden öffentlichen wie Privat-Taubstummenanstalten aus den verschiedenen deutschen Bundesstaaten, der Schweiz und selbst aus Frankreich. Auch wohnte ihren Sitzungen noch eine Anzahl Freunde und Beförderer dieses Unterrichtszweiges aus der Nähe und Ferne bei. Die Versammlung dauerte drei Tage; die Sitzungen, welche sowohl Vormittags als Nachmittags stattfanden, zeichneten sich durch die Reichhaltigkeit des Stoffes aus, und boten bei den gründlichen Bestrebungen der einzelnen Mitglieder, bei der Gediegenheit ihrer Vorträge und dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen des Lehrreichen und Anziehenden gar vieles dar, so daß keiner der Theilnehmer unbefriedigt in seine Heimath zurückkehrte. Noch kurz sey hier bemerkt, daß die Versammlung sich zu einem förmlichen Vereine für Verbreitung der Literatur über den Taubstummenunterricht gebildet und für das nächste Jahr die Stadt Weißenfels zum Versammlungsort erwählt hat.

Literatur.

Maurerische Tempelbilder, von G. Friederich. Leipzig J. J. Weber, 1847.

Die Geheimnisse des Freimaurerbundes haben die Welt, welche in offiziell maureeischer Sprache die profane genannt wird, längst durchdrungen und überströmt. Was der Freimaurer sein Geheimniß nennt,

Digitized by Google

ist eigentlich nicht Das, was man ihn lehrt, sondern was er aus sich selbst lernt, und so ist im Grunde Jedermann ein Mitglied des Bundes, sobald er die höheren Ziele der Humanität zur Aufgabe seines Lebens setzt. Es gibt in den Logen Viele, die keine Freimaurer sind, und außerhalb der Loge noch weit mehr, die es in That und Wahrheit sind, wenn auch in formloser Freiheit. Warum soll man dies nicht laut und öffentlich gestehen dürfen, in einer Zeit, wo Bücher erschienen sind, große und kleine, dicke und dünne, über die Maurerei, ihre Geschichte, ihr Wesen? wo man sogar maurerische Zeitschriften in nicht geringer Zahl auf dem Wege des Buchhandels sich verschaffen kann? Der Freimaurerei wird nicht, wie mancher anderen Geheimnißkrämerei, ihr Werth gemindert durch die verbreitete Kenntniß ihrer Formen, ihres Zweckes und Wirkens; im Gegentheil! Sie kann nur gewinnen in der Achtung der Zeitgenossen, wenn sie heraustritt, so viel thunlich, aus dem Helldunkel, welches die Verfolgungen früherer Zeit ihr aufnöthigten. Denn, um mit den Worten unseres Verfassers zu reden: „Die Maurerei erstrebt die Lösung der Aufgabe, das Ideal der Menschheit zu verwirklichen und diese letztere zu ihrer höchst möglichen Vollkommenheit hinzuleiten.“ Wenn aber Das wahr ist, wozu das Geheimniß in der Freimaurerei? so wird mehr als ein Leser fragen; wir jedoch werden ihm nicht antworten: erstens, weil der Zweck dieser Zeilen ein ganz anderer ist; zweitens, weil wir noch verschiedene andere Gründe dazu haben. Unser Zweck ist nämlich, wie der Scharfsinn einiger Leser längst gemerkt haben wird, kein anderer, als dem Publikum das Erscheinen eines trefflichen Werkes freimaurischen Inhalts anzuzeigen, von dem es sehr schade wäre, wenn nur eigentliche aufgenommene Freimaurer es läsen. Man liest hier und da in den Zeitungen, daß Oesterreich so häufig verkannt werde, weil seine staatsweisen Lenker es verschmähen, ihrer Wirksamkeit das Licht der Oeffentlichkeit zu geben, und daß es nur dabei gewinnen werde, wenn man seine Grundsätze und seine staatlichen Thaten recht kennen lerne. Wir wissen nicht, wie es sich hiermit verhält; von der Freimaurerei aber, die sonst mit den Principien, die zu Wien gelten, nicht häufig zusammengestellt wird, würde die Behauptung buchstäblich wahr seyn. Und so auch von dem Buche, das wir hier den Berufenen zur Anzeige bringen. Es ist reichen, mannichfaltigen Inhaltes und besteht großentheils aus einer Zusammenstellung von Logenarbeiten des Verfassers, der seit vierzig Jahren Freimaurer ist und seit dieser Zeit fast beständig Beamter seiner Loge, und schon zweimal Großmeister des eklektischen Maurerbundes gewesen ist. Die verschiedenen Aufsätze und Gedichte des Buches sind in vier Abtheilungen eingeordnet: Lehre (Vorträge belehrenden Inhaltes), Bild (Symbolik der Maurerei und Allegorie), Freude (festlicher Veranlassung gewidmet), Trauer (Reden und Gesänge bei Trauerlogen und Todtenmahlen). Reich an Aufschlüssen über die Principien der Freimaurerei und deren Anwendung, sind sie zugleich in künstlerischer Beziehung ausgezeichnet durch Form und Geist. Wir dürfen hier nicht hervorheben, welche der vielen Gaben, die diese Sammlung bietet, das Interesse des „eingeweihten“ Lesers besonders anzusprechen berechtigt sey; allein dennoch müssen wir wenigstens auf die beiden Aufsätze der zweiten Abtheilung aufmerksam machen, welche die „literärische Harmonie“ behandeln, einen ehemaligen, hauptmaurerischen Geheimbund auf deutschen Hochschulen. Dem mit den Zeitverhältnissen Vertrauten gewähren sie einen tieferen Blick in das Getriebe einer Epoche, worin die seltensten Factoren zur Vorbereitung des deutschen Auferstehungsfestes zusammenwirkten. Wir können nicht schließen, ohne dem Verfasser unseren Dank für diese ächten Blüthen des freimaurerischen Lebens auszusprechen. Es bedarf freilich unserer Anerkennung nicht, da dies Buch, kaum erschienen, schon die weiteste Verbreitung gefunden hat.

—B.—

Korrespondenz.

Meerholz, 11. Oct.

Seit dem 1. d. M. ist eine Anstalt dahier in's Leben getreten, die ihrer Zeitgemäßheit und ihres wohlthätigen Zweckes halber nicht nur die allgemeinste Veröffentlichung, sondern auch die weitverbreitetste Nachahmung verdiente. Der um die Bewohner seiner Grafschaft so hochverdiente Graf zu Ysenburg-Meerholz, der seinen menschenfreundlichen Sinn schon so vielfach, wie unter Anderem namentlich durch den Erlaß sämmtlicher Frohnden und der daraus herfließenden Gefälle und im Laufe des letztverflossenen Winters und Frühjahrs durch umfassende Speisungen, durch welche er die Einwohner mehrerer ganz armer Gemeinden im buchstäblichen Sinne vom Hungertode errettete, bethätigt hat, hat auf's neue davon einen schönen Beweis geliefert, indem er nicht ohne mannichfaltige Hindernisse für seinen Amtsbezirk Meerholz eine Spar- und Leihkasse errichtet hat, deren Zweck es ist, den Bewohnern desselben Gelegenheit zu geben, kleine Ersparnisse ohne Gefahr des Verlustes zinsentragend unter zu bringen und geringere Anlehen bis zu der Summe von 100 fl. ohne die sonst erforderlichen, größtentheils mit bedeutenden Kosten verbundenen gerichtlichen Versicherungen zu machen. Der hohe Gründer dieser Anstalt hat sich nämlich davon überzeugt, wie der Wucher, der in unseren Tagen auf die mannichfaltigste und Sorgen erregendste Weise sich äußert, dadurch systematisch an dem Ruin der Landleute arbeitet, daß er die augenblickliche Noth derselben zu seinen blutsaugerischen Zwecken ausbeutet. So klein im Anfange eine Summe ist, welcher der Mittelstand der Land- und Handwerksleute für den Augenblick bedürftig ist, so groß wird sie in kurzer Zeit durch die Machinationen der Wucherer, denen sie deshalb in die Hände fallen müssen, weil sonst die Geldmittel gegenwärtig auf dem Lande überall so knapp sind. Die Gefälligkeit, aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu befreien, läßt sich der Wucherer mit enormen Zinsen vergüten und weiß nebenbei jederzeit auch noch so viel von seinen Waaren anzubringen, daß sich die Schuld immer um das Doppelte vergrößert, ohne Rücksicht darauf, daß der Andere die Waare vielleicht gar nicht einmal nöthig hatte. Erscheint der klüglich auf ganz kurze Zeit festgesetzte Zahlungstermin, ohne daß der Schuldner sogleich zahlen kann, so wird diese neue Insolvenz weiter dazu benutzt, die Schuldsumme zu vergrößern. Die Zinsen werden zum Kapital geschlagen, neue Versprechungen müssen gegeben, neue Waaren genommen werden. Dann wird unter Zuziehung von Zeugen eine Urkunde aufgenommen und mit dieser beginnen dann regelmäßig die gerichtlichen Angriffe, Vergantungen u. s. w., und neue Beute erfolgt. So verschlingt, was der Landmann im Schweiße seines Angesichts verdient, die Hände im Schooße, ein privilegirter Wucherer, und schon ganze Gemeinden sind auf diese Weise als Opfer gefallen. Um diesem Krebsschaden vorzubeugen, hat der genannte Dr. Graf die oben bezeichnete Anstalt in's Leben treten lassen, derselben vorläufig 15,000 fl. zur Verfügung gestellt und nach den veröffentlichten Statuten für den Fall eines größeren Bedürfnisses noch weitere Hülfe zugesagt. Da mit Ausnahme des Secretairs und Cassirers, welche für ihre Arbeiten angemessene Honorare beziehen, die Beamten der Anstalt ihre Functionen unentgeltlich verrichten, so sind die Bureaukosten, welche die Darlehnsuchenden zu tragen haben, nur sehr gering und da jederzeit Rückzahlungen durch die Darlehnempfänger gemacht werden können, so ist bei der durch den Hrn. Grafen Erlaucht übernommenen Garantie dem ganzen Institute nicht nur die größte Wohlthätigkeit, sondern auch das festeste Bestehen gesichert. Möge denn diese Anstalt zum Segen unserer Gegend gedeihen; möge aber auch das damit gegebene hochherzige Beispiel bei Fürsten und Regierungen recht viele Nachfolge finden in einer Zeit, welcher das auf bedrohliche Weise um sich greifende Proletariat mehr denn je die Pflicht menschenfreundlicher Abhülfe auflegt!

Auflösung der Charade in Nro. 287.

Harmonie.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Oct. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Hopp, Musik von Hebenstreit.

Montag, 18. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

Von Montag den 18. Oct. beginnen die Vorstellungen wieder um 6 Uhr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 289. Mittwoch, den 20. October 1847.

Vorahnungen.

Eine Erzählung, dem wirklichen Leben entnommen, von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

„Kasimir wohnte in einem abgelegenen, stillen, wenig besuchten Gäßchen, unweit des „Neuen Weges" am Ende der „Marschallstraße" und hatte absichtlich eine so entlegene Gegend gewählt und sich durch Niemand davon abbringen lassen. Gewöhnlich pflegte er erst spät Abends vom Bureau zurückzukehren und, gleichsam als schliche er sich heimlich durch, um sich den Blicken der Menschen zu entziehen, in sein Häuschen, sein kleines Eden, zu eilen. Eines Tages — es mochte bald ein Jahr nach seiner Verheirathung seyn, es war ein finsterer, regnerischer Herbstabend — war er etwas länger, als gewöhnlich, in dem Bureau gewesen, um eine sehr dringende Arbeit zu beendigen, und sputete sich nun um so mehr nach Hause. In den zerstreut liegenden, durch lange Gartenzäune von einander getrennten Häuserchen sah man nur durch die Ritzen der verschlossenen Fensterladen schwache Lichtstrahlen hervordringen; nur aus den Fenstern seiner eigenen Wohnung fielen breite Lichtstreifen aus den vollen Scheiben auf die schmutzige Straße, sich in großen Regentropfen brechend. Schon war er seinem Hause bis auf zwanzig Schritte nahe gekommen, als er plötzlich eine bärtige Gestalt gewahr wurde, welche, sich auf den Zehen erhebend, durch's Fenster in seine Wohnung guckte — er verdoppelte seine Schritte, er stürzte auf sie zu, aber welches Entsetzen faßte ihn, als die Gestalt, da sie seine Schritte in der Nähe hörte, sich umwandte und er in ihr das Unheil dräuende Antlitz seines Schreckbildes erkannte. Der graue, zerzauste Bart, die im Winde flatternden Haare, einen Kopf umgebend, aus welchem ein wildblickendes Augenpaar hervorblinzte, während der zahnlose Mund sich zu scheußlicher Lache verzerrte, — so war der Alte, wie ihn auf dem dunkeln Hintergrunde der Nacht der rothe Widerschein des Lichts d'rinnen beleuchtete, wahrhaftig wie ein hölliſches Gespenst anzusehen. In diesem Augenblick stand vor Kasimirs Seele mit einem Male der Gedanke an den Mord seines Vaters, den Tod seines Bruders, das Unglück seines ganzen Lebens und mehr als sein eigenes, das Unglück des ihm theuersten Wesens, seiner Gattin, die er in dem Augenblick drinnen im Zimmer einen lauten, durchdringenden Schrei ausstoßen hörte, — alles Dieses durchzuckte sein Innerstes in einem Nu.

„Die Erscheinung huschte in das Dunkel hinein. Kasimir, seiner selbst nicht mehr bewußt, eilte nicht in's Haus, sondern stürzte mit verzweifelter Aufbietung aller seiner Kräfte dem Alten nach. Er stürmte durch die Gassen fort, — und vor ihm, fast wie es schien, ohne die Erde zu berühren, mit weitflatternden Mantelschößen, als wäre es ein Flügelpaar, enteilte der Unhold, sein Quälgeist. Als hielte ihn ein unheimlicher Traum gefangen, strengte er seine letzten Kräfte an, und doch war es ihm, als sey er mit den Füßen an den Boden gewurzelt. Von Gäßchen zu Gäßchen, von Allee zu Allee, über Gräben und Stücke geackerten Feldes ging die wilde Verfolgung fort, bis er endlich durch ein Thor auf einen offenen Platz stürzte und ohne Bewußtseyn niedersank.

„Die Kälte der Nacht, der dichte Regen und der Wind brachten ihn wieder zu sich selbst. Inzwischen hatte sich der Himmel aufgeklärt, und da er erwachte, schwamm am dunkelblauen Himmel der helle Mond mitten in silbernen flockigen Wolken und warf einen hinreichenden Lichtschein auf die Umgebung, um ihn erkennen zu lassen, wo er sich befinde.

„Rings umher Kreuze, Denksteine, Grabhügel! — frisch-geöffnete Gräber, — die hohen Grabmäler und Gebüsche warfen ihre langen Schatten, als seyen es Gespenster, die über die Ruhe der Entschlafenen wachten. Hin und wieder blickten ihm hellere Lichtstrahlen von den Vergoldungen und Zierathen der Denkmäler entgegen, als sähen ihn die Geister mit blitzenden Augen an.

„Allmählig kam ihm die Besinnung und Erinnerung an das Vorgefallene wieder, er sah, daß er auf einem Gottesacker läge. — Er stand auf, in allen Adern, in allen Gebeinen durchbebte ihn Eiskälte. Er schwankte hin und her, strauchelte und fiel über die Gräber und ward zum zweiten Male ohnmächtig.

„Und abermals erweckte ihn die aufgehende Sonne und das einsame Krächzen einer vorüberziehenden Eule, aber rund umher war es öde und still, von weitem nur hörte er in der Stadt Glockengeläute, den Tod eines Christen ankündigen. Er hatte die ganze Nacht auf dem heiligen Kreuzes-Kirchhofe zugebracht.

„Als er nach Hause kam, fand er eine Menge Menschen, auch die Angehörigen seiner Frau versammelt. Seine Gattin lag ohne Besinnung da, man erwartete jeden Augenblick ihr Ende. —

„Sie fuhr empor, zeigte mit der Hand nach dem Fenster, das Auge rollend, wie im Irrsinne, dann hüllte sie sich wieder in die Kissen und flehte mit Weinen und Aechzen — um Schutz vor dem hölliſchen Feinde, dem Quälgeiste ihres Mannes.

„Ach, welch ein Schmerz ist Das, ein uns theures Wesen leiden zu sehen, und dabei zu stehen, ohne daß wir helfen können, ohne daß es uns möglich war, auch nur den kleinsten Theil der Qual ihm abzunehmen, die wir doch gern ganz tragen möchten; welch' ein Schmerz, den Augenblick des Scheidens für immer herankommen zu sehen und ihn nicht aufhalten zu können! Das sind Qualen der Hölle.

„Kasimir empfand nichts davon. Die Hände über die Brust gehalten, die Augen wild im Kreise umherblickend, die blauen Lippen fest zusammengepreßt, so stand er da und heftete kalt den Blick auf die Verscheidende, regunglos ihren letzten Athemzug erwartend. Und als der Sterbenden nun zuletzt die geweihte Kerze in den Arm gelegt ward, und die heilige Stille des Augenblicks nichts unterbrach als die leise geflüsterten Gebete der Knieenden

Digitized by Google

und deren noch leiser rinnende Thränen, — sprach er laut und gleichgültig: „sie ist todt."

„Man konnte sich diesen plötzlichen Todesfall nicht erklären. Kein Unwohlseyn war vorausgegangen; freilich die Selige war Mutter-Hoffnungen entgegen gegangen; zu solcher Zeit pflegen die Frauen ganz besonders reizbar zu seyn. — Gott weiß, was ihr da begegnet seyn mochte. —

„Seelenleiden schützen oft den Körper vor Krankheiten, jedoch nur bei Menschen, bei denen jede dieser beiden Wesenshälften ganz und gar ihren eigenen Weg geht. Deshalb ist bei manchen Irren das leibliche Wohlbefinden vortrefflich. — So ging es auch Kasimir; er hielt die gewaltigen Schicksalsschläge ganz gut aus, ohne zu erkranken. Obwohl das Begräbniß lediglich von den Verwandten besorgt wurde, so bestand er doch schlechterdings darauf, daß sie auf dem heiligen Kreuzes-Kirchhofe bestattet würde, wo man damals, wegen der großen Nässe, nur noch selten Jemand zu beerdigen pflegte. Er blieb fest dabei, und alles Einreden scheiterte an seiner Hartnäckigkeit.

„Die Menschen, wenn sie Jemand sehen, der nicht Karten spielt, und wär's auch nur ein solides Whistpartiechen, der sich in den nichtssagenden Abendgesellschaften und Thee's langweilt, wären es selbst tanzende Thees, und der am Ballet keinen Gefallen findet, — pflegen von einem Solchen zu sagen, er sey ein großer Sonderling; in Bezug auf unseres Freundes Wesen aber flüsterten sie sich nur in's Ohr, heimlich mit den Fingern auf ihn weisend: „der arme Mensch, er leidet am Verstande!"

Und in der That, seit jener Zeit war er ein für immer verlorner Mensch.

Aeußerlich indessen schien seine Lage wenig verändert. Er ging, wie sonst, maschinenmäßig nach dem Bureau, saß hinter seinem Arbeitstische, machte mit derselben Sorgfalt, wie vordem, die ihm angewiesenen Arbeiten; und der ganze Unterschied bestand nur darin, daß man nie ein Wort aus seinem Munde kommen hörte, das nicht streng zu seinen Obliegenheiten gehört hätte. Auch bemerkte man, daß er jetzt die Personen zu erkennen vergaß, Niemand grüßte, sich Niemandem empfahl, wenn er ging. Sein Blick haftete immer nur am Boden, und wie er Alle mied, so gingen auch sie ihm endlich lieber aus dem Wege.

(Schluß folgt.)

Italien.

Manche lange hundert Jahre schlummerte das schöne Land;
Seine Lorbeerkränze welkten, seines Ruhmes Schimmer schwand;
Die erhab'nen Göttertempel stürzten hin in Schutt und Staub
Und die schönsten Bildnerwerke wurden fremder Völker Raub.

Zwar die Goldorangen sah man noch im dunkeln Laube glüh'n
Und mit süßem Balsamdufte die Citronen lieblich blüh'n,
Zwar der Himmel blau und freundlich lächelte wie sonst noch mild
Und der stolzen Ströme Wellen brauf'ten noch wie sonst so wild.

Aber wenn in heil'ger Stille in der sternbeglänzten Nacht
Nur allein des trauten Mondes silberstrahlend' Aug' gewacht,
Klagten leise durch die Trümmer von zerfall'ner Herrlichkeit
Die heraufgestieg'nen Schatten, Zeugen einer bessern Zeit.

Cato mit dem rauhen Barte, Scipio, des Krieges Blitz,
Cäsar, der's gewagt, zu schwingen sich empor zum Herrschersitz,
Brutus auch, der letzte Römer, finster zogen sie vorbei:
„Neugeboren muß es werden, soll Italien werden frei!"

Und die Wogen des Neptunus peitschten zornempört den Strand,
Aufzurütteln aus dem Schlummer jetzt mit Macht das ganze Land;
Dumpferdröhnend rollten Donner in der Erde Tiefen her
Und der Himmel dräute finster, schwarzdewölkt, gewitterschwer.

Sieh! da ward ein Mann geboren, gleich den Helden alter Zeit,
Mit dem herrlichen Berufe: Roma werd' von dir befreit!
Du sollst mir Italien wecken aus dem Schlummer schwer und tief
Und den Heldengeist des Volkes, der so lang' vergessen schlief!

Und gemäß der hohen Sendung steiget Pius auf den Thron;
Frohes Jubeln, Freudenklänge schallen ihm entgegen schon.
Er ergreift das gold'ne Scepter, Segen träuft aus seiner Hand,
Glücklich ist das Volk der Römer, glücklich ist das ganze Land.

Ha, welch' Leben herrscht jetzt wieder in dem Lande froh und frei,
Wie dem Vaterland sich weihen Männer, bieder, fest und treu!
Als ein großes Volk von Brüdern halten sie umschlungen sich.
Dreimal glückliches Italien, Gott gesegne ferner dich!

H. P.

Das unverhoffte Glück.

(Eine Anekdote aus dem Leben des Grafen *..... Von Joh. Phil. Simon.)

„Laßt uns um des Kaisers Bart spielen", sagt man in Deutschland gewöhnlich, wenn man ein Spiel zum bloßen Zeitvertreibe spielen will. In Rußland sagt man in diesem Falle: „Laßt uns auf Scheremetjew's Rechnung spielen."

Scheremetjew ist bekanntlich einer der reichsten und vielleicht gar der allerreichste der russischen Gutsbesitzer, und deshalb hat denn auch sein Name Anlaß zu diesem Sprichworte gegeben. Ich hatte in Moskau einen sehr lieben Bekannten, einen alten biedern Russen. Es gereichte Einem zum größten Vergnügen, diesen humoristischen Alten in seiner herzlichen, noch nicht modernisirten Muttersprache erzählen zu hören. Eines Abends erzählte er mir folgende Geschichte:

„Es war gegen Winter, als ich einmal nach Pultawa fuhr. Ein heftiges Schneegestöber überfiel mich auf dem Wege und nöthigte mich, auf der nächsten Poststation das Unwetter abzuwarten. Ich mochte eine Viertelstunde in dem elenden Stübchen des Stanzionysmotritels (Poststationsaufsehers) gesessen haben, als ein anderer Reisender, ein junger Mann, angefahren kam, den das Schneegestöber ebenfalls nöthigte, hier zu verweilen. Der junge Mensch schien in der schönen Tugend der Geduld noch nicht geübt zu seyn, wie das bei jungen Leuten gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt.

„Es ist zum toll werden! ich vergehe hier vor langer Weile", sagte er zu mir, als er kaum zehn Minuten hier gesessen hatte; „ich sollte so schnell als möglich nach St. Petersburg reisen, und nun hält mich das verdammte Wetter in diesem elenden Stübchen gefangen."

„Man muß Gott für Alles danken", sagte ich zu ihm, „denn wer weiß, ob das für unsere Reise so ungünstige und für unser Gemüth so unangenehme Wetter nicht zu unserem Wohl von Gott angeordnet ist."

Jetzt erzählte ich dem jungen Manne so Manches aus meinem Leben, wo gerade Dasjenige, das ich Anfangs als mein Unglück betrachtete, die Quelle meines Glückes war. Möchten wir doch niemals den Glauben verlieren, daß Gott die ewige Liebe, Weisheit und Allmacht ist, dann würden wir in allen Widerwärtigkeiten des Lebens die Gewißheit haben, daß Alles, was uns Widerwärtiges begegnet, voraus gesetzt, daß unser Wille gut ist, zu unserem Wohl gereicht, wo nicht für dieses arme Leben,

Digitized by Google

so doch gewiß für jenes Leben, das hinter dem Grabe beginnt. Gott kann kein Stiefvater gegen diejenigen seiner Kinder seyn, die da meinen, daß sie vor vielen Andern die Unglücklichsten seyen. Er liebt uns Menschen in gleichem Maße, und scheint auch Einer vor dem Andern viel glücklicher zu seyn, so bleibt doch der alte Satz wahr: „Daß nur im Glauben und in der Ergebung zu Gott wahres Glück existirt."

Mir kam gleich Anfangs vor, daß der junge Mann sich unglücklich fühlte, und er war's auch wirklich, wie ich späterhin erfuhr, denn seine Familie hatte einen großen Verlust erlitten.

„Wollen wir uns nicht mit Kartenspielen die Zeit etwas vertreiben?" sagte er nach einer Pause.

Also ein Spieler, dachte ich in meinem Sinn. Ein Feind alles Kartenspiels, lehnte ich seinen Vorschlag höflich, aber mit Bestimmtheit von mir.

Wir saßen darauf einige Minuten schweigend da, als ein dritter Passagier, ein freundlich und einfach gekleideter Mann, zu uns herein kam. „Ach Gott, welches unfreundliche Wetter!" seufzte er tief auf, als er uns freundlich gegrüßt hatte. Er setzte sich neben uns; wir waren uns einander fremd. Schien mir der junge Mann unglücklich zu seyn, so kam mir dieser Mann recht glücklich vor. Mit Wohlgefallen betrachtete ich das gesunde und freundliche Gesicht dieses heitern Menschen; ein anmuthiges Lächeln bewegte beständig seine schönen Lippen. Wir unterhielten uns angenehm, indem wir über Dies und Jenes sprachen. Aus den verschiedenen Fragen, welche dieser Mann an den jungen Menschen richtete, ging hervor, daß er dessen Familie dem Namen nach kannte. Es trat ein kleines Schweigen zwischen uns ein, das durch den zudringlichen Kartenspieler unterbrochen wurde.

„Ist Ihnen vielleicht gefällig, eine Partie zu machen?" fragte er den Mann mit der lächelnden Miene; „dieser Herr da mag nicht spielen", fügte er hinzu und deutete auf mich. „Beim Kartenspiel vergeht die Zeit noch einmal so schnell, das Schneegestöber läßt noch nicht nach, und es ist unmöglich, in den Strömen des Windes eine Werst weit zu fahren. Ist Ihnen gefällig, mit mir zu spielen?"

„Meinetwegen, wie hoch wollen Sie spielen?" versetzte der Mann mit der lächelnden Miene.

„O, mir ist es gar nicht um's Gewinnen zu thun", antwortete der junge Mann zu meinem Erstaunen; „ich möchte nur zum bloßen Zeitvertreib spielen, im Fall Solches einiges Interesse für Sie hat. Also auf Scheremetjew's Rechnung wollen wir spielen?"

„Meinetwegen, also auf Scheremetjew's Rechnung!" antwortete der freundliche Mann.

Der Stanzionysmotritel, der das Gespräch mit anhörte, hatte schon die Karten bei der Hand; denn mit solchen, mir immer verhaßt gewesenen Gebetbüchern, die aus 52 Blättern bestehen, kann der Poststationsaufseher zu jeder Zeit aufwarten, die Karten gehen bei ihm nie aus, weil er, dem allgemeinen Gebrauche in Rußland zufolge, mehr als das Doppelte des Einkaufspreises dafür erhält. Das Spiel begann, und ungeachtet meines Widerwillens gegen alles Kartenspiel, konnte ich nicht unterlassen, mich neben den Mann mit der lächelnden Miene zu setzen und seine Karten anzuschauen. Schweigend sah ich dem Gange des Spieles zu.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Hannover, 15. Oct. — Hann. Morg.) Am Abend des letzten Sonntags fand eine Generalversammlung aller Theilnehmer an dem hier nach dem Muster des Berliner Vereins gegründeten Liedke'schen Sparverein statt. Aus der Mitte der Theilnehmer, welche sehr zahlreich versammelt waren, wurden 9 Männer gewählt, von welchen 3 durchs Loos berufen werden sollen, in Gemeinschaft mit dem Vorstande den Ankauf von Kartoffeln zu besorgen, auf den sich für dieses erste Jahr die Wirksamkeit des Vereins beschränken muß. Die Einrichtung, daß über die vom Verein gesammelten Summen durch frei von ihm gewählte Vertreter selbst mit verfügt wird, wird sich in der Folge als eben so zweckmäßig bewähren, wie sie gerecht ist. Nichts schadet Vereinen mehr, als wenn sie einen bureaukratischen Charakter affectiren und in Vielregiererei und in Vielschreiberei Behörden gleichzukommen suchen. Die Zahl der Theilnehmer beträgt 264, größtentheils Familienväter, die auf den Erwerb des Tages angewiesen sind, und Wittwen; die meisten ersparen wöchentlich 2 Gutegroschen, manche 4 Gutegroschen, das Maximum der Beiträge ist 8 Gutegroschen. Der Verein nahm die ersten Beiträge am 11. Juli an und wird bis zum 31. October damit fortfahren. Im nächsten Jahre wird unter den günstigen Wirkungen, welche die diesjährige reiche Ernte, so Gott will, auf die Verhältnisse der ärmeren Klassen üben wird, der Verein sich so weit ausdehnen, daß er nicht allein für Kartoffeln, sondern auch für Feuerung und, wenn es irgend möglich ist, für die Miethe des Winters sparen wird. Hr. Pastor Grotefend hat die Idee des Liedkes, dieses ächten Volksfreundes, hierher verpflanzt und sie mit Eifer ausgeführet. Sehr zu wünschen ist, daß in den nächsten Jahren Liedke-Vereine sich in recht viel deutschen Städten bilden mögen.

(Mainz, 9. Oct. — Trier. Z.) Viel Aufsehen erregt hier der muthwillige Gebrauch, welchen einige preußische Soldaten von ihren Waffen machten. Letztere griffen nämlich, wahrscheinlich im Zustande der Trunkenheit, zwei junge Männer aus unserer Stadt ohne die geringste Veranlassung, wie es heißt, mit ihren Säbeln an und verwundeten besonders einen jungen Arzt an einem zur Ausübung seiner Kunst unentbehrlichen Theile. Der Arzt L. wollte nämlich den Hieb von seinem Gesichte abwehren und trug dadurch eine ernste Verwundung an seiner Hand davon. Hier zeigt sich wieder, wie gefährlich es ist, wenn man gemeinen Soldaten zwecklos im gewöhnlichen Leben eine Waffe in die Hand gibt, welche sie so leicht mißbrauchen können. Bei uns geht der Soldat in die Kirche, auf den Spaziergang, in die Schenke und sonst wo immer mit seinem Säbel an der Seite, und es liegt sicher weder in der Bildung noch in der Moralität dieser Leute eine Garantie dafür, daß sie ihre Waffe nicht mißbrauchen. Was hat es für einen Zweck, den Soldaten im Leben dem Bürger gegenüber zu bewaffnen? Dem Bürger ist bei Strafe das Tragen der Waffen untersagt — und der ungebildete Soldat muß in den goldenen Friedenstagen in Freundes Stadt stets mit dem Schwerte umgürtet einhergehen und den Bürger bedrohen. Die öffentliche Meinung kann sich nicht laut und energisch genug gegen diese gefährliche Einrichtung erklären!

Die Sonnen-Finsterniß vom 9. Oct. war zu Leipzig fast von Anfang bis zu Ende sichtbar. Während der Dauer der Verfinsterung sank das Thermometer über einen Gr. R., die eintretende Dunkelheit war sehr merklich. (K. Z.)

Der Genuß des Pferdefleisches scheint auch in Weimar Liebhaber zu finden. Stadträthlicherseits wurde in diesen Tagen seit dem Frühjahre schon das fünfte Thier dieser Art ausgeschlachtet und verspeis't. Während man die beiden ersten Male Mühe hatte, das Fleisch unentgeltlich los zu werden, ging es dies Mal reißend weg für Geld. Die Fleischmasse war binnen einer Viertelstunde vollständig vergriffen, und selbst Familien höherer Stände haben Versuche gemacht, das bestehende Vorurtheil gegen den Genuß des Fleisches von einem der reinlichsten Thiere zu überwinden.

Digitized by Google

(Aus dem Regierungsbezirk Bromberg, im Oct.) Die von dem Oberlandesgericht zu Bromberg deputirte Kommission zur Untersuchung und Aburtheilung gegen die Theilnehmer der im Mai d. J. in Gnesen und Wittkowo stattgehabten Tumulte veröffentlicht eine Reihe von Erkenntnissen gegen die Tumultuanten. Diese Erkenntnisse lauten auf Gefängniß, Zuchthaus und, fast mit alleiniger Ausnahme der betheiligten Weiber, auf Verlust der National-Kokarde und 20 bis 40 Peitschenhiebe resp. Stockprügel. Von 118 Verurtheilten, worunter 18 Weiber, haben 73 Hiebe als Zugabe erhalten. Im Ganzen ist auf 1700 Hiebe erkannt! (Düsseld. Ztg.)

Die Times behauptete kürzlich in dem Nekrolog, welchen sie ihrem verstorbenen Eigenthümer, John Walter, widmete, daß Letzterer einen „Deutschen" Namens König bei Erfindung der mechanischen Buchdruckerpresse großmüthig unterstützt habe. Hr. Richard Taylor hat jetzt im „Philosophical-Magazine" die Unwahrheit dieser Behauptung nachgewiesen und dargethan, daß Hr. Walter nicht einen Heller hergegeben, sondern dann, als die Erfindung gelungen und patentisirt war — nicht als großmüthiger Mäcen oder Medici, sondern als ganz ordinärer Spekulant, — zwei dieser nützlichen Maschinen bestellte und in seiner Druckerei aufrichten ließ. (Rhein. Beob.)

Korrespondenz.

Hamburg, 10. Oct.

Felix Mendelssohn's „Elias."

Gestern haben wir ein Musikfest, einen musikalischen Hochgenuß gehabt, wie er uns in so großartiger Vollendung seit Jahren nicht geboten wurde.

Von Kiel und von der Ostsee Strand,
Von Lübeck, aus Hannoverland

waren Kunstfreunde herbeigeeilt, so daß der große Saal der Tonhalle, der über 1200 Personen faßt, gedrängt voll war. Felix Mendelssohn's Oratorium „Elias" wurde, zum Besten der beiden im Bau begriffenen Hauptkirchen, unter Leitung unseres Kapellmeisters Krebs, zur Aufführung gebracht. Mendelssohn's „Elias" ist ein Werk, das am schlagendsten den Vorwurf widerlegt, als ob unsere Zeit für das Hohe und Gediegene, für die religiöse Dichtung mit einem Wort, weniger Begabung zeige. Dieser „Elias" ist, wie der alttestamentliche, voll göttlicher Begeisterung und, wie einst Elias den Baalspriestern gegenüber, hat der Dichter desselben seine hohe, erhabene Sendung allen Afterpriestern und Irreleitern des guten Geschmacks vor allem Volke offenbart. Mendelssohn's „Elias" ist ein genialer Wurf, ein Kunstwerk wie aus einem Gusse, das in seiner Gesammtheit, wie im Einzelnen tief ergreifend, anregend und begeisternd wirkt. Mag vielleicht im ersten Theil manche einzelne Nummer sich nicht durch ungewöhnlichen Schwung und Eigenthümlichkeit gerade auszeichnen, so gehört der Chor der Baalspriester und das stürmische Flehen des Volkes gewiß zu dem Herrlichsten und Großartigsten, was in dieser Art geleistet worden, während im zweiten Theile, wo die schwindende Kraft des Propheten sich nach der ewigen Heimath sehnt, mehr ein tief-elegisches, wehmüthiges Gefühl den Grundton bildet. Allein die Ausführung bietet ungeheure Schwierigkeiten; die gestrige war von der Art, daß der Dichter, der in Berlin eine solche selbst vorbereitet, sich gewiß daran erbaut haben würde. Krebs hatte, was keinem Andern möglich ist, sämmtliche musikalische Kräfte zu diesem Zwecke vereinigt, die Theaterkapelle, die Musiker des Hrn. Sungl und andere tüchtige Talente, insgesammt über 100 Musiker; die Singstimmen und Chöre waren durch die ersten Talente unseres Stadttheaters, den Chor der beiden Theater und viele talentvolle Dilettanten besetzt. Ganz vorzügliche Anerkennung verdienen die Trägrr drr Hauptpartieen, der Baßist Hr. dalle Aste, der mit seiner markigen und so zu Herzen dringenden Stimme einen unauslöschlichen Eindruck machte, und Fräul. Michalesi, die in ihrer zarten und sinnigen Weise in glockenreinen Tönen die Worte des Engels zum Entzücken vortrug. Ueber beide Sänger schien, möchte ich sagen, eine höhere poetische Weihe gekommen zu seyn. Nicht minder trefflich wirkten die Damen Badnigg, Cornet, Zehringer, Jacques, Trietsch, wie die Herren Clement, Ditt, Kays, Kümpel ꝛc. in den Solis und Chorgesängen. Krebs bewährte sich abermals als erfahrenen und siegesgewohnten Feldherrn im Kampfe der Instrumente, der die ungestüm brausenden Tonwellen wie mit einem Blicke beherrscht. In Aller Augen las man freudiges Entzücken; doch war das tiefergriffene Publikum zu tactvoll, als daß es durch gewöhnlichen Theaterapplaus einen so ungewöhnlichen Kunstgenuß entweiht hätte.

Aus der Schweiz, 13. Oct.

In neuester Zeit hat neben den politischen Wirren in der Schweiz das meiste Aufsehen Hr. Prof. Pick erregt, der über Mnemonik Vorlesungen hielt. Lange hat nichts ein so allgemeines Interesse erweckt, und es sind diese glänzenden Resultate eben so ehrenvoll für ihn, als für die Schweiz, die zeigte, daß sie wissenschaftliches Streben zu würdigen weiß. Die Blätter aller Farben erschöpften sich im Lobe sowohl seiner eigenen Leistungen, als der Resultate, die Andere durch seine Methode erzielen. So schreibt ein Universitätsprofessor in Bern in einem dortigen Blatte, ein sonst braver Student, der aber durchaus kein Gedächtniß hätte, habe ihm gestanden, er habe, aus Pick's Vorlesung kaum heimgekehrt, sich aus der Sprachlehre vierzig Wörter herausgeschrieben, sie in wenig Minuten gelernt, und wisse sie noch, was ihm sein Lebenlang noch nicht geschehen. In Zürich fand er die glänzendste Aufnahme; er versammelte bei dem schönsten Wetter ein Auditorium von 300 Zuhörern, das bei den folgenden Vorträgen eher zu- als abnahm; aber auch in Bern, in Basel, dann in St. Gallen, wohin er von mehreren Seiten eingeladen wurde, hatte er alle Ursache, mit der Aufnahme zufrieden zu seyn. Ich erzähle Ihnen nur von seinen Erfolgen, von den Vorlesungen selbst haben Ihnen wohl andere Blätter berichtet. Da Pick nun die Schweiz verläßt und zunächst nach Frankfurt geht, so habe ich Ihre Leser auf diese Erscheinung aufmerksam machen wollen, die bei Ihnen gewiß die verdiente Anerkennung finden wird.

Ernst Mahrer's Vorlesungen betr.

Das in der Samstagsvorlesung wegen Mangel an Zeit aufgeschobene hochwichtige Schlußkapitel der Urgesundheitskunde soll in einer nachträglichen Vorlesung Dienstag Abends halb 7 Uhr im bekannten Lorale zur ausführlichen Verhandlung kommen und damit der Cursus geschlossen werden. Eintrittskarten für diese Vorlesung zu 9 kr.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind neuerdings folgende Beiträge eingegangen: von Hrn. v. Z. in W. fl. 11. 51 kr., von Aug. Rau. Ueberschuß der Kosten auf einem Turngang 34 kr., von A. R. fl. 2., von L. H. fl. 2., von Dr. H. fl. 2., von S. Dr. H. fl. 2., von H. M. fl. 2., von C. W. fl. 2., Ertrag der Sammlung auf dem Feldberg fl. 46. 3 kr., wovon, abzüglich der nach Reisenberg gesandten fl. 15. 51 kr., fl. 30. 12 kr. in Einnahme kommen. Indem der Empfang dieser Beiträge bescheinigt wird, erklären sich die Unterzeichneten zur Entgegennahme fernerer freundlichen Gaben bereit, über deren Eingang von Zeit zu Zeit öffentliche Bescheinigung erfolgen wird. — Frankfurt, 15. Oct. 1847.

Die Commission z. Erbauung eines Hauses a. d. Feldberge.

E. L. Hager, Cassier, Saalg., N. 142.
Dr. Häberlin, gr. Bockenh.-G., E. 134.
Senator Dr. Hessenberg, gr. Hirschgr., F. 65.
H. Meidinger, Bleichstr., D. IIIe. 2.
C. Wolff, Forstamtsrechner, in Sachsenhausen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Oct. Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Abth. und einem Nachspiel, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 290. Donnerstag, den 21. October 1847.

Vorahnungen.

Eine Erzählung, dem wirklichen Leben entnommen, von Max Rosenhayn.

(Schluß.)

„Zu denjenigen seiner Gewohnheiten, an welchen man eine Veränderung wahrnahm, gehörte auch, daß er gegen Abend zeitiger, als ehemals, das Bureau verließ, und sich nach dem heiligen Kreuz-Kirchhofe begab, um dort das Dämmerstündchen zuzubringen. Man sah ihn dort oft, wie er auf dem Leichenstein saß, der den Grabhügel seiner Frau deckte. Die Neugier der Leute fand ihn auch an jener einsamen Stätte heraus, jene Neugier, vor der sich nicht ein Mal die Thräne verbergen kann, die sich so gern dem zudringlich forschenden Auge der Menge entziehen möchte, um nicht am Ende gar mit Hohnlachen belohnt zu werden, wenn den Menschen die gar zu lange Erinnerung an das Unglück langweilig wird.

„Daher wußte man auch, daß, so wie der Unglückliche den Fuß über die Schwelle des Friedhofes gesetzt hatte, gleichsam ein ganz neuer Geist über ihn kam. Er schien dann wie aufzuleben; seliges Lächeln auf den Lippen, hob er die heitere Stirne höher, und eilte leichten Schrittes durch die Reihen der Leichenhügel zu dem Grabe seiner Gattin. Dort setzte er sich nieder, sang und führte Gespräche, als sähe er sich in zahlreicher Freundesgesellschaft. Es muß einen schauerlichen Anblick gewährt haben, wenn er oft, bei heiterem, stillem Wetter, allerlei Andenken hervorholte und auf dem Leichensteine auseinander legte: vertrocknete Blumen, Bandschleifen, Stammbuchblätter u. dgl.; — ja bisweilen zog er sogar eine Flasche Wein aus der Tasche, füllte ein Glas, trank seinen unsichtbaren Gästen zu und stellte es wieder gefüllt der Reihe nach vor allerhand zerknitterten Papierzetteln hin, als nöthige er die Dabeisitzenden zum Bescheidthun.

„So brachte er manche Stunde froh in Gesprächen hin, von denen der Lauscher nur die eine Hälfte vernehmen konnte, ohne auch diese zu verstehen. Kasimir aber sah und hörte seine Gäste; wenn der Abend dunkelte, verabschiedete er sich mit ihnen, nahm seine Andenken zusammen und ging heim; und so wie er das Kirchhofsthor hinter sich hatte, war auch mit einem Male der Glanz seiner Augen verloschen, die Heiterkeit aus seinen Zügen verschwunden, als hätte er seine eigentliche Seele bei den Todten zurückgelassen und nähme nur den Körper zu den Lebenden mit.

So trieb er es ein ganzes Jahr lang. Mittlerweile kam der Herbst heran, mit ihm auch der Jahrestag des Todes seiner Frau. Die Angehörigen wollten seine alten Wunden nicht wieder aufreißen; sie erwähnten der Verstorbenen mit keinem Worte, und gedachten in aller Stille einen Trauergottesdienst für sie abzuhalten. Aber Kasimir hatte dafür ein gutes Gedächtniß und traf bei Zeiten seine Vorbereitungen; er hatte bisher keine Trauer getragen, jetzt ließ er sich einen Traueranzug machen, zog ihn am Todestage an, und ging so aufgeputzt, einen großen Strauß feischer Blumen in der Hand, zeitiger als gewöhnlich, auf den Kirchhof. Lange blieb er hier im Gebet versunken, hatte dann lange Unterredungen, und zog darauf einen Pack Schulhefte von der Hand seines verstorbenen Bruders aus der Tasche, sah diese durch und machte seine Bemerkungen dazu, auch hatte er eine Menge alter Briefe mit; diese las er, unterhielt sich dann wieder mit seinen unsichtbaren Gästen, trat dann auch an die übrigen Grabdenkmäler heran, las die Inschriften und sprach laut dazwischen, bis denn auch der späte Abend kam. Mit klarem Lichte stieg der Vollmond am Himmel herauf, er heftete seine Augen, in denen Freudentheänen blitzten, auf ihn, es herrschte rings eine wahrhafte Grabesstille, — da plötzlich huschte hinter einem niedrigen Busch, der ein nahes Grab beschattete, eine dunkle Gestalt hervor, als wüchse sie aus dem Erdboden, und schlug eine höhnische Lache auf, die sein Ohr traf wie der Stich eines spitzen Dolches. Er sah sich um, und alle Freude, alle Sehnsucht und Schwärmerei war mit einem Mal weg; die Gestalt war sein Verfolgergeist, jener alte Vorläufer alles Unheils!

„Der helle Mondesstrahl beleuchtete das widerliche Gesicht des Alten, zum ersten Male sah Kasimir sein Gespenst lebendig, Aug' in Auge vor sich, kaum zwei Schritte entfernt, grinsten ihn jene Züge an, die ihm selbst im Traume Entsetzen eingejagt hatten. Der Alte lachte und rief mit heiserer Stimme: „Ha! jetzt hab' ich Dich endlich! jetzt bist Du mein — — fürchte Dich nicht — kein Gespenst, ein Mensch nur bin ich." Damit legte er die kalte knochige Hand auf Kasimirs Kopf, wie ein Löwe die Tatze auf seine Beute legt, und lachte abermals hell auf.

„Erinnerst Du Dich noch, wie Dein Vater starb? — Weißt Du auch, durch wen? — Ich war's, der ihn umbrachte! — Oho, Du hast ein prächtiges Gedächtniß, aber keinen sehr scharfen Verstand — ein so leichtes Räthsel, und Du konntest es nicht herauskriegen! Ich will es Dir jetzt ganz lösen: denn glaub' mir, Du machst mir schon Langeweile. Dachte ich doch wahrhaftig, Du seyst jetzt so recht unglücklich, Du habest auch nicht eine frohe, zufriedene Minute, — und Du bist hier alle Tage eine volle Stunde ganz glücklich. Ich schleiche Dir schon lange hierher nach. Nein! so darf es nicht noch länger fortgehen! ich bin des Spieles überdrüssig, ich bin alt, kann alle Tage sterben, und ich würde keine Ruhe im Grabe haben, wenn ich wüßte, daß Du täglich auch nur eine einzige glückliche Minute hast. — Ich muß Dich heute aus der Welt schaffen! Was geht's mich an, Himmel oder Hölle! ist meine Rache nur erfüllt, so soll mir überall wohl seyn. Ja, so recht wohl seyn wird mir! — Dein Vater ließ meinen Vater todtschlagen, dafür machte ich Deinen Vater kalt und werde auch Dich todt machen. Was kann ich dafür, daß Du ein so zähes Leben hast, wie eine Kröte? Das muß wohl in Eurem vermaledeiten Blute stecken; ein Anderer in Deiner Stelle wäre schon hundert Mal abgefahren. Jammerschade, daß

Digitized by Google

Du keinen Sohn hast, auch er sollte mir unter meine Fäuste. — O, ich habe fürchterlich gelitten. — So viele Jahre wich ich, wie Dein Schatten, nicht von Deiner Seite, in jeden Deiner Fußtapfen setzte ich meine Ferse — ich wollte, daß Du meinem Gesichte in Deinen Träumen, auf allen Deinen Wegen und Stegen begegnen solltest . . . Deine Frau war guter Hoffnung — ich wollte, daß auch Dein Kind Dich mit den Zügen dieses meines Gesichts begrüßen sollte. Ich sehe hübsch aus, gelt? Hab' ich Recht? sieh mich ein Mal an, —" und er fletschte ihm seine blutigrothen Augen, seinen zahnlosen Gaumen entgegen; Kasimir rührte sich nicht. — „Ich wollte Deiner Frau nur einen tüchtigen Schreck einjagen, allein der Spaß gelang nicht ganz; Dein Weib hatte den Tod davon. Was war ich aber auch für ein dummer Kerl! so alt und noch so einfältig, zu vergessen, daß Jeder, der mich erblickt, in die andere Welt spazieren muß! — Deinem kleinen Bruder hatt' ich nur ein einzig Mal in die Augen gesehen und nur einen einzigen Hieb mit der Krücke über den Kopf gegeben, gleich war er zum Henker, — nur Du allein hast einen harten Schädel. Aber Das muß wahr seyn, ein prächtiges Gedächtniß hast Du! — wie schön Du Dich meiner zu entsinnen wußtest! Hattest mich doch nur bei'm Pulverblitz hinter den Fensterscheiben gesehen, und dennoch nach so vielen Jahren, gleich auf dem Fleck, mich wieder erkannt! — den Teufel, das nenne ich mir ein prächtiges Gedächtniß! — meine Handschrift freilich kanntest Du nicht, ich habe um Deinetwillen noch schreiben gelernt; — darum verfielst Du auch gar nicht darauf, wer wohl die Nachrichten über Dich geschrieben haben konnte, — ha, ha! — jene saubern Briefe an den Vater des Herrn Stanislaus und Hedwigs Vater! — so, ich habe mehr dergleichen geschrieben! — Na, was verdrehst Du denn so die Augen? — ganz so, wie Dein seliger Vater, als ich ihm —"

„Das war genug! Kasimir richtete sich empor, erhob seine beiden Fäuste, fest geballt, wie zwei Hämmer, und warf sich mit dem Wuthgeheule des Tigers auf den Alten. Aber dieser bückte sich mit geschickter Wendung, sprang laut auflachend zur Seite, packte ihn mitten um den Leib, und nun begann ein entsetzliches Ringen auf dem Leichensteine, ein Ringen auf Leben und Tod, wobei man keinen Laut weiter vernahm, als dann und wann ein schweres Aechzen, ein Zähneknirschen und das Anschlagen der Hirnschädel wider die Marmorplatte des Leichensteines. Kasimir wäre erwürgt worden, aber der Todtengräber hatte in der Stille der Nacht den Lärm vernommen und war hinzugeeilt. Doch der Alte hatte, trotz seiner Wuth, die Schritte des Nahenden vernommen und noch schnell genug das Opfer seiner Rachgier losgelassen. Eben trat der Mond hinter schwarzes Gewölk und hüllte die Erde in Dunkel. Der Alte verlor sich in den Schatten der Nacht; Kasimir aber blieb ohnmächtig am Boden liegen und verfiel mehr und mehr seinem stillen Wahnsinne, bis die letzte Kraft seines Geistes in ihm gebrochen."

Das unverhöffte Glück.

(Eine Anekdote aus dem Leben des Grafen *..... Von Joh. Phil. Simon.)

(Schluß.)

Ich habe schon manchen Spieler am Kartentische gesehen, allein einen so gewandten und ruhigen, als dieser Mann war, sah ich in meinem Leben nicht. Er verlor Schlag für Schlag, aber nichts war im Stande, auch nur einen Augenblick sein Lächeln zu verscheuchen. Es ist wahr, es 'ging nur auf Scheremetjew's Rechnung; aber um desto mehr war die Geduld an diesem Manne, da er doch ein ausgezeichneter Spieler zu seyn schien, zu bewundern. Wohl jedem Spieler, der seine Ruhe behält, wenn ihm die launische Glücksgöttin nicht hold ist! Wenn sie sich einmal von ihm abgewendet hat, dann hilft kein Aerger, es hilft kein Wechseln der Karten und Plätze, keine Mannichfaltigkeit im Abheben — es hilft nichts! die Karten fallen schlecht für ihn.

Die Herren mochten vielleicht eine Stunde gespielt haben, als der junge Mann mit Selbstgenügsamkeit ausrief: „Wie viel hätten Sie schon verspielt, mein Herr, wenn wir, wie ich neulich spielte, den Point zu 25 Rubel machen würden?" Dabei schrieb er sich die Points mit solcher Sorgfalt an, als ob es wirklich um Geld gegangen wäre. „Spielen Sie auch manchmal zu 25 Rubel den Point?" fragte er eine Weile darauf. — „Ich spiele nie anders!" versetzte der Mann mit der lächelnden Miene, „jedoch mache ich dann eine Ausnahme von der Regel, wenn Jemand durchaus zu 50 Rubel den Point spielen will." — „Zu 50 Rubel den Point?" staunte der glückliche Spieler, und sah seinen Mann mit etwas großen Augen an. — „Ei, warum denn nicht?" entgegnete dieser. — „Nun, so wollen wir doch des Spaßes wegen so spielen, als ob es zu 50 Rubel den Point ginge; denn ich möchte nur sehen, wie viel ich heute gewinnen würde, wenn wir zu einem solchen enormen Preis spielten, indem die Glücksgöttin mir nur dann am holdesten ist, wenn es das wenigste Interesse für mich hat. Also zu 50 Rubel den Point; versteht sich von selbst, nur auf Scheremetjew's Rechnung!" — „Wohlan, zu 50 Rubel den Point!" stimmte der Mann mit seiner lächelnden Miene ein. Aus diesem Betragen des jungen Mannes ging deutlich hervor, daß er gar kein Spieler im eigentlichen Sinne des Wortes war, wie ich Anfangs glaubte, und er kam mir jetzt vor, wie ein dummer Knabe, der ein Glück darin findet, viel Nullen zu gewinnen. Deshalb glaube ich denn auch, daß sein angebliches Spielen zu 25 Rubel den Point, dessen er vorhin erwähnte, nichts weiter war, als eine belachenswerthe Prahlerei. Was mich aber bei dirser Sache wunderte, war, daß der andere Herr, der doch ein ausgezeichneter Spieler zu seyn schien, die Geduld nicht verlor. Endlich trat ein Postknecht ein und sagte: „Das Schneegestöber hat nachgelassen, meine Herren, man kann jetzt recht gut fahren. Befehlen Sie, vorzuspannen?" — „Ja, spann' an!" riefen wir alle Drei wie mit Einer Stimme, „wir fahren sogleich!"

Ehe jedoch der glückliche Spieler vom Tische aufstand, rechnete er sorgfältig seine gewonnenen Points zusammen und sagte: „Mein Herr, ich habe nicht weniger als 12,000 Rubel gewonnen; man sollte meinen, es sey unmöglich, und doch in der That, es macht 12,000 Rubel aus, die ich gewonnen habe. Dies Geld muß nun Scheremetjew auszahlen", fügte er lächelnd hinzu. Der freundliche Mann nahm sogleich seine Brieftasche heraus, suchte eine Weile darin, darauf nahm er zwei Bankbillette heraus, eins zu 7000, das andere zu 5000, legte sie seinem Sieger auf den Tisch und sagte: „Empfangen Sie Ihr Geld." Er sprach dies mit einem solch' würdigen Ernste, daß alle Gedanken an Spaßmacherei weit in den Hintergrund traten. In diesem Momente bot der glückliche Spieler einen höchst interessanten Gegenstand für den Psychologen dar. Vor Staunen fast außer sich, sagte er mit bebender Stimme: „Mein Herr, was soll . . . Sie treiben Scherz mit mir; wir haben ja nur auf Scheremetjew's Rechnung gespielt; wie kann ich das Geld annehmen?!" — „Ganz recht", fiel ihm der Mann mit der lächelnden Miene in die Rede, „wir spielten auf Scheremetjew's Rechnung; wenn ich aber diese Rechnung auszahlen will, so kommt Ihnen zu, Ihr gewonnenes Geld in Empfang zu nehmen, also bitte ich Sie, es einzustecken." — „Aber Sie treiben ja einen seltsamen Scherz mit mir!" — „Nein, ich rede in vollem Ernste; wir haben auf Scheremetjew's Rechnung gespielt und ich bin Scheremetjew. Es wäre beleidigend für mich, wenn Sie verhindern wollten, daß Scheremetjew seine Rechnung auszahle, und deshalb bitte ich Sie, Ihr Geld in Empfang zu nehmen. Scheremetjew ist nicht gewohnt, Rechnungen, die er auszuzahlen hat, auf die lange Bank zu schieben. Sie

Digitized by Google

haben vorhin gesagt, Scheremetjew muß dies Geld auszahlen, ich halte Sie beim Wort."

Groß war jetzt mein Erstaunen, aber das des glücklichen Spielers war viel größer noch. Wir Beide kannten den reichen Scheremetjew dem bloßen Namen nach, und er hatte sich uns auch nicht bis auf diesen Augenblick zu erkennen gegeben. Der glückliche Spieler leistete dem Befehl des großmüthigen Mannes Folge und nahm das Geld in Empfang. Also wieder ein schöner Ring in der Kette meiner Erfahrungen, dachte ich; wieder ein glänzender Beweis, wie Das, was unserm beschränkten Auge widerwärtig scheint, sehr oft die Quelle unseres Wohls ausmacht. Der junge Mann wollte vor Unmuth über das unfreundliche Wetter vergehen, und am Ende war es doch die einzige Ursache, die ihm zu 12,000 Rubeln verhalf, und zwar zu einer Zeit, wo sie ihm mehr nützten, als zu einer andern das Dreifache, wie ich späterhin erfuhr. Möchten wir es doch zur wahren Herzensgewohnheit machen, wie der weise Augustinus, der da bei allen Vorfällen, welcher Art sie auch seyn mochten, sagte: „Man muß Gott für Alles danken!"

Ich muß Ihnen noch bemerken, fügte der Anekdotenerzähler hinzu, daß Scheremetjew, wie ich auch schon oben bemerkte, den jungen Mann dem Namen nach kannte; er war aus einer vornehmen Familie, welche aber kurz vorher das Unglück hatte, von einem gewaltigen Schicksalsstreiche getroffen zu werden, wodurch deren Vermögensumstände in eine gefährliche Lage gerathen waren. —

Wer das edle Herz Scheremetjew's kannte, der wird sich auch jene Geduld erklären können, mit welcher er so lange am Kartentische sitzen konnte, ein so langweiliges Spiel zu spielen.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 14. Oct.) Der Oesterr. Beob. entnimmt jetzt dem in Pesth erscheinenden „Spiegel" folgenden Bericht über den schon erwähnten Unfall, der sich bei der Rundreise Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Stephan durch Ungarn ereignet hat: „Nachdem Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Stephan am 6. Oct. in Raab angelangt war, wo Höchstderselbe, so wie überall, mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurde, wurde er am 7. in Komorn erwartet. Schon ein paar Tage vorher sammelten sich die Banderien, bestehend aus Adeligen des komorner Komitats, zu Pferde; in allen Gassen sah man eifrig an der Ausschmückung der Häuser arbeiten; alle Fenster waren mit Blumenguirlanden geschmückt und mit Nationalfahnen versehen. Die Donau-Ufer waren wie durch einen Zauberschlag in eine schöne Allee verwandelt und mit grünen Rasen belegt. Vor dem Dampfschiffs-Landungsplatze, entlang der Allee, auf der Piloten-Brücke am Donau-Ufer, so wie in der Raitzengasse, waren Tausende von Menschen aufgestellt. Bei dem Dampfschiff-Büreau sammelte sich das Volk um 8 Uhr Morgens. Die Banderien der Adeligen waren auf dem Damm, welcher bei der großen Donau-Brücke ist, aufgestellt; weiter unten die uniformirte Bürger-Miliz mit ihrer Bande, die inzwischen abwechselnd Nationalstücke spielte. Der Erzherzog, in dessen Begleitung sich auch Erzherzog Joseph befand, schien sehr heiter. Er bestieg mit dem Grafen Nadasdy den Wagen und fuhr in die Stadt über die verhängnißvolle Brücke. Allein kaum einige Minuten darauf war das Entsetzen und die Verwirrung eben so groß als früher die Freude: — der Brückenfußsteig und das Geländer der Brücke erlogen der ungewohnten Menschenlast und brachen unter fürchterlichem Krachen zusammen. Gegen 200 Menschen stürzten von der Höhe in die Donau, da ungefähr drei Joch des Fußsteiges einbrachen. Der Lärm war groß — Alle schrieen nach Hülfe; von den Dampfböten und Mühlen eilten Rettungskähne herbei, man rettete, so viel man konnte, aber ungeachtet dessen fanden, so viel man bis jetzt weiß, gegen vierzig Menschen den Tod! Und noch Nachmittags war man mit dem Suchen beschäftigt. Mehrere Todte sah man auf dem Ufer ausgeworfen. Unser geliebter Erzherzog, um den Alles besorgt war, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie immer, im schönsten Lichte. Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Joseph fuhren nach 12 Uhr mit dem Dampfboote „Sophie" nach Pesth, Erzherzog Stephan aber noch an demselben Tage über die Waag nach Neutra."

Die General-Versammlung des deutschen Mäßigkeits-Vereins zu Braunschweig hat am 11 d. M. beschlossen, zur Beförderung der guten Sache Agenten auszusenden, und am 12. (wo die Sitzung von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauerte) außer der Verhinderung des Branntweintrinkens noch die Beschränkung des Branntweinbrennens, namentlich auf den Domänen, zu empfehlen. Es kam dabei das Verhältniß der Branntweinbrennerei zur Landwirthschaft zur Sprache und wurde zu diesem Zwecke eine Preis-Aufgabe beschlossen. (Kass. Z.)

In Stockholm starb vor einiger Zeit die gefeierte schwedische Schauspielerin Emilie Hoegquist. Unter ihrem öffentlich versteigerten Nachlasse waren nicht weniger als 132 Schmuckgegenstände, meistens mit Brillanten besetzt; ein Sonnenschirm mit goldenem Griff und mit Rubinen geziert, und ein silberner Helm, den sie in der „Jungfrau von Orleans" trug. Dieser Helm war ein Geschenk der verwittweten Königin. Die Theater-Garderobe der Dem. Hoegquist bestand aus mehr als 400 vollständigen Costümen, welche sich alle durch ihre Eleganz auszeichnen. Der Werth des von ihr nachgelassenen Silbergeschirrs soll sich gegen 20,000 fl. C.-M. belaufen. (W. Thz.)

(Berlin. — Düsseld. Z.) Man unterhält sich viel davon, daß ein hier accreditirter Diplomat die Aufführung der bereits einstudirten Oper: „Cola Rienzi", zu hintertreiben sich bemüht, weil deren Sujet, obgleich der darin vorkommende Hauptheld im 14. Jahrhundert lebte, doch zu große Beziehungen auf die gegenwärtigen Vorgänge in Italien habe. Demnach dürfte diese kolossale Oper einstweilen noch ad acta gelegt werden.

„Jetztzeit" ist schon ein abscheulich klingendes Wort, das eine ordentliche Zunge kaum aussprechen mag, es zischt wie Wasser auf Kohlen gegossen; noch abscheulicher aber ist „Jetztmenschheit", ein Wortungeheuer, dessen Erfindung dem Rhein. Beobachter gebührt. (Weserztg.)

Korrespondenz.

Kassel, 17. Oct. *)

Da mein Artikel vom 10. d. Mts., worin ich nur eine interessante Thatsache mittheilen wollte, hier zu einigen Mißverständnissen geführt hat, so erlaube ich mir, zu deren Aufklärung noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen. Als sich dahier die Nachricht von dem Ereigniß mit den quecksilberhaltigen Münzen im Publikum verbreitete, glaubte dasselbe, es müsse nothwendigerweise entweder von den Beamten oder den über die Münzen befragten Technikern ein Fehler begangen worden seyn. Bald sollten sich diese mit ihrem Urtheil übereilt, bald die Polizei voreilig verhaftet, bald das Gericht zu langsam verfahren haben. Es hat sich indessen keine dieser Vermuthungen bestätigt. Der eine von den beiden Technikern erklärte auf der Polizei, daß die Münzen, dem Anschein nach, gegossen und mit Quecksilber überzogen seyen, daß er aber, ohne sie zu zerbrechen, keine Gewißheit darüber geben könne und bereit sey, sogleich eine mechanische Prüfung derselben vorzunehmen; diese

*) Von dem ersten Referenten des in nachstehendem Artikel erwähnten Vorfalls. (S. Nro. 286 der Didaskalia).

Digitized by Google

konnte ihm jedoch nicht gestattet werden, da das Corpus delicti vor der gerichtlichen Untersuchung nicht beschädigt werden darf; der andere Techniker sprach sich ebenfalls nur über die äußere Beschaffenheit der Münzen aus. Der Polizei-Direktor ist dazu verpflichtet, schon auf genügenden Verdacht, ohne den Thatbestand mit Sicherheit zu ermitteln, Verhaftungen vorzunehmen. Da nun in dem vorliegenden Falle unglücklicherweise der ganze Vorgang sehr verdächtig erscheinen mußte, so hatte er allen Grund zur Verhaftung. Der Untersuchungsrichter, als ein tüchtiger Geschäftsmann bekannt, hatte natürlich in einem so eigenthümlichen Fall mit der nöthigen Umsicht zu verfahren und dennoch wurde von ihm die ganze Sache schneller erledigt, als dies gewöhnlich bei unserem langsamen juristischen Geschäftsgang zu geschehen pflegt. Es ist also an dem ganzen Unglück der Angeschuldigten nur der Zufall schuld, der in dieser Angelegenheit eine höchst merkwürdige Rolle spielte. Das Beste ist, daß die Unschuld der Beklagten außer allen Zweifel gesetzt wurde. Auch darf man hoffen, daß der große Antheil, welchen das Publikum an ihrem Schicksal genommen, sie einigermaßen für die überstandenen Unannehmlichkeiten entschädige.

Aus dem Badischen, 14. Oct.

Erste Versammlung der badischen Lehrer und Schulfreunde zu Offenburg.

Sie haben in Ihrem Blatte von der Ankündigung dieser Versammlung Erwähnung gethan und da dieselbe den eigenthümlichen Charakter hatte, daß Lehrer von Volksschulen, Realschulen und Gelehrtenschulen, die sich sonst getrennt zu versammeln pflegen, sich hier zusammen fanden, um nicht nur ihre besonderen, sondern auch ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen, so interessiert es gewiß viele Schulfreunde unter Ihren Lesern, zu erfahren, wie sich diese Versammlung gestaltet hat. Alle, die daran Theil nahmen, werden mit mir darin übereinstimmen, daß dieser erste Versuch ihre Erwartungen übertroffen hat. Nicht, daß ich damit behaupten wollte, es seyen große Resultate erzielt worden. Wer wollte dies bei einer eintägigen Versammlung erwarten? Vielmehr waren durch die mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten, die man äußern hörte, durch die vornehmthuende Gleichgültigkeit, welche sich bei einem großen Theile der Lehrer an höheren Schulen kund gab, so wie durch die bei den Volksschullehrern bestehenden Parteiungen und Spaltungen die Erwartungen sehr herab gestimmt. Hatte man ja sogar schon im voraus die Versammlung verdächtigt, als wolle man politische Zwecke dabei verfolgen, und dadurch manche ängstliche Gemüther abgeschreckt. So kamen denn auch von 15 Gelehrtenschulen, die wir im Lande haben, nur 4 Direktoren, und 4 dieser Schulen waren nicht einmal durch einen Lehrer vertreten. Eben so traf von 18 der kleineren höheren Bürgerschulen kein Lehrer ein, und auf den Besuch der Volksschullehrer wurde von zwei entgegengesetzten Seiten nachtheilig eingewirkt. Die Partei, welche durch das in Mannheim erscheinende „Neue badische Volksschulblatt“ vertreten wird, bezeichnete die Offenburger Versammlung als den Tendenzen der Rückschrittspartei huldigend, und mahnte davon ab, während die Geistlichen, die man nicht besonders als von Gott eingesetzte Aufseher und Vormünder der Schulen, sondern nur, sofern sie wirkliche Schulfreunde seyen, eingeladen hatte, mit Mißtrauen auf die Versammlung hinblickten. Von den beiden katholischen Schullehrerseminaren war nur das eine vertreten, das andere freilich wegen der großen Entfernung einigermaßen entschuldigt, und daß von den Lehrern des protestantischen Seminars Niemand zugegen seyn werde, war bei der dort herrschenden extremen Richtung vorauszusehen. Dessenungeachtet war die Versammlung von etwa 30 Lehrern an Gelehrtenschulen, von einer gleichen Anzahl an höheren Bürgerschulen und Gewerbschulen, und von etwa 130 Volksschullehrern und geistlichen Schulfreunden besucht. Die Verhandlungen waren belebt und, nach den Protokollen zu urtheilen, in der Section der höheren Bürgerschulen sehr interessant. In der Abtheilung der Volksschullehrer traf die größere Zahl der Theilnehmer erst mit den vormittägigen Bahnzügen ein, weshalb dort die Berathungen spät begannen und fast nur die Frage wegen Gründung eines ständigen Vereins zum Gegenstande hatten. Diese Frage wurde unter 107 Abstimmenden von 54 bejaht und von 53 verneint. Auch in den gemeinsamen Berathungen der Generalversammlung, welche nach 12 Uhr erst begann, nahmen die Verhandlungen, welche zum Resultate hatten, daß im nächsten Jahre in Freiburg um dieselbe Zeit, wie dieses Jahr, eine ähnliche Versammlung statt finden und von dieser über die Gründung eines organisch gegliederten Vereins beschlossen werden sollte, fast die ganze Zeit ein. Ein hierauf gestellter Antrag, es möge die Versammlung den Wunsch aussprechen, daß zur Leitung des gesammten Schulwesens in Baden eine selbstständige, gemeinsame Oberschulbehörde in das Leben gerufen und dieser natürlich auch die Verwaltung aller kirchlichen und weltlichen Schulfonds übertragen werde, um in keiner Weise in ihren Anordnungen sich gehemmt zu sehen, ich sage, dieser Antrag hätte eine lebhafte Discussion zur Folge haben können, wenn nicht die Zeit allzu sehr gedrängt hätte. Indessen wurde der Antrag fast allgemein gebilligt und der Wunsch in das Protokoll niedergelegt. Wenn bis zur nächsten Versammlung der Stand der Dinge sich noch nicht geändert haben sollte, so möchte dieser Antrag der wichtigste Gegenstand zur weiteren Besprechung seyn, wie denn auch damit ein Beispiel gegeben war, daß der ganze Lehrerstand allerdings auch gemeinsame Angelegenheiten zu besprechen habe. — Hoffentlich ist durch diese erste Versammlung, welche alle Theilnehmer befriedigt verließen, der Anfang gemacht zu einem einheitlicheren Zusammenwirken der öffentlichen Unterrichtsanstalten zu dem gemeinsamen Zwecke wahrer Volksbildung. Schließlich möchte ich nur noch den Wunsch aussprechen, daß für die nächste Versammlung eine andere zweckmäßigere Eintheilung der Zeit mit Berücksichtigung der ankommenden und abgehenden Eisenbahnzüge festgesetzt werde.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die Sterne am Himmel und die Wassertropfen im Meere werden für unzählig gehalten; aber nicht minder sind dies die Bücher, und die Anzahl derselben wächst von Jahr zu Jahr. Als im Jahr 1841 H. G. Bohn's Riesen-Catalog seiner antiquarischen Büchersammlung erschien, glaubte man schon ein non plus ultra vor sich zu haben. Doch ist jetzt die erste Abtheilung eines neuen Catalogs erschienen, der aus drei Bänden bestehen und jenen früheren noch weit übertreffen wird. Die hier catalogisirte Büchersammlung enthält über eine halbe Million Bände und begreift fast alle Wissenschaften in sich. — In der komischen Oper in Paris werden zwei neue Opern einstudiert, zu denen beiden Scribe den Text geliefert hat. Die erste componirt Auber, die andere Reber. Auch die große Oper entfaltet viel Thätigkeit und scheint unter ihrer neuen Direction einen guten Fortgang zu nehmen. Halevy beherrscht das Repertoire; seine Jüdin und Favorite sind schon oft wiederholt worden und auch sein Karl VI. soll demnächst gegeben werden, da der Componist mit der Partitur noch verschiedene Aenderungen vorgenommen hat. — Zu den interessantesten Thatsachen, deren Schauplatz Friedberg in der Wetterau gewesen, gehört die, daß Luther bei seiner Rückkehr von Worms daselbst einen Tag zubrachte und denselben benutzte, um an den Kaiser Karl V. und die in Worms noch versammelten Stände des Reichs zu schreiben. Die von ihm geschriebenen beiden Briefe geben ein schönes Zeugniß von der Glaubenstreue und dem Muthe, die Luther'n beseelten. Ein einzelner Abdruck derselben ist neuerlich veranstaltet worden und wird Vielen um so willkommener seyn, als der Ertrag zum Vortheil der evangel. reformirten Gemeinde zu Wsetin in Mähren bestimmt ist, also zu einem Werke christlicher Bruderliebe. Das Schriftchen ist bei Karl Bindernagel in Friedberg für 6 Kr. zu haben.

Ein ganz neues Drama von Leuchtweis: „Der Herzog von Praslin“, ist bereits, wie die Allg. Theaterztg. berichtet, in Magdeburg und Würzburg zur Aufführung gelangt und ausgepfiffen worden. Alle Theaterdirectionen, welche es aufzuführen gesonnen sind, können es in Regensburg bei dem Verfasser für fl. 3. 20 kr. Reichswährung haben. Den Vorzug der Billigkeit muß man demnach besagtem Stücke lassen. — Nach der Allg. Theaterztg. hat A. Haake's „Banquerotteur“ in Frankfurt a. M. viel Glück gemacht und ist nach besagtem Blatte äußerst wirksam, spannt von Scene zu Scene und hat einen blühenden, zeitgemäßen Dialog. Wir wollen dem Berichterstatter seine Kunstansichten lassen; was aber das viel Glück machen betrifft, so wissen wir in Frankfurt nichts davon.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Oct. (Zum Erstenmale): Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel in 5 Abth., von Julius Mosen. Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in einem Act, nach Scribe und Mazères, von Lembert.

Donnerstag, 21. Oct. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 291. Freitag, den 22. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

I.

Kannst Du's rathen, was als Räthsel
In verschloss'ner Brust sich reget?
Kannst Du's deuten, was als Ahnung
Mächtig Deinen Geist beweget?
Ist es Träumen, ist es Wahrheit,
Was Du träumst mit off'nem Auge,
Oder in dem Schlafe denkest,
Angeweht vom Geisterhauche?
In der Menschenseele wohnet
Ein Geheimniß. Und die Frage
Findet erst die rechte Antwort — — —
Wenn verstummt der Erde Klage!

Hast Du schon einen Nachtwandler gesehen, wenn er, mit festgeschlossenem Auge sehend, sicher in dunkler Nacht über des Daches Firste wandelt, so sicher, als gähnte nicht rechts und links die Tiefe, in die ein Wachender schwindelnd stürzen würde — oder hast Du von einem solchen räthselhaften Wesen gehört? Sein Daseyn liegt über jedem Zweifel!

Hast Du von Menschen gehört, deren Traum prophetisch die Ereignisse ankündet, die da kommen? Die Gabe ist nicht beneidenswerth, aber sie leben, die sie empfangen haben!

Ist Dir von Menschen gesagt worden, deren Geist in wachendem Zustande der Welt, in der ihr Leib weilt, entrückt wird in höhere Regionen, wo höhere Geister ihrem Geiste erkennbar und verstehbar sind? — Es soll deren gegeben haben, und ihrer noch geben.

Hast Du gehört, daß Menschen in einen Zustand des Traumlebens verfallen, in dem Dunkles, Verborgenes, Geheimnißvolles ihnen klar wird? — Auch sie leben und haben gelebt, und an der Hand der Geschichte vergangener Tage will ich Dich hinleiten, daß Du ein Seelenleben kennen lernest, das räthselhaft genug war und alle jene Fragen uns vorlegt, auf die wir keine Antwort zu geben wissen, über die kein vornehmspottendes Lächeln, kein kalter Unglaube, keine hausbackene Weisheit hinaus hilft, die als eine Frage dastehen, als ein Räthsel, das nicht wohl zu lösen ist. —

Es ist ein Knabe, von dem ich reden will, den man in Franken, in Würtemberg, am meisten im gesegneten Taubergrunde zu der Zeit, als im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die Bauernunruhen begannen, die später in Bauernkriege auflohderten, unter dem Namen: „Das Pfeiferhännslein" wohl kannte, und der eine Weile im Bisthum Würzburg eine gewaltige Rolle spielte.

Er stand damals, als sein Namen Ruf bekam, in dem Alter, wo der Jüngling die Knabenschuhe austritt; wo der weiche Flaum auf der Oberlippe zu glänzen beginnt; wo die Stimme ihren vollen Klang wieder gewonnen hat; wo das Auge geistiger leuchtet, wo die Seele zum helleren Bewußtseyn erwacht; wo von knabenhafter Schüchternheit zu festem Sinne, bewußter Thatkraft und frischem Muthe der entscheidende Schritt geschehen ist. Er war eben keine außergewöhnlich kräftige Erscheinung. In seinem großen, blauen Auge leuchtete eine geistige Kraft, aber es sah auch eine tiefe Schwärmerei d'raus hervor. Die Stirne war hoch, gewölbt, klar, aber es lagen Falten darauf, die seltsam verschlungene Linien bildeten. Seine Gesichtsfarbe war bleich, kaum daß ein leises Roth die Wangen färbte, die nur dann, wenn er in großer innerer Erregung war, wunderbar glühten; dann sprühte das Auge Funken, und man konnte nicht lange hineinblicken. Aber es war schön, ungemein schön, dies geistreiche Antlitz, und die grobe Kleidung von schwerem Tuche, grauer Farbe, die filzene Kappe, die den Kopf umschloß, hinten über den Nacken herablief und, über der Stirne quer geschnitten, am Schlafe in gerader Linie abfallend, das goldene Haar in reicher Fülle hervorquellen ließ — sie vermochten nicht, ihm den Reiz zu rauben, den es auf jedermänniglich ausübte. In der Hand trug er einen Stock, über welchen die schillernde Haut einer Schlange gezogen war. An seiner Seite hing eine Tasche, in welcher er eine Rohrpfeife, eine sogenannte „Pan's pfeife", deren einzelne Rohrpfeifen, vom Baß in größerer Länge bis zu den höchsten Tönen in größerer Kürze aufsteigend, an einander gebunden waren, daß der Mund jegliches Liedes Weise spielen konnte, indem oben hinein geblasen wurde. Diese Pfeife steckte er in das Wamms, daß die Mündungen der Pfeifen mundrecht standen, und mit den Händen schlug er zu seinen Weisen eine kleine Trommel oder Handpauke. Seine Gestalt war schlank und im reinsten Ebenmaße.

Wo er zu Hause war? Wer könnte das sagen? aber seine Mundart wies hinauf nach Würtemberg. Vater und Mutter waren todt. Er zog alleine herum, bis er eine bleibende Stätte in Niclashausen fand.

Ueberall war er gerne gesehen, besonders bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen und Jahrmärkten, auch bei großen Wallfahrtsfesten fehlte er nicht, und in Wallthüren war er wohl bekannt. Er spielte gar hübsche Weisen und Tänze, und er trug viel zur Volkslust bei, wo er sich sehen ließ; daher er denn allerwärts willkommen war.

An Dem, was das Leben zu seiner Erhaltung heischt, fehlte es ihm nie. Ueberall gab's für ihn eine Herberge und eine freundliche Aufnahme.

Er verstand, schöne Geschichten zu erzählen, die aber alle jene Gränze berührten, wo das sinnlich Wahrnehmbare die Herrschaft an das dunkle Geistergebiet abtritt, und meist war es, wie er selber sagte, selbst Erlebtes. Zweifelte Jemand daran, so konnte er höchst leidenschaftlich erregt werden. Uebrigens hatte das Volk

Digitized by Google

einen so eigenthümlichen mährchenhaften Wunderkreis um ihn gebildet, daß es Niemanden einfiel, an Dem Zweifel zu hegen, was er sagte. War man ja doch gewohnt, ihn mit einer besondern Ehrfurcht und Scheu zu betrachten. Das Volk sagte: „Er fährt mit Frau Holle" und wer dies Geisterwesen des Volksglaubens kennt, wer es weiß, daß noch in unsern Tagen das Volk das Nachtwandeln, Traumwandeln mit dem Ausdrucke: „Mit der Holle fahren" bezeichnet, der kennt die Eigenthümlichkeit des Pfeiferhännsleins. Er war ein Traumwandler. Viele hatten ihn über Dächer wegschreiten sehen; Viele hatten ihn beobachtet, wenn er Nachts aufstand und hinausging, und da oft laut in unverständlichen Worten redete mit unsichtbaren Wesen; allein Dies war es nicht allein, was ihm die außergewöhnliche Bedeutung in den Augen des Volkes lieh. Es war thatsächlich anerkannt, daß er oft Menschen, die er zum ersten Male in seinem Leben zu Gesichte bekam, Dinge und Ereignisse mittheilte, die, außer ihnen, sonst Allen ein Geheimniß waren; Familienverhältnisse, die durchaus Niemand wissen konnte. Andern deutete er die Zukunft aufs genaueste. Und fragte man ihn, wer es ihm kund gethan, so sagte er: mein Engel oder die Jungfrau Maria. Weiter stand er nie den Fragenden Rede, und drang Eines in ihn, Rede zu stehen, so wich er von dannen.

Einst, es mochte in den Tagen des Frühlings 1472 seyn, war das Pfeiferhännslein in einem Dorfe bei Eßlingen. Der Bauer, wo er zur Herberge war, hatte seine einzige Tochter verheirathet. Der Knabe hatte eine ganze Nacht und einen Tag aufgespielt zum Tanze. Gegen den Abend des Tages sank er vor Müdigkeit und Erschöpfung um. Die mitleidigen Bauern trugen ihn in eine Kammer und legten ihn auf einen Moossack, die Betten jener Tage für den „armen Mann", wie sich das Volk nannte. Er erwachte nicht. Sein Schlaf schien dem Leibe eine krampfhafte Erstarrung gebracht zu haben. Gegen Mitternacht, als Alles stille geworden war und die Hochzeitmutter noch ein Mal durch das Gemach ging, um aufzuräumen, hörte sie in der Kammer den Knaben reden. Furcht trieb sie, es ihrem Manne zu sagen, und Beide kehrten nun zurück und öffneten leise die Thüre.

Das Licht ihrer Ampel fiel auf die aufrecht stehende Gestalt des Knaben, aber der Lichtreiz wirkte nicht auf seine festgeschlossenen Augen. Er schwieg eine Weile und neigte den Kopf so, als horche er auf Einen, der von oben her mit ihm redete. Bald darauf sprach er in eigenthümlich hervorgestoßenem, kurz abgebrochenem Tone: „Ja, ja, ich sehe ihn! Dort, dort, wo die untergehende Sonne auf die Tannen scheint, dort kommt er aus dem Walde hervor. Ich kenne ihn. Das Gesicht vergesse ich nicht. Was soll ich ihm sagen?" — Er horchte wieder, und fuhr dann fort: „Ich will's ihm sagen! Ha, es ist schrecklich, aber ich will's ihm sagen, und bei ihm bleiben, bis Alles erfüllt ist. Wann muß ich gehen?" — Er horchte wieder. — „Morgen! Und weit ist der Weg, weit durch Feld und Wald, Berg und Thal, Kluft und Steg, bis ich unten das Dorf sehe, wie ich es jetzt sehe, mit der alten Kirche — bis ich die Glocke höre, wie ich sie jetzt höre; bis ich die Burg sehe droben am Berge, wie sie schön ist! fast so, wie die, wo mein Mütterlein starb." Jetzt fing er an zu weinen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein landwirthschaftliches Werk.

(Das Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft für Schulen und angehende Landwirthe, von Adam Müller, Ackersmann auf der Sickinger Höhe in der bayr. Pfalz. Mainz, bei C. G. Kunze.) —

Vorbemerktes Lehrbuch verdient in einem vielgelesenen Blatt genannt und von einem größeren wirthschaftlichen Publikum gekannt zu werden.

Einfach und ohne Prunk erscheint unser trefflicher Gewerbsgenosse in dem anspruchslosen Gewand eines Ackersmanns. Diesem Namen macht Müller alle Ehre; denn er liefert uns in der That Praktisches. Sein Buch ist aus dem Leben hervorgegangen. Schwankende, hohle Theorien sind glücklich vermieden und nur solche aufs Leben angewendet, welche am untrüglichen Prüfstein der Erfahrung die Probe bestehen. Müller ist mit Lust und Liebe Landwirth; er ist ein Ackersmann, der die Wichtigkeit der Landwirthschaft für das Volk und den Staat, für die Industrie und den Handel erkannt hat, und der es versteht, den Werth derselben überzeugend darzulegen. Den Geist der Zeit hat unser Ackersmann klar erfaßt und wendet in der von ihm redigirten „Rheinischen Zeitschrift für Landwirthschaft und verwandte Gegenstände, Mainz, bei C. G. Kunze", die Theorien der Volkswirthschaft in seinen beliebten „Umschau-Artikeln" aufs Leben richtig an.*) Die Darstellung unseres Autors ist eine gefällige, abgerundete und gemeinfaßliche. Zum Belege des Vorstehenden lassen wir die Einleitungsworte des in Rede stehenden Lehrbuches folgen:

„Die Landwirthschaft ist unstreitig eine der wichtigsten Beschäftigungen der Menschen: sie nährt nicht nur alle Klassen der Bevölkerung, sondern liefert auch den größten Theil der Rohstoffe, welche die Industrie zur Verarbeitung nöthig hat; der Gewerbfleiß wird nur da wahrhaft ersprießliche Früchte tragen, wo die Landwirthschaft zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gediehen ist; sie bildet die sicherste Grundlage, auf welcher der Wohlstand eines Staates errichtet werden kann. Sie ist ferner die Vorgängerin jeder andern Cultur: zuerst muß die Art des Pflanzers die Urwälder niederhauen, die Pflugschar den Boden aufreißen und Sümpfe austrocknen, ehe Städte gegründet, Industrie entstehen und Handel geschaffen werden kann. Die Landwirthschaft muß zuerst eine Fülle von Nahrungsmitteln hervorbringen, ehe die Kunst ihren Tempel aufschlagen und die Wissenschaft ihre Fackel anzünden kann. Alle Völker der Erde, wenige wilde, Jagd und Fischerei treibende Horden ausgenommen, leben von der Landwirthschaft; sie ist in neuerer Zeit Gegenstand scharfsinniger Forschungen großer Gelehrten und der besonderen Pflege der meisten Staatsregierungen geworden. Auch bei den Völkern des Alterthums hat sie schon in hohem Ansehen gestanden, und die Vielgötterei der Griechen, Römer und Aegypter hatte ihr eigene Götter gewidmet, Tempel und Altäre errichtet."

Sehr vortheilhaft äußert sich über den Werth des hier genannten Buches die in Frankfurt a. M. in der Hermann'schen Buchhandlung (Suchsland) erscheinende landw. Literaturzeitung von Fischer, auf welche Beurtheilung zu verweisen wir nicht unterlassen wollen. Zum Schlusse noch eine Stelle aus dem Müller'schen Werke, in welcher derselbe sich über die Stellung und den würdigen Beruf des Landmannes also ausspricht:

„Der Stand der Landwirthe ist seit den politischen Umwälzungen des jetzigen und des vergangenen Jahrhunderts in alle Rechte eingetreten, die den andern Ständen zukommen; allein mit diesen Rechten sind dem Stande der Landwirthe auch zugleich neue Pflichten erwachsen. Wenn es in früheren Zeiten verzeihlich gefunden wurde, daß der von mancherlei drückenden Lasten niedergebeugte Bauersmann unwissend und roh war, so

*) Der jüngst von uns mitgetheilte Artikel: „Der Aepfelwein als Arznei", war ursprünglich in jener rheinischen Zeitschrift erschienen, aus welcher ihn das Plauderstübchen zur Dorfzeitung ohne Quellenangabe wiedergab.

Digitized by Google

kann heute, wo durch die väterlichen Bemühungen der Regenten die Fesseln größtentheils geschwunden sind, auch Bildung und Sittlichkeit von dem Manne verlangt werden, dessen Beruf das Bauen der Erde ist. Der Landwirth, der sich über Mangel an Achtung von Seiten anderer Stände zu beklagen hat, kann sicher darauf rechnen, daß ihm diejenigen Eigenschaften abgehen, die ihm auf die Achtung seiner Mitmenschen ein Recht gegeben hätten. Der Landwirth als solcher wird geachtet und geehrt, die Landwirthschaft als eine der schönsten, würdigsten und angenehmsten Beschäftigungen betrachtet. Im Dienst ergraute Staatsmänner steigen von ihren Würden herab und suchen in dem Leben eines einfachen Landmannes den Rest ihrer Tage zu erheitern; kampfgewohnte Feldherren gürten das Schwert ab und vertauschen es gegen die Pflugschar; selbst Fürsten und Könige verschmähen es nicht, in den wechselnden Beschäftigungen des Ackerbaues von den Lasten und Bürden ihres Standes auszuruhen! Die Römer suchten und fanden einst ihre Consuln hinter dem Pfluge, aus dem Stande der Landwirthe gingen ihre Feldherren hervor, von deren Thaten die Geschichte zeugen wird, so lange Menschen auf Erden wohnen! Dichter und Sänger, wenn sie uns die schönste Seite des menschlichen Geschlechtes malen wollen, stellen uns das Bild eines frommen Hausvaters dar, der, umgeben von seiner Familie, in einer anmuthigen Gegend, in edler Einfachheit, in Demuth und Ergebung mit Fleiß und Treue sein väterliches Erbtheil baut."

Goldstein, im Oct. 1847. Anthes.

Mannichfaltigkeiten.

Wie bekannt, nähert sich die Cholera abermals mit Riesenschritten dem westlichen Europa; im östlichen Theile unseres Welttheiles richtet sie bereits ziemliche Verheerungen an und ist schon bis Kiew, ja sogar bis Oesterreich (Wien) vorgedrungen. In Moskau haben sich schon viele Cholerafälle ergeben. Zwar tritt sie dies Mal nicht mit der Heftigkeit auf, wie bei ihrem ersten Erscheinen, doch ist sie immerhin ein so gefährlicher Gast, daß Vorsicht gegen sie noth thut. Wir theilen daher unsern Lesern nachstehenden Auszug aus dem Schreiben eines Arztes aus Warschau mit: Ich habe gefunden, daß die Cholera eine immer heilbare Krankheit ist, wenn man sie nicht vernachlässigt, und im rechten Augenblick sind die einfachsten Mittel hinlänglich, um diese Krankheit zu beseitigen. Die Cholera tritt, wie ich schon in der Epidemie von 1831 erkannt habe, immer mit einer Diarrhöe ein, welche von 6 Stunden bis zu vier Tagen dauert, worauf sich dann erst plötzlich die Krankheit ernstlich entwickelt. Diese Diarrhöe ist zuweilen mit Aufstoßen, Neigung zum Erbrechen und belegter Zunge begleitet. Geheilt wird sie immer, wenn der Leidende sich bald ins Bett legt, Fliederthee (keinen andern) in großer Menge trinkt, bis ein allgemeiner Schweiß entsteht, und diesen Schweiß 4 — 6 Stunden unterhält, wobei die Vorsicht zu gebrauchen ist, daß der Kranke bei vorhandenem Bedürfniß zum Stuhl sich das Gefäß in das Bett reichen läßt, um jede plötzliche Abkühlung im Schweiße zu vermeiden. Begleiten die vorhergenannten gastrischen Erscheinungen die Diarrhöe, so schickt man dem Fliederthee ein Brechmittel (aus einer halben Drachme Ipecacuanha, nur niemals von Brechweinstein, welcher in dieser Epidemie immer schädlich ist) voraus. Ist die Diarrhöe mit Leibschmerzen begleitet, so werden aromatische Kräuter auf der Pfanne trocken heiß gemacht und immerfort während des Schweißes auf den Leib aufgeschlagen. Wo ein Druck in der Herzgrube ist, legt man einen Senfteig auf die Stelle. Bei dieser einfachen Behandlung bekommt Niemand die Cholera, und von 365 Fällen dieser Art, welche im Laufe der Epidemie in der Privat-Praxis mir vorgekommen sind, hat kein Einziger die eigentliche Cholera bekommen. Einige Aerzte wollen auch dann und wann einen Fall beobachtet haben, wo die Krankheit plötzlich ohne vorhergegangene Diarrhöe eingetreten ist. Eine sehr sorgfältige Untersuchung über diesen Punkt in dem Cholera-Hospitale, welches meiner Leitung anvertraut ist, läßt mich an der Richtigkeit dieser Beobachtung zweifeln; doch selbst, wenn sie wahr wäre, so können einzelne Fälle unter Tausenden der Wichtigkeit der allgemeinen Erfahrung keinen Abbruch thun. (Stuttg. Tagebl.)

(Berlin, 13. Oct. — D. A. Z.) Gestern Abend hat Jenny Lind als Donizetti'sche Regimentstochter ihre hiesigen Gastspiele begonnen, die sich aber nur auf drei erstrecken (zwei Mal die Regimentstochter und das dritte Mal, am Geburtstage des Königs, die Agathe im „Freischütz"), welche drei Rollen die eben so liebenswürdige als geschickt berechnende Sängerin ohne alle Honorirung von Seiten des Theaters gibt, während sie sich dagegen eine vierte Vorstellung, wahrscheinlich die „Nachtwandlerin", zu ihrem vollen Benefiz ausgemacht hat. Die Jubelausbrüche des überfüllten Opernhauses, die unablässigen Hervorrufe bei offener Scene, die athemlosen Spannungen, das wie von einem Wunder hingerissene Lauschen, die Fülle der Blumen und Kränze, welche der Gefeierten und in noch höherer Kunstvollendung wie je Strahlenden zuflogen, das Alles mag in der Chronik der glücklichen Stadt Berlin verzeichnet werden.

Die Demokratie pacifique bringt einen Nachtrag zu der Praslin'schen Mordgeschichte: Bei der Herrichtung des Mordgemachs, das keineswegs zugemauert sey, sondern mit der übrigen Wohnung vermiethet werden solle, habe man entdeckt, daß die Schrauben, welche den Himmel über dem Bett der Herzogin festhielten, größtentheils losgemacht und die Löcher mit Wachs ausgefüllt waren; die Schrauben habe man in der Kommode des Herzogs gefunden. Dabei wird daran erinnert, daß die Herzogin im Park von Vaux ein Mal einen Flintenschuß hinter sich hörte, dessen Urheber unbekannt geblieben sey. Es wird beigesetzt, das eigene Vermögen des Herzogs habe sich in größter Unordnung befunden, und er habe in steter Angst vor der von der Herzogin hartnäckig verlangten Scheidung gelebt. (Karlsr. Z.)

In Leiden hat die holländische Gesellschaft für Wissenschaften und schöne Künste am 18. v. M. eine allgemeine Versammlung gehalten, und für das Fach der Dichtung folgende Preisaufgabe ausgeschrieben: „Satyren auf niederländische Zustände. (In Jamben, nach Art des Auguste Barbier.)" Diese Preisaufgabe ist ein neues Zeugniß von dem feindlichen Geiste, welcher in den Niederlanden gegen die jetzige Ordnung der Dinge herrscht! (Weserztg.)

Korrespondenz.

Berlin, 15. Oct.

Eine neue Offenbarung ist heute dem Publikum geworden in der Enthüllung der zweiten Hälfte der Frescomalereien an der Vorderfronte des Museums, welche unter Cornelius' Leitung nach Schinkel's Entwürfen von den Malern Egger, Stürmer und Schmitz ausgeführt worden sind und das erste große Werk monumentaler Malerei in Berlin bilden. Im Geist und in der Anschauungsweise des Hellenenthums von Schinkel ersonnen und entworfen, ist das Gemälde weder ein rein mythologisches Bild, oder ein symbolisches oder dramatisches Werk, sondern eine moderne Allegorie, die zu ihrer Versinnbildlichung der Gestalten und Formen der griechischen Mythe sich bedient. Die zu Grunde liegende Idee ist: Aus der Nacht geht Alles hervor zu Tag, Licht und Leben und kehrt zurück zur Nacht, hinter welcher wieder ein neuer Sonnenaufgang tagt. Also eine allegorische Veranschaulichung des Kreislaufs des Werdens und Lebens, eine Welt- und Menschengeschichte. Wie es dem Künstler gelungen, dieser Idee Fleisch und

Digitized by Google

Blut zu verleihen und sie zum Verständniß zu bringen, müssen wir uns versagen, hier im Einzelnen darzulegen. Das Ganze zerfällt in zwei Hälften, deren erste das Hervorgehen des Lichts aus der Nacht darstellt an den Gestalten des Uranus, Kronos, Zeus, Prometheus, der Dioskuren, Diana, Eros, Helios u. s. w., deren zweite die Schicksale des Menschengeschlechts versinnbildlicht in den Allegorieen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht mit Bezug auf die entsprechenden Jahreszeiten und die Altersstufen des Menschen. Diese letztere zerfällt in eine Reihe reizender idyllischer Scenen und Genrebilder, welche, für sich genommen, für den Mangel an Einheit in der Durchführung der Idee, für Individualität und Charakteristik entschädigen müssen. Heute Abend werden diese Feerien erleuchtet werden und vielleicht einen günstigeren Anblick gewähren, als beim Sonnenlicht, welches immer nur die untere Hälfte der Figuren trifft und die obere im Schatten läßt.

Hamburg, 13. Oct.

Der hier bestehende Bürgerverein, in welchem jetzt übrigens nach wiederholtem Wechsel des Präsidiums Gevatter Schneider und Handschuhmacher das Wort führen, geht seit länger als einem Jahre mit dem Gedanken um, eine Bürgerschule (zu einem sehr mäßigen Preise) auf Actien zu begründen. Doch blieb es eben ein Gedanke, dessen Ausführung verschiedene Mißhelligkeiten im Vereine selbst, vor Allem aber Mangel an Geld verhinderten. In diesen Tagen hat nun ein Comité öffentlich zur Actienzeichnung aufgefordert; das Ganze ist auf 600 Actien, jede zu 10 Mk., veranschlagt. — Der Regierungswechsel an unserem Stadttheater ist in freundlichster Weise vor sich gegangen. Hr. Maurice hat freiwillig abgedankt und seit gestern steht das Duumvirat Baison-Wurda an der Spitze. Jenny Lind, die auf der Durchreise nach Berlin unsere Stadt beehrte, wird in nächster Woche zurückerwartet und einmal im Stadttheater auftreten.

Worms, 15. Oct.

Verflossenen Samstag fand dahier das erste öffentliche Konzert des seit kurzer Zeit unter der Leitung des Hrn. Cantor E. Grün dahier bestehenden israelitischen Gesangvereins statt. Man hatte hiebei Gelegenheit, die Talente des Leiters sowohl, als die der Mitglieder dieses jungen Vereins anzuerkennen; denn die verschiedenen Gesangstücke wurden mit Präcision und Gefühl vorgetragen. Sehr beifällig wurde ein von Hrn. Cantor Grün componirter Chor mit Solopartie aufgenommen, wie man denn überhaupt diesem Manne das Lob zuerkennen muß, daß er aus den größtentheils nicht musikalisch gebildeten Gliedern des Vereins in kurzer Zeit tüchtige Sänger herangebildet und damit ein Institut in's Leben gerufen hat, mit dem einem Zeitbedürfnisse abgeholfen und unserer Jugend Gelegenheit gegeben ist, uns recht oft heitere Abende bei eigener Bildung zu verschaffen. Mögen deshalb derartige Abendunterhaltungen sich recht oft erneuern und Hrn. Grün von Seiten des Publikums in seinem schwierigen Unternehmen bereitwillig Hand geboten werden!

Daemstadt, 19. Oct.

Man darf nunmehr die Gründung des letzthin hier in Vorschlag gebrachten Vereines zur Anschaffung der nöthigen Brodfrüchte bis Ende August des künftigen Jahres als gesichert betrachten, nachdem gestern Abend in einer von dem provisorischen Comité zusammengerufenen zahlreichen Versammlung im Saale des Daemstädter Hofs der Entwurf der Statuten discutirt und angenommen worden ist. Ueber 250 Personen haben bereits ihren Beitritt erklärt und voraussichtlich werden noch viele nachfolgen, da der Vortheil eines annehmbaren unveränderlichen Brodpreises auf die Dauer von Monaten hin für größere Familien zu anlockend ist, als daß er in seinem heilsamen Einflusse auf den häuslichen Wohlstand verkannt werden sollte. Je nach dem wöchentlichen Brodbedarf der theilnehmenden Familien sind ein für alle Mal die Beträge von 5, 10 oder 15 fl. als Eintrittsgeld zu entrichten. Die Eintrittsgelder können unter Umständen zu den Zwecken der Gesellschaft verwendet werden, sie sollen aber vorläufig blos als Reservefonds dienen und wird wohl der größere Theil derselben bei Auflösung des Vereins wieder zurückbezahlt werden können.

Frankfurt, im Oct.

Unter den neuesten Verlagsartikeln der Literarischen Anstalt dahier sind mehrere, die wir mit Vergnügen als die Producte Frankfurter geistiger Thätigkeit begrüßen. Wir erkennen daraus lebhaft, wie unsere freie Stadt noch immer in Wissenschaft und Poesie sich jeder bedeutenden Stadt Deutschlands an die Seite stellen darf. So bildet das Werk Gugenheim's: „Geschichte der Jesuiten in Deutschland" (2 Bände) unstreitig einen Glanzpunkt in der Geschichtsschreibung unserer Zeit, ein Werk, an dem wir außer der gründlichen, ernsten Forschung noch die vortreffliche Zeichnung und die oft schlagend geistreiche Behandlung hervorheben. Die Vorrede ist ein Meisterstück scharfen Humors und sie spiegelt in einigen ganz natürlichen historischen Karrikaturen den Geist und den Gehalt einer ganzen Geschichtsperiode, auf die wir eben nicht mit Stolz zurück blicken können, ab. — Ein Buch von großartig poetischer Bedeutung ist Hessemer's Gedicht: „Jusuf und Rafisse", in welchem vor Allem der unerschöpflich reiche Born der schönsten und seltensten Bilder, eine mit tausend Strahlen blendende Sprache, ein stets fesselnder Wechsel des liebenswürdigsten und mannigfaltigsten Stoffes zu bewundern ist. Hessemer steht in dieser Beziehung unter den deutschen Dichtern wohl einzig da; seine Phantasie ist in einer unermüdlich schaffenden Thätigkeit, sie bewegt sich in allen Regionen der Poesie mit einer Leichtigkeit und Anmuth, mit einer Kraft und Schönheit, die ihr einen unwiderstehlichen Reiz auf die Seele des Lesers sichern. Der Sänger, der selbst ganz Orientale geworden ist, verwandelt uns ohne Gewalt, ohne daß wir es fühlen, in orientalische Zuhörer; wir lauschen unermüdlich seinen prächtig klingenden, tiefbedeutsamen Worten und vergessen gern die Gegenwart und ihre Kämpfe, um in der goldenen Mährchenwelt des Dichters uns um so glücklicher und heimischer zu fühlen. — Ein drittes Product Frankfurter Geistes sind die „humoristischen Studien" unseres trefflichen Kinderfreundes, Dr. Heinrich Hoffmann. Dies Buch wird, wie sein Bender, der berühmte Weltdurchsiegler Struwwelpeter, die Reise wenigstens durch alle deutschen Gauen machen; man wird in der köstlichen Kartoffelcomödie sogleich den Erfinder der „Lustigen Geschichten" wieder erkennen. Hoffmann weiß uns seine tiefgreifende Satyre auf Menschen und Zustände, auf Zeit und Politik, so liebenswürdig, so unschuldig lachend zu insinuiren, daß selbst die Betroffenen darüber nicht böse seyn können. Das Bruchstück über den „heiligen Rock in Trier", aus einer mittelalterigen Chronik, ist ein Meisterstück der Satyre und des Styls und beweis't, wie Treffliches noch auf einem literarischen Gebiete zu erreichen wäre, welches jetzt ganz vergessen zu seyn scheint. Die schon früher erschienenen „Mondzügler" sind hier ganz neu umgearbeitet und durch einen humor- und beziehungsvollen Prolog bereichert. Die „humoristisch-medizinischen Studien" des Verfassers sind unter den Fachleuten berühmt geworden; das größere Gedicht: „Wie der Teufel den Schwanz verlor", wäre ebenfalls den „Fachleuten" zu Nutz und Frommen bestens anzuempfehlen! — Zum Schlusse freuen wir uns, das Bekenntniß wiederholen zu können, daß sich in unserer Vaterstadt ein nach jeder höheren Richtung drängender geistiger Trieb bekundet, der uns die schönsten, edelsten Früchte für die Zukunft verspricht; der dürre Stab des Merkur grünt in frischen, fröhlichen Zweigen auf, und das Gold erscheint nur in sofern als „edles" Metall, als es zur Belebung und Veredlung der Kunst und der Wissenschaft verwendet wird! H....

Waeum kostet ein Paquet, auf der Briefpost zu Würzburg aufgegeben und nach Dahn in der Pfalz adressirt, bis dahin nur 30 kr.? Und warum ein ähnliches mit nämlichem Inhalte, auf der Briefpost zu Zweibrücken aufgegeben und nach Speier adressirt, bis dahin 48 kr. Porto? Ersterer Weg dünkt uns doch weit größer zu seyn als letzterer; und läge es im Gewichte, so wäre unser heißester Wunsch, daß recht bald unsere dies- und jenseitigen bayerischen Postanstalten einerlei Gewichtsinsätze bekommen. Vielleicht wiegt dann auch ein Koffer, der in Würzburg ebenfalls 70 Pfunde hatte, in Ludwigshafen nicht mehr 80, obschon in Frankfurt er 75 Pfunde haben mußte. Möge ein Postcongreß in Bälde das Mangelhafte in Wünschenswerthem beseitigen!

Zweibrücken, 13. Oct. 1847. Dr. Hoyff.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Oct. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Freitag, 22. Oct. (Neu einstudirt): Christophe und Renata, oder: Die Verwais'ten, Schauspiel in 2 Abth, frei nach Anrav von Carl Blum. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Fräulein Gattin, Lustspiel in einem Act, nach Lefranc, von Bernstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 292. Samstag den 23. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Die beiden alten Eheleute überlief ein Grausen. Dies Weinen war erschütternd.

Darauf legte er sich ruhig wieder auf sein Moosbette und schlief fest bis an den Morgen. Die alten Leute hatten Niemanden Etwas gesagt.

Als sie bei'm Biersüpplein zum Morgenimbiß saßen, sagte der Bauer:

„Hännslein, Du bleibst doch noch bei uns?"

„Nein," sagte Hanns fest, „das darf ich nicht."

„Wer zwingt Dich denn?" fragte er. „Es geht Dir ja gut bei uns."

„Das ist wahr, und Gott lohn's Euch," erwiederte der Knabe; „aber mein Engel gebot mir, heute zu dem Laboranten zu gehen."

„Zu welchem Laboranten?" fragte der Bauer wieder, und es überlief ihn eiskalt dabei.

„Ihr kennt ihn ja doch nicht," entgegnete Hanns.

„Kennst Du ihn denn?"

„Freilich," sagte er.

„Wann hast Du ihn denn gesehen?"

„Heute Nacht hat der Engel mir ihn gezeigt, und das Dorf und die Gegend; ich kann nicht irren."

„Warst Du denn schon dort?"

„Nein; außer heute Nacht nie!"

„Aber Du schliefst ja in der Kammer?"

„Das versteht Ihr nicht," sagte er fast ärgerlich. „Ich sah das im Geiste, und weiß auch den Weg. Es ist weit, weit von hier."

Um kein Gut der Erde hätte er sich nun halten lassen. Die guten Bauern füllten seinen Sack mit Lebensmitteln, beschenkten ihn mit einigen Weißpfennigen, und dann wanderte er dem Nekkar zu und folgte seinem Laufe eine ziemliche Strecke, bis er dann eine andere Richtung nahm, und, keinen Weg mehr einhaltend, durch Wald und Flur wanderte. In den Wäldern schlief er und, wenn andere Lebensmittel fehlten, erstieg er die Bäume, um aus den Nestern großer Vögel die Eier zu rauben, daß er sich daran und an der duftigen Erd- oder Himbeere labe und sättige, oder er suchte den wilden Honig der Bienenschwärme in den hohlen Bäumen auf.

Am fünften oder sechsten Tage seiner mühseligen Wanderung trat er aus einem Hochwalde auf die schmale Kante eines felsigen Berggrates heraus. Die Sonne war eben im Hinabsinken. Goldengesäumte, purpurne Wölkchen schwammen ihr im blauen Aethermeere nach, und die tiefgoldenen Strahlen fielen verklärend auf die Stelle, wo unter den weitausgebreiteten Aesten einer alten Tanne der Knabe stand. Er blickte mit einem tiefen, aber von keinen unfreundlichen Bildern gestörtem Sinnen hinaus in das Land, das sich theils zu seinen Füßen als breites Thal, theils mit waldigen Berggipfeln weit in die Ferne ausbreitete.

Zu seinen Füßen lag ein breites, gesegnetes Thal, von dem ansehnlichen Wasser der Tauber durchflossen, das weiter zurück im Thale eine Mühle trieb. Die Seiten der allmählig ansteigenden Berge bekleidete niederes Gestrüppe, aus dem hier und da ein zackiger Felsblock heraus sah, den gelbes Moos und weiße Flechten bedeckten. Das Grün der Gebüsche war ungemein frisch, und der blühende Weißdorn und Ahorn machte es, untermischt mit dem blendenden Gelb der Ginsterblüthe, ungemein schön. Unten im Grunde des Thales säumten Weiden und Erlen, mit dunklem und hellerem Grüne wechselnd, die Ufer der Tauber, zu denen beiden Seiten breite blumige Wiesen hinliefen. Weiter gegen das Dorf zu wurde der Thalgrund noch breiter, und die grünen Saatfelder zeigten die gesegneten Spuren menschlicher Thätigkeit. Blühende Kirsch- und Pflaumenbäume säumten das Dorf, dessen niedre, strohbedeckte Hütten sich schirm- und schutzsuchend um die hochliegende Kirche reihten. Der Thurm dieser Kirche wies in seiner Gestaltung deutlich den doppelten Zweck nach, einestheils dem Glöcklein eine seinen Schall weithintragende Stätte zu gewähren, aber auch anderntheils in Kampf und Fehde als Zufluchtsort zu dienen für die Bewohner des Dorfes. Dieser Zweck war in jenen Tagen einer wilden und rohen Gewalt ein um so wichtigerer, als nicht selten sich befehdende Ritter raubend, sengend und brennend die Dörfer heimsuchten.

Oben auf der Berge Gipfel hatte der Hochwald seine Stätte und breitete sich weithin aus, und man sah es deutlich, daß die lichtende Axt nur selten ihre Schärfe hier walten ließ. In einiger Entfernung sah man auf hohen, zackigen Felsen die Thürme einer Burg, welche trotzig in die stille Gegend hinausblickten.

Müde von der langen und mühsamen Wanderung, sank der Knabe am Stamme der Tanne nieder, und sein lockiger Kopf fand auf einer zu Tage liegenden Wurzel ein Ruhekissen, dessen Härte Ermüdung und Gewohnheit nicht fühlen ließ. Eine Zeitlang blickte des Knaben schönes träumerisches Auge auf die Wolken, die, vom dunkeln Grau bis zum glühenden Purpur, vom matten Gelb bis zum glänzenden Golde in allen Schattirungen leuchtend, vom Abendwinde bald massenhaft zusammengedrängt, bald in phantastische Gestalten und Formen auseinander gerissen, der sinkenden Königin des Tages und Lichtes in liebendem Zuge folgten. Das Säuseln des Abendwindes in den Zweigen der Tanne klang so wundersam; die im Abendlichte tanzenden Fliegen sangen ihr seltsam hingesummtes Lied. Drosseln und Nachtigallen jubelten dem Frühlinge ihre Grüße zu, und die Luft fächelte so mild und lau die stärker als gewöhnlich gerötheten Wange, daß allmählig des Knaben Blick ausdrucksloser wurde;

Digitized by Google

das müde Augenlied mit den langen Wimpern tiefer sank, bis der Schlaf sich mit bleierner Schwere darauf legte, und Abendsonne und Wolkentanz, Nachtigallenklänge und Fliegengesumme verschwamm und der Leib in jenen Zustand fiel, den die Alten „den Bruder des Todes" nannten.

Als er so in den Schlaf des guten Gewissens, der Gesundheit und Ermüdung gesunken war, trat aus dem Walde, etwas weiter links, wo ein Fußpfad hinab in's Thal führte, ein Mädchen, welches ein schweres Bündel dürren Reisigs auf seinem Kopfe trug. Obwohl es schwer war, so verrieth doch der leichte, elastische Tritt des kleinen Fußes eine frische, jugendliche Kraft und Gewandtheit. War sie alt, so zählte sie fünfzehn Jahre; aber die Fülle der jugendlichen Gestalt, der zarte jungfräuliche Ausdruck eines Gesichtes von blendender Schönheit hätte auf ein reiferes Alter schließen lassen. Sie trug das grobe Gewand aus sogenannter „Beiderwolle", welche das Volk aus linnenen und wollenen Fäden sich selber zur Kleidung wob, und die darum jenen bezeichnenden Namen führte. Der Schnitt des Gewandes war einfach. Ein weitfaltiger Rock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich weit unter das Knie herab. Ein Mieder mit weiten Aermeln, dessen Schluß züchtig bis zum Halse reichte, vollendete den Anzug, der übrigens trotz seiner Derbheit und selbst großen Plumpheit ganz geeignet war, schöne Körperformen hervortreten zu lassen.

Als sie den Felsgrat erreichte, warf sie das Holzbündel zur Erde und sagte: „Nun will ich auch ein wenig ruhen. Die Abendglocke hat noch nicht geläutet und da unten weidet die Heerde noch."

Als sie so ruhend, die Hand auf ihr Holzbündel stützend, sich vorbeugte, um auf das Dorf hinabzuschauen, gewahrte sie den jungen Schläfer unter der Tanne.

Sie hätte ja kein Mädchen seyn müssen, wenn dieser Anblick ihre Augen nicht gefesselt, ihre Neugierde nicht in hohem Grade in Anspruch genommen hätte.

„Wer mag das seyn?" dachte sie, und der Gedanke beherrschte ihre ganze Seele. Sie stellte sich auf die Fußspitzen, um schärfer und genauer hinzusehen, aber das reichte nicht aus, die Neugierde zu befriedigen.

„Was hindert mich," sagte sie lautdenkend, „hinzuschleichen und nachzusehen? Der schläft ja wie ein Sack, sonst hätte ihn das Niederwerfen meiner Holzlast erwecken müssen." Vorsichtig bog sie nun die Zweige der Gebüsche zur Seite und wie eine Katze unhörbar auftretend, schlich sie sich in die Nähe des Schläfers. Immer that sie einen Schritt näher, und hielt dann an sich, um sich zu überzeugen, daß er noch schliefe, bis sie endlich ganz vor ihm stand.

Sie blickte mit ihren treufrommen, hellblauen Augen in des Schläfers schönes Gesicht und sagte dann nach ihrer Gewohnheit halblaut: „Ich kenne ihn nicht, und er muß weither gewandert seyn; aber — schön ist er, das ist nicht zu läugnen."

Sie war ganz in das Anschauen des schönen Schläfers versunken und stand eine Weile da, Alles vergessend.

In diesem Augenblicke seufzte der Knabe und fuhr unwillkürlich mit der Hand über's Gesicht, um sich eine kecke Waldfliege wegzuschaffen, die sich blutgierig auf seine Wange gesetzt.

Bei dieser Bewegung zuckte das Mädchen erschreckend, und war, schnell wie das flüchtige Reh, wieder bei ihrem Holzbündel. Als er indeß ruhig fortschlief, konnte sie nicht widerstehen, abermals sich zu ihm zu schleichen, um die abscheuliche Waldfliege wegzujagen, die den müden Schläfer erbarmungslos quälte. Das war ja ein Werk der Barmherzigkeit!

(Fortsetzung folgt.)

Der schönste Tod.

Schön ist der Tod, wenn er in späten Jahren
Im sanften Schlummer führt hinweg den Greis,
Der Leid und Lust in reichem Maß erfahren,
Wie seine Locken zeugen, silberweiß,
Wenn er den Greis, der muthig hat ertragen,
Was Bitt'res ihm das Leben hat bestimmt,
Süß träumend von der Jugend gold'nen Tagen,
Hinüber in das Land des Friedens nimmt.

Schön ist der Tod, wenn er den Mann, den kräft'gen,
Der kämpfen muß und ringen immerfort,
Sey's draußen nun im Schwerterkampf, dem heft'gen,
Sey's an der Heimath friedlich stillem Ort,
Wenn er den Mann, der Vieles schon bestanden
Und manches edle Werk bereits vollbracht,
Wenn Diesen er umschlingt mit seinen Banden
Und ihn hinabführt in des Grabes Nacht.

Am schönsten aber, meine lieben Brüder,
Am schönsten ist des Jünglings sel'ger Tod,
Der heiß durchglüht von seiner Kraft sinkt nieder
In seines Lebens gold'nem Morgenroth.
Ihm hat das Leben freundlich nur gelächelt
Und Freuden ihm gespendet immerdar,
Ihn hat die Liebe sanft und mild umfächelt
Mit Hoffnungen, so zaub'risch-wunderbar.

O glücklich d'rum, wer in den Jugendtagen
Als hoffnungsvolle Knospe ward gepflückt!
Er hat des Lebens Schmerz noch nicht getragen,
Von Gram und Sorgen nieder schwer gedrückt.
O glücklich, wer in seines Lebens Lenze,
Das Herz von sel'gen Hoffnungen geschwellt,
Sich fröhlich wand die schönsten Rosenkränze
Und dann — als Jüngling schied aus dieser Welt!

D. P.

Zwei Tage am Fuße des Kniebis.

I.

Die Verbreitung der nähern Kenntniß des Landes wie des Volkes und seiner Zustände schien mir immer eine würdige Aufgabe unserer Zeitungen, und mindestens nützlicher, weil belehrender, als das oft leere Gezänk der Parteien und ihr widerliches Treiben. Das Großherzogthum Baden zumal, durch seine Lage, durch den Reichthum seiner Naturschönheiten, wie seines Bodens, durch den mannichfaltigen Anbau des letztern, wie durch die Eigenthümlichkeiten seiner Bevölkerung in Sitten, Bildung und Lebensweise ausgezeichnet, bietet für Landes- und Volkskunde so vielfach reichen Stoff, daß bei weitem der größere Theil der Leser unserer Tagesblätter den letztern nur Dank wissen würde, wenn sie sich mehr mit dem eigentlichen Leben, mit der gesammten Entwickelung des Volkes und der Beschaffenheit des Landes in seinen mannichfaltigen Abstufungen beschäftigen wollten.

Ich nehme deshalb keinen Anstand, in diesem Sinne die Erlebnisse zweier Tage im obern Renchthal und am Kniebis in flüchtigen Umrissen in diesen Blättern mitzutheilen.

Es war in den letzten Tagen des August, als ich gegen Abend bei Renchen die Eisenbahn verließ und, gegen das Gebirg mich wendend, meinen Weg zu Fuß nach Oberkirch nahm. Eine herr-

Digitized by Google

liche Straße, auf beiden Seiten mit den schönsten Obstbäumen besetzt, führt durch trefflich angebaute Felder, die über eine weite Fläche von Südwest bis zu den nahen, östlich der Straße sich erhebenden Vorhügeln des Schwarzwaldes sich ausdehnen. Ueppige Rebgelände bedecken dann die westlichen und südwestlichen Abhänge des Gebirgs; auf den ersteren, über dem Dorfe Ulm, erblickt man die Ueberreste der Ullenburg, und weiter südlich am Eingang ins Renchthal auf einem ansehnlichen Hügel ragen die Trümmer der alten Schauenburg empor, von deren Fuß sich das Dorf Gaisbach in das Thal herabzieht und gleichsam mit dem freundlichen Städtchen Oberkirch zusammenstößt. Mitten durch das Thal, unmittelbar an Oberkirch vorüber, windet sich die Forellen reiche Rench in die Ebene hinaus, und auf dem linken Ufer derselben erheben sich allmälig ansteigende Hügel, auf deren westlichster Spitze die Trümmer des Schlosses Fürsteneck mit einem herrlichen Gute sich ausbreiten. Diese beiden Burgen, Schauenburg und Fürsteneck, haben einst den Eingang ins Renchthal beherrscht, und mag daraus ein unzweifelhafter Schluß über ihren frühesten Ursprung gezogen werden. Die ganze Umgebung von Oberkirch erscheint als ein großer Obst- und Weingarten, der die edelsten Früchte erzeugt. Zur Blüthezeit erscheint die ganze Umgebung von Oberkirch in dem reizendsten Schmuck, und ist es in der That der Mühe werth, die „blüthenduftende" Landschaft zu sehen. Man nennt nicht selten das Breisgau den Garten des Großherzogthums, aber in weit höherem Grad verdient diesen Namen die Ortenau mit ihren mannichfachen landwirthschaftlichen Schönheiten, ihrem fruchtbaren Boden und dem üppigen Reichthum der trefflichsten Erzeugnisse. Den schönsten Punkt dieses Gartens aber bildet Oberkirch mit seiner unvergleichlichen Umgebung, die noch überdies durch eine überaus gesunde Lage sich auszeichnet. Es ist darum nicht selten, daß Fremde einen zeitweisen Aufenthalt daselbst nehmen, um in der reizenden Landschaft und den angenehmen geselligen Verhältnissen von den Geschäften sich zu erholen und die Gesundheit zu stärken. Wer indeß in dieser Jahreszeit die Straße von Renchen nach Oberkirch zieht, der mußte vor Allem heuer erstaunen über den unendlichen Reichthum von Obst. Trauerweiden gleich waren alle Aeste und Zweige der Bäume nach dem Boden gekehrt und manche brachen unter ihrer Last zusammen. Bis zu dem späten Abend war in Garten und Feld Jung und Alt beschäftigt mit dem Einheimsen eines seit Jahren nicht gesehenen Segens, welcher manche bittere Stunde vergessen machte.

In dem vielbesuchten gastlichen Wirthshause zum Adler (Post), am Eingang von Oberkirch, nahm ich meine Einkehr und fand außer dem trefflichsten Klingelberger eine sehr angenehme Gesellschaft und einen gefälligen, zuvorkommenden Wirth. Mein ärztlicher Freund, Doktor B., den ich hier zu finden hoffte, hatte wenige Tage zuvor, nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen, mit einem Hamburger Oberkirch verlassen, um in den benachbarten Bädern und Gebirgen umherzustreifen.

Noch hatte kaum der Morgen getagt, als Böllerschüsse und Musik mich frühe aus den Federn trieben. Es war der 29. August, der Geburtstag des Großherzogs. Das ganze Städtchen hatte ein recht festliches Aussehen. Ein herrlicherer Morgen war nie über dieser heitern Landschaft aufgegangen. Zahlreiche Fahnen in den Landesfarben wehten von den Häusern, und auf den Straßen bewegte sich eine Menge Menschen; die Bürger begannen frühe, sich in ihren Festtagsanzügen zu versammeln, und das kräftige Landvolk, das in seiner bunten Tracht von den nahen Ortschaften hereinströmte, gab dem lebenvollen Bilde eine ganz eigenthümliche, mannichfaltige Färbung. Dem fruchtbaren Boden und seinen reichen Erzeugnissen entsprechend erscheint die Bevölkerung im Ganzen wohlhabend und dabei heiter und frohen Sinnes.

Nach 8 Uhr verließ ich das bewegte Treiben und wanderte gen Oppenau. Von Lautenbach an, eine Stunde oberhalb Oberkirch, wird das Thal immer enger; die Berge treten näher an die Rench heran, neben der eine herrliche Straße hinzieht. Wiesengründe und stellenweise kleine Feldstücke, mit Gerste, Hirse, Hafer, Kartoffeln und Kohl angepflanzt und spärlich mit Obstbäumen besetzt, bezeichnen fortan durch das ganze, immer höher ansteigende Thal die geringere Bodenkultur; und wie die Natur auf den Höhen einförmiger und in ihren Erzeugnissen sparsamer wird, erscheint auch der Bewohner einfacher in Sitten und Bedürfnissen und mäßiger in seinen Anforderungen. Je weniger übrigens der Boden dem Bewohner des höhern Gebirgs bei aller Anstrengung und Thätigkeit gewährt, deste freigebiger hat die Natur ihn selbst ausgestattet. Wohlgebaut, kräftig und gesund an Geist und Körper, mit Wenigem zufrieden, aber bei hellem Verstande thätig und erfindungreich, weiß er sich Wohlstand, ja nicht selten Reichthum zu schaffen. Darum gewährt das Renchthal, wie die meisten Thäler des Schwarzwaldes, mit seinen zerstreut liegenden Wohnungen und patriarchalischen Umgebungen ein einladendes Bild der Behaglichkeit, des Friedens und des Schutzes. Die Hauptnahrungszweige der obern Renchthalbewohner bis auf die Höhen des Kniebis und in dem südöstlich von letzterem sich hinziehenden Schappacher Thal sind das Fällen, Verarbeiten und Flößen von Holz und der Handel mit demselben; sodann Theer-, Kienruß-, Kohlenbrennen und Pechbereitung. Nebenbei wird etwas Viehzucht, Bienenzucht und Feldbau getrieben; letzterer freilich kann nur mühsam dem Boden ein spärliches Erträgniß abgewinnen. Interessant ist hier die Hackwirthschaft. Es werden nämlich sogenannte eichene Bösche, die sich in einer Ausdehnung von mehreren Jauchert vom Fuße des Gebirges bis auf die Höhen hinanziehen, wenn sie etwa 10 — 15 Jahre gestanden, abgeholzt, und das etwas stärkere Holz geschält, die Rinde verkauft und ersteres sofort zum eigenen Gebrauch oder gleichfalls zum Verkauf verwendet, das niedere Gesträuch aber und die Abfälle werden auf dem Boden verbrannt. Nun wird in der Regel die ganze abgebrannte Strecke mit Korn, manchmal auch mit Karloffeln, angepflanzt, und es erhält im nächsten Jahre der Eigenthümer eine reiche Ernte. Inzwischen schlägt mit dem kommenden Frühjahre das Holz aufs neue aus, und nach abermals 10 — 15 Jahren findet dieselbe Anpflanzung wieder statt. Es gewährt im Sommer einen eigenen Anblick, wenn so über ganze Strecken den Berg hinan, gleichsam aus Steingeröll hervorgewachsen, ein weites Kornfeld von leichtem Winde wellenförmig bewegt wird. Dem Fremden, der die Gegend besucht und mit dieser Art, den Boden zu bebauen, nicht bekannt ist, erscheint es fast wie ein Wunder, daß aus den Steinlagern und über den zahlreichen Wurzeln des abgebrannten Gehölzes so üppige Frucht hervorwächst. Bekanntlich lagert nämlich auf der Hochebene des Kniebis der bunte Sandstein; an seinem westlich steilen Abfall tritt der Granit darunter hervor. Der verwitterte Granit aber erzeugt einen sehr fruchtbaren Boden, auf dem jede Anpflanzung und die üppigste Vegetation gedeiht. Während indeß die höhern Gegenden des Gebirgs und die steilen Abhänge vom Granit beherrscht werden, bildet am westlichen Ende des Renchthals der Gneis die ganze Masse der herabsenkenden Gebirge und verbindet dieselben durch die angelagerten Flötzschichten mit den Sandebenen des Rheinthals. Auch der Gneis, zumal der feldspathreiche, gibt eine sehr fruchtbare Ackererde. Diesen Granit- und Gneis-Unterlagen verdankt offenbar die Ortenau ihr ausgezeichnetes Obst und ihren herrlichen Wein, der nicht blos meist sehr viel Geist, sondern auch eine ungewöhnliche Süße hat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Nomen et omen. In Berlin hieß im Jahr 1846 das Bureau, in welchem die zur Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins Abgeordneten Auskunft über die örtlichen Verhältnisse und Einrichtungen erhielten: das Ausweisungsbureau, in Darmstadt dasselbe im Jahr 1847: das Einweisungsbureau. —

Korrespondenz.

Hamburg, 17. Oct.

Im Stadttheater halten wie in den letzten Tagen toujours perdrix. Die Directionsepoche Baison-Wurda begann mit der Vorstellung der „Hugenotten", in der Hr. Ditt als Raoul sich wieder auszeichnete und seine herrliche Stimme in vollem Maße geltend machte. Am Abend darauf trat post tot discrimina rerum endlich der von seiner Wanderung nach dem Norden glücklich wiedergekehrte Hr. Beüning als Richard Wanderer auf, wurde von dem gedrängt vollen Hause stürmisch empfangen und versetzte durch seinen frisch sprudelnden Humor Alles in die heiterste Laune; in den „Versuchen" zeigte sich auch Mad. Brüning als eine niedliche Soubrette. Eine vortreffliche Erwerbung und ein außergewöhnliches Talent ist aber Fräul. Jahn von Kassel, die als Rustika in Blum's „Schule der Verliebten" den Beifall des Publikums mit Sturm eroberte. Ueber die ferneren Leistungen dieser trefflichen Schauspielerin werde ich gelegentlich ausführlicher berichten.

Aus dem Nassauischen, 9. Oct.

In Nro. 276 der Didaskalia vom 6. Oct. wurde ein Artikel der Mainzer Zeitung gelesen, in welchem über die den Schullehrern im Herzogthum Nassau bewilligte Theuerungszulage mancherlei Unwahrheiten und Entstellungen enthalten sind. Nach der dortigen Darstellung wäre der Vorschlag zu dieser Zulage von der letzten Ständeversammlung ausgegangen und die Regierung hätte consentirt, während die Sache gerade sich umgekehrt verhält; manche der Deputirten widersetzten sich sogar dem Vorschlage der Regierung. — „Sehr schlecht gestellt" werden die nassauischen Lehrer genannt, während es nur wenige deutsche Länder gibt, wo sie besser gestellt sind. Als Jüngling von 20 und einigen Jahren mit 150 — 170 fl. angestellt, bezieht der nass. Lehrer im Mannesalter nach Dienstführung und Qualification eine Besoldung von 300, 350, 400, 450 fl. und nicht wenige Stellen tragen noch mehr ein. Wer freilich über seinen Stand sich erheben will, kann immer Gelegenheit zu Klagen haben und fühlt dann die Mühseligkeiten des Lebens, die wir Alle zu tragen haben, doppelt und dreifach. — Was die Theuerungszulage betrifft, so wäre eine frühere Auszahlung zu wünschen gewesen (aber auch im September kam sie nicht post festum), ob aber möglich? darüber könnte man doch sehr zweifelhaft seyn, indem nämlich die Theuerungszulage keineswegs so rundab von den Schultheißen abhing, vielmehr über die Verhältnisse und Bedürftigkeit der Lehrer von den Vorgesetzten zu berichten war. Nach diesen Berichten ist die Vertheilung ausgefallen. Wenn nun, als der ersehnte Augenblick erschien, Manche nur mit 10, 5 fl. oder gar nicht bedacht wurden, so gab es doch auch Viele, die bei weitem mehr erhalten haben. Natürlich, Alle waren nicht gleich bedürftig; auch kann es in der Welt nie Allen gleich recht gemacht werden. Der Korrespondent der Mainz. Ztg. hat zwei Dinge bis zur Entstellung durcheinander geworfen, wenn er meint, die Theuerungszulage habe allein von den Schultheißen abgehangen. Fast jeder Lehrer erhält nämlich jährlich für das Abhalten der Abendschule oder wegen sonstiger treuer Dienstführung eine Gratification aus dem Gemeindefond. Dabei hängt allerdings viel von den Schultheißen ab; die persönlichen Verhältnisse können dabei unangenehmen Einfluß haben. Aber sind daran die Lehrer immer unschuldig? In diesem Jahre wurde nun bei den Gemeindevorständen höhern Orts angefragt, wie hoch sie in Betracht der Theuerung dieses Jahres die Gratificationssumme steigern könnten. Im Allgemeinen haben sich die Gemeinden hierbei nobel gezeigt; einige Ausnahmen mögen vorgekommen seyn. Darnach nun, wie diese Gratification ausfiel, richtete sich die außerordentliche Theuerungszulage von Seiten der Regierung. Beides zusammengerechnet, haben sehr viele Lehrer sich eines Zuschusses von 30 — 60 fl. zu erfreuen gehabt. Wenn einer klagt, so sind viele dankbar!

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Die von manchen Seiten geäußerten Befürchtungen wegen des Fortbestehens unseres Museums sind nun gehoben und die weitere Existenz einer Anstalt, die nicht nur zur Förderung der Kunst, sondern auch zur Verschönerung der langen Winterabende so Vieles beizutragen vermag, ist gesichert. Wir freuen uns, daß demnach die schon seit längerer Zeit obschwebende Museumsfrage als erledigt zu betrachten ist. In der am 15. d. M. stattgehabten Generalversammlung der stimmberechtigten Mitglieder des Museums wurde die neue Direction desselben, in drei Abtheilungen zerfallend, gewählt und zwar für die musikalische die Herren Kapellmeister Guhe mit 40, Dr. Weismann mit 35 und Dr. Chemant mit 23 Stimmen, für die literarische die Herren Oberfinanzrath Rommel mit 27, Dr. Clemens mit 22 und Dr. Spieß mit 20, und für die ökonomische die Herren Becker mit 33, Moritz Geß mit 20 und Suchsland mit 16 Stimmen. Die erste Sitzung wird Freitag den 29. d. M. stattfinden. Die genannten Namen der in den neuen Vorstand erwählten Männer sind von gutem Klang und wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, einer Reihe von genußreichen Abenden entgegen zu sehen. Mögen dagegen ihrerseits die activen Mitglieder des Museums eifriger und häufiger als seither durch eigene Thätigkeit mitwirken und es nicht beim Kritisiren, wodurch der guten Sache wenig genützt wird, bewenden lassen, so wie andererseits eine recht zahlreiche Betheiligung der passiven, d. h. zahlenden und auf diese Weise den finanziellen Bestand garantirenden Mitglieder zu wünschen ist.

(Dresden.) Am 18. d. M. wurde auf der hiesigen Hofbühne die neue Oper: „Conradin", von Ferdinand Hillee, unter des Componisten persönlicher Leitung mit entschieden günstigem Erfolg und ausgezeichnetem Beifall zum Erstenmal aufgeführt, so daß der Tonsetzer mehrmals hervorgerufen wurde. Die in der Oper Mitwirkenden, unter welchen besonders Tigatscheck glänzte, führten ihre Partieen mit einer Liebe zur Sache aus, wie sie ein Tonwerk verdient, welches sowohl durch die Behandlung des Ganzen, so wie durch viele wahrhaft schöne Nummern als ein vorzügliches sich geltend gemacht hat. Der zweiten Aufführung sieht man mit Interesse entgegen. Bereits hat die D. Allg. Ztg. einen sehr günstigen Artikel über besagte neue Composition gebracht.

Den Freunden der Tonkunst in der höheren Bedeutung derselben und der klassischen Quartette eines Mozart, Beethoven, Haydn, Spohr, Mendelssohn u. A. wird es gewiß sehr angenehm seyn, zu erfahren, daß die Herren H. Wolff, Geißler, Posch und Elsner jun. für die bevorstehende Wintersaison ihre Quartettsitzungen wieder zu eröffnen beabsichtigen. Da diese im vorigen Winter eine so einstimmig beifällige Anerkennung und einen so zahlreichen Besuch gefunden haben und da die genannten Künstler ihre schwierige Aufgabe mit eben so viel Virtuosität, als mit geistiger Auffassung zu lösen wußten, so steht nicht zu bezweifeln, daß ihnen auch diesmal eine gleiche Theilnahme zugewendet werden wird, und wie halten uns für verpflichtet, auf die Subscriptionslisten zu verweisen, welche gegenwärtig in Umlauf gesetzt sind. Wo es die Förderung der wahren Kunst und des guten Geschmackes gilt, da möge Keiner, dem es Ernst um die Sache ist, zurückbleiben, und wir glauben uns jeder weiteren Empfehlung der genannten Soiréen überheben zu dürfen. Näheres über Ort und Zeit wird demnächst bekannt gemacht werden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. Oct. Vicomte von Letorières, oder: die Kunst zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., nach dem Französischen von Bayard, von C. Blum.

Samstag, 23. Oct. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Fr. Hopp, Musik von Kapellmeister Hedenstreit.

Sonntag, 24. Oct. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Redigirt von J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 293. Sonntag, den 24. October 1847.

Im Herbst.

(Von Wilh. Wagner.)

Trau're nicht, wann von dem Baum
Herbstlich welke Blätter fallen
Und nach milderm Himmelsraum
Unsres Haines Sänger wallen,
Wann die dichten Nebel sich
Ueber Thal und Flur verbreiten,
Wann des Sommers Glanz erblich
Und die Kinder Floren's scheiden!

Trau're nicht, — denn immer schön
Ist Natur, die nie veraltet,
Die in Tiefen und auf Höhen
Immer neu und schöpf'risch waltet,
Die den Blüthenkelch am Zweig
Schirmet, wie des Winters Flocken,
Und dem felsigen Bereich
Edles Gold weiß zu entlocken.

Die Natur ist immer schön,
Bei des Zephyr's sanftem Kosen,
Bei dem murmelnden Getön
Eines Bach's, bekränzt mit Rosen,
An dem öden Felsgestad',
Wo die Meereswogen branden,
Und auf hohem Bergespfad,
Wo nur Wetterwolken landen.

Sie ist schön beim ersten Strahl,
Den die Morgenröthe sendet,
Wie beim letzten, der im Thal
Unter'm Abendläuten endet,
Schön beim ersten Blüthenreis,
Das wir lieblich prangen sehen,
Wie beim Strom, bedeckt mit Eis,
Wann die rauhen Stürme wehen.

In dem dumpfigen Gemach,
Unter Büchern und Papieren
Werden Gram und Mißmuth wach,
Kannst den Frohsinn du verlieren,
Und im lärmenden Gewühl,
Auf dem lauten Markt des Lebens
Wird's dem Herzen bang und schwül,
Suchst Erquickung du vergebens.

D'rum entflieh' dem engen Haus
Und den volksbelebten Hallen!
Auf die Berge eil' hinaus,
Wo dich Lüfte frisch umwallen,
Wo dein Blick weit schweifen kann
Ueber's Land zu deinen Füßen,
Wo dich aus der Ferne dann
Deines Hauses Giebel grüßen!

Die Natur ist immer schön,
Wann auch trübe Wolken ziehen
Und mit rauschendem Getön
Herbstlich welke Blätter fliehen,
Wann auch aus der Höhe dir
Keine Himmelsbläue winket
Und auf nackte Felsen hier
Regenschauer niedersinket;

Sie ist schön am Wiesendorn,
An dem See und an dem Strome,
An dem blüh'nden Hagedorn,
In des Waldes grünem Dome,
Unter Pappeln, die sich schlank
Ueber's Mühlendach erheben,
Auf bemoos'ter Felsenbank,
Unter'm Laubgang wilder Reben.

Bleib' im friedlichen Verkehr
Stets mit ihr, der liebevollen!
Ist das Herz dir trüb' und schwer,
Sie wird milde Tröstung zollen;
Sie nimmt von der Seele dir
Allen Gram, der dich belastet,
Bleibt ein friedliches Revier,
Wo der Wand'rer sicher rastet.

Trau're nicht, wenn von dem Baum
Herbstlich welke Blätter fallen
Und nach milderm Himmelsraum
Unsres Haines Sänger wallen!
Trau're nicht, — denn immer treu
Wird Natur sich dir erweisen,
Und mit jedem Morgen neu
Wirst du ihre Liebe preisen!

Digitized by Google

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen brach einen Tannenzweig ab und jagte die Fliege, fächelte aber auch zugleich die Wangen des müden Schläfers; allein in ihr Anschauen versunken, versah sie es ein Mal und berührte mit der stechenden Spitze der Nadeln die Nase.

Rasch aufspringend, stand er vor dem schönen, erröthenden und unendlich verlegenen Mädchen und sah sie verwundert mit den großen, sinnigen Augen an.

Sie glühte von Scham und Mißmuth über ihre Unvorsichtigkeit, und was sie besonders unangenehm berührte, war der Umstand, daß sie fürchten mußte, er meine, sie habe ihn necken wollen oder ihm den süßen Schlaf nicht gegönnt.

„Verzeih',“ stotterte sie endlich, von Gluth bedeckt, „ich hab's nicht gerne gethan; ich — ich — wollte Dir eine abscheuliche Fliege wegjagen und berührte Dich mit dem Zweige. Es ist gewiß nicht absichtlich geschehen!“

„Glaub's gerne,“ erwiederte er lächelnd, „glaub's gerne, und ich danke Dir für Dein Wecken. Es ist Zeit, denn die Sonne ist schon weit hinter den Bergen, und das Abendglöcklein läutet drunten. Wir wollen ein Ave Maria beten!“

Beide knieten nieder. Der Knabe zog seine Gugelmütze vom Kopfe und faltete seine Hände und betete laut.

Man konnte nichts Schöneres sehen, als die beiden lieblichen jugendlichen Beter, in tiefer Andacht hingegossen.

Als sie ihr Gebet beendet, sagte das Mädchen wieder: „Gelt, Du bist mir nicht bös?“

„Worüber denn?“ fragte der Knabe nicht ohne Erstaunen.

„Weil ich Dich geweckt!“ versetzte sie.

„Das ist mir sogar lieb, und ich danke Dir, daß Du so gut warst, mir die Fliege zu scheuchen. Siehst Du, da ist sie wieder. Sie ist halt lüstern nach meinem Blute.“

„Wo bist Du denn her?“ fragte er sie.

„Aus Niclashausen, da unten!“

„Wo warst Du denn?“

„Holzlesen; aber wo kommst Du denn her?“

„Weit, weit, aus Schwaben!“

„Und wohin willst Du?“

„Nach Niclashausen!“

„Nach Niclashausen! Ei Du heilige Jungfrau! Wen suchst Du denn da? Du bist ja doch ganz fremd!“

„Den Laboranten; weißt Du, den Kräutermann.“

„Kennst Du Den? Ich kenne ihn gut. Er ist gar gut und brav.“

„Ja und nein, wie Du willst!“ Sie überhörte das Wort und sagte, die Hände zusammenschlagend:

„Ach, Du Armer; da magst Du wohl müde seyn? Und ich wecke Dich! — Gelt, Du zürnst mir doch? —“

„Thut nichts! Ich bin auch recht müde gewesen; aber nun ist Alles vorbei — nur nicht — — —“

„Was denn?“

„Der Hunger!“

Sie suchte schnell in ihrer Tasche und zog ein Stück trockenes Gerstenbrod hervor. „Willst Du Das essen?“ fragte sie.

„Ach ja, wenn Du es nicht essen willst.“

„Ich habe Beeren gegessen und bin satt. Sie reichte es ihm hin, und er nahm es dankbar. Seit mehreren Tagen hatte er kein Brod gesehen. Gierig verschlang er es. Sie sah ihm mit großer Freude zu.

„Ach, das hat geschmeckt!“ rief er aus. „Nun kann ich es hier aushalten.“

„Hier?“ fragte das Mädchen. „Warum willst Du hier bleiben? komm' doch mit in's Dorf! Die Nacht ist kühl und der Taubernebel ungesund.“

„Ich muß hier auf den Laboranten warten.“

„Weißt Du denn, daß er kommt?“

„Ja!“

„Du kennst ihn ja kaum?“

„Ich kenne ihn.“

„Warst Du denn schon hier?“

„Nein!“

„Bist Du vielleicht ein Gefreundter von ihm?“

„Nein!“

„Aber — wer sagte Dir denn von ihm, und daß er hier vorbeikommen müsse?“

„Mein Engel!“

Halb spöttisch lachend, halb verwundert schlug sie die Hände zusammen und rief: „Was Der toll redet! Ein Engel hab' es ihm gesagt! Es kommen ja keine Engel mehr zu den Menschen.“

„Wer sagte Dir das, Mädchen? —“

„Die Mutter; weil sie mir aber nicht sagen konnte, warum keine Engel mehr zu uns kämen, fragte ich den geistlichen Herrn, den Pater Ambros —“

„Was sagte der?“

„Nun, er sagte, seit die heilige Jungfrau Maria im Himmel wäre, sey's nicht mehr nöthig.“

Der Knabe richtete einen flammenden Blick auf das Mädchen und sagte: „Kind, sie wissen's nicht! Nicht nur Engel, auch die heilige Jungfrau erscheint mir, und sagt mir, was ich thun soll. Seit mein Mütterlein todt ist, geschieht das oft und immer im Traume; aber was sie mir sagen, das wird wahr. So erschien mir in Schwaben der Engel und wies mir den Weg hierher zu dem Laboranten, nannte mir ihn und sagte, er werde mich als Kind aufnehmen. Wie hätt' ich sonst von ihm gewußt oder den Weg gefunden?“

„Wie heißt er denn?“ fragte das Mädchen prüfend. „Sag' mir's ein Mal, so will ich Dir glauben.“

„Arnold Plieninger!“

Jetzt stand das Mädchen bleichwerdend vor dem Knaben und sah ihn mit innerem Schauer an. Ihre Hände waren gefaltet.

„Bist Du denn,“ fragte sie nach einer Pause — „ein Frohnsonntagskind?“

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Siehst Du,“ sagte sie, „die Frohnsonntagskinder sehen Geister, erkennen die Hexen, Währwölfe und Blutsauger, und wenn sie Eins mit dem bösen Auge ansieht, so thut's ihnen nichts. Weißt Du denn das nicht?“

Das Erstaunen war jetzt an dem Knaben. Davon hatte er noch nichts gehört.

Er schüttelte den Kopf. „Als das Mütterlein am Abend vor ihrem Tode so traurig war, sagte es: Hännslein, wenn ich auch sterbe, so bist Du nicht verlassen. Der Engel wird Dich leiten, und so ist es auch geblieben, grade wie bei dem frommen Tobias; aber mit Hexen und Währwölfen hab' ich nichts zu thun.“

„Ach, Du heilige Jungfrau, wie ist denn Das?“ rief das Mädchen und kauerte nieder. „Geh', setz' Dich doch und erzähl' mir davon.“

Der Knabe schien dazu keine Lust zu fühlen. Er sah sich vielmehr um. „Es dunkelt,“ sagte er. „Nun muß er kommen.“

Sie sprang auf. „Du hast Recht,“ sagte sie. „Ich muß auch fort, denn die Mutter will mit dem Holze unser Abendsüpplein kochen. Ade!“ rief sie und eilte fort, jedoch nach wenigen Schritten kehrte sie wieder um und fragte: „Bist Du vielleicht das „Pfeiferhännslein“, von dem die Leute so viel und so Wunderbares sagen?“

„Ich bin's,“ sagte der Knabe.

„Ach Gott!“ rief das Mädchen aus,' „und Du bleibst in un-

Digitized by Google

serm Dorfe?" Sie klatschte die Hände zusammen vor Verwunderung.

„Ja."

„Bei dem Laboranten Arnold?"

„Ja."

„O, dann seh' ich Dich oft; ich wohne nicht weit davon. Unser Haus steht nahe bei der Kirche unter dem hohen Birnbaume. Ich heiße Marie. Ade!"

„Ade, Mariechen!" sagte der Knabe, und sah der lieblichen Gestalt nach, die nun schnell ihm enteilte.

Als sie an die Stelle kam, wo der Fußpfad sich aus dem Walde herauswand, trat der Laborant ihr entgegen. Sprachlos vor Erstaunen stand sie vor dem hohen, ernsten Manne, der mit Kräutern beladen war, die er im Schatten des Waldes gepflückt.

„Was ist Dir, Mädchen?" fragte er mit mildem Wesen.

„Ach, so hat er doch Recht!" stieß das Mädchen hervor.

„Wer denn?" fragte der Laborant.

„Das Pfeiferhännslein."

„Bist Du toll geworden, Kind?"

„O nein, o nein! Seht, dort steht er und wartet auf Euch!" Sie wies nach der Tanne, wo der Knabe stand.

„O, geht doch zu ihm!" bat das Mädchen.

Der Laborant schüttelte den Kopf über das seltsame Gerede. Er blickte dahin, wohin des Mädchens Hand deutete, und sah den Knaben, der ihm beide Arme entgegenbreitete. Ohne zu säumen, wandte er sich dahin, während das Mädchen, seinen Gedanken nachhängend, seine Holzlast auflud und flüchtigen, aber sichern Tritt es den sich steil absenkenden Pfad hinabschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage am Fuße des Kniebis.

(Fortsetzung.)

II.

Wer die heitere Straße von Lautenbach nach Oppenau, hart an der zwischen Granitblöcken wildschäumend sich durchdrängenden ehemals goldreichen Rench, dahin zieht, erblickt rechts über den dunklen Waldungen bei dem sogenannten Hubacker die altergrauen Trümmer der verfallenen Burg Neuenstein, und weiter oben im Thal die Ueberreste der Bärenburg. In dem Städtchen Oppenau angekommen, das in einer engen Thalschlucht gegen den Fuß des Kniebis sich hinzieht, empfing mich ein reges Leben der dortigen Bewohner; zahlreiche Bürgersoldaten unter dem festäglich geschmückten Volke mahnten an ein bewegtes französisches Landstädtchen mit seiner Garnison. Es galt auch hier die Feier dem Geburtstage des Regenten.

Auf den Höhen von Oppenau lagert ein mächtiger Stock quarzführenden Porphyrs, der die Heimath der schönen „Oppenauer Agate" ist. Unweit von dem Städtchen fällt die Lierbach, von Allerheiligen kommend, in die Rench, und durch das Thal der Maisach führt der Weg nach dem Bad Antogast mit seiner wild romantischen Umgebung nahe am Kniebis in einem engen Bergkessel. In östlicher Richtung zieht eine Straße über den Kniebis nach Würtemberg, und südöstlich von Oppenau gelangt man in zwei Stunden zu Fuß nach Petersthal. Letztere Straße zieht bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer der Rench hart am Fuße der Gebirge hin; einzelne Wohnungen und Höfe, der Zinken Ibach mit seinem freundlichen Schulhause und den zerstreut liegenden Häusern, fette Wiesengründe und kleine Gärten und Felder, die sich an die Berge anlehnen, dann die zahlreichen Holzstöße, aufgeschichtete Dielen u. s. w. gewähren dem Wanderer ein freundliches Bild des eigenthümlichen, regen Lebens mitten in einer durch hohe Gebirge fast ganz abgeschlossenen Gegend. Mit einem Male aber erweitert sich das Thal, das einen weiten Kessel bildet, und in Mitte desselben liegt das freundliche Dorf Petersthal. Unmittelbar, ehe man, von Oppenau kommend, in das Dorf eintritt, überraschen nette Anlagen und seitwärts auf einer Wiese die ansehnlichen Gebäude von Bad Freiersbach; wenige Minuten außerhalb des Dorfes nimmt uns das Bad Petersthal auf.

Liegt es auch in den natürlichen Verhältnissen der höhern Gebirgsgegenden, daß sie für den Anbau des Bodens weniger geeignet sind und daher dem Bewohner nur spärliche Erzeugnisse abwerfen, so hat dagegen hier am Kniebis die Natur in ihrer geheimnißvollen Werkstätte desto größere Reichthümer in den Eingeweiden der Gebirge geschaffen. In einem Umkreis von drei bis vier Stunden sprudeln zahlreiche Quellen zum Heil der Menschen, fast für jedes körperliche Leiden ein Heilmittel bietend, und in den sieben Bädern: Sulzbach, Antogast, Nordwasser, Freiersbach, Petersthal, Griesbach und Rippoldsau, welche alle dem Kniebis entspringen, finden alljährlich Tausende von Menschen Linderung oder Heilung ihrer Leiden, nicht zu gedenken der bedeutenden Summen, welche aus dem Auslande durch Versendung der Mineralwässer wie durch den Besuch der fremden Badgäste eingehen. Rippoldsau, Griesbach, Petersthal, Antogast und Nordwasser sind Säuerlinge mit mehr oder weniger Eisentheilen; Freiersbach hat zugleich eine Schwefelquelle; alle entspringen dem Gneisgebirge; nur Sulzbach, eine laue Quelle, diesen Säuerlingen sich anreihend, entspringt dem Granitgebirge.

Obwohl theilweise schon in früheren Jahrhunderten bekannt und zahlreich besucht, haben doch fast alle erst der neuesten Zeit ihr Emporkommen und ihre Blüthe zu verdanken, und in der jüngsten Zeit waren es namentlich Zentner, Rehmann, v. Fahnenberg und vor Allen Werber, welche durch nähere Beschreibungen den Kniebisbädern einen ausgedehnteren Besuch zugeführt haben. Letzterer (Werber) hat zunächst in einzelnen Monographien die Kniebisquellen eben so geistreich als vom heilkünstlerischen Standpunkte aus gründlich behandelt und sich um dieselben ein bleibendes Verdienst erworben.

Diesseits des Kniebis steht in jüngster Zeit das Bad Petersthal oben an. Die herrliche Lage des Kurgebäudes, hart an der Rench, die freundliche Umgebung, von dem gegenwärtigen thätigen Besitzer, Hrn. Kimmig, gleichsam zu einem großen Garten umgeschaffen, die eben so zweckmäßige als geschmackvolle Einrichtung der Speise- und Gesellschaftssäle und der zahlreichen Zimmer für die Kurgäste, die zuvorkommende und billige Behandlung im Verein mit der Heilkräftigkeit der Quellen und der reinen gesunden Bergluft machen das Bad Petersthal zu einem äußerst beliebten Aufenthalt und sichern demselben um so mehr einen stets zunehmenden Besuch, als Hr. Kimmig noch fortwährend bemüht ist, allen Forderungen der Bequemlichkeit und des guten Geschmacks zu entsprechen.

Ich war einige Stunden vor Tisch in Petersthal eingetroffen. Die sinnige Verzierung des Kurgebäudes mit Laub- und Blumengewinden erinnerte mich auch hier zunächst an den Geburtstag des Großherzogs, wie denn dem ganzen Thal entlang die biedere Bevölkerung diesen Tag ohne Befehl von Amt, freiwillig, aus innerem Herzensdrang, in heiterer Weise festlich beging.

Zu freudiger Ueberraschung traf ich unter den noch zahlreichen Kurgästen manche Freunde und Bekannte, darunter auch den Sänger des Nachtwächterliedes aus K. Bei der wohlbesetzten Mittagstafel fanden sich außer den gewöhnlichen Kurgästen auch manche sogenannte fremde Besuche aus der Nachbarschaft ein, aber gleichwohl schien die ganze Gesellschaft doch nur Eine Familie, in welcher die Fröhlichkeit den Vorsitz führte. Kaum war der Braten aufgetragen, als einer der anwesenden Herren, nachdem er eine Flasche inländischen Schaumweins

Digitized by Google

unter raschem Knall entpfropft, sich zu einem Trinkspruch auf unsern Großherzog erhob. Der Mann, dacht' ich, spricht wie ein Professor, und ich hatte es wirklich getroffen; der Sprecher war, wie ich nachher erfuhr, der berühmte Nationalwirthschaftslehrer Rau aus Heidelberg. Heute hat er sich jedenfalls den Ruhm erworben, daß er wahr und warm die Tugenden unseres edlen Regenten schilderte und zunächst aus den jüngsten Tagen harter Prüfung darstellte, wie das badische Volk allen Grund hat, mit Lieb' und Treue dem besten Fürsten anzuhängen. Fremde und Einheimische erhoben jubelnd ihr Glas und tranken in freudiger Uebereinstimmung auf die Gesundheit und lange Lebensdauer des Großherzogs Leopold.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten

(Berlin, 20. Oct. — Magd. Z.) Daran, daß das Roßfleisch in einer nicht allzu langen Frist hier in die Reihe der gewöhnlichen Consumtions-Gegenstände eintreten wird, ist nicht länger zu zweifeln; denn schon in den ersten drei Monaten nach der Eröffnung der hiesigen Schlächterei, vom 13. Juni bis zum 13. September, sind bei uns in Berlin nicht weniger als 133 Pferde geschlachtet worden, die 66,926 Pfund Fleisch lieferten; ein Ergebniß, welches gewiß als ein sehr günstiges zu betrachten ist, zumal wenn man bedenkt, daß dasselbe in der heißen Jahreszeit erreicht wurde, in der das Verlangen nach Fleisch im Allgemeinen weniger groß ist.

(Breslau, 13. Oct. — Bunzl. Wochenbl.) Von einem mäßigen, aber hochgelegenen Abhange in der Nähe des durch eine weite und schöne Aussicht ausgezeichneten Wilmannsdorfer Berges hat sich in der Nacht vom 1. zum 2. Oct. zwischen Hasel und Wilmannsdorf ($1^1/_4$ Meile von Goldberg im Jauer'schen Kreise) in der Breite von etwa 180 Schritten, und mit nach unterhalb wachsender Dicke die Oberfläche abgetrennt, und ist mit der darauf befindlichen Wiese, einem Stück Stoppelfeld, dem Kalkschuppen u. s. w. theils 20, 30 und mehr Schritte abwärts geschoben. Da sich die Zerstörung nur auf den bemerkten Raum beschränkt, die Oberfläche nicht durch einander geworfen worden, sondern augenscheinlich nur verschoben ist, auch in der Umgegend keine Erschütterung bemerkt wurde, so läßt eine solche als Ursache des Ereignisses sich schwerlich annehmen, vielmehr dürfte die Erweichung des Abhanges durch das anhaltende Regenwetter wohl die nächste Veranlassung seyn. Der Mann im Wächterhause, der einzige Zeuge dieses Vorfalls, wurde durch das fürchterliche Getöse und Rauschen aus dem Schlafe geweckt, der Ofen stürzt zusammen, alles Bewegliche fällt herab und durch einander, das ganze Haus knackt, platzt und schiebt sich fort. Er versucht zu fliehen, findet aber die Thür und den Ausgang verschüttet, so daß er durchs Fenster steigen muß, aber, voll Grausen über die Verwüstung nach allen Seiten, wieder zurückkehrt, und sich Gott durch inbrünstiges Gebet empfiehlt.

Ein Deutscher, der vor anderthalb Jahren Sibirien bereiste, fand in Tomsk eine geborne Wienerin, welche die Frau eines dortigen Restaurateurs ist. Ich bestellte mir, erzählte er, aus Freude, in so entfernten Gegenden eine Wienerin zu finden, ein ächtes Wiener Mahl, und lud die Wirthin ein, dabei den Vorsitz zu führen. In Gedanken versetzte ich mich in meine Jugendzeit und horchte mit Vergnügen auf das lebhafte, muntere Geschwätz in Wiener Mundart, bei einer Nudelsuppe, Rindfleisch mit Kren, Sauerkraut mit Würsteln, gebackenen Hühnern mit Gurkensalat und Milchrahmstrudel, was Alles mit gutem Champagner hinabgeschwemmt wurde. — Es war ein Mahl, ganz à mon aise, und hinterließ mir einen angenehmeren Eindruck, als manche große Tafel, an der ich in meinem Leben Theil nehmen mußte. (W. Thz.)

In St. Louis (Missouri) hat sich während der letzten Jahre eine ziemliche Anzahl deutscher Kommunisten zusammengefunden. Sie fanden aber die Freiheit dort nicht ausgedehnt genug und beschlossen, neue Niederlassungen zu gründen. Der eine Theil, an dessen Spitze ein Heinrich Koch steht, ist nach dem entlegensten Theile von Wisconsin gezogen; der andere, welcher aus „Rebellen oder Protestanten gegen Koch's Papstthum" besteht und die unverfälschte kommunistische Lehre vertritt, zieht in die Gegend von St. Joseph am obern Missouri. — Die deutschen Freiwilligen, welche aus Santa Fé nach St. Louis zurückkehrten, sind festlich eingeholt und bewirthet worden.

Korrespondenz.

Hanau, 22. Oct.

Da es manchen Theaterfreunden von hier und wohl auch aus der Nachbarschaft, welche die auf der Frankfurter Bühne neu in Scene gesetzte Oper — Oberon — gern einmal sehen möchten, bis jetzt noch so schwierig geworden ist, in den Besitz von Logenplätzen zu gelangen, so erlauben wir uns, der verehrl. Theater-Direction den Wunsch kund zu geben, eine Vorstellung der genannten Oper auch einmal im Abonnement suspendu zu veranstalten. Mehrere Theaterfreunde.

Frankfurt a. M., 22. Oct.

Dem gebildeten Publikum wird es angenehm seyn, zu vernehmen, daß der rühmlich bekannte Mnemoniker Prof. Eduard Pick, dessen Vorlesungen über Mnemotechnik in mehreren Städten Norddeutschlands, der Schweiz ꝛc. sich der außerordentlichsten Theilnahme erfreuten, auch hier einen Cursus zu eröffnen gedenkt. Die Verdienste dieses Gelehrten sollen vorzüglich darin bestehen, daß er die Mnemotechnik nach einem vereinfachten und verbesserten Systeme lehrt und sie dadurch zu einer leichtfaßlichen und gemeinnützigen Kunst erhebt. Mit Spannung sehen wir deshalb der Eröffnung dieser Vorlesungen entgegen, deren Besuch insbesondere auch jungen Studirenden, so wie überhaupt älteren Schülern anzurathen seyn dürfte.

Das unlängst im großh. Museum zu Darmstadt ausgestellte Portrait Ih. kais. Hoh. der Großfürstin Thronfolgerin von Rußland, von Hrn. Anton Hähnisch in Aquarell gemalt, erregte durch die kunstreiche Ausführung und durch den geistigen Ausdruck allgemeine Anerkennung. Dies Portrait, so wie auch das der Herzogin Cambridge und einiger anderen Personen aus den höheren Ständen der Gesellschaft sind von heute, Sonntag den 24. d. M., im Städel'schen Institute zur Beschauung aufgestellt, jedoch nur für die Dauer von wenigen Tagen. Wir glauben, das Publikum auf die ausgezeichneten Arbeiten des Hrn. Anton Hähnisch aufmerksam machen zu müssen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Oct. Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., von Fr. Hopp, Musik von Kapellmeister Hedenstreit.

Sonntag, 24. Oct. Faust, Tragödie in 6 Abtheilungen, von Göthe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 294. Montag, den 25. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

II.

Ach Gott, wie ist das Herz so schwer,
Wie ist so trüb' mein Sinn!
Ich hab' kein Herz auf Erden mehr,
Seit ich eine Waise bin.
Die mich geliebt, sind kalt und todt,
Und ließen mich allein;
Ich armee Knab', in meiner Noth
Will Keiner mir Helfer seyn.
So will ich mir graben ein tiefes Grab,
Und still mich legen hinein.
Der Wind weht Blätter und Blüthen ab,
Die sollen mein Grabtuch seyn.

Mit festem Schritte nahte der Laborant der Stelle, wo der Knabe stand.

Was das Mädchen gesagt, erfüllte seine Seele mit Erstaunen. Den Namen des Pfeiferhännsleins hatte er wohl schon gehört, denn die Mähr von seinem wundersamen Wesen war weit hinweg von dem Schauplatze gedrungen, wo sich der Knabe bisher herumgetrieben. Was er aber mit ihm wollte, das war ihm räthselhaft. Jedenfalls wünschte er Gewißheit darüber zu erhalten.

Nicht ohne beifällige Verwunderung betrachtete er, nähertretend, den schönen Knaben mit dem ausdrucksvollen Gesichte.

„Ja, Ihr seyd's," rief jetzt, freudig erregt, der Knabe aus, und eilte dem Laboranten entgegen, seine Hände fassend und drückend, wie wenn er einen lieben Verwandten gefunden hätte.

Der Laborant Arnold Plieninger war ein gar guter, freundlicher Mann. Er stand allein in der Welt da mit seinem liebenden Herzen, und Wohlthun war seine Freude, sein Beruf. Seine Herzensgüte, die Jeder pries, der ihm irgend ein Mal im Leben nahe gekommen war, verläugnete er auch jetzt nicht.

„Gelobt sey Jesus Christus!" sagte er mit freundlichem Tone und Antlitz, und der Knabe sprach erwiedernd: „In Ewigkeit! Amen."

Nun setzte der Laborant den grünen Kasten ab, den er auf dem Rücken trug, darinnen er seine Kräuter, Pflaster und Tränklein sonst zu tragen pflegte, der aber heute nur mit gesammelten Kräutern und Wurzeln angefüllt war, und setzte sich darauf, um mit dem freundlichen Knaben die Rede zu pflegen, die ihm das Geheimnißvolle seiner Erscheinung aufklären sollte, und das Pfeiferhänslein setzte sich, stille seines Wortes gewärtig, zu ihm.

„Was willst Du von mir, mein Kind?" fragte der Laborant, den schönen Knaben beifällig betrachtend.

„Ich habe lange auf Euch gewartet hier," sagte der Knabe, „denn —"

„Wußtest Du denn, daß ich hierher kommen würde?" fiel ihm Arnold in die Rede.

„Freilich," sagte in völlig entschiedener Weise der Knabe, „denn ich wußte es ja schon lange und kenne Euch ja!"

„Woher kennst Du mich?"

„Ich sah Euch im Geiste, Euch und dieses Thal, dieses Dorf, diese Landschaft; ich sah Euch, wie Ihr mit den Männern tagtet im dunkeln Walde, wo der Waldbach brauset."

„Was sagst Du?" fragte erbleichend der Kräutermann.

„Damals sah ich Euch," sagte der Knabe fortfahrend, „als Ihr Euch zuschwuret, die Ketten zu brechen, die das arme Volk drücken von Ritterschaft und Pfaffen. —"

„Schweig," rief der Laborant mit Erbeben. „Hast Du uns belauscht?"

„Ach nein," sagte der Knabe, ihn harmlos und zutraulich ansehend. „Ich bin ja niemals in diesem Lande gewesen, der Engel sagte es mir, als er mich zu Euch wies und zu mir sagte: Er wird Dein Vater seyn."

Der Kräutermann wußte nicht, was er sagen sollte. Von jener Zusammenkunft wußte ja Niemand. Hier lag ein Geheimniß. Und ein Engel sollte es dem Knaben gesagt haben? Das überstieg den Kreis seines Erkennens und Begreifens.

Der Knabe sah seine Zweifel.

„Soll ich Euch mehr sagen?" fragte er. „So höret, was mir der Engel wies. Ich stand auf einer Höhe, und drunten floß im grünen Thale der Neckar, eng gepreßt von den Bergen. Da stand ein hohes, schönes Schloß, darinnen der wilde Hutten wohnte, und es ist lange her, daß es geschah, ehe ich geboren war, daher sah ich's im Geiste. Und nicht weit von dem Schlosse, drüben auf dem andern Ufer, da stand am Waldessaum, beschattet von einer Linde, ein Häuslein, und um das Häuslein lag Hof, Garten und Wiese, und Ihr wohntet drinnen mit Magdalena, Eurem jungen Weibe. Sie war so schön und Euer Glück, und Ihr waret ein Freisasse, und es war Haus und Gut Euer Eigen. Und wie Euer Vater Kräuter sammelte und Tränklein und Heilküglein machte daraus, so thatet auch Ihr. Da brachten sie ein Mal zur Herbstzeit den Hutten zu Eurem Häuslein, da ihn der Zahn eines Ebers schwer getroffen, und er mußte liegen bleiben bei Euch, bis er geheilet war. Der Unhold aber entbrannte für Euer schönes Weib, und als er seine Absicht nicht erreichen mochte, und ihr keuscher Sinn widerstrebte, da raubte er sie Euch, als Ihr auf dem Kräutersuchen waret. Sie aber entwand dem Unhold seinen Dolch und stieß sich ihn selber in die treue Brust, daß sie starb, unentweihet und rein. Und von allen Teufeln verfolgt, floh der Unhold hinter seine Mauern und Ihr fandet Euer liebes Weib todt. — Ich sah Euch, wie Ihr drei Tage und drei Nächte ohne Speise bei ihr saßet und sie dann begrubet unter der Linde und zündetet Euer Häuslein an, daß es niederbrannte sammt der Linde. —

Digitized by Google

„Darauf umschlichet Ihr mit Rachegedanken die Burg, bis Ihr die Gelegenheit wahrnahmet, ihn alleine zu treffen, da schosset Ihr mit der Armbrust den Pfeil in seine Seite, den Ihr in das Gift getauchet, das Ihr selbst bereitet hattet, und er starb elendiglich unter Euren Augen; Ihr aber flohet in das Land, wo die Donau fließet, und dientet als Laienbruder im Kloster, das hoch auf den Felsen stehet, deren Fuß die Donau beschäumet. Aber es ließ Euch nicht ruhen. Darauf zoget Ihr in einen dunkeln Wald und wurdet Einsiedler und verbrachtet an schwerer Buße lange Jahre. Und als wieder Frieden in Eure Brust kam, da bautet Ihr Euch dort unten in Niclashausen die Hütte und wurdet wieder ein Laborant und ein Doktor. So ist's! So sagte mir, so ließ mich's der Engel schauen, daß ich es Euch sage, Arnold Pieninger, auf daß Ihr mir glaubtet, der Engel habe mich zu Euch gesandt."

Der Knabe schwieg.

Alles Weh der Vergangenheit, Alles, was sein Leben vergällt und verpestet, hatte des Knaben Rede wieder aufgefrischt. Des Laboranten Angesicht ruhte in den hohlen Flächen seiner Hände, und ein Strom von Thränen rann in das Moos zu seinen Füßen. Sein ganzes inneres Leben war in einer wilden Aufregung; aber er vermochte kein Wort zu reden.

Der Knabe schwieg; auch in seinem Auge glänzte eine Thräne der Theilnahme an dem tiefen Schmerze des Mannes, dem er allen Wunden der Seele aufreißen mußte, daß sie bluteten, als wären sie heute frisch geschlagen.

Nach einer langen Pause faßte der Knabe des Laboranten Hand. „Vergebet mir," sagte er weich, „daß ich Euch habe wehe thun müssen; aber der Engel hat es mir befohlen, daß ich Euch das Alles sage, damit Ihr mir glaubet."

Jetzt sah ihn der Laborant mit schmerzlichem Blicke an und sagte: „Woher Du das weißt, was nur Gott wissen konnte, begreife ich nicht; aber verschließe es in Deine Brust als ein ewiges Geheimniß. Sprich nicht wieder davon, und Du sollst mein Sohn seyn, wie ich Dein Vater seyn will. Ich glaube Dir, wunderbares Kind! Doch komm', denn der Abend sinket jetzt schnell herab und unser Weg ist steil."

Sie standen auf und gingen schweigend den Berg hinab, und als sie in die Tiefe des Thales kamen, lag die Nacht finster über den Hütten des Dorfes. Hanns folgte seinem Führer durch eine der engen Gassen des Dorfes, und bald erreichten sie eine Hütte, die am Berge lehnte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage am Fuße des Kulebis.

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Noch saß die fröhliche Tischgesellschaft beisammen, als ich, herzlich vergnügt, in der heitersten Stimmung aufbrach und zu Fuß über Griesbach nach Rippoldsau wanderte. Die eigentliche Fahrstraße führt unweit Griesbach gerade über den Kniebis; auf der Hochebene bei der Kniebiskolonie, zunächst der Alexanderschanze, theilt sich dann die Straße und zieht die eine östlich nach Freudenstadt, die andere südlich nach Rippoldsau. Um die Hälfte weniger Zeit hat aber der Fußgänger nöthig, welcher längs dem Griesbach den Fußpfad über die Holzwälder Höhe hinansteigt. Auf der Sophienruhe, in deren Nähe ein schäumender Wasserfall mit wildem Getöse sich von Felsen herabstürzt, genießt man noch einmal einer herrlichen Aussicht auf Griesbach und in die nördliche Gebirgskette, und setzt dann auf der Hochebene einen angenehmen Waldweg fort. Ich traf noch überall am Wege eine Menge Heidelbeere und die rothe Preißelbeere.

Nach einer halben Stunde kömmt man an einem wildschauerlichen, ungeheuern kesselförmigen Abgrund zwischen dem Kniebis und der Holzwälder Höhe vorbei, aus welchem die Wolf entspringt; dann aber geht es allmälig abwärts. Hin und wieder begegnet man einzelnen Hirtenknaben, die an den Abhängen einige Kühe und Rinder weiden, und weiter unten stößt man auf einsam stehende Wohnungen und Höfe. Am Fuße der Holzwälder Höhe fließen die Wolf und die Alsbach zusammen und gehen nun vereint durch's Rippoldsauer oder Schappacher Thal. Ich fragte einen etwa 12jährigen Knaben, der am Abhange das Vieh hütete, um die Namen der beiden Bäche; er konnte es mir nicht sagen; gewiß, dacht' ich, weiß der Bube den Ursprung und Lauf der Donau und des Rheins, deren Ufer er vielleicht in seinem ganzen Leben nie sieht. Und so war es wirklich; trotz einem Tertianer bestand der Junge die Prüfung über den Rhein und die Donau, denn das hat er in der Schule gelernt, aber was täglich an seinen Füßen vorüber zieht, weiß er nicht zu benennen. Ja, wir sind praktische Leute, wir Deutschen; überall zu Hause, nur in der eigenen Wohnung nicht! — Nach einer halben Stunde, die ich der Wolf entlang gegangen, lag das Bad Rippoldsau vor mir. Welch' eine Ueberraschung! Eben von den unwirthlichen Höhen neben dürftigen Wohnungen herabgestiegen in das enge Thal, durch welches der Waldbach mühsam neben der Straße über Felsblöcke sich hindurch windet, und ich stehe vor sieben, durch gedeckte Hänge mit einander verbundenen pallastähnlichen Gebäuden mit der Kapelle und den zahlreichen Nebengebäuden, Remisen, Stallungen u. s. w., im Ganzen vierunddreißig Gebäude, von hohen Gebirgen eingeschlossen; mitten durch dieselben fließt die Wolf, hier eine Mühle und Sägmühle treibend, dort von einem kleinen Nachen mit ein paar Knaben englischer Familien befahren, denen die seemännische Natur im Blute steckt; ringsum an dem Fuße der Berge und an dieselben angelehnt: Gartenanlagen mit feinen Obstarten und allen Gattungen von Gemüsen und Blumen, Wiesengründe und stellenweise angepflanzte Felder mit kleinem Gehöfte; über denselben Waldgebüsch und theilweise Hochwald, von schattigen Wegen und Anlagen durchschnitten. Dieser fleißige Anbau des Bodens, die geschmackvollen Anordnungen überraschen um so mehr, als man in dieser hochgelegenen Waldeinsamkeit solche reiche Cultur nicht erwartet. Zwei bis drei Stunden im Umkreis gehört die ganze Fläche dem Badeigenthümer, der sie mit Sorgfalt und kluger Umsicht zu bebauen versteht. Eine prachtvolle Straße, seit wenigen Jahren neu erbaut, führt durch das Thal hinab nach Schappach und Wolfach und liefert dieselbe den wiederholten Beweis, daß unsere heutigen Ingenieure eben so schön als gut zu bauen wissen.

Gelangt man nun endlich in das Innere der Kurgebäude, so erstaunt man in der That eben so sehr über die ausgedehnten Baulichkeiten als deren zweckmäßige Einrichtung angenehm überrascht. In den Erdgeschossen sind außer den Badekammern, der Küche, Bäckerei und Metzgerei noch die Wirthsstuben, die Lese- und Billardzimmer, der Bazar und die Trinkhalle angebracht; in den obern Gelassen sieht man dann außer dem herrlichen Speisesaal 187 Zimmer, theilweise mit zwei und drei Betten, Alles reinlich, bequem und selbst kostbar, doch ohne Luxus eingerichtet. Und diese ganze großartige Schöpfung ist das Werk des gegenwärtigen Besitzers, Hrn. Balthaser Göringer, der seit 1824 unausgesetzt mit weiser Benützung der gegebenen Kräfte eine Anstalt geschaffen, die zu den bedeutendsten und besuchtesten Deutschlands gehört. Denn die Zahl der Badgäste hat sich sowohl aus dem In- als dem Auslande mit jedem Jahr vermehrt, so daß nicht selten während der günstigen Badezeit bis dreihundert Badgäste gleichzeitig anwesend sind. Außerdem versendet Hr. Göringer noch alljährlich an 600,000 Flaschen Mineralwasser. Man mag daraus die Bedeutsamkeit der Anstalt für die Gegend und für das Land ermessen. Trotz der großen Anzahl der jeweils

Digitized by Google

anwesenden Badgäste sind die geselligen Verhältnisse fast familienartig und jedenfalls sehr anziehend; überall im Hause, bei Tisch, bei den Trinkquellen und in den Bädern herrscht eine seltene Ordnung und Pünktlichkeit, welche wie von einem unsichtbaren Lenker gehabt werden. Die Wirkung der fünf eisenhaltigen Kalksäuerlinge ist bekannt. Dem berühmten geh. Hofrathe Dr. Kölreuter verdankt indeß Rippoldsau noch zwei künstliche Vorrichtungen, wodurch die Wirksamkeit wesentlich erhöht wird. Zunächst hat Kalkeeuter einen Brunnenregulator eingerichtet, vermittelst welchem das geschöpfte Mineralwasser viel gleichförmigee und reichlicher mit Kohlsäure verbunden ist und sonach auch weit kräftiger erscheint; sodann hat er bei der Leopoldsquelle, welche eine geringe und darum nicht hinlänglich wirkende Menge Schwefelwasserstoffgas enthält, eine Vorrichtung getroffen, durch die ein heilkräftiges Schwefelwasser gewonnen wird, dessen Anwendung nach Vorschrift des sehr geschickten Brunnenarztes Dr. Sauerbeck in geeigneten Fällen die trefflichste Wirkung äußert.

Bei meiner Ankunft in Rippoldsau war es noch hoch am Tage und ich fand die ganze Badgesellschaft in einer äußerst lebhaften, frohen Stimmung; es erschien mir hier in der That eine Fortsetzung von Dem, was ich vor kaum zwei Stunden in Petersthal verlassen, nur mit andern Personen, nämlich die Geburtstagsfeier des Großherzogs, die sich hier bis in die Nacht hinein ausdehnte. Badener, Württemberger, Schweizer, Franzosen und Engländer hatten in gleicher Gesinnung sich vereinigt und in dem reich mit Fahnen, Blumengewinden und den Bildnissen des Regenten und Seiner erhabenen Gemahlin geschmückten Saale ein Fest begangen, wie es aufrichtiger, herzlicher kaum irgendwo gefeiert werden kann. Ein hochstämmiger, gegen die Gewohnheit seiner Nation redseliger Sohn Albions nahm mich alsbald in Beschlag und suchte mir mit unverkennbarer Begeisterung und aller Wärme, deren er fähig war, die Gefühle und Gesinnungen deutlich zu machen, von denen alle Anwesenden durchdrungen waren. Auch hier war ein Professor — Dr. Werber aus Freiburg — der Sprecher des Tages gewesen. Begeistert und begeisternd hat er der vielfachen edelsten Bestrebungen eines Fürsten gedacht, welcher „der Stolz, die Lust und die Liebe seines Volkes" ist; in flüchtigem Umrisse hat der Redner die Zustände von Baden geschildert und überall die fortschreitende Entwickelung zum Bessern dargestellt. Die Universitäten Heidelberg und Freiburg haben heute durch je einen ihrer Lehrer am Fuße des Kniebis den Gefühlen des Volkes in Baden Worte und Ausdruck verliehen — ein eigenes, interessantes Zusammentreffen!

Den Schluß der hiesigen Festlichkeiten bildete ein glänzendes Feuerwerk, das Hr. Göringer, Sohn, in dem waldumgürteten Thale unter jubelndem Beifall der Zuschauer abbrannte. — Ein heiterer Morgen folgte dem fröhlichen Tag; ich benützte die Zeit bis zu Tisch, in Gesellschaft des gefälligen Eigenthümers einen Gang durch die Umgebung zu machen.

Eine halbe Stunde von Rippoldsau, „im Klösterle", d. i. jetzt die Pfarrkirche der Gemeinde Rippoldsau, sah ich das schöne Altarbild von Prof. Bootz in Rastatt und kehrte durch das Reichenbacher Thal wieder über die Anhöhen nach Rippoldsau zurück. Meine besondere Aufmerksamkeit erregte bei diesem Gang die Bevölkerung des Thals und ihre mannichfaltige Beschäftigung. Einfache, biedere Menschen wohnen hier, die mühsam ihren Lebensunterhalt gewinnen, dabei aber heitern Gemüthes sind. Die Gebirge sind ihre Heimath, die verschiedenen Holzarbeiten ihre Beschäftigung; der weibliche Theil und die halberwachsenen Kinder besorgen Haus und Feld; die Letztern zumal sammeln im Sommer die Beeren des Waldes; heuer wurden in dem Schappacher Thale nur allein für Heidelbeere, welche zum größten Theil an Brennereien verkauft wurden, gegen zehntausend Gulden gewonnen.

Noch am nämlichen Tage gegen Abend nahm ich meinen Rückweg über den Kniebis nach Petersthal und Oberkirch. Um 6 Uhr Abends war ich noch bei der Kniebiskolonie, machte einen kurzen Gang zur Alexandereiche (1734 von Herzog Alexander von Würtemberg angelegt), zur Schwabenschanze auf dem Roßbühl (1795 gebaut), und endlich zur Schwedenschanze, und traf gegen 10 Uhr in Oberkirch ein.

Nach 8 Uhr des folgenden Tages befand ich mich bereits wieder in meinem Berufe in der Nähe der Residenz.

R. W.

Mannichfaltigkeiten

Eine Notiz in der Süddeutschen politischen Zeitung bemerkt, daß auch Würtemberg ein Faß besitzt, das an Größe dem berühmten Heidelberger wenig nachgibt, wohl aber ein weit geschmackvoller gearbeitetes Aeußeres zeigt. Schnitzwerke der mannichfaltigsten Art zieren dessen Vorderseite, und die Stärke seiner Dauben deutet die wohlgemeinte Absicht der Erbauer oder des Bestellers an, es möge sie um Jahrhunderte überdauern, damit sich noch ihre spätesten Enkel an seinem feurigen Inhalt erlaben könnten. Leider ist dasselbe, weil es ganz außer Gebrauch kam, schadhaft geworden, und die für einen solchen Fall im Vorrath gehaltenen Reservedauben sollen unbegreiflicher Weise zur Zeit der Veräußerung aller entbehrlich geglaubten Naturalvorräthe des Staats im Jahre 1829 um einen Spottpreis veräußert worden und trotz dem besten Willen nicht mehr zu bekommen seyn. Dieses schöne und merkwürdige Faß liegt im Schloßkeller zu Ludwigsburg in einer eigens dafür gebauten Nische. In dem herrlichen Weinjahre 1834 beabsichtigten einige Weinspekulanten, das Faß zu füllen, und hätten gern eine nicht unbedeutende Summe für die Herstellung desselben angelegt; aber man wußte nirgends ein taugliches Holz zu finden, durch welches die schadhaften Dauben hätten ersetzt werden können. Auch im Schloßkeller zu Tübingen soll ein ähnlicher Koloß, eine wünschenswerthe Acquisition für gesegnete Weinjahre liegen. (Karlsr. Z.)

Am 11. October entdeckte die Frau Direktorin Rücker in Hamburg, Gattin des rühmlichst bekannten Astronomen Rücker, im Sternbilde des Herkules einen schönen teleskopischen Kometen. Es ist dies seit 52 Jahren der erste Fall wieder, wo eine Dame durch eine solche Auffindung das Kometen-Verzeichniß bereichert, da die nun nahe 98 Jahre alte Karoline Herschel, Schwester des berühmten Astronomen, am 7. November 1795 den letzten der fünf von ihr entdeckten Kometen im Sternbilde des Drachen auffand. (Hannov. Z.)

Frankfurter Theater.

Der Sohn des Fürsten. — Repertoire.

Am 20. d. M. wurde das Trauerspiel von Julius Mosen: „Der Sohn des Fürsten" auf hiesiger Bühne zum Erstenmale gegeben. Dies Stück hat auf vielen Bühnen eine günstige Aufnahme gefunden und die dichterische Befähigung seines Verfassers ist bereits allgemein anerkannt. Julius Mosen darf mit Recht in den ersten Reihen unserer heutigen Poeten genannt werden und namentlich sind es viele seiner trefflichen Romanzen, Balladen und Lieder, die ihm eine dauernde Anerkennung sichern, denn seine Dichtungen sind nicht nur edel und gesinnungsvoll, sondern auch in schöner, abgerundeter Kunstform gehalten. Was den Inhalt seines vorliegenden Trauerspiels betrifft, so ist solcher schon an und für sich von besonderem Interesse, da er nicht nur einen denkwürdigen Moment aus der Jugendgeschichte des großen Friederich von Preußen vorführt, sondern auch ein historisches Zeit- und Sittengemälde bildet. Friederich, den die Geschichte den Großen genannt hat, wurde am 24. Jan. 1712 im königl. Schlosse zu Berlin geboren, während der Großvater

Digitized by Google

desselben, König Friederich I., noch auf dem Throne saß. Einige Monate nach der Geburt des Prinzen erblühte im Lustgarten zu Köpenick eine amerikanische Aloe, welche daselbst schon 44 Jahre ohne zu blühen gestanden hatte, zu ungemeiner Größe und Fülle. Sie trieb einen Stamm von 31 Fuß Höhe, an welchem man 7277 Blüthen zählte. Dies Ereigniß betrachtete man als ein Sinnbild des Glanzes, zu dem das preußische Königshaus emporsteige. Im folgenden Jahre starb Friederich I. und ihm folgte in der Regierung Friederich Wilhelm I., der seinem Vater in jeder Beziehung unähnlich war. Ihm war von Natur eine ausschließlich practische Richtung gegeben und sein Bestreben ging dahin, den Aufwand des seitherigen glänzenden Hofhaltes zu beschränken, einen wohlgefüllten Schatz herzustellen und seine Unterthanen zu ausdauerndem Fleiße anzuhalten, so wie den Wohlstand des Landes zu befördern. Besondere Sorgfalt widmete er dem Militärwesen und so sparsam, ja selbst geizig er sonst war, so verschwendete er hier bedeutende Summen. Unter ihm wurde Berlin nicht das deutsche Athen, sondern das deutsche Sparta genannt. Sein Familienleben war einfach und bürgerlich und seine Kinder wurden in schlichter Frömmigkeit und in der Furcht des Herrn, aber auch in einer bis zur Härte ausartenden Strenge erzogen. Undeutsches Wesen, Verschwendung, Liebe zu Neuerungen und Widerspenstigkeit gegen Dasjenige, was er für gut und zweckmäßig hielt, fanden bei ihm einen unerbittlichen Richter, der um so mehr strafte, als er sehr jähzornig war. Da nun auf diese Weise der Kronprinz mit seinem Vater in fortdauernde Conflicte gerieth, da jener andere Neigungen und Sympathieen hatte, als dieser, und sich dem Willen desselben in den meisten Stücken nicht fügen wollte, so entstanden jene Zerwürfnisse zwischen Beiden, die sich dermaßen steigerten, daß der Kronprinz seine Lage unerträglich fand und den Entschluß faßte, sich durch die Flucht der harten und grausamen Behandlung des Vaters um jeden Preis zu entziehen, welches Vorhaben auch unter Mitwirkung seiner Freunde und besonders seines Liedlings von Katte zur Ausführung gelangte. Jedoch gerieth Friederich ohne Verzug wieder in die Gewalt seines Vaters und auch Katte wurde gefangen genommen. Gegen beide Jünglinge verfuhr der König mit exemplarischer Strenge; von Katte wurde vom Leben zum Tod befördert und selbst dem Prinzen wäre es ohne die Verwendung der Generäle und der verschiedenen Höfe, besonders des österreichischen, vielleicht nicht besser ergangen. Diese Vorfälle, welche zu damaliger Zeit die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesselten, machen den Inhalt des Trauerspiels von Mosen aus und sind gewiß geeignet, Interesse zu erwecken, um so mehr, als der Dichter sich mit dem Stoffe gründlich bekannt gemacht hat und sowohl das Benehmen des Vaters, wie auch das des Sohnes genügend motivirt. Am lebhaftesten aber interessirt man sich für Katte, dessen Bild vom Dichter freilich verschönert und idealisirt worden ist; denn in Wirklichkeit waren es nicht die Lebensansichten und politischen Schwärmereien eines Marquis Posa, welche den Katte zu der hier geschilderten hochherzigen Aufopferung für seinen Freund und Jugendgenossen begeisterten, zu einer Aufopferung, die eigentlich ganz nutzlos war, da sie weder der Welt, noch dem Prinzen selber Vorschub leisten konnte. So viel aber ist geschichtlich wahr, daß der sonst etwas leichtfertige, selbstgefällige und lebenslustige Katte sich mit edler Resignation in sein Verhängniß ergab und mit einem Muthe starb, welcher nicht nur Bewunderung verdient, sondern auch für seine treue Anhänglichkeit an den Kronprinzen ein rührendes Zeugniß ablegt. Der Dichter mochte wohl gefühlt haben, daß er durch eine idealisirte Auffassung des Katte ein Gegengewicht zu den schroffen Ansichten des Königs und zu den Prinzipien jener Zopf- und Samaschenzeit bilden mußte, damit die Theilnahme des Herzens, worauf es bei einem deutschen Publikum so sehr ankommt, nicht leer ausgehe und so können wir ihm diesen Verstoß gegen die Geschichte um so mehr zu gut halten, als der Grundton des Charakters des Katte doch ein edler gewesen ist. Im Allgemeinen sind die auftretenden Personen des Stückes gut gezeichnet und sowohl in der Anlage des Ganzen, wie in der poetischen Haltung der Diction bewährt Julius Mosen seine dichterische Befähigung. — Das Trauerspiel gefiel und wir glauben überzeugt zu seyn, daß es bei wiederholten Aufführungen noch mehr und in steigendem Maße gewürdigt werden wird. Ueber die Aufführung demnächst. Abgesehen davon, daß mitunter und wie es nun einmal Brauch ist, etwas zu viel declamirt wurde, war die Aufführung sehr sorgfältig und abgerundet und wurde bei den Hauptscenen den Darstellern reichlicher Beifall gespendet.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Weimar, 19. Oct.

Das Andenken an die ruhmreiche Völkerschlacht bei Leipzig wurde auch gestern wieder in mehreren Kreisen feierlich begangen. Das Thal erbebte von Böller- und Flintenschüssen, durch das abendliche Dunkel rauschte der Glocken harmonisches Geläute und von den Bergen erschallten weithin die Jubelklänge des frohen Volkes. Die Bedeutsamkeit des Tages scheint tiefer die Herzen zu durchglühen, je mehr die Zeit das welterschütternde Ereigniß in die Ferne rückt und mit dem Nebel der Mythe umschleiert. — Der Name Schiller bildet hier fortwährend das Tagesgespräch; es vergeht fast kein Tag, keine Woche, wo das Andenken an den genialen Dichter Deutschlands nicht durch irgend ein Ereigniß erneuert würde. Vor Allem verdankt Weimar die Ehre, Schiller's ehemaliges Wohnhaus zu besitzen, den Bemühungen seines Stadtdirectors Hrn. Hase. Inmitten des Kampfes harter Widersprüche reifte in ihm der Entschluß, das Haus um jeden Preis anzukaufen, theils um dadurch der Stadt ein ewiges Denkmal zu bewahren, theils aber auch, um dadurch zu verhindern, es in ungeeignete Hände übergehen zu lassen. Was er gewollt, ist geschehen; fast zu dem doppelten Preise seines materiellen Werthes ist Schiller's Wohnhaus dem Stadtrath übereignet worden. Bei den beschränkten städtischen Mitteln ist aber die Aufgabe schwer, das sehr baufällige Gebäude in einen wohnlichen Stand zu versetzen, und es wäre dringend zu wünschen, daß ihm zur Beseitigung der mancherlei Schwierigkeiten von innen und außen freundlich die Hand geboten würde. Von Seiten des Stadtrathes bleibt nichts unversucht, jenes Wohnhaus auf eine dem Andenken des Dichters würdige Weise herzustellen und es mit einem Museum zu verbinden, in welchem die Werke und die Reliquien des Dichters, sinnig geordnet, aufgestellt und aufbewahrt werden sollen. Diesem Museum sind von außen schon mancherlei werthvolle Geschenke zugeflossen, so unter anderen von der Cotta'schen Verlagshandlung ein Exemplar von allen bisher in ihrem Verlage erschienenen Ausgaben der Schiller'schen Werke in elegantem Einband. Auch hier säumt man nicht, zur Herstellung dieses Heiligthums nach Kräften beizutragen. Selbst die großherzogl. Hoftheater-Intendanz hat, hohem Befehle zufolge, am 16. d. eine Benefizvorstellung zum Besten des Schiller'schen Hauses veranstaltet, und man hofft, daß auch auswärtige Bühnendirectionen diesem Beispiel nachahmen werden. Man hatte zu dieser Vorstellung „die Piccolomini" gewählt. Leider aber war das Haus nur mäßig gefüllt, was um so mehr zu bedauern ist, als dadurch der Zweck, die nöthigen Mittel zu gewinnen, gänzlich verfehlt worden ist. Dennoch erlahmt der Muth unseres Stadtdirectors nicht. Vielmehr hat er, wie wir vernehmen, beschlossen, die Räume des Schiller'schen Hauses ganz in seiner früheren einfachen Weise herzustellen. Aus diesem Grunde hat er sogar nach der Tapete forschen lassen, womit das Zimmer des Dichters bei seinen Lebzeiten bekleidet gewesen ist. Man ist auch so glücklich gewesen, sie aufzufinden und, wie es heißt, ist der Tapetenfabrikant Rößler hier beauftragt worden, das Muster genau dem Original gemäß herzustellen. Binnen kurzer Zeit wird man in einem großen Theile von Deutschland die Zimmer nur mit „Schillertapete" ausschmücken lassen, welche Hr. Rößler in Menge anzufertigen und mit seinem Stempel versehen nach auswärts zu versenden gedenkt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Oct. Faust, Tragödie in 6 Abtheilungen, von Göthe.

Montag, 25. Oct. (Neu einstudirt): Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., frei nach Auvray von Carl Blum. Hierauf: Der Schauspieldirector, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von W. A. Mozart.

Mittwoch, 27. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 295. Dienstag, den 26. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Während der Laborant sich bemühte, das hölzerne, kunstreiche Schloß der Thüre zu öffnen, flüsterte eine süße Stimme in des Knaben Ohr: „Du bist lange geblieben! Gute Nacht!“ Und ein Gefühl erfüllte seine Brust mit stiller Lust; denn er hatte Jemanden, der Antheil an ihm nahm, und das that seinem Herzen wohl.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen traten Beide in das Innere der Hütte, welche innen geräumiger war, als man es hätte glauben sollen.

Es war ein viereckiger Raum. Drei Seiten bestanden aus Fachwerk und eine aus Mauer. An dieser befand sich der Herd und der hohe, weite Busen des Schornsteins. Rings an den Wänden liefen Dielen hin, auf denen allerlei seltsam geformte Gefäße von gebrannter Erde standen. Bündel getrockneter Kräuter lagen daneben und allerlei Geräthe, dessen Bestimmung dem Knaben unbekannt war. Hier und da war ein mächtiges Hirschgeweihe angenagelt, daran auch noch Dinge hingen, welche in des Laboranten Gewerbe einschlugen. Gegen dem Herde über befand sich des Laboranten breites Bette. Moos bildete sein Lager. Hirschhäute lagen darüber und das Fell eines mächtigen Thieres diente als Decke.

Hänslein schaute sich recht um; denn es war ja so Vieles überall zu sehen, was seine Neugierde weckte und beschäftigte. Schweigend hatte der Kräutermann seinen Kasten abgesetzt und die Anstalten getroffen, ein Mahl zu bereiten. Bald prasselte ein Feuer in lichter Lohe, und ein Stück frisches Rehfleisch steckte an einem hölzernen Bratspieße, den Hanns freudig zu drehen übernahm. Als es gebraten war, erquickten sich Beide, und dann erst sagte der Laborant: „wir wollen uns niederlegen und das Feuer löschen; alsdann magst Du mir erzählen von Deinen Geschicken.“

Draußen hatte sich das Wetter schnell geändert. Ein Gewitter war nach dem heißen Tage heraufgezogen; der Sturm aber jagte es über die Berge weg, und nur ein milder Regen erquickte die Flur.

„Wie heißest Du denn?“ fragte jetzt der Laborant seinen wunderlich gewonnenen Hausgenossen.

„Hanns Böheim oder auch das Pfeiferhännslein,“ sagte der Knabe, „weil ich die Pfeife spiele und die Handpauke schlage, wie es mein Vater auch gethan. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht. Wir wanderten immer im Lande herum und hatten halt nirgends eine bleibende Stätte. Das weiß ich aber noch recht gut, daß ein Mal eine recht arge Hungersnoth in's Land kam. Viele Leute starben jählings hin, und auch wir würden also umgekommen seyn, hätte nicht mein Vater bei dem Ritter von Hutten —“

„Verfluchter Namen!“ rief der Laborant. „Nenn' ihn nicht wieder, ich bitte Dich, Kind!“

„Nun, wie Ihr wollt,“ fuhr der Knabe fort, „hätte nicht mein Vater dort die Hut einer großen, dem Burgherrn gehörenden Schaafheerde übernommen und dafür einen kärglichen Unterhalt empfangen. Wir blieben da mehrere Jahre. Endlich kam der vorletzte Winter mit seiner endlosen Kälte. Vom November bis in den Februar lag ein halb mannshoher Schnee auf den Bergen und in den Thälern, und es war eine Kälte, daß die Eichen knallend in den Wäldern borsten. Das arme Vieh fand keine Nahrung mehr, aber der geizige Burgherr wollte nicht gestatten, daß wir die Heerde einheimseten. Da kamen dann ganze Schaaren gieriger Wölfe und stellten der Heerde nach. Tag und Nacht hielt mein armer Vater Feuer rings um die Hürden in Brand und klapperte mit einer Charfreitagsklapper um die Hürden herum, selber in Gefahr, von den wilden Thieren zerrissen zu werden, deren Geheule uns eben so sehr ängstete, wie die Schafe. Vergeblich war meines Vaters Bitten um eine Hetzjagd. Der Ritter feierte sein Hochzeitfest mit einer zweiten Frau. Derweile mochte er nichts von dem Jagen der Wölfe wissen.

„All das viele Wachen warf meinen Vater auf's Krankenbette und er genas nicht wieder. Nun mußte mein armes Mütterlein und ich Wache halten, wie er gethan. Ein Mal hat uns der Schlaf übermannt. Die Wölfe brachen ein und richteten ein gräulich Blutbad in der Heerde an. Wurden sie nun nicht gejagt, so war die ganze Heerde verloren, denn unsern treuen Hund hatten sie auch zerrissen, und nun war die Heerde fast schutzlos.

„Ach, wie war unsere Angst so groß vor dem Herrn, denn er kannte kein Mitleid, und Barmherzigkeit war ihm fremd; aber es blieb uns nichts übrig, als die Heerde zur Burg zu treiben.

„Auf der Burg folgte noch immer ein Gelag dem andern, und der Burgherr wurde nicht mehr nüchtern. In der Burg ging's ein und aus, wie in einem Bienenstock, und war Saus und Braus alle Tage.

„Wir zitterten vor Frost und Angst. Als nun die Schafe alle im Burghofe waren, sagt' ich's dem Vogt, wie's gegangen. Der ging hinauf, und bald polterte der Ritter fluchend die Treppe herab. Die Schafe waren schon in dem Stalle und mein zitterndes Mütterlein stand bei mir am Thore der Burg. Ihr wisset ja wohl, wie hoch sie auf den spitzigen Felsen liegt, und wie die gräuliche Tiefe gähnet zu beiden Seiten der hölzernen Zugbrücke.

„Als er uns sahe, fuhr ein Heer von Flüchen aus seinem Munde auf uns herab. Uns, unserer Faulheit maß er seinen

Digitized by Google

Schaden bei. Er schäumte vor Wuth, und je mehr er schimpfte, desto mehr gerieth er in Grimm und Zorn. „Laßt die Hunde auf sie los, daß sie das Gesindel zerreißen!“ schrie er endlich, und die halb trunkenen Knechte, roh und ohne Erbarmen, wie ihr Herr, eilten, seinen Befehl zu erfüllen. Wir flohen in der Angst der Zugbrücke zu. O Du heilige Jungfrau! Ehe wir's uns versahen, waren die blutgierigen Wolfshunde hinter uns. Mir blieb keine Flucht möglich; ich hörte das Thier schon hinter mir brüllen und mein Mütterlein entsetzlich schreien. Schnell wandt' ich mich, und mit dem eisenbeschlagenen Schäferstabe führte ich einen so gewaltigen Hieb, daß das wüthende Thier niederstürzte, sich streckte und verendete. Ehe ich aber meinem armen Mütterlein zu Hülfe kommen konnte, rang sie mit dem sie zerfleischenden Thiere, bäumte sich über das Geländer der Zugbrücke und stürzte mit ihm in die bodenlose Tiefe, in die zackigen Felsen hinein. — —

„Ach, das Alles geschah in viel kürzerer Frist, als ich Euch hier zu erzählen vermag.

„Anfangs hatten sie in wildem Gelächter die Hetze angesehen. Als aber der Hund todt da lag, der andere mit meinem armen Mütterlein in die Tiefe gestürzt war, da hörte ich den Ruf: „Holt Bogen und Pfeile, daß wir den Buben erlegen! —

„Die Todesangst giebt Flügel. Mit Hülfe meines Schäferstabes schwang ich mich in die Felsen hinauf. Wie ein Wiesel sprang ich von Stein zu Stein setzte über Klüfte weg und sah nicht rückwärts. Hinter mir hörte ich den gellenden Ruf der Verfolger; aber bei der Eile, die ich anwendete, hatte ich einen weiten Vorsprung; bei der Kunst, in den Felsen zu klettern, die ich so oft geübt, konnten sie mir nicht folgen. Die Pfeile schwirrten um mich herum; die Armbrustbolzen fuhren zischend in die Stämme der Bäume — mich traf keiner, und als ich den Hochwald erreicht hatte, kroch ich wie ein Eichhorn in einen hohlen Baum, denn mir fehlte der Athem. Ich konnte nicht mehr weiter, und in meinem Verstecke vergingen mir die Sinne.

„Wie lange das gewährt, weiß ich nicht; das aber vermuthe ich, daß es eben nicht so lange war; denn als ich wieder zu mir kam, hörte ich zwei Burgknechte mit einander reden, die sich, müde von meiner Verfolgung, an dem Baume gesetzt hatten, dessen hohles Herz mir zum schützenden Schlupfwinkel diente. Sie verwünschten den Ritter und seine Grausamkeit. Ich hielt mich mäuschenstille, obwohl ich wußte, daß mich keiner finden würde. —“

„Woher wußtest Du das, armes Kind?“

„Ach,“ sagte der Knabe, „gerade in der Betäubung, aus der ich eben erwacht war, sah ich mein Mütterlein vor mir stehen. Sie war ein Engel geworden und tröstete mich, keiner würde mich finden; sie würde mich schützen. Und seitdem erscheint mir mein Engel so oft, als irgend Etwas eintritt, was mir wichtig ist. Ja, die heilige Jungfrau selbst ist mir schon erschienen. Doch hört weiter! Die Knechte gingen, als sie ausgeruht, von dannen und die Nacht kam. Aus meinem Verstecke hätte ich mich nicht herausgewagt, wär' mir der Engel nicht abermals erschienen und hätte mir geboten, hinabzusteigen in die Felsen, wo meines armen Mütterchens Leichnam lag.“

(Fortsetzung folgt.)

Jenny Lind in Hamburg.

Sie schiffte goldbeladen,
Von Albions Gestaden
Zum schönen Schweden heimgewandt.

Es war am Mittwoch, den 20. Oct., Abends 6 Uhr. Ich saß im Pavillon bei einer Tasse Kaffee und neben mir fragte ein Philister, was Jenny Lind für eine Landsmännin sey. Der Regen goß in Strömen herab, gleichsam als wolle er den lindschwärmenden Enthusiasmus in etwas abkühlen, und vom Jungfernstieg, über den Gänsemarkt bis zum Theater hin dehnte sich eine ununterbrochene Wagenreihe. Denn Jenny, die schwedische Nachtigall, der Engel in menschlicher Gestalt, der baltische Schwan oder die „Letztbesagte“, wie der prosaische Hr. von Küstner sie nennt, die durch englische Pfunde erst vollwichtig gewordene Jenny, wollte auf ihrer Durchreise aus besonderer Gefälligkeit für Hrn. Wurda die Güte haben, für 100 Frd'or (nach anderen Berichten für 100 Pfd. St.) die Regimentstochter zu singen.

— Unterdessen drängt sich schon die wilde, tobende Fluth
An den Kassen von Galerie und Parterre,
Und wie ein bäumendes Schlachtroß
Stemmt sich das vielköpfige Ungeheuer:
Publikum, gegen die Thüre;
Es stöhnen die Hespen, es kreischen die Weiber,
Und Köpfe tauchen auf und steigen wieder hinab
In den heulenden Menschen-Katarakt.

Das war ein Gedränge, ein Rennen und Jagen am Eingange des Theaters. Es war ein steeple-chase mit Hindernissen, d. h. mit Schirmen, die fortwährend in die unangenehmsten Kollisionen kamen. Thüren wurden erstürmt, Laternen zertrümmert, und es war beim Auftreten dieser Regimentstochter nicht möglich, Ordnung und Regiment aufrecht zu erhalten. Das Haus war außergewöhnlich erleuchtet, die Preise verdoppelt (Parterre 2 Mk. 8 Schill.) und die von der Elite unserer beau monde dichtgefüllten Logenreihen, die bis auf die Bühne hinaus verlängert waren, gewährten einen stattlichen Anblick. Die Ouverture beginnt, obligate Kanonenschüsse tönen in der Ferne, die nervenschwache Marquise schwatzt mit ihrem ennuyanten Haushofmeister, der bärenbeißige Sergeant bramarbasirt — da plötzlich feierliche Stille — sie naht, sie kommt dahergehüpft, sich des unausbleiblichen Sieges bewußt, das schwedische Wundermädchen. Allein ihre Stimme ist offenbar angegriffen; die mittlern und tiefen Töne sind umflort und umschleiert, wie Albions Küste, in einem Grade, wie nie zuvor. Sie singt und spielt die Regimentstochter, die sie im vorigen Sommer bei uns zuerst gesungen, in ihrer Weise, züchtig, gemessen und ächt weiblich mit der wunderbaren Sicherheit und Korrektheit, mit den perlenden Läufen und schmetternden Trillern, in den hohen Tönen zum Entzücken schön, wie immer, und mit den Schlußverzierungen, die so leicht keine Sängerin ihr nachsingt. Beifallsjubel und Dakaporufe (dem sie bekanntlich nie Folge leistet), am Schluß ein paar Dutzend Kränze, obligater Blumenregen und wiederholter Hervorruf. —

Und wodurch erzielt dieses Wundermädchen überall die ungeheuren Erfolge? — Es ist die eiserne Willenskraft, das durch die ungeheuren Erfolge in seltenem Grade gehobene Selbstbewußtseyn, das Keusche, Einfache und Natürliche, das in unserer blasirten Zeit so unwiderstehlichen Zauber übt. Und das weiß Jenny gar wohl. Glaubt nicht, daß das Alles natürlich und absichtslos sey. Dieses so anspruchslos scheinende, unschuldige Mädchen ist eine wahre Tyrannin auf dem Gebiete der Kunst. Sie ist die größte und eigenwilligste Schauspielerin, die mit verhältnißmäßig geringen Stimmmitteln das Außerordentlichste erreicht. Sie legt sich jede Rolle zurecht nach ihrer Individualität, wie sie ihrer Weise zusagt; ihre Norma ist keine Norma und diese Regimentstochter keine Regimentstochter. Eben diese zartjungfräuliche Einfachheit und Decenz, die sie in allen Rollen herauskehrt — das ist das Geheimniß ihrer Siege. Jenny kann sich in eine Leidenschaft nur mit Mühe hineinsingen; sie gleicht einer stillen, lieblichen Winterlandschaft, und die Musik ist der Mond, welcher durch dieselbe hin seine Silberstreifen und Glanzlichter ergießt. Nun, für Albion und Deutschland steht dieser Mond einstweilen im letzten Viertel

Digitized by Google

Jenny ist mit dem heutigen letzten Dampfschiffe nach Stockholm abgereis't, um dort den Winter zuzubringen. Eine glückliche Reise aber brauchen wir einem solchen Glückskinde nicht zu wünschen. J. Henning.

Zeit-Glossen.

(Von J. Pirazzi.)

4.

Nichts ist so schlimm, es ist zu etwas gut.
Der Proletarier, so wenig sonst geachtet,
Weil er in Dürftigkeit und Elend schmachtet,
— O ungeheu're Ironie! —
Man macht aus ihm jetzt Industrie,
Man trägt den armen Tropf
Zwar auf den Händen nicht, doch auf dem Kopf,
Zur Mode ward sein eingedrückter Hut —
So war das Uebel doch für etwas gut.

5.

„Ein einiges Deutschland" welch' schöner Verein!
So herrlich, wie selten man einen noch sah,
Vom Belt bis zur Donau und bis an den Rhein,
Den Freunden zum Schutze,
Den Feinden zum Trutze —
Ach wär' er nur endlich uns nah! —
Er wäre, glaubt sicher, er wäre schon da,
Wenn hemmend sich mischte nicht ein
Das Wörtchen so klein:
„Mein oder dein."

Mannichfaltigkeiten

Ueber die Höflichkeit von offizieller Seite bespricht die Aachener Zeitung ein recht treffendes Wort. Die Allg. Preuß. Zeitung, die Herrn von der Heidt, der geheimer Commerzienrath, Präsident des Handelsgerichtes und Abgeordneter der Stadt Elberfeld ist, nicht mag, nennt ihn in einem Artikel nur immer: „der von der Heidt." Darüber stellt die Aachn. Z. folgende Betrachtung an: „Wir haben seit Jahren große Fortschritte gemacht in der Politik, in der Presse, in der Industrie und in hundert andern Dingen. Wäre es nicht möglich, auch in der Höflichkeit etwas vorwärts zu kommen? Wenn der Bürger in Beziehung zu einer Behörde tritt, und wäre es der erste Bürger in der Stadt zu dem angestellten Nachtwächter, so wird freilich die Höflichkeit nicht vermißt werden, denn er muß an einen wohllöblichen königlichen oder städtischen Herrn Nachtwächter schreiben. Der Nachtwächter ist ein Herr, der Feldhüter ist ein Herr, jeder Mensch, der im Amte, ist ein Herr und löblich, wohllöblich oder hochlöblich. Nur der schlichte Bürger ist nichts im Curialstyl, wenn er auch Tausende von Menschen beschäftigt, wenn er auch zehn Mal so viel zum Staate beisteuert, als der höchste Beamte, wenn er auch Vertreter einer großen Stadt im Gemeinderathe oder bei den Ständen ist. Er ist nur der so und so. Das ist eine Untugend, die wenigstens jetzt nachgerade nicht mehr an der Zeit ist und in keinem Lande, außer Deutschland, mehr vorkommt. In Frankreich schreibt die Polizei an ihre Untergebenen, sie möchten gefälligst den Herrn NN. einstecken; bei uns verfügt der Beamte, der NN. habe sich auf sein Büreau zu verfügen. In England wäre es gar nicht möglich, die imperatorische Bezeichnung „der" zu übersetzen. Allerdings redet man dort auch die Beamten nur einfach mit Herr an und weiß nichts von der ganzen Stufenleiter der Löblichkeit. Steht dies vielleicht in Wechselwirkung und ist man desto kürzer oben, je weitläufiger man unten ist, braucht man um so weniger Titel oben, je mehr man unten verwendet? Das wäre möglich, aber um so mehr Grund wäre, Reformen zugleich oben und unten vorzunehmen, die gegenseitige Achtung würde dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen."

(Leipzig, 20. Oct. — Berl. Z.) Nachrichten von einem Duelle, selbst von mehreren Duellen überraschen heutzutage leider nicht mehr, sie sind leider nur zu gewöhnlich geworden. Aber nicht diese Fakten an sich, sondern das Wer und Warum sind es, die einige Tage unsere einheimische sowohl als gastliche Gesellschaft bewegen. Freimaurer — gegenseitige Duellanten und Streit über Odensangelegenheiten vor Nichtmitgliedern! so hört man überall staunend ausrufen. Zwei Maurer, der eine Mitglied einer hiesigen Loge, der jüdische Rechtsstudent Wolf von Dresden und ein Großmeister einer fremden Loge, kommen in einer Weinkneipe über die symbolischen Zeichen der Gesellschaft so hart an einander, daß sie sich auf Pistolen fordern. Eine Austragung ihres Streits von den betreffenden Logen wiesen sie beide entschieden zurück. Die heilige Brücke war der Ort, wo die beiden Maurer am 12. d. früh Kugeln wechselten. Der Großmeister blieb unversehrt, dem Studenten ward im letzten Gange das Ohr abgeschossen. Die gleich angewandte ärztliche Hülfe jedoch verspricht treffliche Heilung in kurzer Zeit. Die Polizei aber hatte Kunde von diesem Duelle erhalten und kam gerade nach ausgemachtem letzten Gange auf dem Kampfplatze an, um beiden Herren sammt den Sekundanten noch Gelegenheit zu verschaffen, sich mit den Lehren unsers Kriminal-Gesetzbuches vom Zweikampfe praktisch bekannt zu machen. Die weggenommenen Papiere des Studenten zeigten übrigens, daß er vorgestern erst mit dem Redakteur einer hiesigen Zeitung sich geschossen hatte. Verwundungen waren jedoch bei diesem Duelle nicht vorgekommen.

Friedrich Wilhelm Krummacher, dessen Berufung auf die Kanzel, auf welcher vor ihm Schleiermacher und Marheineke gepredigt haben, jedenfalls ein Zeichen der Zeit ist, spricht sich in seiner am 5. Sept. hierselbst gehaltenen Antrittspredigt über den preußischen Landtag folgendermaßen aus: „Möchte doch ein Mann seines Gleichen (nämlich wie Paulus) auch auf einem andern Areopag, wenn der Rath, der uns vorschwebt, also heißen darf, haben erscheinen, und, als daselbst die Verhandlungen auf das Gebiet religiöser Fragen sich verloren, seinen Mund zu den Versammelten öffnen können. Seh' ich's doch im Geiste, wie unter der Wucht seines Wortes die Versammlung sich geneigt haben würde, wie ein Aehrenfeld sich neigt, wenn der Wind darüber fährt, und wie vor der Macht und Tiefe seiner Rede die Oberflächlichkeit alsobald beschämt verstummt, und der Unglaube entwaffnet und in den Sehnen durchhauen in seine düsteren Schlupfwinkel zurückgestoben wäre." (Wes. Z.)

* Als vor kurzer Zeit die Durchreise des Landesfürsten in einem Dorfe erwartet wurde, stellte der Schullehrer des Orts seine liebe Schuljugend in Reihe und Glied auf und empfahl denselben bei Annäherung des Wagens „Vivat hoch!" aus Leibeskräften zu rufen. Nach mehrstündigem Harren kam endlich die ersehnte Equipage und auf einen Wink des Pädagogen rief die begeisterte Schuljugend aus: „Vivat hoch aus Leibeskräften!"

Bei der Universität Leipzig hat man auf Errichtung eines Lehrstuhls in der Stenographie angetragen. Der akademische Senat hat darüber berichtet, ist aber abschlägig beschieden worden. (Dorfz.)

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Was das Repertoire der letzteren Wochen betrifft, so gilt von ihm, was wir schon oft zu bemerken Gelegenheit hatten, daß nämlich verschiedene Urtheile darüber geäußert wurden. Der Eine tadelt, wo der Andere lobt und ein verschiedener Geschmack macht sich geltend; der Eine will Novitäten, der Andere klassische Dramen, der Eine erheiternde Lustspiele, der Andere ernste Tragödien, der Eine Opern von Mozart, der Andere von Auber und Bellini. Bei einer Bühne, wie die unsrige, welche keine bestimmte Kunstgattung zu vertreten hat, sondern in verschiedenen Richtungen sich bewegen muß, bleibt Mannichfaltigkeit das erste Erforderniß und Allen gleichzeitig zu genügen, ist unmöglich. Hierzu kommt noch, daß bei uns das Publikum der Theater-Besucher verhältnißmäßig nicht zahlreich und meist dasselbe ist, so daß nach der zweiten oder dritten Wiederholung einer Vorstellung über Eintönigkeit des Repertoire's geklagt wird, während an anderen Orten dreimal so viel Wiederholungen gar nicht auffallen, der großen Städte nicht einmal zu gedenken, wo beifällige Vorstellungen Monate lang ohne Unterbrechung dem immer wechselnden Publikum vorgeführt werden, ohne daß der Theaterdirection daraus ein Vorwurf gemacht würde. — Der neu scenirte „Oberon" von Weber mit den Decorationen und Maschinerien von Mühldörfer macht so viel Glück, daß jede Aufführung desselben stark besucht wird und hier in dieser Beziehung eine Ausnahme von der eben angedeuteten Erfahrung statt findet. Die Kunstleistungen Mühldörfer's sind aber auch in der That außergewöhnlich und überraschend, indem sie Täuschung und Wirklichkeit gleichsam zu verschmelzen wissen. — Auch Gustav Schmidt's „Prinz Eugen" ist mehrmals wiederholt und stets mit Beifall aufgenommen worden. Der ansprechende und volksthümliche Text, so wie die Popularität und gefällige Behandlung der Musik sichern dieser neuen Oper auch auf andern Bühnen günstige Erfolge und wird solche demnächst wieder an mehreren Orten zur Aufführung gelangen. — Als die in der Totalität gelungenste Opernvorstellung der letzteren Wochen haben wir die „Zauberflöte" zu bezeichnen, welche bis in die kleinsten Partieen mit einer Sorgfalt, die nicht zu verkennen war, ausgeführt wurde und darum auch einstimmigen Beifall erhielt. — Unter den Schauspielvorstellungen heben wir Gutzkow's „Uriel Acosta" hervor, unseres Bedünkens die beste von allen dramatischen Productionen des Verfassers; denn nicht nur tritt uns in ihr eine erschütternde Grundidee in poetischer Durchführung entgegen, sondern ist auch die Diction reich an Schönheiten, die den geistvollen Dichter bekunden. — „Luther" von Zacharias Werner, den wir bereits besprochen haben, wird gleichfalls beifällig wiederholt, was bei dem historischen Interesse des Gegenstandes und den vielen Zeitbeziehungen, die sich daran knüpfen, nicht fehlen kann. — „Doctor Faust's Hauskäppchen" erheiterte ein schau- und lachlustiges Sonntagspublikum und besonders ergötzte der Humor, den die Herren Hassel und Meck entfalteten. Diese Posse gehört überhaupt zu den besseren ihrer Gattung und ist geeignet, den Beschauer zu erheitern. — Das Schauspiel von Mad. Birch-Pfeiffer: „Eine Familie" wird auf unserer Bühne, wie bekannt, sehr gut gegeben und besonders excellirt darin Fräul. Lindner in der Rolle der Mad. Brunn. Ihr eben so natürliches, als wahrhaft künstlerisch detaillirtes Spiel muß man sehen, um es nach Verdienst zu würdigen. Sie wurde schon nach dem zweiten Acte hervorgerufen. Auch Mad. Thomas (Baronin) gab ihre Rolle mit eben so viel Gemüth, als liebenswürdigem Ausdruck. Die Rolle des Eduard wurde von Hrn. H. Schneider nicht minder gelungen dargestellt. In ihm besitzt unser Schauspiel einen jugendlichen Liebhaber, dessen Vorzüge für dieses Rollenfach nicht in Abrede gestellt werden können, da seine äußere Erscheinung sehr ansprechend und die Wärme seiner Empfindung sehr anregend ist. Hr. Schneider wirkt neben Hrn. Brener und wir müssen einem jeden derselben verdiente Anerkennung in seinem Rollenfache zugestehen

Korrespondenz.

Weilburg, 21. Oct.

Bei der allgemein steigenden Population in Deutschland und besonders im Herzogthum Nassau, dessen Einwohnerzahl seit 30 Jahren um 100,000 gestiegen ist und jetzt über 400,000 Köpfe zählt, muß es dankbar und ehrend anerkannt werden, wenn Männer, durch ihre Stellung und Intelligenz ganz besonders dazu berufen, darauf bedacht sind, die Industrie zu heben und überhaupt die Nahrungsmittel zu vermehren, um der, im Gefolge der Population, progressiv steigenden Armuth so viel wie möglich Gränzen zu setzen. Zur Nahrungsvermehrung rechnen wir auch die Einführung des Pferdefleisches als Genußmittel, und deshalb verdient die in Weilburg durch den Hrn. Posteerwalter Ricker vor 14 Tagen veranstaltete Abschlachtung eines Pferdes zum Genusse von all' Denjenigen, denen das staatliche und sociale Wohl in der angedeuteten Weise nicht gleichgültig ist, belobend anerkannt zu werden. — Schon vor einigen Jahren hat der rationalistische Oeconom und Mühlenbesitzer Hr. Oeffner in Weinbach, hiesigen Amtsbezirks, ein Pferd geschlachtet und dessen Fleisch zum Genuß bestimmt, und so stand der Fall nicht mehr allein da. Daher kam es denn auch, daß dem Aufruf zur Theilnahme an den seither gehaltenen Mahlzeiten des jüngst geschlachteten Pferdes in dem Gasthaus zum Schwanen sehr zahlreich entsprochen wurde. Das Fleisch wurde von der in der Kochkunst rühmlich bekannten Schwanenwirthin auf verschiedene Arten zubereitet und der Sauerbraten mit Sauce und Kartoffeln am vorigen Sonntag mundete der sehr zahlreichen Gesellschaft (die, neben Personen aus der Bürgerklasse, aus Justiz-, Bau-, Berg- und Postbeamten bestand) ganz vortrefflich. Dem Vernehmen nach soll der für alle gemeinnützigen Bestrebungen bekannte Hr. Justizrath Schenck dahier Veranlassung nehmen, den Gegenstand bei der nächsten Versammlung des Vereins zum Schutze der Thiere zur Sprache zu bringen und so die Einführung des Pferdefleischessens auf dem Lande, wo es von ersprießlichen Folgen seyn dürfte, gemeinnützig zu machen. Wir aber wünschen, daß die noch herrschende Antipathie gegen das Pferdefleisch schwinden und die Einführung als Genuß zum Frommen der Menschen- und Thierwelt bald überall Nachahmung finden möge.

Br.

Bornheim, 23. Oct.

Künftigen Mittwoch den 27. Oct. findet dahier im Saale zur „weißen Lilie" ein vom Frankfurter Blechinstrumentalmusikverein, unter Leitung des Hrn. Triebel, veranstaltetes Konzert zum Besten der hiesigen Kleinkinder-Bewahr-Anstalt statt. Billets à 15 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André, bei Hrn. Triebel und Abends an der Kasse zu haben.

Geschichtliche Vorlesungen.

Meine 24 Vorlesungen über

den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt

mit seinen

großartigen nationalen Erinnerungen, und mit seinen reichhaltigen Beziehungen zu der 1000jährigen Vergangenheit unserer freien Stadt,

nebst einer

Gallerie der merkwürdigsten und berühmtesten Frankfurter und Frankfurterinnen

beginnen **Montag** den 25. October (so wie auch Dienstag den 26.), Abends 7 Uhr. — Der Hörsaal befindet sich große Gallengasse 5, im Hofe links — Eintrittskarten und Programme erhält man in der Hermann'schen, Jäger'schen, Sauerländer'schen oder Schmerber'schen Buchhandlung. — Das Abonnement beträgt für eine Person 4 fl., für zwei Personen 7 fl. und für drei Personen 9 fl. — Diejenigen Damen und Herren, welche gegenwärtig über ihre Winterabende noch nicht frei verfügen können, belieben in einer der obigen Buchhandlungen für jede der ersten Vorlesungen Einzelkarten à 30 kr. zu entnehmen, deren Betrag bei später erfolgendem Abonnement in Abzug gebracht werden wird.

Dr. Heyden, gr. Gallengasse, 5.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Oct. (Neu einstudirt): Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., frei nach Auvray von Carl Blum. Hierauf: Der Schauspieldirector, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von W. A. Mozart.

Dienstag, 26. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel in 5 Abth., von Julius Mosen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 296. Mittwoch, den 27. October 1847.

Das Pfeifhänneslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

„In diese Felsen kletterte st Du in der Nacht?" fragte der Laborant mit einem Tone, der es deutlich genug kund gab, wie die Erzählung des Knaben ihn erschüttert hatte.

„Warum nicht?" fragte dieser. „Ich sehe in der Nacht so scharf, wie am Tage. Das ist eine von den absonderlichen Gaben, die mir leider verliehen sind."

Er seufzte tief auf; dann fuhr er fort: „Es mochte Mitternacht seyn, da kroch ich aus meiner Höhle heraus, rutschte den hohen Stamm herab und trat, vermittelst meines Schäferstabes, meine Wanderung an. Es war wohl ein bitterer Gang. Ach, ich ging ja, den Leichnam der Einzigen zu suchen, der ich in dieser Welt angehört hatte. Mit blutendem Herzen stieg ich immer tiefer hinab in die Felsen. Es war ein gefährlicher Weg, aber ich wußte ja, daß ich zurecht kommen würde!

„Endlich fand ich sie! Ach, es war ein Anblick, den ich nie wieder vergesse! Zerschmettert lag oder vielmehr hing sie in den spitzen, zackigen Felsen. Ihr theures Blut bedeckte das Gestein ringsum, und der Hund hing todt an ihrem Arme, in den er sich in einem solchen Grade verbissen hatte, daß ich nur mit der größten Mühe ihn von ihr trennen konnte. Ich nahm nun den zerschmetterten Leichnam und bettete ihn in eine tiefe Spalte der Felsen, trug Moos zusammen, so viel ich unter dem tiefen Schnee herausfinden konnte, und deckte ihn dann mit Schnee zu, bis ein milderes Wetter mir gestatten würde, sie besser zu begraben.

„Darauf floh ich aus der Gegend in eine weite Ferne, wo mich der Arm des Unmenschen nicht erreichen konnte. Und als ich später, da er in seinem wüsten Leben gestorben war, heimkehrte, um für die Bestattung des Mütterleins in geweihter Erde zu sorgen, da hörte ich, daß der Burgkaplan, ein frommer, guter Herr, schon dafür gesorgt hatte."

Der Knabe hatte den letzten Theil seiner Erzählung vor Schluchzen kaum vollenden können.

Auf den Laboranten aber hatte sie einen ungeheuern Eindruck gemacht. Der alte Grimm gegen die Gewaltigen erwachte in seiner Seele wieder. Die vergangenen Tage, an die der Knabe ihn heute erinnert, gingen wieder an seiner Seele vorüber mit all ihren Greueln und ihrem Jammer.

In der wilden Erregung seines Innern reckte er die geballte Faust hinaus in die Nacht und, vergessend, daß der Knabe an seiner Seite lag, rief er aus: „Kommt denn nicht bald die Stunde der Vergeltung für solche Frevel? Wird dann nicht bald das arme, zertretene Volk Rache nehmen an seinen unmenschlichen Peinigern und Würgern?"

In diesem Augenblicke richtete sich der Knabe neben ihm auf. Alles Gefühl seiner Seele löste sich in das auf, welches des Laboranten Worte erzeugt und in ihm wieder hervorriefen.

„Ja, sprach er mit dem vollen, festen Tone seiner Stimme, ja, ich sehe im Geiste, daß sie kommt. Ich sehe die Burgen gebrochen, die Klöster und Stifter verwüstet; ich sehe ein Heer ohne Ritter und Knappen, das seine Dränger straft, die Faulbäuche in den Klöstern züchtigt, und der goldene Morgen der Freiheit bricht an; aber sein Morgenroth ist blutig und über Leichname und Schutthaufen schreitet die Freiheit daher. Mich hat die heilige Jungfrau berufen, daß ich der Freiheit Fahne schwinge, wenn mein Arm mehr erstarkt seyn wird."

Noch lange redete der Knabe so in ungeschwächter Begeisterung fort, bis allmählig seiner Rede Fluß langsamer, schwerfälliger wurde und endlich das Wort in seinem Munde erstarb. Ein tieferes Athmen kündigte bald darauf dem Laboranten an, daß der Schlaf ihn übermannt habe.

Er aber schlief nicht. Das wundersame Wesen dieses Knaben beschäftigte ihn sehr. Er hatte wohl von dem Pfeiferhännslein gehört, und nun war ihm das räthselhafte Wesen so nahe, ja es lag nur an ihm, daß es ihm ganz angehöre. Er faßte den festen Entschluß, ihm Vater zu seyn, da so sichtbarlich eine höhere Hand, ein höherer Wille ihm den Knaben zugeführt hatte; aber auch weiter hinaus über die nächsten Schranken flog sein Geist. Das Schicksal des Volkes bewegte seine Seele, angeregt durch die schrecklichen Ereignisse des eigenen Lebens und die schauderhaften Schicksale, die der Knabe erlebt.

Was war im Laufe der Zeit aus dem einst freien deutschen Volke geworden?

Im Besitze seiner persönlichen Freiheit hatte sich einst der Deutsche glücklich gefühlt und mit Eifersucht hatte er das Gut bewacht. Sein freies Eigenthum bearbeitete er mit Fleiß und Treue. In seinem Hause, wo sein Weib die fromme Zucht bewahrte, die heilige Sitte pflegte, war seine Welt; Weib, Kinder, Waffen, seine theuersten Güter, umschloß sie, und Niemand durfte sie ohne seinen Willen betreten. Die Thiere des Waldes durfte er jagen; die Fische der Tiefe durfte er locken und fangen; zum Schwerte griff er freiwillig, wenn das Vaterland in Gefahr war. Die Weidesteiche boten seinen Hausthieren die ungeschmälerte Nahrung; des Ackers Ertrag war sein Eigen. Keiner genoß eines Vorrechtes vor dem Nichter, den das Volk sich selbst erwählt unter den Alten, Erfahrenen und Weisen. Sitte und Herkommen, das unbestochene Urtheil des klaren und schlichten Verstandes waren die Grundlage des Urtheils. Keine Frohnde, kein Dienst, keine Beet, kein Zins, kein Zehnten lag auf ihm als niederbeugende Last, und die Winkelzüge eines erklügelten fremden Rechtes kannte der Deutsche nicht. So stand es um das edle Volk der Deutschen, und das Andenken an diese glücklichen Zustände eines freien Volkes war noch nicht erloschen. Die Al-

Digitized by Google

ten hatten's ihren Söhnen, diese es auf die Enkel übergetragen, und so war es im Bewußtseyn des Volkes selbst in jenen Tagen geblieben, wo nichts von diesen Gütern mehr übrig geblieben war. Das Paradies liegt ewig hinter uns, und das Sehnen nach verlornem Glücke ruht in jeder Menschenbrust; aber es erwacht in dem Maße stärker, je drückender, je schwerer die Gegenwart ist. Was war des Volkes Loos zu jener Zeit, wo die Seele des Laboranten es erwog?

Eins dieser Güter nach dem andern hatte Adel und Geistlichkeit geraubt. Schritt vor Schritt war man endlich zum Ziele gelangt, wohin man wollte, daß es nur mächtige Herren und — Leibeigene gab.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Leander van Eß.
(Nekrolog.)

Der als ausgezeichneter Theologe und verdienstvoller Bibelübersetzer in der gelehrten Welt hinlänglich bekannte Hr. Leander van Eß, Doktor der Theologie und des canonischen Rechts, ist am 13. Oct. 1847 zu Affolderbach im Odenwald in seinem 76. Lebensjahre mit Tod abgegangen. — Einige biographische Notizen über seine äußere Stellung im Leben mögen erst vorausgehen, ehe wir seiner literärischen Wirksamkeit, seiner Schriften und seiner rastlosen Thätigkeit bei dem großen Geschäfte der Bibelverbreitung in der katholischen wie in der protestantischen Kirche im Besondern erwähnen. — Nachdem er in seinem Geburtsorte Warburg, im Paderbornischen, die humaniora bei den Dominikanern daselbst studirt hatte, ward er, im Jahr 1790, zum Noviziat der Benediktiner-Abtei Mariämünster, im Paderbornischen, zugelassen, empfing hier die Subdiaconats-, die Diaconats- und zuletzt die Priesterweihe (1796), und erhielt durch Uebertragung der benachbarten Pfarrei Schwalenberg einen erweiterten Wirkungskreis, in welchem er von 1799 bis 1812 thätig war, wo er von der damaligen königl. westphälischen Regierung als Professor der Theologie und Mitdirektor des Schullehrerseminars, wie auch als katholischer Pfarrer nach Marburg berufen wurde. Hier wirkte er bis zum Jahre 1822, wo er seine Aemter freiwillig niederlegte und nach Darmstadt übersiedelte. Von diesem Zeitpunkte an lebte er ausschließlich den Studien, der schriftstellerischen Thätigkeit und dem so nützlichen Geschäfte der Bibelverbreitung unter den unterschiedlichen Confessionen. Seine ausgezeichneten Leistungen im Bibelfache konnten der britisch-auswärtigen Bibelgesellschaft zu London, die eine jährliche Einnahme von 90- bis 100.000 Pfund Sterling hat, und deren Wirksamkeit sich durch alle Welttheile erstreckt, nicht lange unbekannt bleiben. Er kam mit ihr in nähere geschäftliche Verbindung, erhielt aus ihren Fonds ansehnliche Geldverwilligungen zum Zwecke der Bibelverbreitung und ward dadurch in den Stand gesetzt, seine Ausgabe des neuen Testaments zu einem ungewöhnlich billigen Preise liefern zu können. Viele Tausend Exemplare seiner Uebersetzung sind dadurch in die Hände von Katholiken und Protestanten gekommen. In den Buchbinderwerkstätten von Darmstadt waren viele Jahre hindurch eine Menge Hände täglich beschäftigt, um nur den Anforderungen des Hrn. van Eß genügen zu können. Außer seiner Bibelübersetzung, die eine Reihe von Ausgaben erlebte, glauben wir noch der von ihm im Jahr 1824 zu Sulzbach herausgegebenen pragmatisch-kritischen Geschichte der Vulgata zunächst erwähnen zu müssen, um so mehr, als sie zu seinen ausgezeichnetsten Hervorbringungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur zu gehören scheint. Noch viele andere Schriften hat Hr. van Eß herausgegeben, und diejenigen, die von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Bibellesens handeln, verdienen hier vor allen andern hervorgehoben zu werden, weil sie darauf berechnet waren, bei den Bekennern der römisch-katholischen Confession das Verlangen nach der unmittelbaren Bekanntschaft mit der Bibel zu erregen. In Folge dieser seiner literärischen Wirksamkeit schien sich sein Verhältniß zu Rom merklich zu trüben; allein dennoch fuhr er fort, treu seiner Ueberzeugung zu bleiben und furchtlos darnach zu handeln. — Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes zu Darmstadt (im Frühling 1835 verlegte er seinen Wohnsitz nach Alzey in der Provinz Rheinhessen) war des Hrn. van Eß Gesellschaft gesucht und geschätzt, und öfter bemerkte man ihn in dem engen, aber auserlesenen Kreise von Gelehrten, welche ein Mitglied des großh. Hauses bisweilen um sich zu versammeln pflegte. Um das Jahr 1827 ward Hr. van Eß von einer schweren Krankheit befallen, welche er nach langen Leiden glücklich überstand, jedoch, wie es schien, nicht ohne bleibenden Nachtheil für seine sonst so robuste Gesundheit. Bei der Verlegung seines Wohnsitzes von Darmstadt nach Alzey verzichtete er auf seine geschäftlichen Beziehungen zu der Londoner Bibelgesellschaft und schien von nun an ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben zu seyn. In den letztverflossenen Jahren zog er von Alzey nach Affolderbach im Odenwalde über, wo er in den Armen seines Neffen, der dort als Landwirth ansässig ist, sein ruhmvolles Leben beschloß.

Der Unterzeichnete, obgleich weit entfernt, auf theologische Gelehrsamkeit Anspruch machen zu wollen, hat sich demungeachtet die Befriedigung nicht versagen können, dem Andenken des verehrten Mannes, zu dem er in Darmstadt in freundlichen Beziehungen stand, in diesen weit verbreiteten Blättern ein anspruchloses Denkmal zu setzen, überzeugt, daß die Nachricht von seinem Ableben in dem katholischen wie in dem protestantischen Deutschland nicht theilnahmlos, sondern mit jenem Gefühl von aufrichtiger Bedauerniß werde entgegen genommen werden, welches wir an den Verlust einer durch Geistesgaben und hohe Thatkraft gleich ausgezeichneten edlen Persönlichkeit, in parteiloser Würdigung ihrer Verdienste, mit Bereitwilligkeit zu knüpfen pflegen.

Dr. With. Dieffenbach.

An der Beresina.

Den Anblick, welchen die Ufer der Beresina zehn Jahre später darboten, nachdem die große Armee dort ihrem furchtbaren Schicksale erlegen war, schildert ein Augenzeuge mit folgenden Worten:

Wohl nur wenige Wahlstätten bieten so bleibende Spuren Dessen dar, als die Ufer der Beresina bei dem Dorfe Studienka. Zehn Jahre waren nach jener furchtbaren Katastrophe vergangen, als ich sie besuchte; aber es bedurfte keiner Erläuterungen, um sich zurecht zu finden. Die Punkte, wo die beiden Brücken standen, zeichnen sich schon aus weiter Ferne aus; man möchte beinahe noch den Weg angeben, welchen die Unglücklichen einschlugen, um sich hinüber zu drängen.

So finster die Ufer der Beresina in ihrem ganzen Laufe von Bobrnisk bis Borisow, stets durch Kiefernwaldungen sich schlängelnd, sind, so heiter eröffnet sich die Aussicht über die bebauten Felder von Studienka, Weselowo ꝛc., wenn man, von Borisow kommend, aus dem Walde hervortritt, der ungefähr eine halbe Stunde von Studienka aufhört. In einer langen Reihe zeigen sich die Häuser des Dorfes auf einem Abhange nach dem Flusse zu, und vor denselben bis an den Fluß eine mit leichten Stangen eingefaßte Hutung. So wie man von Borisow aus ungefähr die Mitte des Dorfes erreicht, fällt schon auf dem Wege die Menge Lederzeugs, Filz, Tuchstücke u. s. w. auf, die den Boden bedecken. Immer dichter wird diese Lage bei dem Hinunter-

Digitized by Google

gehen an das Ufer; hier sinkt man bis an den Knöchel ein, und hier mengen sich Knochen von Menschen und Thieren, Blechbeschläge, einst Zierden wackerer Krieger, jetzt Schauder erregende Trophäen, ihnen ein.

Da, wo die Hauptbrücke war, erhebt sich eine Insel, dicht am linken Ufer des Flusses, und theilt ihn in zwei Arme; obgleich diese Insel nun beraset ist, scheint sie doch vorzüglich der Brücke selbst ihr Daseyn zu verdanken. Die Spur der Brücke geht nämlich über ihr oberes Ende hin, und es dürften vielleicht die hier hineingestürzten Geschütze, Pulverkarren und Fuhrwerke aller Art und der angesetzte Schlamm (denn die Beresina hat ein dunkles, mooriges Wasser) sie allmälig erzeugt haben.

Drei moorige Hügel, unterhalb der Brücke, mit einer dichten Vergißmeinnichthülle überdeckt, haben die Leichen der hier Gefallenen aufgenommen. Der sonst so freundliche Zuruf dieses Blümchens wird jedem Krieger hier wohl zu einer furchtbaren Stimme, wenn er vollends hin und wieder noch die Gebeine unter dem Grün der Blätter hindurchschimmern sieht.

Durch Trümmer aller Art mühsam am Ufer entlang gehend, erreicht man oberhalb bald die Stelle der zweiten Brücke für das Fußvolk. Dort besonders häufen sich alte Reste von Montirungs- und Armaturstücken; aber Todtenhügel sind hier nicht zu finden. Man scheint unterhalb der Brücken die meisten Leichen angetroffen und sie dorthin gebracht zu haben. Die weite moorige Wiese des rechten Ufers ist eben so ganz mit Trümmern übersäet, und hin und wieder scheinen dort größere Gegenstände hervorzublickern, denn betreten läßt sich dieses Ufer im Sommer nicht.

Auf dem Wege von Brilowa nach Zembin findet man keine Spur mehe, und eben so wenig von Brilowa über Stachow nach Borisow. Stachow aber, durch sein finsteres Thal, scheint daran zu mahnen, daß hier die letzten Anstrengungen der großen Armee stattfanden, sowie man es nicht wohl besuchen kann, ohne die Einsicht zu bewundern, die diesen Punkt zu wählen und zu benutzen wußte, der allein, unter jenen schwierigen Umständen, es möglich machen konnte, mit so schwachen Kräften einen so nachdrücklichen Widerstand zu leisten.

Hier war es, wo der tapfere Doumerc den Rest seiner Kürassier-Division in Colonnen formirte und sich auf die in dichten Carré's stehenden und von 20 Kanonen gedeckten feindlichen Korps der Generale Pahlen und Czaplitz stürzte. Weder ein mörderisches Kartätschenfeuer, noch das wirksame Kreuzfeuer der russischen Infanterie waren vermögend, die unerschrockenen Reuter zur Umkehr zu zwingen; die gefürchteten langen Schwerter röthten sich vom Blut, und 1500 Gefangene, zwanzig Kanonen und viele Bagagen waren die Trophäen dieses kurzen, aber fürchterlichen Reuterangriffs.

Mannichfaltigkeiten.

(Von der preußisch-polnischen Gränze, 12. Oct. — Berl. Z.) Die im Masurischen in den Jahren 1844 und 1846 von Seiten der Altensteiner Kreiskorporation mit Odenwäldlern begründete Colonie Rothfließ hat ein erfreuliches Gedeihen. Die Colonisten, welche hier für den Erlös ihrer in der Heimath verkauften Aecker eine dreifach größere Grundfläche unter günstigen Umständen erstanden, fühlen sich vollkommen wohl, und haben durch ihre größere Betriebsamkeit und intelligentere Landwirthschaft schon in der kurzen Zeit eines Jahres sich die Aussicht auf eine gesicherte Vermögenslage erworben. Anderweitig wird die Colonie als Musteranstalt für die umwohnenden, in der Kultur noch sehr zurückstehenden polnischen Bauern höchst wohlthätig einwirken, so daß wir nicht zu kühn die Uebersiedelung dieser hessischen Colonisten als den Beginn einer voraussichtlich höhern Entwickelung für den Bauerstand der südlichen Distrikte Ostpreußens bezeichnen. Der Plan zu dieser Ansiedelung wurde von unserm König angeregt, indem Er die Frage aufwarf, ob es nicht möglich sey, den Strom der deutschen Auswanderung nach Amerika durch Ableitung nach den südlichen und wenig bevölkerten Distrikten unserer so fruchtbaren Provinz wenigstens theilweise zu hemmen und edles deutsches Blut und reiche Kraft dem Vaterlande zu erhalten? Auf Seinen Befehl bereiste schon 1842 der Geh. Ober-Finanzrath Baron Senfft v. Pilsach das südwestliche Deutschland, und dieser entschied sich in Folge der gewonnenen Anschauungen für Colonisten aus dem Hessen-Darmstädtischen. In späterer Zeit hat die Altensteiner Kreiskorporation sich für die Zwecke dieser Uebersiedelung noch der reichsten königlichen Unterstützung zu erfreuen gehabt. So ist dies wieder ein, voraussichtlich die wohlthätigsten Folgen für die ganze Provinz versprechendes Werk, welches wir der unmittelbaren Fürsorge unsers Monarchen danken. — Auch die großen Arbeiten zur Verbindung der oberländischen Seen, die eine reiche Lebensader dem Lande verheißt, sollen jetzt wieder eifriger betrieben werden.

(Berlin, 20. Oct. — Berl. Nachr.) Die Maler Veit in Frankfurt, Steinle in Düsseldorf und Overbeck in Rom sind aufgefordert worden, zu einem Fresko-Bilde, welches einst die hundert Fuß hohe Nische in dem jetzt hier in Bau begriffenen evangelischen Dom zu schmücken bestimmt ist, Zeichnungen zu entwerfen und hierher zu senden. Overbeck hat diesen Auftrag abgelehnt, indem er von dem Papst gegenwärtig mit so vielen Kunstarbeiten beehrt worden ist, daß ihm keine Zeit zu andern Werken übrig bleibt. Veit, bekannt durch seine tief poetische Auffassung in der Behandlung religiöser Gegenstände, hat, wie wir hörrn, bereits eine Zeichnung eingesendet, welche besonders wegen ihrer phantasiereichen Composition die Bewunderung der Kunstkenner und Künstler erregt. Veit hat sich zum Gegenstande des in Fresko auszuführenden Bildes die Verherrlichung der christlichen Kirche und des preußischen Staates erwählt. Die eingesandte Zeichnung ist 6 Fuß, die Figuren im Vordergrunde sind 6 Zoll hoch, so daß die letzteren bei der Ausführung eine Höhe von 14 Fuß erhalten würden.

Am 13. Oct. wurde in Lemgo, im Fürstenthum Lippe, eine katholische Kirche eröffnet, welche zum großen Theil aus Beiträgen Evangelischer erbaut wurde. Mehrere Hundert Protestanten nahmen an der Einweihungsfeier Theil, welche der Bischof von Paderborn selbst leitete. Auch Se. Durchl. der Prinz Friedrich zur Lippe war zugegen. (Berl. N.)

Nach der „Deutschen Allg. Ztg." ist an der ganzen, von der Berl. Vossischen Ztg. aus Leipzig mitgetheilten Geschichte von einem angeblich dort stattgefundenen maurerischen Pistolenduell, wobei noch ein früheres Duell des einen Betheiligten entdeckt worden seyn soll (s. gestrige Didaskalia) kein wahres Wort.

Korrespondenz.

Breslau, 18. Oct.

Als ein Curiosum theile ich Ihnen mit, daß vor kurzem ein hiesiger Maler ein Bild von Johannes Ronge in einer hiesigen Kunstausstellung zur Schau aufstellte. Der Besitzer dieser Ausstellung, ein Protestant, kennt das Bild nicht und gestattet die Aufstellung. Nach wenigen Stunden kommt eine Dame dahin und äußert ihre Verwunderung über das wohlgelungene Portrait. Als der Eigenthümer des Locals hört, daß das Bild den Ronge vorstelle, sendet er sofort zum Maler und ersucht ihn dringend, das Bild zu entfernen, „weil er sich dadurch die Gunst und den Besuch des Domkapitels verscherzen würde" (Eine Parallele zur Aufstellung unseres Lessings: Puß vor dem Concil zu Constanz). Zu

Digitized by Google

bemerken ist, daß obiges Ausstellungslocal durch Beiträge von Protestanten, Römischkatholischen, Juden und Christkatholiken unterhalten wird und der Eigenthümer ein Protestant ist.

Usingen, im Oct.

Wer für das Wohl seiner Gemeinde arbeitet, arbeitet für das Wohl des ganzen Vaterlandes.

Es scheint, daß jedes Menschenalter seine Calamität haben müsse, denn wie der Einzelne durch immerwährendes Glück und Wohlergehen frech und übermüthig wird, so können auch die Völker die allzu guten Tage nicht ertragen. Wenn indessen die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten und heute, gerade dreißig Jahre nach dem Hungerjahr 1817, sind uns die Gefühle, welche den edlen Weidig zu seinem berühmten Erntelied begeisterten, aus dem Herzen gesprochen.

Vor uns seh'n wir reifen Segen
In der gold'nen Wetterau
Und des Waldes Grün bewegen
Sommerlüfte, lind und lau;
Aus des Himmels klarer Bläu'
Strahlt uns Gottes Güt' und Treu'.

In seltsamem Widerspruch zu diesem schönen Erntesegen steht die Zunahme der Auswanderung nach Nordamerika in unserer früher von dieser Bewegung unberührten Gegend. Wenn im verflossenen Jahre 100 Köpfe auswanderten, so wird sich im nächsten die Zahl verdoppeln und verdreifachen. Diejenigen Bewohner unserer Gegend, die noch nichts von der großen Königin Zenobia und von dem Dichter Calderon gehört haben, wissen doch, daß in einem Jahrzehnt ein guter Theil unserer Bauern zu Palmyra im Staate Missouri zu finden seyn wird, denn anstatt der so viel beklagten früheren Trennung und Zersplitterung ziehen jetzt unsere Auswanderer direct in die Ansiedlungen, wo bereits ihre Vettern und Landsleute wohnen. Die Noth macht erfinderisch und durch die Noth verschwindet der Schlendrian immer mehr und die verkehrtesten Philister werden gewahr, daß Einigkeit und Kenntniß, Unternehmungsgeist und Gemeinsinn die Losungsworte unseres Jahrhunderts sind. Deshalb bietet uns fast jede Gemarkung, namentlich Wehrheim und Usingen, den erquickenden Anblick großartiger Anpflanzungen wüsten Trieschlandes nach Art der „Hauberge" im Siegenerland und in Westphalen, deshalb verschwinden die nutzlosen Hecken und Gesträuche, deshalb kommt der bei uns vor zehn Jahren noch ganz unbekannte Kunstwiesenbau in Flor, deshalb schicken die vermögenderen Landwirthe unseres Amts mit jedem Jahre häufiger und bereitwilliger ihre Söhne nach der landwirthschaftlichen Lehranstalt auf den Geisberg bei Wiesbaden. Aus diesen jungen Männern wird sich eine Schaar bilden, welche durch ihr Beispiel den eingerosteten Schlendrian aus allen Dörfern vertreiben und der rationellen Landwirthschaft Bahn brechen wird. Hier liegt das Uebel; ohne den Schlendrian auf der einen Seite würde die Auswanderung nicht so stark seyn. Der Verein für Einführung der Seidenzucht im Herzogthum Nassau findet freudige Theilnahme, namentlich in Ansbach, und würde dieser Verein in allen Aemtern Localcommissionen nach dem Beispiel unseres ruhmreichen Gewerbvereins bilden, so würde auch in Hinsicht der Seidenzucht das gute Amt Usingen bald die anderen Aemter eingeholt haben; denn da kein Zweifel obwaltet, daß der Maulbeerbaum im Norden des Taunus fortkommt, so würden bald bei einiger Anleitung von Seiten der Herren Geistlichen und Lehrer und bei einiger Unterstützung von Seiten der Gemeinden eine Menge armer Weber zu Ansbach sich diesem Gewerbe widmen, welches so einträglich ist und nur sechs Wochen Arbeit das Jahr hindurch erfordert.

(Schluß folgt.)

Aus Oberhessen, im Oct.

Es ist schon Vielerlei über die Entstehung und das Wesen der Kartoffelkrankheit geschrieben und gesprochen worden, doch hat dies Alles noch zu keinem genügenden Resultate geführt. Die Krankheit besteht schon sehr lang; Jeder erinnert sich wohl, schon in früheren Jahren faule Kartoffeln angetroffen zu haben, jedoch ist die Krankheit nicht in dem Maßstabe und auch wohl nicht immer in der Form wie jetzt aufgetreten. Die eigentliche Ursache der Krankheit mag einzig in der Kultur zu suchen seyn. Man erzieht die Kartoffel, damit sie einen reichlichen Ertrag liefere, durchgängig auf gut bebautem und wo möglich gut gedüngtem Boden; es werden dann wohl mehr und zugleich dickere Knollen erzielt, aber eine natürliche Folge hiervon ist, daß das Zellgewebe der Knollen lockerer, sie selbst dadurch schwammiger und wässeriger werden und in diesem Zustande leichter den Einflüssen der Witterung unterliegen. Es wäre sehr zu wünschen, da nach Beobachtungen des Einsenders die Krankheit auf guten Aeckern in viel größerem Maßstabe auftritt, als auf mageren, wenn hierüber umfassende Beobachtungen zur Kenntniß des Publikums gebracht würden. Aehnliche Erscheinungen, wie die obige, bietet die der Landwirthschaft verwandte Forstwirthschaft. Die Gebirgshölzer (Fichten, Lerchen ꝛc.), die auf ihren rauhen, oft unfruchtbaren Standorten vorzügliche Bauholz-Qualitäten liefern, arten auf fetten Standorten so aus, daß man, was die Qualität betrifft, sie kaum wieder erkennt; Masseertrag und Wachsthum sind hier wohl bedeutender, aber wir sehen, daß sie nur noch wenig Dauer und Festigkeit besitzen. Aehnlich mag es sich mit der Kartoffel verhalten; sie ist durch die Kultur ausgeartet, eine Menge von Erscheinungen sprechen hierfür, und es könnte von großer Wichtigkeit seyn, wenn unsere Landwirthe sich die Mühe nicht verdrießen lassen wollten, hierüber Versuche anzustellen und das Resultat zu veröffentlichen.

L. L.

Bacharach, 22. Oct.

Durch den Abbruch der Becker'schen Apotheke ist am untern Eingange hiesiger Stadt das Aligement nach dem ursprünglichen, aus der Zeit der französischen Herrschaft herrührenden Plane ziemlich dargestellt. Zu dessen Vollendung fehlt indessen noch sehr viel. Heute in der Frühe hatte der Fuhrmann eines fünfspännigen Frachtfuhrwerks das Unglück, den noch ganz in dem Aligement liegenden alten Gasthof zum „grünen Baum" so zu beschädigen, daß die untere Façade plötzlich umstürzte. Es entsteht nun die Rechtsfrage, wer den Eigenthümer zu entschädigen hat. Die Straße ist an dieser Stelle außergewöhnlich enge und dieser Gasthof bezüglich dessen schon seit der Eröffnung der Rhein-Chaussee ein die Passage hemmendes Hinderniß, welches bisher der Chausseebau-Verwaltung entgangen ist oder vielleicht noch nicht beseitigt werden konnte. Der arme Fuhrmann wäre übrigens sehr zu beklagen, wenn er unverschuldeter Weise zur Tragung des nicht unbedeutenden Schadenersatzes angehalten werden dürfte, um so mehr, da heute frühe in der hiesigen, überhaupt sehr ruggebauten alterthümlichen Stadt eine totale Finsterniß war. — Durch die seit einigen Tagen eingetretene günstige Witterung ist man zur Hoffnung eines ziemlich guten Herbstes berechtigt. In dem benachbarten Streg hat endlich bei dem Gemeinderath die schon längst gewünschte Ansicht den Sieg davon getragen, daß in diesem Herbste ein Ausbruch oder Auslese stattfinden wird, welches Mittel der Weinproduction, gleich der in dem Rheingau, einen sehr ersprießlichen Erfolg auch dorten gewähren wird.

Vorlesungen im geographischen Vereine zu Frankfurt a M. für den Winter 1847/48.

1) 3 Vorträge des Hrn. Candid. Julius Fester: „Eine Charakteristik der bemerkenswerthesten Punkte Belgiens, vornämlich der Städte: Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Lüttich, des Etablissements zu Geraing, der Grotte von Han" ꝛc.

2) 16 Vorträge des Hrn. Dr. Stricker: Die Urgeschichte der Slaven (nach Schaffarik), ihre einzelnen Stämme und deren Sitze. — Die Slaven des österreichischen Reichs. — Die Slaven der preußischen Monarchie. — Die Slaven des Königreichs Sachsen (in der Lausitz) ꝛc.

3) 3 Vorträge des Hrn. Dr. Vögner: „Ueber das alte Egypten, Ergebnisse der seitherigen Forschungen, in historischer und ethnographischer Hinsicht."

Die Vorlesungen werden in dem Hörsaale der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft jeden Mittwoch Abends von 6 — 7 Uhr gehalten und beginnen am 27. Oct.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel in 5 Abth., von Julius Rosen. Vorher: Ouverture aus der Oper: „Der Wasserträger", von Cherubini.

Mittwoch, 27. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 297. Donnerstag, den 28. October 1847.

Das Pfeifenhänneslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Hier war es der Heerbann und des Grafen erlistete Macht, des Adels wilde Gewalt, Rohheit und Raubluft, welche den zermalmenden Fuß auf des „armen Mannes" Nacken setzte und ein Recht nach dem andern ihm entzog oder gradezu nahm, und den Murrenden zertrat; dort war es die Macht der Geistlichkeit in Klöstern und auf Bischofsstühlen, welche Frohnden, Beete, Rauchhühner, Zehnten von Frucht, Weinberg und Thieren forderte und ertrotzte durch den Mißbrauch einer Macht, die nur das Heilige zu fordern bestimmt ist. Immer tiefer in Noth und Elend hinabgedrückt, gab sich der arme, rechtlose Mensch, um nur das nackte Leben zu fristen, zuletzt zum Leibeigenen hin, und seine unglücklichen Kinder, in der Leibeigenschaft geboren, waren's und blieben's; ohne alle Hoffnung, es sey denn, daß der Herr selber sie gefreiet hätte. So nahmen sie ihm des Waldes Freiheit, des Wassers Recht und Luft; der Weide Nutzung; brachten Gilden, Zinse, Frohnden, Zehnten, und die Sprache jener Zeiten ist reich an Namen für die einzelnen Lasten, die den Armen zu Boden drückten, und jede Freude, jede Lebensluft im Herzen erstickten. Was half die Klage? Ihre Dränger waren ihre Richter. Der Schrei der Noth drang nicht bis zum Ohre des Kaisers, und wenn er zu ihm gedrungen wäre — er hätte selbst nicht helfen können. So erstickte er zuletzt in der Brust, die ihn geboren, und zum Elende bestimmt, trug hülflos, wenn auch oft mit heiligem Zorne im Herzen, der „arme Mann", wie sich das Volk nannte, sein entsetzliches Loos. Wie es schlimmer wurde in jenen Tagen, wo des Kaisers Ansehen tief gesunken, der Kronvasall ein eigner Herr geworden war; wie Raub, Mord und Brand, zur Lust getrieben, mit zur Ehre des Ritterthums gehörte, wie kein Wanderer mehr sicher auf dem Wege war; wie selbst Klöster beraubt wurden, wie die Zügellosigkeit keine Sitte, keine Scham, kein Heiligthum mehr kannte, keine Zucht mehr achtete, o, das ist ein gräulich Blatt in der Geschichte aller Länder Europa's in dieser Zeit und Deutschlands insbesondere, und die Chroniken jener Tage wissen Entsetzliches zu erzählen von der Rohheit und Grausamkeit des Adels, dessen Namen seine sprachliche Abstammung höhnte; aber es klingt ein entsetzlicher Ton herüber aus dieser Zeit, der die Geistlichkeit, vom Bischofe bis zum Mönche, die Ritter alle nur eine fortlaufende Reihe von Blutsaugern nennt. Ihr Streben war, Macht zu erlangen, im Wohlleben zu schwelgen, Reichthümer zusammen zu häufen. Und das Volk war das Erntefeld, wo man solche Garben band. Um dem Adel und seinen Klauen zu entgehen, gaben Viele Habe und Freiheit dem Bischofe oder der Abtei hin. Nun besaß er freilich ungestört das Seine, aber es war nur noch ein Lehen der Kirche, die es ihm nach Belieben nehmen konnte. Starb er, so waren seine Kinder Bettler oder wurden Leibeigene. Welche Gewebe schrecklicher Ränke, himmelschreienden Unrechts wurden gesponnen, um dies Ziel zu erreichen?

Alle diese Scenen hatte man täglich vor Augen, und das nutzbare Thier stand höher als der Mensch. Ein Menschenleben galt nichts.

Ueber diese Zustände blickte der Laborant jetzt hin. Sie gingen an seinem Geiste vorüber und er weinte Thränen des Grimmes, daß Niemand den Muth hatte, solche Ketten mit Kraft zu brechen.

Ist es ein Wunder, daß kein Schlaf in sein Auge kam? Ist es ein Wunder, daß seine Seele nach Rache lechzte in einer Zeit, die aller Gräuel Zeuge war? Ist es zu verwundern, daß sich im Volke ein anderer Sinn auszusprechen begann, als in den früheren Tagen?

Wird die Last zu schwer, so erliegt der Träger oder er schleudert sie weg mit allem Grimm, den die Ungebühr weckt. Es war eine Zeit des Unmuths. Ueberall hatte der Druck sich entsetzlich gehäuft, die Rohheit alles Maß überschritten. Die Schonungslosigkeit der Ritterschaft, die Habsucht des Clerus, beider sittliche Entartung flößte Grimm, Abscheu und Ekel dem Volke ein. Es lernte es fühlen, daß nur vereinte Kraft eines Widerstandes fähig sey, wo die beiden Gegner, wenn auch ihre Interessen getheilt erschienen und sie sich mitunter selbst befehdeten, dennoch ihre ganze Macht vereinigten, wenn es galt, des Volkes Versuche zum Widerstande zu unterdrücken, und dies Bewußtseyn rief den Trieb hervor, sich an einander zu schließen. Verwandtes suchte sich auf, und so war es denn allerdings an Dem, daß der Laborant vielfachen Verkehr mit gleichgesinnten Männern aus der Nähe und Ferne hatte. Seine Wanderungen mit dem Arzneikasten, seine Erfahrungen kamen diesen Verbindungen zu Hülfe. Burgen und Klöster und Bischofssitze standen auf einem Vulkane, der in der Tiefe arbeitete, ohne daß man an der Oberfläche hätte sein Daseyn errathen können, der aber Kräfte in der Stille sammelte, die Fähigkeit genug entwickeln konnten, jene zu zertrümmern.

Der Laborant war ein schlauer Kopf. Er erkannte schnell, welch einen Schatz er an dem Knaben gewonnen habe, der wie eine mysteriöse Person schon im Munde des Volkes lebte, der durch die wundersame Eigenthümlichkeit seiner Natur gewissermaßen einen Heiligenschein um seine jugendlichen Locken gezogen hatte.

Wie er ihn zu seinen Zwecken benutzen wollte, war ihm noch nicht klar, daß er aber das herrlichste Werkzeug sey, lag außer allem Zweifel. —

Aber was ist denn ein Laborant? hör' ich manche Leser fragen, und sowohl auf diese Frage, als auf die über die Person des Laboranten thut eine Antwort noth.

Digitized by Google

Die Kunst, die Krankheiten zu heilen, wuchs mit dem Heere der Krankheiten, wenn nicht — das umgekehrte Verhältniß gilt. Sey Dem, wie ihm wolle, in jenen Tagen stand der Mensch der Natur noch näher; die erkünstelten Genüsse waren ihm fremd; was Indien lieferte, war noch nicht in die mittleren, zu geschweigen in die unteren Schichten des Volkes gedrungen, und die Produkte Amerika's lagen noch, wie es selbst, im Dunkel. So war das Volk einfach, weil es die verderblichen Genüsse, welche die Produkte des Auslandes bereiten, nicht kannte, und zu arm war, sie sich zu erringen. Der Wein war für Ritter, Mönche, Bischöfe, Fürsten und in Summa für die Gewaltigen. Den Branntwein kannte man noch nicht als Getränke. Einfachheit erhielt die Kraft und die Gesundheit. Tausende der Krankheiten, welche jetzt die Medizin bis in ihre geheimsten Tücken verfolgt, bis in ihre feinsten Symptome zerlegt, ahnete man nicht. Daher war die ärztliche Praxis leicht und einfach. Mönche, Priester und einzelne Leute hier und da zogen aus bekannten Heilpflanzen die Kräfte, um Tränklein, Heilklüglein, Latwerge und Pflaster zu bereiten, und zogen damit umher. Meist waren es Mittel für Hieb und Stich, wie man zu sagen pflegt; Universalmittel für alle erdenklichen Gepreste des Leibes, die sie verkauften, und der Glaube that das Seine, wie heutzutage auch! — Diese Leute, weil sie laborirten, arbeiteten, um die Pflanzenstoffe auszuziehen, hießen Laboranten. Es waren Apotheker und Aerzte zugleich, wie noch heute in England der Arzt ein Apotheker und der Apotheker ein Arzt ist.

Bei diesen sichtbaren Mitteln, die man desto wirksamer erachtete, je abscheulicher der Geschmack war (daher denn das Sprichwort aus jenen Tagen zu uns herüber klingt: „Schlimm muß Schlimm vertreiben"), lebte noch eine andere Praxis für medizinische Behandlung im Volke, die sich geheimnißvoll fortpflanzte, also, daß sie der Mann nicht dem Manne, sondern nur dem Weibe mittheilen oder lehren konnte, und umgekehrt. Es war das Besprechen, das Verfahren, vermittelst des Wortes das Uebel zu bannen, das magische Heilverfahren, welches sich noch heute im Volke erhalten hat, und das wir mit dem Namen Sympathie bezeichnen. Der Aerzte gab es wenige und — die Gottesäcker waren unendlich — klein.

Der Laborant Arnold Plieninger war ein solcher apothekernder Doktor. Er war, wie wir aus des Pfeifferhännsleins Munde wissen, durch entsetzliche Geschicke aus seinem Vaterlande vertrieben worden. Zu dem mönchischen Leben, wohin ihn Jammer, Verzweiflung, vielleicht auch Reue getrieben, hatte er keinen Beruf. Der Menschheit, dem armen, ihm theuern Volke, dessen Noth er kannte, nützlich zu seyn, griff er wieder zum alten Gewerbe und war nun weithin der Abgott des Volkes, weil er sein Freund, sein Helfer, seine Stütze, sein Trost für Leib und Seele war. Und nie kam eine Bitte an ihn, die er nicht mit Liebe zu erfüllen versucht hätte, so weit er's vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

In der „Geschichte Friedrich's des Großen, von Franz Kugler (Leipzig bei K. B. Lork)" werden die Zerwürfnisse des k. Vaters mit seinem Sohne und die versuchte Entweichung des letzteren in anziehender Weise geschildert. Da diese Vorfälle, welche Julius Mosen seinem Trauerspiel: „Der Sohn des Fürsten" zu Grunde gelegt hat, viel Interesse bieten, so entnehmen wir dem genannten Buche nachstehendes Fragment, wodurch wir zugleich auf ein Werk aufmerksam machen, welches die Vorzüge historischer Gründlichkeit und lebendiger Darstellung in sich vereinigt und recht bekannt zu werden verdient. Hören wir nun den Verfasser:

Je lebhafter das Gefühl der Selbstständigkeit in Friedrich erwacht war, um so weniger Neigung empfand er, sich den Anordnungen des Vaters zu fügen, die mit seinen Wünschen fast stets im Widerspruch standen; um so strenger aber drang auch der Vater auf genaue Befolgung seiner Befehle, so daß die unangenehmen Scenen sich zu häufen begannen. Dem Kronprinzen schien jetzt die Verbindung mit einer englischen Prinzessin doppelt wünschenswerth, indem er hierdurch eine größere Freiheit zu gewinnen hoffte. Bereitwillig bot er der Mutter die Hand, um an der Ausführung ihres Lieblingsplanes mitzuarbeiten; er schrieb selbst in dieser Angelegenheit nach England. Aber die Verhältnisse zwischen England und Preußen hatten sich inzwischen noch weniger erfreulich gestaltet. König Georg der Erste war bereits im Jahr 1727 gestorben, und sein Sohn, Georg der Zweite, der Bruder von Friedrich's Mutter, in der Regierung gefolgt. Zwischen diesem und dem König Friedrich Wilhelm waltete eine persönliche Feindschaft, die sich schon in früher Kindheit, als beide mit einander erzogen wurden, geäußert hatte. Jetzt führten sie Spottreden gegen einander im Munde. Der König von England nannte den König von Preußen „seinen lieben Bruder Korporal", oder auch „des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer", wie man die Sandfluren der Mark Brandenburg als die „Sandbüchse" des heiligen römischen Reichs zu bezeichnen liebte; Friedrich Wilhelm dagegen titulirte jenen als „seinen lieben Bruder den Komödianten", oder gelegentlich auch als „den Herrn Bruder Braunkohl." Der österreichischen Politik konnte dies Mißverhältniß nur wünschenswerth seyn; sie that das Ihrige zur Förderung desselben. Verschiedene andere Streitpunkte kamen dazu, die Ungebührlichkeiten der preußischen Werber, die von ihrem Könige in Schutz genommen wurden, gaben den Ausschlag, und es drohte im Jahre 1729 sogar ein Krieg zwischen beiden Mächten auszubrechen, der indeß durch andere Fürsten, denen die Ruhe Deutschlands am Herzen lag, im Anfange des folgenden Jahres wieder beigelegt wurde. Alles Dies machte dem Könige die fortgesetzten Pläne für die Doppelheirath mit England immer verhaßter, und auf die Theilnehmer derselben häufte sich sein Groll. Die Nachricht, die ihm insgeheim von Friedrichs Schreiben nach England zugetragen wurde, war keineswegs geeignet, seinen Groll zu mildern. Anfälle von Podagra vermehrten seine gereizte Stimmung, so daß die beiden älteren Kinder schon rohe Behandlung zu gewärtigen hatten.

Diese suchten sich durch ihr treues Zusammenhalten zu entschädigen. Ihr Vergnügen bestand in der Beschäftigung mit französischer Literatur. Unter Anderm lasen sie Scarron's ergötzliches Meisterwerk, den „komischen Roman", und schrieben gemeinschaftlich eine Parodie desselben, die eine Satyre auf die ihnen verhaßte österreichische Partei des Hofes enthielt. Die Personen der letzteren mußten hierin, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, die Rolle der lächerlichen Personen des Romans übernehmen; selbst der König wurde nicht übergangen. Der Mutter ward das Produkt mitgetheilt, und diese, statt das Vergehen der Kinder gegen den Vater zu rügen, ergötzte sich an dem satyrischen Talente, welches sich darin aussprach.

Im Sommer 1729, als die königliche Familie sich einige Zeit in Wusterhausen aufhielt, hatte sich der Zorn des Königs gegen das ältere Geschwisterpaar in solchem Grade erhöht, daß er sie ganz, die Mahlzeiten ausgenommen, aus seiner und aus der Königin Gegenwart verbannte. Nur ganz insgeheim, des Nachmittags, wenn der König seinen Spaziergang machte, durfte sich die Mutter des Umganges mit ihren Kindern erfreuen; dabei wurden jedes Mal Wachen ausgestellt, um sie von der Rückkehr des Königs zu benachrichtigen, von dem man sich, wenn er die Uebertretung seines Befehles wahrgenommen hätte, keiner glimpflichen

Digitized by Google

Behandlung gewärtigen durfte. Eines Tages hatten die Wachen jedoch ihren Auftrag so schlecht besorgt, daß man plötzlich, ganz unvorbereitet, den wohlbekannten Schritt des Königs auf dem Gange hörte; das Zimmer der Königin hatte keinen zweiten Ausgang, und so blieb kein anderes Rettungsmittel, als daß der Prinz eilig in einen Wandschrank schlüpfte, während die Prinzessin sich unter dem Bette der Königin versteckte. Aber der König, ermüdet von der Hitze, setzte sich auf einen Sessel und schlief zwei lange Stunden, während welcher die Geschwister es nicht wagen durften, ihre sehr unbehaglichen Gefängnisse zu verlassen.

Andere Uebertretungen der Befehle des Königs gaben zu ähnlichen Scenen Anlaß. Der Kronprinz hatte bei einem Besuche in Dresden den vorzüglichen Flötenspieler Quantz kennen gelernt. Er wünschte auf's lebhafteste, durch diesen im Flötenspiel vervollkommnet zu werden; die Königin, die diese Neigung gern begünstigte, suchte Quantz für ihre Dienste zu gewinnen. Doch wollte ihn der König August nicht von sich lassen; er gab ihm indeß die Erlaubniß, jährlich ein paar Mal nach Berlin zu gehen, um den Kronprinzen wenigstens in den Hauptbedingungen eines vorzüglicheren Flötenspieles zu unterrichten. Natürlich durfte der König von Preußen von diesen Reisen und Unterrichtsstunden gar nichts wissen. Einst saß der Kronprinz in aller Gemächlichkeit mit seinem Lehrer beisammen; statt der beklemmenden Uniform hatte er einen behaglichen Schlafrock von Goldbrokat angelegt, die steife Frisur war aufgelöst und die Haare in einen bequemen Haarbeutel gesteckt. Plötzlich sprang der Freund des Kronprinzen, der Lieutenant von Katte, herein und meldete, daß der König, dessen Erscheinung man zu dieser Stunde gar nicht vermuthete, ganz in der Nähe sey. Die Gefahr war groß, und wie der Schlafrock des Kronprinzen, so war der rothe Rock des Flötenbläsers — eine Farbe, gegen die der König besondern Widerwillen hegte — keineswegs geeignet, das Unwetter, das man befürchten mußte, zu beschwichtigen. Katte ergriff rasch den Kasten, welcher Flöten und Musikalien enthielt, nahm den Musikmeister bei der Hand und flüchtete mit diesem in ein kleines Kämmerchen, welches zum Heizen der Oefen diente; Friedrich hatte eben nur Zeit, die Uniform anzuziehen und den Schlafrock zu verbergen. Der König wollte selbst einmal Revision im Zimmer des Sohnes halten. Daß hier nicht Alles ganz richtig sey, ward er bald an dem Haarbeutel gewahr, der mit der Uniform des Kronprinzen in keinem reglementsmäßigen Einklange stand. Nähere Untersuchungen ließen ihn die Schränke hinter den Tapeten entdecken, in denen die Bibliothek und die Garderobe der Schlafröcke enthalten war. Die letzteren wanderten augenblicklich in den Kamin, die Bücher wurden dem Buchhändler übergeben. Der zitternde Flötenist blieb glücklicherweise unentdeckt; doch hütete er sich, so lange seine Besuche heimlich fortgesetzt wurden, je wieder in einem rothen Rocke zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Zürich. Z." erzählt folgendes Beispiel von dem Glücke der Reformirten in dem Jesuitenkantone Wallis: „Ein waadtländischer Bürger, aus Vivis, der seit mehreren Jahren in Füllly, im Zehnten Martinach, als Schmied niedergelassen war, starb daselbst im letzten Frühling. Seine Freunde hätten ihn gerne auf übliche Weise begraben mögen, allein die Intoleranz der Ortsgeistlichen sowie der Art. 2 der Verfassung von Wallis verhinderten dies. Die sterblichen Ueberreste des Reformirten bekamen nicht einmal eine Stelle auf dem geweihten Theile des Kirchhofs, sondern wurden in einer Ecke begraben, die nur — von Gott geweiht war. Die Hinterlassenen pflanzten ein bescheidenes hölzernes Kreuz auf das Grab des armen Handwerkers; dieses wurde aber vom Vikar ausgerissen und weggeworfen, selbst als es wiederholt durch ein anderes ersetzt worden war; die Magd des Pfarrers that ein Gleiches. Endlich pflanzten zwei betagte Familienväter aus der Gemeinde Saillon, welche an eine solche Schändlichkeit nicht glauben wollten, unter den Augen des Vikars nochmals ein Kreuz auf das Grab. Dieser aber sandte ein Verbal hierüber an den Bischof von Sitten, welcher die beiden armen Familienväter verurtheilte, mit der Kerze in der Hand, knieend in der Mitte des Chors der Kirche von Füllly, während des Gottesdienstes an einem Sonntage, Buße zu thun! Einer nach dem Andern hat diese Strafe ausstehen müssen, und es bleiben ihnen noch die Kosten zu bezahlen. Ist Aehnliches je an einem reformirten Ort gegen einen Katholiken geschehen? Wie nimmt sich dagegen der duldsame Sinn der Protestanten aus, der manchen Orts den Katholiken Kirchen baut? Möchten doch die Sonderbündler und ihre Complicen von Garantien für die angeblich gefährdeten katholisch-kirchlichen Rechte schweigen. Gerade solcher Vandalismus zeigt am deutlichsten, was unter diesen Rechten verstanden wird: die finsterste Intoleranz, wie sie kaum mehr in andern katholischen Ländern angetroffen wird."

Nach mehrwöchentlichem Leiden starb A. Sulzbeck, eine der merkwürdigen Erscheinungen Münchens. Sulzbeck war ein Krämerssohn aus Eggenfelden. Schon am 3. Dez. 1800 machte er die Schlacht von Hohenlinden und dann die Feldzüge in Preußen, Tyrol und gegen Frankreich mit. Einst war er ein stattlicher Jäger, seit 16. Juli 1814 eine der stämmigen, großen Gestalten des Grenadier-Garde-Regiments, nach vollendeter Militärdienstzeit ward er durch seine übermenschliche Stärke als Lastträger bei'm Theaterbau und bei der Schranne sprüchwörtlich zum Münchner Simson. Jederzeit war er der Mann, der jegliches Ach im Biere zu ersäufen wußte, und dessen Gurgel mehr Bier verschlang, als wohl je ein durstiges Baiernkind. Bis zu seinem 75. Jahre blieb Sulzbeck Chef eines Musikchors, womit er brüllend die Ohren umhallte, wohin mit seinem Baß er wallte.

(Stuttgart, 16. Oct. — Brem. Z.) August Lewald hat sich hier wieder angesiedelt. Wenn man auch nicht zu seinen Verehrern gehört, muß man doch unangenehm überrascht werden durch die Nachricht, daß der Ausschuß des Museums ihm die Aufnahme verweigert hat. Sollte dies Begegniß jener allerdings etwas übermüthige Artikel veranlaßt haben, in welchem Lewald vor Jahren einmal Stuttgart für eine ungebildete Stadt mit kleinstädtischen Gedanken und Manieren erklärt hatte? Dann hätte Lewald jetzt aber die Wahrheit erprobt, daß, wer sich in die Gefahr begibt, darin umkommt. (Die Stuttgarter hätten dann auch Lewald's früheres Urtheil durch ihr kleinstädtisches Verfahren vollkommen bekräftigt; denn Lewald ist vollkommen so achtbar, wie die Museumsmitglieder in Stuttgart.)

Der alte General Chassé, der tapfere Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen, der während seiner langen militärischen Laufbahn Soldaten aller Nationen unter seinen Befehlen gehabt, hat, wie Baron von Rahden in den „Wanderungen eines alten Soldaten" erzählt, dieselben ein Mal in seinem burlesken holländisch-deutschen Kauderwelsch folgendermaßen charakterisirt: „Die Deutschers fordern immer Brutt, Flesch und gute Frau Wirthin; de Hollanders Schnapps, Peipchen und Poplerum; die Englishmen Boeuffteak, Grog und viel Schlag; die Italianers Macaroni; und — — et Messieurs les Français toujours le potage et la gloire — so führte ich sie alle zum Siege. Fehlte aber Geld und Fleisch, Tabak und Gloire, dann liefen sie fort, marodirten und raisonnirten. Nur der Spanier nicht; mit Ajo (Knoblauch) und Carajo, mit Papiercigarren und Sonnenschein marschirt er

Digitized by Google

drei Mal 24 Stunden, erträgt Hunger und Durst, und — was die Hauptsache — raisonnirt nie. Darum ist mir der Spanier auch der liebste Soldat. (Nürnb. Corresp.)

Es weiß Keiner, der nach Amerika ausgewandert, was noch aus ihm werden kann. In New-York sind bei Deutschen folgende Verwandlungen vorgegangen. Ein ehemaliger katholischer Pfarrer aus Rheinbayern hält eine kleine Schnapps- und Bierschenke in einem elenden Keller und daneben eine Kleinkinderschule; ein anderer Schulkamerad ist Destillateur; ein ehemaliger vornehmer sächsischer Baron ist jetzt Barbier und rasirt die Schwarzen. Ein ehemaliger bayerischer Lieutenant Rader treibt einen Cigarrenhandel; ein Dr. phil. Ludwigh aus Ungarn ist Gastwirth; ein bayrischer Student malt Stubenwände an und ein Berliner Student dreht Cigarren in einer Fabrik. (Ausw.)

Korrespondenz.

Düsseldorf, 18. Oct.

Von dem tüchtigen Kupferstecher Philipp Baumann ist jetzt ein neuer Kupferstich nach einem Bilde seiner noch immer in Rom weilenden Schwester Jerichau-Baumann erschienen. Es ist ein Charakterportrait, „Rebekka" (wahrscheinlich die Heldin aus W. Scott's „Ivanhoe"), das Aufsehen erregt. Derselbe Künstler arbeitet gegenwärtig an einem noch großartigeren Stiche nach dem Bilde des nordamerikanischen Malers Leutze: „der Puritaner." Ein puritanischer Edelmann überrascht seine katholische Gattin in einer verheimlichten Hauskapelle knieend und zertrümmert wüthend die ihm verhaßten Symbole. Der heilige Zorn des Mannes, der flehende Schmerz der Frau bilden einen schönen Gegensatz; das ganze Bild ist die edelste Natur und zeigt, daß die Kunst nun auch über dem Meere tiefere Wurzel geschlagen hat.

Usingen, im Oct.

(Schluß.)

Unserem Gewerbverein gebührt unbedingtes Lob wegen der Aufmunterung, die er den Gewerben unseres Amtes in der kurzen Zeit von zwei Jahren gegeben hat. Unsere Sonntags- und Abendsgewerbschule zählt 60 Schüler und alle Fabrikate unseres Amtes sind in der Industriehalle zu Wiesbaden zu finden. Wer diese Anstalt besucht, findet dort die ganze Industrie des Amtes Usingen vertreten, von den eleganten Möbeln des Hrn. Schmidt und den berühmten Wollwaaren bis zu den Nadelarbeiten von Reifenberg. Die neue Halle wird auch die Producte des großartigen Hüttenwerkes der Herren Gebrüder Lossen zu Emmershausen vertreten und wenn alsdann alle Aemter des Herzogthums unserem Beispiele folgen, dann wird Wiesbaden in der That und Wahrheit die Hauptstadt unseres Landes werden und wir werden dem Gewerbverein das Entstehen neuer Gewerbszweige verdanken. Sollte es ein Irrthum seyn, wenn wir die Behendigkeit, mit welcher sich unsere früher so schläfrige Stadt und Gegend in neuerer Zeit nützlichen Fortschritten zuwendet, dem unwiderstehlichen Einflusse des „großen Lesevereins für das Amt Usingen" zuschreiben, oder ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß 2000 Bände mit größter Vorsicht gewählter, nützliche Belehrung in allen Fächern darbietender Werke, welche in beständiger Circulation sind, jene Intelligenz unter alle Stände ausstreuten, welche die wesentliche Grundbedingung alles Fortschrittsdranges ist? Wir können nicht daran zweifeln, obgleich uns das abderitische Vorhaben, das schöne und fürstlich eingerichtete Bibliothekzimmer auf dem Rathhause muthwilligerweise zu theilen, die traurige Ueberzeugung gibt, daß für gewisse Geister (lucus a non lucendo) Wieland vergebens den komischen Spiegel vorgehalten und Swift vergebens die Peitsche geschwungen hat. Die Väter unserer Stadt sollten bedenken, daß man in einem Tage mehr zerstören kann, als man in zehn Jahren aufbaut; sie sollten bedenken, was die guten Städte Butzbach, Lich, Biedenkopf, Idstein ꝛc. dazu sagen würden, daß durch Beschränkung des Raums die Mutteranstalt ihrer Lesevereine in ihrem großartigen Wachsthume gehindert würde. Neben den fünf blühenden Singvereinen unseres Amtes, welche die edelsten Lieder unserer Dichter aus dem todten Papier in's frische, grünende Leben hinübertragen, gewähet unsere Turnanstalt im Schloßgarten mit ihren hohen Gerüsten dem besseren Theile unserer jungen Männer die beste Schule zur Pflege sittlicher und körperlicher Kraft. Aus diesen Singvereinen, aus diesen Turngemeinden, aus dem lebendig gewordenen Geiste unserer Dichter, Denker und Weisen sind die Feldbergfeste hervorgewachsen, zu deren jährlicher Feier am ersten Sonntag des Juli sich die Bewohner der nördlichen und südlichen Taunusgegend versammeln, in dem Hochgefühle, Söhne eines großen Volkes zu seyn, auf dessen Einigkeit, Freiheit und Stärke das Heil der Menschheit und der Friede Europa's beruht, Söhne eines Volkes, für welches Hutten gestorben ist und Göthe gedichtet hat.

Frankfurt, 25. Oct.

Wir haben schon zweimal über den in Frankfurt momentan bestehenden Heilcursus für Stotternde berichtet. Es sind neuerdings einige Personen völlig befriedigt entlassen worden. Ein, wenn auch seltener Fall verdient besonders Erwähnung. Auf Veranlassung eines hiesigen Arztes wurden die beiden stotternden Töchter des Schlossers Bestner (Lehrgasse in Sachsenhausen) zur Behandlung angenommen. Das jüngere dieser Mädchen spürte schon am dritten Tage der Kur Besserung seines Uebels; das Uebel des älteren Mädchens jedoch, das vorzüglich in Zuckungen der Zunge, der Lippen und Augenlideen bestand, wobei auch ein Verhalten der Luft und ein lautes Schnalzen mit der Zunge bemerkbar war, — dieses Uebel wurde in Folge einer nur dreitägigen Behandlung in dem Heilcursus gehoben. Dieser Fall mag beweisen, daß die daselbst befolgte Heilmethode alles Lob und volles Vertrauen verdient. Zugleich müssen wir lobend erwähnen, daß seit ein paar Wochen auch wenig bemittelte Sprachleidende mit mäßigem Honorar aufgenommen werden. Wir wünschen wiederholt diesem schönen Unternehmen, das nun kurze Zeit in unserer Stadt bestehen wird, ferneres und gleich segensreiches Gedeihen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Es ist in keiner früheren Zeit so viel recensirt und kritisirt worden, als in der unsrigen. Ueber Bücher werden Bücher und über diese wiederum Bücher geschrieben und die Urtheile der Kritik sind keine Orakelsprüche, sondern nur die Worte des einen und des andern Individuums. Kritiker sind Advokaten, welche pro und contra plaidiren, mit mehr oder minder Geist, mit mehr oder minder Sachkenntniß, mit mehr oder minder Unbefangenheit und Wahrheitsliebe. Wo sind hier die Richter, wo ist der gültige Codex und wo ist die letzte Instanz? Dem ruhigen Beobachter, dem selbstständigen Leser bleibt nichts Anderes zu thun übrig, als Alles zu prüfen, das Beste zu behalten und sich nicht irre machen zu lassen. Um von den unzähligen Beispielen, die hierher gehörten, nur eins zu citiren, verweisen wir auf die Urtheile von Konrad Schwenk und L. Chamisso über Fred. Freiligrath. In Konrad Schwenk's „Liter. Charakteristiken und Kritiken" (1847), Pag. 288, findet sich eine Besprechung der Dichtungen F. Freiligrath's, in welcher diese unbedingt verworfen und als nichtig bezeichnet werden. Dagegen wäre das Urtheil Chamisso's geltend zu machen, welches im 6. Band seiner Werke den genannten Freiligrath sehr hoch stellt. Chamisso aber scheint uns über einen lyrischen Dichter sprechfähig und wird von Konrad Schwenk anerkannt, welcher ihn Pag. 271 des obengenannten Buches als einen der besten Lyriker der Neuzeit bezeichnet. So sind die Urtheile verschieden und werden es auch immer bleiben; denn ein Jeder sieht mit andern Augen in die Welt. Nur davor sollte man sich hüten, das Kind, wie man zu sagen pflegt, mit dem Bade auszuschütten und den Stab allzu schnell zu brechen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldoefer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 28. Oct. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und fünf Acten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 298. Freitag, den 29. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

III.

Da regt sich die fleißige Hand so stille;
Da ordnet Alles ein kräftiger Wille;
Und Arbeit und Zeit in geregeltem Gang,
Sie gehen selbander den Tag entlang;
Und kommet der Abend, dann bringt er die Ruh,
Schließt friedlich das Auge des Müden zu.

Als sich die ersten matten Lichter des kommenden Tages durch die molkigen Scheiben von Marienglas stahlen, welche, klein und dunkel, damals die Lichter des Tages in die Wohnungen der Menschen leiteten, erwachte Hanns und setzte sich im Bette auf. Er mußte lange sinnen, ehe er sich mit Zeit, Ort und Umständen zurecht fand.

Der Laborant war erst ganz kurz vorher in einen Schlaf gesunken, der eine Folge der Abspannung des Leibes und der Seele war.

Der Knabe legte sich wieder leise zurück, betete seinen Morgensegen und harrte geduldig des Erwachens seines Meisters. Die Bilder des vergangenen Tages traten wieder vor seine Seele, und unter diesen auch Mariechen. Ihr Bild stand so lieblich vor ihm in ihrer kindlichen Einfalt und Herzlichkeit! Noch tönte ihr Nachtgruß in seinen Ohren, und mit Vergnügen gedachte er, daß sie nach ihm gesehen, ihn erwartet hatte.

Als der Laborant erwachte, sprang Hanns vom Lager auf und fragte, was er thun solle? Nun begann eine ruhige, aber geregelte Thätigkeit. Nachdem sie durch den kräftigen Morgenimbiß sich gelabt, fing der Laborant an, seine Medikamente zu bereiten. Bald erkannte er, wie der Junge zu Allem ein tüchtiges Geschick habe. Unermüdet ging er ihm in allen Stücken an die Hand und half getreulich seine Mühen tragen. Schon nach mehreren Wochen konnte ihn der Laborant mit sich nehmen, wenn er mit dem Arzneikasten ausging in die Dörfer und Höfe der Umgegend. Auch sein Spiel versäumte er nicht, was in den Abendstunden oft des alternden Mannes Sinn erheiterte. Diese geregelte und selbst mitunter angestrengte Thätigkeit hatte auf den Knaben einen wohlthätigen Einfluß. Die Zustände, wo er zu taumeln begann, dann in tiefen Schlaf sank und nun wunderliche Dinge redete und der Zukunft Geschicke aussprach, wurden immer seltener. Er ging nicht mehr so oft Nachts im Traumwachen umher. Anfangs begleitete ihn der Laborant, um ihn vor Gefahren zu schützen; Indessen, als er sah, wie sicher er einher ging, selbst auf gefährlichen Pfaden, überließ er ihn sich selbst und dem Schutze jener unsichtbaren Mächte, die seine Schritte schützend geleiteten. Allein dies kam immer seltener vor, seit er mit dem Laboranten, den er mit dem traulichen Namen „Vater" nannte, so unermüdet thätig war, mit ihm, Kräuter und Wurzeln suchend, umher strich oder Arzneimittel verkaufend den Kasten tragend, durch das Land zog.

Auch körperlich genas er zu einer kräftigeren Erscheinung. Seine Wangen rötheten sich und seine Gestalt gewann an Kraft.

In diesem nützlichen Wirken flossen Tage, Wochen, Monate, Jahre hin. Hanns war ein Jüngling geworden, dessen Schönheit manches Auge auf ihn zog; aber er hatte kein Auge für weibliche Reize, außer denen „Mariechens." Aus der Kinderliebe war ein tieferes Gefühl erwachsen. Seine ganze Seele erfüllte es, und das Mädchen dachte und lebte nur in ihm.

Er war mit der Zeit ein Kräuterkenner geworden. Er konnte, wie es der Laborant that, Heilmittel bereiten, menschliche Gepreste erkennen, Preßhaften die geeigneten Mittel reichen, und besonders hatte er den Ruf gewonnen, ein Thierarzt zu seyn.

Auch er zog nun alleine in's Land mit dem Kasten und der Pfeife. Die Gabe, den Menschen ihre Geschicke zu sagen, war ihm alleine geblieben, aber er hielt mehr damit zurück und wurde heiterer.

Wohin er kam, hieß man ihn freudig willkommen, zumal er so reich an Liedern und Mährlein war. Mit Pfeil und Bogen durchstreifte er den Wald; legte Schlingen für Vögel und Thiere, und versorgte des Laboranten Küche mit hinlänglichem Bedarf. Das war bis jetzt ohne Störung geschehen, zumal er nicht vergaß, auch den geistlichen Herrn zu Niclashausen reichlich zu bedenken.

Das Land, das Volk, der Wald und das Wasser gehörte dem Bischof von Würzburg, dessen Förster ein Greis war, der seines Amtes nicht warten konnte, daher Hanns das Wilderen offen trieb und nach und nach mit einer Keckheit und Sicherheit, als habe er ein Recht dazu. Dies sollte jedoch anders werden, als an die Stelle des Greises ein Mann trat, jung und kräftig, und seinem Herrn mit Leib und Seele zugethan.

Ehe wir jedoch die weiteren Ereignisse schildern, muß uns eine Seite im Leben und Thun des Laboranten klarer werden, wie sehr auch das geheimnißvolle Dunkel darüber ausgebreitet war.

In stillen dunkeln Nächten gab es da in seinem Hause ein geheimnißvolles Treiben. Wenn die Niclashäuser im tiefen Schlafe lagen, schlichen Männer zu dem Laboranten, die es vermieden, von Jemanden gesehen zu werden. Es war Einer davon aus Niclashausen, der Andere kam aus dem oberen Taubergrunde, der Dritte aus einem Dorfe jenseits der Berge. Hanns Gscheidt hieß der Eine, Jockel Pflasterer der Zweite und Jost Eich der Dritte. Es waren Bauern, aber Männer bewußter Kraft, gereifter Einsicht, gemessenen Ernstes. Anfangs war ihnen die Anwesenheit des Pfeiferhännsleins ungelegen; als sie aber ihn näher kennen lernten, schien's, als

Digitized by Google

erklärte er zu ihnen, und sie hatten kein Hehl, wie es ihnen um's Herz war. Sie bildeten die Häupter der unruhigen Bauern und berieten, wie das Joch zu brechen sey, in mancher Nacht.

Der Heftigste unter ihnen war Hanns Gscheidt. In ihm glühete eine wilde Leidenschaft. Tödtlicher Haß gegen Adel und Klerus erfüllte seine Seele. Nach seinem Dafürhalten war nur das Dreinschlagen das rechte, das einzige Mittel, das Joch zu brechen, und der Tod aller Dränger war sein glühender Wunsch. Die Andern stimmten mit dem Laboranten überein, daß erst die Bauern alle müßten Eines Sinnes seyn, die Blöden kräftig, die Furchtsamen muthvoll, die Geduldigen erregt und zum Bewußtseyn ihrer Schmach gebracht werden, ehe ein günstiger Erfolg haben könne. Das Ziel Aller war kein anderes, als Theilen der erschlichenen Güter, Freiheit der Person, Abschaffung der lastenden Abgaben, Gleichheit aller Stände und Gerechtigkeit. Auf gütlichem Wege war dies Ziel nicht zu gewinnen, das stand fest. Zum großen Kampfe war das Volk noch nicht reif; aber es reif zu machen, war die Aufgabe, und, dazu verbunden, arbeiteten Alle daran, und auch das Pfeiferhannslein hatte hier seine Stelle, denn diesen Namen trug er nun da fort und fort, als aus dem Knaben ein mannhafter Jüngling herausgewachsen war, und gerade sein Ansehen bei dem Volke, seine wundersamen Gaben waren das beste Mittel dazu. Da hörte denn Hanns die Reden voll tiefen Zornes, den er selber im Herzen trug; da fand das Gefühl seiner Brust den rechten Ausdruck. Da vernahm er die Erzählung von Gräueln, die der Ritter, die sein Haupt emporsträubten, und mit diesen Gefühlen zog er aus und säete neuen Haß und sachte den glimmenden Funken nur mehr und mehr an.

Von dieser Zeit stärkerer innerer Anregung an begann auch seine eigenthümliche Seelenthätigkeit wieder die Flügel zu entfalten. Es gab Augenblicke, wo er mit offenen Augen da saß und weder hörte, noch sah; wo er wieder verkehrte mit den Wesen, die ihm nahe getreten waren; wo er mit einer hinreißenden Macht seine Reden hielt; wo an seinem Geiste die Kämpfe vorüber gingen, deren Zeugen spätere Jahre seyn sollten. Er war wieder das Orakel des Volkes.

In jener Zeit war es, als er im Forste des Bischofs den gewaltigen Hirsch mit vier und zwanzig Enden erlegte, den der Förster wie einen Schatz hegte, damit ihn der Bischof von Würzburg erlege, wenn er zur Jagd in den Forst käme und von der Burg Thunfeld aus seine Züge in's grüne, weite Land unternähme.

Ein Bauer aus Niclashausen, der Mariechen liebte und in Hanns seinen glücklichen Nebenbuhler kannte und haßte, verachtete ihn, als er das edle Thier ausweidete und unter Gebirge barg, um zur stillen Nachtzeit sein Erlegtes zu holen. Sobald, daß er den Feind nun wegbringen konnte, eilte der Feind zum Förster. Der wüthete über den Streich; denn er sah ja oft genug die Spuren, wie seines gnädigen Herrn Wildbret gebürschet wurde, und er eilte nach Thunfeld, dessen Ritter die Leben des Bischofs trug, daß er ihn in Leibhaft nehmen lasse.

Gerade an jenem Tage war der Laborant auf der Burg Thunfeld, denn einem der Reisigen war das junge Weib schwer erkrankt gewesen und nun der frohen Genesung nahe. Da stürzte der Reisige in das Gemach, wo der Laborant saß.

„Was giebt's?" fragte dieser.

„Ach, eilet heim, Meister Arnold, und saget's dem Pfeiferhannslein an," rief der Mann, „daß er fliehe."

„Warum?" fragte aufspringend der Laborant.

„Weil er des Bischofs Edelhirsch erlegt hat, und Ihr kennt die Strafe des Wilderers! Er wird auf einen Hirsch gebunden und das Thier, von den Hunden gehetzt, frei gelassen, daß es durch das Gestrüppe setze, bis der Arme eines schrecklichen Todes stirbt. Ich soll ihn verhaften; eilet!"

Da galt's kein Besinnen.

Der Laborant eilte heim, und noch in der Stunde entwich der Jüngling, und als die Reisigen kamen, fanden sie ihn nicht. Vergebens wurden alle Bauern von Niclashausen aufgeboten in der Frohnde, ihn zu suchen. Vergebens wurde der Wald durchspäht. Er hatte einen Schlupfwinkel gefunden und mitten im Forste, bei dem treuen Köhler, dessen Kind er einst geheilt, suchte ihn Niemand.

In der ganzen Gegend war das Volk empört über die gräßlichen Strafandrohungen, die es vom Förster und den Knechten von Thunfeld vernahm; denn es sah kein Unrecht im Erlegen des Hirsches, zumal der ausschweifende Bischof Allen verhaßt, sein Regiment mit alle dem Drucke ein Gegenstand des Abscheues war.

Mariechen war trostlos, bis sie eines Abends ihn an ihr treues Herz drückte; aber wie quälte sie die Angst um ihn Tag und Nacht!

Jede Nacht war er in des Laboranten Hause, ohne daß man es ahnete.

So lebte er ein Jahr lang im heimlichen Versteck, theils zog er jenseits der Gränze des Bisthums umher und trieb sein altes Gewerbe mit Pfeife und Handpauke und erregte das Volk zum Aufstande gegen seine Dränger. Die Hütten seiner Freunde Pflasterer und Eich waren doch die Stätten, wo er Obdach hatte und weilen mochte.

Da starb der verrufene Bischof und die grimmigen Bauern erschlugen den Förster, der ihnen ein Dorn im Auge war. Jetzt kehrte Hanns wieder und wie die Bauern sagten: kein Hahn krähte weiter darnach!

Aber das Ereigniß blieb nicht ohne Folgen. Immer bedrohlicher wurde die Stimmung des Volkes. Niemand aber war glücklicher als Mariechen, da sie den Geliebten wieder hatte, den sie und der auch sie so lange und so schwer vermißt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Andere Dinge waren vielleicht in noch größerem Maße, wenn der König von ihnen Kunde erhielt, schuld an seiner Erbitterung gegen den Kronprinzen. Friedrich war in die Jahre getreten, in denen die erwachte Natur ihr Recht forderte; ein Besuch mit dem Vater an dem gränzenlos üppigen Hofe zu Dresden, im Januar 1728, hatte ihm Bilder gezeigt, die er bis dahin nie gesehen und die nun seine Phantasie umfangen hielten. Für einen Königssohn, mag er auch noch so eng bewacht seyn, sind die Bande der Sitte immer leicht zu überspringen, wenn keine abmahnende Stimme des Innern ihn zurückhält; hülfreiche Hände sind für den Hochstehenden nur zu häufig bereit. Einen Vertrauten erwarb sich der Kronprinz zunächst an dem Lieutenant von Keith, einem Leibpagen des Königs, der, sanft und theilnehmend, die bedrückten Verhältnisse des Prinzen mit Kümmerniß ansah und seine Stellung gern dazu benutzte, Jenen so oft als möglich von dem Vorhaben und den Stimmungen des Königs zu unterrichten, wodurch denn mancher unangenehmen Scene vorgebeugt ward. Keith leistete auch bei den verliebten Abenteuern des Kronprinzen getreue Pagendienste. Das unregelmäßige Leben des Letztern noch mehr zu begünstigen, diente zugleich der Umstand, daß um eben diese Zeit seine Hofmeister ihres bisherigen Dienstes entlassen wurden. Dies geschah auf den Rath des Generals Grumbkow, dessen österreichischen Interessen der Oberhofmeister, Graf

Digitized by Google

Finkenstein, den die Königin zu dieser Stelle erwählt hatte, im Wege stehen mochte; er bedeutete den König, daß der Prinz nunmehr in das Alter getreten sey, in welchem sich eine Aufsicht solcher Art nicht mehr zieme. An die Stelle der Hofmeister traten nun zwei Gesellschafter, die aber keine nähere Aufsicht zu führen hatten, der Obrest von Rochow und der Lieutenant Freiherr von Keyserling. Letzterer, ein junger Mann von lebhaftem Geiste, anmuthiger Bildung und der heitersten Gemüthsart, wurde nachmals der innigste Freund des Kronprinzen; auch schon jetzt entwickelte sich ein näheres Verhältniß, doch wurde Keyserling vor der Hand nicht eigentlicher Vertrauter, wie es Keith war.

Das stete Zusammenhalten des Kronprinzen mit Keith war dem Könige aufgefallen und von ihm nicht mit günstigen Augen angesehen; Keith wurde nach einiger Zeit nach dem fernen Wesel in ein Regiment versetzt. Doch nützte diese Trennung wenig. Der Kronprinz fand bald einen zweiten Liebling an dem Lieutenant von Katte, der für ihn ungleich gefährlicher war als Jener. Katte wußte ebenfalls durch seine Bildung und Anmuth des Gespräches einzunehmen, obgleich sein Aeußeres wenig anziehend war und die zusammengewachsenen dunkeln Augenbrauen seiner Physiognomie einen unheilverkündenden Ausdruck gaben. Dabei war er, selbst ohne sittlichen Halt, nur zu sehr geeignet, den Kronprinzen in seinen Ausschweifungen zu bestärken; auch wußte er mit klügelnder Philosophie eine solche Lebensweise zu beschönigen, indem er sich aus halbverstandener Katheder-lehre ein System der Vorherbestimmung zusammengesetzt hatte, demzufolge der Mensch sich ohne eignen Willen, somit ohne Schuld, der über ihn verhängten Sünde zu ergeben habe. An dem Kronprinzen fand er für solche Lehren einen theilnehmenden Schüler. Endlich besaß Katte nicht einmal die für eine so gefährliche Stellung nöthige Besonnenheit; er prahlte gern mit der Gunst, die ihm der Kronprinz erwies, er zeigte überall dessen Briefe vor, und gar Manches hievon mag dem König ohne sonderliche Schonung hinterbracht worden seyn.

Schon suchte der König absichtlich die Gelegenheit auf, um den Kronprinzen empfindlich zu kränken. An schimpflichen Reden und an schimpflicher Behandlung fehlte es nicht. Der Kronprinz mußte eine Zeit lang Fähndrichsdienste thun. In öffentlicher Gesellschaft mußte er wiederholt von dem Könige die verächtlichen Worte hören, daß, wenn ihn, den König, sein Vater auf ähnliche Weise behandelt hätte, er tausend Mal davon gelaufen wäre; aber dazu gehöre mehr Muth, als der Kronprinz besitze. Wo der König ihm begegnete, drohte er ihm mit aufgehobenem Stocke, und schon versicherte der Kronprinz seiner älteren Schwester, daß er nicht Mehreres, als was bisher geschehen sey, mit der schuldigen Ehrerbietung ertragen könne; käme es je zu thätlicher Mißhandlung, so werde er in der That sein Heil in der Flucht suchen. Mehrfach und dringend verlangte der König, der Kronprinz solle dem Thronrechte entsagen, damit dasselbe auf den zehn Jahre jüngeren Sohn, August Wilhelm, der sich durchaus fügsam gegen den Vater bewies und von diesem bei jeder Gelegenheit vorgezogen wurde, übergehen könne. Aber der Kronprinz erwiederte, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als sein gutes Recht aufgeben; endlich erklärte er sich dazu unter der Bedingung bereit, daß der König in einem öffentlichen Manifest als Ursache seiner Ausschließung von der Thronfolge bekannt mache, er sey von ihm kein leiblicher und ehelicher Sohn. Auf solche Bedingung konnte freilich der Vater, seiner Gesinnung gemäß, nicht eingehen.

Zu alledem kam endlich der Umstand, daß die Beschäftigungen und die Vergnügungen, welche der Kronprinz hinter dem Rücken des Vaters trieb, ohne mehr oder weniger bedeutende Geldmittel nicht ausführbar waren. Zwar war die sogenannte kronprinzliche Kasse sehr vermögend, doch nützte ihm dies zu nichts, da er selbst nur über sehr geringe Summen zu verfügen hatte. Er sah sich also genöthigt, bei fremden Leuten Geld aufzunehmen. Der Vater erfuhr, daß er von berlinischen Kaufleuten eine Summe von 7000 Thalern entliehen habe; und sogleich erschien, im Jan. 1730, ein geschärftes Edikt wider das Geldleihen an Minderjährige, worin es namentlich auch verboten wurde, dem Kronprinzen, sowie den sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses Geld zu borgen, und worin gegen die Uebertreter des Gesetzes Kaerenstrafe, selbst Todesstrafe verhängt wurde. Der König hatte die 7000 Thaler bezahlt, und der Kronprinz, auf weiteres Befragen, noch eine geringe Summe genannt, als welche er außerdem schuldig sey; aber die Gesammtmasse seiner Schulden überstieg das Doppelte jener großen Summe.

(Fortsetzung folgt.)

Turnlied.

Von Dr. Emil Drescher.

Chor. Ein Turner bin ich frank und frei,
Will treu dem Bund verbleiben.
Fern bleibe mir Kopfhängerei,
Fern bleib' unmännlich Treiben!

Quartett. Ja, Turner sind wir frank und frei,
Sind es im Bruderbunde.
Frei ist die Freude,
Frei die Kraft,
Die treu sich eint
Zur Bruderschaft,
Zum starken Männerbunde.

Chor. D'rum Turner sind wir frank und frei,
Und wollen Turner bleiben.
Ein Bruderbündniß, ächt und treu,
Kennt kein parteiisch Treiben.

Quartett. Und fort mit die, Kopfhängerei!
Nur Leben zündet Leben.
Im tiefen Innern
Kernig stark
Wohnt Manneskraft;
Da schafft das Mark
Im frischen, freien Streben.

Chor. D'rum Turner sind wir frank und frei,
Im frischen, firnen Streben.
Verbannt sey alle Träumerei!
Nur Leben zündet Leben.

Quartett. Und: „Brav und treu!" der Wahlspruch sey,
Verbannt unlaut'res Treiben!
Laßt Biedermänner
Fest und wahr —
„Ein Wort, ein Mann"
— Uns immerdar
Deutsch und gerad verbleiben!

Chor. Ja, laßt uns ewig hold und treu
Die frei'ste Kunst betreiben!
Es lebe hoch die Turnerei!
Laßt Turner stets uns bleiben!

Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Am 19. Oct. fand unter Gesang und Reden die Einweihung der zur Erinnerung an die Schlacht von Leipzig gesetzten eisernen Denksäule auf dem Hügel unweit des Fleckens Liebertwolkwiz statt, wo die drei Monarchen am 18. Oct. die Nachricht von dem Siege ihrer tapfern Heere durch den Feldmarschall Fürsten v. Schwarzenberg empfingen. (N. K.)

Wie sehr die Eisenbahnen künftig den Verkehr von den Landstraßen, selbst aus entfernten Richtungen wegziehen werden, läßt sich u. A. daraus entnehmen, daß man jetzt von Hannover aus, so lange von Köln die Dampfschifffahrt nach Mainz geht, viel leichter und angenehmer über Köln als über Kassel nach Frankfurt fährt, obgleich jener Weg beinahe 70, dieser nur 42 Meilen lang ist. Die Umwege werden fortan Richtewege, und man wird jener viele machen, um dem dumpfigen schleichenden Fuhrwerk zu entgehen, das sich einst Schnellposten nennen durfte. (Hann. M.)

Korrespondenz.

Kassel, 25. Oct.

Die Didaskalia enthält bereits drei Artikel, welche von dem sonderbaren Prozeß über die vergoldeten Münzen handeln. Es rühren dieselben von zwei verschiedenen Referenten her; nur in dem zweiten Artikel sind die Namen der Betheiligten genannt. Wer alle drei Artikel, welche sich in Angabe der Fakten ergänzen, gelesen hat, kennt den ganzen Vorfall zur Genüge. Es bedarf daher dessen Wiederholung um so weniger, da hier nur einige erläuternde Bemerkungen über den zweiten Artikel Platz finden mögen. Derselbe enthält zwar hauptsächlich Beschwerden gegen unser Gerichtsverfahren; aber auch die betheiligten Personen könnten Lesern, denen hiesige Verhältnisse unbekannt sind, ungünstig dargestellt erscheinen. Wiewohl ich nicht glaube, daß ein Vorwurf gegen dieselben beabsichtigt ist, so muß ich doch das auswärtige Publikum darauf aufmerksam machen, daß in vorliegendem Falle sorgfältig zwischen dem Gerichtsverfahren und den betheiligten Personen unterschieden werden muß. Bei Beurtheilung des Gerichtsverfahrens handelt es sich nach meinem Dafürhalten ganz einfach um folgende Frage: „Sollen Verdächtige, wenn kurzer Hand ihr Vergehen constatirt werden kann, erst nach, oder schon vor solcher Constatirung verhaftet werden?“ Bei dem ersten Verfahren wäre hier die Verhaftung unterblieben; denn jeder Münzprobirer, Chemiker oder Apotheker hätte die Prüfung der Münzen in einigen Stunden beendigen können. Bei dem letzteren Verfahren hingegen, welches durch unsere Gesetze vorgeschrieben ist, war der vielen Verdachtsgründe wegen die Verhaftung nicht zu umgehen. Wäre es der Polizei erlaubt, das Corpus delicti beschädigen zu lassen, so hätte die ganze Sache noch am selben Tage sich erledigen lassen; denn ein Sachverständiger kann schon durch Schneiden oder Brechen einer Münze darüber entscheiden, ob dieselbe gegossen ist oder nicht, und eine solche Prüfung, wozu kein Apparat erforderlich ist, hat bekanntlich Prof. Winkelblech sogleich auf dem Polizeiamte anzustellen sich erboten. Die Befürchtung, daß Assessor G., ohne daß sein Protocollführer jene Unterredung mit dem Münzwardein Claus geführt, die Münzen nicht alsbald zum Probiren auf die Münze geschickt haben würde, kann wohl Niemand theilen, der diesen tüchtigen Beamten nur etwas näher kennt. Es wären also jedenfalls in der Kürze die Verhafteten wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Schließlich bemerke ich noch, daß die Randschrift der Münzen, welche erst nach dem Eindringen des Quecksilbers deutlich hervortrat, anfänglich, als die Münzen dem Prof. Winkelblech und dem Münzmeister Breithaupt vorgelegt wurden, von einer solchen Beschaffenheit war, daß sie als Zeichen der Aechtheit dieselbe nicht ansehen konnten. Diese wenigen Bemerkungen werden hinreichen, um auswärtigen Lesern die etwa noch mangelnde Aufklärung über einen Vorfall zu geben, der hier schon aufgehört hat, Gegenstand des Gespräches zu seyn. Uebrigens kann ich nicht unerwähnt lassen, daß die Theilnahme an dem Unfall der schuldlosen Familie ganz allgemein verbreitet ist.

Darmstadt, 24. Oct.

Die vorgerückte Jahrszeit bringt es mit sich, daß die Musen auch bei uns ihr gewohntes Winterquartier in dem Theater und in den wissenschaftlichen und Kunst-Vereinen unserer Stadt bereits bezogen haben. Gestern Abend z. B. waren wir Zeuge davon, wie der jetzt schon im fünften Jahre bestehende große Gesangverein „Harmonie“ unter der Leitung des als Componist und Lehrer sehr geschätzten Hrn. L. Spaemer die edle Kunst des Gesanges pflegt, und wie insbesondere die Chöre und auch andere Stücke ernsten und heiteren Inhalts allgemein ansprechen und von dem dermaligen Stande der musikalischen Bildung dieses Vereins das günstigste Zeugniß ablegten. — Im Theater sahen wir vorgestern das von Carl Töpfer gedichtete Schauspiel: „Zurücksetzung“, und zwar zum zweiten Male in einer Weise dargestellt, daß der Eindruck, den es machte, ein sehr befriedigender genannt werden konnte. Fräul. Eppert (Mathilde) gefiel sehr durch ihr heiteres, naives Spiel und durch die ihr stets zu Gebot stehenden Gaben ungezwungener Darstellung; auch Mad. M. Steck (Marie) hatte sich ihrer Rolle bemächtigt und erregte viel Interesse. Mad. Fischer war, der schweigsamen, von Leiden mannichfacher Art tief niedergebeugten Marie gegenüber, eine exemplarisch herzlose Mutter, welcher man recht ernstlich böse seyn konnte. Von den Herren Fischer, Steck und Wisthaler sage ich für dieses Mal nichts, weil sie in einzelnen Momenten mehr Lob verdienten, als ich ihnen hier in Kürze spenden könnte. Mad. Grahn ist nicht unglücklich in den Rollen alter böser Weiber; sie kann aber auch die gutherzigen alten Frauen recht gemüthlich darstellen, wie sie in der „Zurücksetzung“ bewiesen, wo sie als Frau Ulrich sehr gefallen hat. Hr. Nötel, als Ulrich, ganz befriedigend. — Die neue große Oper „Nabucodonosor“, von Verdi, ist kürzlich zum zweiten Male mit viel Beifall gegeben worden. Warum die sehr gelungene erste Aufführung dieser Oper in einem auswärtigen Blatte eine ungünstige Beurtheilung fand? Darauf wissen Kunstverständige, die bei der Darstellung zugegen waren, eben so wenig zu antworten, als auf die nur zu deutlich darin ausgesprochene Verkennung der künstlerischen Verdienste des Hrn. Kreuzer und der Mad. Markow, welche in dem hiesigen Publikum zu den vorzüglichsten jungen Kunsttalenten unserer Oper gezählt werden. — Von der hier ansässigen und auch von der wandernden Malerkunst haben wir bisher manche erfreuliche Proben erhalten, zuletzt von Hrn. Anton Hänisch, der, wie wir erfahren, uns für einige Zeit verlassen und sich nach Frankfurt begeben hat. Ein anderer Kunstgenuß ist uns für die Folge in Aussicht gestellt, da, wie wir vernehmen, der als Porträtmaler in Oel sehr ausgezeichnete Hr. Hartmann, gegenwärtig zu Schloß Fürstenau, wo er schon seit längerer Zeit für den Hrn. Grafen Aldrecht von Erbach-Fürstenau beschäftigt ist, eine Ausstellung seiner neuesten Gemälde hier und in Frankfurt beabsichtigen soll. Hr. Hartmann machte seine künstlerischen Studien erst in München, dann in Italien, und daß er wirklich da gewesen und sich große Muster zum Vorbilde genommen, dies würde der wirkliche Kunstkenner auch ohne ausdrückliche Versicherung aus seinen Gemälden schon von selbst heraus zu finden wissen. Se. Exl. der eben erwähnte Hr. Graf war ihm ein großmüthiger Beschützer auf seiner künstlerischen Laufbahn, und dieser erhebliche Umstand hat auf seinen Lebensgang den allergünstigsten Einfluß geäußert. — Unsere Localpresse hat sich jetzt des für hiesige Stadt projectirten Brodvereines bemächtigt, indem sie seine innere Einrichtung und seine äußere Werksamkeit zum Gegenstande einer besonderen Besprechung macht. Das gestrige Wochenblatt liefert einen lesenswerthen größeren Aufsatz von Hrn. Kanzlist Speyer, in welchem derselbe unter Anderem auch nachzuweisen sucht, wie der projectirte Verein auch auf Unbemittelte, auf Tagarbeiter ꝛc., zu ihrem augenscheinlichen Vortheile und ohne Nachtheil oder irgend eine Aufopferung für die städtische oder Vereins-Kasse zweckmäßig ausgedehnt werden könne. Seine diesfälligen practischen Vorschläge werden, wie wir nicht zweifeln, bei der vorurtheilslosen Klasse unserer Mitbürger die gebührende Anerkennung und Berücksichtigung finden. — Mit den Erzeugnissen von Kunst und Wissenschaft zur Genüge versehen und wegen des nöthigen Brodbedarfs für längere Zeit beruhigt, können wir den nahenden Winter und sein unvermeidliches Ungemach mit Gleichmuth erwarten und selbst der so sehr gefürchteten Cholera mit Resignation in ihr tödtendes Basiliskenauge blicken.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Oct. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und fünf Acten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 298. Samstag den 30. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

IV.

Im stillen Schooß der Berge
Da sammelt sich der Quell;
Und springet dann zu Tage
So silberrein und hell.
Er hüpfet hin durch Blumen,
Stürzt sich in das Gestein;
Erst war's ein stilles Bächlein;
Jetzt wird's ein Bach schon seyn!
Der Bach wächst an zum Flusse;
Bald schwillt zum Strom er an,
Wenn aus des Himmels Fenstern
Die Fluth herniederrann.

Es war in den Tagen des Sommers. Die Aernte harrte der Sichel des Schnitters. Eine Gluth war der Sonne Strahl. Da schritt das Pfeiferhännslein fröhlichen Sinnes herauf aus den Gegenden an den Ufern des Mains nach dem lieben Niclashausen zu, wohin ihn die doppelte Liebe zu dem Laboranten und Mariechen zog.

Aber noch mußte die Sehnsucht schweigen. Zu Jost Eich hatte er eine Botschaft zu bringen. War sie ausgerichtet, so hielt ihn nichts mehr ab, dem Zuge des sehnenden Herzens zu folgen.

Er ließ die Gegend, wo Niclashausen lag, links liegen, und wanderte in den Wald hinein, der die Berge bedeckte bis zum einsamen Gehöfte, wo Jost Eich wohnte.

Noch vielleicht eine halbe Stunde hatte er zu wandern, als er an einem steilen Bergabhange stand, an dem sich ein Fußpfad heraufwand. Unten im Thale rauschte ein Bach, und überall waren Spuren, daß das Hochgewitter, dem er in einem Dorfe diesen Mittag entgangen war, mächtige Regengüsse mußte entsendet und die Gewässer ungewöhnlich angeschwellt haben. Eine erfrischende Kühle wehte ihn an. Es war ihm so wohl, wie es ihm lange nicht zu Sinn gewesen; darum zog er seine Rohrpfeife aus der Seitentasche und pfiff eine seiner Lieblingsweisen, daß sie weit in die stille Landschaft hinausklang und das Echo der Berge weckte.

Da tönte ein Ruf aus des Thales Tiefe zu ihm herauf. Es war der Ruf einer mächtigen Mannes-Stimme, der offenbar ihm galt.

Er erwiederte den Ruf.

Bald kam der Ruf näher, und immer beantwortet, fand den Jüngling endlich der Rufende, obwohl die Nacht hereingebrochen war.

Jost Eich trat keuchend zu ihm. Er sah zerstört aus.

„Du sitzest hier und pfeifest lustige Lieder," rief der heftige Mann, „während ein entsetzlich Unglück Dein Dorf heimgesucht hat! Wahrlich, jetzt ist nicht Zeit zum Spielen!"

Hanns sah ihn ganz verwundert an. „Um Gott, was ist denn geschehen?" fragte er erschreckend. „Wie soll mir in der Ferne ein Unglück ahnen?"

„Du willst die Zukunft kennen," haderte der Eich, „und weißt nicht, was Denen begegnet, die Du lieb hast? —"

„Grade Das ist's eben, was ich beklage!" rief der Jüngling, „meine Zukunft und die meiner Liebsten ist mir verhüllt. Aber was ist denn geschehen?"

„Hast Du denn den Donner nicht gehört, nicht den Hagel, der fiel, nicht die Fluth gesehen, die Alles verheerte?"

„Was sagt Ihr?" rief Hanns, „wie sollte ich Das in der Ferne hören oder erfahren, wenn's erst heute geschah? —"

„Nun, so wisse," sprach beruhigter Jost Eich, daß alle die Felder Deines Dorfes, die in reicher Fülle prangten, zu einer Tenne zerschlagen sind vom Hagel, der herabschoß in ungeheurer Größe, vom wildesten Sturme gepeitscht; daß dann droben im Thale eine Wolke ihre ungeheure Fluth entlud, die die Tauber schwellte zum reißenden Strome, der die Felsen herabriß, die Bäume entwurzelte, das fruchtbare Land wegschwemmte, sammt den Wohnungen der Menschen."

„Gott, Gott!" rief der Jüngling, und rang die Hände.

„Als ich hinab kam, standen auf dem hochliegenden Kirchhofe die Armen von Niclashausen, die Alles eingebüßt. —"

„Der Laborant —"

„O mein Gott, lebt er?" rief bebend Hanns.

„Höre mich an," sagte Eich, „der Laborant war schon seit drei Tagen schwer krank, als das Wetter kam. Niemand dachte an ihn, bis der Strom sich an seiner Hütte brach und sie krachend der Gewalt nachgab. —"

Hanns zitterte am ganzen Leibe, und Eich hielt einen Augenblick ein.

„Und?" fragte mit wankender Stimme der Jüngling.

„Du wirst sein Angesicht nicht mehr schauen!" sprach mit dumpfem Tone der Mann und schwieg dann.

O, Du heilige Jungfrau!" rief laut schluchzend der Jüngling, und bedeckte sein Angesicht mit den Händen. „Warum mußte ich ferne seyn? Todt! todt! auch der Letzte, den ich auf Erden hatte!"

Eich zerdrückte selbst eine Thräne.

„Vater Eich," sagte er dann zu Jenem, „ist nichts mehr zu thun?"

„Nichts," sagte dumpf Jost Eich. „Die Fluth hat seinen Leichnam mitgenommen zum Maine hinab, und Gott weiß allein, wo er ist. Nicht ein Mal in geweihter Erde wird er ruhen."

Hanns mußte sich setzen. Er fühlte alle Kraft weichen. Plötzlich sprang er auf. „Eich," sagte er, „er konnte ja schwimmen, wie ein Fisch. Vielleicht hat er sich gerettet!"

Digitized by Google

„Kind, Du faselst," sagte der Mann. „Weißt Du nicht, daß ich sagte, er sey todtkrank gewesen? Da ist kein Hoffen mehr."

„Jetzt raffte Hanns seine letzte Kraft zusammen und eilte hinweg.

„Wohin willst Du?" fragte Eich, und wollte ihn zurückhalten.

„Laßt mich!" rief er, und das Dunkel der Nacht und des Waldes entzog Eich's Blicken seine Gestalt, und bald verklang auch sein hallender, eilender Fußtritt in der Nacht, und Eich ging in stiller Betrübniß seinem Gehöfte zu, denn ihm sagte es sein Inneres, nun fehlte Dem, was sie gehegt und gepflegt, der Mittelpunkt und die Einheit.

In völliger Hingabe an seinen tiefen und gerechten Schmerz wanderte in fliegender Hast der Jüngling dem Orte zu, wo noch mehr als ein Gegenstand seiner tieferen Empfindungen ihn hinzog.

„Was war aus Marie und ihrer Mutter geworden?" fragte er jetzt, denn Das zu fragen, hatte die Scham vor dem strengen und heftigen Jost Eich ihn zurückgehalten. Bei der strengen Wanderung aber hatte er nicht erwogen, daß seine Kräfte dauernd nicht aushalten würden, zumal er heute schon eine große Strecke zurückgelegt hatte und sein Inneres so unendlich tief von Schmerz um den guten Laboranten und von Angst und Sorge um Mariechen ergriffen war. Bald genug empfand er das auch, und eine so lähmende Ermüdung bemeisterte sich seiner, daß er am Stamme einer Eiche niedersank und in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit verfiel. Erst nach und nach löste sich dieser Zustand der Erschöpfung und ging in Schlaf über, der erquickend wurde.

Schon sah man in Osten es lichter werden, und einzelne Streiflichter, wie ein schamhaftes Erröthen über keusche Wangen fliegt, rötheten leicht den Himmel, da fuhr Hanns aus seinem schweren Traume auf. Wie Einer, der nicht weiß, wo er ist, so sah er um sich; aber als seine volle Erinnerung zurückgekehrt war, sprang er auf und lief in der Richtung weiter, in welcher Niclashausen liegen mußte. Es war bereits helle und jeder Gegenstand genau zu unterscheiden, als er auf der Kante des Gebirges erschien.

Hier stand schon der Wald entblättert, wie in den Tagen des Winters, die schreckliche Folge eines heftigen Hagelschlages. Aber wie war der Anblick da unten im Thale, wo Niclashausen stand?

Alles war zerschlagen, wirklich einer Tenne gleich die Sohle des schönen Thales. Ein Geschiebe von Felsen lag auf den Wiesen, daß man kein grünes Hhälmchen mehr erblickte. Noch jetzt war der Bach wie ein kleiner Fluß. Am schmerzlichsten war der Anblick des Dorfes. Da waren die Hüten des untern Theiles weggerissen von dem Strome; allein auch die höher stehenden hatte die Fluth mitgenommen, die von den Bergen herabströmte. Es war kaum möglich, daß Hanns sich zurecht fand, weil der völlig veränderte Zustand kaum ein Bild des Gewesenen gestattete.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Das Schuldenmachen war es ohne Zweifel, was den Charakter des Königs am empfindlichsten berührte; wenigstens hat er später, als der Gewitterstrahl auf das Haupt des Kronprinzen herabgefallen war und als dem Letztern seine Vergehungen vorgehalten wurden, gerade diesen Punkt unter allem bisher Geschehenen als den bedeutendsten hervorgehoben. So konnte ihn sein aufbrausender Jähzorn, der ihm öfters alle Besinnung zu rauben schien, zu Scenen verleiten, wie die, von der wir jetzt Bericht geben müssen. Wir können das Bild dieser Scene nicht übergehen, da es zum Verständniß alles Dessen, was nun erfolgte, wesentlich nöthig ist, und da man nur, wenn man auf dasselbe zurückblickt, die Größe der später eintretenden Versöhnung zu würdigen vermag. Wir geben die Scene mit den Worten, mit denen sie von Friedrichs ältester Schwester, in den Memoiren ihres Lebens, aus denen wir schon so manchen charakteristischen Zug aus Friedrichs Jugend entnommen haben, selbst erzählt wird, — oder vielmehr mit Friedrichs eigenen Worten, die die Schwester in ihren Memoiren anführt. „Man predigt mir alle Tage Geduld (so sagte Friedrich zur Schwester, als er sie einst heimlich besuchte), allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave, und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt als die Flucht? Katte und Keith sind bereit, mir bis an's Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und habe Alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem Diesem nichts, — — weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande seyn soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht — denn Das gibt mir viel mehr Sicherheit — ist Alles zur Ausführung bereit." Die Prinzessin wandte Alles an, um ihrem Bruder das gewagte Vorhaben auszureden, aber erneute Mißhandlungen dienten nur, ihn darin zu bestärken.

Eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens schien sich bald darzubieten, indem der König im Mai 1730 mit seinen sämmtlichen Prinzen und einer großen Menge der angesehensten Offiziere nach Sachsen ging, um an dem glänzenden Lustlager, welches der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II. zu Mühlberg veranstaltet hatte, Theil zu nehmen. Das phantastische Schaugepräge, mit welchem der preußische Hof hier aufgenommen wurde, übertünchte nur schlecht den drohenden Zwiespalt zwischen Vater und Sohn; auch wurde die aufgeregte Stimmung des Königs nur vermehrt, als er, nicht ohne guten Grund, wahrzunehmen glaubte, daß all diese prunkvollen Freundschaftsbezeugungen von Seiten des polnischen Königs nur leerer Schein waren, daß König August ihn hierdurch nur sicher zu machen suchte, während er selbst insgeheim die eifrigsten Ansprüche auf jene jülich-bergische Erbfolge geltend machte. Der Kronprinz Friedrich ließ indeß den Kabinetsminister des Königs von Polen durch den Lieutenant von Katte um Postpferde für zwei Offiziere bitten, welche incognito nach Leipzig zu reisen wünschten. Der Minister aber schöpfte Verdacht, theilte das Anliegen seinem Könige mit, und August, dem für jetzt das äußere gute Verhalten mit dem preußischen Könige sehr wichtig war, drang dem Kronprinzen das Versprechen ab, seinen Vater wenigstens während des Aufenthaltes in Sachsen nicht zu verlassen. So war Friedrich vor der Hand zur Ruhe genöthigt, und seine Ungeduld mußte eine bessere Gelegenheit zu erhaschen

Digitized by Google

suchen. Aber schon war für ihn bei längerer Zögerung größere Gefahr im Anzuge; denn unbedacht hatte er manch ein Wort über sein Vorhaben fallen lassen, und der König war gewarnt. Durch erneute Härte der Behandlung, selbst im sächsischen Lager, suchte dieser den Sinn des Kronprinzen zu beugen; natürlich aber brachte ein solches Verfahren nur die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Inzwischen schien sich ganz plötzlich von einer andern Seite die günstigste Aussicht zur Umgestaltung von Friedrichs peinlicher Lage zu eröffnen. Es ist bereits erwähnt worden, daß die kriegerischen Verhältnisse, in denen Friedrich Wilhelm gegen England gestanden hatte, im Anfang dieses Jahres beigelegt waren. Der englische Hof meinte dies Mal die Versöhnung so aufrichtig, daß ein außerordentlicher Gesandter nach Berlin geschickt wurde, jene Doppelheirath auf's neue zu beantragen und, wenn möglich, zum festen Abschlusse zu bringen. Aber man wollte sich zugleich der wirklichen Freundschaft des Königs versichern und ihn aus den Intriguen der österreichischen Partei befreit wissen: man verlangte zu dem Ende Grumbkow's Entfernung vom Hofe, indem man durch vollgültige Zeugnisse die verrätherische Verbindung desselben mit dem österreichischen Hofe darzuthun im Stande war. Bei so dringender Gefahr wandte die österreichische Partei Alles an, um den König in seiner bisherigen Gesinnung festzuhalten, und es gelang nur zu gut. Der König vergaß sich persönlich gegen den englischen Gesandten, und dieser fand es mit seiner Würde unverträglich, die Unterhandlungen fortzusetzen. So erlosch dieser kurze Hoffnungsschimmer so schnell wie er aufgetaucht war; dem Könige war neuer Anlaß zum Groll gegeben, und der Kronprinz sah keinen andern Ausweg aus diesem Labyrinthe vor sich, als beschleunigte Flucht.

Nach wenigen Wochen bereits fand sich eine neue Gelegenheit, welche die Flucht des Kronprinzen besser zu begünstigen schien, als der Besuch im sächsischen Lager. Der König unternahm eine Reise nach dem südlichen Deutschland, auf welcher ihn Friedrich begleiten mußte. Er hatte, bei seinem Verdachte gegen den Kronprinzen, längere Zeit geschwankt, ob es besser sey, ihn mitzunehmen oder zu Hause zu lassen; er hatte sich für das Erste entschieden, weil er ihn unter seinen Augen besser beaufsichtigt glaubte; auch hatte er, um ganz sicher zu gehen, dreien der höheren Offiziere, die ihn begleiteten, den Befehl gegeben, diese Aufsicht zu theilen, so daß stets Einer im Wagen des Kronprinzen neben diesem sitzen mußte. Friedrich hatte indeß im Einverständniß mit Katte — obgleich von diesem zu Anfange mehrfach abgemahnt — seine Maßregeln genommen. Schon aus dem sächsischen Lager hatte er an den König von England geschrieben und diesen gebeten, ihm an seinem Hofe Schutz zu gewähren. Doch war von dort eine sehr ernstlich abrathende Antwort erfolgt. Nichts desto weniger blieb der Kronprinz bei dem Plane, über Frankreich nach England zu gehen. Katte sollte, sobald der Prinz ihm von seiner Entweichung Nachricht gegeben haben würde, voraus nach England flüchten und dort für seine Wünsche unterhandeln; er sollte zu dem Zwecke sich Urlaub unter dem Vorwand verschaffen, daß er auf Werbung gehen wolle. Zugleich waren ihm die Gelder, die Kleinodien, die Papiere des Kronprinzen anvertraut. Außer Katte war auch Keith in Wesel von dem Vorhaben des Kronprinzen unterrichtet worden, um dasselbe durch seine Theilnahme zu begünstigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 26. Oct. — Köln. Z.) Man war bisher so ziemlich daran gewöhnt, daß vom Festlande aus Künstler jeder Art, besonders aber Sänger, den Ocean durchschnitten, um in der neuen Welt sich zu produciren und mit Ruhm und — Dollars schwer beladen nach Europa heimzukehren. Nun aber scheint sich die Sache anders gestalten zu wollen; denn wie wir so eben vernehmen, sind fünf Nord-Amerikaner, die sich Neger-Sänger nennen, zu uns herübergekommen, um am Rheine Lieder zu singen aus den fernen Urwäldern und Plantagen ihrer Heimath. Diese Sänger-Gesellschaft besteht aus den Herren Dryce, Laurain, Adwin, Marly und Stainer, welche sich bei ihrem langen Aufenthalte in den Neger-Staaten Nord-Amerika's mit den Gesängen, Tänzen, Pantomimen und Sitten der dortigen schwarzen Bevölkerung innig vertraut gemacht haben. In England, wo sie bereits seit zwei Jahren in allen großen Städten sich hören ließen, ganz besonders aber in London haben sie ungeheures Furore gemacht und drei Mal vor der Königin gesungen. Von England aus besuchten sie zuerst Holland, wo sie während fünf Monaten 120 Abend-Vorstellungen bei stets gefüllten Häusern und unter großem Beifalle gegeben, so wie auch zwei Mal bei Hofe gesungen haben. In Deutschland angelangt, sind sie in Elberfeld bereits aufgetreten und werden noch im Laufe dieser Woche in Köln eintreffen.

Ein Schl. Blatt berichtet aus Berlin, 10. Oct.: Wie groß die Kraft des menschlichen Willens, hat dieser Tage wieder ein Opfer bewiesen, das lediglich in Folge der Praslin'schen Unthat gefallen. Ein Kaufmann in blühenden Verhältnissen, Gatte einer trefflichen Frau und Vater eines lieben Kindes, nahm Vitriolöl, um seinem Leben ein Ende zu machen. Mit einer Selbstüberwindung, die ans Unglaubliche gränzt, wußte er die rasenden Schmerzen, welche dieses, Rachen, Magen und Gedärme zerfressende Gift verursacht, zu verheimlichen, um alle ärztliche Hülfe von sich abzuwenden. Doch sein Aussehen verrieth seinen Zustand. Selbst dem herbeigerufenen Arzte gegenüber wollte er noch den Unbefangenen spielen, keine Klage kam über seine Lippen, er strengte sich sogar an, die Verzerrungen seiner Gesichtszüge durch Lächeln zu verhüllen. Erst nach drei Tagen starb er. In den letzten Stunden gestand er seinem Arzte, der sich durch liebevolles Zureden sein Vertrauen gewonnen hatte, die Ursache seines Selbstmordes. Er verehrte seine Frau, hatte aber in letzter Zeit auch Liebe zu einem Mädchen gefaßt, deren er nicht Meister werden konnte. Seit der Praslin-Choiseul'schen Mordgeschichte erfaßte es ihn oft mit Grauen, auch er könnte sich auf gleiche Weise seiner Frau zu entledigen suchen. Dieses Gedankens konnte er nicht mehr Meister werden.

(Berlin, 22. Oct. — Schl. Z.) In der Rede, welche unser Jacob Grimm in der gestrigen Sitzung der Akademie über das Pedantische in der deutschen Sprache gehalten, entwickelte der berühmte Germanist zunächst, woher der Brauch komme, daß die Deutschen in der Anrede sich des Plurals „Sie" bedienen. Die Fürsten, meint er, hätten diesen Brauch zuerst dadurch sanctionirt, daß sie ihre Person als eine mehrfache in „Wir" hinstellten. Dem „Wir" hätte man zunächst ein „Ihr" entgegensetzen müssen, bis endlich die Ueberbildung daraus das, die Abwesenheit anzeigende „Sie" gemacht. Er finde die Spuren dieser Sprachverstümmelung zuerst am Hofe Karls IV. auftreten. Die Rede dauerte über eine Stunde und erregte viel Heiterkeit bei den Anwesenden.

(Frankfurt, 27. Oct.) Einer Mittheilung unseres geographischen Vereins in der „Gemeinnützigen Chronik" entnehmen wir die Statistik der hiesigen israelitischen Gemeinde. Dieselbe belief sich am 1. Jan. d. J. auf 3237 Personen, darunter 1759 männliche und 1478 weibliche. Mit den nicht eingebürgerten, mit polizeilicher Erlaubniß hier wohnenden Fremden (sogenannten Permissionisten) mag sich die israelitische Bevölkerung auf höchstens 5000 Seelen belaufen, während geographische Hand- und

Digitized by Google

Lehrbücher sie auf 6000, 8000, ja sogar 10,000 angeben! Bemerkenswerth ist auch, daß unter beiläufig 700 Geburten in der israelitischen Gemeinde während der letzten zehn Jahre nur zwei uneheliche waren.

Literatur.

Ein Buch für häusliche Erbauung.

Wenn in unserer Zeit der Sinn für religiöse Fragen auch bei Laien sich durch das Gewühl der Alltagsgeschäfte eine Bahn gebrochen, wenn wir den Bürger in Beziehung auf seine religiösen Ansichten nicht mehr blind einer vorgeschriebenen Formel, einer vorgefaßten Meinung, einem den Geist unbedingt beherrschenden Führer folgen sehen, bietet eine solche Bemerkung allerdings viel Erfreuliches dar. Indessen ist nicht zu verkennen, daß bei den gegenwärtigen reformatorischen Bestrebungen zuweilen gar heftig verfahren wird, daß bei den Bemühungen, die man sich für Aufklärung gibt, der religiöse Sinn selbst leidet, daß bei der Begierde, das Haus des Herrn zu säubern und aufzuräumen, das Wohnen in demselben, das ruhige sich Niederlassen in dieser großen allgemeinen Kirche, die man erstrebt, weniger beachtet wird. Außer anderen Ursachen mag diese Erscheinung zum Theil ihren Grund darin haben, daß von den Berufenen zu wenige sich dem eigentlichen Aufbau — der religiösen Erbauung auf freierem Grunde — widmen, während die Tractätlein der Gegenpartei die Welt überschwemmen. Gerade dieser letztere Umstand, nämlich die große Anzahl pietistischer Erbauungsschriften, deren Ton — den wir weiter nicht qualifiziren wollen — für die Leser von gesundem, kräftigem Gemüthe meistens so abstoßend ist, hat ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen, die Erbauungsschriften überhaupt in Verruf zu bringen. Nur die „Stunden der Andacht" haben bei freidenkenden Familien eine Aufnahme gefunden, die zeigte, daß es nur der rechten Weise bedurfte, um religiöse Erhebungen in allgemeine Aufnahme zu bringen. Die allgemeine Verbreitung der „Stunden der Andacht" scheint indessen sowohl Schriftsteller, als Verleger von jeder Concurrenz mit dieser Unternehmung abgeschreckt zu haben. Und wohl hätte auch jedes andere gleiche Unternehmen unterliegen müssen, schon aus dem einfachen Grunde, weil durch die St. d. A. für das vorliegende Bedürfniß gesorgt war. Es läßt sich indessen nicht läugnen, daß die Betrachtungen in diesem sonst so vorzüglichen Werke, ihrer Länge und Ausführlichkeit wegen, sich mehr für gewisse Veranlassungen, an Sonntagen, wo die häusliche Erbauung die öffentliche Gottesverehrung ersetzen muß u. s. w., eignen, aber wohl schwerlich genügen könnten, wollte man eine täglich, Morgens und Abends, stattfindende Erbauung durch ein solches Buch zu begründen suchen. Sehr willkommen mag daher manchem Familienvater, der, bei freierer Richtung, ein wahrhaft religiöses Element in seinem Hause zu bewahren strebt, die Erscheinung eines Buches seyn, welches von vielen der vorzüglichsten freisinnigen Geistlichen Deutschlands unternommen, von der bekannten Meisterhand des in diesem Fache berühmten Consistorialrathes Dr. Friederich redigirt, unter dem einfachen Titel: Christliches Andachtsbuch auf alle Morgen und Abende des ganzen Jahres, herausgegeben von G. Friederich, bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist. — Wer bei Kürze, religiöse Tiefe, — bei klarer Anschauung, Wirkung auf das Gemüth, — bei freiem Denken, inniges Gefühl von einem solchen Andachtsbuche erwartet, der wird sich bei vorliegendem nicht getäuscht finden. Die Betrachtungen schließen sich durchgängig an einen Bibelspruch an, halten sich durchgehends auf biblischem Boden und suchen nicht zu zerstören, nicht einzureißen, sondern das religiöse Gefühl zu fördern, mit einem Worte, in jedem Sinne zu erbauen. Die Abwechselung an Inhalt und Form, schon wegen der Anzahl der Verfasser, dann auch weil die gebundene Rede zuweilen an die Stelle der Prosa tritt, kann nicht verfehlen, mit belebender Frische auf das Gemüth zu wirken. So können wir das Buch Solchen, die das oben Besprochene suchen, nur empfehlen. Die Anschaffung ist durch die Weise der Ausgabe in Heften sehr erleichtert. Jede einzelne Betrachtung umfaßt bald mehr, bald weniger, durchschnittlich aber den Raum von zwei Octavseiten, wodurch das Buch sich ganz vorzüglich für den täglichen Gebrauch eignet. Kurz, wer das Bedürfniß in sich empfindet, sey es für sich, sey es im Kreise seiner Familie, bei freieren Ansichten Religiosität zu üben, religiöse Gefühle zu pflegen, dem empfehlen wir diese einfach gehaltenen, innig zum Herzen sprechenden Betrachtungen. Wir begrüßen aber von ganzer Seele ein Buch, welches zeigt, daß Gemüth nicht blos in pietistischen Erbauungsschriften, sondern auch bei hellen Ansichten zu finden ist, — ein Buch, welches bestimmt ist, reichen Segen zu wirken und mancher in sich selbst zerfallenen Seele, die bei freierer Richtung der Denkkraft den Weg zur religiösen Erhebung verloren, ein sicherer und erfreulicher Führer zu dem Höchsten zu werden.

Frankfurt a. M.

Die öffentlichen Redeübungen unter Leitung des Hrn. Hartig.

Am 24. d. M. fand wieder eine der stets zahlreich besuchten und beliebt gewordenen öffentlichen Redeübungen unter der Leitung des Hrn. Hartig statt. Obwohl der Saal überfüllt war und die gehaltenen Vorträge mehrere Stunden währten, so wurde denselben doch eine ungestörte und von allgemeiner Theilnahme zeugende Aufmerksamkeit gezollt, was den besten Beweis für die Anerkennung, die man ihnen zuwendet, abgibt. Sie verdienen in der That einer solchen Beachtung, nicht nur wegen der Nützlichkeit der Sache, sondern auch wegen der bereits recht erfreulichen Leistungen der Mitglieder und des mit eben so viel Eifer und Uneigennützigkeit, als mit Befähigung und Tact wirkenden Vorstehers. Wir haben heutigen Tages der Vereine aller Art, bei welchen das Publikum sich betheiligt und deren heilsamer Einfluß gepriesen wird, so viele, daß einer dem andern nicht selten im Wege steht; wir hoffen und wünschen, daß die Redeübungen des Hrn. Hartig darunter nicht leiden mögen. Die Mode der Liebhabertheater ist glücklicher Weise stark im Abnehmen, und dies ist gut; denn der mögliche Nutzen, welchen solche stiften können, wiegt die gewissen Nachtheile der Geld- und Zeitverschwendung und noch viel andere nicht auf. Das Comödiespielen wollen wir den Leuten vom Fach, welche selbst meistens nicht viel leisten, überlassen; es ist für Liebhaber zu schwierig und zu zeitraubend und dazu noch in den meisten Fällen für den Zuhörer ganz unerquicklich. Anders und besser steht es mit den Redeübungen und dem Vortrag gehaltvoller Aufsätze und schöner Dichtungen. Solche Uebungen sind leichter ausführbar, greifen mehr in's Leben ein und fördern schönere Resultate zu Tag. Während man auf Liebhabertheatern sich mit der Einstudirung eines am Ende doch wenig bedeutenden Lustspielchens oft Monate lang abquält, um nachher das Auditorium noch einmal zu quälen, hat man hier den ganzen Reichthum der deutschen Dichtkunst zur leichteren Benutzung vor sich, hat man edle Blüthen und goldene Körner, Ideale, an denen man sich erheben, Meisterwerke, an denen man sich begeistern kann. Wer kennt ihn nicht, den herrlichen Schatz unserer vaterländischen Literatur und wie belohnend ist der Verkehr mit derselben! Hier finden junge Leute wahrlich einen edleren Stoff, ein besseres Bildungsmittel für Geist und Gemüth, als in den Lustspielen eines Kotzebue. Außerdem ist die Kunst des Redens und des öffentlichen Vortrags in unseren Tagen der Oeffentlichkeit und des gesteigerten Volkslebens fast unentbehrlich. Wir schreiten in allen Dingen voran, lieben und pflegen alle Künste und sollten die Redekunst allein unbeachtet lassen? Was nützt unser Wissen, wenn wir es nicht in Worte fassen und Andern mittheilen, was unser Wollen und Empfinden, wenn wir ihm keinen Ausdruck geben können? Das Wort ist eine Waffe zu Trutz und Schutz, aber die zweckmäßige Anwendung desselben muß geübt und erlernt werden. Weiter könnten wir noch auf die Annehmlichkeit verweisen, welche in geselligen Kreisen durch die Gabe eines schönen Vortrags ernsten oder heiteren Inhaltes so oft bereitet wird. Es bedarf indessen eine Sache, deren Nützlichkeit ja anerkannt ist, keiner großen Bevorwortung. Wäre es nicht rühmlich, wenn sich, wie bereits neuerlich der Wunsch geäußert wurde, ein Verein von activen und passiven Mitgliedern mit einem jährlichen Geldbeitrag constituirte, um Dasjenige fortzuführen, zu erweitern und sicher zu begründen, was Dr. Hartig begonnen und seither mit so viel Fleiß und Liebe zur Sache gepflegt hat. Ref. wünscht, durch vorstehende Zeilen hierzu etwas beigetragen zu haben. W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Oct. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller.

Sonntag, 31. Oct. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 300. Sonntag, den 31. October 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W.O. v. Hoen.

(Fortsetzung.)

Der Jüngling eilte den Berg hinab; allein jetzt war er seinem Ziele noch ferner. Die Brücke war weggerissen, kein Kahn war vorhanden. Und doch brannte es in ihm. Er mußte hinüber. Ohne Weiteres stürzte er sich in die dunkle, rothe Fluth theilte sie mit mächtigem Aeme und erreichte das jenseitige Ufer.

Blutenden Herzens betrat er die Stätte des Jammers. Ueberall stürzten ihm die Armen entgegen, die Alles verloren hatten und meist um theure Glieder ihrer Familie trauerten. Mühsam rang er sich los und erreichte die Hütte unter dem schirmenden Baume. Sie stand noch da, und das Wasser schien hier nicht solche Zerstörung angerichtet zu haben.

Leise öffnete er die Thüre und trat in den Raum, der auch Stube war, denn ein Flur war nicht in der Hütte. Auf einem Bette von Moos lag die Mutter und schlief ruhig. Mariechen, das liebliche Wesen, hatte gewacht, wie es schien. Sie saß auf einem Schemel vor dem Bette. Die Arme waren übereinander geschlagen und das Köpfchen war herabgesunken, daß das schöne Kinn auf der Brust ruhte, welche der Athem leise hob.

Hanns durfte nicht wecken. Ach, wie mochte die Angst sie gequält haben, ehe sie einschlief? Er horchte auf das Athmen der Mutter. Es war ruhig. Es war der Schlaf der Genesung.

Marie träumte. „Ach, Hanns!" flüsterte sie leise, „komm', helf' uns, wir ertrinken!"

Er setzte sich auf einen andern Schemel vor sie und betrachtete das schöne Wesen, und endlich, kaum seiner Meister, drückte er einen Kuß auf die frische Lippe.

„Bist Du da?" rief sie erwachend, und schlang dann weinend ihre Arme um seinen Hals. Und auch seine Thränen flossen dem treuen Heezen, das in der kalten Fluth zu schlagen aufgehört hatte. —

Jetzt erst erzählte sie ihm, was sie erlebt, wie sie in der Angst ihre Mutter durch das fluthende Wasser hinausgetragen auf den Kirchhof, und wie sie dann habe Zeuge seyn müssen, daß das Wasser des Laboranten Hütte weggerissen, daß nichts mehr zu erkennen, als die Stätte.

Während sie noch so sprach, trat Gscheidt herein. „Du bist hier?" sagte er. „Ach, Du weißt schon, was geschehen! Aber komm mit mir, daß wir uns bereden über Dein Fortkommen."

„Laßt mich hier," sagte er. „Ich muß helfen, daß Marie nicht verderbe."

Der Mann schüttelte leise den Kopf und ging wieder von dannen. Aber die Frage: was beginnen? lag wohl schwer auf dem Herzen des Jünglings.

„Weißt Du was?" sagte die Mutter, welche erwacht war und sich wieder völlig wohl fühlte, „der Hirtenseppel ist ertrunken. Nimm den Hirtenlohn an.

Hanns besann sich nicht lange. Noch an diesem Morgen ging er zu Gscheidt, der des Ortes Schöffe war, und schon am Abend nahm er Besitz von dem Hirtenhäuslein, das nicht ferne von Mariechens Hütte stand.

Täglich trieb er nun die Heerde hinaus, hütete sie und sammelte Pflanzen und Wurzeln, daß er auf den Winter wieder Heiltränke bereite. Sein kleines Amt nährte ihn kümmerlich; aber er litt, wie Alle, Alle, wie er. Umsonst flehten die Armen den Bischof um eine Unterstützung aus den reichen Zehntenspeichern an. Umsonst flehten sie um Erlaß der Frohnden, da doch ihr eigenes Land von den Steinen müsse befreit werden. Alles blieb fruchtlos. Nur der Ritter von Thunfeld hatte Erbarmen. Er ließ Brod den Armen reichen, und wo ihnen das Vieh ertrunken war, half er ihnen wieder, daß sie sich anderes kaufen konnten. Die Armen segneten ihn, und den Bischof traf ihr Fluch.

Das sein Inneres mächtig erschütternde Ereigniß brachte den Jüngling wieder in jenen Zustand, der in seiner Jugend ihm eigen gewesen und zeitweise aufgehört hatte. Er versank wieder in seine Entzückungen, wenn er draußen alleine bei seiner Heerde saß. Auch Fälle des Nachtwandelns, des Hinausblickens in eine ferne Zukunft, das Erscheinen seines Engels kamen wieder vor. Nur war jetzt die Richtung eine mehr religiöse. Er predigte oft Buße dem versammelten Volke, und es strömte aus der Nähe herzu, ihn zu hören.

Der Pfarrer von Niclashausen, ein Mann von niedriger Gesinnung, von Habsucht beseelt, hemmte das nicht, ja er gestattete selbst, daß das Volk sich in der Kirche um Hanns schaarte; denn die Opfer kamen ja ihm zu gute.

Allmählig aber kamen auch wieder jene Vorstellungen zu Tage, die ihn in früheren Zeiten beseelt, und das Volk hörte staunend, daß die Jungfrau Maria ihm geboten habe, zu predigen, es sey unrecht, daß der Bischof das arme Volk mit Frohnden und Lasten, mit Abgaben und Zinsen drücke; es sey himmelschreiend, daß es leibeigen sey dem Bischofe. Gott wolle sein Volk frei wissen, frei, wie der Vogel in den Lüften, und frei wie die Luft, die es athme, sey sein Land; der Wald mit seinem Wilde Aller Gut, der Bach mit seinen Fischen Aller Eigenthum. Reiche und Arme müßten zwar unter einander seyn, aber nicht also, daß der Eine Alles habe, der Andere im Hunger verderbe; nicht also dürfe es seyn, daß es nur Herren gäbe und leibeigene Knechte, denn Gottes sey der Mensch und nicht des Menschen.

Immer gewaltiger wurde der Zulauf zu ihm. Weit hinauf in das Land und weit hinab bis an die Ufer des Maines trug sich das Gerüchte vom Pfeiferhännslein, und was ihm die heilige Jungfrau geoffenbaret, und das Volk kam in Schaaren,

Digitized by Google

den begeisterten Jüngling zu hören, der Alle hinriß, bezauberte mit der Macht seines Wortes und dem Honig seiner Rede.

Als der Schnee auf den Bergen schmolz und die Lerche ihr Lied wieder trillernd sang; als im weichen Flaum die Weide ihre Blüthe enthüllte und die Knospen schwollen an den Bäumen und das junge Grün auffproßte an den Bergen und mit ihm die neue Lebenshoffnung der armen Niclashäuser, die ein Jahr des Elends durchlebt, da kehrte das Pfeiferhännslein wieder zu seiner Heerde zurück und sein Horn rief sie zur nährenden Weide.

Wo er gewesen — er hatte dies kein Hehl; was er getrieben — das sagte er Jedem. Umher war er gezogen im Lande, und hatte auf Befehl der Heiligen Jungfrau, wie er betheuerte, das Volk zur Rache gemahnt an seinen geistlichen und weltlichen Drängern.

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Von Ernst Waiblingen.

Denkend in jeder Stund',
Wie mir dein Rosenmund
Gleichsam ein Veilchen war,
Kühlend und klar;
Denkend in jeder Frist,
Daß du mir ferne bist;
Lock' ich die Thräne mir
Sehnend hervor.

Blick' ich ein Blümlein an,
Wandelt mich Wehmuth an,
Weil ich es dräche gern
Die in der Fern'.
Wenn ich ein Sternlein seh',
Thut mir's im Herzen weh',
Meine, das Auge dein
Strahlte hinein.

Glühendes Abendroth
Bringt mir nur neue Noth,
Läßt in der Einsamkeit
Wachsen mein Leid.
Nur in der stillen Nacht,
Wenn mich der Traum gebracht
Hin an dein treues Herz,
Läßt mich der Schmerz.

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Am 15. Juli 1730 war die Reisegesellschaft von Berlin aufgebrochen und über Leipzig nach Anspach gegangen, wo der König seine zweite Tochter, die im vorigen Jahre mit dem jungen Markgrafen von Anspach vermählt worden war, besuchte. Schon hier suchte Friedrich Gelegenheit zu entkommen; wiederholt und dringend bat er seinen Schwager, ihm eins seiner besten Pferde, angeblich zu einem Spazierritte, anzuvertrauen; aber vorsichtig wich dieser der Bitte aus, denn schon war das Gerücht von Friedrichs Vorhaben von Berlin nach Anspach gedrungen, indem Katte, selbst in einem so kritischen Momente, es nicht über sich gewinnen konnte, seiner prahlenden Schwatzhaftigkeit Zügel anzulegen. In Anspach erhielt Friedrich einen Brief von Katte, worin ihm dieser meldete, daß er noch immer nicht den nachgesuchten Urlaub habe erhalten können; er bat ihn somit, seine Entweichung bis zur Ankunft in Wesel zu verschieben, von wo er ohnedies am schnellsten, über Holland, nach England würde entkommen können. Friedrich antwortete, daß er so lange nicht mehr warten könne; er sey entschlossen, in Gemäßheit des von dem Könige vorgeschriebenen Reiseplanes schon in Sinsheim, auf der Straße zwischen Heilbronn und Heidelberg, das Gefolge des Königs zu verlassen; Katte werde ihn unter dem Namen eines Grafen von Alberville im Haag treffen. Zugleich versicherte er nochmals, daß die Flucht gar nicht fehlschlagen könne, und daß, wenn man ihm nachsetzte, die Klöster auf dem Wege als sichere Zufluchtsörter zu betrachten seyen. In der Hast aber, mit welcher Friedrich diesen Brief schrieb, vergaß er, ihn nach Berlin zu adressiren; er hatte nur darauf gesetzt: „über Nürnberg", und so ging der unselige Brief nach Erlangen, zu einem Vetter Katte's, welcher daselbst auf Werbung stand.

Von Anspach ging die Reise des Königs über Augsburg nach Ludwigsburg, wo man den Herzog von Würtemberg besuchte. Von da wurde der Weg nach Mannheim eingeschlagen. Auf diesem Wege hatte man jenes, von Friedrich genannte Sinsheim zu berühren. Der Zufall wollte, daß das Nachtquartier nicht an diesem Orte, sondern ein paar Stunden von demselben, in dem Dorfe Steinfurth, genommen wurde. Hier übernachtete man in verschiedenen Scheunen, indem der König in solchen Fällen, nach weichlicher Bequemlichkeit wenig lüstern, einen luftigen Aufenthalt der Art der beklemmenden Schwüle der Wirthshausstuben vorzuziehen pflegte. Der Kronprinz, der mit dem Obersten von Rochow und seinem Kammerdiener gemeinschaftlich eine Scheune zum Nachtlager erhielt, machte schnell seinen Plan der Gelegenheit gemäß. Er benutzte die gutmüthige Leichtgläubigkeit eines königlichen Pagen — es war ein Bruder seines Freundes Keith, — indem er ihm vertraute, er habe ein verliebtes Abenteuer unfern des Ortes, wozu er ihn des andern Tages früh um vier Uhr wecken und ihm Pferde verschaffen möge. Das Letztere war leicht zu bewerkstelligen, da gerade an dem Orte Pferdemarkt war. Der Page war gern dazu bereit; anstatt aber den Prinzen zu wecken, verfehlte er das Bett und weckte den Kammerdiener. Dieser hatte Geistesgegenwart genug, sein Befremden über das verdächtige Vorhaben zu unterdrücken; er blieb ruhig liegen, um das Weitere abzuwarten. Er sah nun, wie der Prinz aufsprang und sich schnell ankleidete, doch nicht die Uniform, sondern ein französisches Kleid und einen rothen Ueberrock, den er sich heimlich auf der Reise hatte machen lassen, anlegte. Kaum hatte der Prinz die Scheune verlassen, so benachrichtigte der Kammerdiener augenblicklich den Obersten Rochow von Dem, was vorgegangen; der Letztere weckte eilig drei andere Offiziere aus des Königs Gefolge, und man machte sich, nichts Gutes ahnend, auf den Weg, den Prinzen zu suchen. Nach kurzer Zeit fanden ihn die Offiziere auf dem Pferdemarkte, an einen Wagen gelehnt und nach dem Pagen ausschauend. Seine französische Kleidung vermehrte ihren Verdacht, doch fragten sie ihn mit schuldiger Ehrerbietung, weshalb er sich so früh aufgemacht. Der Prinz war über die störende Dazwischenkunft von Wuth und Verzweiflung erfüllt; er wäre des Aeußersten fähig gewesen, hätte er Waffen bei sich gehabt. Er gab ihnen eine kurze und rauhe Antwort. Rochow bemerkte, der König sey bereits aufgewacht und werde in einer halben Stunde weiter reisen; er möge also auf's schleunigste seine Kleidung verändern, damit sie dem Könige nicht zu Gesicht komme. Der Prinz verweigerte es und sagte, er wolle spazieren gehen; er werde schon zu rechter Zeit zur Abreise bereit seyn. Indeß kam der Page mit den Pferden. Der Prinz wollte sich nun rasch auf das eine derselben werfen; aber die Offiziere lie-

Digitized by Google

ßen ihn nicht dazu kommen und zwangen ihn, der sich wie ein Verzweifelter wehrte, mit ihnen zur Scheune zurückzukehren und die Uniform wieder anzulegen.

Der König war von diesem Vorgange benachrichtigt worden; doch ließ er sich gegen den Kronprinzen nichts merken, indem es ihm daran lag, vorerst noch bestimmtere Beweise von seinem Plane zu erhalten. Nur, als die Reisegesellschaft an einem der folgenden Tage, nachdem man bereits Mannheim hinter sich hatte, in Darmstadt ankam, sagte er ihm spottender Weise, wie er sich wundere, ihn hier zu sehen, er habe ihn inzwischen schon in Paris vermuthet. Der Kronprinz erwiederte trotzig, daß, wenn er es nur gewollt, er Frankreich schon dürfte erreicht haben.

Aber schon war das Unheil näher, als er glauben mochte. Kaum war man in Frankfurt angekommen, von wo die Reise zu Wasser den Main und den Rhein abwärts bis Wesel fortgesetzt werden sollte, als der König von Katte's Vetter aus Erlangen eine Staffette erhielt, durch welche dieser jenen Brief des Kronprinzen übersandte, dessen bedrohlichen Inhalt er nicht unterschlagen zu dürfen glaubte. Der König befahl, den Kronprinzen unverzüglich auf einer der bestellten Jachten in festen Gewahrsam zu nehmen. Erst am folgenden Tage betrat er selbst das Schiff; kaum aber erblickte er den Prinzen, so übermannte ihn sein mühsam zurückgehaltener Jähzorn; er fiel über ihn her und schlug ihm mit seinem Stocke das Gesicht blutig. Mit verbissenem Schmerze rief Friedrich aus: „Nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten!" Die anwesenden Offiziere entrissen ihn den Händen des Königs und brachten es dahin, daß der Letztere die Erlaubniß gab, daß der Kronprinz die Reise auf einem zweiten Schiffe machen durfte. Dieser wurde nun wie ein Staatsgefangener behandelt, Degen und Papiere wurden ihm abgefordert; doch hatte er glücklicher Weise noch zuvor Gelegenheit gefunden, seine Briefe, die manch Einen zu compromittiren geeignet waren, durch seinen Kammerdiener verbrennen zu lassen.

Selten wohl ist eine Lustreise auf dem schönen Rheinstrom unter traurigeren Verhältnissen gemacht worden. Die Besuche bei den geistlichen Fürsten, welche abzustatten man nicht umhin konnte, wurden so viel als möglich abgekürzt. Der Kronprinz war nicht um sich, sondern nur um das Schicksal der Freunde, die er mit ins Verderben gerissen, besorgt. Doch war er überzeugt, daß Katte, schon zur Flucht gerüstet, Geistesgegenwart genug haben würde, für seine Sicherheit zu sorgen. Keith empfing, ehe der König nach Wesel kam, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von des Kronprinzen Hand, mit den Worten: „Rette Dich, Alles ist entdeckt." Er verlor die rechte Zeit nicht, setzte sich augenblicklich zu Pferde und erreichte im Galopp die holländische Gränze. Selbst noch im Haag durch einen preußischen Offizier verfolgt, den der König zu seiner Verhaftnehmung nachsandte, entkam er glücklich auf einem Fischerboote nach England und ging von da nach Portugal, wo er Kriegsdienste nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Schießwolle.

*(Kassel, 28. Oct. 1847.) Aus einem früheren Artikel des Frankfurter Journals, in welchem die Patentirung von Schießwolle in Patronen zum Sprengen von Felsen angezeigt wurde, geht hervor, daß die praktische Brauchbarkeit der Schießwolle sich vorerst für einen Industriezweig bewährt. Sollte uns dies nicht zu noch größeren Hoffnungen berechtigen?! —

Als die erste Nachricht von der Erfindung der Schießwolle die Spalten aller öffentlichen Blätter füllte, nahm das Publikum einen, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden lebhaften Antheil an dieser Erfindung. Leider darf jedoch nur das Neue auf die allgemeine Theilnahme rechnen, und diese verschwindet gewöhnlich wieder sehr bald mit dem Reize der Neuheit. Da indessen die meisten wichtigen Erfindungen von der Art waren, daß sie sich nicht plötzlich, sondern nur allmählig, nachdem sie eine Reihe von kleinen Verbesserungen erlitten, Bahn brechen konnten, so wäre es in der That kein Zeichen von Besonnenheit, wenn man der Schießwolle nicht eine fortgesetzte Aufmerksamkeit schenken wollte. Ist doch die Geschichte des Schießpulvers selbst so sehr geeignet, zu zeigen, wie langsam solche Erfindungen allgemeinen Eingang finden, und wie der Nutzen derselben von verschiedenen, principiell unbedeutenden, aber für die Praxis wichtigen Verbesserungen abhängt. Das Erfinden ist schwer; das Verbessern leicht; und wir wollen hoffen, daß sich dieser Satz auch bei der Schießwolle bewähre. Dem Vernehmen nach ist die von hoher Bundesversammlung niedergesetzte Commission noch fortwährend mit der Prüfung der Schönbein-Böttger'schen Schießwolle beschäftigt. Möchten doch ihre Arbeiten von einem günstigen Erfolge gekrönt seyn, und von den gewonnenen Resultaten recht bald Etwas zur öffentlichen Kenntniß gelangen. Fast muß es befremden, daß in Preußen auf eine besondere Anwendung der Schießwolle einem Inländer ein Patent, ohne Berücksichtigung der Erfinder, ertheilt wurde. Jedenfalls läßt sich die Sache wohl nur dadurch erklären, daß die hohe Bundesversammlung den beiden Erfindern die ihnen seiner Zeit in Aussicht gestellte Belohnung wohl werde zu Theil werden lassen, um sie zugleich für die Ansprüche ihrer Erfindung auf Patentirung in allen Bundesstaaten einigermaßen zu entschädigen.

Mannichfaltigkeiten.

In Bayern giebt man einer Regierungsverordnung viele Schuld, daß die Bauern nicht mehr selbst zur Schranne kommen, sondern ihr Getreide an Unterkäufer abgeben. Zur Schonung der Chausseen wurde den Bauern vor einigen Jahren aufgegeben, sich breitere Räder anzuschaffen, wenn sie die Landstraßen befahren wollten. Wer mit schmalen Radfelgen kam, wurde gestraft. Da die Sache kostspielig ist, die Bauern auch behaupten, auf ihren holperichten und schmutzigen Feldwegen sey mit schmalen Rädern leichter durchzukommen, so blieben sie zum großen Theil zu Hause und verkauften ihre Viktualien an Solche, welche Wägen mit breiten Rädern besaßen. (Dorfz.)

Eine neue Oper von Lortzing heißt: „Der Großadmiral", und wird Ende dieses Monats in Wien aufgeführt. Eine illyrische Oper hat ein Hr. Zawrtal (österreichischer Kapellmeister) komponirt: „Die Bergbirten". Sie ist in Illyrien in Temeswar mit dem rauschendsten Beifalle gegeben worden; nach der Aufführung betrat ein illyrischer Edelmann die Bühne und dankte dem Komponisten im Namen des Publikums, daß er den Illyriern eine Nationaloper geschaffen, und überreichte ihm einen silbernen Pokal und einen silbernen, mit Edelsteinen besetzten Taktirstab. (Karlsr. Z.)

In Oesterreich ist eine in mehreren deutschen Bundesstaaten schon bestehende polizeiliche Erleichterung für Reisende im Werke, die bewirkt, daß Oesterreich auch in dieser Beziehung, wo es sich um reelle Bedürfnisse der Zeit handelt, nirgends zurückbleiben will. Es sollen nämlich die von den Bundesregierungen ausgestellten jährlichen Karten für Eisenbahnreisen auch in unserer Monarchie ungehinderte Geltung erhalten, wodurch insbesondere für den Gränzverkehr eine so wünschenswerthe und wesentliche Erleichterung erzweckt wird. (Schw. M.)

Digitized by Google

Seit zwei Monaten haben die Militärs, seit sieben Monaten die Zivilbeamten in Portugal keinen Gehalt mehr empfangen. Eine Anzahl Beamte des Kriegsdepartements wandten sich kürzlich an den König Ferdinand und baten um Ausbezahlung eines Theils ihres Gehalts, „weil sie dem Hungertode nahe seyen.“ Verwundert darüber, fragte der König, warum die Herren nicht längst ihre Klagen mündlich angebracht? Darauf wurde ihm bemerkt: daß diese Personen keine Schuhe mehr anzuziehen hätten.

(Frankfurt a. M.) Es scheint, daß man Ernst Mahner's Predigten zur Mäßigung im Essen und Trinken wenig Gehör schenkt, indem man hier dem Trinker Gelegenheit gibt, wie er am sparsamsten durchkommen kann, und somit wahre Trink-Institute zu bilden sich bestrebt. So soll man bei mehreren Wirthen, wenn man einen Schoppen Aepfelwein trinkt, zwei Kreuzer, wenn man eine halbe Maß trinkt, drei Kreuzer, und wenn man eine ganze Maß trinkt, nur fünf Kreuzer bezahlen. Ja bei einigen sogenannten Hecken-Wirthen soll eine große Quantität Aepfelwein hingestellt werden, wovon jeder Gast für zwölf Kreuzer so viel, als in ihn geht, trinken kann. Ernst Mahner soll sich, als er dieses gehört, von hinnen begeben und Ach und Weh! über das neue Sodom und Gomorra gerufen haben. Freilich, wo die Verführung zur Sünde so groß ist, da mag die Tugend der Mäßigkeit leicht in Gefahr gerathen und werden die Mäßigkeitsvereine eine eben so schwierige als undankbare Stellung bekommen. †

Korrespondenz.

Ulm, 25. Oct.

Unser neuconstituirter Bezirks-Gewerbeverein entfaltet bereits eine große Thätigkeit, aber — wie man vielfach klagen hört — nicht durchaus im Sinne der Gewerbtreibenden selbst. Diese hatten gewünscht, daß in den Ausschuß nicht so viele Beamte und Fabrikanten gekommen wären, von denen sie meinen, daß sie, obschon vom besten Willen beseelt, doch nicht recht wüßten, wo den Handwerker der Schuh drückt. Ein intelligenter Bürger hat deshalb in diesen Tagen den zweckmäßigen Vorschlag gemacht, daß ein jedes Gewerbe aus seiner Mitte einen Abgeordneten wählen soll, der den Ausschußsitzungen beiwohnen und die Klagen und Wünsche der einzelnen Gewerbe vortragen könne. Gegenwärtig ist der Ausschuß damit beschäftigt, eine Lokalität aufzusuchen, in welcher eine Gewerbhalle errichtet werden soll. Unbegreiflicher Weise ist aber ein großer Theil der Handwerker gegen die Errichtung einer solchen und sieht überhaupt die Vorschläge, welche von den an der Spitze des Vereins stehenden Beamten ausgehen, ohne alle Prüfung mit mißtrauischen Augen an. Dieses Mißtrauen, welches sich zwischen alle Verfügungen der Regierung und den Bürger wie ein Gespenst stellt, ist ein bedenkliches Zeichen unserer kranken Zeit.

München, 26. Oct.

Seit einigen Tagen haben wir die abscheulichste, stürmische und naßkalte Witterung, welche wahrscheinlich unsere Winter-Saison einleiten soll. Was uns während derselben im Allgemeinen die schönen Künste bringen werden, ist noch ungewiß; das Theater anbelangend, das namentlich im Fache des Schauspiels immer schlechter wird, so werden wir nach wie vor auf das Gebiet frommer Wünsche verwiesen bleiben. Ein kürzlich aufgeführtes neues Stück aus der vaterländischen Geschichte: „Herzog Christoph, der Kämpfer“, von Dr. Schmid, in der historischen Zeichnung völlig verfehlt, entbehrt zugleich jedes Merkmals künstlerischer Weihe und wird wohl nie auf einer nicht-bayerischen Bühne zur Darstellung gelangen. Ein anderes, längst in Aussicht gestelltes, neues Stück, nämlich der in Stuttgart bereits mit großem Beifall gegebene „Strafford“ des Hrn. v. Wangenheim, eines hier lebenden Sohnes des nun zu Coburg privatisirenden früheren würtembergischen Ministers v. W., scheint noch nachträglich auf Hindernisse stoßen zu sollen, die ihren Grund nicht im Stücke selbst, sondern in kleinlichen Umtrieben rivalisirender Künstlerkräfte haben. So muß oft das wenig Gute, das man uns noch bieten will, endlich an den allbekannten Theater-Ränken scheitern

---

Marburg, 28. Oct.

Um Sie auch einmal aus Marburg Etwas hören zu lassen, erwähne ich zweier literarischer Erscheinungen, welche einzig in ihrer Art sind und nicht verfehlen, auf entsprechende Weise Furore zu machen. In dem einen wird dem Professor Thiersch, den man wohl unseren Träger der Theologie nennen darf, als dem Erzfeinde des Protestantismus der Fehdehandschuh kecklich in's Angesicht geworfen und Denen, die nicht glauben wollen, daß alles Regiment unmittelbar von Gott kommt, ihr dünkelhaftes Selbstbewußtseyn elendiglich vor die Füße geschmissen. Das Werk führt den Titel: „Protestantismus und Christenthum“ und der Verfasser ist ein Dr. Vilmar, Pfarrer zu Rotenburg. Wünschen wir diesem Don Quirote viel Glück auf die Reise! Seinen Sancho Pansa hat er schon gefunden in dem Verfasser eines neuen Kinderfreundes für unsere protestantische Schuljugend. Um ein so serviles Muckerthum, wie es in diesen beiden Büchern gelehrt wird, gänzlich und sicher zu vernichten, wüßte ich kein besseres Mittel, als den Verfassern derselben durch Veranstaltung von Collecten ein kleines Privatvermögen zu beschaffen, um diese Herren durch Begründung einer gänzlichen Unabhängigkeit in den Stand zu setzen, recht viele solcher Bücher zu schreiben.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Der geschätzte Aquarellmaler Höhnisch aus Wien, von welchem dieser Tage einige Arbeiten im Städel'schen Kunstinstitute ausgestellt waren, wird in unserer Stadt einige Zeit verweilen, um mehrere bei ihm bestellte Portraits von Personen aus den höheren Ständen zu vollenden, denen bei den anerkannten Kunstleistungen desselben noch weitere Aufträge gewiß folgen werden. — Den Freunden der Tonkunst wird es angenehm seyn, zu erfahren, daß Hr. Eduard Rosenhain seine bereits seit mehreren Jahren so beifällig aufgenommenen musikalischen Soiréen auch für diesen Winter wieder zu veranstalten beabsichtigt. Wie bekannt, werden in denselben nur klassische Compositionen für Pianoforte zur Ausführung gebracht und von Hrn. Rosenhain auf würdige Weise executirt, wobei ihn geschätzte Virtuosen, wie Hr. Eliason u. A. unterstützen. Näheres über Ort und Zeit dieser Soiréen wird demnächst bekannt gemacht und verweisen wir vorläufig auf die bereits in Umlauf gesetzten Subscriptionslisten. — Die neuen Wandkalender für 1848 aus der Naumann'schen Offizin zeichnen sich, gleich den früheren, durch Schönheit des Drucks und geschmackvolle Ausstattung aus und verdienen beachtet zu werden.

Zu den erfreulichen Erscheinungen der Gegenwart gehört auch die des verbesserten Gottesdienstes bei den Israeliten und besonders gehaltvoller und erbaulicher Predigten. In dieser Beziehung sind namentlich die religiösen Vorträge des Hrn. Rabbiner Dr. L. Stein in Frankfurt a. M. hervorzuheben. Die am 18. Oct. d. J. in der hiesigen Hauptsynagoge von demselben gehaltene Predigt knüpft erhebende Betrachtungen an die Besprechung von Wahrheit, Recht und Frieden und zeichnet sich sowohl durch Klarheit und Wärme, wie auch durch schönen und gemüthvollen Ausdruck aus.

Den Kunstfreunden bringen wir zur Anzeige, daß die Panoramen des Hrn. Professor Ensle noch acht Tage länger und zwar bis zum 7. November aufgestellt bleiben, auf vielseitiges Verlangen und um dem Wunsche der noch immer zahlreichen Besucher zu entsprechen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Oct. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller.

Sonntag, 31. Oct. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Zerline: Fräul. Marie Vogel, von Leipzig. Zweiter theatralischer Versuch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 301. Montag, den 1. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W.O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Kaum erschien Hanns wieder, so strömte in noch reicherem Maße das Volk zusammin, seine Predigt zu hören. Was aber Allen das Auffallendste war, jetzt sah man ihn, Eich, Pflasterer und Gescheidt, die anerkannten Führer des Volkes, in stetem Verkehre mit dem Pfarrer und dem Ritter von Thunfeld.

Beide besuchten die Versammlungen des Pfeiferhännsleins, die jetzt, wo die Masse des Volkes das Hundertfache der frühern Zahl betrug, unter dem freien Himmel gehalten wurden, und um die nicht mehr das Geheimniß gehüllt wurde. Die Reden der Bauern klangen wieder von Dem, was das Pfeiferhännslein gesagt, und Niemand scheute sich, seines Herzens Meinung unverhohlen auszusprechen.

So hörte man von ferne das dumpfe Grollen eines nahenden Wetters; so sah man das Wetterleuchten schon durch die dunkeln Wolken hindurch. Niclashausen war der Herd der aufrührerischen Bewegungen. Von hier aus gingen die feingesponnenen Fäden weithin über Berg und Thal. Das Bewußtseyn, daß bald das Recht eine freie Gasse gewinnen solle, gab dem Volke eine männliche Haltung und eine Freudigkeit, die um so auffallender war, als früher ein dumpfer Mißmuth es beherrscht hatte.

Ueberall sah man Vorbereitungen treffen. Die Essen der Schmiede glühten, und Lanzenspitzen und Morgensterne wurden gefertigt. Jeder rüstete sich, so gut er's konnte; Jeder suchte eine alte Wehr, die er von den Vätern ererbt hatte, hervor. Jeder kannte die Führer, Jeder die Sammelplätze. Neues Leben glühte in Allen. Es galt ja, das Recht der Vergeltung zu üben für langerduldete Unbill und Schmach. Der Ritter von Thunfeld wollte der Heerführer seyn. Seine Seele war voll Lust. Die Stunde der Rache am Bischof war gekommen. Der Pfarrherr von Niclashausen ermahnte zum Streite und theilte Waffen aus, die er schmieden ließ. Ueberall war Leben und Bewegung, und tausendfach hörte man das Wort: „Hätt's doch der Kräutermann noch erlebt!"

Nur in Würzburg war man blind und taub! Es fehlte nicht an Anzeigen, nicht an Warnungen.

„Lasset sie kommen!" rief der Bischof lachend. „Sie werden fliehen vor uns, wie vor dem Tode, und nur härter soll ihr Joch, nur schwerer sollen ihre Lasten werden!"

Erst da, als sich die Haufen an den Sammelplätzen rotteten und ihre nächsten Befehlshaber wählten, zog der Bischof die Getreuesten seiner Vasallen an sich und ließ die Zugbrücken des Schlosses abendlich aufziehen.

Nächst dem Ritter von Thunfeld war das Pfeiferhännslein die Seele des Unternehmens. Wo er sich zeigte, da entblößte das Volk sein Haupt, wie vor einem Heiligen; was er sprach, das war ihm Offenbarung von oben. Sein ganzes Wesen war schwärmerischer geworden. Sein Auge leuchtete in höherem Lichte, seine Worte waren glühend; er empfing täglich himmlische Erscheinungen und verkündete den glänzenden Sieg des Volkes, eine neue Zeit des Segens, der Freiheit und des Ueberflusses. Es gab Momente in seinem Leben und Thun, die ihn wie einen Rasenden erscheinen ließen, und dann waren seine Worte zischende, zündende, zerschmetternde Blitze!

Jetzt sah man häufig die Dreie bei ihm, Gscheidt, Pflasterer und Jost Eich. Er bildete den Mittelpunkt eines Rathes, der überall ihm seine Gesandten schickte, und als der Winter kam, da zog er selbst hinaus in das Land, und überall zündete sein Wort. Man sah ihn in Niclashausen vor Ostern nicht wieder.

Diese Regungen konnten in Würzburg nicht unbekannt bleiben. Der Pfarrer von Niclashausen wurde dorthin berufen, daß er vor dem Generalvikar Kunde gebe, wie es stehe um die Predigten des Pfeiferhännsleins und um die Versammlungen des Volkes.

Auch der strafbarste Verbrecher konnte in jenen Tagen des tiefen sittlichen und religiösen Verfalles sicher seyn, wenn er einen goldenen Wall um sich baute. Der Pfarrherr von Niclashausen war einer der schlauen Menschen, die den Boden gehörig prüfen, auf den sie hintreten. Er wußte es, daß es nur der Neid seiner nahen Collegen war, der ihn angeklagt hatte, er begünstige ein sektirerisches, schwärmerisches Treiben und helfe das Volk aufregen gegen seine Gebieter und rechtmäßigen Herren. Diese Anklage hielt ihm der Generalvikar vor.

Gerne erklärte er sich darauf bereit, einen Theil der Opfer der Beichtenden an das Generalvikariat zu zahlen und — von der Anklage war keine Rede mehr.

Doch der Bischof, der nähere Kunde haben mußte, forderte ihn vor, und er, der gerne Andere zurechtwies, damit sie es nicht wagten, seine eigenen Laster zu züchtigen, er fuhr ihn hart an und verbot jene Zusammenkünfte mit dem ausdrücklichen Zusatze: er werde sonst dem Pfarrherrn die Pfründe nehmen, die ihn so köstlich nährte.

Voll Zornes kam der Pfarrer zurück vom bischöflichen Hofe. Er war Zeuge eines Lebens gewesen, das Nichts an sich trug, was bischöflich gewesen wäre. Er war ein ehrgeiziger Mann, und dieser herbe Verweis hatte ihn verwundet bis in's Herz hinein. Mit dem Schwure, Rache an dem Bischof zu nehmen, verließ er die schöne Stadt am Maine, wo in allen Lüften des Weltlebens der Bischof seinen Hof hielt.

Bis jetzt hatte der Geistliche, wenn auf Thunfeld der Haß gegen den Bischof losbrach, dessen Stange gehalten, aber

Digitized by Google

jetzt, wo er, kaum zurückgekehrt, dorthin eilte, brach der Strom des Zornes hinaus über alle Schranken.

Der Burgherr staunte, bis er klar in das Verhältniß hinein sah, dessen Herbigkeit den geistlichen Herrn so gegen seinen Obern empört hatte.

Der Grund seines Hasses war älter.

Wie die Meisten seines Standes, war der Ritter von Thunfeld ein Wegelagerer und Räuber gewesen, und besonders war er es, der des Bischofs Zehnten raubte, seine Klöster brandschatzte, seine Weine wegnahm, wenn sie die Straße nach Würzburg zogen, kommend aus dem gesegneten Gau, dessen rebreiche Berge der Rheinstrom küßt.

Da war der Zorn des vorigen Bischofs entbrannt, und der alte kriegerische Geist derer von Gebsattel wurde in ihm lebendig. Er schwang sich in die Bügel und zog mit Heeresmacht, statt des segnenden Kreuzes das Schwert führend, vor die Burg Thunfeld.

Die Belagerung währte lange. Des Ritters Land und Leute waren ausgesaugt. Der Bischof schwelgte im Lager, während die Belagerten das Leder ihrer Koller erweichten und aßen, um nicht Hungers zu sterben. Endlich fiel dennoch die Burg in des Bischofs Gewalt, und als Lehen der Kirche mußte Thunfeld nehmen aus des Bischofs Hand, was freies Erbe seiner Väter von je gewesen war, und die Burg war für ewige Zeiten des Bischofs „offenes Haus", wie es die Urkunde ausdrückte.

Da lag der tiefe Grund des Hasses gegen das Bisthum. Jetzt waren Beide, der Pfarrer und der Ritter, Bundesgenossen; jetzt fiel der Vorhang, der das Innere verhüllt hatte, und der erste Abend des Wiedersehens war Zeuge eines Schwures, den im Volke Niemand ahnete, des Schwures, wenn es zum Ausbruche des Aufruhrs komme, mit dem Volke gemeinsame Sache zu machen, ja mehr noch, den Volkshaß zu nähren, zu reizen, zu sporren, bis er in hellen Flammen aufschlage, deren Lohe hinanretche an die hohen Giebel des Schlosses zu Würzburg, wo der verhaßte Bischof saß und praßte mit den Reichthümern, die er unter tausend Namen vom Volke erpreßt.

(Fortsetzung folgt.)

Am Grabe eines Deutschkatholiken (in Kurhessen).

Durch die kahlen Stoppelfelder jagt der Wind die dürren Blätter,
Kürzer werden schon die Tage, rauh und ungestüm das Wetter
Und vom reichen Blumenflore, den der Sommer uns gegeben,
Blieb zur kurzen Augenweide nur die Aster noch am Leben.

In dem Walde ist es stille; seine Sänger sind geschieden,
Einem scheuen Führer folgend, wanderten sie nach dem Süden
Und die diesseits noch verweilen, regen wohl die matten Schwingen,
Dürft'ge Nahrung mühsam suchend, aber nicht gelaunt zum Singen.

Auch der Mensch blickt bang und zagend einer trüben Zeit entgegen,
Düst're Sorgen um die Zukunft sich in seinem Busen regen,
Geist und Körper ringen mühsam, sich von Nöthen zu befreien,
Und die Hoffnungsblüthen alle droht ein Winter einzuschneien.

Eine neue Heimath suchend, wandern Tausende von dannen,
In des Urwalds stille Schatten, in die Eb'nen der Savannen,
Hoffen dort im Land der Freiheit sich ein bess'res Loos zu gründen,
Hoffen wirkliche Lebensfreuden und der Freiheit Hort zu finden.

Und sie scheiden frohen Muthes von dem theuern Vaterlande,
Achten nicht der Freunde Bitten, lösen alle Liebesbande. —
Ist's ein Trugbild, das sie täuschet? Wird den Wunsch Erfüllung krönen?
Oder bleibt jenseits des Meeres unbefriedigt auch ihr Sehnen?

Antwort wird die Zukunft geben auf die inhaltschwere Frage,
Aber wohlbegründet scheinet diesseits manche bitt're Klage;
Mühsam nur gelingt's dem Fortschritt, seine Feinde zu besiegen,
Und es muß im heißen Kampfe Recht und Wahrheit oft erliegen.

Eine Stimme ernster Mahnung tönt aus diesem Grabeshügel,
Trägt er doch an seiner Stirne schnöder Acht-Erklärung Siegel;
Der in seinem Schoße schlummert einsam hier in stillem Frieden —
Aus der Reihe seiner Brüder ward er lieblos ausgeschieden.

Abgesondert von den Andern hat man ihm sein Grab bereitet,
Daß man von den gläub'gen Christen wohl den Ketzer unterscheidet.
Warum ward er solcher Unbill selbst im Tode noch zum Raube?
Seine Sünde war der Fortschritt, sein Verbrechen war sein Glaube!

Schlumm're sanft an diesem Plätzchen! Deine Ruhe wird's nicht stören!
Ist's ja doch nur deine Hülle, die sie glauben zu entehren;
Härt'res hast du wohl im Leben für dein Streben schon erduldet,
Richten wird die Nachwelt besser, ob du es mit Recht verschuldet.

Einen Kranz von Immortellen schicken die die Glaubensbrüder
Und der Sänger legt ihn weihend an dem stillen Grabe nieder;
Manche rauhe Winterstürme werden brausend drüberwehen,
Aber auch die Frühlingssonne wird es leuchtend kommen sehen.

Offenbach. Joseph Pirazzi.

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Nachdem man in Wesel angelangt war, wurde der Kronprinz gefangen gesetzt und sein Gemach durch Schildwachen mit bloßen Bajonnetten verwahrt. Am folgenden Tage erhielt der Festungs-Commandant, Major von der Mosel, Befehl, den Prinzen vor den König zu führen. Sobald der Kronprinz zu dem Könige eintrat, fragte ihn dieser mit drohendem Tone, warum er habe desertiren wollen. „Weil Sie mich", antwortete der Prinz, „nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben." — „Du bist ein ehrloser Deserteur", rief ihm der König entgegen, „der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat!" — „Ich habe dessen so viel wie Sie", versetzte der Prinz, „und ich that nur, was Sie, wie Sie es mir mehr als hundert Mal gesagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden!" — Diese Worte erregten auf's neue des Königs ganzen Ungestüm; er zog seinen Degen und würde den Prinzen durchbohrt haben, wäre ihm nicht der General Mosel in den Arm gefallen. Vor den Prinzen tretend, rief dieser würdige Mann aus: „Tödten Sie mich, Sire, aber schonen Sie Ihres Sohnes!" Die Kühnheit des Generals machte den König zaudern, und Jener benutzte den Moment, den Prinzen hinauszuführen und in seinem Zimmer vorläufig in Sicherheit zu bringen. Die übrigen Generale vermochten es über den König, daß er sich entschloß, den Prinzen nicht mehr zu sehen und ihn der strengen Obhut einiger Offiziere, auf die er sich verlassen konnte, anzuvertrauen. Er selbst reis'te einige Tage darauf nach Berlin ab.

Jene Offiziere hatten den Auftrag erhalten, mit dem Kronprinzen etwas später von Wesel aufzubrechen und ihn so schnell und so geheim als möglich nach Mittenwalde zu führen, wo er zunächst in Verwahrsam bleiben sollte. Es war ihnen verboten,

Digitized by Google

auf der Reise das hannöver'sche Gebiet zu berühren, damit der Prinz nicht etwa durch englische Hülfe entführt werden möchte. Zugleich war ihnen anbefohlen, den Prinzen durchaus streng zu halten und ihn mit Niemand sprechen zu lassen. Doch fehlte wenig, daß Friedrich, trotz dieser Vorsicht, nicht schon in Wesel seiner Haft entkommen wäre. Er war im Volke, im Gegensatz gegen die bekannte Strenge des Königs, allgemein beliebt; jetzt hatte sein Unglück einen förmlichen Enthusiasmus für ihn hervorgerufen. Manch Einer hätte sein Leben gewagt, um nur ihn in Freiheit zu wissen. Schon hatte er heimlich eine Strickleiter und das Kleid einer Bäuerin erhalten, schon war er in dieser Vermummung bei nächtlicher Weile aus dem Fenster gestiegen, als die Schildwache unter seinem Fenster, die er nicht bemerkt hatte, ihn anrief. Nun blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben, und willig ließ er sich am folgenden Tage von Wesel abführen. Auf der Reise selbst machte er keine weiteren Versuche zur Flucht, obschon der Landgraf von Hessen-Cassel und der Herzog von Sachsen-Gotha nicht abgeneigt gewesen wären, ihn vor dem Zorne des Vaters zu schützen, was er freilich vielleicht nicht wußte.

Katte war inzwischen auf keine Weise für seine Sicherheit besorgt gewesen. Schon verbreitete sich ein dumpfes Gerücht von der Verhaftung des Kronprinzen in Berlin. Von verschiedenen Seiten kamen ihm, dessen Verhältnisse zum Prinzen nur allzubekannt waren, warnende Stimmen zu Ohren; aber er wartete geduldig auf die Vollendung des schönen französischen Courier-sattels, den er sich selbst bestellt hatte, um in den verborgenen Behältnissen desselben Papiere, Geld und dergleichen um so sicherer mitnehmen zu können. Endlich erbat er sich — es war am Abend vor der Nacht, in welcher sein Verhaftsbefehl ankam — von einem Vorgesetzten die Erlaubniß, am nächsten Tage Berlin verlassen zu dürfen, angeblich, um einer Jagdpartie in der Nähe beiwohnen zu können. Man zögerte mit der Ausführung des Befehles, bis man ihn genügend entfernt glaubte; als man sich endlich in seine Wohnung verfügte, fand man ihn erst im Begriffe, das Pferd zu besteigen. Nun war sein Schicksal entschieden; er mußte sich gefangen geben. Eine versiegelte Kiste, welche die Papiere und Kleinodien des Kronprinzen enthielt, ließ er der Königin überbringen.

Gleichzeitig mit Katte's Verhaftungsbefehl kam ein Schreiben des Königs an die Oberhofmeisterin der Königin, worin diese gebeten wurde, die Letztere von der versuchten Desertion des Kronprinzen und von seiner Gefangennehmung zu benachrichtigen. Die Bestürzung in der königlichen Familie war groß; erhöht wurde sie durch den Empfang jener Kiste, die man nicht unterschlagen durfte, die aber sehr Bedrohliches, nicht nur für den Kronprinzen, sondern auch für die Königin selbst und namentlich für die älteste Prinzessin enthalten konnte. Man hatte ohne Wissen des Königs eine sehr ausgedehnte Korrespondenz mit einander geführt, in welcher die Ausdrücke nicht immer mit genügender Ehrerbietung gegen den König abgewogen und namentlich auch die Angelegenheiten in Bezug auf England vielfach berührt waren. Endlich kam man zu dem Entschlusse, das Siegel abzunehmen, das Schloß der Kiste zu erbrechen, alle gefährlichen Schriften zu verbrennen und dafür eine bedeutende Anzahl neugeschriebener Briefe unschuldigen Inhalts mit verschiedenen älteren Daten hineinzulegen. Dann ward die Kiste wieder versiegelt, indem man ein dem vorigen ganz ähnliches Petschaft aufzufinden wußte.

Am 27. August kehrte der König nach Berlin zurück. Seine erste Frage war nach der Kiste. Als ihm dieselbe gebracht wurde, verlangte er mit solchem Ungestüm nach ihrem Inhalte, daß er sie, statt sie zuvor zu besichtigen, sogleich aufriß und die Briefe herausnahm. Er hatte den Verdacht, die beabsichtigte Flucht des Prinzen sey die Folge eines förmlichen Complottes, an dessen Spitze England gestanden habe und in welches seine Gemahlin und seine älteste Tochter mit verwickelt seyen. Er vermuthete, daß man hierbei mehr, als nur jene alten Heirathspläne im Sinne gehabt; lag es doch im Bereiche der Möglichkeit, daß es auf seinen Thron, wenn nicht gar auf sein Leben abgesehen gewesen sey. Daß er in der Kiste keine Zeugnisse fand, machte, statt ihn zu beruhigen, seinen Zorn nur um so heftiger; er argwöhnte, daß man ihm durch eine List zuvorgekommen sey. Sein ganzer Ingrimm wandte sich nun gegen seine Familie und namentlich hatte die Prinzessin Wilhelmine auf's schwerste zu leiden. Er schwur, daß er den Kronprinzen werde umbringen lassen und daß die Prinzessin das Schicksal ihres Bruders theilen werde. Nur die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kamecke, wagte es, ihm mit heldenmüthiger Unerschrockenheit entgegen zu treten. Sie folgte ihm in sein Zimmer und beschwur ihn, der Königin zu schonen und das Unternehmen des Kronprinzen nur als Das, was es sey, — als einen Schritt jugendlicher Unbesonnenheit zu betrachten. „Bis jetzt", sagte sie zu ihm, „war es Ihr Stolz, ein gerechter und frommer König zu seyn, und dafür segnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden, — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wuth, aber seyn Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peters des Großen und Philipps des Zweiten: sie starben ohne Nachkommen und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel!" Diese Worte schienen Eindruck auf den König zu machen, aber nur auf kurze Zeit.

Inzwischen war, auf Befehl des Königs, Katte vor ihn geführt worden, um gerichtlich verhört zu werden. Die erste Begrüßung des Gefangenen bestand wiederum nur in wilder Mißhandlung. Katte beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit Standhaftigkeit; er erklärte, daß er allerdings an der Flucht des Kronprinzen habe Theil nehmen wollen, daß es die Absicht des Letztern gewesen sey, nach England zu gehen, um dort vor dem Zorne des Königs geschützt zu seyn, daß er, Katte, den Zwischenträger zwischen dem Kronprinzen und der englischen Gesandtschaft gemacht habe, daß aber der Prinzessin Wilhelmine dieser Plan nicht mitgetheilt worden und daß von irgend einem Unternehmen gegen die Person des Königs oder überhaupt gegen die Angelegenheiten desselben niemals die Rede gewesen sey. Im Uebrigen berief er sich auf die Papiere des Kronprinzen. Eine neue Durchsicht der letzteren ergab natürlich nichts, was zu weiterer Anschuldigung dienen konnte. Aber der Verdacht, daß die wichtigeren Papiere unterschlagen seyen, blieb rege, und die Prinzessin wurde unausgesetzt mit Strenge behandelt. Nach beendigtem Verhöre mußte Katte die Uniform ausziehen, und ward in einem leinenen Kittel auf die Hauptwache geschickt. Gegen die übrigen Freunde des Kronprinzen und die sonst seinen Interessen günstig gewesen zu seyn schienen, auch wenn bei ihnen gar keine Kenntniß seines letzten Vorhabens erweislich war, wurde nicht minder mit großer Strenge verfahren; so wurde z. B. sein ehemaliger Lehrer Dühan, der jetzt eine Rathsstelle bekleidete, nach Memel verwiesen. Die Bestürzung über alle diese Ereignisse war allgemein und Alles in banger Erwartung über die ferneren Schicksale des Kronprinzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Lamspringe, 24. Oct. — H. Z.) Heute wurde in der hiesigen katholischen Kirche die tausendjährige Jubelfeier der Stiftung des Klosters und Gotteshauses zu Lamspringe (im Hannover'schen) in würdiger Weise begangen. Das Kloster und Gotteshaus ward nämlich von dem Grafen Ridbag von Winzenburg und seiner Gemahlin Imhilde für ihre einzige Tochter Rick-

Digitized by Google

burga im Jahre 847 gegründet und reich dotirt, so wie denn auch schon in einer am 1. Nov. 872 von dem Bischof Altfried von Hildesheim ausgefertigten Urkunde dieser großartigen Stiftung erwähnt und solche confirmirt wird.

In Pesth ereignete sich unlängst ein tragischer Vorfall: Ein Einspänner überfuhr einen zehnjährigen Knaben und die Räder brachen dem Kleinen beide Beine. Der Fuhrmann hieb auf sein Pferd los und wollte schnell entkommen, aber er ward von den Umstehenden aufgehalten und erkannte hernach in dem überfahrenen Knaben — sein eignes Kind! Die Mutter sank bewußtlos zusammen. (Hann. M.)

Im Hamburger Hafen liegt gegenwärtig ein Schiff, das einige 1000 Pfund doppelkohlensauren Ammoniaks an Bord hat, welcher von der Küste von Patagonien aus einem Guanolager geholt ist, unter dem sich dies flüchtige Salz in einer ungeheuren Quantität gebildet hat. Wahrscheinlich giebt dasselbe einen neuen wichtigen Importartikel ab. Als eine naturhistorische Curiosität möge bei dieser Gelegenheit ein in der Nähe von Algier entdecktes Lager von „fossiler Dinte" erwähnt werden. Durch das Zusammenfließen zweier verschiedener Flüsse, von denen der eine bedeutend Gerbstoff, der andere Eisensalze enthielt, bildete sich nämlich an dem Fundort ein Niederschlag, dessen Auflösung schwarze Dinte liefert.

(Aus Lothringen, 22. Oct. — Allg. Ztg.) Ueber die Champagnerproduktion und deren Absatz liegt uns folgender statistische Nachweis vor. Die drei Haupterzeugungsplätze Chalons, Epernay und Reims haben vom 1. April 1846 bis 1. April 1847 8,775,485 Flaschen Schaumwein versendet, und zwar Chalons 2,497,355 Flaschen, Epernay 2,187,553 und Reims 4,090,577 Flaschen. In den Kellern dieser drei Städte befindet sich durchschnittlich ein Vorrath von 18,900,000 Flaschen. Im vorigen Jahr wurden nach dem Ausland 4,711,915 Flaschen verschickt. Nach Rußland und England gehen die beträchtlichsten Quantitäten, und auch in Deutschland hat nach den Zolltabellen das Champagnertrinken nicht abgenommen. Das Haus Jaquesson in Chalons verkauft durchschnittlich jedes Jahr 700,000 Flaschen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Oct.

Ich habe Ihnen einen tragischen Fall zu berichten, der hier viel Theilnahme erregt, weil er sich unter Umständen zugetragen hat, welche die menschliche Natur in ihrer Schwäche und Stärke zeigen. Ein kaum 17jähriges Dienstmädchen, das durch sein vortheilhaftes Aeußere einen guten Empfehlungsbrief von der Natur auf die Reise durch's Leben erhalten zu haben schien, ließ sich in einer unbewachten Stunde von der bei den schönen, aber unbemittelten Töchtern Eva's bisweilen etwas zu stark hervortretenden Leidenschaft des Besitzes hinreißen und veruntreute ihrer Dienstherrschaft, einem hiesigen Gewerbsmanne, einen Werth von etwa 3 — 4 Gulden. Auf die Entdeckung ihres Vergehens erfolgte gestern ihre Verhaftung und Abführung in das Arresthaus, wo die Unglückliche hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde. Die Schrecken der Einsamkeit eines düsteren Gefängnisses und die ihr in Aussicht stehende Criminalstrafe, die unter den obwaltenden Verhältnissen nur eine gelinde hätte seyn können, scheinen die arme junge Verlassene plötzlich in Verzweiflung gebracht zu haben; denn man fand sie wenige Stunden nachher in ihrem Kerker erhängt. Mit Bedauern blickten gefühlvolle Menschenfreunde auf die nun erblaßten, noch vor wenigen Augenblicken mit der blühendsten Rosenröthe des Lebens gefärbten Wangen der jungen Unglücklichen, die wegen ihres ersten Fehltrittes ein so grausames Geschick wahrlich nicht verdient hätte.

Gießen, 27. Oct.

Es ist unlängst ein Schriftchen erschienen über die neue Prüfungsordnung für Mediziner an unserer Universität, das hier in gewissen Kreisen Aufsehen erregte, weil es einige derbe Wahrheiten enthält, die bis jetzt noch Niemand auszusprechen wagte. Im Allgemeinen aber genügt jene Schrift, die viel zu rücksichtsvoll und nur vom Standpunkt einiger Professoren abgefaßt ist, keineswegs. Wir haben die gedachte Examenreform vor längerer Zeit in diesen Blättern freudig begrüßt, müssen aber jetzt eingestehen, daß unsere Erwartungen meist getäuscht wurden. Unsere hohe Staatsregierung, die zeitgemäßen Fortschritten, wie bekannt, niemals entgegen ist, wollte mit jener Neuerung einem längst gefühlten Uebelstande abhelfen; sie verordnete daher, daß das neue med. Examen für's erste nur probeweise auf ein Jahr in's Leben treten solle. Von dieser Frist ist jetzt erst die Hälfte verstrichen; aber schon glauben wir aus den gemachten Erfahrungen entnehmen zu können, daß es bei der Probe sein Bewenden haben wird. Schlimm freilich für Diejenigen, die diesem Experimentiren zum Opfer fallen. Sollen wir die Hauptmängel der gegenwärtigen Einrichtung hervorheben, so möchten dies folgende seyn: 1) Die Candidaten der Medizin sollten nicht von den Universitätsprofessoren, sondern von einer eigenen Commission geprüft werden, wie das z. B. in Baden und andern Ländern geschieht. Aus der allgemein bekannten Spaltung unter den Mitgliedern der hiesigen med. Facultät kann niemals ein einheitliches, gerechtes Resultat beim Examen hervorgehen. 2) Die Fragen dürften nicht durch's Loos gezogen werden. Ehemals, als sie von den Examinatoren gestellt wurden, kam es höchstens einmal vor, daß Einer durchschlüpfte, der nicht die genügenden Kenntnisse besaß; jetzt, wo auch die schwierigsten Fragen erloost werden können, wird es nicht selten seyn, daß ein sehr kenntnißreicher Candidat durchfällt. 3) Da man nicht Naturforscher, sondern practische Aerzte bilden will, so müßte auf med. Kenntnisse mehr Werth gelegt werden als auf naturwissenschaftliche, wovon jetzt der umgekehrte Fall statt findet. Die Nachtheile dieses Verfahrens sollen sich schon geltend gemacht haben, indem gerade in neuester Zeit junge Aerzte im hessischen med. Staatsexamen, wo man natürlich jener Richtung nicht huldigt, durchfielen, die hier von der Facultät mit einer sehr guten Nummer entlassen worden waren. Letzterer Uebelstand kann namentlich für die Folge so gefährlich werden, daß es gerechtfertigt wäre, wenn, wie aus guter Quelle verlautet, bei der nächsten Ständeversammlung ein Antrag auf Abstellung desselben an die Staatsregierung gestellt würde.

Wicker bei Hochheim, 29. Oct.

Die hiesige Weinlese wird wahrscheinlich im Laufe der künftigen Woche beginnen. Bacchus hatte uns in den freundlichen Monaten Juli und August einen Cabinetswein zugedacht; allein der unangenehme September, der Vieles sehr änderte, stimmte Bacchus dahin, uns heuer einen angenehmen und guten Volkswein zu bringen, den wir auch in Zuversicht herbsten werden. Am 1847er dürften die Herren Speculanten und Consumenten mehr als an manchem früheren Bacchuskinde gewinnen. Hinsichtlich seines Preises wollen wir das Beste hoffen und werden seiner Zeit nicht unterlassen, darüber in Ihrem beliebten und vielgelesenen Blatte Näheres mitzutheilen. — Unsere Obstbäume sind nun ihrer Bürde entlastet und das von ihnen gewonnene Obst gibt gute Latwerge, süße Schnitzen und köstlichen Aestheimer. — Drake's Gabe ist zu Hause und sehr befriedigend ausgefallen. Während man im vorigen Jahre bei den gelben Kartoffeln die berüchtigte Kartoffelkrankheit wahrnahm, findet sie sich in diesem, jedoch nicht von Belang, an den rothen Kartoffeln. Es scheint, als ergriffe diese Krankheit alle Sorten (wir haben wahrgenommen, selbst die aus Samen gezogenen). Diese Kartoffelkrankheit ist ein Uebel, das, wie alle, überstanden werden muß. Möge das Ende desselben nicht ferne seyn! D.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 31. Oct. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Zerline: Fräul. Marie Vogel, von Leipzig. Zweiter theatralischer Versuch.

Montag, 1. Nov. Martin Luther, oder: Die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Abth., von Zacharias Werner, frei für die Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 302. Dienstag, den 2. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

V.

Ach, sollt' ich Dir nicht mehr trauen?
Dich nicht mehr halten für wahr?
Ich dürft' ja nimmermehr schauen
Dir in das Auge so klar;
Ich dürft' ja nimmermehr glauben
Dem Worte, so süß und so traut!
Willst Du dem Herzen rauben,
Darauf sein Glück es gebaut?

In dem Hüttchen unter dem großen Birnbaume saß das Mütterchen und drehte emsig an ihrer Kunkel den Faden, und tiefe und schwere Sorgen drehte sie mit in den Faden hinein, ohne daß ihr das Herz dadurch leichter geworden wäre. Hatte ja doch Alles eine andere Gestalt in dem Dorfe angenommen, seit das Unglück hereingebrochen, welches die Felder zerstört und des Laboranten Tod mit sich geführt.

Noth und Elend herrschte überall. Auf den Feldern lag das Gestein mehrere Fuß hoch. Zu einer Sommerärnte war fast keine Aussicht vorhanden, denn die hörigen Leute des Bischofs von Würzburg mußten frohnden, und wurden dazu mit eiserner Härte angehalten, während sie für sich selbst kaum sorgen konnten. Unmuth, verborgener Haß, hin und wieder auch wohl offene Widersetzlichkeit zeigte, wie bereits des Pfeiferhännsleins Predigten gewirkt hatten, welche der Ritter von Thunfeld in eben dem Grade, wie der Pfarrherr, begünstigte.

Und an diesem Pfeiferhännslein hing ihr Mariechen mit ganzer Seele.

Alle Tage kam er in's Haus; aber es war in ihm keine jugendliche Heiterkeit mehr. Finster starrte er oft stundenlang in eine Ecke; sprach nicht; kos'te nicht mehr mit Mariechen, wie sonst. Sie seufzte und weinte; statt daß sie sonst so fröhlich war, wenn er kam. „Wie soll Das enden?" fragte sich die verständige Frau. Sie war Mutter und hochbetagt. Ihr Kind versorgt zu wissen, war ihre Herzensangelegenheit. Für ihre bescheidenen Wünsche genügte des Pfeiferhännsleins Erwerb; aber seit er Aufruhr predigte, seit er sich gegen den Bischof setzte und Andere zu Aehnlichem verleitete, trübte sich jegliche Aussicht. Marie war ja Leibeigene des Bischofs. Wie konnte er es zugeben, daß sie Den heirathe, der gegen ihn sich auflehnte, seine Herrschaft verwarf? —

Was sollte nun aus ihrem Kinde werden, wenn sie das Zeitliche segnete? — Was sollte überhaupt aus ihm werden bei der täglich wachsenden Art des Hanns, der nur Geister sehen, die Offenbarungen der heiligen Jungfrau empfangen haben wollte? Sie hatte ihm das oft mit einfachen Worten gesagt, aber er verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen. „Und," sagte sie im halblauten Selbstgespräche, „seit er der Abgott des Volkes ist, ist er vollends hochmüthig geworden; will oben hinaus! Begreif's, wer's kann! Er spricht mit der heiligen Jungfrau, wie mit unser Einem alle Tage, wie kann er da an eine irdische denken, und wenn sie noch schöner und besser wäre, als mein Mariechen? Bald predigt er dem Volke, das ihn wie einen Heiligen verehrt; wie kann er da Wohlgefallen finden am Kosen mit einem armen Mädchen? Bald ist er bei dem reichen Eich, bald droben im Pfarrhofe, bald bei dem gestrengen Herrn auf Thunfeld; wie möchte er da das arme Mägdlein minnen? Darum sitzt er hier und träumt mit offenem Auge; kommt wohl, aber nur aus Gewohnheit, und sieht die Thränen des armen Kindes nicht, wenn er sich ganze Abende nicht um es bekümmert hat!

„Ach, hätt' sie ihn doch nie gesehen, und er sie nicht! Mir schwantets, daß es eitel Unglück und Herzeleid gibt" Sie ließ die drehende Hand sinken; die Kunkel fiel wider ihre Schulter, und sie versank in ein trübes Sinnen, während Thränen langsam über die gefurchten Wangen rieselten.

Auch Mariechens Seele war belastet, gepreßt. Sie sah die Veränderung in Hanns; aber sie durfte, was ihre Seele quälte, nicht der Mutter sagen. Und doch wuchs ihre Liebe zu ihm mit jeder Stunde. Er war ja ihr Seyn, ihr Leben, ihr Alles. Hörte sie ihn wieder reden mit wundersamer Begabung; floß das Wort wie Honig von seinen Lippen; sah sie, wie Hunderte an seinem Munde hingen, an seinem begeisterten Auge, so erschien er ihr, wie ihnen, als ein Heiliger, und Alles, was er sagte, erschien ihr wie eine Botschaft vom Himmel. Ihr Herz war stolz, daß er sie liebte. Und daß dies war, wer konnte daran zweifeln? Sie am wenigsten! Denn wie blickte er sie so seelenvoll an! Wie legte er seinen Arm so liebevoll um sie! Wie sprach er so trunken von dem Glücke der Zukunft, wenn sie sein freies Weib seyn würde und er nicht mehr Hirte wäre!

Aber wenn er wieder so träumerisch dasaß und nichts sprach; sie ansah und doch nicht sah; kam und ging, ohne Gruß, ohne Liebeswort, ohne Druck der Hand — ach, dann legte sich ein tiefes Weh auf ihre arme Seele; eine namenlose Angst erfüllte sie. Und wenn die Mutter dann so redete von dem Ende aller dieser Unternehmungen und ein sicheres Unheil und Verderben prophezeihte, dann mochte sie wohl nicht verkennen, wie wahr Das sey, und wie nöthig, ihn von solchem Thun abzumahnen So war ihr Herz gleich einem Spielball, den die verschiedenartigsten Empfindungen hin- und herwarfen, und um ihr stilles Glück, um den Frieden ihrer Seele war es geschehen.

Grade in der Stunde, als ihre Mutter sich sorgenschweren Herzens den Befürchtungen überließ, trat Marie aus dem Walde hervor, wo sie Gras für ihre Kuh gesammelt, die, weil sie den

Digitized by Google

Fuß verletzt, nicht zur Weide gehen konnte. Sie legte ihr Bündel ab und stand sinnend da.

Es war an jener Stelle, wo sie vor Jahren den Knaben belauscht, als er so süß schlief; wo sein Bild sich in ihre jugendliche Seele gedrückt, daß es nicht mehr d'raus weichen konnte; wo ihr stilles Liebesglück begonnen, das jetzt so oft die düstern Wolken jenes Sonnenlichtes beraubten, das ihr Wesen erwärmt und verklärt hatte.

Sie schaute hinab auf das Dorf mit trübem Sinn und Blicke.

Dort lag ihr Hüttlein unter des wilden Birnbaums schirmendem Laubdach; dort das Hirtenhäuslein, wo er wohnte, der ihrem Herzen so theuer war. Alle die süßen Bilder der Jugendzeit gingen an der Seele vorüber; alle die Scenen des stillen Glückes der einst so reichen und glücklichen Liebe. Sie wurde hingerissen, das Damals mit dem Heute zu vergleichen, mit dem Heute, das so tiefen Schmerz dem liebenden Herzen brachte. Thränen traten in des Mädchens schönes Auge. Schwere Seufzer hoben die tiefaufathmende Brust. Die Zukunft trat, angeschaut mit den Vorstellungen ihrer Mutter, so dunkel vor ihre Seele daß sie immer trauriger wurde, ihre Thränen immer unaufhaltsamer flossen und zuletzt ihr Auge kaum das Nächste unterscheiden konnte, weil der Thränenstrom es umflorte, und doch — erleichterte er ihre Brust nicht. —

Da rauscht es im Laube; da klingen rasche Fußtritte auf dem Gesteine, und bald steht Hanns neben ihr. Anfänglich war sie erschrocken; aber jetzt wich der Ausdruck des Schreckens schnell dem wonnigen Lächeln der Liebe.

Sein Blick leuchtete von innerer Lust. Er kam von einer Versammlung, welche die Häupter des Volkes mit dem Ritter von Thunfeld und seinem Sohne gehalten. Alles war dort verabredet worden, was nöthig erachtet worden war zum nahen Losbrechen. Der Ritter hatte verkündet, wie der Bischof entschlossen sey, je den zehnten Bauern hängen zu lassen zur Strafe ihrer aufrührerischen Gesinnung, und der Pfarrer von Niclashausen gab dem Worte bestätigenden Nachdruck.

Wuthentbrannt hatten die Bauern geschworen, Das an dem Bischof und seinem Anhange zu rächen, und darauf den Ritter, den Junker und Hanns zu Führern, Eich, Pflasterer und Gscheidt zu Unterführern erwählt. Seine Seele glühte in dem Gedanken der Rettung des Volkes.

Wie er so das liebliche Mädchen ansah, konnte sie die Thränen seinen Blicken nicht entziehen, obwohl sie schnell mit der Hand sie zu verwischen versucht hatte.

„Du weinst?" fragte er betroffen, und legte den Arm um ihren schlanken Leib.

„Ach nein!" sagte sie, und lächelte ihn holdselig an, aber es perlten noch zwei Verräther über die blühende Wange.

„Verschweig' mir's nicht, was Dich drückt," bat er.

„Soll ich Dir's sagen?"

„Gewiß!"

„Ach," seufzte sie, und ihre Thränen rannen wieder, „Du bist nicht mehr, wie Du warst. Sieh, dort sahen wir uns zuerst, wo die hohe Tanne steht. Damals warst Du ein Anderer. Seit Du mit den Männern heimlich verkehrst, seit Du mit dem Pfarrer und den Rittern umgehst — hast Du — mich nicht mehr — lieb!"

Sie preßte ihre Schürze vor die Augen und weinte heftig.

„Mariechen!" rief er, und preßte sie an seine Brust. „Wer hat den Dorn in Deine Seele getrieben? Ich Dich nicht mehr lieb haben? Wer hat Dir das gesagt?"

„Die Mutter," schluchzte sie, „und ich merk' es selber."

„Du merkst es?"

Sie sah ihn mit ihren schönen Augen an, als wolle sie ihm in die Seele schauen. „Ach," sagte sie, mit der Arglosigkeit der Unschuld und der Rückhaltlosigkeit liebenden Vertrauens, „wie bist Du oft so stille; redest mit mir kein Wort; siehst mich nicht mehr an. Deine Gedanken sind anderswo, wenn Du bei mir bist, und meine Seele ist doch Dein!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Der Kronprinz war unterdessen in Mittenwalde eingetroffen Hier wurde er am 2. Sept. zuerst verhört. Man legte ihm die Aussagen Katte's vor, und er erkannte dieselben an; auf alle weiteren Fragen indeß gab er wenig genügende Antworten. Dem General Grumbkow, der mit anwesend war und die stolze Zuversicht des Prinzen herabzustimmen suchte, sagte er, er glaube über Alles, was ihm noch begegnen könne, hinaus zu seyn, und er hoffe, sein Muth werde größer seyn als sein Unglück. Jener kündigte ihm hierauf an, er werde auf Befehl des Königs nach Cüstrin gebracht werden, indem diese Festung für jetzt zu seinem Aufenthaltsorte bestimmt sey. „Es sey", erwiederte der Kronprinz, „ich werde dahin gehen. Wenn ich aber nicht eher wieder von dort wegkommen soll, als bis ich mich auf's Bitten lege, so werde ich wohl ziemlich lange da bleiben."

Am folgenden Tage wurde der Kronprinz nach Cüstrin geführt. Er erhielt ein Gemach auf dem Schlosse, indem der dortige Kammer-Präsident von Münchow ihm von seiner Wohnung ein Zimmer abtreten mußte. Hier wurde er, auf bestimmten Befehl des Königs, streng gehalten. Seine Kleidung bestand aus einem schlechten blauen Rocke ohne Stern. Im Zimmer standen nur hölzerne Schemel zum Sitzen. Die Speisen, die sehr einfach waren, wurden ihm geschnitten überbracht, weil den Gefangenen in der Zeit des engsten Arrests keine Messer und Gabeln zukamen. Dinte und Papier waren ihm nicht verstattet; auch wurde ihm seine Flöte abgefordert. Das Zimmer durfte er unter keiner Bedingung verlassen; die Thür war mit Wachen besetzt, und durfte nur drei Mal des Tages, in Gegenwart zweier Offiziere, zur Besorgung der Bedürfnisse des Gefangenen auf kurze Zeit geöffnet werden. Alle Morgen hatten zwei Offiziere das Zimmer zu untersuchen, ob sich nicht etwa die Spur einer verdächtigen Unternehmung zeige. Jedem war streng verboten, mit dem Kronprinzen zu sprechen; jeder bloße Besuch war durchaus untersagt.

Indeß fand sich doch Gelegenheit, einige dieser strengen Anordnungen zu umgehen. Der Kammer-Präsident von Münchow, den das Schicksal des unglücklichen Königssohnes zu inniger Theilnahme bewegte, ließ in der Decke des Gefängnisses ein Loch machen, so daß er Gelegenheit bekam, den Kronprinzen zu sprechen, ihm seine Dienste anzubieten und seine Wünsche zur Verbesserung seiner gegenwärtigen Lage zu vernehmen. Der Prinz klagte über das armselige Essen und Speisegeräth und über den Mangel an geistiger Nahrung. Für Beides wußte der Präsident bald Rath. Sein jüngster Sohn, acht Jahre alt, wurde in die weiten Kinderkleider gesteckt, die schon seit Jahren abgelegt waren, und die tiefen Taschen derselben füllte man mit Obst, Delicatessen und Aehnlichem; dem Knaben verweigerte die Wache nicht den Eingang Dann wurde ein neuer Leibstuhl mit verborgenen Fächern angeschafft, und so kamen dem Prinzen nach und nach Messer und Gabeln, Schreibgeräth, Bücher, Briefe u. s. w. zu. Die diensthuenden Offiziere untersuchten das Zimmer nur, so weit ihre Ordre reichte.

Indeß behielt der Kronprinz gegen die Personen, die der König zu verschiedenen Malen zu ihm schickte, noch immer seine strenge Zurückhaltung bei. So namentlich gegen eine Deputation,

Digitized by Google

die ihn in der Mitte Septembers auf's neue zu verhören kam. Der General Grumbkow, der sich wieder bei derselben befand, scheute sich nicht, ihm zu sagen, daß, wenn er seinen Stolz nicht bei Seite setze, schon Mittel und Wege zu finden seyn dürften, ihn zu demüthigen. „Ich weiß nicht", erwiederte ihm der Prinz mit vornehmem Tone, „was Sie gegen mich zu unternehmen gedenken; so viel aber weiß ich, daß Sie mich nie dahin bringen werden, vor Ihnen zu kriechen." Die Deputirten legten ihm nun die in jener Kiste gefundenen Papiere vor, mit der Frage, ob er nichts unter denselben vermisse. Der Prinz untersuchte sie, und da er die wichtigsten nicht vorfand, so zweifelte er nicht daran, daß sie unterdrückt worden seyen. Er versicherte also, es sey der gesammte Inhalt jener Kiste. Man verlangte von ihm einen Eid über diese Angabe; diesen wußte er jedoch unter dem Vorwande, daß ihn sein Gedächtniß möglicherweise betrügen könne, von sich abzulehnen. Die Commissarien waren nicht im Stande, anderweitige Bekenntnisse von ihm zu erlangen. Auch spätere Verhöre gaben keinen besseren Erfolg. Man ließ ihn unter dem Versprechen, daß er auf die Thronfolge Verzicht leiste, Gnade hoffen, aber auch jetzt ging er hierauf nicht ein. Eben so wenig nützten die erneuten Verhöre Katte's, jener vermeintlichen Intrigue auf die Spur zu kommen. Der König hatte sogar die Absicht, Katte auf die Folter zu spannen, doch schützte ihn hiervor die Verwendung seiner Verwandten, die im Staate hohe Stellen bekleideten.

So hatte man keine weiteren Zeugnisse gegen den Kronprinzen und gegen Katte in Händen, als was sich durch ihre beabsichtigte Flucht selbst und durch die bisherigen Aussagen des Letzteren ergab. Doch war auch dies dem Könige bereits genügend, um gegen die Verschuldeten mit allem Nachdruck eines strengen Gesetzes zu verfahren. Es wurde ein Kriegsgericht zusammenberufen, welches über sie nur in militärischer Rücksicht zu erkennen hatte: der Kronprinz namentlich sollte dabei nur als desertirter Militär betrachtet werden. Am 25. Oct. trat dieses Gericht in Köpenick zusammen und kehrte am 1. Nov. nach Berlin zurück. Trotz jener ausdrücklichen Bestimmung des Königs erfolgte indeß kein richterlicher Spruch über den Kronprinzen; das Kriegsgericht hatte sich in diesem Punkte für incompetent erklärt. Katte war, in Betracht, daß er sich nicht vom Regiment entfernt habe und seine bösen Pläne nicht in Ausführung gekommen seyen, zu Cassirung und mehrjähriger Festungsbaustrafe verurtheilt worden. Der König aber nahm die ganze Erklärung des Kriegsgerichtes sehr ungnädig auf; er sah darin nur eine Bemühung, sich dem künftigen Herrn des Landes, den er einmal als seinen entschiedenen Feind betrachtete, gefällig zu erweisen. Sein Zorn konnte nicht ohne ein blutiges Opfer gestillt werden; und so erklärte er zunächst, aus eigner Machtvollkommenheit, das Vergehen Katte's als ein Verbrechen der beleidigten Majestät, da dieser, als Offizier der Garde-Gendarmerie, der Person des Königs unmittelbar verpflichtet gewesen sey und solche Verpflichtung durch einen Eid erhärtet, nichts desto weniger jedoch zur Desertion des Kronprinzen unerlaubte Verbindungen mit fremden Ministern und Gesandten, zum Nachtheil des Königs, angeknüpft habe. Für ein solches Verbrechen habe er verdient, mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden; doch solle er, in Rücksicht auf seine Familie, nur durch das Schwert gerichtet werden. Man sollte dem Katte, wenn ihm dieser Ausspruch eröffnet werde, sagen, daß es dem Könige leid thäte: es sey aber besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt gehe. Alle Bitten und Fürsprachen gegen dies strenge Urtheil waren umsonst; vergebens flehte Katte's Großvater, der alte verdiente General-Feldmarschall Graf von Wartensleben, mit rührenden Worten um Gnade, nur damit ihm Gelegenheit bleibe, das Herz seines Enkels zur Buße und zur Demuth zurückzuführen. Der Sinn des Königs blieb unerweicht, und wiederholt berief er sich darauf, es sey besser, daß ein Schuldiger nach der Gerechtigkeit sterbe, als daß die Welt oder das Reich zu Grunde gehe.

(Fortsetzung folgt.)

Museum.

An das verehrte Publikum.

Die in der letzten Generalversammlung der stimmfähigen Mitglieder des Museums beschlossenen Bestimmungen, welche die Reorganisation dieses ältesten Kunstinstitutes unserer freien Stadt zum Zwecke haben, setzen den unterzeichneten Vorstand in den Fall, die Eröffnung des diesjährigen Museums (deren Programm demnächst veröffentlicht werden wird) auf Freitag den 12. Nov. verlegen zu müssen, was derselbe die Ehre hat, einem verehrten Publikum hiermit anzuzeigen.

Je mehr der zahlreiche Besuch dieser Generalversammlung und die bei deren Verhandlungen an den Tag gelegte rege Theilnahme für das Museum zu schönen Hoffnungen auf dessen Zukunft berechtigen, um desto mehr muß es dem Vorstande als Pflicht erscheinen, Alles anzuwenden, um dieser Anstalt Bestand zu sichern und ihr das rege Interesse wieder zu erwerben, welches sich früher an sie knüpfte. In unserer freien Stadt, wo naturhistorische, physikalische, geographische und andere Vereine in erfreulicher Blüthe stehen, verdient ein Institut, welches die Pflege der schönen Künste und Wissenschaften zum Zwecke hat, gewiß nicht minder den Schutz und die Unterstützung des gebildeten Publikums.

Die Meisterwerke Beethovens und anderer großer Künstler, welche nicht für die Bühne bestimmt sind, werden in unserer Stadt nur im Museum mit voller Orchesterbegleitung gehört. Manches angehende, seitdem zu hoher Anerkennung gelangte Talent ist erst durch das Museum dem Publikum bekannt geworden, und es bedürfte nur größerer Theilnahme der literarischen Notabilitäten unserer Stadt, um auch der Rednerbühne ihre Bedeutung wieder zu geben, von welcher (um nur Verstorbene zu nennen) Jean Paul, Börne, Kirchner und andere ausgezeichnete Männer so schöne Blüthen des Geistes verbreiteten.

Wenn wir nun in dieser letzteren Beziehung freilich mehr Hoffnungen aussprechen, als Versprechungen geben können, so denken wir mindestens dahin zu wirken, daß den verehrten Mitgliedern des Museums über das Interessanteste, was die neueste Literatur, zunächst im Vaterlande, dann auch in den Nachbarländern bietet, von Zeit zu Zeit Mittheilungen gemacht und geeignete Betrachtungen daran geknüpft werden.

Was die äußere Einrichtung betrifft, so wird dafür gesorgt werden, daß durch strenge Aufsicht den zum Eintritte in das Museum berechtigten Personen zu jeder Zeit Sitze gesichert seyen, und der Genuß der in den Museumsabenden gebotenen Leistungen durch keinerlei Unbequemlichkeit verkümmert werde. Den verehrlichen Mitgliedern der zweiten Klasse werden von nun an zwei Damenkarten verabreicht, dagegen ist der freie Eingang in's Museum aufgehoben und Ehrenkarten, welche jederzeit nur für die Dauer eines Semesters ausgefertigt werden können, sind nur für Solche zulässig, welche sich bei den Leistungen am Museum betheiligen.

Während das Museum so nach Innen einer festen Reorganisation entgegensieht, hoffen wir, daß das kunstsinnige Publikum unserer freien Stadt demselben thätige Mitwirkung und Theilnahme angedeihen lassen und dessen Fortbestand sichern werde.

Die bisherigen Mitglieder werden demnächst die Karten für das nächste Museumsjahr erhalten. Diejenigen, welche neu hin-

Digitized by Google

zuzutreten wünschen, bitten wir, ihre Anmeldung dem Mitgliede des unterzeichneten Vorstandes, Hrn. Buchhändler Suchsland (Hermann'sche Buchhandlung) schriftlich zukommen zu lassen.

Frankfurt a. M., 21. Oct. 1847.

Der Vorstand des Museums.

Mannichfaltigkeiten.

Am 21. wurde in Baireuth in Gegenwart einer Volksmenge von etwa 40,000 Menschen eine Vatermörderin hingerichtet. Die Delinquentin war eine hübsche Person von 26 Jahren, und hatte mit ihrem Manne zusammen den Vater mit dem Beil erschlagen, um des an denselben zu leistenden Altentheils ledig zu werden. Den Mann hat Se. Maj. der König von Baiern mit Kettenstrafe und Ausstellung am Pranger begnadigt. (Berl. Nachr.)

Man schreibt uns aus Koburg vom 24. Oct.: Am vergangenen Donnerstag ereignete sich ein eigenthümlicher Vorfall im hiesigen Hoftheater. Der Schauspieler Hübsch von Bremen, ein vor 20 Jahren sehr beliebtes Mitglied der hiesigen Hofbühne, gastirte in der Rolle des Philipp II. in Schiller's „Don Carlos." Schon während des ersten Actes zeigten sich Spuren von Zerstreutheit, die sich bald als gänzliche Geistesabwesenheit, namentlich in einer Anrede an das Publikum, erwiesen, in welcher er um Verzeihung für sein öfteres Stocken gebeten. Das Stück selbst wurde zu Ende gespielt, nachdem die Partie des Gastes von dem Regisseur übernommen worden. Man bedauert Hübsch, der als solider Mann bekannt ist, allgemein.

Frankfurt, 31. Oct.

Der Ausschuß des hier bestehenden Vereins zum Schutze der Thiere bringt in der gestern erschienenen Nummer der „Gemeinnützigen Chronik" einen näheren belehrenden Bericht über das am 6. d. M. in Bornheim veranstaltete Pferdefleischessen, und besonders die bei dieser Gelegenheit von verschiedenen Seiten gesprochenen Worte über die Nützlichkeit des Pferdefleischgenusses sowohl, als auch über das wohlthätige und so vielfach sehr verkannte Bestreben solcher Vereine im Allgemeinen. — Es sey uns zunächst erlaubt, Folgendes aus jenem Berichte anzuführen: Dr. Dr. med. Lucä hat mit rühmlicher Sorgfalt eine ganz genaue Berechnung angestellt, wie hoch das Pfund Fleisches von dem am 6. d. M. in Bornheim verspeisten Pferde zu stehen gekommen seyn würde, wenn alle Theile desselben so verwerthet worden wären, wie es in Pferdeschlächtereien üblich ist. Das Resultat jener Berechnung lautet: „Es würde dann das Pfund Fleisches wenig über vier Kreuzer zu stehen gekommen seyn." — Eine fernere Belehrung, die wir dem genannten Ausschußmitgliede verdanken, ist diese: „Brauchbare Pferde zum Genusse für Menschen sind nicht so selten, wie wohl das Publikum glauben mag, werden sich aber um so mehr häufen, wenn das Pferdeschlachten allgemeiner wird. „Alsdann", sagt Kreutzer, „werden Pferdebesitzer häufig ihre Pferde, gleich den Ochsen und Kühen, Schafen und Schweinen, mästen, und es wird an gutem Pferdefleisch kein Mangel seyn." — „Es gibt aber", fährt Kreutzer fort, „eine Menge von übrigens gesunden, jungen Pferden, die gleichwohl wegen unansehnlicher Körpergestalt, einzelnen örtlichen Fehlern, Bösartigkeit ꝛc. weder zu dienstlichem Gebrauche, noch zur Nachzucht verwendbar sind; es gibt Zeiten, in denen wegen drohendem Futtermangel auch die schönsten und besten wohlgenährten Pferde um Spottpreise verkauft werden müssen; es gibt viele Umstände, die einen Besitzer veranlassen können, sein Pferd, das sich im besten Zustande befindet, lieber sogleich oder nöthigenfalls nach vorausgegangener Mastung zur Schlachtbank zu verkaufen." Bei einem allgemein besiegten Vorurtheil gegen Pferdefleisch wird aber auch der Bauer mehr an die Zucht denken, während er jetzt wegen der zu fürchtenden Kosten (da das junge Thier erst nach dem 4. Jahre brauchbar) sich hütet, ein Füllen hinzustellen." — Ein Ausschußmitglied unseres Vereins, der zu Ehren der Gäste einen sehr practisch durchgeführten Toast darbrachte und die Anwesenden um wirksame Unterstützung und um ihre fernere Theilnahme an einem Vereine bat, „der so sehr noch der Hülfe bedürfe und der nur in dem Beifalle und Zutritte vieler Gleichgesinnten Erfolg für sein Wirken, Lohn für das Erstrebte und Aufmunterung zu größerer Thätigkeit finden werde", — reihete an diesen Wunsch unter anderen folgende Worte an: „Zwar sind es nur unvernünftige Geschöpfe, zu deren Schutze gegen grausamen Mißbrauch wir zweckdienliche Mittel uns aufzusuchen bemühen, und unser heutiger Probeversuch gilt hauptsächlich nur der Abkürzung langer Qualen eines edeln und nützlichen Thieres und der Entfernung so mancher empörenden Auftritte, unter denen dasselbe aus unzureichender Kraft so oft leiden muß; — aber ist darum der Vorwurf der Gegner: „Schafft erst die Menschenquälerei ab, ehe ihr eure Thätigkeit zum Schutze der Thiere verwendet!" gerecht? Schließt das Mitleiden gegen die mißhandelten Thiere unser Mitgefühl für die Leiden unserer Nebenmenschen und unsere thätige Hülfe für sie aus? Wir? dürfte nicht gerade der Freund der unvernünftigen Geschöpfe, der Thierfreund, in weit größerem Maße Freund der vernünftigen Wesen, Menschenfreund seyn?" ..... Ja, wahrlich, diese hier aufgeworfene Frage ist gewiß an ihrem Platze, wenn man die nachstehenden weiteren Bemerkungen liest: „Der wegen seiner Bemühungen gegen die Thierquälerei bekannte Hofrath C. Perner in München knüpft an den Armbruster'schen Criminalfall (in Stuttgart) folgende Bemerkungen an: „Schon früher, sagt er, habe ich die öffentliche Verhandlung über den 15jährigen Mörder Peter Unterseller publicirt, der die 12jährige Barbara Lang an einem Haken anhing und gleich einem Schwein nach langer Marter abschlachtete, nachdem er wenige Tage vor der That den Haushund seiner Mutter auf ähnliche Weise an den geschlitzten Hinterfüßen aufgehängt und martervoll umgebracht, und nach den Zeugen-Aussagen bei der öffentlichen Gerichts-Verhandlung in Zweibrücken, vom 17. und 18. Nov. v. J., von Kindheit auf die größte Lust an barbarischer Mißhandlung der Thiere gehabt hatte. Erst am 3. Aug. d. J. ließ mir der würdige Hr. Dechant Forster von Berchtesgaden schreiben, daß der einzige seiner Schüler, der sich durch Grausamkeit gegen Thiere hervorthat und namentlich einmal eine lebende Katze in einem glühenden Ofen verbrannte, jetzt eben sein Strafurtheil wegen eines Criminal-Verbrechens erwarte. Aehnliches habe ich in den Jahresberichten des Münchner Vereins gegen Thierquälerei schon in Menge publicirt, namentlich aus Feuerbach's, Pitaval's, Pfister's, Mittermaier's Schriften, ich habe auf den Vatermörder aufmerksam gemacht, der als Knabe kein höheres Vergnügen kannte, als Hühnern die Augen auszustechen und sie dann vor sich herumtanzen zu lassen, auf die Giftmischerin Laffarge, die als Kind eine besondere Freude daran fand, Hühner zu erwürgen, auf historisch berüchtigte Wütheriche, die von Jugend auf mit Lust die Thiere mißhandelten, insbesondere auf den mongolischen Eroberer Dschingis-Khan, der eine ganze asiatische Provinz mit 3 — 4 Millionen Einwohnern ganz ausrottete, seine Gefangenen gewöhnlich lebendig sieden ließ (in 70 großen Kesseln, die er zu diesem Zwecke auf seinen bluttriefenden Zügen stets mit sich herumführte) und der als Knabe kein höheres Vergnügen kannte, als Vögel, Hunde, Katzen ꝛc. lebendig zu sieden und sie im siedenden Wasser zappeln zu sehen ꝛc. Wird es wohl noch lange in den gebildeten Klassen Menschen geben, die die Wichtigkeit der Vereine gegen Thierquälerei bezweifeln, oder vornehm über sie hinwegsehen, oder sich in Witz und Spott über sie oder in der abgenützten Phrase gefallen: „man solle lieber Vereine gegen Menschenquälerei, statt gegen Thierquälerei gründen?"

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Nov. Martin Luther, oder: Die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Abth., von Zacharias Werner, frei für die Bühne bearbeitet.

Dienstag, 2. Nov. Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., frei nach Aurav von Carl Blum. Hierauf: Erste Vorstellung von Mad. Finart-Tradatteni und Hrn. Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid: 1) Grosses Pas de deux, getanzt von Hrn. und Mad. Finart, in der großen Oper in Paris in: „Die Jüdin", von Halevy. Hierauf (zum Erstenmale wiederholt): Fräulein Gattin, Lustspiel in einem Act, von Friedrich. Zum Schluß: 2) Styrerischer National-Pas.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 303. Mittwoch, den 3. November 1847.

Das Pfeiferhänusle in.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

„Kind, laß Deine Mutter schwatzen," sagte Hanns, „sie ist ein altes Weib; aber traue mir mehr. Wie ich Dich liebe, weiß nur Gott. Du bist mein Alles. Außer Dir hab' ich ja Niemanden mehr auf Erden; aber ich muß vollenden, wozu ich berufen bin, und das erfüllt oft meine Seele ganz, und muß sie erfüllen."

„Berufen? Von wem? und wozu?" fragte sie.

„Ja," sagte er, und seine Züge waren verklärt von einem wunderbaren Lichte. „Berufen bin ich, das Volk zu befreien von der Gewalt des Bischofs; frei sollst Du seyn und dann mein Weib. Berufen bin ich, das Volk zum Kampfe gen Würzburg zu führen, und die mich berufen, ist die heilige Jungfrau!"

Das Mädchen faltete ihre Hände vor der wogenden Brust. Sie war bleich geworden, wie Schnee. Sie wagte es kaum, ihn anzuschauen, so ganz anders, so erhaben stand er vor ihr da. „Die Mutter Gottes?" fragte sie erstaunt und zögernd.

„Ja, Kind, ja, die Mutter Gottes!" erwiederte er mit lebhaftem Ausdrucke. Buße muß ich predigen der Welt, daß sie sich reinige in Gebeten und dann fähig werde, frei zu seyn von der unnatürlichen Leibeigenschaft, frei von der Last, Frohnde und Beet, frei von Zehnten, von Herren- und Pfaffendienst. Ist das vollendet, so werde ich stille leben und zufrieden."

„Ach, Gott," sagte das Mädchen, „der Pfarrer sagte ja doch, daß es Gott so haben wolle."

„Das sagte er, so lange er im Irrthum wandelte. Jetzt spricht er anders. Glaubst Du denn, Gott habe den Menschen erschaffen, daß er der Leibeigene seines Bruders sey? Wir sind alle gleich vor Gott. Hat Gott die Thiere des Waldes nur für Ritter und Pfaffen, für Grafen und Bischöfe erschaffen? Sind die Fische des Wassers und die Vögel unter dem Himmel nur für sie da? Sind etwa des Feldes Früchte nur für die fetten Faulenzer in den Klöstern? Sind wir ihre Lastthiere? Ist der „arme Mann" nur da, daß er geschunden werde und Andere von seinem Marke sich mästen?"

„Glaubst Du, es sey Gottes Wille, daß der Ritter Hutten des Laboranten junges Weib raubte, da so sie lieber starb, als der Schande zum Opfer werden wollte? Hältst Du es für Recht, daß er mein Mütterlein von Hunden zerreißen ließ? Wehe, wehe über sie! Wer hat Bischöfe und Priester zu weltlichen Herren gemacht? Wer hat dem Bischof von Würzburg erlaubt, sich einen Herzog von Franken zu nennen? Unser Volk war frei wie der Vogel in den Lüften, und sie haben es zu Knechten gemacht! Es war Jeder Herr auf seinem freien Eigenthum, aber sie haben es betrogen, überlistet und beraubt an Freiheit, Recht und Gut. Während wir hungern, schweigen sie; während Kies und Schutt unser Feld bedecken, müssen wir das ihrige reinigen, und im Schlosse zu Würzburg wird verpraßt, was wir liefern müssen. Schmeichler und Tagediebe jubeln im Schlosse des Bischofs und das arme Volk kommt um vor Hunger. Das Volk ist ausgesogen bis auf's Blut. Zinsen, Gülten, Besthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Beet, Zehnten, Rauchhühner, Blutzoll, Bastardfall und ich weiß nicht, welche Namen haben sie für neue Lasten ersonnen, daß wir verderben und sie schweigen! Nein, die Stunde des Gerichts ist da! Die heilige Jungfrau ist mir erschienen, daß ich die Macht Bellals zerstöre!"

Er hatte Das gesprochen mit der Kraft und dem Feuer, das ihn hinriß, wenn er auf Aehnliches zu reden kam. Seine Stimme klang wie rollender Donner, sein Auge schoß Blitze, sein ganzer Körper war in fieberischer Bewegung.

Das Mädchen saß vor ihm mit gefalteten Händen. Sie war noch so bleich, wie früher. Sie zitterte heftig. Als er schwieg, rief sie aus: „O Du heilige Jungfrau, wie soll Das enden? — Es wird kommen, daß sie Dich pflöcken und ich vor Jammer sterbe!"

Er war ruhiger geworden.

„Nein," sagte er. „Ich habe die Zukunft geschaut," sagte er mit freudiger Zuversicht. „Ich weiß das Ende. Du warst bei mir und wir waren frei und glücklich, und eine Glorie umfloß uns."

Sie schauderte in sich hinein und sagte: „ja, ja, aber in dieser Welt nicht! —"

„O, Hanns, Hanns," rief sie dann plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht emporgerissen, „laß ab, laß ab! Sey zufrieden mit dem stillen Glücke, das uns in dem Hüttlein blüht! Ich helfe Dir die Heerde weiden und Du kochest Heiltränke, wie Du sie vom Laboranten lerntest. Mir sagt's ein ängstigendes Vorgefühl, daß es schrecklich enden wird. O, die Gewaltigen herrschen und führen das Schwert. Sie werden Euch niedermetzeln und das Joch wird härter, als zuvor. O, ich flehe Dich an, laß ab, ehe es zu spät ist."

Er lächelte. „Du weißt nicht, was Du redest," sagte er. Ich thue es nimmer aus mir. Was mir geboten ist, dem muß ich gehorchen. Deine Angst ist die Angst einer Mädchenseele. Du weißt nicht, wozu ich erwählt bin."

Sie flehte inniger. Ihre Thränen rannen mächtig. Aber mit der begeisterten Gluth seiner Seele wies er seinen Beruf nach. Langsam schritten sie zum Dorfe hinab, da es kühl werden wollte und der Tag sich neigte.

Mehr und mehr gelang es ihm, sie zu überzeugen, daß ein himmlischer Beruf ihm geworden sey, dem er genügen müsse. Hin- und hergerissen zwischen Zweifel und Glauben, zwischen

Digitized by Google

Furcht und Hoffnung, kam sie zur Hütte ihrer Mutter, wo sich Hanns von ihr getrennt.

Ach, es lag zentnerschwer auf ihrer Seele.

Die Mutter hatte mit wachsendem Verlangen ihrer Ankunft entgegengesehen. Die Kuh gab durch unverkennbare Laute ihren Hunger zu erkennen, und immer kam das Mädchen noch nicht.

„Wo sie doch bleiben mag?" sagte die Alte zu sich. „Sie sitzt gewiß wieder wo bei dem Träumer!"

Endlich sah sie Beide kommen, und ein tiefer Seufzer zeigte, wie sehr sie diese Liebe beklagte. Ihr einfacher Verstand schaute ruhig und klar die Verhältnisse an. Sie erkannte den Volksdruck, von dem Hanns so lebenvoll sprach. Sie beklagte ihn; aber die Mittel, welche Hanns wählte, ihn zu entfernen, billigte sie nicht, so wenig, als sie seine heftigen Schimpfreden billigen konnte, die er gegen den Bischof von Würzburg ausstieß. Ihr war er der geheiligtste Mann Gottes. Ihm gehorsam zu seyn, schien ihr die heiligste Pflicht. Binden und lösen konnte er aus heiliger Macht. Wer sich gegen ihn stemmte, der lehnte sich gegen Gott selber auf. Darum mußte Alles frevelhaft erscheinen, was Hanns redete und zu thun im Schilde führte.

Erst nachdem sie das Thier befriedigt und sorgfältig die Spuren ihrer Thränen vertilgt hatte, trat sie zur Mutter, um das Feuer des Herdes zu schüren, daran das Süpplein für die Alte kochte.

Ein Blick der Alten fuhr über das Antlitz des Mädchens, und er reichte hin, ihr die Spuren der Thränen zu verrathen, die Mariechen umsonst zu verbergen sich bemüht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Fortsetzung.)

Katte selbst vernahm sein Urtheil mit großer Standhaftigkeit So leichtsinnig er sich früher betragen hatte, so würdig erschien der zweiundzwanzigjährige Jüngling in den wenigen Tagen, die ihm jetzt noch zur Vorbereitung auf den Tod vergönnt waren. Der Gram, den er seinen Eltern und seinem Großvater durch das leichtsinnig heraufbeschworne Schicksal verursachen mußte, ergriff seine Seele mit Macht; die Briefe, mit denen er von ihnen Abschied nahm, waren von innigster Reue erfüllt. Demuthvoll bekannte er es, daß er in dieses Unglück gestürzt sey, weil er des Höchsten vergessen und nur nach irdischen Ehren gestrebt habe; daß er aber hierin nur die Liebe des ewigen Vaters erkenne, die ihn durch den dunkeln Pfad zum Lichte geführt. Am vierten November wurde er nach Cüstrin abgeführt. Es geschah auf Befehl des Königs, denn dieser wollte auch das härteste Mittel nicht unversucht lassen, das Herz des Kronprinzen zu erweichen. Unter den Augen des Letzteren, so hatte es der König ausdrücklich angeordnet, sollte die Hinrichtung des Freundes stattfinden. Der Morgen des 6. Nov. war zur Hinrichtung bestimmt. Der Kronprinz wurde genöthigt, an das Fenster zu treten, und rief, als er den Freund inmitten des militärischen Zuges zwischen zweien Predigern erblickte, hinab: „Verzeihe mir, mein theurer Katte!" — „Der Tod für einen so liebenswürdigen Prinzen ist süß!" erwiederte Jener. Dann schritt der Zug den Wall hinauf, und Katte empfing, von christlicher Tröstung gestärkt, den tödtlichen Streich. Aber die starke Natur des Kronprinzen erlag; Ohnmachten ergriffen ihn, und die Schale, die sein Herz umschlossen hielt, war gesprungen.

Aber noch schwebte das Schwert, welches Katte's Leben vernichtete, über dem Haupte des Kronprinzen; noch ließen die fortgesetzten Drohungen des Königs auch für den Letzteren das Schlimmste befürchten. Dringender und vielseitiger erhob sich, bei dem ungeheuren Aufsehen, welches seine Gefangennehmung in der ganzen Welt gemacht hatte, die Fürsprache für ihn. Schon im September hatte der König durch seine Gesandten ein Rundschreiben an die auswärtigen Höfe geschickt, um sie im Allgemeinen von dem geschehenen Schritte zu benachrichtigen und ihnen anzuzeigen, daß ihnen später, nach dem Schlusse der Untersuchungen, eine ausführliche Erklärung gegeben werden sollte. Kurz darauf aber, und zum Theil schon vor der Abfassung jenes Rundschreibens, erschienen Vorstellungen von verschiedenen Höfen, welche die Absicht hatten, den König zu einer milderen Ansicht der Sache zu stimmen. Zuletzt und mit besonderem Nachdrucke trat der österreichische Hof auf, der nun, da die Verbindung Preußens mit England einen augenscheinlichen Bruch erlitten hatte und vom Kronprinzen in dieser Beziehung wenig mehr zu befürchten schien, auch ihn, wie den Vater, durch das Gewicht seiner Vermittelung an seine Interessen zu knüpfen wünschte. Von größerer Bedeutung indeß war zunächst der Einspruch, den die würdigsten und vom Könige am meisten geschätzten Führer seines Heeres gegen das Bluturtheil, mit welchem der König drohte, erhoben. Auf die Erklärung zwar, daß der König nicht befugt sey, den „Kurprinzen von Brandenburg" ohne förmlichen Prozeß vor Kaiser und Reich am Leben zu bestrafen, erwiederte Jener, daß Kaiser und Reich ihn nicht abhalten dürften, gegen den „Kronprinzen von Preußen" in seinem souverainen Königreiche nach Belieben zu verfahren. Aber der Majoe von Buddenbrock entblößte vor dem Könige seine Brust und rief heldenmüthig aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf"

War die Stimme der Politik nicht ganz zu überhören, war die Stimme der Ehre für den kriegerischen König ein hochachtbarer Klang, so trat doch noch ein Drittes hinzu, welches mit ungleich größerer Gewalt sein Herz zur Gnade stimmte. Es war das Wort eines geringen Dieners, aber es brachte die so lang ersehnte Kunde von der Sinnesänderung des Sohnes.

Der Feldprediger Müller, der mit Katte von Berlin nach Cüstrin gegangen war und ihn zum Tode vorbereitet hatte, war zugleich durch den König beauftragt worden, nach Möglichkeit auch auf das Gemüth des Kronprinzen zu wirken und, wenn sich dieser zur Annahme seiner geistlichen Ermahnungen willfährig zeige, längere Zeit bei ihm zu bleiben. Der Kronprinz war nach jenem furchtbaren Schlage eines höheren Trostes nur zu sehr bedürftig. Der Feldprediger hatte ihm von Katte ein theures Vermächtniß überbracht, eine Reihe schriftlich abgefaßter Vorstellungen, welche dazu dienen sollten, den fürstlichen Freund auf den gleichen Weg des Heiles zu führen, als durch welchen er mit dem Leben versöhnt gestorben war. Diese Vorstellungen bestanden besonders darin, daß Katte sein Unglück als eine verdiente Strafe Gottes betrachtete, daß er den Kronprinzen beschwur, auch er möge hierin die Hand Gottes erkennen und sich dem Willen seines Vaters unterwerfen, besonders aber möge er dem Glauben an eine willkürliche Vorherbestimmung des Schicksals entsagen. Dies Letztere war der wichtigste Punkt, und auch der König hatte bereits vor Allem darauf gedrungen, daß der Prediger diese Glaubens-Ansicht des Kronprinzen mit allem Eifer bekämpfen möge. Denn der Prinz hatte sich, besonders durch Katte dazu verleitet — wie dies bereits früher angedeutet wurde, — jener Prädestinationslehre ergeben, welche bekanntlich durch die Calvinisten mit einer trostlosen Strenge vertreten wurde, welche die einzelnen Menschen als von Ewigkeit her zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt darstellte, und welche somit in der Sünde keine Schuld des menschlichen Herzens anerkennen konnte. So hatte auch Friedrich Alles, was er bisher gethan, nur als die Fügung eines ihm fremden Schicksals betrachtet. Jetzt aber war sein Gemüth einer wärmeren Ansicht geöffnet; zwar stritt er noch längere Zeit mit eifrigen Gründen zur Vertheidigung seines alten

Digitized by Google

Glaubens, aber endlich siegte die bibelfeste Beredtsamkeit des Predigers. Er fühlte sich überwunden und klagte, daß ihn jetzt seine Gedanken verließen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Leiche als Mörder.) Vor einigen Wochen starb in einem bei Gerdauen in Preußen gelegenen Dorfe ein Bauersmann, dessen Hütte nur seine Frau mit ihm als Bewohnerin theilte. Die Leiche wurde bis zur Beerdigung auf ein Hängewerk in eine Nebenkammer des Häuschens, wie man solches überall in Bauernwohnungen findet, gelegt. Die Wittwe fürchtete sich, mit der Leiche ihres Mannes unter einem Dache zu bleiben, und begab sich daher zu dessen in demselben Dorfe wohnenden Bruder. Am andern Morgen begiebt sich die Wittwe nach ihrem Wohnhause. Sie findet die Thüre offen, zu ihrem Schrecken den Kasten erbrochen. Ihre Baarschaft ist weg! Sie wankt bestürzt in die Kammer und ist dem Zusammensinken nah, als sie hier auch die Leiche vermißt. Die im Fußboden angebrachte Kellerthüre ist offen. Sie faßt Muth, zündet Licht an und steigt in den Keller hinab. Was findet sie hier? zwei Leichen, ihren Schwager todt, neben ihrem Manne, und daneben ein paar Speckseiten. Die Untersuchung führte mit ziemlicher Gewißheit auf folgende Vermuthung: Der Schwager wollte den eigenmächtigen Erben spielen. Nachdem er das Geld hatte, gelüstete ihm auch nach den Speckseiten, die über dem Hängewerke, worauf die Leiche ruhte, auf einem Brette lagen. Er stieg auf das Hängewerk, um sie bequemer zu langen; dieses konnte die doppelte Last nicht tragen, die Stricke rissen und die beiden Brüder fielen auf die darunter befindliche Kellerthüre, welche morsch und in verrosteten Angeln bald nachgab, so daß der Sturz noch weiter in die Tiefe ging und zu der einen Leiche noch die zweite hinzufügte. Der Todte hatte auf eine fürchterliche Weise noch sein Hausrecht gehandhabt und das rechtmäßige Eigenthum seiner hinterlassenen Frau beschützt.

(Schwefel-Aether-Einathmungen gegen die Cholera.) Der „Précurseur d'Anvers" vom 26. d. M. sagt: Hr. Bruno Taron, Militär-Arzt in der türkischen Armee und früher Inspektor der Hospitäler in Syrien und Aegypten, befand sich 1837 während des Cholera-Ausbruches in Marseille. Auch er wurde in der Nacht von ihr ergriffen, ohne irgend ein Mittel oder irgend eine Bedienung im Hause zu haben, da seine ganze Familie aus Furcht die Stadt geflohen hatte. In dieser Angst findet er nichts auf seinem Zimmer, als eine große Flasche Schwefel-Aether, den er so viel als möglich einzunehmen suchte. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Symptome geringer, warmer Schweiß stellte sich statt des bisher kalten ein, und von einem sehr tiefen Schlafe befallen, fand er sich bei'm Erwachen nach sechs Stunden zwar sehr schwach, allein von der Cholera befreit. Diese Erfahrung des Hrn. Taron soll nach der Aussage eines andern Arztes zu Antwerpen nicht vereinzelt dastehen. (Magdeb. Z.)

Die Nürnberger haben die Lehrstelle der englischen Sprache an der dortigen Handelsschule mit einem Gehalt von 200 Gulden ausgeschrieben. Der Verkehr des Nürnberger Handelstandes mit England scheint demnach nicht bedeutend zu seyn. Wenn ein englischer Nachtwächter Lust hat, kann er sich melden. (Dorfz.)

Hofrath Eichstädt in Jena hat zum dritten Male ein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, diesmal sein Jenenser Professorjubiläum. Von allen Seiten, von Behörden, Universitäten, Schulen und Lehrern waren Gratulationsschreiben eingelaufen. Pforta sandte seinem ältesten Schüler eine silberne Ehrenmedaille als praemium studii frugiferi. Zum Beweis wurden seine opuscula oratoria herausgegeben. Prof. Reinhardt in Hildburghausen, einer der treuesten Schüler des Jubilars, schildert dessen Lehrweise und Disziplin. (Dorfz.)

(Posen, 21. Oct. — Bresl. Z.) In Obrzycko sind dreißig Gebäude abgebrannt. Menschen sind dabei nicht verunglückt; die Rettung zweier Kinder verdankt man einem Posener Juden, Mitglied des Rettungsvereins, Moritz Beisk, welcher mit Todesverachtung in die Flammen drang und die Kinder hervorholte, während schon seine Kleidung vom Feuer ergriffen ward. Der Retter lehnte edelsinnig jeden Dank und jede Belohnung ab.

(Edenkoben, 27. Oct. — Edenk. W.) Der neue Wein wird in hiesiger Gegend bis jetzt zu 30 bis 50 fl. per Fuder verkauft, wobei aber zu bemerken ist, daß mancher Producent aus Mangel an Platz und Gefäßen zum Aufbewahren zum Verkaufen genöthigt gewesen ist.

(Vermuthliche Witterung im November 1847.) Im Besondern anfangs gelind, stürmisch, abwechselnd mit Regen vom 1. bis 6., zuletzt da und dort auch Schnee, darauf abwechselnd hellere und dunstige Witterung. Morgens kalt vom 7. oder 8. bis 14., doch etwas wärmer am 11., 12. Vom 15. bis 18. leicht stürmisch, gelind und regnerisch, dann vom 19. bis 22. heller und zum Theil kalt, im Uebergang zu Schnee geneigt, vom 23. bis 25. regnerisch und rauh, dann am 26., 27. trüb und wärmer, endlich am 29., 30. gelind, Regen und abwechselnd heller Himmel. — Im Allgemeinen bei niederm Barometer und vorherrschenden Südwestwinden gelind und stürmisch, wenig Schnee und Kälte, aber mehr Regentage und nasser als October. (Zeus.)

Der „Stuttg. Beob." macht folgende sehr richtige Bemerkung: „Jene alte Unsitte der Deutschen, die abgeschmackte Vorliebe für alles Das, was außerhalb des Vaterlandes Sitte ist, scheint so ziemlich im Verschwinden zu seyn: nicht dasselbe aber, wie in Betreff dieser Ausländerei für das Ausland, kann man von der Ausländerei gegen das Inland rühmen. Diese letztere ist so bedauerlich als jene erstere. Noch immer dünkt sich jeder kleine Staat besser als sein Nachbar; und Vorliebe oder Abneigung gränzt sich nach den Hund- und Pfuhl-Farben ab. Wie sollen da deutsche Fragen gemeinsam behandelt werden? Der schlimme Dämon, welcher aller Gemeinsamkeit entgegentritt, ist diese Ausländerei im Inland, die man freilich in der Regel als überwunden darstellt: aber während man von Ueberwundenseyn spricht, wackelt hinten der Zopf auf dem Rücken."

Der gewerbtreibende Stand Weimar's.

Eine Entgegnung.

Der unbekannte Hr. Verfasser der Korrespondenz in 237 d. Bl. spricht über den Gewerbstand Weimar's ein im Allgemeinen sehr ungünstiges Urtheil aus. Unterzeichneter, der seit Jahren Gelegenheit hatte, die gewerblichen Verhältnisse Weimar's kennen zu lernen, ist über dieselben anderer Ansicht, und da er den Gewerbstand Weimar's ehrt und achtet, da er weiß, daß diesem Stande eine ungünstige Beurtheilung, in einem vielgelesenen Blatte ausgesprochen, eben nicht gleichgültig seyn kann, so wagt er es, seine Ansicht auszusprechen. — Der hiesige Gewerbstand hat sich keineswegs, wie der Hr. Verfasser jener Korrespondenz behauptet, vor der Eröffnung der Eisenbahn mit wenig Ausnahmen recht „behaglich und wohlig" befunden; es sind im Gegentheil die recht behaglichen und wohligen Existenzen eine Ausnahme gewesen, so wie sie es noch sind. Nicht nur die Zahl der Schneider und Schuhmacher,

Digitized by Google

sondern auch vieler andern Handwerker stand seit lange in Mißverhältniß zur Einwohnerzahl, und nicht die wenigsten, sondern die meisten Handwerkersamitien hatten mit Sorgen für ihre Sudsistenz zu kämpfen. Wenn daher auch die Eröffnung der Eisendahn auf die hiesigen gewerblichen Verhältnisse von Einfluß gewesen ist, so kann doch dieser Einfluß nicht darin bestehen, daß sie behagliche und sichere Existenzen plötzlich zu sorgenvollen und gefährdeten umgewandelt habe. — Daß der Hof und seine Umgebung Manche ernährt, ist wahr; allein der Hof bezieht auch einen nicht geringen Theil seiner Bedürfnisse vom Auslande, und seine Anwesenheit selbst hat doch auch dazu beigetragen, die Anzahl der Gewerbsleute, und folglich die Concurrenz, zu vermehren. — „Speculativ“ sind die hiesigen Gewerbsleute, so gut sie können; man kann aber nicht gut ohne Mittel, und eben an Mitteln fehlt es hier. — Daß einzelne der hiesigen Gewerbtreibenden theure und schlechte Waare führen und ihren Kunden „kurz gebunden“ und grob begegnen mögen, kann wohl seyn. Solcher Subjecte gibt es ja überall. Gerade hier aber gibt es ihrer vielleicht verhältnißmäßig weit weniger, als in vielen andern Städten. Es wird, wenn auch unabsichtlich, eine Ungerechtigkeit begangen, wenn ein Urtheil, das nur von einzelnen Wenigen gilt, auf Alle oder doch auf eine Mehrzahl ausgedehnt wird. Der bei weitem größere Theil der hiesigen Gewerbtreibenden bedient seine Kunden billig, gut und höflich, wie Jeder leicht erfahren kann, der hier etwas kauft. Es mag zwar seyn, daß dieser oder jener einzelne Artikel in benachbarten Städten billiger und besser zu haben ist — ein solches Verhältniß kommt überall vor — die meisten aber wird der hiesige Gewerbstand eben so gut und billig, manche sogar noch billiger und besser liefern, als andere Städte. Es ist zwar wahr, daß manche hiesige Einwohner, namentlich seit Eröffnung der Eisendahn, Vieles in andern Städten und im Auslande kaufen; die Schuld hieroon liegt aber in den meisten Fällen nicht an einem Mangel an Tüchtigkeit und Redlichkeit seitens der hiesigen Verkäufer, sondern an einem Vorurtheile für fremde Waaren seitens der Käufer. Dieses Vorurtheil ist ja ein ächt deutsches. Gerade dieses Vorurtheil ist es auch, was dem hiesigen Gewerbstande einen großen Theil der zur Speculation nöthigen Mittel vorenthält, und wenn er ja in einigem Bezuge mit fremden Gewerbständen nicht gleichen Schritt hält, so kann er es namentlich wegen eben jenes Vorurtheils nicht. Es gibt hier viele außerordentlich geschickte Gewerbtreibende, welche gezeigt haben, daß sie das Brauchbarste und Schönste zu leisten vermögen, daß sie Bedürfnisse und Geschmack der Zeit kennen und mit der steigenden Vervollkommnung ihres Gewerbes Schritt zu halten suchen. Die Verhältnisse Weimar's gestatten ihnen aber nicht immer, das Glänzendste und Beste der in ihr Fach einschlagenden Waaren zu arbeiten oder vorräthig zu halten, denn solche Waaren werden hier selten gekauft und noch seltener angemessen bezahlt. — Wenn, wie der Hr. Verf. jener Korrespondenz befürchtet, unter dem hiesigen Gewerbstande das Proletariat bedeutend im Zunehmen begriffen ist, so möchte die Schuld davon wohl am wenigsten an diesem Gewerbstande selbst liegen.

Dr. Robert Hase.

Korrespondenz.

Coblenz, 28. Oct.

Selbst in trüber Stimmung, begegnete ich heute auf dem Wege nach dem hiesigen Kirchhofe einem Leichenzuge. Die außergewöhnliche Größe dieses Conducts mußte nothwendig meine besondere Aufmerksamkeit darauf hinlenken. Diese wurde um so mehr gesteigert, als ich keinen Geistlichen dabei sah, um die Leiche der geweihten Erde zu übergeben. Ich war daher sehr gespannt, zu erfahren, welcher Confession der Verblichene angehöre. Von einem unparteiischen gebildeten Manne wurde mir nun erzählt, daß diese Leiche einem Manne angehöre, welcher zu den rechtlichsten und ehrenhaftesten der Stadt Coblenz zähle, ein Wohlthäter der Armen und die Stütze des Mittelstandes der hiesigen Stadt gewesen sey. In seiner Stellung als Landrentmeister der hiesigen Regierung, die er schon über 30 Jahre auf das ruhmvollste bekleidete, habe er keine Gelegenheit verabsäumt, alle Tugendeigenschaften, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, zu bewähren. Er heiße Johann Jacob Zweifel und sey schon unter der französischen Herrschaft in dem Verwaltungsfache angestellt gewesen. Die katholische Geistlichkeit hätte diesem Ehrenmanne die ritualischen Functionen nach langen Deliberationen aus dem Grunde, zum großen Leidwesen der achtbaren Familie, auf das hartnäckigste verweigert, weil derselbe längere Zeit an der heiligen Communion keinen Antheil genommen habe. Der Leichen-Conduct bestand aus den ersten Notabilitäten der Stadt, denen sich zwanzig Wagen und eine unabsehbare Menge Bürger anschlossen. Am Schlusse folgte eine große Zahl Armer, welche das zu frühe Hinscheiden ihres Wohlthäters weinend beklagten. Auf dem Kirchhofe angelangt, hielt Hr. Steuereinnehmer Reif eine kurze, sehr ergreifende Rede und die hiesige Liedertafel stimmte mehrere so tief ergreifende Gesänge an, daß ich mich der Thränen nicht enthehren konnte. Ruhe der Verblichene in Frieden! Gottes Barmherzigkeit wird ihm die Erde leicht machen, die ihm Intoleranz schwer gemacht haben will. Friede der Asche dieses edeln Mannes, den sein König mit dem rothen Adlerorden geziert hatte.

Darmstadt, 28. Oct.

Voegestern hat die Weinlese zu Heppenheim theilweise begonnen; es war eine Lust, den regen Fleiß der mit dem Einsammeln der Trauben beschäftigten Landleute zu sehen und die Freudenschüsse zu hören, welche von den nahen Bergen und von der altehrwürdigen Starkenburg herüber im Echo sich vervielfachten. An Trauben ist durchaus kein Mangel, im Gegentheil die Lese eine reichliche zu nennen und auch in Ansehung der Güte bis zu einem gewissen Grade gar nicht zu verschmähen. Trauben von angenehmem, ziemlich süßem Geschmack sind keineswegs selten, und die Winzer der Bergstraße dürfen daher mit Grund der Hoffnung Raum geben, daß sie einen leidlich trinkbaren Wein erhalten werden, besonders wenn sie bei dem Keltern mit Vorsicht und Auswahl zu Werke gehen, wie Hr. L. Franck, Besitzer des sehr besuchten Gasthauses „zum halben Monde“ in Heppenheim zu thun gesonnen ist, der seine Weinlese einige Tage später beginnen lassen wollte. Andere erfahrene Winzer, die mit ihm gute Lagen, wie im Steinkopfe besitzen, werden ohne Zweifel dasselbe thun. Kurz, der reiche Erntesegen des Weinstocks in der Bergstraße ist keineswegs verloren, sondern dürfte immer noch als ein ziemlich dankenswerther Ertrag betrachtet werden können.

Worms, im Oct.

Ich würde Hrn. Dr. März auf seinen Ausfall in Nro. 294 Ihres Journals nicht geantwortet haben, wenn derselbe nicht den Kunstgriff gebraucht hätte, seine persönliche Empfindlichkeit zur Sache des schönen Geschlechtes zu machen und da, wo er sich verletzt fühlt, Zetee zu schreien über verletzte Rücksicht gegen Damen. Oder zählt Hr. März etwa zum schönen Geschlecht? Ich hatte meinen durchaus nicht verletzenden Bericht in guter Meinung geschrieben und war daher sehr erstaunt, als ich die angeregte Erklärung las, die Hr. März durch zahlreiche Tendenzvisiten im Publikum unterstützte. Dadurch wurde ich denn veranlaßt, mich näher zu erkundigen und hörte hier, daß die Vorlesungen des Hrn. März allerdings den Verdacht der Ironie rechtfertigten. Hr. März, der schon voriges Jahr mit dem Plan umging, ein neues Blatt zu gründen, scheint drei diesen Bestrebungen nicht den seinen Talenten gebührenden Antheil gefunden zu haben. Er etablirte daher die genannten Vorlesungen, deren Tendenz ist, in Socratischer Manier, wie Hr. März damals bemerkte, d. h. auf dem Wege der Unterredung, den Geist unserer liebenswürdigen Wormserinnen zu bilden. Er scheint jedoch auf diesem Wege kein besonderes Glück zu haben. Entweder ist er kein Socrates, oder walten sonst Verhältnisse ob, kurz, es cursiren eine Unzahl von Anecdoten über die Resultate, die Hr. März auf Socratischem Wege erzielt, Anecdoten, die seine schönen Zuhörerinnen lachend aller Orten erzählen. Wenn Hr. März es wünscht, so bin ich im Stande, das Feuilleton eines Journals ein ganzes Jahr mit Socratischen Unterhaltungen zu bereichern, über die das Publikum alsdann selbst urtheilen kann.

Der Einsender des Artikels in Nro. 288 des Frankf. Journals.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Nov. Erziehungsresultate, oder: Gutes und schlechtes Ton, Lustspiel in 2 Abth., von Carl Blum. Die zu diesem Stück gehörige Musik ist von Hrn. Chordirektor Baldenecker. — Hierauf: Erste Vorstellung von Mad. Finart-Trabattoni und Hrn. Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid: 1) Großes Pas de deux, getanzt von Hrn. und Mad. Finart in der großen Oper in Paris in: „Die Jüdin“, von Halevy. Hierauf: Die Zerstreuten, Lustspiel in 1 Act, von Kotzebue. Zum Schluß: 2) Steyerischer National-Pas, getanzt von Hrn. und Mad. Finart.

Mittwoch, 3. Nov. Der Weltumsegler wider Willen, Posse in 3 Abth., von Räder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 304. Donnerstag, den 4. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

„Gewißlich hat er Dir wieder von seinen Träumen und Erscheinungen vorgefabelt?“ fragte die Alte.

Marie schwieg und senkte tiefer das schöne Haupt.

„Nun,“ fragte die Mutter, „ist's nicht so?“

„Ach, liebe Mutter,“ sagte sie bittend, „er träumt ja nicht. Die heilige Jungfrau —“

„Siehst Du, da ist wieder sein Hochmuth, der sich für den Erwählten hält und oben hinaus will. Nur mit den reichen Leuten, dem Pfarrer und dem Ritter pflegt er Umgang. Ist es ein Wunder, daß es ihm hier nicht mehr, nicht mehr bei Dir gefällt?“

„Hoch hinauf, geht tief hinab. Mädchen, bedenk's, daß er Dich nicht mitreißt in seinen Fall! Die heilige Jungfrau sey ihm erschienen? Ja, ihm, dem Kuhhirten, erscheint gleich die heilige Jungfrau, als ob's keine Nonnen, keine heiligen Himmelsbräute, keine frommen Brüder und Geistliche, keine Bischöfe und Erzbischöfe mehr gäbe! Einem Narren soll er's weiß machen, mir nicht! Da sagt er, die heilige Jungfrau habe ihm gesagt, er solle predigen, daß sich das Volk bewaffne und aufstehe gegen den Bischof, der das Volk scheere und mit der Wolle sich weich bette. Glaubst Du Das, daß sich die heilige Jungfrau in Welthändel mische und die heiligen Bischöfe hänselt und zu Blutvergießen räth? Es ist meiner Lebtage nicht wahr!“

„Er lügt nicht, Mutter!“ sagte mit bittern Thränen das arme Mädchen.

„Glaub's auch, Kind,“ erwiederte die Alte; „aber er ist verrückt und meint, was er träume, sey wahr. Wovon das Herz voll ist, träumt die Seele, und die reichen Leute, die Freibauern, Ritter und selbst unser Pfarrer gebrauchen ihn, daß er für sie die Kastanien aus dem Feuer hole; er verbrennt sich die Finger und sie essen sie!“

„Ach Mutter, Mutter, scheltet ihn keinen Narren, er redet so klug; er predigt besser, als der Pfarrer —“ rief das Mädchen.

„Glaub's wohl,“ entgegnete die Mutter. „Das sind Gaben, die hat er; aber hast Du den tollen Andres nicht gekannt, der auch in dem Gewässer umgekommen ist? Sprach der nicht auch klug? aber wenn er darauf zu reden kam, er sey der Papst, so war er ein Narr, wie Einer. Es giebt ja Narren, die nur Ein Steckenpferd reiten, sonst ganz gescheute Leute sind! Es ist vielleicht noch Zeit. Warne, warne ihn!“

„Ach, liebe Mutter, ich that's ja — aber —“

„Aber? Gelt! Da hat's gehapert? Da ist er wieder in die Gerstenflur gerathen, wenn Du in's Kornfeld wolltest? Es sitzt zu fest bei ihm. Ich bleib' bei meinem Grundsatz: Einer Geis gehört kein langer Schwanz, sonst hätt' ihr unser lieber Herr Gott schon einen gemacht.“

„Ach, Mütterlein, seyd nicht so hart!“ flehte Marie. „Er ist nicht stolz. Es ist kein Hochmuth. Wenn Das geschehen ist, wozu ihn die heilige Jungfrau berufen hat, so nimmt er wieder den Ringelstock, Pfeife und Handpauke und heirathet mich. —“ Sie erröthete bei diesen Worten und sah unter sich. —

„Wenn und Aber!“ rief die Mutter. „Das sind die Halsbrecher in dieser Welt. Brauchst nicht roth zu werden, armes Kind; das ist Gottes Wille und Ordnung so, und ist so gewesen seit Anno 1. Das gefällt mir nicht, daß er sich hinter die vermaledeiten Wenn und Aber verkriecht, wie ein Hamster in seine Höhle. Immer und ewig kommt er wieder auf sein altes Lied von seinem heiligen Berufe. Das Ende wird seyn, daß er erhöhet wird, wie der Haman, von dem der Bruder Capistranus erzählte.“

Marie erbebte und brach schier zusammen.

Erst jetzt merkte die Mutter, wie sie ihr armes Kind gefoltert hatte, und das weiche Mutterherz mußte bereuen, was sie gesagt.

„Ihr könntet so glücklich seyn,“ sagte die Mutter. „Das Hirtenlohn reichte hin, Euch zu ernähren, und im Winter verdiente er schweres Geld durch Pfeife und Handpauke. Das Pfeiferhännslein hat einen guten Ruf im Lande weit und breit und ist gerne gesehen. Klein und rein, bauet das Häuselein.“

„Möchte er doch das ein Mal von Euch hören!“ sagte bittend das arme Mädchen.

„Sag' das ihm, Kind! Dir steht's zu, und Dich hört er an. Wenn ich anfange, geht er durch.“

„Ich kann nicht!“ war Mariens thränenbegleitete Antwort.

„Was? kann nicht?“ rief die Mutter, die nun alsbald wieder in ihre alte Rolle fiel. „Du meinst in Deiner Einfalt, er sey ein Heiliger, am End' ein Herrgott? Guckst an ihm hinauf, als stünd' er über Dir? Da hab' ich's mit meinem Peter (Gott häb' ihn selig!) anders gehalten. Wenn der einen Bocksprung machen wollte, da hab' ich ihm den Kopf gewaschen, und gleich war er wieder im alten Gleise. Was soll's mit Eurer Ehe werden, wenn das so geht? So zimperlich, als sey er ein Graf! Der hackt Dir noch das Mus auf dem Kopfe. Nein, wenn Du eine Lehre von der alten Mutter annehmen willst, so ziehe Dir ihn bei Zeiten. Die Männer müssen gehorchen, sonst ist der Teufel los im Hause. Sie müssen gehorchen; aber merken dürfen sie das nicht. Sie müssen nach der Pfeife der Frau tanzen, ohne daß sie es klingen hören. Mein guter Peter (Gott hab' ihn selig), Dein guter Vater, war auch ein Mann, groß wie der Hanns, aber er hörte auf's Wort, und ich hatte alle Tage Recht.

Digitized by Google

„Stelle Dich zornig und bös, Mariechen. Weine ein Mal ein Stück. Hilft das nicht, so bitte und flehe; geht's so nicht, so zanke; bleibt auch das ohne Frucht, so thue, als habest Du ihn nicht mehr lieb und scherze mit einem andern Mueschen. Das hilft gewiß, und so gelingt es Dir, ihn abzubringen von seinem tollen, unglückseligen Wege, dessen Ende nur Verderben seyn kann. Folge meinem Worte, Du wirst es nicht zu bereuen haben."

Gesenkten Hauptes und schweren Herzens verließ das Mädchen die Mutter. Ihre Liebe war ihr Leid, und doch konnte sie nicht von ihm lassen, nicht thun, was die Mutter rieth. Er war so gut, so liebevoll heute wieder gewesen. Nein, er log nicht. Was ihn bewegte, war höhere Eingebung. Die Mutter begriff und faßte es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen.

(Schluß.)

Nachdem der Kronprinz seine Kräfte wieder zusammengerafft, war seine erste Aeußerung, daß er also selbst schuld sey nicht nur an seinem eigenen Unglücke, sondern auch an dem Tode seines Freundes. Der Prediger bejahte dies; er ließ ihn absichtlich die ganze Größe seiner Schuld ins Auge fassen, aber er verwies ihn zugleich auch an die göttliche Gnade, welche größer sey als alle Schuld. Aber nun meinte der Kronprinz, wenn Gott ihm auch vergeben werde, so habe er doch den König in einem Maße beleidigt, daß er von diesem keine Verzeihung hoffen könne, und gewiß sey der Prediger nur in der Absicht gesandt, auch ihn, wie Katte, zum Tode vorzubereiten. Es kostete jenem große Mühe, einen solchen Verdacht abzuwenden; nur durch ein starkes Gebet, gemeinschaftlich mit dem Kronprinzen, vermochte er dem Letztern seine Fassung wiederzugeben. Der Prinz bat den Prediger, er möge seine Wohnung auf dem Schlosse nehmen, damit er ihn möglichst viel bei sich sehen könne. Müller erhielt darauf ein Zimmer über dem des Prinzen, und dieser gab ihm, oft schon des Morgens früh um 6 Uhr, das Zeichen, daß er kommen möge. Einst hatte ihm der Prediger ein geistliches Buch mitgetheilt; als er es zurück empfing, fand er darin im Deckel einen Mann gezeichnet, der unter zwei gekreuzten Schwertern kniete, und darunter die Worte des Psalms: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Trost und mein Theil."

Der Prediger sandte in den ersten Tagen nach Katte's Hinrichtung täglichen Bericht an den König über die Sinnesänderung des Kronprinzen. Aber er fügte auch hinzu, daß der Prinz wegen seiner anhaltenden Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit fallen dürfte, und er bat den König, dem Sohne das Wort der Gnade nicht mehr lange vorzuenthalten. Der König verlieh dem Prediger ein geneigtes Gehör. So durfte dieser denn schon am 10. Nov. dem Prinzen die Mittheilung machen, daß der König ihm zwar noch nicht gänzlich verzeihen könne, daß er aber des scharfen Arrestes entlassen werden und sich nur innerhalb der Festungsmauern halten sollte, und daß er fortan als Rath in der neumärkischen Kammer zu Cüstrin werde beschäftigt werden. Die Erscheinung der väterlichen Gnade erschütterte den Kronprinzen so, daß er an der Wahrheit der Nachricht zweifelte und die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte; nur erst der Anblick des königlichen Handschreibens an den Prediger konnte ihn davon überzeugen. Zugleich aber hatte der König verlangt, der Kronprinz solle vor einer besonders dazu verordneten Deputation einen Eid ablegen, daß er seinem Willen und Befehle in Zukunft den strengsten Gehorsam leisten und Alles thun werde, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohne zukomme; er hatte ihn nachdrücklich auf die Bedeutung eines Eides aufmerksam machen lassen und hinzugefügt, daß, wenn er den Eid je brechen sollte, er sein Recht auf die Thronfolge, vielleicht auch das Leben verlieren würde. Der Kronprinz erklärte sich zu diesem Eide bereit; ließ aber auch den König ersuchen, ihm denselben zuvor zukommen zu lassen, damit er seinen Schwur vollkommen in Erwägung ziehen und mit wahrer Ueberzeugung aussprechen könne. Der König gewährte die Bitte.

Bis die Einrichtungen zur Aufnahme des Prinzen in das Kammer-Collegium und zu seiner künftigen Wohnung fertig waren, blieb er noch im Gefängnisse und fuhr mit dem Prediger in jenen erbaulichen Betrachtungen fort. Am 17. Nov. kam endlich die vom König verordnete Deputation in Cüstrin an. Nachdem Friedrich vor derselben den Eidschwur abgelegt, erhielt er Degen und Orden zurück, ging zur Kirche und nahm das Abendmahl. Der Hofprediger hatte mit Beziehung auf das Schicksal seines hohen Zuhörers zum Texte der Predigt die Worte des Psalmes gewählt: „Ich muß Das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern." Dann schrieb Friedrich noch einen besondern Brief an den König, in welchem er seine Unterwerfung bekannte, noch einmal um Verzeihung bat und die Versicherung gab, daß es nicht die Beraubung der Freiheit, sondern die Aenderung seines eigenen Sinnes gewesen sey, was ihm die Ueberzeugung seines Fehltrittes gegeben habe. Noch aber hatte der König nur erst dem Sohne, nicht dem Oberstlieutenant Friedrich vergeben; eine Uniform durfte er noch nicht tragen, sondern nur ein einfaches bürgerliches Kleid, hellgrau, mit schmalen silbernen Tressen. Doch ließ er den König durch den Feldprediger Müller, der jetzt wieder nach Berlin zurückkehrte, bitten, er möge ihm zu dem Degen, den er ihm zurückgegeben, doch auch ein Portepée verstatten. Als der König diese Bitte des Sohnes vernahm, rief er in freudigster Ueberraschung aus: „Ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut!"

Allgemein war die Freude, als die Begnadigung des Kronprinzen bekannt ward; die große Furcht, die man längere Zeit für sein Schicksal gehegt, hatte ihn dem Volke nur noch werther gemacht, als er es bereits früher war. Die österreichische Partei sorgte indeß nach Kräften dafür, dem kaiserlichen Hofe das Verdienst der Begnadigung zuzuschreiben. Auch mußte der kaiserliche Gesandte, Graf Seckendorf, den König ohne sonderliche Mühe dahin zu bewegen, daß er in seiner Antwort auf des Kaisers Verwendungsschreiben es geradezu aussprach, daß der Kronprinz seine Begnadigung nur dem Kaiser zu verdanken habe und daß er nur wünsche, der Kronprinz möge sich für eine so liebevolle Verwendung stets dankbar erweisen. Zugleich wurde Friedrich selbst zu einem Dankschreiben an den Kaiser veranlaßt, worin er dieselben Ansichten aussprechen mußte. Auch war es Seckendorf, auf dessen Rath der König dem Kronprinzen jenen Eid hatte abnehmen und die Beschäftigung desselben in Cüstrin für die nächste Zukunft bestimmen lassen. In dem öffentlichen Rundschreiben jedoch, welches der König den verschiedenen Höfen über die Begnadigung des Kronprinzen mittheilte, führte er als den Grund der letzteren nur die eigne königliche Gnade und väterliche Milde an.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 26. Oct.) Als ein Curiosum, wie bei uns für die Festhaltung an deutschem Wesen auch in Kleinigkeiten gewirkt wird, mag hier die Mittheilung eine Stelle finden, daß vor kurzem aus dem Ministerium des Innern ein Circular-Rescript an alle Regierungen erlassen worden ist, welches denselben aufgibt,

Digitized by Google

darüber zu wachen, daß von den Ortspolizeibehörden bei der Concessionirung von Gasthäusern ꝛc. unter keiner Bedingung mehr die Annahme fremdländischer Titel gestattet werde, selbst das Wort hôtel soll künftig durch „Hof" ersetzt werden, so daß wir also nun neben unserem hiesigen british hôtel, hôtel du Nord ꝛc. wohl bald einen „englischen Hof", „nordischen Hof" ꝛc. erhalten werden.

Die Times vom 28. Oct. enthält einen langen Artikel über das Reiseabenteuer eines Doktor Heinrich King, Mitgliedes der Universität Oxford (Fellow of Wadham College), der, wie sich unsere Leser erinnern werden, am 27. in Rheims verhaftet wurde, weil man ihn mit einem gleichnamigen Juden verwechselte, der in Wiesbaden allerlei Schwindeleien getrieben und einen betrügerischen Bankerott gemacht hatte. Er blieb einige Tage in Haft, wurde dann aber wieder frei gelassen, weil durchaus nichts gegen ihn vorlag und seine Papiere in größter Ordnung waren. Er hat sich nun in Paris bei dem englischen Gesandten und dem Minister des Innern über das ihm zugefügte Unrecht beschwert, was ihm freilich nichts helfen wird. Die Times knüpft hieran manche ergötzliche Bemerkung über das Paßwesen in den Staaten des Kontinents. Sie hätte nur nicht vergessen sollen, daß man in England gerade eben so unschuldig ins Gefängniß kommen kann, wie es z. B. noch vor kurzem dem Hrn. Ellermann aus Antwerpen gegangen ist, der mehrere Tage in England im Gefängnisse saß, weil der Dolmetscher der türkischen Gesandtschaft ihn der Falschmünzerei beschuldigt hatte.

(Posen, 26. Oct.) Unsere Zeitung enthält eine Warnung von Seiten des Oberpräsidiums des Großherzogthums vor leichtsinniger Auswanderung, indem kürzlich der Fall vorgekommen ist, daß 10 Familien, 40 Köpfe stark, aus Lobsenz ohne Legitimation und Mittel in Hamburg ankamen, um nach Amerika auszuwandern, und sich dabei auf ein (ungegründetes) Gerücht beriefen, daß die Auswanderer kostenfrei von Hamburg nach Amerika befördert würden.

(Berlin. — Berl. Z.) Einige hiesige Einwohner bemühen sich eifrigst, eine gewisse Lynchjustiz hier einzuführen. So hatten die Anwohner des Viehmarkts vor einigen Tagen das empörende Schauspiel, einen Menschen, der sich einen Diebstahl soll zu Schulden haben kommen lassen, von nervigen Volksfäusten gepackt, auf den öffentlichen Markt führen, dort auf eine bereitstehende Bank niederstrecken und mit einem schweren Kantschu aushauen zu sehen. Einen ehemaligen Handlungsdiener, der auch einen Diebstahl in jener Gegend verübt haben soll, traf ein ähnliches Loos, bei welchem nur der Unterschied obwaltete, daß man ihn in der Behausung eines dieser Volksjustiz huldigenden Mannes derb aushieb, jedoch im Beisein einer ziemlich großen Menschenmenge. Auf öffentlicher Straße hatte er schon viele Püffe und Stöße von dem Volke erleiden müssen.

(Köln, 28. Oct. — Mannh. Journ.) Für die Bemühungen des österr. Lloyd in Sachen der ostindischen Ueberlandpost ist es vielleicht ein günstiges Ereigniß, daß ein so energischer und thätiger Concurrent, wie Lieutenant Waghorn, sich von diesem Geschäftszweige zurückzieht. Das Haus Waghorn u. C. zeigt in den engl. Journalen an, daß ihre Firmen in England, Indien u. s. w. mit dem 24. Decbr. aufhören, da die Halbinsel- und oriental. Comp. ihr Geschäft in Beförderung der Pakete über Land unnütz gemacht habe. Hr. W. fügt hinzu, daß, nachdem er die Ueberland-Route eröffnet und 20 Jahre dem Publikum die vortheilhaftesten Dienste geleistet, er diese Anzeige mit dem tiefsten Bedauern mache.

In einem Leipziger Blatte macht Hr. Kunze, ein Jugendfreund Körner's, über Körner's berühmte Schlachtlieder einige Mittheilungen, die zu interessant sind, um in einem kleinen sächsischen Blatte versteckt zu bleiben. Er erzählt, daß Körner Lützow's wilde verwegene Jagd am 24. April 1813, und zwar in Leipzig auf dem Schneckenberge (einem künstlichen Hügel der Promenade) gedichtet habe, am lützener Schlachttage (2. Mai) den schönen Mannestrost „Herz, laß dich nicht zerspalten", in der Nacht vom 17. zum 18. Juni, als er verwundet und hülflos im Zschocher'schen Holze bei Leipzig lag, das Gedicht: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben", und ein paar Stunden vor seinem Tode das Schwertlied, seinen Schwanengesang.

Der Componist Jähns in Berlin lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein Häuschen in dem Dorfe Klein-Hosterwitz bei Pillnitz, in welchem C. M. v. Weber fünf Sommer hindurch gewohnt und den Freischütz seinem größten Theil nach, Preziosa und Euryanthe ganz vollständig und außerdem eine große Zahl der schönsten Lieder geschaffen hat. Hr. Jähns hat dort ein Portrait Webers, ein Fremdenbuch, einen Brief Webers und dessen ersten Entwurf des berühmten Chors und Ballets aus Oberon niedergelegt. Namentlich die zahlreichen Besucher der sächsischen Schweiz werden aufgefordert, von nun an nicht mehr an jenem bescheidenen Häuschen (das dem Winzer Felsner gehört) gleichgültig vorüberzugehen. (Hannov. Morgenz.)

(Solingen, 24. Oct. — Nach. Z.) Die schweizerischen Wirren und die italienischen Evviva's haben doch auch einigen materiellen Nutzen. Sie setzen mindestens die rohesten Ambosse der Waffenschmiede in Thätigkeit. Wenn aber auf dem Weltmarkte nach Waffen gefragt wird, kann nicht ausbleiben, daß auch in unserer alten Waffenstadt angefragt wird. Und so schwingen denn auch unsere Waffenschmiede rüstig den Hammer, und sind darüber her, die alte Kunstfertigkeit noch ein Mal im Auslande in Erinnerung zu bringen, wobei ihnen die elastischen Stangen aus der Gußstahl-Fabrik Mayer und Kühne zu Bochum trefflich zu statten kommen.

(Berlin. — Berl. N.) Der hiesige große Handwerker-Verein (in der Johannisstraße) wird auch in diesem Jahre wieder im December eine Weihnachts-Ausstellung veranstalten.

Im Cultusministerium in Berlin ist ein neues Prüfungsreglement für die Candidaten der evangelischen Theologie ausgearbeitet und den theologischen Facultäten vorgelegt worden. Das Auszeichnende an ihm ist, daß es die zu Prüfenden und besonders die Anzustellenden unter eine scharfe Controle des alten Kirchenglaubens stellt und sich, wie's scheint, um die allgemeinere philosophische Bildung wenig bekümmert. Der auf ein Drittel geschmolzenen Zahl der Studirenden der Theologie in Preußen wird es schwerlich tüchtige Köpfe und Herzen zuführen. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Köln, 25. Oct.

Der bekannte Architecturmaler A. Wegelin hat, im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen, jetzt ein Prachtwerk in Miniatur ausgeführt und dem Kreise seiner Bekannten, wie der Kunstkenner ausgestellt, das ein Nonplusultra des Fleißes, der sinnigen Auffassung genannt werden darf. Es sind Ansichten des Innern, wie einzelner Theile der hiesigen St. Gereonskirche, so ausgeführt, wie sie in den Tagen des alten Glanzes gewesen. Wegelin zeigt sich in diesen Arbeiten als einen eben so tüchtigen Kenner geschichtlicher Architectur, der hier aus einzelnen verwitterten Resten sich ein blühendes Ganzes zu schaffen wußte, als einen vortrefflichen Maler, der die nackte Wahrheit, welche bei andern derartigen Bildern bald Ueberdruß erregt, mit dem feinen, geistigen Hauche der Poesie zu vergolden weiß. Es ist schade, daß der Maler das Werk nicht durch Farbendruck veröffentlichen läßt.

Digitized by Google

Elberfeld, 24. Oct.

In diesen Tagen ist hierselbst bei Arnold die von W. v. Waldbrühl besorgte, von J. Rietz, Operndirektor in Leipzig, für vier Männerstimmen eingerichtete Sammlung deutscher Volkslieder (die Volksliederhalle) durch zwei neue Lieferungen vermehrt erschienen. Die neuen Hefte übertreffen die ersten an Fleiß und Geist der Bearbeitung, an Inhalt und Fülle der Melodieen, so daß wir sie jedem Männerquartette, jeder Liedertafel mit vollstem Rechte anempfehlen dürfen, letzteren um so mehr, da der Verleger die Einzelstimmen so billig abgibt und so vielzählig abdrucken läßt, daß die für größere Singvereine lästigen Schreibereien unnöthig geworden sind.

Darmstadt, 29. Oct.

Gestern gab Hr. Theodor Piris aus Prag in dem großh. Hoftheater ein Violinkonzert und zeigte sich des Rufes vollkommen würdig, der ihm bereits vorausgegangen war. Das durch die Leistungen des jungen Virtuosen schon an und für sich sehr ausgezeichnete Konzert gewann noch an Mannichfaltigkeit und künstlerischem Interesse durch die gefällige Mitwirkung der Herren Kreutzer und Pasque und Mad. Marlow, welche Arien aus Opern vortrugen. — In kurzem werden zwei Mitglieder der großh. Hofkapelle, die Herren Bickel und C. Reiß, ein großes Konzert veranstalten, bei welchem, wie wir mit Bestimmtheit vernehmen, die Notabilitäten unsrer Oper mitwirken werden.

Mainz, 31. Oct.

Vor einiger Zeit wurde Ihnen gemeldet, daß von der hiesigen städtischen Armencommission den Stadt-Armenärzten die Weisung zugegangen, den armen Kranken keinen Leberthran mehr zu verordnen, da Fälle vorgekommen, daß man sich dieses Heilmittels als Brennöl bedient. Die betreffenden Aerzte haben natürlich von dieser unbefugten Weisung keine Notiz genommen; indeß sind sie durch die Armencommission selbst der Verlegenheit überhoben worden, gegen dieselbe in directe Opposition zu treten. Sie hat nämlich jene Weisung aufgehoben und ertheilt jetzt selbst den Leberthran an Solche, denen er von den Aerzten verordnet ist. Der Leberthran wird mit gutem Erfolge bei Denen angewendet, die schwach auf den Füßen sind; ob er sich auch bei Kopf-Schwächen heilsam erweist, wissen wir nicht. — Das vortrefflich gelungene Bild des berühmten Historikers Schlosser in Heidelberg, gemalt von Ferd. Bender, hat am Schlusse unserer Ausstellung die Aufmerksamkeit aller Freunde und Verehrer des so hochgefeierten Mannes in Anspruch genommen, und es wäre zu wünschen, daß dies schöne Portrait durch den Griffel eines namhaften Kupferstechers vervielfältigt und in die weitesten Kreise verbreitet würde.

Offenbach, 31. Oct.

Die rauhen Herbsttage haben auch unserer Badesaison ein Ende gesetzt; nur einige sibirische Naturen lassen sich nicht einmal durch den Eisgang des Mains ein Ziel setzen. Wir können freilich unsere bescheidene Badeanstalt nicht mit den Herrlichkeiten der weltberühmten Badeorte unseres Vaterlandes messen. Dafür aber sind unsere Badehäuser nicht aus dem Schandzolle des grünen Tisches erbaut, sondern aus dem redlichen Erwerbe eines schlichten Bürgers, unseres wackeren Schwimmmeisters Lenz. Und während wir aus Baden-Baden u. s. w. so manche Trauerkunden von selbstgemordeten Spielern lesen, können wir alljährlich mit Freuden von Lebensrettungen berichten, die durch den entschlossenen Muth und die hülfreiche Hand des eben genannten Mannes bewirkt worden. Seit er seinem Amte vorsteht, hat er schon mehr als zwanzig Menschenleben aus den Fluthen des Mainez gerettet; im Laufe dieses Sommers geschah dies wiederum zweimal. In solchen Werken gehört nicht blos ein tüchtiger Schwimmmeister, sondern zugleich ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Unter den jedes Jahr erscheinenden zahllosen Volks- und anderen Kalendern nimmt unstreitig der im Verlage von J. J. Weber in Leipzig herauskommende „Illustrirte Kalender" sowohl in Hinsicht auf Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts, als prachtvolle typographische Ausstattung eine der erstrn Stellen ein, ja, wir glauben behaupten zu dürfen, daß ihn in letzterer Beziehung keiner seiner Brüder erreicht. Der „Illustrirte Kalender" hat es sich zur Aufgabe gemacht, seine Leser mit den Ereignissen, Bestrebungen und Fortschritten im Völkerleben und im Gebiete der Künste und Wissenschaften in übersichtlichen Zusammenstellungen bekannt zu machen. Während die sogenannten Volkskalender durch Unterhaltung zu belehren suchen, unterhält dieser durch Belehrung. Er zeigt seinen Lesern nicht allein die gewöhnlichen oder außergewöhnlichen astronomischen Erscheinungen, die Fortschritte im Gebiete der Landwirthschaft, der Physik, Mechanik rc. an: er erklärt auch Alles, macht das Gesagte durch meistens trefflich ausgeführte Zeichnungen anschaulicher, und trägt somit zur Erweiterung der Kenntnisse des denkenden Lesers wesentlich bei. In Hinsicht der äußeren Ausstattung des Buches wurde Bedeutenderes geleistet, als früher. So verdienen namentlich die Illustrationen zu Immermann's Münchhausen, gezeichnet von J. B. Sonderland und von C. Kretzschmar in Holz geschnitten, hervorgehoben zu werden, welche übrigens für diejenigen Leser, die das Immermann'sche Buch nicht kennen, mit einem kurzen Ueberblick des Inhaltes und Ganges dieses klassischen Werkes begleitet sind. Als Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend dürfte der „Illustrirte Kalender" sich demnach ganz besonders eignen und glauben wir, ihn als solches auf's beste empfehlen zu können. L.

Unter dem Titel: „Vermischte poetische Schriften" sind die von Dr. S. Zirndorfer gesammelten zerstreuten Erzeugnisse seiner poetischen Muse kürzlich in der Edler'schen Buchhandlung in Hanau erschienen und werden ohne Zweifel ihren Weg in das lesende Publikum finden, da es dem Inhalt weder an Mannichfaltigkeit, noch an innerem Interesse gebricht, wie wir aus mehreren der gelungensten Gedichte leicht nachweisen könnten. Gleich in dem ersten Gedicht: „Die Ernte des Sturmes" gewahren wir eine höhere philosophisch-poetische Welt- und Lebensanschauung, welche von vorn herein für den Dichter einnimmt. Eben so wird man die im Verfolg vorkommenden beschreibenden Gedichte, wie „Burg Falkenstein" und andere, gewiß mit Befriedigung lesen. Dr. Zirndorfer besitzt ohne Zweifel ein hübsches Talent, welches er nur nicht leichtfertig anwenden, sondern in voller Hingebung an die edle Poesie fleißig und mit Lust cultiviren soll. — Wiegten wir uns eben in den heiteren Regionen der Poesie, wo Freude und Schmerz so leicht zu ertragen sind, weil sie keine unangenehmen Nachwehen zurücklassen, so werden wir durch eine andere vor uns liegende neu erschienene Schrift in die prosaische Wirklichkeit zurückgeführt, wo des Lebens Noth und Leiden jede poetische Regung unterdrücken. Diese bei C. Kern dahier herausgekommene Schrift führt den Titel: „Die Erweiterung und Vervollkommnung des deutschen Gewerbsbetriebs rc; mit besonderer Rücksicht auf das Großherzogthum Hessen." Der Verfasser, Hr. Ludwig Wilkens, hat ohne Zweifel viel Beherzigenswerthes über die verbesserte Pflege mancher Industriezweige und über die Mittel gesagt, mittelst deren Anwendung dem Gewerbsbetrieb überhaupt aufgeholfen und der Gewerbsmann mehr geschützt und auch unterstützt werden könnte. Von seinem um seiner practischen Tendenz willen so nützlichen Buche sollte billig jeder Gemeindevorstand Einsicht und Kenntniß nehmen, dem es um Beförderung und Hebung der bürgerlichen Industrie der Heimath ernstlich zu thun ist. Dies sollte hauptsächlich und zunächst im Einvernehmen mit den Herren Schullehrern geschehen, welche, wie das befragte Buch zeigt, in ihrer Stellung äußerst förderlich im Interesse der Industrie wirken könnten. D.

Ich bringe andurch zur Anzeige, daß meine musikalischen Abendunterhaltungen in Verbindung mit den Herren Ripfel und Eliason stattfinden. Eduard Rosenhain.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. Nov. Der Weltumsegler wider Willen, Posse in 3 Abth., von Räder.

Donnerstag, 4. Nov. Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von Carl Blum. Hierauf: Zweite Vorstellung von Mad. Finart-Trabattoni und Hrn. Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid. Zum Schluß (zum Erstenmale wiederholt): Fräulein Gattin, Lustspiel in einem Act, nach Lefranc von W. Friedrich.

Druck und Verlag von Heiser und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 305. Freitag, den 5. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

VI.

Das Volk steht auf. Der Sturm bricht los,
Was legst Du die Hände feig in den Schooß?
Pfui, über Dich Buben hinter dem Ofen!
Theod. Körner.

Die Burg Thunfeld lag stolz und trotzig auf einem steilen Kalkfelsen, dessen flachabfallende Seiten, aller Vegetation ledig, nur glatte Wände wiesen. Sie gehörte einem eben so alten als tapfern Geschlechte, und nie war die Burg erstiegen worden, als durch den kampflustigen Gebsattel, der damals auf dem Stuhle des Bisthums Würzburg saß, und dem sie der Ritter hatte übergeben und als des Bischofs Lehen und „offenes Haus" zurücknehmen müssen. So war das freie Geschlecht rasch und entschieden zum Vasallenthume gekommen. Das gohr in tiefer Seele, und das Ergebniß war bitterer Haß. Darum ließ sich der Ritter mit den Bauern ein, daß er Rache nähme an dem Bischof, wenn auch statt seines Feindes von Gebsattel jetzt Rudolph von Scherenberg des Bisthums Gewalt übte.

Kunz von Thunfeld hatte sich längst das Pfeiferhännslein als seinen Mann ersehen, denn er vermochte unendlich viel über das Volk. Wie auch Marie und ihre Mutter entgegenwirkten, seine Schwärmerei wuchs mit jedem Tage, und er war der Hebel in Thunfelds Hand.

Seit den „Mitfasten" des Jahres 1476 hatten die Predigten des Hirten von Niclashausen wahre Wunder gewirkt. Auf einer umgekehrten Bütte stehend, predigte er die volle Freiheit dem Volke als Befehl der heiligen Jungfrau. Kein Kaiser, kein König, kein Fürst, kein Papst, überhaupt keine weltliche und keine geistliche Obrigkeit solle und dürfe mehr seyn, das war der Grundtext seiner Predigt. Ein Jeder sey des Andern Bruder, Keiner des Andern Herr. Ein Reich der Freiheit und Liebe, der Gerechtigkeit und Heiligkeit solle erbaut werden und Christus werde wiederkommen, Alles zu heiligen.

Das waren Worte, die zauberhaft wirkten. Alles Volk rannte herzu, an den grünen Ufern der Tauber den neuen Propheten zu hören, an dessen Seite zwei Ritter und ein geweihter Priester als Bürgen der Wahrheit seiner Worte standen. Selbst vom Rheine, aus Schwaben und Baiern zogen die Wallfahrer herzu. „Bruder" und „Schwester" war ihr Gruß, alle Güter theilten sie sich williglich mit. Alles opferte man willig. Sein Bestes gab Jeder. „Geschmuck", Geld, selbst ihr Haar gaben Frauen und Mädchen hin, wenn Anderes nicht in ihrem Besitze war. Es war ein wundersam Welteifern in der Hingabe.

Es könnte wunderbar klingen, aber es ist eine verbürgte Wahrheit, daß die Versammlungen oft die Zahl von vierzigtausend Männern und Frauen erreichten. Tag und Nacht lag das Volk im Freien. Köche kochten und Schenken verzapften Bier und Wein. Hunderte von Buden und Zelten waren errichtet, wo Kaufleute ihre Waare priesen; aber die besten Geschäfte machten Waffenschmiede; denn das Volk rüstete sich zum Kampfe gegen die verhaßte Gewalt, die das Pfeiferhännslein als vom Teufel gestiftet erwies.

Hanns war in stetem Taumel; denn das Volk bog die Kniee vor ihm und nannte ihn seinen Propheten, seinen Retter; den Mann Gottes, vom Himmel gesendet. Seine Pauke und Pfeife hatte er öffentlich verbrannt und ein breites Schwert an seine Lenden gegürtet.

Täglich hatte er neue Erscheinungen und Offenbarungen. Um Irdisches kümmerte sich nicht mehr seine Seele.

Mariechen, obwohl stets gewarnt von der Mutter, hing ihm mit Begeisterung an; denn die Verehrung des Volks riß auch sie in den Taumel hin. Sie kniete zunächst neben der Tonne, auf der er predigend stand. Zu ihm schlug sie das gläubige Auge in innerlicher Liebe auf. Als seine „Schwester" folgte sie ihm, wie sein Schatten. Und ein Blick der Liebe machte sie unendlich glücklich. Selbst die Muter begann sie zu meiden. Sie war Gläubige, und jetzt war sie es so stark, wie sie früher wohl die Zweiflerin durch ihre Mutter gewesen war.

So stand es, als am Samstage vor dem Sonntage, welcher dem Festtage Sanct Kilian's vorher ging, die Häupter des Volkes, und unter ihnen Jost Eich, Pflasterer, Gscheidt und der Pfarrer von Niclashausen, den Berg hinauf stiegen, welcher zur Burg Thunfeld führte. Seit längerer Zeit weilte das Pfeiferhännslein auf der Burg, weil der Ritter fürchtete, daß gedungene Mörder ihm nach dem Leben stehen möchten.

Es sollte Kriegsrath oben gehalten werden, denn die Stunde des Aufstands war da.

Ritter Kunz von Thunfeld und sein Sohn harrten der Männer mit Sehnsucht. Ihre hörigen Leute waren schon entboten, schon gerüstet; daß es auch das Volk schnell seyn würde, wenn Hans es geböte, stand außer Zweifel.

Jetzt nahten sie sich dem Burgthor, die Zugbrücke rollte herab und sie traten ein.

Es waren kräftige, einfache Männergestalten in dem groben Kleide des Landmanns jener Tage aus Beiderwolle, braun und weiß gemischt von Farbe. Ein Wamms bis über die halben Schenkel reichend, und weite, aber blos bis zum Knöchel reichende, unten enge, oben weite Hosen. Um den Fuß waren Schaffelle gewickelt und der grobe Bundschuh umschloß ihn.

Digitized by Google

Manche trugen Hüte aus einem dicken groben Filz; Andere Gugelmützen, wie das Pfeiferhännslein eine zu tragen pflegte. Der Pfarrer allein war nicht bewaffnet. Armbrüste, aber mehr noch stachliche Morgensterne und Streitkolben, mit Eisen schwer beschlagen, bildeten diese Bewaffnung.

In des Schlosses großer Halle legten sie diese Waffen ab und gingen nun stille die Treppen hinauf zu dem Allen bekannten Saale.

Als die Männer hier nur die beiden Ritter fanden, sahen sie sich verwundert und fragend überall um.

„Wo ist das Pfeiferhännslein?" fragte Jost Eich nicht ohne einige Bangigkeit.

„Er liegt im Gebete vor der heiligen Jungfrau," sagte der Ritter. „Schon seit Mitternacht ringt er, und es war vergebens, daß ich ihn anredete. Er hörte und sah nicht."

Höchst befriedigend war diese Kunde für Alle. Sie setzten sich auf des Ritters Geheiß, und die Knappen kredenzten den Willkommtrunk den meist sehr ermüdeten Wanderern.

„Wie steht es?" fragte der Ritter Hanns Gscheidt.

„Gut," entgegnete dieser, denn es ziehen schon ganze Schaaren herbei für den morgenden Tag, und schwerlich wird es geschehen, daß Raum für Alle im Thalgrunde an der Tauber ist. Schon stehet eine kleine Stadt von Gezelten da, und die Köche und Wirthe sieden und braten und schroten ihre Fässer ab von den Wagen, die sie gebracht haben."

„Ich glaube," sagte Pflasterer, „die Schwaben ziehen in hellen Haufen heran und werden vor Sanct Kilianstag nicht mehr heimkehren, sondern sich aufhalten hier im Lande.

„Haben sie denn Waffen?" fragte der Junker.

„Seit die Waffenschmiede am meisten verkauft haben, sind Juden da mit ganzen Wagen voll altem Wehrwesen, das sie zusammengesucht," sagte Jost Eich. „Da soll's wohl nicht fehlen, wenn nicht am Gelde. —"

„Meine Scheuer ist voll von Waffen," sagte der Pfarrer von Niclashausen, „die geb' ich preis. Für Pech zu Pechkränzen hat der Gscheidt gesorgt. Ich bin selber gen Mainz gefahren und hab' gekauft, und Bertram, der Köhler, hat den Auslauf seines Meilers bewährt; der brennt wie purer Schwefel; hat auch Kränze gemacht aus Stroh und Werg, und sie eingetaucht," sagte der Gscheidt. „Es fehlt nun nichts, als daß es heißt: Voran, gen Würzburg! Denn Der muß zuerst d'ran, dann ziehen wir weiter."

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und das Pfeiferhännslein erschien auf der Schwelle. Er trug die Kleidung wie die übrigen Bauern. Das bräunlichweiße Gewebe des Volkes gab den Stoff. Das lange Wams mit einer Nestelreihe bildete das Oberkleid, und die weiten kurzen Hosen bedeckten seine Beine bis zum Knie, wo sie, rund abgeschnitten, endeten und dem Beine leichten, freien Tritt gewährten. Tiefer hinab war das Bein blos und der Fuß stand unbedeckt in dem Bundschuh. Auf dem reich den Kopf umwallenden hellblonden Haare saß keine hemmende Kopfbedeckung. Es fiel fesselos um den Kopf. Seine Hüften umgürtete ein Wehrgehänge, das ihm der Ritter geschenkt, mit einem ziemlich langen zweischneidigen und spitzigen Dolche. In seiner Hand hielt er einen Schäferstab.

Waren auch seine Wangen bleich vom Fasten, Wachen und Beten, so glühte doch sein Auge in dunkelm Feuer.

Als er die Männer sah, die schnell aufstanden, ihn ehrfurchtvollst zu begrüßen, blickte er scharf über sie hin, und als er keinen vermißte, rief er freudig: Willkommen!

Alle standen und harrten seines Wortes.

„Es ist geschehen," sprach er dann, nähertretend, mit seiner vollen, klaren, wohllautenden Stimme. „Sie ist mir erschienen, die Königin des Himmels. Stehe auf, hat sie gesagt, und führe mein Volk gegen Würzburg, des Drängers Macht zu brechen. Stürme die Stadt. Ihre Mauern werden niederfallen auf Deinen Ruf und die Thore des Schlosses aus ihren Angeln gehen auf Dein Geheiß. Und wenn Du hier die Macht Belials gebrochen hast, so raste nicht. Zerstöre die Klöster; denn die Unzucht wohnet darinnen! Breche die Schlösser der Fürsten und Herren, und rufe aus das ewige Jahr des Friedens und Segens!

„Das war ihr Wort."

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht nach der Schweiz 1847.

Das Land der grünen Almen, der Gletscher, schneeig weiß,
Wo in des Abends Sonne so rosig glüht das Eis —
Es hallt vom Lärm der Waffen, die Fahnen wallen roth;
Der kecke Feldruf schallet: Dem Sonderbunde Tod!

Oft sehnt' ich mich im Stillen zur schönen Schweizerflur,
Zu ruh'n in deinem Schoße, gewaltige Natur!
Es war ein kindlich Sehnen, das unerfüllet blieb.
Ich aber hatt' im Herzen die Schweiz, die freie, lieb.

Jetzt zieht mich and're Sehnen in's ferne Schweizerland:
Das ist der Feuerzeichen, der Kampfeszeichen Brand!
Ich möchte hin zum Streite dort auf geweihtem Grund,
Dich zu vernichten helfen, du falscher Sonderbund!

Das wär' ein schönes Kämpfen, dort, wo die Gletscher glüh'n —
Da möcht' mein junges Leben im Schwertestanz entflieh'n!
Es wär' ein schönes Sterben für Freiheit und für Licht.
Dem Manne Heil, des Auge in solchem Kampfe bricht!

K. Wilhelmi.

Liebestäuschung und Betrug.

Man erinnert sich vielleicht noch an die tragische Geschichte, wie vor etlichen Jahren in Schwaben ein argloses weibliches Herz zu einem auffallend groben Betruge benützt wurde, wie damals eine reife Jungfrau gutmüthig ihr Hab und Gut einem Apotheker opferte, der nach Angabe der den Betrug lange Zeit Durchführenden auf 10 Jahre nach Holland auf den Strafplatz geschickt wurde, weil er im Examen durchgefallen. Eine ähnliche Täuschung, verbunden mit grobem Betrug, doch handelte es sich da nicht um Tausende, wie bei jenem Falle, fand kürzlich in Oettingen bei Kirchheim statt. Ein junger Mann, der öfters dorthin kam, sah und sprach einige Male freundlich mit der schmucken 21jährigen Tochter eines Bürgers, jedoch war von einem Liebesverhältniß zwischen den jungen Leuten selbst nie die Rede. Eine nicht viel ältere Frau, zufällig Bekannte von Beiden, spann erst einen Liebesroman heraus; sie brachte dem jungen Mädchen Grüße, später einen Heirathsantrag, zugleich aber auch die Ermahnung, mit Niemand über die Sache zu sprechen, auch nicht mit dem Geliebten selbst, da die Verhältnisse des jungen Mannes noch nicht gestatten, zu heirathen, und er sich erst etwas ersparen müsse, ehe er um die Hand seiner Geliebten anhalten dürfe. Der junge Mann wußte von all Dem nichts und sprach das Mädchen noch einige Male ganz unbefangen. Die schlaue Betrügerin aber mißbrauchte die Arglosigkeit der Getäuschten zu ihrem Vortheil. Sie erzählte ihr, wie ihr Geliebter, der sich in der Nähe aufhielt, sich am Nothwendigsten abkarge, nur um bald ein kleines Vermögen für ihre künftige Ehe zusammenzusparen. Das junge Mädchen, das selbst noch nicht im Falle

Digitized by Google

war, viel geben zu können, gab der vermeintlichen Liebesbötin Lebensmittel und Geschenke aller Art für den Geliebten, und je mehr gegeben ward, desto mehr wurde begehrt. Im vorigen Sommer erhielt die Frau Kirschen auf einer Zinnplatte für den Geliebten, brachte jedoch die Zinnplatte nicht zurück, wie sie versprochen hatte, weil der Geliebte erklärt hatte, sie lieber gleich für die neue Haushaltung behalten zu wollen. Ein ander Mal schwatzte die Frau dem jungen Mädchen einen goldenen Ring auf, den sie von erspartem Geld bezahlen mußte. Nach wenigen Wochen brachte sie Botschaft vom Geliebten, daß er wüthend bös auf seinen Schatz sey, weil sie einen Ring wahrscheinlich von einem Andern habe, und es gäbe kein Mittel zur Besänftigung, als wenn er den Ring zum Geschenk von seiner Geliebten erhalte, und der Ring wurde sogleich vom Finger gezogen und der Frau für ihn überliefert. Auch Kirschengeist spielte eine Rolle in dieser Geschichte; der Geliebte muß todtkrank werden, und Kirschengeist, den er nicht hat, wäre nach dem Ausspruch des Arztes seine beste Arznei, und wird ihm bereitwillig geschickt. Ein anderes Mal meldet die Liebesbötin, der Geliebte habe nun bereits eine Kommode für die neue Haushaltung angeschafft, es fehle nur noch ein Teppich, wie man gewöhnlich einen darüber lege, und das liebende Herz gibt ihr einziges gutes Halstuch dazu her. Der Geliebte erhielt Leinwand, Eßwaaren und noch Anderes, aber auch der Getäuschten wurden Unterpfänder der treuen Liebe — Knackwürste, das Einzige, was ihr Liebhaber geben könne. Doch endlich, nachdem die Erpressungen über ein Jahr gedauert hatten, führte die Betrügerin selbst zur Entdeckung, indem sie dem jungen Mädchen ein niedliches Kistchen brachte, das der Geliebte zu haben wünsche, aber nicht bezahlen könne, und welches das junge Mädchen bereitwillig theuer bezahlte, um dem Geliebten eine Freude zu machen. Aber schon nach wenigen Wochen fand sie dieses Kistchen im Besitze eines andern Mädchens, an das es die Betrügerin verkauft hatte, und in Folge hiervon wurde der Betrug entdeckt, und die Betrügerin ist in den letzten Tagen verhaftet worden. Der junge Mann wußte von all Diesem nichts. (Schw. M.)

Die Keßler'sche Maschinenfabrik in Karlsruhe.

Dieser Tage hat die obengenannte Fabrik auf die badische Staats-Eisenbahn ihre hundertste Lokomotive abgeliefert, welche von der Bahndirektion den Namen „Emil Keßler" erhielt. Bei dieser Gelegenheit wird es nicht ohne Interesse seyn, über den Beginn, seitherigen Fortgang und gegenwärtigen Stand dieses großartigen Etablissements einiges Nähere zu vernehmen.

Die Fabrik begann im Winter 1836 mit einigen wenigen Arbeitern, und beschäftigte sich bis zum Jahr 1841 mit Anfertigung von mathematischen Instrumenten, Apparaten und kleinen Maschinen für die Privatindustrie, sowie mit Werkzeugen und Maschinen für den im Jahr 1840 beginnenden badischen Eisenbahn-Bau. Im Frühjahr 1841 wurde die erste Lokomotive, „Badenia", zu bauen angefangen, und am 1. Jan. 1842 fand die erste Probe damit statt, welche so gut ausfiel, daß die badische Eisenbahn dem Etablissement sogleich eine weitere Bestellung auf Lokomotiven, Waggons zum Gütertransport, Drehscheiben und sonstige Eisenbahn-Einrichtungen ertheilte. Seit diesem Zeitpunkt hat sich nun das Etablissement nach und nach, jedoch in rascher Folge, entwickelt, so daß, wie oben bemerkt, vor wenigen Tagen bereits die hundertste Lokomotive abgeliefert wurde. Nebenbei wurde noch vieles andere für den Eisenbahn-Bau und für die Privatindustrie Erforderliche ausgeführt.

Die Anfertigung und Ablieferung der Lokomotiven vom Jahr 1842 an steigerte sich in nachstehenden Ziffern. Es wurden nämlich im Jahr 1842 zwei Stück, 1843 sieben Stück, 1844 zehn Stück, 1845 zwanzig Stück, 1846 sechsundzwanzig Stück, 1847 bis jetzt fünfunddreißig Stück abgeliefert, und bis zum Jahresschluß werden noch ungefähr zwölf Stück zur Ablieferung kommen. Im Ganzen sind in obigen sechs Jahren aus diesem Etablissement für ungefähr 4,800,000 fl. Arbeiten hervorgegangen. In Bestellung sind im Augenblicke für die Eisenbahnen in Italien, Oesterreich, Bayern, Frankfurt, die beiden Hessen, Sachsen, Hannover, Rheinpreußen, Westphalen gegen 80 Lokomotiven. Die Anzahl der zur Zeit beschäftigten Arbeiter ist an 900, wovon mindestens $^2/_3$ aus dem badischen Lande selbst und in der Nähe ansässig sind. Die täglichen Löhne der Arbeiter übersteigen die Summe von 1000 fl. Von welchem vortheilhaften Einfluß Dies auf die Gewerbe von Karlsruhe und der Umgegend ist, hebt sich von selbst hervor.

Das Etablissement, welches Hr. Keßler in Eßlingen gründete, ist nun seit einigen Monaten ebenfalls vollständig eingerichtet, und zu Ende Septembers wurde bereits die erste ganz darin angefertigte Lokomotive abgeliefert. In dem Eßlinger Etablissement sind über 500 Arbeiter beschäftigt. Rechnet man aber beide Anstalten, die ja doch unter der alleinigen Leitung des Hrn. Keßler stehen, zusammen, so ergibt sich eine Arbeiterzahl von 1400 mit einer jährlichen Produktionsfähigkeit an Maschinen im Werthe von nahe an $2^1/_2$ Millionen Gulden, und einem Aufwande von mindestens 600,000 fl. für Arbeitslöhne.

Es ist dies wieder ein Beispiel, an dem sich recht anschaulich der Werth eines geeigneten Zollschutzes zeigt. Nie wäre es möglich gewesen, solche großartige Etablissements ins Leben zu rufen, wenn nicht ein wirksamer Zollschutz für die Maschinen zum Eisenbahn-Betrieb vorhanden wäre. Auch widerlegt sich an demselben Beispiele die noch zuweilen vorgebrachte Behauptung, daß ein schützender Zoll auf Vertheuerung hinwirke und deshalb zum Nachtheil der Konsumenten oder Käufer ausschlage; vielmehr ersieht man aus den oben angeführten Thatsachen, daß das hiesige Etablissement im Stande ist, auch nach Ländern außerhalb des Zollverbandes (Italien, Oesterreich, Hannover) Lokomotiven zu liefern, also in offene Konkurrenz mit den englischen Fabriken zu treten. Der Zollschutz ist demnach keineswegs eine Belastung für das Inland, sondern er ist da, um der inländischen Industrie Zeit zu geben, stark zu werden. So sind denn auch keineswegs durch die deutschen Lokomotivfabriken die Lokomotiven für Deutschland theurer geworden; wohl aber würden, wenn nicht eine deutsche Fabrikation da wäre, die englischen Fabriken, bei der starken Nachfrage in den letzten Jahren, uns den Preis nach Belieben in die Höhe gestellt haben. Die Erfahrung ist ein unwiderlegbares Argument; — warum sollte man nun, Angesichts dieser und ähnlicher Erfahrungen, nicht auch die andern Industriezweige durch gleichen Zollschutz zu heben bedacht seyn? (Karlsr. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In Marienwerder fand am Montag den 4. Oct. das öffentliche Examen des Gymnasiums statt, und am darauf folgenden Tage waren die Schüler versammelt, um ihre Censuren zu empfangen. Als die Tertianer diese erhalten hatten und aus dem Hörsaale eben in ihr Klassenzimmer zurückgekehrt waren, sagte einer derselben zu seinen Mitschülern: „Paßt auf, es gibt ein Schauspiel!" Bei diesen Worten setzte er, ehe die Umstehenden es hindern konnten, ein Terzerol in den Mund, drückte ab und lag augenblicklich als eine Leiche vor seinen zum Erstarren erschreckten Mitschülern. Sofort herbeigeholte ärztliche Hülfe blieb ohne Erfolg; die Kugel war durch den Gaumen ins Gehirn gedrungen. Der Unglückliche, ein Sohn achtbarer Eltern, soll in letzter

Digitized by Google

Zeit durch sein Betragen wie durch seine wissenschaftlichen Leistungen zu mancher Rüge Veranlassung gegeben und auf den Fall seiner Nichtversetzung in eine höhere Klasse, welcher wirklich eintrat, sich schon mehrere Tage vorher mit dem Gedanken an Selbstmord getragen haben. (Wes. Z.)

Frankfurter Theater.

Wilhelm Tell, von Schiller.

Am 30. Oct. wurde auf unserer Bühne Schiller's „Tell" gegeben. Die hohen Vorzüge dieses Meisterwerkes unserer vaterländischen Dichtkunst sind so anerkannt, daß es überflüssig wäre, zu deren Würdigung noch etwas beitragen zu wollen; nichtsdestoweniger mag es uns vergönnt seyn, durch einige Hindeutungen unsere Pietät für den edeln deutschen Dichter erneuert zu bekunden. Vermögen wir auch nicht, etwas Neues zu sagen, so ist es doch nicht unrühmlich, eine neue Huldigung unserer Verehrung und Liebe darzubringen, und in diesem Sinne möge man uns das Wort verstatten.

An Größe des Stoffes steht Schiller's „Tell" ohne Zweifel in erster Reihe unter allen seinen Dramen. Wir sehen hier ein ganzes Volk, welches, der Fesseln, die es lange gedrückt, endlich müde, sie abwirft und frei wieder auftritt. Dieses Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Charaktereigenthümlichkeiten, seiner Denkweise uns vorzuführen, uns zu zeigen, in welcher politischen Lage es sich befinde, uns für sein Interesse zu gewinnen und gegen seine Dränger zu erbittern, — das war die erste Aufgabe, welche der Dichter zu lösen hatte. Meisterhaft hat er sie gelöst und wir halten die Exposition für vortrefflich. Schon die erste Scene ist meisterhaft, denn sie führt uns nicht nur mit aller Frische der Poesie mitten hinein in das schöne und romantische Schweizerland, sondern zeigt uns auch das Volk mit dem damals noch unverdorbenen Naturſinn, mit der gesunden Kraft, mit der Treue des Gemüths und mit der angeborenen Freiheitsliebe. Den Gegensatz zu diesem Schweizertableau bildet die Darstellung der Fremdherrschaft; da sehen wir übermüthige Vögte prassen und schwelgen, sich bereichern an dem Gute der Unterthanen, die heiligsten Rechte der Natur mit Füßen treten und alle Schranken des Gesetzes niederreißen. Dort Sitteneinfalt, hier schwelgerische Ueppigkeit, hier Wahrheit, dort Lüge, hier bescheidener Sinn und Genügsamkeit, dort freche Anmaßung und Habgier. In welcher schönen Abwechselung und mit wie vielem dramatischen Leben ist das Alles dargestellt! Wie handelt, wie strebt und lebt da Alles! Die Rettung des Baumgarten, die Scene von Stauffacher und seinem Weibe, die Erscheinung Melchthals — wie trefflich! — Im zweiten Acte erhebt uns eine patriotische Begeisterung, wenn wir sehen, wie die drei edlen Männer Stauffacher, Walther Fürst und Melchthal sich zu hohem Zwecke vereinigen, wenn wir weiter die Verschworenen in der Mondnacht auf das Rütli begleiten, wenn wir hören, wie sie einfache und herzerhebende Worte reden und sich zur Befreiung des Vaterlandes brüderlich verbünden. — Im dritten Acte tritt Tell mehr in den Vordergrund. Man hat behauptet, Tell, als der Held des Stückes, der es dem Titel nach wenigstens seyn sollte, stehe mit der Hauptidee des Ganzen, der Verschwörung, nicht genugsam in Verbindung und die Einheit der Handlung, dieses so wesentliche Erforderniß, sey dadurch gestört; dagegen aber ist zu bemerken, daß die Einheit der Begebenheit, die doch das Wichtigste ist, nicht leidet. Diese Begebenheit ist die Befreiung der Schweiz und sie bildet den Kern des Stückes. Menschenrath und Gotteshülfe treffen hier zusammen und Tell ist nur das Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bedient, um zum großen Ziele zu geleiten. Was den Tell selber anbelangt, so ist er, und gewiß absichtlich von dem Dichter, der sich von der Sage nicht entfernen wollte, nicht als ein großer Charakter und Freiheitsheld gehalten worden. Tell's Seele schwingt sich nicht hoch hinan; er besitzt kein Herz, das groß genug wäre, das Wohl seines ganzen Volkes liebend zu umschlingen; den Hochgedanken der Freiheit hat er nicht erfaßt. Er ist frei, insofern die persönliche Freiheit seiner selbst, seiner Familie und Derjenigen, die ihm nahe stehen, ihm gesichert scheint, Solche Freiheit genügt ihm und er entwickelt weniger geistige Größe, als vielmehr eine Thatkraft, die auf dem Bewußtseyn seines starken Armes beruht. Er mag demnach die patriotische Heldengröße entbehren, aber wir vermissen an seinem Charakter die individuelle Kraft und poetische Schönheit nicht. Ein stiller, friedlicher Mann, ein bescheidener Bürger, ein liebender Gatte und Vater, ein uneigennütziger Menschenfreund, ein oft schwärmerischer, der einsamen Natur sinnig nachgehender Träumer, ein einfacher Mann, der nur dann handelt, wann er muß, der nicht über den Ereignissen steht, aber auch nicht unter denselben, der sich vielleicht mit einer zu bescheidenen Unterwürfigkeit Dem, was einmal als Gesetz besteht, beugt, dessen Herzensgüte und Friedfertigkeit oft aussehen wie Schwäche und Philisterei, der gewiß nie die Schweiz befreit haben würde, wenn ihm der Apfelschuß nicht befohlen worden wäre, — das ist der Tell, kein Held, aber ein edler und kräftiger Mann. Die Scene im dritten Acte, welche den Tell uns im Kreise seiner Familie zeigt, ist ein Muster von edler Einfachheit und Naturwahrheit und besonders wohlthuend scheint uns hier der Einfluß der Gattin Tell's, deren Charakter Schiller von dem des Weibes Stauffacher so trefflich unterschieden. Beide Frauen sind schöne Naturen, jede in anderer Weise. Hat man ferner eingeworfen, der Apfelschuß sey unschön, weil er sich mit den Gefühlen eines guten Vaters und mit dessen Liebe zu seinem Kinde nimmer vereinigen lasse, so können wir hierin nicht beistimmen, weil dieser Schuß nicht aus freoelndem Uebermuth, nicht leichtfertig, nicht freiwillig, sondern erst in Folge einer unabwendbaren Nothwendigkeit und erst dann geschah, als die Losung gefallen war: „Du schießest oder stirbst mit deinem Kinde!" Da erst schoß Tell, weil keine andere Wahl ihm blieb, und er schoß im gläubigen Vertrauen auf Gott und im höchsten Kraftgefühl Dessen, was er als Schütze leisten zu können wußte. Abgesehen hiervon wäre Schiller schon dadurch gerechtfertigt, daß er die Sage in ihrem Hauptmotive doch nicht umändern, sondern sie nur so wiedergeben durfte, wie er sie vorfand. Tell war übrigens in jenem furchtbaren Momente des Apfelschusses auf das Aeußerste gefaßt, und wäre es an das Leben seines Kindes gegangen, hätte Gott ihn in diesem Momente der Gefahr und Versuchung verlassen, so war ein zweiter Pfeil für Geßler bestimmt, den er wahrlich nicht verfehlt hätte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Hanau, 1. Nov.

Der heutige Buß-, Bet- und Danktag, der auch zugleich der Erinnerungstag an die Schlachttage vor 34 Jahren ist, wurde mit den üblichen kirchlichen Feierlichkeiten begangen. Die Kirchen waren mehr besucht denn je, was wir als eine Hochachtung und Dankbarkeit gegen den allmächtigen Schöpfer für den diesjährigen uns beschernten außerordentlichen Erntesegen ansehen. Besonders war der Andrang in der katholischen Kirche ungewöhnlich stark, indem heute Morgen der Pfarrer der Gemeinde, Hr. Decan Schaum, welcher in gleicher Eigenschaft an die Pfarrei Fritzlar in Niederhessen versetzt worden ist, wo er eine einträglichere Pfründe erhält, seine Abschiedsrede hielt. Die Abschiedsworte waren sehr rührend und gingen der Gemeinde und dem Redner sehr zu Herzen. Hr. Decan Schaum wirkte hier 19 Jahre als Seelsorger im wahren Sinne des Christenthums. Seine Verdienste im Schulwesen, als auch die mit dem Bau der neuen Kirche, die aber nun leider unter seiner hiesigen Amtsführung nicht zur Vollendung gekommen ist, sind sehr groß. Wir wollen hoffen, daß die Liebe und Anhänglichkeit, die dem Scheidenden von allen Confessionsverwandten, zu Theil ward, auch auf seinen würdigen Nachfolger, Hrn. Pfarrer Kalb von Gelnhausen, der ein talentvoller Kanzelredner seyn soll, übergehen werde.

Frankfurt a. M.

Als Einleitung zu den Vorlesungen über Mnemotechnik nach vereinfachtem und verbessertem Systeme wird Hr. Professor Eduard Pick am 4. d M. im kleinen Saale des Weidenbusches, Abends von 7 bis 8 Uhr, seinen Cursus mit Proben über die Resultate seiner Gedächtniß-Studien eröffnen. Näheres besagt das Programm und beträgt der Eintrittspreis für die genannte Soirée 24 Kr.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Fräulein Gattin, Lustspiel in einem Act, nach Lefranc von W. Friedrich. Hierauf: Zweite Vorstellung von Mad. Finart-Tradattoni und Hrn. Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid. 1) Großes Pas de deux, getanzt von Hrn. und Mad. Finart in der großen Oper in Paris in: „Die Jüdin", von Halevy. Hierauf: Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von Carl Blum. Zum Schluß: 2) Steyerischer National-Pas, getanzt von Hrn. und Mad. Finart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 306. Samstag den 6. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Alle beugten und bekreuzigten sich über die Brust und das Angesicht.

„Und ich sah," fuhr Hanns fort, „die Völker nahen vom Aufgang und Niedergang in hellen Haufen, und der Regenbogen stand über ihnen, zum Zeichen, daß Heil und Frieden folget; aber Bäche Blutes der Baalspfaffen flossen dahin, und das siegende Volk schritt hindurch. Die Schlösser brannten nieder und ihre Lohe schlug zum Himmel, wie die Flamme des Opfers, und das Volk hatte Ueberfluß an Brod und an Dem, was es bedurfte."

Alle sahen begeistert zu ihm auf.

„Und der heilige Kilian kam und sprach: Mein Jahrestag soll der Tag seyn, da mein Volk ausziehet, wie Israel aus Aegypten, ausziehet, zu strafen die Fürsten der Edomiter. Also thue, und es wird gelingen! Amen.

Alle sprachen: Amen.

Hanns Böheim aber wandte sich und schritt wieder zum Saale hinaus nach der Kapelle zu.

Da trat ein Knappe herzu, beugte sein Knie und sagte: „Mann Gottes, ein Mägdlein harret am Thor. Es will Dich sehen!"

Da flog ein Roth über das bleiche Antlitz des Jünglings. „Laß sie gehen," sagte er.

„Ich hab' es ihr gesagt," war des Knappen Antwort, „aber sie will nicht gehen. Sie meinet, man habe Dir ein Leid gethan. Ach, sie weinet sehr!"

„Sag' ihr, ich lebe!" sprach er.

„Ich hab's ihr gesagt," wiederholte der Knappe.

„So bleib zurück," befahl Hanns, und schritt tief bewegt der Brücke zu. Auch hier schickte er die Reisigen zurück und trat hinaus.

Da lag das Mädchen auf seinen Knieen vor dem Kreuze, das in den Felsen gemeiselt war an der Stelle, wo einst ein Ritter von Thunfeld gestürzt und seinen Tod gefunden. Es war Mariechen.

Sie betete in tiefer Inbrunst, also, daß sie ihn nicht kommen hörte.

Als er aber seine Hand auf ihre Schulter legte, sprang sie auf und stand vor ihm, und die Allgewalt der Liebe leuchtete aus ihren schönen Augen. „Du lebst!" rief sie, seine Hände fassend und heftig in der Freude ihres Herzens pressend.

„Hat Dir Jemand gesagt, ich sey todt?" fragte er ernst.

„O nein, o nein!" rief sie, und sie sah ihn so selig lächelnd an, „aber ich hatte keine Ruhe. Ach mir träumte so schwer!"

„Was träumtest Du?" fragte er.

„Ich sah Flammen um Dich auflodern, und Du warst mitten drinnen und verbranntest, und ich mit Dir!"

„Es ist die thörichte Angst Deines Herzens," sagte er zu Mariechen, „die Dich quält. Hast Du nicht das Gerede erhoben, die Sendlinge des Bischofs stünden uns nach dem Leben, und der Ritter glaubte d'ran und zog mich auf die Burg."

„Auch das träumte mir, und ich sah sie mit Dolchen bewaffnet."

„Hast Du nicht oft mich gewarnt, Träumen nicht zu glauben, und Du glaubst ihnen jetzt selbst?"

„Ach," sagte sie, „das Herz quält mich so. Bin ich nicht bei Dir, so sterbe ich schier. Laß mich Dir als Magd dienen in der Burg. Behalte mich bei Dir! Ich sterbe sonst! —"

Er sah sie liebevoll an und drückte einen Kuß auf die schöne weiße Stirne. „Geh' zu Deinem Mütterlein, Kind," sagte er weich. „Es kann nicht seyn. Sieh', es ist viel Volks in der Burg, und Du würdest nichts Angenehmes erfahren. Geh' heim und sey ruhig. Morgen siehst Du mich, ich komme hinab."

Es drängten sich Thränen in ihre Augen. „Muß ich gehen?" fragte sie noch ein Mal und drückte fester seine Hand zwischen die ihren.

„Ja, Mariechen, ja," sagte er. „Du störest mich im Gebete. Auch jetzt will ich beten."

„Du siehst so bleich drein!" sagte sie besorgt.

„O, mir geht's gut; besser, als mir gut ist," sagte er, preßte sie fest an seine Brust und trat wieder schnell hinter das Thor zurück, das sich schloß.

Das Mädchen stand noch lange da, und sah mit dem thränenschweren Blicke nach der Stelle, wo er ihr entschwunden war; dann warf sie sich nochmals vor dem Kreuze nieder und ging darauf gesenkten Hauptes wieder den Berg hinab.

Hanns trat in die Kapelle. Dort sank er am Altare nieder, aber zum Gebete hob sich seine Seele nicht. Mariens liebreizendes Bild stand vor seiner Seele, bis allmählig es in einer himmlischen Glorie erschien, und es ihm war, als sey es ein Engel, der ihm erschienen. Die Bilder wurden nun verworrener in seiner Seele, und der Schlaf der Abspannung kam über ihn. Er sank auf den Stufen hin und schlief fest ein.

Während dieser Scenen war der Kriegsrath oben in der Burg in ernster Berathung. Der Ritter hatte Kunde erhalten, daß der Bischof sich rüste mit Macht, um das Volk zu zersprengen. Alles wurde verabredet, und zeitig gingen die Männer auseinander, damit noch Lastthiere und Wagen die Waffen in Gscheidts Haus zu bringen vermöchten, ehe die Dunkelheit einbräche.

Am andern Morgen sah man von allen Seiten Schaaren von Menschen jedes Alters und Geschlechts die Berge herabsteigen. Rings an den Ufern der Tauber nahmen schnell gefertigte Flöße die Ankommenden auf und schifften sie hinüber auf die Wiesenfläche, die noch mit Sand und Kies weithin bedeckt war. Dampf-

Digitized by Google

säulen stiegen aus den Hütten auf, wo man kochte und briet. Alles wogte hin und her an den Buden der Kaufleute. Wieder waren es die Juden aus den fränkischen Städten, die mit ihren wohlfeilen alten Waffen, und die Schwertfeger aus Mainz und Frankfurt, welche herrliche Losung hatten; denn das Gerüchte flog durch das Volk hindurch, es sey nahe, daß das Pfeiferhännslein zum Kampfe aufrufen würde.

Als die Sonne hell auf den Plan schien, kam von Thunfeld her ein gewappneter Zug. Auf einem Rosse saß das Pfeiferhännslein, wie ihn das Volk noch nach alter Gewohnheit nannte, obwohl er eine stattliche Gestalt war, die, hoch zu Roß sitzend, fast über die Andern hinausragte.

Das Volk warf sich nieder auf die Knies vor dem Manne Gottes, und er hielt seine Hand ausgestreckt, als ob er es segne.

Bei der Tonne angelangt, die unter den Aesten eines mächtigen Baumes stand, sprang er rasch ab, stieg auf die Tonne und begann eine Rede voll Gluth und Begeisterung. Es herrschte eine Stille, daß man jede Sylbe des Redenden selbst in der größten Entfernung vernahm.

Und als er endlich, fast erschöpft von der Anstrengung, seine Rede schloß, sprach er: „Sanct Kilian sprach zu mir: sammle am Tage, da die Christenheit mein Andenken feiert, mein Volk wieder; aber gebiete ihm: Lasset Weiber und Kinder daheime, daß kein Weib in der Gemeinde der Brüder sey, und jeder Bruder komme wehrhaft, komme mit Kolben, Morgenstern, Lanze, Armbrust oder Schwert. Es ist an der Zeit, daß der Schlag geschehe, der hinaus halle in alle Welt, daß die Burgen beben und die Klöster erzittern in ihren Fundamenten; daß ein Ruf durch die Welt schalle: gebet heraus das geraubte Recht, die geraubte Freiheit, das geraubte Gut!" — Als er diese Worte gesprochen, erhob das Volk seine Rechte und schwur, Gut und Blut einzusetzen, und am Tage des heiligen Kilian zu kommen, zum Kampfe gerüstet.

Müde war Hanns in das Hirtenhäuslein getreten, weil die Furcht thöricht war; denn der Bischof lachte des Volkes ja und hielt's nicht der Mühe werth, einzuschreiten, wie das Volk sagte. Doch — Dem war nicht so! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Sulina-Mündung.

Die „Augsb. Allg. Z." veröffentlicht aus einem Reisetagebuch einen Artikel: „Die Sulina-Mündung": „Allerdings war ich auf die russischen Demonstrationen an der untern Donau vorbereitet; aber was sich in der That vorfand, überstieg doch meine Erwartung außerordentlich. Bereits von Reni an (gegenwärtig von Galacz am linken Pruthufer) sind Kosackenposten am Strande der Donau aufgestellt, und von Tuckow an, wo der eigentliche Sulina-Arm beginnt, bilden sie eine vollkommen zusammenhängende Kette, deren Glieder noch enger sind als die des österreichischen Gränzcordons. Auf dieser Strecke zählt man achtzig solcher Kosackenposten, welche von mindestens 1200 Mann gebildet werden, da selbst die kleinsten Pikets noch vier bis fünf Mann stark sind. Sie stehen so dicht, daß ihre gegenseitige Entfernung oft nur zehn Minuten und kaum dies beträgt. In der Regel ist auch für jeden Posten ein festes Blockhaus vorhanden, um welches sich außerdem noch häufig bis zwölf Hütten angesiedelt haben. Ein gut erhaltener Weg verbindet ferner die einzelnen Posten, auf jedem der zahlreich einmündenden Flußarme liegt eine Fähre bereit, und da das ganze Delta bei jedem Hochwasser überschwemmt wird, so kann überhaupt die Communication sehr häufig nur durch Kähne unterhalten werden. Gegen diese Kosackenkette dürfen wir nichts haben, denn sie hält das linke, das russische Ufer besetzt. Das rechte Ufer heißt dagegen neutral (bis zum Georgskanal). Trotzdem lagern unter dem Vorwande besserer Stationen auch am rechten Ufer dieser Flußstrecke neun russische Kanonenboote. Angeblich liegen sie dort freilich nur vor Anker; aber bei jedem derselben hat sich bereits eine Ansiedelung von mehreren Hütten gebildet. Im Uebrigen haben diese Posten bisher freilich alle mögliche Artigkeit gegen die österreichische Flagge bewahrt; und da z. B. auch die Schiffe des Lloyd die kaiserliche Postflagge und als Postschiffe die schwarze Flametta der Kriegsschiffe führen, so geben die Kosacken auch diesen Schiffen ihre militärische Ehrenbezeigungen. Die Schiffe werden an der Mündung nicht angehalten. Man fährt daher rasch an den dreißig Häusern des Dorfes Sulina vorüber, welche sämmtlich wie an der holländischen Küste auf Pfahlwerk gestellt sind. Am rechten Ufer zeigt sich dann der neue Leuchtthurm Jeni Fanal. Seit dem Sommer 1836 gehen auch die russischen (Kriegs-) Dampfboote von Galacz nach Odessa. Für sie werden im ganzen Sulina-Arm und auf der Barre Bojen zur Bezeichnung des Fahrwassers ausgelegt; aber sowie diese Dampfboote passirt sind, nehmen die russischen Strandreiter die rothen Körbe oder Hölzer wieder heraus. Daher sind namentlich auf der Barre Stromschnellen noch häufig, und fast immer erblickt der Reisende dort die Wracks aufgelaufener Fahrzeuge als warnende Zeichen. An der Stelle endlich, wo Zaar Nikolaus über die Donau ging, hat man eine griechisch-russische Kirche gebaut; und eben so erblickt man nicht weit von Farna an der Seeküste auf einem Felsen eine russische Kirche, an welcher zwei Popen angestellt sind. Sie bezeichnet die Stelle, wo Zaar Nikolaus sein Lager hatte, und wahrscheinlich beten die Popen für dessen baldigste Rückkehr. Als wir endlich durch den Bosporus fuhren, fragte ich den Capitain um die Lage der Gesandtschaftspaläste. „Den russischen werden Sie auf den ersten Blick herausfinden", war die Antwort. Und allerdings ist nichts leichter. Er präsentirt sich wie ein Fort mit Montalembert'schen Thürmen. Wenigstens steigen zwei ähnliche Bauten an den Enden seiner langen Fronte in die Luft, und das Volk in Stambul läßt es sich auch nicht nehmen, diese Thürme seyen für Geschütze eingerichtet, und unter der Erde lägen mächtige Pulverkammern. Zu diesem Glauben mag wohl der massenhafte Grundbau des durchaus steinernen Gebäudes Veranlassung gegeben haben. Was aber die Thürme betrifft, so kann man sich bei der herrlichen Aussicht auf ihrer Platform doch in der That des Gedankens kaum erwehren, daß hier allerdings wohl Platz genug, daß der Bau wohl stark genug für einige Sechspfünder sey."

Die Judenfrage in Toskana.

Die gegenwärtige Bewegung in Italien, die zwar nicht mit so raschen Schritten vorwärts drängt, wie in früheren Perioden, aber um so sicherer zu den nothwendigen politischen Reformen der Halbinsel führt, hat auch bereits in mehreren Staaten die Judenfrage zur Anregung gebracht. Bekannt ist, daß der Papst den Juden in Rom das Ghetto geöffnet und denen in Ancona verstattet hat, in die Guardia Civica einzutreten. Weiter ist man jedoch bereits in Toskana gegangen, wo das Volk bei mehreren Gelegenheiten unter den in der Form von Vivats ausgesprochenen Wünschen auch das „Evviva l'emancipazione degli Ebrei!" vernehmen ließ. Bittschriften um Emancipation der Juden cirkuliren jetzt im Großherzogthum und in dem neu erworbenen lucchesischen Theil desselben, und bei Gelegenheit der Israeliten, die allerdings in Livorno und anderen Städten des Landes ziemlich zahlreich sind, haben einige Männer des Fortschritts auch an die bis jetzt im Großherzogthume nicht sehr zahlreichen akatholischen Christen

Digitized by Google

und an das große, unveräußerliche Recht allgemeiner Gewissensfreiheit gedacht, dessen Verleihung man in Italien zuerst von dem aufgeklärten Großherzog Leopold des Zweiten erwartet.

Die „Patria", eine in Florenz seit einigen Monaten erscheinende Zeitung, publizirt unter Anderem mehrere, die bürgerlichen Verhältnisse seiner Glaubensgenossen besprechende Sendschreiben eines Israeliten, Namens Arrau, der die sittlichen Zustände der Juden in Italien als eine naturgemäße Folge der Behandlung darstellt, die sie hier seit Jahrtausenden erfahren, und der Denjenigen, „welche die Lehre des Evangeliums und die Liebe des Nächsten predigen, die es als eine heilige Pflicht des Katholizismus darstellen, die Sklaverei abzuschaffen, und die gleichwohl die Gesetze gegen Dissidenten und Hebräer aufrecht erhalten", ihre Widersprüche mit sich selbst nachzuweisen sucht. Der Redakteur der „Patria", Hr. Abbate Lambruschini, schickt diesen Briefen einige Worte voran, die um so merkwürdiger sind, als sie von einem Priester und zwar von einem italienischen Priester herrühren. „Toskana, sagt er u. A., „kann sich rühmen, humanere und mildere Gesetze hinsichtlich der Juden zu besitzen, als viele andere Länder. Gleichwohl bleibt noch viel zu thun übrig, um die Israeliten und die Heterodoxen auf den Fuß der Gleichheit mit den übrigen Bürgern zu stellen. Ein übelverstandener religiöser Skrupel darf uns nicht hindern, eine so positive Pflicht zu erfüllen. Ueberdies wird Derjenige, der nicht von Irrthum geradezu verblendet ist, leicht einsehen, daß die Religion selbst, weit davon entfernt, uns dieser Pflicht abwendig zu machen, sie uns vielmehr auferlegt. Sie wird uns auferlegt als eine Schuld der Gerechtigkeit und Menschenliebe, als ein Beweis der Ehrfurcht selbst, die wir Gott schuldig sind, welcher es sich allein vorbehalten hat, die Gewissen zu richten, und welcher gesagt hat: „Richtet nicht, und Ihr werdet nicht gerichtet werden!"

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten

(Wien, 28. Oct. — Allg. Pr. Ztg.) Am Sonnabend ist in Schönbrunn an einem jungen Mädchen, welches dort bei der Familie eines der kaiserlichen Zuckerbäcker zeitweise sich aufhielt und die Tochter eines fürstlichen Liechtenstein'schen Portiers ist, ein Mord beabsichtigt worden, der wegen seiner Frechheit um so mehr in Erstaunen setzt, als die That in den dichtbewohnten Räumlichkeiten des Schlosses und in den späteren Morgenstunden verübt wurde. Als den Thäter hat man einen Schauspieler einer der in der Umgegend Wiens herumziehenden kleinen Bühnen in Verdacht, der früher mit seinem Opfer ein Liebesverhältniß wider den Willen der Eltern desselben gehabt haben soll, welche die Tochter auch deshalb, um sie vor der Zudringlichkeit ihres Anbeters zu schützen, von sich entfernten. Der Grund des Mordes, der indessen nicht vollkommen gelang, da das Mädchen nicht tödtlich mit dem Dolch, den der Mörder führte, getroffen wurde, ist entweder Eifersucht oder verschmähte Liebe, keineswegs aber ein Raubanfall. Nach vollbrachter That hat der Mörder, nachdem er das Zimmer, in welchem er sein Verbrechen beging, ruhig verschlossen und den Schlüssel mit sich genommen hat, sich entfernt und soll mit der Eisenbahn nach Laibach zu, wohin sein Paß visirt war, entflohen seyn. Ist der Verdacht gegründet, so wird man seiner wohl schnell habhaft werden.

(Ein schweizer Puff!) Am See von Genf in der Schweiz trug sich folgende Geschichte zu: Es passirten diesen Weg achtzehn Schmuggler, Jeder mit einem Sack Schießpulver von Bern beladen. Der Letzte in der Reihe machte die Bemerkung, daß sein Sack immer leichter würde; er untersuchte ihn, fand, daß er ein Loch habe und erblickte, wie sich ein Pulverstreifen auf dem zurückgelegten Weg fortzog. Wenn auch der Verlust zu verschmerzen gewesen wäre, so wurden doch durch diese Spur die Schleichwege der Pascher verrathen und diese selbst kamen in die augenscheinlichste Gefahr, ertappt zu werden. Er schrie Halt und nach diesem Ruf setzte sich jeder seiner Kameraden auf seinen Sack, um einen Schluck Branntwein zu trinken und sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Unterdeß lief der Letzte so weit zurück, bis die Pulverspur aufhörte. Nach einem viertelstündigen Laufe erreichte er diesen Ort und, um jede Spur zu verwischen, zog er sein Feuerzeug aus der Tasche, schlug Feuer und zündete den Anfang des Pulverstreifens an. Eine Minute später hörte er einen furchtbaren Knall und ein majestätischer Donner hallte an den Bergwänden wieder und zog sich in den Schluchten fort. — Die siebzehn Pulversäcke waren in die Luft geflogen und die Schmuggler lagen umher todt und gräßlich verstümmelt. (U. Schnellp.)

Die Rennbahn zu Lyon und ihre ganze Umgebung waren am vorigen Sonntage mit Menschen überfüllt, die der Aufführung eines Schauspieles zuschauen wollten, welches als die Vergötterung des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Josephine angekündigt war, die durch zwei Schutzengel zu den Wolken emporgeführt werden sollten. Durch Seile und Maschinenwerk wurde ein Triumphwagen, welcher die Ebenbilder des Kaisers und der Kaiserin sammt ihren Genien enthielt, etwa 35 Ellen hoch in die Luft erhoben. In diesem Augenblicke brach der Wagen unter dem auf ihm lastenden Gewichte zusammen, und der große Kaiser, durch einen angeblich Napoleon sehr ähnlichen und mit dessen gewöhnlichem Costume angethanen Kaffeehauswärter dargestellt, stürzte zum Entsetzen von mehr als 10,000 Zuschauern, kopfüber auf die Stelle hinab, von wo er aufgestiegen war. Er lag wie leblos am Boden, und wurde in hoffnungslosem Zustande weggetragen. Unterdessen sah man die Kaiserin Josephine mitten in der Luft an einem Seile hängen, das sich um ihr eines Bein geschlungen hatte. Nachdem sie fast 10 Minuten in dieser peinlichen Lage ausgehalten hatte, wurde sie langsam zur Erde niedergelassen, und kam wenigstens ohne erhebliche Verletzung davon. (Köln. Z)

Dieser Tage ereignete sich zwischen züricherischen und schwyzerischen Soldaten auf der Gränze oberhalb Richterschwyl ein Vorfall, der lebhaft an eine Begebenheit im Kappelerkrieg (der Kappeler Krieg ist der Religionskrieg zwischen dem reformirten Zürich nebst seinen Bundesgenossen und den katholischen Waldstädten 1531—33, in welchem Zwingli bei Kappel fiel) erinnert. Einige Züricher Soldaten begaben sich in das benachbarte schwyzerische Dorf Wolleran und kehrten im dortigen Wirthshause zur Krone ein, das mit schwyzerischen Soldaten angefüllt war. Anfangs sah man sich verwundert, ja mißtrauisch an, bald löste aber der Wein die Zungen. Das Gespräch hatte vornämlich die Tagesfrage, Krieg oder Frieden, zum Gegenstand. Die Schwyzer mußten am Ende gestehen, daß sie auch ohne Sonderbund und Jesuiten bestehen und frei und katholisch bleiben könnten, und die Züricher betheuerten, daß, wenn die Herren des Sonderbundes diese Ansicht ebenfalls theilten, von Eingriffen in die Selbstständigkeit der Kantone und von Bedrohung der katholischen Religion überall nicht die Rede wäre, Reformirte und Katholische könnten aber nur dann im Frieden neben einander leben, wenn die Jesuiten, die Erzfeinde der Reformation, entfernt würden. Die Schwyzer fanden das Opfer billig und sagten sich von Jesuiten und Sonderbund los. Als einige ihrer Offiziere von dieser Versöhnung hörten, wollten sie die Züricher festnehmen lassen. Sie waren aber schon wieder über die Gränze. Die feindselige Stimmung der Schwyzer Offiziere nöthigte den züricherischen Kommandanten Benz, ein strenges Verbot gegen das Ueberschreiten der Gränze zu erlassen. (Nürnb. Kur.)

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Die Sage vom Tell und der durch ihn bewirkten Befreiung seines Landes ist sehr poetisch und in dem frommen Volksglauben früherer Zeiten begründet. Dieser erblickte überall eine göttliche Vorsehung und erbaute sich an der Betrachtung der wunderbaren, aber zum Heil hinauslaufenden Fügungen Gottes. Darum auch mußte diese Sage eine so weite Verbreitung gewinnen und überall Anklang finden. Daß übrigens Tell erst dann daran dachte, an dem Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlandes Rache zu nehmen, als er und die Seinen in persönlicher Gefahr schwebten, liegt ganz in seinem Charakter. — Der vierte Act ist an poetischen Schönheiten besonders reich und die Sterbescene des alten Attinghausen, so wie Tell's herrlicher Monolog (Durch diese hohle Gasse muß er kommen) gehören zu den Glanzpunkten des schönen Stückes. — Im fünften Act sehen wir die Schweiz frei, nachdem ihre Dränger vertrieben und die schweren Fesseln gebrochen sind; der Jubel des neu erwachten Volkes erhebt jedes Herz.

„Es lebe Tell! Der Schütz und der Erretter!"

Ohne eine Vergleichung des Wilhelm Tell mit den übrigen Dramen Schiller's versuchen zu wollen, darf man doch behaupten, daß dies Schauspiel den besten Arbeiten unseres Dichters nicht nur an die Seite gestellt werden kann, sondern jene selbst in manchen Beziehungen übertrifft. Abgesehen von dem hohen Interesse der hier zu Grund liegenden Freiheitsidee, abgesehen von der Poesie der Sage, fesselt es auch durch seine klar überdachte, auf dramatische und theatralische Wirkung berechnete Behandlung. Ist es endlich auch längst erwiesen, daß Tell's That weniger der Geschichte, als der Sage angehört, so ist sie doch durch Alter und religiösen Glauben so zu sagen kanonisirt und dadurch für die Kunst idealisirt. Ein Gleiches gilt von dem Boden, auf welchem sie geschah und den man sich noch immer, wenn auch die Ereignisse der neueren Zeit viel herabgestimmt haben, als einen klassischen Boden der Freiheit und der Sitteneinfalt vorzustellen gewohnt ist. Das Romantische und Idyllische der Natur vollenden endlich den schönen Eindruck der meisterhaften Dichtung. — Die Aufführung dieses Drama's auf unserer Bühne muß im Ganzen als eine befriedigende bezeichnet werden. Es versteht sich von selbst, daß hierbei und wo so viele Rollen, deren keine unwichtig ist, auszufüllen sind, nicht alle vollkommen genügend gegeben werden können. Auch läge eine kritische Beleuchtung derselben außer der Tendenz unseres Blattes und könnten wir sie mittheilen, was würde dadurch gewonnen? Die Schauspieler lieben kritische Nachweisungen nur in dem Falle, als diese ihrer Eitelkeit schmeicheln, und durch Tadel geräth ein Referent mit ihnen gar leicht in unangenehme Zerwürfnisse. Das Publikum seinerseits ist heutigen Tages so aufgeklärt, um sich seine Kritiken selber zu machen und eine eigene Ansicht über Kunstleistungen bilden zu können, so wie es auch von der Journalistik, die jetzt so Vielerlei zu vertreten hat, detaillirte Berichte über das Spiel der Bühnenmitglieder nicht mehr verlangt. Die theaterkritische Periode, in welcher man sich über Recensionen, Schauspieler, Sängerinnen und Recensenten in feindliche Parteien zu spalten und auf Leben und Tod zu bekriegen pflegte, liegt weit hinter uns. Immerhin jedoch wird es Pflicht bleiben, wirkliches Verdienst anzuerkennen und Verwerflichem entgegen zu treten. In ersterer Beziehung haben wir Hrn. Breuer's Darstellung des Wilhelm Tell als eine ausgezeichnete zu beloben, wie dieser Künstler überhaupt und mit Recht als eine Zierde unseres Schauspiels geschätzt wird. Hr. Breuer gab nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, den polternden, ungestüm declamirenden, sich wild und trotzig gebärdenden und nach Bühneneffecten haschenden Coulissen-Tell, sondern den Charakter der Dichtung, wie wir ihn oben bezeichnet haben, kräftig und mild, energisch und besonnen zugleich. Sowohl die Charakteristik und die wahrhaft künstlerische Mäßigung, wie auch die treffliche Behandlung und Nuancirung des Dialogs bewiesen zur Genüge, daß wir in Hrn. Breuer einen Schauspieler besitzen, welcher sich der höheren Aufgabe seiner Kunst klar bewußt ist und sowohl die innerlichen, als auch die äußerlichen Mittel zur Erreichung derselben besitzt. Hr. Breuer darf gewiß zu den besten Repräsentanten seines Faches gezählt werden und es wird der Ruf seiner gediegenen Kunstleistungen eine stets wachsende Anerkennung finden. Sein Tell wurde durch wiederholten Beifall und Hervorrufung gewürdigt. — Die Leistungen der Herren H. Schneider (Melchthal), Meck (Attinghausen), Grahn (Geßler), Reger (Stauffacher), Nork (Rudenz), Thomas (Baumgarten) und Hartig (Walther Fürst) und der Damen Thomas (Hedwig), Meck (Gertrud) und Quint (Bertha) wurden mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. W.

Korrespondenz.

Stuttgart, 1. Nov.

Wer kennt nicht den großen polnischen Abenteurer, den früheren Oberstlieutenant Murzinowski, welcher durch seine mit großem Geschrei erhobenen Ansprüche auf das Erbe und den Titel der Fürsten und Grafen von Gonzaga-Mantua allenthalben Aufsehen erregte? Nach dem unglücklichen Ausgang der polnischen Revolution von 1830/31 war derselbe nach Stuttgart gekommen, wo er, mit offenen Armen von den zahlreichen Polenfreunden aufgenommen, bald seine schlechten Vermögensverhältnisse dadurch verbesserte, daß er die Tochter eines reichen Weinhändlers heirathete. Bald indeß brach großer Zwist in der Ehe aus, die Frau drang, als von ihrem Manne durch falsche Vorspiegelungen hintergangen, auf Scheidung, woraus ein Prozeß entstand, der endlich zu Gunsten der Gattin entschieden und in Folge dessen die Scheidung herbeigeführt wurde, worauf Murzinowsky oder Graf von Gonzaga-Mantua, wie er sich nannte, weiter zog und sein abenteuerliches Leben anderer Orten fortsetzte. Diese geschiedene und später an einen Militärbeamten wieder verheirathete Frau Murzinowsky's ist dieser Tage mit Tod abgegangen und auch ihr Tod ward noch, als sollte alles mit Murzinowsky in näherer Verbindung Gestandene Aufsehen erregen, von besonderen Umständen begleitet, welche ein hiesiges Blatt so erzählte: die Frau verlangte auf ihrem Sterbebette nach einem Seelsorger; die Angehörigen begaben sich zu später Abendstunde zu einem solchen, der aber für diesen Tag zu erscheinen sich weigerte, da er so spät nicht mehr ausgehen wollte, sondern seinen Besuch bis zum andern Morgen verschob, wo aber die Frau bereits verschieden war. Ohne den Eifer eines anderen, selbst kränklichen jüngeren Geistlichen, der noch Nachts 11 Uhr der Sterbenden das Abendmahl reichte, hätte sie ohne geistlichen Beistand die Reise in's Jenseits antreten müssen, was hier großes Aufsehen und Entrüstung erregte. — Ueber den Betrieb unserer Eisenbahn hört man fortwährend große Klagen ertönen, indem man der Verwaltung hauptsächlich Das zum Vorwurfe macht, daß sie die Wagen dritter Klasse jedem Zuge in so spärlicher Zahl beigebe, daß dadurch die Leute oft wie Häringe auf's schmählichste zusammengepreßt sich finden, wollen sie nicht zurückbleiben, indem man durch solche Unannehmlichkeiten die Fahrlustigen zwingen wolle, so viel möglich die theuere zweite Klasse zu wählen. Dennoch ist der Andrang bis jetzt, namentlich an Sonntagen, zur Eisenbahn so bedeutend, daß die Personenfrequenz der würtembergischen Staatsbahn gewiß unter den ersten in Deutschland zählen und gewiß von wenigen Bahnen übertroffen werden wird. Der Bau der Bahn ist sehr solid und geht rasch von statten, so daß wohl zu Ende nächsten Jahres mit Ausnahme der Anschlußbahn an Baden nur wenig zu vollenden übrig bleiben wird. Dann wird es ohne Zweifel an die bis jetzt noch nicht genehmigte obere Neckarthalbahn gehen.

Frankfurt a. M.

In dem Samstag den 6. Nov. stattfindenden Konzert des Instrumental-Musik-Vereins kommen zur Aufführung: Symphonie in C dur von Mozart, Soli und Chöre aus „Iphigenie in Tauris" von Gluck, Konzert in D dur für drei Klaviere von Seb. Bach, vierstimmige Lieder von F. Mendelssohn-Bartholdy, Chor von M. Hauptmann und Ouvertüre in C dur von L. v. Beethoven. Local im holländischen Hof, Anfang 7 Uhr und Eintrittspreis fl. 1. 30 kr.

Suum cuique.

(Eingesendet.)

In einer Mittheilung des Vorstandes des hiesigen Musenms vom 21. Oct., die in Ihrem Blatte vom 2 Nov. veröffentlicht ist, wird behauptet, „die Meisterwerke Beethoven's und anderer großen Künstler, welche nicht für die Bühne bestimmt sind, werden in unserer Stadt nur im Museum mit voller Orchesterbegleitung gehört." Diese Behauptung beruht auf Irrthum. Die Meisterwerke Beethovens und anderer großen Künstler, welche nicht für die Bühne bestimmt sind, werden in unserer Stadt nämlich nicht im Museum, sondern im Cäcilien-Vereine, sey es mit voller Orchesterbegleitung, sey es mit bloßer Klavierbegleitung gehört. Ein Mitglied des Cäcilien-Vereins.

Frankfurt, 2. Nov. 1847.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. Nov. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 307. Sonntag, den 7. November 1847.

Das Pfeiferhänneslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

VII.

Schau auf! schau auf! Du traust zu viel!
Es spielt der Feind ein heimlich Spiel;
Es schleicht Verrath sich in die Schaar,
Die gläubig hier versammelt war!

Als das Pfeiferhänneslein auf seiner Tonne stand und mit wunderbarer Gluth der Begeisterung redete, lehnte unfern dieser Stelle ein Mann auf einem Streitkolben, der mit gespannter Aufmerksamkeit jedem seiner Worte folgte. Er trug ganz die Kleidung des Volkes aus Franken; aber seine Haltung hatte etwas Auffallendes. Seine Gugelmütze umschloß so fest den Kopf, daß er sie auch da nicht abnahm, als es alles Volk that, und daran erinnert von nahe dabei stehenden Leuten, glaubten diese, er müsse einen bestimmten Grund haben. Bei fortgesetztem Drängen gab er endlich nach, und da meinten Einige, er habe eine Tonsur, die er nicht habe zeigen wollen. Sein feistes Gesicht ohne Bartwuchs prägte ihn auch fast zu einem Geistlichen. Schon vor der Versammlung war er bei den Buden herumgeschlichen, namentlich bei denen der Waffen verkaufenden Juden und Schwertfeger. Niemand kannte ihn, mit Niemanden ließ er sich ein.

Bei der ein Mal erregten Aufmerksamkeit würde er dem Volke nicht entgangen seyn, wäre nicht der Eindruck der Rede des „Mannes Gottes" ein so außerordentlicher gewesen.

Der Mann war darauf noch im Dorfe Niclashausen gesehen worden, wie er um das „Hirtenhäuslein" herumschlich.

Es war allerdings nicht ohne Grund, daß das Volk auf ihn aufmerksam wurde; denn eben dieser Mann verschwand später im Walde, kleidete sich im Hause des Försters um, bestieg ein Roß und jagte dann eiligst davon.

In das Gemach Rudolphs von Scherenberg, des Bischofs von Würzburg, trat am folgenden Tage ein Geistlicher.

„Seyd Ihr schon zurück?" fragte aufspringend der Bischof, seinen Capellan, denn dieser war es, der als Bauer dort sich auf die Keule gelehnt; „wahrlich, Ihr habt nicht gefaulenzt!"

„Es galt Eile, hochwürdigster Herr," entgegnete der Capellan, „und zwar in doppelter Hinsicht. Ein Mal wollte ich Euer Gnaden die Nachricht bringen, wie es stand, und dann mich selber mit heiler Haut retten. Das Volk nahm Anstoß d'ran, daß ich mit meiner Gugelmütze auf dem Kopfe dastand, während es sich völlig den Kopf entblößte aus Ehrerbietung vor dem „Manne Gottes", wie es den Betrüger nennt. Als ich endlich auch mein Haupt zu entblößen gezwungen wurde, erkannte es meine Tonsura, und kaum war es mir möglich, seinem geschöpften Verdachte zu entgehen. Daß mein Loos nicht auf's lieblichste gefallen wäre, wenn es hinter meine Absichten gekommen wäre, liegt am Tage."

„Es soll Euch hoch angeschrieben werden," sagte verheißend der Bischof, „doch redet nun, wie habt Ihr die Lage der Sachen gefunden? Ist es an Dem, was die ängstlichen Gemüther vermuthen?"

„Es ist in der That arg genug," sagte der Capellan, der sich auf Befehl des Bischofs niederließ. „Stellt Euch einen Jahrmarkt vor, wie er in Frankfurt Messe genannt wird, und Ihr habt ein Bild des Verkehrs. Etwa vierzig Tausend Menschen waren versammelt. —"

„Was sagt Ihr?" rief der Bischof. „Ihr habt wohl sagen wollen vier Tausend? Und das ist sicherlich zu viel!"

„Zweifelt nicht an Dem, was ich sage," fuhr der Capellan fort, „damit Ihr Euch nicht in eine gefährliche Sicherheit einwieget. Vierzig Tausende waren da, und eher mehr, als weniger. Ich bin im Stande, eine Menschenmenge zu schätzen, das wißt Ihr."

Der Bischof schlug die Hände zusammen und blickte mit stets wachsendem Erstaunen den Redenden an. „Wie ist Das möglich?" rief er.

„Hättet Ihr gehört, was ich hörte, Ihr würdet's glaublich finden!" sagte der Capellan; „denn auf der Tonne stand ein Mensch, jung, schön, mit einem Ausdrucke, der, vergebt mir den Vergleich, an das Bild des heiligen Georg mahnt. Und dieser Mensch ist begabt mit einer Redegabe, wie vielleicht unter Tausenden sich kaum wieder Einer finden möchte. Denkt Euch, daß er sich an alle Leidenschaften des Volkes wendet; daß er auf Bischöfe, Geistliche, Klöster, Fürsten, Grafen und Herren schimpft; daß er jegliche Abgabe als einen Raub, jede Frohnde als eine sündhafte Entwürdigung, jeden Kirchen- und Herrenbesitz als einen durch List und Trug dem Volke entrissenen darstellt; daß er volle, unbedingte Freiheit und Gleichheit predigt; alle weltliche und geistliche Hoheit abschaffen, die Güter theilen und Euch zunächst vom Stuhle Eurer Würde stoßen, das Schloß zerstören will — so möget Ihr's begreifen, daß sein Anhang unbeschreiblich ist, zumal er sagt, die heilige Jungfrau erscheine und gebiete ihm Solches. Sie bezeugen ihm die höchste Verehrung, beugen das Knie vor ihm, nennen ihn Propheten und „Mann Gottes" und folgen ihm blind. Was aber das Aergste ist, so möget Ihr den Geistlichen von Niclashausen andächtig an seiner Seite und Euren Lehensträger und Vasallen Kunz von Thunfeld und seinen Sohn als seine Bannerträger finden. Machet Euch auf seinen Besuch gefaßt. Am Kilianstage bricht das Heer auf, und am andern Morgen werden sie Euch begrüßen."

Der Bischof wußte nicht, sollte er zweifeln oder glauben;

Digitized by Google

als aber der Capellan fortfuhr, ihm die Lage der Sachen, den wilden Haß des Volkes, das Kaufen der Waffen zu schildern, da ging ihm denn doch ein Licht über die Umstände auf, die er wohl noch immer gering zu achten geneigt war.

„Habt Ihr," sagte er darauf zu dem Capellane, der überhaupt seine Rechte war, und bei dem, wenn auch in anderm Sinne, das biblische Wort erfüllt wurde, daß nämlich diese Rechte Manches that, wovon die Linke nichts wußte; „habt Ihr des Uebels Grund und Natur so genau erkannt, so wird Euch wohl auch das Heilmittel vor Augen geschwebt haben. Wir wollen ein Heer zusammen ziehen zu dem, was bereits in unserer Stadt ist, und dreinschlagen, ehedenn das Volk zur Besinnung kommt."

„Das wäre meine Meinung eben nicht," sagte der Capellan, der mit offenen Augen Alles besehen hatte. „Wenn man dem Leibe das Herz nimmt, so ist es aus mit ihm."

„Freilich," sagte der Bischof; „aber das thut sich so leicht nicht. Meint Ihr vielleicht den Pfeifer selbst?"

„Ihn eben meine ich," war des Capellans Antwort.

„Aber wo ist er denn?" fragte der Bischof.

„Er hat sich bis jetzt in Niclashausen aufgehalten, und erst in den letzten Tagen gab ihm der Ritter von Thunfeld eine Zufluchtstätte, weil sich das Gerüchte verbreitet hatte, es seyen Mörder von Euch ausgesendet, ihn wegzuschaffen. Ihr sehet, was Euch das Volk zutraut! — Da sich aber diese Vermuthungen als falsch erwiesen, ist er, trotz aller Warnungen, wieder in sein Hirtenhäuslein eingezogen, worin er ganz alleine hauset, und — ich habe es mir genau angesehen, wo man ihn aufheben kann, ohne daß es Jemand hört, weil das Häuschen am Ende des Dorfes steht. Gebt mir eine Anzahl Reisiger, auf die ich mich verlassen kann, und ich hole Euch den Vogel aus dem Neste, ohne daß es die Andern merken."

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Friedrich von Oesterreich.

Die „Allg. Ztg." bringt dem verstorbenen Erzherzog Friedrich von Oesterreich folgenden schönen Nachruf: „Am 6. Oct. l. J. starb zu Venedig an einer kurzen Erkrankung, die, mit einer Gelbsucht beginnend, in zerstörender Raschheit schnell den Tod herbeiführte, im 26. Jahre seines Alters, der Erzherzog Friedrich von Oesterreich, Contreadmiral und Befehlshaber der österreichischen Kriegsmarine. Es sind nur wenige Monate verflossen, als Deutschland am Sarge seines Vaters stand, jenes erlauchten Helden, eines Fürsten ächt deutscher Gesinnung, dessen unvergänglicher Ruhm weit über das Grab hinaus seine Strahlen auf das Land warf, dem er angehörte, auf das Haus, dem er entsprossen! Damals betrauerten ihn zunächst vier wackere Söhne, gewohnt, von frühester Jugend mit dem Heere und für dasselbe zu leben, sich gleich dem tapferen Vater keiner Verpflichtung des gemeinsten Kriegers zu entziehen, und die so an dem Muster, das ihnen in seinem edlen Bilde vorleuchtete, befehlen lernten, nachdem sie gehorchen gelernt hatten. Ihre Landsleute trugen Vorliebe für diese schlichten und doch so pflichtbegeisterten jungen Männer, theils in Rückblick auf den Baum, dessen Zweige sie waren, eben so aber auch weil man die Gewähr zu haben glaubte, kämen wieder die Tage der Gefahr, so würde man sie voranschreiten sehen unter Oesterreichs Kriegern auf den blutigen Todesfeldern, und ihre Federbüsche würden herauswehen aus dem Rauch der Schlachten, in den vordersten Reihen des Kriegsgetümmels, wie der ihres Vaters, als er in edlem Muthe die Fahne faßte und sie den Soldaten vortrug, die mit ihm jauchzend die feindlichen Linien stürmten. Die Reihen Derjenigen werden dünn, denen als Jünglingen und Männern das größte Uebel, der Krieg, nur der Quell einer Begeisterung war, die der drohende Tod wohl zu erhöhen, nicht zu schwächen vermochte, und denen die Poesie der Erinnerung noch jetzt das Herz zu schwellen vermag. Diese entsagende und hochherzige Gesinnung, die nichts sucht und der nichts lohnt als der Ruhm, würde in langen Friedensjahren verschwinden im Gebläse der Dampfmaschinen und im Gewirre des täglichen Verkehrs, wenn sie nicht durch Wort und Beispiel in dem jüngern Geschlechte wach erhalten würde, in dem Busen Derjenigen, die dieses heilige Feuer zu wahren berufen sind! Dies ist die Richtung des Geistes gewesen in der angeborenen Neigung, sowie Lehre und Erziehung die Söhne des Erzherzogs Karl herangebildet hatten, ohne sie den Pflichten zu entfremden, die eine sich neu gestaltende Zeit auf dem Felde allgemeiner und staatlicher Entwickelung in Anspruch nimmt. — Als die vier jungen Erzherzoge in den activen Dienst eintraten, wurde der zweitjüngste, Erzherzog Friedrich, der Marine zugetheilt. Damals hegte er die Besorgniß und eine ihn wohlkleidende Eifersucht, seine Brüder würden ihm die Gelegenheit zum Ruhme vorwegnehmen, denn es war kaum darauf zu rechnen, in Oesterreich würden die Anlässe dazu der Marine eher als dem Landdienste geboten werden. Und dennoch war es so! Wie der olympische Gott bedauernd auf die gezählten Tage des jungen Achilles blickte, und sie ihm mit kriegerischem Muthe vergütete, so wollte auch das Schicksal nicht, daß der junge Prinz, den eben ein früher Tod uns entriß, ohne Lorbeer auf seinem blühenden Haupte in die Gruft seiner Väter gesenkt werde. — Wir sind keineswegs gemeint, den Kämpfen bei St. Jean d'Acre und Saida größeren Kriegswerth beizulegen, als sie verdienen; sie verschwinden vielleicht neben den Riesenschlachten, von denen die Annalen der Kriege melden; aber sie waren eben wichtig genug, um dem jungen Adler Gelegenheit zu geben, der Welt zu zeigen, aus welchem Horste er aufgeflogen, und wie hoch seine jungen Flügel ihn zu tragen vermöchten, wenn der Augenblick sich darböte. Waren es doch englische Berichte selbst, die von dem Feuer der Congreve'schen Raketen der österreichischen Escadre, welche der Erzherzog Friedrich unter die Wälle des Platzes im vollen Bereiche des feindlichen Geschützes aufgestellt hatte, meldeten, und ihnen das Verdienst zugestanden, zuerst die Mauern gebrochen zu haben; die schwarz und gelben Farben aber waren die ersten, die von den Zinnen wehten, und der junge Erzherzog von Oesterreich hatte sie aufgepflanzt! — Niemand fand es zu tadeln, daß der junge Prinz das Theresienkreuz erhielt, und wer da weiß, welche Männer es nicht erhielten, welche Heldenthaten vorkamen, ohne daß durch sie dieser Orden errungen wurde, und was überhaupt dazu gehört, bis Ein Offizier aus hundert Würdigen ihn zu erhalten werth befunden wird, der wird das Gefühl begreifen, das Vater und Sohn durchdringen mußte, als in der Versammlung der Ordensritter Erzherzog Karl, der älteste derselben, das Kreuz auf der jungen Brust seines Sohnes schimmern sah. Damals färbte das Roth der Freude das Antlitz des Heldengreises wie das des Heldenjünglings — nun schlafen sie Beide den ewigen Schlaf; der Tod mähete die thatenreiche Vergangenheit und die thatenschwangere Zukunft mit gleicher Sichel!

Ueber die sechste Generalversammlung des Vereines für Wasserheilkunde und Gesundheitspflege

am 1. und 2. Nov. im weißen Schwanen zu Frankfurt a. M.

Der Tod des seitherigen Vorsitzenden dieses Vereines, die plötzliche Verhinderung des Sekretärs desselben, der diesjährigen Versammlung beizuwohnen, und, nachdem er die Einladungen erlassen, auch die weiteren nothwendigen Vorkehrungen zu treffen,

Digitized by Google

dies und die auf dieselben Tage fallende Weinlese sind wohl schuld, daß sich zu der oben bezeichneten Generalversammlung nur eine kleine Anzahl der Mitglieder des Vereines eingestellt hatte. Welche Wichtigkeit aber die Wasserheilkunde für die ganze ärztliche Praxis erlangt habe, ging sowohl aus den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträgen, als aus der Theilnahme hervor, womit mehrere ältere und eine größere Anzahl jüngerer Frankfurter Aerzte denselben folgten. Besonders erfreulich war, daß die „Wasserärzte" als durchaus wissenschaftliche Männer die Wasserheilkunde nicht als etwas Wunderbares, sondern als etwas in seiner Anwendung wie in seinen Wirkungen Beschränktes darstellten, wodurch das bisherige Heilverfahren nicht aufgehoben, sondern als durch ein neugefundenes Heilmittel erweitert werde, welches bald allein, bald in Verbindung mit andern Heilmitteln die Uebel der leidenden Menschheit lindern und heben könne; und in diesem Sinne schienen auch die anwesenden Frankfurter Aerzte die Wasserheilkunde anzuerkennen. Da man diejenigen Uebel überging, gegen welche, wie gegen Rheumatismen, die Heilkraft des Wassers von keiner Seite bestritten wird, so wurde nur über die Behandlung solcher Krankheiten durch Wasser gesprochen, gegen welche die Zubereitungen aus der lateinischen Küche, wie gegen Auszehrung und Herzkrankheiten nichts vermögen. Hier war das Ergebniß ein sehr günstiges. In den Verhandlungen am zweiten Abende wurden Krankheiten von ähnlicher Kategorie zur Sprache gebracht. Besonders günstig schienen von den anwesenden Frankfurter Herren Aerzten die Ergebnisse aufgenommen zu werden, welche das Wasserheilverfahren in Behandlung Nervenkranker gewonnen hat. Auch zur Heilung der sogenannten venerischen Krankheiten ist dasselbe in Verbindung mit der übrigen ärztlichen Kunst von großer Bedeutung. Im Allgemeinen schien aus den Verhandlungen hervorzugehen, daß die Anwendung des Wassers in Zukunft in die allgemeine ärztliche Praxis übergehen werde, ohne aber die Apotheken überflüssig zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, 22. Oct. — Berl. Z.) Im Laufe der nächsten Wochen werden abermals einige Schiffe mit Auswanderern nach Port Adelaide absegeln, von wo die Nachrichten sehr günstig lauten. Die neuen verschiedenen Religionsparteien in Adelaide leben friedlich beisammen, und arbeiten einander auf Erden rechtschaffen in die Hand; man hat Vereine aller Art, zum Nutzen und zum Ergötzen, Odd Fellows und Freimaurer, einen landwirthschaftlichen Verein und eine Wohlthätigkeits- und Unterstützungsgesellschaft, Enthaltsamkeitsvereine und Wanderbibliotheken, Bauvereine und Sparkassen. Und wohin die Vereine nicht reichen, da helfen die Behörden aus; das Gesetz wird geachtet, und über Verbrecher sitzen Geschworne zu Gericht. Eben weil Zwang fehlt, hat sich Alles so leicht in die Ordnung gefügt, die Jedem Bedürfniß ist. Ueber die in und bei Adelaide lebenden Deutschen, welche etwa den sechsten Theil der Gesammtbevölkerung ausmachen, erfahren wir nur Günstiges. Sie sind geachtet und wohlhabend, halten sich friedlich zu einander, und bekommen nun auch deutsche Lettern und Presse, die von Bremen aus unterwegs sind. Es gehen sehr viele gebildete Leute über Bremen nach Süd-Australien; das dortige Minenwesen verdankt gerade unsern Landsleuten einen beträchtlichen Theil seines Aufschwungs.

Ein Schreiben aus Dresden vom 1. Nov. in der „Leipz. Ztg." theilt über den daselbst Tags zuvor auf dem Leipzig-Dresdener Bahnhofe verübten Mord noch folgendes Nähere mit: „Der Mörder, ein Lütticher Handlungsreisender Namens Sprenger, war vor etwa 8—10 Tagen mit dem Mädchen, das noch nicht 17 Jahre alt war, aus Berlin in Dresden angekommen. Eines häuslichen Zwistes halber hatte Letztere ihre Eltern in Berlin verlassen und war ihrem Liebhaber nach Dresden gefolgt. Der Behörde war die Sache nicht entgangen; da aber unterdeß die Mutter des Mädchens angekommen war und diese versicherte, nichts gegen die Heirath brider Personen zu haben, so wurde ihr die Tochter übergeben, mit der sie einige Tage hier blieb und mit ihr sowie mit deren Liebhaber häufig gesehen wurde. Leider beging sie die unbegreifliche Thorheit, nach Berlin abzureisen, ohne ihre Tochter mitzunehmen, und diese in Dresden in den Händen ihres Liebhabers zu lassen. Verflossenrn Donnerstag nun erhielt sie von ihrer Tochter einen Brief mit der Anzeige, „sie würden sich beide, Geliebter und Geliebte, erschießen." Die Eltern sagen leider Niemanden eine Sylbe davon, eilen nach Dresden, gleichen auch nach ihrer Versicherung die Sache so weit aus, daß das Mädchen ihre Absicht aufgiebt und den 31. October wieder mit nach Berlin abreisen will. Schon war sie auf dem Bahnhofe an diesem Tage früh angekommen und im Begriff einzusteigen, als Sprenger sie umarmt und dann vor den Augen der Eltern in's Herz schießt, dann einige Schritte den Umstehenden aus dem Wege springt und sich mit einem zweiten Pistol auf dieselbe Weise ermordet. Das Mädchen war auf der Stelle todt, Sprenger aber verschied nach ein paar Minuten. — Die Motive dieser schauderhaften That anlangend, so stellt sich heraus, daß der Mörder, der als großer Herr lebte, die Gelder seines Hauses verthan, keine Geschäfte besorgt und bereits seine eigenen Kleider verkauft hatte, also ein durch und durch liederlicher Mensch und auf dem Wege zum Zuchthaus war."

(Berlin.) Am 29. Oct. verstarb hier ein wegen seiner Kenntnisse und seines ehrenwerthen, liebreichen Charakters gleich ausgezeichneter Mann, der Oberst-Lieutenant a. D. und Professor an der medicinisch-chirurgischen Militär-Akademie, Turte. Neben seiner amtlichen wissenschaftlichen Thätigkeit hat er sich besonders durch sein eifriges Wirken für den polytechnischen Verein hierselbst ausgezeichnet, zu dessen geachtetsten Mitgliedern er gehörte, und dessen erster Ordner er war. Eben so war er ein sehr thätiger Freimaurer. Selten wird es einem Mann gelingen, sich so große Achtung, mit so allgemeiner Zuneigung verbunden, zu gewinnen. Sein Hintritt wird Viele wehmüthig berühren.

Korrespondenz.

Köln, 30. Oct.

Man hört häufig den gedankenlosen Ausspruch: die Zeit der „Gedichte" sey vorüber. Wenn unsere Zeit mitten in dem tosenden Getriebe der politischen, socialen und industriellen Bewegung vielleicht weniger Besinnung findet, sich in sich selbst zu versenken und die Außenwelt an dem inneren, reingeistigen Feuer sich läutern zu lassen, so sind doch die Triebe und Leidenschaften, die das menschliche Herz bewegen, noch immer dieselben wie sonst, Schmerz und Lust, Jugend und Leidenschaft der Menschheit haben nicht gealtert. So mag denn unsere Zeit vielleicht keine vorzugsweis lyrische seyn, aber das ideale Seelenbedürfniß tönt noch immer bald in klagenden, bald in jubelnden Liedestönen fort. Aber freilich, die Sammlung, die Andacht, die der Genuß ächter lyrischer Poesie erfordert, ist in dem wüsten Haschen nach nervenzerrüttender Unterhaltungslectüre so ziemlich untergegangen. Die lyrische Poesie, diese reinste Blüthe der zum Göttlichen entflammten Menschenseele, sie ist nicht mehr die hochwillkommene Muse, deren bloße Gegenwart erhebt und verjüngt; die Herzen schlagen ihr nicht mehr in unbefangener Hingebung entgegen, sie muß sich die Liebe des lebenden Geschlechtes erst erzwingen! Zu den wenigen Glücklichen, denen diese Liebe gleichsam in unbewußter Nothwendigkeit in den Schoß fiel, gehört Wolfgang Müller (in Düsseldorf), der Sänger der „Rheinfahrt." Hat diese köstliche Dichtung nicht blos durch ihren in reinster Form verklärten Stoff, sondern noch viel mehr durch ihren idealen Werth sich dauernd im Herzen des Volkes befestigt, so werden die so eben (in der literari-

Digitized by Google

schen Anstalt zu Frankfurt a. M.) erschirnenen „Gedichte“ unseres Landsmannes dessen literarische und volksthümliche Stellung noch mehr erweitern. Und in der That, noch keinem unserer heimathlichen Dichter hat der Ehrrnnamr eines rheinischen Sängers mit mehr Recht gebührt, als W. Müller, in dessen Poesieen der ganze freie, kräftigr, tiefe Geist des ewig heitern, liebenswürdigrn Rheinlandes in tausend lebendigen Funken sprüht und glüht. Müller braucht sich diesrn Charakter eines rheinischen Dichters nicht erst durch den materiellrn Gehalt, d. h. durch Ausbeutung der schon so oft besungenen Rheinsagen, anzurignen; das innere, ideale Wesen, die rrizende, wogrnde Lebenslust, die unbewußt-freudige Hingebung an das Daseyn, die edle Empfänglichkeit für alles Schöne und Gutr, die jugendlich-männliche Frische des Herzens, drr wackere Ernst in Thun und Handeln — das sind die Eigenschaften, dir unseren Dichtrr zum poetischsten Sohne seiner Heimath stempeln, und dieser ächt-poetische, rein-menschliche Sinn des Rheinländers erhebt ihn zugleich weit über dir beengende Sphäre des Provinziellen hinaus in's Allgemeinmenschliche. Darum finden wir viele seiner Lieder, die gleichsam der Scholle anzugehören scheinen, im Munde des ganzen deutschen Volkes; so ertönt sein köstliches: „Mein Herz ist am Rheinr“, nicht blos am schönen Rheingestade, sondern auch an der Donau und an der Elbe. Sein Patriotismus ist eben nicht der beschränkt-ausschließliche Kirchthurm-Fanatismus, der zugleich auch jede wahre Poesie ausschließt; in dem Rheine leuchtet ihm das Symbol des höchsten Menschenstrebens, eine lautr Mahnung reinster Hingebung an das lust- und schönheitsvolle Leben. Dirse Mahnung will er nicht von sich allein oder von einem bevorzugten Kreise benutzt wissen; sein volles Herz drängt ihn, die goldenen, unausgesprochenrn Worte der Natur dem ganzen Volke, der ganzrn Menschheit verständlich zu machen. So steht er mit seiner Poesie mitten im Volke, dessen unverdorbenr, hoffnungsreiche Jugendkraft er selbst so schön vorstellt; die frischen Empfindungen der durch die Cultur sich noch nicht selbst entfremdeten Gemüther fühlt er mit innigster Theilnahme mit und verstinnlicht sie in bald sonntäglich heiteren, bald rührend klagenden Tönen. Die stumme Natur ist die treue Freundin seines reichrn, lirbevollen Herzens, sie spirgrt alle seine Bewegungen in ausdrucksvollrn, reizenden Formen wieder. So belebt sich seine poetische Welt an dem reinen Feuer seiner begeisterten Seele und rröffnet uns den Blick in einen sinnigen, erhebrnden Pantheismus. — Der Dichter schrint mit diesen, in reichster Mannigfaltigkrit und Begadung glänzenden Dichtungrn seine jugendlich-lyrische Periode abgeschlossen zu haben; wrnigstens läßt das Widmungs- und Schlußgedicht an seine Braut (eine liebliche Rheinländerin, der das schöne Buch zugeeignet ist) vermuthen, daß hier ein bedeutsames, lebhaft bewegtes Jugendleben in eine rben so poetische, eben so kräftige, aber innerlich beruhigtere, positivere Welt überzugehen im Begriffe ist. Und so hoffen wir, unserem trefflichen Dichter bald auf einem größeren, gestaltenschaffenden Gebiete der Dichtkunst wirder zu begegnen, wo er gewiß Bedeutendes zu vollbringen berufen ist.“

K....

Darmstadt, 3. Nov.

Bei der großen Wohlfeilheit der Aepfel (das hessische Malter kostet hier 48 kr.) sind sorgsame Hausfrauen sehr darauf bedacht, ansehnliche Vorräthe davon zu dörren, bei welchem Geschäfte sie sich durch die zeitraubende und mühsame Arbeit des Schälens seither nicht wenig genirt fühlten. Dieser Verlegenhrit hat Hr. G. H. Wald dahier, im Fache der Vrrfertigung chirurgischer Instrumente und Schneidewerkzeuge für Tafel und Küche Ausgezrichnetes leistend, durch eine eben so einfache, als practische Vorrichtung abgeholfrn, welche bei dem Gebrauche als vollkommen tüchtig sich bewährt hat und bereits in vielen Händen ist. Sein Aepfelschäler (Preis 1 fl. 45 kr.) ist ein kleines, niedliches Instrumrnt, welches an jeden Tisch angeschraubt und von Erwachsenen, wie von Kindern gleich sicher und leicht grhandhabt werden kann. Mittelst dieses Maschinchens kann eine Person so viel leisten als acht Arbeiter durch das gewöhnliche Schälen kaum in derselben Zeit zu Stande bringen würdrn. Die Schalen fallen dabei so dünn aus, daß von der Substanz des Apfels wenig oder nichts verloren geht. — Das von Hrn. Heine rrfundene treffliche Trepanir-Instrument (Ostiotom), welches, so viel uns bekannt, bisher nur in Würzburg verfertigt wurde, ist von Hrn. Wald in so ausgezrichnrt schöner und vollkommener Weise nach einer Zeichnung construirt worden, daß es bereits die vollste Anerkennung der Männer vom Fache erhalten hat. — Bei den großen Vorräthrn von Obst (um noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen) sollte man doch überall darauf Bedacht nrhmen, rinen Theil dason zu Obstessig zu verwenden, drr bekanntlich leicht zu bereitrn ist und vor drm gewöhnlichrn Essig entschiedene Vorzüge hat. An Speisen, an Salat und dergleichen Gerichten ist er dem Bier- oder Weinessig, wegen seines angenehmen und milden Geschmackes, unstrritig vorzuziehen.

Worms, 8. Nov. — Eingef.

Ein letztes Wort in Bezug auf den Artikel in Nro. 303 der Didaskalia: Ich bin überzeugt, daß die hiesige „Frauengesellschaft für weibliche Fortbildung“, welche bereits gegen hundert Mitglirder zählt, eine gute und zritgemäße Sache verfolgt und bin dahrr entschlossen, trotz jeder Bemerkung darüber, dieser Sache, so weit mir Gelegenheit gegeben wird, ferner nach Kräftrn zu dirnen. Darauf, denke ich, kommt es im Leben hauptsächlich an und nicht auf vorübergehende Persönlichkeiten.

Dr. Ph. Merz.

Frankfurt, 5. Nov.

Mnemotechnische Proben des Hrn. Professor C. Pick.

Das Gedächtniß, diese rückwärts gekehrte Einbildungskraft, hat wie Alles in und anßer uns seine bestimmtrn Gesetze, die uns nur darum oft als Launen rrscheinen, weil sie uns nicht klar sind. Warum behält man Sachrn besser als Namen, Begebenheitrn leichter als Zahlen? Weil jenen rin bestimmtes Bild in unserer Seele entspricht, diese hingegen etwas Zufälliges, Willkürliches haben, das sich auf der Tafel unserer Erinnerung leicht verwischt. Die Aufgabe der Gedächtnißkunde ist also, Formeln in Begriffe, Namen und Zahlen in Bildrr zu verwandeln, die mit solchen Vorstellungen und Empfindungen, welche in uns liegen, in eine bestimmte Verbindung gebracht werdrn. Wenn es gelänge, die Mnemonik aus einrr Kunst in einr Wissenschaft zu verwandeln, unsere Erinnerungen jeder Art mit unseren Gedankrn und Vorstellungrn zu verknüpfen, so wäre eine Aufgabe gelöst, die dem Gelehrtrn, wie dem Geschäfts- und Weltmanne von der höchsten Wichtigkeit seyn muß. Hr. Prof. Pick behauptet, diese Gesetze zum Thril gefunden zu haben und nach drn in der That erstaunlichen Proben zu urtheilen, welche derselbe am 4. Nov. im Saale drs Weidenbusches vor einer zahlreichen Versammlung abgelegt hat, dürfen wir uns von den Vorträgen, in welchrn er seine Methode lehren will, viel versprechen. Hunderte von willkürlich angrgebenrn Zahlen, welche er sich von den Anwesenden zurufen und von einem aus drr Versammlung in Felder von je 8 Zahlen, wieder nach drr Angabe Derer, die sie ihm zugerufen, eintragen ließ, wiederholte er, nachdem er sie einen Augenblick betrachtet, vor- und rückwärts, gab das Feld an, wo sie eingetragen, oder nannte die Zahlen, wenn man ihm das Feld angab. Auf einer großen Anzahl von Tafeln, die er vertheilte, waren Begebenheiten, Sachen, Namen, Worte und Zahlen aus der Geschichte, der Geographie, der Ökonomie, der Phosik, den Pandecten, den Erträgnissen des Zollvereins und der Himmel weiß, woraus noch, in bunter Ordnung zusammen grschrieben und auf Angabe der Tafel und der Nummer sagte er sie her, als stündrn sie vor seinen Augen. In eben jene Felder, wo dir Zahlen standen, ließ er von den Anwesrnden Namrn, Sprüchwörter, das darockste Zeug in seltsamster Mischung setzen, und kaum war die ungeheure Tafel voll, als sein Gedächtniß, oder vielmehr seine Kunst auch dieses schon verarbeitet hatte und vorwärts, rückwärts, in und anßrr der Ordnung anzugrben wußte. Zuletzt wechselten die Fragen über allr diese Dinge eben so kraus, als die Dinge srlber waren — Allrs hatte sich srinem Grdächtnisse eingeprägt. Liegt dies nun, wie er behauptet und in den angekündigtrn Vorträgen zu lehren verspricht, einzig in seiner Methode, so leistet diese in der That Erstaunliches und der Katheder, wie die Börse, der Mann der Wissenschaft, wie des Geschäftes, Hausfraurn, Jünglinge und Mädchen, denrn heutzutage zugemuthet wird, so viel zu lernrn und zu behalten, mögen sich des Hülfsmittels freurn, das ihnrn hirr an die Hand gegeben wird.

* * * *

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Nov. (Zum Erstenmale): Große Simfonie in F moll Nro. 2, von Jacob Rosenhain. Hierauf: Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von Carl Blum.

Sonntag, 7. Nov. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albrrt Lortzing. Drcorationen und Maschinerirn des dritten und vierten Actrs sind von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinistrn Hrn. Mühldorfer in Mannheim.

Montag, 8. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn, neu einstudirt): Zu ebenrr Erde und erster Stock, oder: Die Launrn des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von Müllrr. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 308. Montag, den 8. November 1847.

Das Pfeiferhäuslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Der Bischof ging einige Male unruhig auf und nieder.

„Ihr setzt Euern Verdiensten die Krone auf," sagte er dann, „aber ich fürchte, Ihr setzet Eure Person zu sehr aus. Wär's nicht besser, unser Marschalk von Gebsattel vollführte das Stücklein?"

„Wie Ihr denkt, gnädiger Herr; aber je seiner es angelegt wird, desto sicherer ist der Erfolg, und der Marschalk von Gebsattel ist ein rauher Bruder, der zuzutappen und d'rein zu hauen gewöhnt ist. Macht er Lärm, so steht das Volk auf, und ich stehe nicht für den Erfolg; überdies kennt er des Hauses Gelegenheit nicht. Gebt mir so viel Reisige, als ich für nöthig halte, und ich bürge Euch für den sichersten Erfolg."

„Thut, was Ihr für gut haltet!" sagte der Bischof, und der Capellan eilte hinweg.

Gegen Abend ritten etliche und dreißig Reisige aus dem Thore. Sie führten ein Saumroß mit sich, und ihe Anführer war ein Mann, den Niemand kannte, den aber Viele für den in weltlichem Kleide und kriegerischer Rüstung steckenden Capellan des Bischofs erkennen wollten.

Sie nahmen die Richtung gegen den Taubergrund hin, und verschwanden bald im sinkenden Dunkel des Abends.

Der Capellan nahm die ihm bereits bekannte Richtung nach dem Herrenwalde zu. Ohne daß es ein Aufsehen machte, erreichten sie ihn, und nun verbarg sie das Dickigt den Augen der Leute.

An einer mitten im Walde liegenden lichten und reich mit Gras bedeckten Stelle saßen die Reisigen ab, um sich und ihre Pferde rasten zu lassen und den anbrechenden Tag vollends zu erwarten. Auch war es des Capellans Geheiß, daß sie sich hier ruhig verhielten und den Tag über verbergen sollten; denn erst in der folgenden Nacht konnte der Handstreich glücken.

Er selbst schlich sich zum Förster, und vernahm zu seiner Freude von diesem, daß Hanns in dem Hirtenhäuslein wohne und in Niclashausen sey.

Als der Abend gekommen war, führte sie Alle der Förster auf geheimen Wegen gen Niclashausen, und nahe dem Dorfe, gebot der Capellan, daß zehn Männer absäßen und ihm mit Stricken folgten. So schlichen sie denn dem Hirtenhäuslein zu, wo ruhig und arglos Hanns Böheim schlief.

Aber nicht alle Augen schliefen.

Neben der Tonne, auf der der Geliebte predigend stand, hatte Mariechen geknieet, und ihrem Auge war der Capellan nicht entgangen. Auf seinen Zügen, in denen Grimm und Zorn zu lesen stand, ruhte ihr forschender Blick, und das liebende Herz sagte ihr, da stehe ein Feind, ein Verräther.

Auf ihr Betreiben nöthigte ihn das Volk, seine Gugelmütze abzunehmen, und ihr Auge sah in der unverkennbaren Tonsur das Zeichen, daß es ein Geistlicher, vielleicht ein Mönch sey, jedenfalls aber ein Spion, der Böses im Schilde führe.

Sie begleitete ihn auf Schritt und Tritten auf dem Plane, wo die Buden standen, wo die Bauernhaufen speis'ten und zechten und von ihren Entwürfen sprachen; wo sie Waffen kauften, und selbst dann, als er das Hirtenhäuslein umschlich. Darauf aber kam er ihr aus dem Auge und sie fand ihn nirgends mehr.

Geängstet von dem Gedanken, es könne dem Geliebten Gefahr drohen, suchte sie ihn auf; aber er war wieder mit den Rittern auf die Burg Thunfeld geritten. Dort hielt sie ihn sicher.

Ach, hätte sie gewußt, daß er am Abende zurückgekehrt sey, sie würde keine Ruhe gewonnen haben.

Erst am andern Morgen sah sie ihn heraustreten, und nun bestürmte sie ihn mit Bitten; suchte ihm die Gefahr einleuchtend zu machen und ihn zu bewegen, auf die Burg Thunfeld zurückzukehren.

Er lächelte nur über ihre Furcht um ihn. Mit dem Worte gläubiger Zuversicht, daß er im Schutze der heiligen Jungfrau stehe, schlug er alle ihre Besorgniß nieder, und auch an diesem Abend legte er sich friedlich auf sein hartes Mooslager und schlief friedlich und ruhig ein.

Ganz nahe vor dem Hirtenhäuslein lag ein großer Wiesengarten, welcher zu dem nächsten Gehöfte gehörte. Ein Haselhag umgab ihn, und grade vor dem Häuslein war dieser Hag hoch und dicht genug, daß sich leicht Jemand darin bergen mochte.

In ihrem Hüttlein quälte sie ein Doppeltes. Das arme Mariechen hatte fast keine Ruhe mehr vor der Mutter, die heftiger als je sie quälte, abzulassen von dem Betrüger, wie sie Hans Böheim nannte. Gerne war sie daher auswärts; aber mehr noch ängstete sie der Gedanke, der Geliebte könne überfallen werden. Seinen Schlaf zu bewachen, war ihre heiligste Pflicht. Als daher Alles im Dorfe stille wurde, schlich sie sich in den dichten Haselbusch, sorglich horchend auf jedes Geräusch in Nähe und Ferne. Alles blieb aber so ruhig und stille, daß endlich die Gewalt des Bedürfnisses selbst über das liebende Herz siegte. Sie sank jenseits Mitternacht in einen tiefen Schlaf.

Die Nacht war stockfinster. Kein Sternlein sandte seine Strahlen zur ruhenden Erde.

Von dem Capellan geführt, schlichen, auf bloßen Füßen gehend, die Reisigen heran. Die Thüre des Hirtenhäuslein hatte nur ein Holzschloß, einfach und, da alle ähnlichen Schlösser in Einer Weise zu öffnen waren, so war es auch leicht, es ohne Geräusch zu öffnen und eben so leise zu dem innern Raume zu dringen.

Digitized by Google

Erst als die Reisigen drinnen mit Hanns rangen, erwachte das Mägdlein. Ihr scharfes Ohr vernahm die unterdrückten Stimmen, und wie der Blitz entwand sie sich dem Haselbusche und flog in das Dorf. „Hülfe! Hülfe!" rief sie mit verzweifelnder Angst durch das Dorf.

Die Sitte jener Zeit, sich in den Kleidern auf das Lager zu werfen, begünstigte das rasche Herbeieilen der Bauern.

„Was giebt's?" fragte Gscheidt, der mit einem Speere bewaffnet zu Mariechen eilte.

„Sie wollen ihn morden!" rief sie. „Eilet zum Hirtenhäuslein!"

Derweile war dort bei der Uebermacht der Kampf schnell beendet worden. Mit Riemen und Stricken hatten sie Hanns Böheim gefesselt. Die Gugelmütze, die er trug, drehte ein Reisiger um, also daß das weit in den Nacken herabgehende Hintertheil das Gesicht bedeckte und, es unten bindend, ihn auch der Möglichkeit beraubte, durch Hülferuf seine Rettung zu bewirken.

Vier Männer faßten ihn nun, und trugen ihn zu der Stelle außerhalb des Dorfes, wo die Uebrigen mit den Rossen harrten.

Sie waren aber kaum dort angelangt; kaum war der Jüngling auf dem Saumrosse festgebunden, da waren ihnen die Bauern auf der Ferse, und so nahe, daß Gscheidt seinen Speer dem Rosse eines Reisigen in die Seite stoßen konnte. Das Thier bäumte sich, aber vom Schmerze gestachelt, flog es davon, und der Hause mit dem Gefangenen ihm nach.

Zwar verfolgten sie die wüthenden Bauern, angefeuert von dem verzweifelnden Mädchen; aber es war vergeblich. Die eilenden Rosse folgten dem Fahrwege und bald verhallte ihr Hufschlag in der Nacht, und der Hause kehrte trostlos in's Dorf zurück.

Noch in der Nacht eilten Boten zu Eich, zu Pflasterer, der nicht in seine Heimath zurückgekehrt war, sondern auf einem Gehöfte im oberen Taubergrunde harrte, und auf die Burg Thunfeld.

Von Ort zu Ort wurden Eilboten weiter gesendet, und als der Tag gekommen war, trafen bereits bewaffnete Haufen von allen Seiten bei Niclashausen ein. Denn Morgen war der Sanct Kilianstag!

(Fortsetzung folgt.)

Christnacht.

Von Ernst Waiblingen.

Der du zur Welt um diese Zeit
Den Retter einst gesendet,
O stille des Bedrängten Leid,
Der sich zu dir gewendet.

Ihm zeige, wenn er traurig wacht,
Die schneebedeckte Fichte
Vergoldet in der stillen Nacht
Vom hellen Sternenlichte.

Das ist ein Baum zum lieben Christ,
Von Engeln angezündet
Für Den, der ohne Heimath ist
Und Gott im Herzen findet.

Mexiko.

(Von G. Kaut.)

Wie häufig im Leben eine seither wenig bekannte Personalität plötzlich die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zieht, sey es nun auf welche Weise es wolle, so ist's gerade mit Ländern, Städten und Nationen. Jahre hindurch war der Blick der Welt vorzugsweise auf den Orient, auf Syrien und Aegypten, auf den wankenden Thron der Osmaniden, auf die Schlachtfelder in Hindostan, Afghanistan, China und auf die Kämpfe der Russen und Franzosen in Kaukasien und Algerien gerichtet. Wieder ein ander Mal sah Alles nach der uralten Stadt Trier, wo der heilige Rock, folgenreichen Andenkens, ausgehängt war, und nun schaut die gebieterische Europa mit gefurchter Stirne über den atlantischen Ocean und beobachtet den Kampf zweier Nachbar-Republiken, von welchen die eine das britisch- und die andere das spanisch-nationale Element in ihrem Busen trägt. Auf der einen Seite stehen die kalten, stolz berechnenden und riesenfesten Yankee's, von deutscher Ausdauer und Tapferkeit unterstützt, und auf der andern aufbrausende Hispano-Amerikaner, nicht minder tapfer wie ihre Gegner, aber unterliegend, weil ihnen die zum Siege führenden Haupterfordernisse, gute Anführung, Bewaffnung und Disciplin, zum Theil fehlen. „Westward the star of impire takes itsway!" sagen die Anglo-Amerikaner. Mögen sich die Merikaner zusammennehmen, daß dieser Satz nicht auf ihr Land Anwendung finde!

Meriko ist ein in Europa nicht sehr bekannter Staat; daher dürfte es der Mehrzahl der geehrten Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir hier einige historisch-geographische Mittheilungen über diese Republik machen. Wir benutzen hierbei das Werkchen des Hrn. Dr. Stricker.

Zur Zeit der spanischen Invasion bewohnten die Azteken Meriko. Dieses Volk, seit 1160 aus den Gegenden nordwärts vom kalifornischen Meerbusen langsam gegen Süden vorgerückt, gründete 1325 auf der weiten Hochebene Anahuac, Angesichts zweier Vulkane, auf einer Insel des See's Tezcuco die Stadt Tenochtitlan oder Meriko. Damals noch von adeligen Häuptlingen regiert, ordneten sich die Azteker, um ihren Feinden besser widerstehen zu können, 1352 einem kaiserlichen Oberhaupte unter, das fortan jedes Mal von dem hohen Adel aus derselben Familie, nach Maßgabe der an den Tag gelegten kriegerischen Tapferkeit gewählt wurde. Schon nach kurzer Zeit waren die Azteken die Herren eines großen Reichs, und das Kaiserhaus, der Adel und die Priester kamen in den Besitz der fruchtbarsten Landstriche, während das gemeine Volk unter großem Drucke lebte. Die Priester, der Buchstabenschrift urkundig, bewahrten in hieroglyphischen Gemälden, deren größter Theil leider von den Spaniern zertrümmert worden ist, die Geschichte ihres Volkes auf. Der Haupttempel zu Meriko war der Sitz des Kriegsgottes Huitzilopochtli, welchem jährlich wenigstens 20,000 Menschen, vornehmlich Kriegsgefangene, als Opfer bluteten. Die Nebengötter des Kriegsgottes waren theils Elementar-, theils Standesgötter, durch deren Anrufen man sich eine gute Ernte zu erflehen, oder vor Unglück zu schützen suchte. Die künftige Welt dachten sich die Merikaner als aus drei verschiedenartigen Bezirken, dem Hause der Sonne oder dem Himmel, einem Zwischenreiche und der Hölle, bestehend. Das Haus des Sonnengottes war für die in der Schlacht Gefallenen und für solche Frauen bestimmt, die als gebärende Mütter ihr Leben verloren hatten, während im Zwischenreiche des Tlaloc, einem kühlen, angenehmen Orte, Diejenigen weilten, die durch Unglücksfälle oder Krankheiten umgekommen, oder den Opfertod gestorben waren. In der Unterwelt endlich hielten sich die mit einer ungesühnten Schuld belasteten Seelen auf.

Seit Montezuma des Dritten bekleidete der in Klassen getheilte

Digitized by Google

und dem Könige zunächst stehende Adel alle Hof-, Kriegs- und Gerichtsstellen, die übrigens sämmtlich eine sehr gute Organisation gehabt haben sollen. Dennoch, oder vielmehr eben aus diesem Grunde, — reifte der Staat seinem Untergange entgegen. Das Volk lebte in drückender Armuth, und die zuletzt unterworfenen Stämme harrten auf die Gelegenheit, das noch ungewohnte Joch abzuschütteln. Da erschienen, als Montezuma der Vierte, der neunte Kaiser aus dem aztekischen Geschlechte, auf dem Throne saß, die Spanier unter Ferdinand Cortez im Lande. Sie betraten am 2. April 1519 mit 617 Mann, 16 Pferden und 14 kleinen Feldstücken den Boden des amerikanischen Festlandes. Gleich bei der Landung in Tabasco gerieth Cortez mit den Einwohnern in Streit, setzte sich aber durch Anwendung der Feuerwaffe in solche Achtung, daß er einen vortheilhaften Frieden schließen konnte. Unter den Friedensgeschenken war ein junges Mädchen von vorzüglicher Schönheit, aus vornehmem Geschlechte, die er, nachdem sie getauft war, zu seiner Gattin erhob und Donna Maria nannte. Verbindungen mit den Unzufriedenen, Freundschaft mit der wider Mexiko erbitterten, fast nur aus Kriegern bestehenden Republik Tlaxcala schließend, zog er, obgleich Montezuma durch Gesandte zur Umkehr aufforderte, angelockt durch den Städtereichthum des wohlbebauten Landes, von Cholula aus gegen Nordwest, bis den 8. Nov. 1519 die prachtvolle, durch drei Dämme mit dem Festlande zusammenhängende Hauptstadt und der See mit seinen schwimmenden Gärten am Horizonte erschien.

Die Geschichte von der Eroberung Mexiko's ist uns von Jugend auf zu sehr bekannt, als daß wir versuchen sollten, hier näher zu beschreiben, wie sich Cortez ohne offene Gewalt mit 500 Mann in die Hauptstadt des Aztekenreiches eindrängte, wie er seinem Landsmanne Narvaez entgegenrückte und ihn besiegte, wie Montezuma von seinem eigenen Volke als Verräther mit Steinwürfen getödtet wurde, und Cortez hierauf mit großem Verluste Mexiko räumen mußte, wie er aber nichts desto weniger von Tlaxcala aus zur Belagerung der Stadt bald wieder heranzog, und wie ihm endlich am 13. August 1520 die Einnahme derselben und die Gefangennehmung des letzten Kaisers der Azteken, des edlen Quatimozin, gelang. Fürchte nicht, geehrter Leser, daß wir jetzt die Feder ansetzen, um Dir eine Schilderung von den Grausamkeiten zu geben, welche sich die Spanier gleich nach dem Siege, verleitet durch Habsucht und Fanatismus, gegen die unglücklichen Indier zu Schulden kommen ließen; fürchte nicht, daß wir Dir die Folterqualen, welche Quatimozin wegen seiner verborgenen Schätze erdulden mußte, und den Feuertod jener sechzig Caziken und vierhundert vornehmen Mexikaner, erlitten Angesichts ihrer Kinder, zu beschreiben beabsichtigten: nein, das würde das Gefühl jedes Menschen empören; es genüge schon, zu wissen, daß sich die stolzen Sieger darüber stritten, ob die Eingeborenen Mexiko's den vernünftigen Wesen beizuzählen seyen oder nicht, und man wird die Größe der Bedrückungen und der Sclaverei, denen diese unglücklichen Wesen von nun an anheim fielen, zu ermessen im Stande seyn. „Die wohlhabendsten und gebildetsten Eingebornen", sagt Doktor Stricker, „wurden die ersten Opfer der habgierigen und herrschsüchtigen Eroberer und der grausamen, spanischen Politik. Christlicher Fanatismus wüthete gegen die indischen Priester und die von ihnen bewahrten Gemäldeschriften, von denen der erste Bischof von Mexiko, ein Franziscaner, ganze Haufen verbrennen ließ, weil er sie für Werke des Satans hielt. So seiner Lehrmittel beraubt, sank das Volk bald in tiefe Unwissenheit, denn ihm wurde kein neuer Unterricht statt des entrissenen alten zu Theil. Die mönchischen Glaubensboten richteten ihr Augenmerk nicht darauf, den Indiern Kenntnisse von den Lehren und Grundsätzen des Christenthums beizubringen, sondern sie nur an die Ausübung des katholischen Ceremoniells zu gewöhnen. Unter den Namen der Heiligen verehrten sie nur ihre alten Götter fort u. s. w."

(Fortsetzung f.)

Mannichfaltigkeiten.

(Heidelberg, 30. Oct.) Das Konzert des Hofmusikus Müller aus Darmstadt hat den Freunden der Musik gestern einen großen Genuß bereitet. Hr. Müller bewährte seinen anerkannten Ruf durch die Meisterschaft, mit welcher er den Contrabaß als Soloinstrument beherrschte. Großer Beifall wurde auch den Mitgliedern des darmstädtischen Hoftheaters zu Theil, die in diesem Konzerte mitwirkten. Das Publikum freute sich, in Frau Pirscher, Hrn. Breiting und Hrn. Reichel ein Kleeblatt ausgezeichneter Künstler wieder zu begrüßen, mit deren Namen früher der Ruhm der Mannheimer Oper verbunden war. Ungetheilte Ueberraschung erregte besonders die jugendliche Frische, in welcher sich die Stimme der Frau Pirscher erhalten hat. Wir hoffen, daß Hr. Müller und seine Kunstgenossen unserer Musenstadt in nicht zu ferner Zeit abermals Gelegenheit geben werden, sich ihrer glänzenden Leistungen zu erfreuen.

(Berlin, 2. Nov. — Berl. Z.) Gestern begann die hiesige concessionirte Kleider- und Stiefel-Reinigungs-Anstalt ihre öffentliche Wirksamkeit. An mehr als dreißig öffentlichen Orten und größern Etablissements sind uniformirte Reinigungsdiener aufgestellt, welche den Vorübergehenden schnell und sauber Kleider und Stiefel reinigen. Die Anstalt hat gleichzeitig eine Regenschirm-Verleihe dergestalt eingerichtet, daß Jeder, gegen einen Thaler Pfand, sich bei dem Reinigungsdiener einen Regenschirm leihen kann, und, wenn er letztern einen ganzen Tag benutzt, nur 2 Sgr. Leihgeld zahlt. Jeder Reinigungsdiener ist angewiesen, die der Anstalt gehörigen bezeichneten Schirme zurückzunehmen und das Pfandgeld wieder zu erstatten. Für einzelne Stunden ist der Preis noch billiger. Zu dem Geschäfte als Reinigungsdiener sind nur großjährige, unbescholtene Männer zugelassen worden.

(Düsseldorf, 28. Oct. — Rhein. Beob.) Der Pseude-Alvensleben, resp. v. Sternberg, der wegen seiner Prellereien von unserm Zuchtpolizei-Gericht zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt worden ist, war, wie die Untersuchung ergab, schon mehrfach bestraft worden, z. B. in Darmstadt und Pyrmont wegen Paßdiebstahl, Fälschung und Landstreicherei. Eine seiner auffallendsten Betrügereien ist die im vorigen Jahre zu Hachenberg verübte, wo es ihm gelang, die ganze Stadt anzuführen. Er kehrte nämlich in einem daslgen Gasthofe ein, in welchem auch die Kasinogesellschaft ihr Lokal hat, begab sich, durch den Wirth eingeführt, in diese, und setzte sich bei einem Schoppen, in einem Buch lesend, in eine Ecke. Wie in allen kleinen Städten, erregte der Fremde natürlich die Neugierde, und als derselbe das Buch niederlegte und ein Mal hinausging, besieht man das Buch, und findet auf der Titelseite eine Dedikation des bekannten Professors Liebig in Gießen an seinen literarischen Freund, den Dichter v. Sternberg! Man hat also den renommirten Schriftsteller v. Sternberg in der Gesellschaft! Als der bekannte große Unbekannte demnach wieder erscheint, umringt ihn die Gesellschaft, spricht von der Ehre und dem Vergnügen, die ihr geworden, einen solchen Mann in ihrer Mitte begrüßen zu können, und einer der angesehensten Kaufleute besteht sofort darauf, daß der edle Freiherr das Wirthshaus verlasse und für die Zeit seines Aufenthalts eine Wohnung in seinem Hause annehme. Der Pseude-Freiherr läßt sich erbitten, seine Weiterreise auf einige Tage zu verschieben, lebt, auf's beste von der ganzen Stadt feirt, in dulci jubilo, und als er endlich — durch Geschäfte mit Cotta gezwungen! — auf's schleunigste abreisen muß, kann er seine Wechsel nicht erwarten, und sein gefälliger Wirth beeilt sich, ihm 50 Thlr. vorzustrecken; doch — „Roß und Reiter sah er niemals wieder."

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus dem Rheingau, 29. Oct.

Ein kölnischer Bürger hat hier, auf einer Rheininsel bei Langenwinkel, eine künstliche Brutanstalt errichtet, welche gleich im Beginne schon glänzende Resultate abgeworfen, eine große Masse der verschiedensten Eier ausgebrütet und die Vögel aufgezogen hat, so daß er dieselbe noch bedeutend vergrößern wird. Nach der Berliner Brutanstalt wird dieses die erste auf deutschem Boden seyn, die besonders zwischen den großen Rheinstädten mitten inne von Bedeutung für die Lebensmittelpreise wird.

Aus der bayerischen Pfalz, im Oct.

Da jedes redliche und tüchtige Streben der öffentlichen Anerkennung werth ist, so dürfte die nachstehende Mittheilung für diese Blätter wohl geeignet seyn. Hr. Georg Vierling aus Frankenthal, unser Landsmann, seit einem halben Jahre zum Organisten an der evang Oberkirche zu Frankfurt a. d. Oder von dem dortigen hochlöbl. Stadtmagistrate erwählt, hat in dieser kurzen Zeit nicht nur als tüchtiger, gründlich gebildeter Organist, sondern auch jüngsthin in einem daselbst veranstalteten Konzerte als Klavier-Virtuose und Componist sich die ausgezeichnetste Aufnahme und Anerkennung erworben. Ueber dessen Konzertleistungen insbesondere sprechen sich dortige Blätter sehr vortheilhaft aus und entnehmen wir einem derselben Nachstehendes: „Das Pianoforte gehört zu den wichtigsten Musikorganen wegen seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von anderen Instrumenten, wegen seiner allgemeinen Verbreitung und weil der musikalische Schöpfungsgeist ihm eine überreiche Fülle von Ideen übertragen kann. Die Vervollkommnung dieses Instruments in der neuern Zeit, die bedeutende Erweiterung seiner technischen und mechanischen Mittel ist keineswegs eine zufällige Erscheinung, sondern steht mit der Beschaffenheit des modernen Musikwesens in einem inneren Zusammenhang. Diese Vervollkommnung des Pianoforte's hat die heutige Virtuosenschaft hervorgebracht. Wie vortrefflich das moderne Pianoforte geeignet ist, die Sprache des Gemüths und der Leidenschaft zu reden, das zeigen die begabten Jünger einer ächten, gediegenen, durchgebildeten Künstlerschaft, die nicht aus egoistischer Eitelkeit, sondern aus innerem Drange ihr Leben diesem Instrumente widmen. Leider ist jetzt der Klavier-Virtuosen einziges Streben, recht fingerbrechende (wie die Seiltänzer halsbrechende) Sachen hervorzubringen und mit zwei Händen zu leisten, was man für viere als unmöglich halten sollte. Nur pikante Passagen, die mühsam ausgegrübelt und wochenlang eingeübt sind, nur ein eitles Gepränge mit massenhaft gehäuften Noten, nur recht schwierige, complizirte Tonarten im überraschenden Wechsel und contrastirenden Gegensätzen, das bringt bei der Menge Erstaunen und Bewunderung hervor, das macht einen Liszt und Thalberg zu dem Gott des Tages, zu einer ehrfurchtgebietenden Erscheinung, zu einem Wunder geistiger Organisation. Wir freuen uns, daß Hr. Vierling dieser After-Virtuosität nicht huldigt und sich von solchem verkehrten Treiben fern hält. Sein Klavierspiel zeigt von einem gebildeten Geschmack und von großer technischer Fertigkeit. Die Kraft und Gleichheit des Anschlags, die Sicherheit und Bestimmtheit, mit welcher er in die Tasten griff, die Fülle und Rundung, so wie die Klarheit und Deutlichkeit des Tons im gewaltigsten Forte, wie im zartesten Piano, die ganze Behandlung des Instruments und die geistreiche Auffassung des Tonstücks, das Alles bekundet den Künstler, der seinen Beruf kennt und der Technik eine poetische Seele zugesellt. Bei solchem Spiel sieht man, daß die Technik kein gleichgültiges, unbelebtes Material, sondern ein wesentliches Mittel zum Zweck ist.

Bad Homburg, 4. Nov.

Unter den in Homburg noch anwesenden Fremden befindet sich auch die verwittwete Fürstin Dorothea von Löwenstein-Wertheim, Se. Durchl. der Prinz Leopold von Löwenstein-Wertheim und mehrere vornehme Russen und Engländer. Unsere Wintersaison ist somit keine Chimäre und Abends, wenn unsere Salons erleuchtet und die anwesenden Fremden im großen Hauptsaale des Casino versammelt sind, wo man jeden Abend eine ausgewählte Harmoniemusik trifft, sollte man nicht glauben, daß man sich im November befindet. — Vor vierzehn Tagen hatten wir wieder einen Ball und in einigen Wochen wird vermuthlich ein zweiter statt finden, auch spricht man von Maskenbällen im französischen Genre mit Ballet, Tombola ꝛc. — Das neue Badhaus ist nun vollendet und soll in seiner inneren Einrichtung höchst prachtvoll werden und keine Bequemlichkeit vermissen lassen, die man an ein derartiges Etablissement stellen kann.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wieder ist ein Schriftchen über die Reform des Gefängnißwesens erschienen, doch bringt sein Verfasser, Hr. Dr. Romberg, nichts Erhebliches. Seine Neuerung besteht darin, daß er die Decken der Gefängnisse weggelassen wünscht, um sie solchergestalt von oben herab inspiziren zu können, anstatt durch eine Oeffnung der Thüre. Dr. Romberg glaubt, die Gefangenen hätten auf diese Weise eine Gesellschaft und wäre ihre Abgeschiedenheit erträglicher. Eine solche Feststellung des Columbuseies wird freilich nur wenig Aufsehen erregen.

Unter den vielen Liederbüchern für Schulen verdient der bei Ferber in Gießen erschienene „Singfreund, eine Auswahl dreistimmiger Lieder, herausgegeben von F. J. Kunkel", besonders empfohlen zu werden. Hr. Kunkel, schon rühmlichst bekannt durch viele seiner früheren Compositionen, hat in dem vorliegenden Singfreund eine so passende Auswahl getroffen, wie wir sie bis jetzt unter der Menge der erschienenen Singbücher kaum besitzen dürften. Obgleich das Werkchen schon in sehr vielen Schulen in Baden und am Rheine eingeführt worden und hinlänglich bekannt ist, so halten wir es doch für unsere Pflicht, noch besonders darauf aufmerksam machen zu müssen. Das Werkchen enthält 116 Lieder und kostet nur 27 Kreuzer.

Die in unserem Blatte mit Angabe der Quelle der Allg. W. Theater-Ztg. entnommene Mittheilung, daß ein Gelegenheitsstück: „Der Herzog von Praslin" auf der Magdeburger und Würzburger Bühne durchgefallen sey, sind wir vom Verfasser ersucht, dahin zu berichtigen, daß besagte Novität an genannten Bühnen nicht zur Aufführung gekommen und demnach, wie sich von selbst versteht, auch nicht durchgefallen sey.

Museum.

In dem Aufrufe, welchen der unterzeichnete Vorstand unter dem 21ten v. M. an das verehrte Publikum erließ, war im voraus bemerkt, daß nur die thätige Mitwirkung und Theilnahme desselben den Fortbestand dieser Anstalt sichern könne! —

Der erwartete Erfolg ist indessen bis jetzt nicht eingetreten. Viele bisherige Mitglieder haben fernere Theilnahme theils verweigert, theils unbestimmt gelassen.

Der Vorstand sieht sich daher genöthigt, die Wiedereröffnung des Museums einstweilen aufzuschieben und vor Allem die verehrlichen stimmfähigen Mitglieder zu einer General-Versammlung auf Dienstag den 9ten d. Mts., Abends 6 Uhr, im Weidenbusch dringend einzuladen.

Frankfurt a. M., den 6. November 1847.

Der Vorstand des Museums.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. Nov. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinisten Hrn. Mühldorfer in Mannheim.

Montag, 8. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn, neu einstudirt): Zu ebener Erde und erster Stock, oder: Die Launen des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von Müller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 309. Dienstag, den 9. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

VIII.

Auf! auf! die Feuerzeichen mahnen,
Es flattern schon die sieggewohnten Fahnen,
Es blinkt das Schwert in tapf'rer Streiter Hand.

Der Anblick der Umgebungen des Dorfes Niclashausen am Morgen des Sanct Kilianstages bot ein Schauspiel, wie bisher keins sich dort ereignet hatte. Bisher waren die unermeßlich sich ausdehnenden Volkshaufen aus allen Ständen, Altersstufen und aus beiden Geschlechtern gemischt gewesen. Der Gesammtausdruck war mehr der einer religiösen Begeisterung in den verschiedensten Graden bis zum höchsten hinauf, der ganz nahe an den Wahnsinn streifte, und das weibliche Geschlecht war es, das namentlich diese Erscheinung darbot. Jetzt sah man nur Männer mit irgend einer, wenn auch noch unvollkommenen Waffe bewehrt; Männer, deren Ausdruck Entschlossenheit, ja selbst wilden Trotz ankündigte.

Von allen Seiten stiegen Haufen herab in das Thal, und schon waren die weiten Räume desselben alle angefüllt, als man von Thunfeld her eine Schaar kommen sah, die im Stande war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Voran ritt im stolzen Harnisch der Ritter Kunz von Thunfeld; an seiner Seite erblickte man den Junker Michael, seinen Sohn, der eine schwarze Fahne trug. Auf der andern Seite ritt der Pfarrer von Niclashausen im priesterlichen Gewande, ein Kruzifix in seiner Hand, statt des Schwertes. Reisige zu Roß und zu Fuß schlossen den Zug.

Das Volk machte eine breite Gasse nach einer Anhöhe hin, welche bis jetzt gedient dem Pfeiferhännslein zur Stätte, wo er seine Predigt hielt. Ein Jubelruf des Volkes grüßte die Ankommenden; aber er klang nicht voll, nur mächtig. Man mochte es ihm anhören, daß nicht Alle einstimmten, die den weiten Plan bedeckten, denn die Meisten waren niedergebeugt von der Nachricht, daß der Prophet, der „Mann Gottes" ihnen auf tückische Weise entrissen und in das Schloß zu Würzburg war geschleppt worden. Kaum aber waren die Thunfelder in die Gasse hinein geritten und der matte Jubelruf verhallt, da rief das Volk: „Seht dort! — Was ist Das?" Und alle Köpfe wendeten sich der umgestülpten Kufe zu, wo Hanns Böheim so oft gestanden und gepredigt.

Durch die Haufen hindurch hatte sich ein Mädchen gedrängt und, sich Raum machend, jenen Ort erreicht. Sie stieg hastig auf die Kufe. Ihr Anblick fesselte Aller Augen und Seelen. Es war eine hohe Gestalt, von dem edelsten Baue, dem reinsten Ebenmaße, in aller Frische und Rundung jugendlicher Formen. Ihr bildschönes Gesichtchen war bleich, wie der junge Schnee; aber ihre Augen loderten im wildesten Feuer, ihr reiches, lockiges Haar floß wie ein Mantel um ihre Gestalt, denn regellos und lose spielte der frische Morgenwind mit seinen schönen Wellen. Ihre Kleidung war die des Volkes, züchtig und einfach. Sie breitete ihre Arme aus über das Volk. Ihre Brust arbeitete unter einer schweren Last des Kummers, der innern Bedrängniß.

„Hört mich an!" rief sie mit einer wunderbar klangvollen Stimme, die selbst in den entferntesten Reihen verstanden wurde; „hört mich an! Sie haben Den geraubt, mit roher Gewalt geraubt, den zu hören Ihr gekommen seyd, Euren Propheten, den heiligen Jüngling, den Mann Gottes! Fortgeschleppt haben ihn die Ungerechten in's Würzburger Schloß in dieser Nacht. Was wird aus ihm werden? Wollt Ihr ihn morden lassen, ohne die Hand zu erheben für den Liebling des Himmels? Soll er verbluten ohne Eure Hülfe? O rettet ihn, rettet ihn! Mich sendet der Herr, daß ich Euch führe! Wohlan, folgt mir zu seiner Rettung, zum sichern Siege!"

Sie sprang herab.

„Halt, Mädchen!" sagte Eich. „Noch geht's nicht." Er stieg hinauf. Er bekräftigte Alles, was Mariechen gesagt, und wie er's selber gesehen. In stets wachsender Begeisterung versicherte er, die heilige Dreifaltigkeit sey ihm erschienen und habe ihm befohlen, das Volk zu Hanns Böheims Rettung nach Würzburg zu führen, daß sie das Schloß stürmten und brächen. „Es wird sich vor uns aufthun, denn der Engel des Herrn öffnet seine Thore, daß wir einziehen und die Sünder strafen!" rief er mit donnernder Baßstimme, und sein Wort flog wie ein zündender Funke in die Masse.

Vier und dreißig Tausend Bauern umstanden den Hügel; aber nicht Alle stimmten überein mit des Mädchens und Eich's Forderungen. Die Gefangennehmung des „heiligen Jünglings" schlug den Muth Vieler nieder; nahm ihnen alle Zuversicht.

„Die heilige Jungfrau hat ihn und uns verlassen!" flüsterten sie sich zu. „Lasset uns unsere heile Haut retten. Es ist aus mit ihm!"

„Wer weiß, ob Alles wahr gewesen, was er sagte?" meinten Andere, die mit Argwohn die Wendung verfolgt hatten, welche Hanns seinen Predigten gegeben von dem Gebote der Buße ob der Sünden Menge zum wilden Aufruhr gegen des Bischofs heilige Macht und Amt.

„Sollen wir die Zeche zahlen," fragten Andere, „und ihn herausholen aus dem Kerker? Er hätte sich sollen selber wahren vor Nachtheil, und ist er der Liebling der heiligen Jungfrau, so wird sie ihm durch die dicken Mauern des Verließes schon eine Thüre aufthun. Wir wollen's abwarten!"

Digitized by Google

Es entstand eine tiefe Stille, dann eine Bewegung. Dem Ritter Kunz entging es nicht, wie viele Tausende sich umwendeten.

„Haltet ein!“ rief er da mit gewaltiger Stimme. „Seyd Ihr darum bewaffnet gekommen, um feig heimzukehren? Wollt Ihr fort und fort tragen die Last der Frohnden und alle die Ungebühr, die Euch der Bischof auflegt? Wer Freiheit will und Gleichheit, der folge mir!“

Er gab seinem Rosse die Sporen, daß es sich hoch bäumte.

Jetzt schieden sich die Massen. Die kühlere, besonnenere Hälfte kehrte dem Ritter den Rücken. Die vom Rheine, vom Mayne und von der Tauber folgten ihm. Es waren ihrer an die sechzehn Tausende, alle bewaffnet, wenn auch unvollkommen.

Bald sah man den unabsehbaren Zug die Straße gen Würzburg einschlagen. Vorauf der Ritter und seine Schaar mit der schwarzen Fahne, die es beweisen sollte, wie tief des Volkes Trauer über das große Elend sey, und wie es den Tod nicht scheue, es zu entfernen.

Ein Reisiger hatte das trostlose Mädchen zu sich auf das Roß genommen, und so ging's denn gen Würzburg weiter ohne Aufenthalt. Nur in den Stunden der Nacht hielt das Heer seine Rast.

Ritter Kunz von Thunfeld und Junker Michael von Thunfeld wurden als oberste Hauptleute bestellt. Eich nahm die Fahne in seinen starken Arm, und je nach Tausenden, Hunderten und Funfzigen wurden die Haufen gegliedert und Führer geordnet, und als die Nacht sich zum Scheiden neigte, als die Sterne bleicher wurden am Himmel, da brachen sie auf, und als die Glocken in Würzburg von dem Dome, von Sanct Afra, und wie sie alle hießen die Kirchen in der schönen Bischofsstadt, hinausklangen zum Volke, es zu rufen zur Andacht, da erschallte ein entsetzlich Gerüchte durch die Stadt. Die Thore wurden geschlossen, die Zugbrücken rasselten auf. Die Mainschleuse wurde gehoben, daß sich des Flusses trübes, gelbrothes Gewässer in die tiefen Gräben ergoß, welche die Stadt umgaben.

Alles Volk eilte auf die Mauern, und mit großem Schrecken sahen sie das Bauernheer daher schreiten und sich in wohlgeordneten Haufen um die Stadt reihen in Form eines Halbmondes.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

(Von S. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Nicht allein aber die Eingebornen, sondern auch die Mestizen, d. h. Solche, die von Indiern und Europäern abstammen, und die in Amerika gebornen Kinder weißer Eltern, Creolen, welche die Hauptbevölkerung und die jetzt herrschende von Mexiko bilden, befanden sich während der spanischen Herrschaft unter gleich großem Drucke. Auch der ärmste Spanier konnte um die Hand der vornehmsten Creolin anhalten, und im Falle der Heirath erhielt die Tochter zwei Drittel des Vermögens oder das Ganze, die Söhne aber enterbte man. Alle Familienbande wurden durch den Hautadel und die Kasteneintheilung zerrissen; denn die Creolensöhne eines spanischen Vaters kamen in eine andere Klasse, also auch zu einer andern Partei als dieser. Wie sehr sich deßhalb Creolen, Farbige und Indier nach einer Aenderung der Dinge sehnen mußten, kann man sich leicht denken.

Nach der Verjagung der Bourbonen aus Spanien forderte Napoleon auch die Colonien auf, seinem Bruder zu huldigen. Zwar blieb der Statthalter nichts desto weniger dem alten Königshause getreu, aber in Mexiko wurde doch der Gedanke angeregt, zur Vertheidigung des Landes eine eigene Junta zu bilden, bei welcher Gelegenheit denn die Creolen auf eine Stufe mit den Spaniern zu kommen hofften. Der Vicekönig war nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen. Die Spanier jedoch, fürchtend, den Alleinbesitz des Handels und der Aemter zu verlieren, erregten einen kaufmännischen Aufstand, in welchem der Statthalter von 400 Handlungsdienern überfallen, gefangen genommen und nach Spanien ins Gefängniß geschickt wurde.

Die hierdurch nur noch gesteigerte Unzufriedenheit der Creolen hatte eine Empörung zur Folge, an deren Spitze der Pfarrer Hidalgo im Jahre 1810 mit 80,000 Mann auftrat. Von dem Erzbischof in den Bann gethan und von der Inquisition für einen Ketzer erklärt, wurden seine Truppen muthlos und erlitten im November desselben Jahres zwei Niederlagen; indessen erschien er 1811 wieder mit einem Heere von 70,000 Mann im Felde, wurde aber schon am 11. Januar bei Guadalarara auf's Haupt geschlagen, bald hierauf gefangen genommen und von den Spaniern hingerichtet. Außer dem nach Norden entwichenen Guerrero waren 1818 alle Empörer unschädlich gemacht, und eine verständige Behandlung der Creolen hätte das Land der Krone Spaniens erhalten können, statt dessen stieg die Bevorzugung der Spanier und der Steuerdruck. Da kamen die Ereignisse des Jahres 1820, und auch in Mexiko sollte die spanische Constitution verkündigt werden. Der Statthalter Apadoca aber zaudert, dies zu thun, da ihm ein geheimer Wink zugekommen war, die Sache wo möglich zu hintertreiben. Statt des republikanisch gesinnten Armigo ernennt er einen Creolen und vormals zuverlässigen Anhänger des Königs, den Augustin Iturbide, zum Oberbefehlshaber aller Truppen. Iturbide, den günstigen Augenblick ergreifend, vereinigt sich mit Guerrero, tritt an die Spitze des Aufstandes, zieht nach Iguala, bemächtigt sich des daselbst aufbewahrten Schatzes und proklamirt von da aus den berühmten Plan von Iguala. „Mexiko“, heißt es darin, „soll fortan von Spanien unabhängig seyn und eine eigene, verfassungsgemäße Monarchie bilden. Die Krone soll Ferdinand dem Siebenten, oder im Fall dieser sie ausschlägt, den jüngeren Prinzen des spanisch-bourbonischen Hauses unter der Bedingung angeboten werden, daß der sie annehmende Monarch in Mexiko residire und der Verfassung Treue schwöre; ferner soll der römisch-katholische Glaube und die Freiheiten und Vorrechte des Clerus unverletzt erhalten werden; alle bisherigen Kastenunterschiede hören auf, und Spaniern, Creolen, Indiern, Mestizen und Negern werden fortan gleiche Rechte zugestanden. Ein Heer soll errichtet werden, welches den Namen „Heer der drei Bürgschaften“ führen und dessen Zweck und Pflicht es seyn soll, die Unabhängigkeit Mexiko's, die katholische Religion und die Eintracht der verschiedenen Farben aufrecht zu erhalten.“ „Mit der Einsetzung dieses Heeres“, sagt Doktor Stricker, „war der Grund gelegt zu der unseligen Herrschaft des Säbels, welche in Mexiko wie im Mutterlande bis auf diese Stunde ihr Spiel treibt. Anfangs schwach und wenig Anklang beim Volke findend, breitet sich dennoch der Aufruhr bald genug aus und gewinnt Kraft auch in der Hauptstadt. Apadoca wird von seinen eigenen Offizieren seines Amtes entsetzt; die Ankunft eines neuen Statthalters verzögert sich. Als dieser endlich im August 1821 in Veracruz landet, findet er den Aufstand bereits so gewachsen, daß ihm die Hoffnung schwindet, sich ihm mit Erfolg entgegen stellen zu können.“ Um wenigstens so viel wie möglich zu retten, schließt er am 24. August mit Iturbide den Vertrag von Cordova, der indessen später die Genehmigung der spanischen Stände nicht erhielt, was wieder zur Folge hatte, daß hierauf der Congreß, von der mexikanischen Partei fortgerissen, am 21. Mai 1822 Iturbide als Augustin den Ersten zum constitutionellen, am 22. Juni auch zum erblichen Kaiser Mexiko's erhebt. Gleich regte sich aber der Neid. Freisinnige traten mit Royalisten ins Einverständniß. Augustin, um die Gegenpartei zu bändigen, verhaftete einige Con-

Digitized by Google

greßmitglieder, sprengte am 30. Oct. die Versammlung durch Soldaten und bildete als Stellvertreterin derselben eine anordnende Junta. In dieser Handlung eine Beleidigung ihrer Deputirten sehend, standen mehrere Provinzen, besonders die südlichen, Guatimala, Honduras u. s. w. auf und constituirten sich 1824 als eigene Republik Guatimala. Ehe dies aber geschah, war Augustin durch General Santa Anna gestürzt worden; er sollte nach der Thronentsagung von Tabaja seine Güter behalten, jährlich 30,000 Dollars Pension beziehen, aber zu Livorno in Italien wohnen. Den 7. Nov. 1823 hatte sich der souveraine Congreß versammelt, und schon am 10. desselben Monats wurde eine republikanische Constitution vorgelegt, die, nach der Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten entworfen, von dieser jedoch darin wesentlich abweicht, daß sie den römischen Katholizismus zur Staatsreligion, mit Ausschluß jedes andern Cultus, erhebt, mithin Glaubenszwang einführt.

Kaum hörte Iturbide von neuen Unruhen, angezettelt durch Santa Anna's unbefriedigten Ehrgeiz, so reis'te er auch von Livorno über England in seine Heimath, gerieth aber zu Soto Marino, wo er gelandet, seinem persönlichen Feinde la Garza in die Hände und wurde am 16. Juli 1824 in Padilla erschossen. Ruhe war jedoch für Mexiko nicht beschieden. Ein Gegensatz von aristokratisch und demokratisch Gesinnten, die sich nach den zwei Systemen englischer Freimaurerei in Escoseses und Yorkinos schieden, war zurückgeblieben und kämpften unaufhörlich mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 3. Nov. — Berl. Z.) Gestern hielt Hr. Professor Kalisch seinen zweiten Vortrag über Waisenerziehung in der Bürgerversammlung. Der Redner gab darin ein Bild unseres öffentlichen Erziehungswesens überhaupt, besonders der Volksschule und der Armenschule, und zeigte, wie die Schule den Bedürfnissen gerade des Proletariats nicht entspreche, weil sie die Kinder des Proletariats aus ihrem Lebenselement, der Arbeit, in eine für sie ungewohnte Sphäre der Muße versetze. Die Pestalozzistiftung will die Arbeit selbst zum Mittel der Erziehung und Bildung machen und von kleinen Stiftungen beginnend, einen umbildenden Einfluß auf das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen des Volks ausüben. Der Vortrag verfehlte seine Wirkung nicht auf die zahlreichen Zuhörer, die, von der Nothwendigkeit einer immer gediegenern Volksbildung durchdrungen, die Wirksamkeit der Pestalozzistiftung in ihrer ganzen Wohlthätigkeit anerkannten. Die Versammlung beschloß, ihren Vorstand zu ermächtigen, an das Comité der Pestalozzistiftung 100 Thlr. aus den eingegangenen Beiträgen der Bürgerversammlung zu zahlen, und zu gleicher Zeit fand die Stiftung in der Versammlung viele Unterschriften zum Beitritt.

Die Wiener Zeitschrift liefert einen charakteristischen Beleg für den italienischen Musikenthusiasmus. Rossini's „Othello" wurde zuerst in St. Carlo in Neapel gegeben. Die Aufnahme war eine so stürmische und die Musik riß das ganze Publikum so gewaltig hin, daß zwei Lazzaroni auf der letzten Galerie, die einarmig waren, sich gegenseitig ihre eine Hand liehen, um mit zu applaudiren. Die Geschichte will wahr seyn.

Um das englische Puffwesen auf die Spitze zu treiben, hat ein Handelsmann in London einen Poeten angestellt, der jeden Artikel seines Ladens besingen muß, und diese Idee hat sich sehr erfolgreich bewiesen. Moses und Sohn waren ganz arm, sie fingen mit einem sehr kleinen Geschäfte an und jetzt ist ihr Laden einer der schönsten in London; ja die weiten Hallen, in denen sie ihre Vorräthe ausbreiten, übertreffen vielleicht alles Gesehene. Und jedes Jahr fügt jetzt einen neuen Artikel dem Inventar hinzu, so daß es gewiß bald nichts gibt, was der Käufer dort nicht erstehen könnte. Da aber jeder neue Artikel auch frisch besungen werden muß, verdienen auch Poet und Buchdrucker jedes Mal aufs neue, und das bis jetzt kleine Büchlein voll der seltsamsten, aber sehr lustigen Verse muß bald zu einem Bande anwachsen, den das kommende Jahrhundert mit Erstaunen lesen wird, als ein seltsames Zeichen unserer Zeit, in der sogar die Poesie dem Handelsgeiste dienstbar wurde. (Elb. Kr.)

In England haben wegen einer großen Erbschaft alle Diejenigen eine Generalversammlung gehalten, die den Namen Schmidt, oder Schmid oder Smid führen. In Deutschland wollen alle Die zusammenkommen, die Müller heißen auch um einer Erbschaft willen, die sie aber nicht antreten wollen. Es ist die Erbschaft von Verdacht und Anklage, welche das theure Jahr über die wirklichen Müller verdienter und unverdienter Weise gebracht hat. Die Nominal-Müller wollen deshalb sämmtlich ihre Namen ändern. (Dorfz.)

Es ist gut, daß die französischen Minister schon lange Handschuhe anhaben, denn sie wollen in ein Wespennest greifen. Sie arbeiten an einem Gesetze, das den Luxus besteuern soll. Für einen weiblichen Dienstboten sollen jährlich 10 Frcs. Steuer, für einen männlichen 50 Frcs., für vier 1200 Frcs. Steuer gezahlt werden. Ein Luxuspferd zahlt 100 Frcs., die Hundesteuer steigt von 2 bis zu 100 Frcs. Auch für Billards, Dominos, kostbares Mobiliar und Wohnungen über 1000 Frcs. sollen besondere Steuern aufgelegt werden. Das Beste kommt nach. Das Geld, das dafür einkommt, soll zur Hebung der Landwirthschaft, Herabsetzung des Briefportos, besseren Ordnung des Hypothekenwesens und zu Erlaß der Salzsteuer verwendet werden. (Dorfz.)

Bei der letzten Versammlung des Erziehungs-Vereins zu Dresden, wobei wissenschaftliche Erörterungen über Erziehungsgrundsätze gepflogen und Wünsche über Gegenstände der Kindererziehung zum Vortrag gebracht wurden, sprach man sich unter Anderm auch gegen die Kinderbälle und gegen den Theaterbesuch der Kinder aus. Der Verein will für Kinderbewahranstalten und Erziehungsvereine auf dem Lande wirken. Gleichzeitig ist zu erwähnen, daß Kindergärten nach dem Muster der Fröbel'schen jetzt in Sachsen eingeführt werden. Bereits besteht ein solcher in einer kleinen Stadt im Erzgebirge. — In Dresden hat sich auch ein stenographischer Verein gebildet, um zur Ausbreitung der Stenographie, wie zur Förderung derselben als Kunst und Wissenschaft zu wirken.

Korrespondenz.

Brüssel, 1. Nov.

Die beliebte Tänzerin Carlotta Grisi aus Paris hat hier in Brüssel unendlichen Enthusiasmus bei dem (Theater-) Publikum hervorgerufen. Das politische Blatt: „Der Observateur" sagt von ihr: Carlotta G. tanzt mit Seele. Wenn Taglioni tanzt, so sucht sie uns zu amustren; Fanny Elsner sucht uns zu gefallen und zu glänzen; Lucille Grahn sucht uns zu überraschen, Cerrito unsere Sinne zu berauschen. Carlotta Grisi aber tanzt, um zu tanzen; sie tanzt, weil sie von der Leidenschaft des Tanzes beseelt ist, weil der Tanz ihr Leben, ihr Element, weil sie selbst ganz und gar Tanz ist."

Digitized by Google

Köln, 4. Nov.

In den letzten Tagen wurden vor unserem Assisenhofe einige Criminalfälle verhandelt, welche ein zahlreiches Zuhörerpublikum herbeizogen. Der Gegenstand des eesten waren ein junges Mädchen, welches als Ladengehülfin in einer unserer ersten Manufactur- und Modewaarenhandlungen Shawls, Tücher und andere Stoffe, zusammen von nicht geringem Geldwerthe, gestohlen hatte, so wie ihre Mutter und der Bräutigam ihrer Schwester, welche des Hehlens der, wie sie wußten, gestohlenen Sachen beschuldigt waren. Der Diebstahl war dadurch entdeckt worden, daß die zu Hörter wohnende, ganz mittellose Mutter der Ladenjungfer durch ihre Kinder und andere Personen theuere Umschlagstücher ꝛc. verkaufen ließ und plötzlich einen ungewöhnlichen Aufwand machte, wovon der dort stationirte Gensd'arm die hiesige Polizeibehörde unterrichtete. Die Mutter wurde von den Geschwornen für nicht schuldig erkläet und sofort freigelassen; gegen die zwei anderen Angeklagten aber lautete das Urtheil auf fünfjährige Zuchthausstrafe und lebenslängliche Polizeiaufsicht. Am folgenden Tage ward zu derselben Strafe der Bürgermeisterei-Secretär eines Nachbarortes verurtheilt, welcher sich mehrerer Fälschungen, so wie des wissentlichen Gebrauchs verfälschtee Schriften zu betrügerischen Zwecken schuldig gemacht hatte. — In einer hiesigen Zuckerfabrik begab sich vorgestern Nachmittag das Unglück, daß die eiserne Kette, welche 12 bis 14 Centner schwere Kübe mit Zucker 22 Fuß hoch hinauf zieht, plötzlich riß und der hinabstürzende Korb einem Fabrikarbeiter auf den Kopf fiel; so daß er augenblicklich todt zur Erde sank; ein neben ihm stehender Arbeiter wurde an Kopf und Rückgrat schwer verletzt. — Ein Fabrikant bei Aachen hat eine Maschine zum Spitzen der Nähnadeln erfunden, welche nicht nur die Operation sehr vereinfacht und beschleunigt, sondern auch den die Gesundheit des Arbeiters so sehr benachtheiligenden Schleifstaub ganz beseitigt.

Stuttgart, 5. Nov.

Der berühmte Violinist und Musikdirektor an der hiesigen königl. Hofkapelle, B. Molique, ist von der Londoner Beethoven-Society für die nächste Saison zu London zu acht Konzerten engagirt worden. — Heute kommt hier Grillparzer's: „Der Traum, ein Leben" zum ersten Male zur Aufführung. — Pischek, dessen Frau vor vierzehn Tagen gestorben, hat auf einen Monat Urlaub genommen gegen den ihm contractlich zustehenden Urlaub im Monat Mai nächsten Jahres — Fränl. Waldhauser ist für die hiesige Oper auf 12 Jahre gewonnen.

Darmstadt, 4. Nov.

Von städtischer Seite erhielt die Hoftheaterkasse früher einen jährlichen Beitrag von 4000 fl. aus dem Gemeindeaerar, welche ihr aber vor einigen Jahren entzogen wurde, weil die wachsenden städtischen Ausgaben, insbesondere für kostspielige Bauten, die Fortentrichtung jener Summe unthunlich machten. Wer den städtischen Haushalt nur einigermaßen kannte, konnte an der Wahrheit dieses Beweggrundes nicht zweifeln. Obgleich die städtischen Finanzen gegenwärtig sich in keinem blühenderen Zustande befinden als damals, so soll doch unlängst von einem Mitgliede des Gemeinderaths, welches vor einigen Jahren für die Entziehung jenes freiwilligen Beitrags lebhaft stimmte, die Wiederentrichtung besagter Summe an die Theaterkasse beantragt und zugleich von ihm sehr empfohlen worden seyn. Sollte etwa der Stadtgemeinde die baldige Erledigung der schon seit Jahrzehnten betriebenen Theilung ihres mit dem Forstfiskus in Gemeinschaft besitzenden großen Oberwaldes, der zugleich als Park dient und eine wohlverwahrte Wohnstätte jagdbarer Thiere mit und ohne Geweih ist, in sichere Aussicht gestellt seyn? Freilich, wenn das der Fall wäre, dann könnte das städtische Aerar zu einer ansehnlichen Revenuenvermehrung sich Glück wünschen und ohne fühlbares Opfer die alten Subsidien an die Theaterkasse wieder entrichten. Möge jene Vermuthung keine ungegründete seyn. — Wie man vernimmt, so soll die Aufstellung der schon seit länger als zwei Jahren vollendeten, von dem großh. Hofbildhauer Hrn. Scholl ausgeführten colossalen Standbilder von Philipp dem Großmüthigen und Georg I. bis jetzt blos deshalb unterblieben seyn, weil der Entwurf zu den Postamenten noch nicht die Genehmigung der einschlägigen Behörde erhalten habe. Es heißt, man beabsichtige, dieselben 18 Fuß hoch zu machen, eine Höhe, die wir keine glücklich gewählte nennen können, da sie zu der Größe der Figuren in keinem entsprechenden Verhältnisse zu stehen scheint. Unsres Erachtens würde ein Postament von 10 — 12 Fuß Höhe vollkommen genügen und die Standbilder in die richtige Entfernung vom Auge bringen. Als Standort ist der hierzu sehr geeignete Paradeplatz vor dem Zeughause ausersehen worden. — Es wäre sehr zu wünschen, daß Diejenigen, welche dem verstorbenen Oberappellationsrathe Höpfner ein von Hrn. Firiterich zu Heppenheim in Granit recht schön ausgeführtes Grabdenkmal vor fast einem Jahre setzen ließen, zugleich dafür sorgen möchten, daß dasselbe auch eine Inschrift erhalte, welche, wie man aus der räumlichen Eintheilung sieht, jedenfalls in Aussicht genommen worden ist. — Deutschland glich im vorigen Winter einer von der Geisel des Hungers schwer heimgesuchten belagerten Festung, welche von der bevorstehenden Ernte auf Entsatz hoffte. Dieser Entsatz ist nun erfolgt, und zwar in solch einer befriedigenden Weise, daß das hohlängige Gespenst des Hungers von dem Festlande Europa's sich wieder hinüber geflüchtet hat nach seinem alten Stammlande, nach „Erin's grüner Insel" (Irland), um dort nach gewohnter Weise über Hunderttausende von armen besitzlosen Menschen zu herrschen und sie die volle Wucht des tödtenden Scepters empfinden zu lassen, eines Scepters, der, von der englischen Hochkirche und einer herzlosen Politik geschmiedet, Irland, das schöne Irland, unbeschreiblich unglücklich gemacht und in das Verderben gestürzt hat. Das sind die sauberen Früchte englischer Toleranz und Politik, welche den guten Irländern ihre angestammte katholische Religion zum Verbrechen machte und sie durch wahrhaft schaudererregende Gewalt von dem Inselande vertilgen wollte. Die großen Vermögensconfiscationen früherer Jahrhunderte, d. h. die unter täuschenden Rechtsformen von der öffentlichen Gewalt angeordneten, mit barbarischer Strenge ausgeführten großen Staatsplünderungen auf der einst so glücklichen Insel, waren die in der Folgezeit mit erschreckender Macht fortwirkenden Ursachen des irischen Proletariats, welches sich in dem vorigen Winter in seiner ganzen furchtbaren Größe gezeigt hat, so daß die britische Regierung viele Millionen zur Unterstützung des Elendes, zur Bekämpfung der schrecklichen Geisel des Hungers aufwenden mußte. O Irland, unglückliches Irland! wie lange wirst du noch für deinen angestammten Glauben, für die unerschütterliche Ueberzeugungstreue in der Religion deiner Väter leiden müssen? Hoffe und dulde: auch deine Befreiungsstunde wird einst schlagen. O'Connel hat sie vorbereitet. Ohne Religionsfreiheit, ohne wahre Toleranz kein Gedeihen der öffentlichen Zustände, kein eigentliches bürgerliches Glück! Möge darum ihr glänzendes Panier bald über allen christlichen Confessionen siegreich wehen und sie zu einem liebevollen Bunde gegenseitiger Duldung vereinen. — Ich wollte eigentlich von unseren localen und häuslichen Zuständen, von unserem Ernteüberfluß ꝛc. zunächst reden und ließ mich durch meine Sympathie für das unglückliche Irland zu Ergießungen hinreißen, die in den Regungen der Humanität, dem Grundgedanken aller Religionen, ihre beste Rechtfertigung finden mögen. Doch lenken wir nun wieder ein: Ceres und Pomona im Bunde haben, wie bekannt, dieses Jahr zu einem sehr gesegneten gemacht, und für unsere Gegend würde der Erntesegen vollkommen seyn, wenn Lyäus, der Gott des Weines, seine volle Schuldigkeit gethan und den Winzern in der benachbarten Bergstraße etwas bessere Trauben beschert hätte.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Eine der bedeutendsten Buchhandlungen Süddeutschlands ist entschlossen, binnen kurzem eine humoristisch-satyrische Zeitschrift mit Illustrationen herauszugeben. Bereits ist der Redacteur für dieses Unternehmen gewonnen und mehrere der humoristischsten Kräfte unter Schriftstellern und Malern haben ihre emsigste Mitwirkung zugesagt. Die projectirte Zeitschrift soll eine tiefere, mehr in die Zeit eingreifende Tendenz erstreben, als die Münchener „Fliegenden Blätter", die immer mehr verflachen.

J. G. Horneyer in Mainz hat unter dem Titel: „Der letzte seines Stammes" einen Operntext verfaßt, der nach dem Urtheil vieler Kenner entschiedenes Talent für derartige lyrische Productionen verräth.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn, neu einstudirt): Zu ebener Erde und erster Stock, oder: Die Launen des Glücks. Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy. Musik von Müller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 9. Nov. Die Jäger, Familiengemälde in 5 Acten, von Iffland.

Mittwoch, 10. Nov. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldoefer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 310. Mittwoch, den 10. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Als der Bischof die vielen Tausende sah, pochte ihm das Herz in der Brust. Er berief das Domkapitel und die Vasallen, welche im Schlosse waren, und deren Mannen es besetzt hielten, zu Rathe. Manche meinten, und besonders waren dies die Ritter, man solle ausfallen mit des Schwertes Schärfe; die Aufrührer würden wie Spreu im Winde sich zerstreuen; denn es sey ja nur Einer unter ihnen des Kampfes kundig, der eid- und pflichtvergessene Thunfeld; der könne sie nicht halten; das Pfeiferhännslein sey ihre Seele gewesen, und seit man den hinter Schloß und Riegel habe, sey das Alles nur Kinderei und Bauerntrotz, der nicht weiter reiche bis zum ersten Schwertschlag.

Der Marschalk von Gebsattel vertrat diese Meinung mit großem Nachdruck und Eifer.

Aber im Domkapitel erhob sich eine mildere Stimme.

„Sie wissen nicht, was sie thun," sagte ein alter, ehrwürdiger Domherr, ein Edler von Reichenberg, „und darum soll man säuberlich verfahren mit dem Knaben Absalon. Lasset uns eine Botschaft zu ihnen senden und hören, was sie wollen, vielleicht, daß sie in Frieden abziehen, weil allezeit ein gutes Wort einen guten Ort findet."

„Wohlgesprochen," sagte der Bischof. „Wir wollen sie hören. Marschalk von Gebsattel, reitet hinab, und erkundet ihre Meinung und mahnet sie, heimzuziehen!"

Nur mit Widerwillen fügte sich der trotzige Marschalk dem Herrengebote.

Als er unten bei dem Bauernheere ankam, das sich gelagert hatte, wurde er zum Ritter Thunfeld geführt, um den die Führer standen, bei hundert, Männer, denen man es ansah, daß sie Das, was sie wollten, sich zu erringen bereit waren.

Mit stolzem, höhnischem Wesen redete Gebsattel sie an, und fragte nach ihrem Begehr.

„Gebt uns das Pfeiferhännslein frei ohne Gefährde," sagte Jost Eich, „so wollen wir abziehen in Frieden; wo nicht, so wird das Schloß und die Stadt gestürmt, und wehe Denen, die drinnen sitzen, trotzend auf ihre fleischliche Macht und Gewalt! Hie Schwert des Herrn und Gideon," rief er, „und die heilige Jungfrau ist bei uns und mit uns, und die heilige Dreifaltigkeit hat mir geboten, nicht eher zu rasten, bis das Werk vollendet ist."

Der Marschalk fuhr fort mit hochfahrendem, die Bauern höhnendem und bedrohendem Wesen zu reden. Da gab's ein wildes Gemurmel.

„Reißt ihn vom Pferde!" schrie das Volk. Steine flogen gegen den Abgesandten, und nur sein gutes Roß rettete ihn vom Tode der Steinigung. Das wildemporte Volk folgte ihm noch eine Strecke gegen die Stadt hin.

Vom Schlosse aus sah man diese Ereignisse mit an, und der greise Domherr sprach: „Die Wahl war unglücklich; sendet einen Andern, der mit sanftem Worte den weisen Ernst zu mischen weiß."

Wieder erhoben die Ritter ihre Stimme, aber der milde Domherr siegte und ein Anderer ritt hinab. Es war ein Hutten.

Sein Wort fand eine gute Statt, denn ehe er hinab kam, waren aus den Wurfgeschossen der Burg mächtige Steinkugeln hinabgeflogen und hatten viele der Bauern erschlagen und dadurch Schrecken in ihre Reihen gebracht.

Hutten sagte ihnen, der Bischof würde die Sache des Pfeiferhännsleins zu Recht untersuchen lassen, und nach Befund Recht und Gerechtigkeit walten lassen zur Freiheit oder zur verdienten Strafe; die aber, die dem Bischof oder Domkapitel oder des Stifts Ritterschaft pflichtig wären, sollten eingedenk seyn ihrer Eide, und heimziehen, dann wolle der Bischof statt Recht Gnade üben und Vergebung.

Mit Würde, Kraft und doch mit Milde war das Wort gesprochen, und es schlug durch bei den Besonnenern in den Haufen. Sie erkannten, welch Loos ihrer harre, wenn sie länger weilten, und die Haufen vom Maine, aus des Stiftes Landen; die von Werthheim und aus dem Gelände an der Tauber hin, so weit des Bischofs Krummstab reichte, brachen auf und zogen in Ruhe ab, wie auch die Andern mahnten, der Ritter Thunfeld haderte und das verzweifelnde Mädchen flehte.

Und als man droben auf dem Schlosse sah, daß sich die Haufen trennten und hierhin und dorthin zogen, da siegte ein teuflischer Rath und die Ritter saßen auf mit ihren Mannen und fielen den heimkehrenden Bauern mit des Schwertes Schärfe in den Rücken, mordeten und wütheten wie Rasende unter dem armen Volke.

Wenn auch die Meisten flohen, so ergriff doch auch Viele die ganze Gewalt des Zornes ob solchen tückischen Verraths.

Bei der Kirche von Buttelbronn stellten sich die Bauern kräftig zur Wehr.

Es kam wohl zum Kampfe; doch auch jetzt rissen die Meisten aus, und die sich in die Kirche geflüchtet, gaben sich endlich, als man drohte, die Kirche anzuzünden, gefangen. Jost Eich war darunter.

Die Ritter und ihre Reisigen hatten sich gerettet und flohen aus dem Lande, als sie sahen, daß Alles verloren sey. Der Pfarrer von Niclashausen war unter den Gefangenen, welche man gen Würzburg schleppte. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mexiko.

(Von S. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1833 errang sich Santa Anna die Präsidentenwürde. Unter seiner Regierung fiel die an Nordamerika gränzende, durch Nordamerikaner insgeheim aufgewiegelte und unterstützte Provinz Texas, die nun seit 1845 wirklich einen Theil of the united states of America bildet, von Mexiko ab. Santa Anna rückt gegen die Insurgenten aus, wird aber den 22. April 1836 bei St. Jacinto geschlagen und gefangen und trifft nach seiner Auslösung seinen Gegner Bustamente als Präsidenten in der Hauptstadt. Im Kriege mit Frankreich (1838—39) gedemüthigt, verfällt der Staat immer mehr. Der auf's neue wieder zum Präsidenten ernannte Santa Anna wird nach kurzem wieder verdrängt und flieht nach Cuba, bis wir ihn in neuester Zeit wiederum in seinem Vaterlande, dessen Hauptstadt von nordamerikanischen Kriegerschaaren bedroht wird, auftreten sehen.

In geographischer Beziehung erblicken wir Mexiko bei etwa 40,000 Geviertmeilen Flächengehalt als eines der merkwürdigsten Länder der Erde, als einen durch vulkanische Kräfte emporgetriebenen Erdrücken, zum größten Theile aus einer Reihe von Hochebenen bestehend, die nur von einzelnen Kuppen der Cordilleren überragt werden. Der Umstand, daß sich Mexiko über 27 Breitegrade von Süden nach Norden erstreckt, ist die Ursache, daß sich über das Klima dieses Landes keine allgemeine Sätze aufstellen lassen.

„Wir finden", sagt Doktor Stricker, „in Mexiko fast alle Witterungsschattirungen wie Stockwerke über einander geschichtet, und können im Laufe eines Tages oft mehrmals aus dem Gebiete ewiger, erstarrender Kälte, des Schnee's und Eises in die Region beständiger Hitze hinabsteigen, wo der Bewohner nackt geht, seine braune Haut mit Fett salbt, um sich gegen die brennenden Sonnenstrahlen weniger empfindlich zu machen, und in durchsichtigen, vogelbauerartigen Hütten lebt. Durch diese hohe Lage genießen mehr als drei Fünftel aller in der heißen Zone gelegenen Landstriche Mexiko's eines mehr gemäßigten als heißen Klima's."

Mit Ausnahme der höchsten Ebenen gehört ein großer Theil des mexikanischen Reichs zu den fruchtbarsten und gesundesten Ländern der Erde. Von besonderer Schönheit ist namentlich der Himmel auf der Hochebene von Anahuac, bald in dunkelblauer Klarheit und Reinheit, bald gewitternd mit wunderbar jagenden Wolkenschatten und glänzenden Streiflichtern. Bis zum 23. Gr. n. Br. kennt man in Mexiko eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die Regenzeit, welche letztere gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Mai's beginnt und im September oder October endet. Schon im Februar gewinnt die Sonne wieder neue Kraft, und Pfirsiche, Aprikosen und andere Feuchtbäume blühen. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß nach der eigenthümlichen Verschiedenheit der Klimate Mexiko's die Erzeugnisse der Pflanzenwelt äußerst mannichfaltig seyn müssen, ja man sieht sogar oft die Pflanzen der entgegengesetzten Regionen auf einem sehr beschränkten Raume zusammengedrängt und, mit Humbold zu reden, lagenweise über einander geschichtet, weshalb es denn auch sehr unthunlich ist, gewissen Bezirken bestimmte Pflanzen anzuweisen, da in dieser Beziehung meistens örtliche Einflüsse entscheiden. Uebrigens ist der Ackerbau, wie Humbold nachgewiesen, bei gehörigem Fleiße an Ertrag den Bergwerken bei weitem überlegen. Aber in ganz Mexiko wird er mit erstaunlicher Nachlässigkeit und Faulheit betrieben. Nicht einmal die in Europa üblichen Instrumente zur Bestellung des Bodens sind eingeführt. Allenthalben sieht man noch jene alte Art Pflüge ohne Räder, die schon zu den Zeiten der Azteken gebraucht wurden, und so kann es sich denn nicht fehlen, daß dieses von der Natur überschwänglich begünstigte Land überall durch die Schlaffheit seiner Bewohner zurückstehen muß. Das Hauptgetreide ist Mais, aus welchem das altmexikanische Brod, eine Art ungegohrner, flacher, sehr nahrhafter Kuchen bereitet wird. Weizen und Gerste sind von den Europäern hinübergebracht worden. Welche reichliche Ausbeute könnten aber erst die Colonialwaren liefern! Das Zuckerrohr gedeiht herrlich, und schon 1553 konnte man Zucker ausführen, während gegenwärtig kaum für den inneren Gebrauch gewonnen wird. Indeß ist Mexiko das einzige Land, in welchem dieses Produkt ohne Sclavenhände gewonnen wird. Durch die Kriege Spaniens mit andern Seemächten wurde es nämlich sehr schwierig, eine hinreichende Anzahl von Schwarzen zu bekommen, ein Umstand, der mehrere bedeutende Plantagen-Besitzer veranlaßte, einen Versuch zur Bildung eines Geschlechts freier Arbeiter zu machen. Zu diesem Behufe schenkten sie jährlich einer Anzahl Sklaven die Freiheit und ermunterten dieselben zur Ehe mit aztekischen Frauen. Hieraus entstand das bald zahlreiche Geschlecht der Zambo's, Menschen von starkem Körperbau und sehr wohl geeignet, die feuchte Hitze in den Zuckerpflanzungen zu ertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Felix Mendelssohn-Bartholdy,

in vielen Rücksichten einer der ausgezeichnetsten deutschen Musiker, ist am 3. Febr. 1809 zu Berlin geboren, der Sohn eines der angesehensten Bankiers, dessen Vater der berühmte Verfasser des „Phädon", Moses Mendelssohn, Lessing's edler und innigster Freund, war. Außer diesem großväterlichen Erbtheil an Ruhm und geistiger Verlassenschaft war dem Knaben auch sonst das Glück vielseitig günstig. Wunderbar früh schon entwickelte sich das erstaunenswürdigste Talent. Die Wohlhabenheit seiner Eltern gestattete die trefflichste Pflege dieser Anlagen. Zelter wurde sein Lehrer in der Composition, der geniale, treffliche Ludwig Berger unterrichtete ihn auf dem Pianoforte, und diesem verdankt er auch später jene unschätzbaren Winke und Weisungen, die allein ein selbstständiger Genius zu geben vermag, und deren Spuren Die, welche genauer mit M's. früherem Bildungsgange und mit Ludwig Berger's Leistungen bekannt sind, zahlreich besonders in den frühern Werken des jüngern Genius erkennen werden. Die Frühzeitigkeit und Stärke der musikalischen Anlagen übertraf fast die, welche uns aus Mozart's Jugendgeschichte bekannt sind. Als achtjähriger Knabe spielte er wie ein Meister; er transponirte die Fugen Sebastian Bach's vom Blatt, las die schwierigsten Partituren und unleserlichsten Manuscripte, entdeckte die geringsten Satzfehler in den vielstimmigsten Werken blos durch sein scharf eindringendes Ohr, war am Pianoforte der nach Bernhard Klein unbedingt sicherste Accompagnist und Dirigent in Berlin. Im neunten Jahre spielte er zuerst öffentlich in Berlin, dann im folgenden Jahre in Paris, wohin er mit seinen Eltern gereis't war. Compositionen aller Art, selbst in den schwierigsten Formen, hatte er schon damals in großer Zahl geschrieben. Seine ersten im Druck erschienenen Arbeiten kamen 1824 heraus. Es sind drei Quartette für's Pianoforte mit Begleitung von Streichinstrumenten. Das dritte, aus H-moll, unstreitig das trefflichste und Goethe dedicirt, der M. in hohem Grade zugethan und mit dem dieser in einem wahren Freundschaftsverhältnisse stand, behauptet noch jetzt eine der ersten Stellen unter seinen Werken. Im J. 1825 machte er eine zweite Reise nach Paris, weil sein Vater den Rath der dortigen Musiker, insbesondere Cherubini's, zuvor noch zu hören wünschte, ehe er es dem Sohne gestattete, sich ausschließlich der Musik zu widmen. Er spielte dort mit Baillot das Quartett aus H-moll, und die Frage über seinen Beruf zum Musiker war unbedingt mit Ja entschieden. Im Sommer 1827 brachte er in Berlin seine erste größere Oper, „Die

Digitized by Google

Hochzeit des Gamacho" zur Aufführung, die viel des Reizenden und Geistreichen enthält und sich auch den achtenden Beifall der Kenner und des Publikums erwarb. Einige Jahre später erwarb er sich, in Gemeinschaft mit dem ausgezeichneten Sänger und Schauspieler E. Devrient in Berlin das Verdienst, Sebastian Bach's große Passionsmusik aus der hundertjährigen Verborgenheit zu ziehen, in der dies größte aller Werke im evangelischen Kirchenstyl geruht hatte. Er brachte es in der Singakademie zur Osterfeier 1829 zur Aufführung, und es ist seitdem in alle Welt gegangen. Es war diese Aufführung gewissermaßen eine Abschiedsfeierlichkeit für den Künstler, der nun, zum Jüngling herangereift, zum ersten Male selbstständig in die Welt ging und drei Wanderjahre durch England, Frankreich und Italien antrat. Ueberall erntete er Ruhm und brachte dem deutschen Vaterlande durch seine Leistungen Ehre. In Paris gelang es ihm, im Conservatorium seine Ouverture zu Shakespeare's „Sommernachtstraum", die er schon in Berlin in seinem 17. Jahre geschrieben, zur Aufführung zu bringen und trotz der Anfeindungen der dort verkäuflichen und neidischen Kritik einen glänzenden Triumph zu erringen. Auch als Spieler trat M. vielfach öffentlich auf, doch weniger in der Weise der Virtuosen von Fach, als durch den gediegenen Vortrag classischer Werke. Von seinen Reisen zurückgekehrt, veranstaltete er in seiner Vaterstadt eine Reihe Konzerte, deren Ertrag er wohlthätigen Zwecken bestimmte und in denen er sich theils als Componist, theils als Spieler nach den mannichfaltigsten Richtungen mit dem größten Erfolge bewährte. Da er in seiner Heimath wohl Anerkennung, aber keinen Wirkungskreis fand, so ging er nach Düsseldorf, wo er mit Immermann gemeinschaftlich die Aufgabe unternahm, ein Theater, rein auf Kunstgrundsätze gestützt, ins Leben zu rufen. Bald zerfielen indeß die Dirigenten und somit das ganze Unternehmen. Indeß hatte M. sich dort ein unbedingtes musikalisches Ansehen erworben, und bei der Leitung der rheinischen großen Musikfeste die glänzendsten Triumphe gefeiert. Sein Ruf im Auslande, namentlich in England, führte ihn mehrfach zu ähnlichen Veranlassungen auch dorthin, und man weiß, wie sehr aus der Fremde, und vorzugsweise von dem stolzen England her, solche Triumphe in der Heimath ins Gewicht fallen. Die Erfolge in England bereiteten ihm gleiche in allen Theilen Deutschlands. Wo große Musikaufführungen stattfanden, dahin berief man ihn. Er hatte diesen rühmlichen Aufforderungen noch ein besonderes Motiv durch sein Oratorium „Paulus" gegeben, das er in Düsseldorf schrieb. Dieses Werk ist eigentlich das einzige umfassendere, das er, jenen Versuch in der Oper abgerechnet, geliefert hat. Schon dieses läßt bei dem raschen Leben der Gegenwart muthmaßen, daß er trotz seiner Produktionskraft nicht eigentlich vorzugsweise ein aus dem Innersten schaffender Künstler sey. Allein noch entschiedener stellt sich dies aus diesem seinem Werke und aus seinen Werken überhaupt heraus. Gewiß sehr richtig läßt sich von M. sagen, er würde der größte Musiker seyn, der jemals gelebt hat, wenn die Musik eine Wissenschaft statt eine Kunst wäre. Alle wissenschaftlichen Anlagen für die Musik hat M. in einem Grade, wie sie vielleicht nur bei Mozart, vielleicht auch bei diesem nicht, vorhanden gewesen sind; dagegen sind die rein künstlerischen Anlagen bei ihm nur in einem Maße vorhanden, wie es der Mehrzahl bedeutender Talente zugetheilt ist, nämlich die eigentliche Erfindungskraft, und in der Virtuosität der Sinn für den Vortrag. In beiden erfüllt er die Ansprüche der edelsten Ausbildung des Geschmacks und des Talents, doch ohne den warmen Hauch, der nur aus dem Innersten des Genius quillt. Das Spiegelbild seines Innern erblicken wir in seinen Kunstwerken, namentlich im „Paulus". Letzteres ist ein Werk des Ernstes, des herausgebildetsten praktischen Wissens, des edlen und feinen Urtheils, der sichersten Erwägung aller Mittel und ihrer Wirkungen, der verständigen Würdigung des Gegenstandes: allein es ist keines der religiösen Begeisterung, keines der genialen Erfindung. Wir finden die Studien aus Sebastian Bach, Händel, ja selbst aus Bernhard Klein darin; wir finden diese Studien mit selbstständigem Urtheil genutzt und verarbeitet, wie dies bei Jedem, der es ernst mit der Kunst meint, der Fall seyn sollte; allein dieser gedüngte Boden hat keine Pflanzen von hervortretender Eigenthümlichkeit erzeugt. Eine individuelle Physiognomie haben M.'s Erfindungen allerdings; allein in einem gewissen Grade hat diese jedes Alltagsgesicht, und wer wollte so ungerecht seyn, ihn zu diesen zu zählen? Züge, welche Geist, Leben, Kraft und Zartheit und alle Mittelnuancen dazwischen ausdrücken, bleiben immer bedeutend, wenn sie sich auch nicht zu einer einzig dastehenden Erhabenheit oder Schönheit steigern. Nachdem M. die Düsseldorfer Verhältnisse gelöst, wurde er im Jahre 1835 als Musikdirektor nach Leipzig berufen, um die Abonnementskonzerte im Gewandhause zu leiten. In solcher Eigenschaft hat er den Sinn für das Edlere und beharrlichen Eifer zu wecken und zu pflegen gesucht, ohne Das, was der Mehrzahl nun einmal geboten werden muß, zu verabsäumen. Sein Ruf im Auslande gewährt ihm die Gelegenheit, namhafte fremde Talente zur Mitwirkung nach Leipzig zu ziehen. Seine sonstigen vorzüglichsten Compositionen bestehen in Werken für das Orchester, Kammermusik im engern Sinne, Pianoforte und Gesang. Unter den ersteren zeichnen sich drei Ouverturen aus: zum „Sommernachtstraum", „die Hebriden" und zum Mährchen „die schöne Melusine"; die erste ist die gelungenste und eigentlich das einzig populär gewordene größere Musikstück M.'s. Die Art der Erfindung, die darin vorwaltet, diese romantische Malerei in Tönen, ist die leichteste, von ihm jedoch, als seinem Naturell am meisten entsprechend, mit besonderm Glück und Geschick behandelt. Auch in mehreren seiner Arbeiten für Kammermusik, in den Streichquartetten und einem großen Octett findet sich dieses Genre sehr häufig nahe verwandt wieder. Dennoch gehören seine oben bezeichneten Quartette nicht nur zu seinen, sondern auch zu den besten der neuern Zeit überhaupt, und er hat in dieser Gattung, wo Wissenschaft und feiner Geschmack beiderseits so vorzugsweise thätig seyn müssen, nach Beethoven, Mozart und Haydn die erste Stelle errungen. Die beiden Cantaten mit Chor und Orchester, die eine zur Feier des Albrecht-Dürerfestes zu Berlin, wofür ihn die Akademie der Künste zum Ehrenmitgliede ernannte, die andere für ein Fest, welches A. v. Humboldt den in Berlin versammelten Naturforschern gab (Text von L. Rellstab), waren als gelungene Gelegenheitswerke. Für's Fortepiano schrieb er, außer den Quartetten, mehrere Sonaten mit und ohne Begleitung, Etüden, verschiedene Concertstücke mit Begleitung und zwei große Clavierconcerte. Alle diese Werke sind als Musikstücke überhaupt ausgezeichnet, nicht bloße Virtuosencombinationen. Allgemein beliebt wurde eine Reihe zarter, geschmackvoller kleinerer Compositionen für das Fortepiano allein, die er „Lieder ohne Worte" benannt hat. Die Gesangscomposition ist indeß weniger das Element M.'s; zwar hat er mehrere große Lieder, theils vierstimmig, theils mit Fortepianobegleitung geschrieben, deren einige auch sehr gelungen, alle mit Urtheil und Geschmack behandelt sind; doch als ein recht lebendiger Erguß des Gemüths, oder als eine eigenthümliche Blüthe der Erfindung will keines darunter erscheinen. Auch sind sie, was Liedern bei solchen Eigenschaften sonst so leicht wird, nicht recht in's Publikum gedrungen. Gerade hier ist der Prüfstein der Richtigkeit unsers Urtheils über M. überhaupt. Die von M. unter Leitung seines Hauslehrers, des jetzigen Professors Heyse in Berlin, gearbeitete metrische Uebersetzung der „Andria" des Terenz wurde von Letzterm mit Anmerkungen und Einleitung (Berl. 1826) herausgegeben. Im Betracht seiner hohen Verdienste wurde ihm 1836 von der philosophischen Fakultät zu Leipzig das Ehrendiplom als Doktor überreicht. (Conversationsl. d. Gegenw.)

Ueber Mendelssohn's unerwartetes Hinscheiden lesen wir in der „Allg. Preuß. Zeitung" folgende Zeilen:

Digitized by Google

(Berlin, 6. Nov.) Gestern Nachmittag ist von Leipzig die höchst betrübende Nachricht hier eingetroffen, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy, der trefflichsten Komponisten unserer Zeit einer, dort am Abend des 4. November nach schwerem Todeskampfe seinen edlen Geist aufgegeben hat. Dieser Schlag eines unerbittlichen Geschicks trifft seine Familie, alle Freunde und Verehrer seines seltenen, so herrlich entfalteten Talentes um so härter, da er nur zu sehr die Erinnerung an die erst vor wenigen Monaten verklärte Schwester, Fanny Hensel, weckt und zugleich so viele Hoffnungen für die Zukunft der erhabensten Kunstleistungen zu nichte macht, die man zu hegen in so hohem Grade berechtigt war. Mendelssohn war noch in der vollen Kraft des Mannes-Alters und des geistigen Schaffens. Er hatte, im Jahre 1809 zu Berlin geboren, noch nicht das vierzigste Jahr erreicht! Und wie viel wäre von ihm noch zu erwarten gewesen, da gerade er seine Kunst in ihrer reinsten Entwickelung, in ihrem erhabensten Berufe aufzufassen bemüht war und in diesem Sinne, fern von allen störenden Einflüssen und vorherrschenden Stimmungen der Zeit, mit einem Ernst, einer Hingebung und einer geistigen Selbstständigkeit sein Ziel verfolgte, deren Preis gewiß noch die großartigsten Schöpfungen gewesen seyn würden. Talente dieser Art, wo sich Geist und Charakter zu so edlem Einklang paaren, gehören zu den seltensten Erscheinungen unserer Zeit. Wir nennen auch deshalb Mendelssohn's so frühes Dahinscheiden einen unersetzlichen Verlust für die Kreise, die er durch sein geniales Wirken zunächst beseelte und beglückte, für Deutschland, das in ihm einen seiner edelsten Söhne verehrte, für die Kunst, die ihn zum Bürger der ganzen Welt gemacht hatte!"

Mannichfaltigkeiten

(Brüssel, 5. Nov.) Ein trauriger Selbstmord hat sich vor einigen Tagen hier zugetragen. Der deutsche Violinspieler Fabrizius, irren wir nicht, aus der Kapelle des Landgrafen von Hessen-Homburg, hatte in dem Theater ein Konzert angesagt. Als man aber in der Probe erkannte, wie mittelmäßig er spielte und daß er in der Heimath eines Vieuxtemps und Beriot kläglich durchfallen werde, so gab man ihm auf zarteste Weise dies zu verstehen und rieth ihm ab, aufzutreten, wolle er sich nicht den sehr unwillkommenen Folgen aussetzen. Diese Kunde versetzte den Künstler in solche Verzweiflung, daß er sich in den Charleroykanal stürzte, woraus sein Leichnam aufgefischt worden. Uebrigens sollen seine Finanzverhältnisse auch zu seinem Entschlusse beigetragen haben, da er auf den Ertrag jenes Konzerts gerechnet zu haben schien. (Nach einer anderen Erzählung wäre seine Leiche noch nicht wiedergefunden.) (Aachn. Ztg.)

Werden wir reicher oder ärmer? frägt der Stuttgarter Beobachter. Diese Frage, über deren Aufwurf Mancher sich wundern dürfte, ist noch keineswegs gehörig aufgehellt, indem noch viele einsichtsvolle, ja durch ihren Scharfsinn hervorragende Männer in Abrede ziehen, daß die Verarmung im Fortschritt begriffen sey. Von ihrer Lösung aber hängt es hauptsächlich ab, ob es genüge, daß der Staat in seiner bisherigen Thätigkeit für das Volkswohl fortfahre, oder ob er zu neuen ungewohnten Mitteln greifen müsse. Daher sollte die Presse sich bestreben, hierüber eine Verständigung herbeizuführen. Als ein Beitrag hierzu dürfte folgende Thatsache dienen. Gantprozesse sind in Würtemberg anhängig gemacht worden im Jahre 1834—35 727, 35—36 815, 36—37 918, 37—38 1025, 38—39 1324, 39—40 1158, 40—41 1158, 41—42 1208, 42—43 1342, 43—44 1571, 44—45 2136, 45—46 2397.

Korrespondenz.

Stuttgart, 5. Nov.

Kaum ist die Geschichte mit der verstorbenen Murzynowski verrauscht und von der Familie derselben der betreffende Geistliche dadurch in Schutz genommen worden, daß man erklärt, derselbe sey selbst unwohl und nicht im Stande gewesen, Abends so spät auszugehen, ohne seine wankende Gesundheit auf's neue zu gefährden, — so macht eine andere Geschichte ungemeines Aufsehen. Ein hiesiger braver und achtbarer Bürger, ein ganz tüchtiger Handelsgärtner, merkte seit einiger Zeit an seiner Frau, mit welcher er bisher in friedlicher und glücklicher Ehe gelebt hatte, eine auffallende Veränderung. Sie ward ernster, stiller, zurückhaltender gegen ihn, ging häufiger aus dem Haus und vernachlässigte ihre Haushaltung. Bald erfuhr er von ihr selbst, daß sie durch andere erleuchtete Kinder Gottes über ihr bedrohtes Seelenheil aufgeklärt, aber leider auch zu der Ueberzeugung gelangt sey, daß er als ein gottloses Weltkind für immer verloren sey, wenn er nicht Buße thue und sich bekehre. Der Mann kehrte sich Anfangs wenig daran, glaubte auch, seine Frau wieder von ihrer verkehrten Geistesrichtung zurückkommen zu sehen; besonders erfreut war er aber, als sie ihm vor kurzem im Garten in ungewohnter Freundlichkeit begegnete, ihn herzte und liebkoste, ihm gestand, wie sie nun selbst einsehe, daß es besser sey, mit ihm in Fried' und Freud' zu leben, statt auf Andere zu hören, welche sie nur entzweien wollten und daß Jedes nach seiner Weise selig werden möge. Wer war glücklicher als der Mann, und doch wer näher daran, als er, aus allen seinen Himmeln gestürzt zu werden. Nach einer langen und zärtlichen Unterredung verließ ihn seine Frau unter dem Vorgeben, nun noch etwas für ihr Hauswesen auswärts besorgen zu müssen. Wer schildert aber sein Erstaunen, als er später in das Haus trat und dieses ganz und gar von Allem, was seine Frau ihm zugebracht hatte, geleert fand; jetzt ward ihm klar, daß seine Frau nachgezogen und ihn verlassen habe und daß ihre letzte Handlung noch eine schwarze Täuschung, ihre letzten Küsse Judasküsse gewesen seyen, die ihm nur zu Theil wurden, damit er nicht zur ungelegenen Zeit die Wohnung betrete, wo ausgeräumt ward. Der Mann, der seine Frau zärtlich geliebt hatte, wandte sich nun an den Geistlichen, wunderte sich aber nicht wenig, als dieser, der freilich der streng-orthodoxen Richtung angehört, die Frau noch in Schutz nahm und statt sie zur Rückkehr zum Gatten zu ermahnen, erklärte, die Frau, die ihres Mannes Unglauben wohl am besten kennen werde, thue wohl, auf ihr Seelenheil vor Allem bedacht zu seyn und man könne sie nicht zwingen, mit einem nicht von Gott Erleuchteten zu leben. So betrachtete dieser Geistliche seine Pflicht. Und was thaten die Frommen weiter, um ihre edle Gesinnung zu bethätigen? Als bald darauf die entflohene Frau mit einem Knaben niederkam und der schwer gekränkte Vater wenigstens sein Kind sehen und an sein Herz drücken wollte, ward ihm auch dieses verweigert; ja man taufte das Kind, ohne den Vater nur darüber zu hören, ohne ihn zu befragen, welcher Namen seinem Kinde beigelegt werden solle. Und Solches geht vor im Jahre Christi 1847!

Frankfurt, 7. Nov.

Schwerlich mag wohl schon eine Todtenweihe so schnell auf die Nachricht von dem Tode eines berühmten Mannes erfolgt seyn, wie am 7 Nov. in Frankfurt a. M.; denn als während der Probe des Oratoriums „Elias" vor den versammelten Mitgliedern des hiesigen Cäcilienvereins und des Theaterorchesters unter Hrn. Messer's Leitung die unerwartete Trauerbotschaft eintraf, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy zu Leipzig gestorben sey, wurde — nachdem die ersten Ergüsse des Erstaunens und der Wehmuth vorüber — unmittelbar darauf, obgleich zufällig, das Adagio aus H moll (Nro 21 des erwähnten Oratoriums) vorgenommen. Dieses sanft klagende Tonstück war nicht blos Wirkung einer gemessenen Kunstleistung, sondern es wurde zum tiefgefühlten, sympathetischen Ausdruck jedes einzelnen Mitgliedes. Es war ein Requiem, aus der Tiefe aller Herzen entsprungen. Das Oratorium „Elias" war der Schwanengesang Mendelssohn's und sein 70stes Werk.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Nov. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Lucrezia: Frau Schmidtgen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 311. Donnerstag, den 11. November 1847.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Bauernkrieges. Von W. O. v. Horn.

(Schluß.)

IX.

Hoffen? — Nein!

Von Mariechen hatte Niemand mehr eine Spur bemerkt, seit Hutten das Wort vom Gerichte gesprochen. Eine innere Stimme sagte ihr, nun sey er verloren.

Von dem Augenblicke an war ihre Kraft, ihr Muth, ihre Hoffnung gebrochen. Sie war stille aus den Reihen der Männer gegangen, dem Maine zu, dessen Ufer dicht von Weiden umschlossen waren, und dort saß sie und sah thränenleeren, starren Blickes hinab in die rastlos dahinrollenden Wogen. Es schien, als sey Alles ausgetilgt aus ihrem Geiste, was sich auf die Vergangenheit bezöge, und für die Zukunft blieb kein Raum in ihm übrig. Blickte das trübe Auge nicht in die Fluth, so war es nach den Mauern des Schlosses gerichtet, das ihn umschloß, in dem ihr Leben und Seyn aufgegangen war.

Ein Mainfischer, dessen Hütte nicht weit von der Stelle am Ufer lag, fand sie und erbarmte sich der Armen, deren Geisteslicht völlig erloschen zu seyn schien. Sie redete kein einziges Wort, und wie dringend er sie nach Heimath, Herkunft und Absicht fragen mochte, er erhielt keine Antwort; was man auch in der Hütte sprach, sie nahm keinen Antheil daran.

So vergingen Wochen und Monate, ohne daß irgend eine Aenderung in dem Zustande des schönen, leidenden Wesens eingetreten wäre. Sie machte keine Beschwerde; ihr Essen war so geringe, daß sie der armen Fischerfamille nicht lästig wurde. Ueberdies sah man deutlich, daß sie hinsiechte, und daß ihr Ende nicht mehr ferne sey.

Eines Tages, es war jenseits der Hälfte des Heumonats des Jahrs 1476, trat der Fischer spät am Abend in die Hütte. Er hatte die Frucht eines reichen Fanges nach der Stadt gebracht, und kehrte eben wieder. Mariechen saß stille im Winkel.

„Wo bleibst Du so lange?“ fragte sein Weib.

„Ei,“ sagte er, „die Stadt woget auf und nieder und viele Menschen strömen nach dem Schotenanger, wo ein Ketzer morgen verbrannt werden wird.“

„Ein Ketzer?“ fragte neugierig das Weib; „was hat er denn verbrochen?“

„Weißt Du denn nicht, wie's damals zuging, als die Bauern gen Würzburg zogen. Sie wollten ja das Pfeiferhännslein befreien. Der Bischof verhirß Recht und Gerechtigkeit nach Urtel und Spruch. Er hatte das Volk belogen, die heilige Jungfrau sey ihm erschienen und habe ihm geboten, das Volk gegen die Herren zu führen. Da haben sie ihn in Niclashausen heimlich gefaßt, und als sie hierher zogen, da hat ein Anderer, er heißet Jost Eich, gesagt, die heilige Dreifaltigkeit sey ihm erschienen, und habe ihm befohlen, das Pfeiferhännslein zu befreien. Den haben sie in der Kirche zu Buttelbronn gefangen. Ueber diese Beiden ist das Urtel nun gefällt und über einen Dritten.“

„Wie ist es gefallen?“ fragte plötzlich das stille Mädchen und trat mit Entschiedenheit gegen den Fischer, der erschrocken zurückwich.

„Warum fragst Du?“ redete er sie an, und wußte sich nicht zu deuten die völlig unerwartete Veränderung ihres Wesens.

„Ich frage, weil er mich angehet,“ sagte sie. „Ach, er liebte mich so treu und war so gut, so heilig!“ hauchte sie leise hin, und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, und sie rang die Hände. „Urtheil und Recht?“ rief sie aus. „O nein; sie haben sein Urtheil gesprochen ohne Erbarmen. Ich weiß es ja; er soll auf dem Holzstoße verbrannt werden!“

Der Fischer sah sie mit Entsetzen an. Niemand hier wußte noch von dem Urtheil, und sie schien gar auf seine Worte nicht gemerkt zu haben. Es war das erste Zeichen geistigen Lebens, das sie gab, seit sie in seiner Hütte war aufgenommen worden. Als der Fischer den Namen des Pfeiferhännslein ausgesprochen, da lösten sich die Bande ihres Geistes, da erwachte sie aus dem stillen Traumleben, in das sie versunken war. Keins seiner Worte ging ihr verloren.

Kein Wunder, daß das gutmüthige Paar, welches die Arme bis jetzt mit einer Pietät gehegt, welche den Geisteskranken das Volk von je erwiesen, mit starrem Erstaunen dieses Erwachen vernahm; kein Wunder, daß es sie noch mehr ergriff, als sie vernahmen, daß sie mit jenem Unglücklichen Zusammenhang hatte, von dem einst so wunderbare Mähr durch's Land getragen worden war. Jetzt war ihnen das Räthsel gelöst, warum sie tagelang stumm und unverrückbar das Auge auf die Thürme und Mauern des Schlosses gerichtet hatte.

Während noch das Ehepaar von seinem Erstaunen gehalten war, ging Mariechen hinaus.

Als sie nach einiger Zeit nicht wieder kam, sagte die Fischerin zu ihrem Manne:

„Geh', Lorenz, und sieh' doch nach ihr! Führe das arme Kind herein. Ach, ich fühle jetzt recht, wie ihr das Herz muß gebrochen seyn!“

Der Fischer ging stille hinaus; aber wie er auch suchte, keine Spur von ihr war zu finden; wie er auch rief, kein Ton antwortete aus der Stille der Nacht her.

Er sprang, von Angst erfüllt, in seinen Kahn und trieb ihn hinauf und hinab am weidigen Ufer, nirgends war ein Zeichen von ihr. Alles war still, wie im Grabe.

Die guten Menschen trauerten um sie und beteten für ihre arme Seele, denn sie glaubten, sie habe in den Fluthen des Mains Frieden gesucht.

Digitized by Google

Der kommende Tag fand sie schon wieder suchend nach dem Mädchen. Unzähligemal warf der Fischer sein Netz mit dem Bleikranze aus, der es in die Tiefe zog, damit er den Leib der Armen fände; aber Alles blieb erfolglos.

Gegen neun Uhr Morgens bewegte sich ein mächtiger Zug aus den Thoren der Stadt Würzburg.

Schaaren des Volkes bewegten sich langsam nach dem Schotenanger hin. Ihnen folgte eine Menge Geistlicher, besonders Dominikaner-Mönche, die alle Fackeln trugen und Kerzen; hinter diesen kamen im Armensündergewande drei bleiche, magere, kaum noch zu gehen fähige Gestalten. Es war Jost Eich, die einst so gedrungen kräftige, wenn auch kleine Gestalt, und Hanns Böheim, der frische, kräftige Jüngling, und noch ein Anderer. Jetzt waren sie nur noch Schatten. Das Auge war erloschen; jede Lebensfarbe in ihrem Gesichte getilgt, die Gestalten gebrochen, geknickt, die Glieder ohne Spannkraft. Man sah es ihnen an, sie waren auf der Folter schon unter allen Qualen der Hölle geprüft worden.

Als sie die Scheiterhaufen sahen, war es, als überflöge ein Hoffnungsstrahl ihre leblosen Züge, daß der Leiden Ende da sey.

Immer dichter drängte sich das Volk jetzt zu einem Kreise zusammen.

Nochmals nahten sich Geistliche den drei Unglücklichen. Sie knieten nieder, beteten leise, küßten das Kruzifix und dann wurden zwei geköpft, und Hanns stieg hinan und wurde von den Henkern an den Pfahl gebunden. Jetzt senkten sich die Kerzen und Fackeln in das dürre Reisig des Scheiterhaufens, der Qualm stieg auf, die Flamme schlug empor — die Geistlichen stimmten einen Gesang an. —

Da theilte ein Mädchen mit mächtigem Arme das Volk, schob die Mönche zur Seite und war mit einem mächtigen Sprunge bei Hanns Böheim, den sie mit ihren Armen umschlang.

Noch ein Mal sah er sie an und lächelte sanft; noch ein Mal rief sie: „Gottlob, ich sterbe mit Dir! —" und die Flamme ergriff ihr Gewand, brüllend stieg sie zur Säule empor, und mit Entsetzen wandte sich das Volk ab und eilte zur Stadt zurück.

Der Fischer hatte Mariechen am Holzstoße gefunden und sie mit Gewalt davon entfernt; aber als sie den Geliebten erblickt, war es umsonst, sie zurückhalten zu wollen. Mit Riesenkraft hatte sie sich losgerissen, um mit ihm zu sterben. Und als der Fischer ihr nachstürzte, war es zu spät.

Das schreckliche Gericht war gehegt. Barmherziger verfuhr man mit den übrigen Gefangenen. Sie schworen die Urfehde und zogen, gedämpft, gedemüthigt, entmuthigt heim.

Von dem Pfarrer verlautete im Volke, er sey nach schwerer Buße in ein Dominikanerkloster gekommen und dort bald erlegen den erduldeten Leiden. Der Capellan aber, der Hanns Böheim gefangen, ist sein Nachfolger in der Pfründe zu Niclashausen geworden.

Die Ritter von Thunfeld lebten lange in der Verbannung, bis es endlich ihrer zahlreichen Sippschaft von Vettern und Oheimen gelang, ihnen des Bisthums Vergebung wieder zu erwerben unter der Bedingung, daß sie auch ihre eigenen Güter alle dem Stifte zur Sühne gaben und sie als Lehen (bei dem Volke hieß es: „Bettelgut") zurück empfingen.

So endete eins der Vorspiele des Bauernkrieges. Die Gewaltigen jubelten über die errungenen Siege; aber der Funke der hier aufgelodert war, schlummerte nur unter der Asche. Und es schlich als ein bleiches Gespenst durch die Gaue und erschien bald hier, bald dort — der Aufruhr gegen Mißbrauch und Ungebühr, und zur Selbsthülfe trieb es den „armen Mann", die niemals aber Den zum Heile führen kann, der in wildem Wahne zu ihr greift.

Mexiko.

(Von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Auch für den Anbau des Kaffee's sind Boden und Klima Mexiko's außerordentlich geeignet; nichts desto weniger liegt die Cultur dieses Gewächses noch sehr im Argen; an Ausfuhr ist fast gar nicht zu denken. Eben so kommen nicht allein der Weinstock und Obstbaum, sondern auch fast alle Pflanzen der südlichen Zone, unter andern die Agave americana, die Chocolate, die Vanille, die Baumwollenstaude u. s. w. herrlich fort und würden einen reichlichen Ertrag liefern, wenn fleißigere Hände Pflug und Spaten führten.

Was die Rindviehzucht anbelangt, so wird solche hauptsächlich an den Ostküsten getrieben, wo in den weiten Savannen die Thiere immer grünes Futter finden. Außerdem sind Schafe, Pferde, Maulthiere und Schweine sehr zahlreich. Von Vögeln sind namentlich die schönen und gelehrigen Papageien zu bemerken, von Amphibien verdienen die Alligatoren und die zahlreichen giftigen Schlangen einer Erwähnung, und von Insekten sind zunächst die Bienen zu nennen, deren Zucht besonders in Yucatan viel betrieben wird; dessen ungeachtet wird noch eine große Quantität Wachs eingeführt, veranlaßt durch den ungeheueren Verbrauch von Kerzen in den zahlreichen Kirchen. Die Seidenzucht und Anpflanzung der Maulbeerbäume wurde noch durch Cortez selbst eingeführt; indessen lastete auf diesem Erwerbszweig ein solcher Abgabendruck, daß die Indier selbst die Maulbeerbäume umhieben.

Wenn man alle Schätze dieses noch so wenig ausgebeuteten Landes, wozu vornehmlich die Erzeugnisse des Mineralreichs, die allen übrigen Produkten des Landes voranstehen, gehören, beschreiben wollte, müßte man zahlreiche Bände füllen, ohne den Stoff erschöpft zu haben. Wir wollen uns daher nicht weiter hierüber verbreiten, um den nöthigen Raum zu gewinnen, auch einen Blick auf Mexiko's Bewohner werfen zu können.

Von der Bevölkerung Mexiko's, die sich auf ungefähr neun Millionen belaufen mag, sind etwa $^4/_7$ Indier, $^2/_7$ Mischlinge und $^1/_7$ Neger und Weiße. Die Letzteren zerfallen in Spanier, in Europa Geborne, und in Creolen, in Mexiko geboren. Aus der Ehe von Weißen mit Urbewohnern entstehen Mestizen, von Weißen und Negern die Mulatten, von Indiern und Negern die Zambo's. Unter der spanischen Herrschaft galt die weiße Farbe für die edelste und vornehmste, und stolz blickte der Creole aus seiner Höhe nieder auf die farbigen Klassen, während er selbst von den Spaniern mit Verachtung behandelt wurde. „Jetzt", sagt Doktor Stricker, „haben diese Rangunterschiede aufgehört, wenigstens der Theorie nach und vor dem Gesetz. Die Creolen, seit dem Ausbruche der Revolution genöthigt, um die Freundschaft der farbigen Klassen zu werben, suchten in allen ihren Aufrufen ihre eigene Sache mit der der Ureinwohner zu vereinigen, und im Verlauf des Kriegs ging der Farbenunterschied unter in den großen Gegensätzen der Königlichen und der Amerikaner. Es haben schon viele Männer aus den farbigen Klassen im Senate gesessen, hohe Aemter bekleidet und erfolgreich in die Geschichte von Mexiko eingegriffen. So war der schon genannte Guerrero, aus indischem und afrikanischem Blut, vor der Revolution Maulthiertreiber, 1829 Präsident der Republik."

Die Indier sind kupferroth, haben schwarzes, glattes und glänzendes Haar, hervortretende Backenknochen, langgespaltene, nach innen herabgeneigte, schiefe Augen, breite, flache Lippen und

Digitized by Google

größtentheils etwas stumpfe Nasen. Ihr Körperbau ist bei den meisten Stämmen groß, gedrungen und in guten Verhältnissen; auch behaupten sie lange ein jugendliches Ansehen, ihre Haut runzelt sich weniger leicht, als die der Weißen, und ihr Haar ergraut nicht so früh. Im Uebrigen sind sie schweigsam und ernsthaft, fast schwermüthig, so lange nicht berauschende Getränke oder Musik, welche letztere sie leidenschaftlich lieben, ihre Lebensgeister aufregen. Verschlossen, störrig und eigensinnig — eine Folge des früheren bürgerlichen und kirchlichen Druckes —, hängen sie fest an ihren alten Gewohnheiten und Meinungen; trübe Erfahrungen haben sie mißtrauisch gemacht, und es hält schwer, sie von der Nützlichkeit einer neuen Einrichtung zu überzeugen.

(Schluß folgt.)

Die Gräfin von Görlitz und ihr Tod.

Darmstadt, 8. Nov.

Die von Hrn. Karl Buchner herausgegebene Flugschrift über den Tod der Gräfin v. Görlitz wird hier stark gelesen und ist bereits die zweite Auflage davon erschienen. Viele bemerkenswerthe Umstände, welche am Abend des 13. Juni in dem gräfl. Görlitz'schen Hause von nahe und ferne stehenden Personen wahrgenommen wurden, sind darin mitgetheilt und Schlußfolgerungen daran geknüpft, welche den tragischen Vorgang in seinen wichtigsten Beziehungen als noch nicht hinreichend aufgeklärt erscheinen lassen. Die Buchner'sche Brochure erschien vor dem 2. Nov., wo, wie bekannt, ein Attentat gegen das Leben des Grafen v. Görlitz mittelst Gift stattfinden sollte. Eine denselben Gegenstand behandelnde zweite Flugschrift, welche den hiesigen Advokaten Hrn. Kraus zum Verfasser hat, unterwirft die hervorleuchtenden Momente der früheren gerichtlichen Procedur einer gedrängten prüfenden Beurtheilung und endigt mit der Schlußansicht, daß der Graf v. Görlitz vorerst als unschuldig anzusehen sey. Eben so ist Buchner weit entfernt, einen bestimmten Verdacht gegen den Grafen zu äußern; vielmehr läßt er die Thatsachen reden und überläßt den Lesern, ihre Urtheilskraft daran zu versuchen. Durch die Wiederaufnahme und Fortführung der gerichtlichen Untersuchung dürfte Vieles constatirt werden, was Augenzeugen (die bis jetzt noch nicht vernommen wurden) in dem Hause des Grafen v. Görlitz unmittelbar wahrgenommen haben. Es ist übrigens eine hier sehr weit verbreitete Meinung, daß die unglückliche Gräfin, nach allen bis jetzt zur öffentlichen Kenntniß gelangten Thatumständen, weder durch Selbstmord, noch durch Zufall, sondern durch Mörderhand den Tod gefunden haben müsse. Gegen den Selbstmord spricht ihre ruhige Beschäftigung mit häuslichen Angelegenheiten am Tage der Katastrophe (sie wollte z. B. 330 fl. für Coupons eincassirt haben und erhielt von dem Grafen die Antwort, daß dies schicklicher an einem Werktage geschehen könne). Auch unterzog sie sich noch anderen häuslichen Verrichtungen, welche ihre Seelenruhe an dem bemerkten Tage klar genug zu beweisen scheinen. Noch weniger scheint sie das Opfer eines blos unglücklichen Zufalles geworden zu seyn, da die erheblichsten, am Orte der Katastrophe selber erhobenen Thatsachen nur zu deutlich dagegen zu sprechen scheinen. Sie kann daher nur, schließt man weiter, durch Mord umgekommen seyn, eine Unterstellung, die außerordentlich viel für sich hat und durch den Erfolg der weiteren Untersuchung wahrscheinlich gerechtfertigt werden dürfte. — Wer hat sie ermordet? welche Motive können den Mörder bestimmt haben? Die Beantwortung dieser Fragen scheint für den Augenblick allerdings noch sehr im Dunkeln zu liegen, dürfte aber denn doch früh oder spät zu geben seyn, da das Eingangs erwähnte Ereigniß vom 2. Nov. und das in Folge desselben supponirte Attentat gegen das Leben des Grafen von Görlitz einen weiten Spielraum zu neuen Conjekturen gestattet, welche in ihrem Endergebniß den Forschenden zum Ziele der scheinbar jetzt noch so sehr verhüllten Wahrheit näher hinleiten werden. — Die oben erwähnten Coupons im Betrage von 330 fl. waren — so versichert man wenigstens — von den Flammen verzehrt worden; vielleicht auch noch mehreres Andere, was zur Ermittelung des vollen Thatbestandes von besonderem Interesse ist. Ueberhaupt wäre es von nicht geringer Erheblichkeit, zu wissen, wie viel die Gräfin an Geld und Werthpapieren vor der Katastrophe in Kasse hatte, und wie viel nachher davon noch vorgefunden wurde. Im Falle der Entdeckung eines namhaften Kassendefekts würde alsdann mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen stattgehabten Raubmord geschlossen werden können. Aber gerade, was diesen Punkt betrifft, dürfte es schwer fallen, die volle Wahrheit aus dem vorgefundenen Thatbestande zu ermitteln, und dies um so weniger, als der Graf von Görlitz, wie man hört, seiner Gemahlin die ausschließliche Verwaltung ihres Vermögens überlassen und sich niemals darum bekümmert habe. — Wie auch das ehrliche Verhältniß zwischen dem Grafen und der Gräfin beschaffen war, so kann es doch unmöglich ein sehr getrübtes, oder wohl gar ein feindliches gewesen seyn, da der Inhalt des mit vielen Betheuerungen von Achtung und Zuneigung gegen ihren Gemahl angefüllten Testaments zu sehr gegen jene Annahme zu sprechen scheint. Unter Anderem stellt sie ihm auch darin frei, ihren Schmuck, im Werthe von 23,000 fl., nach Belieben zu behalten, oder, falls er es vorziehen sollte, denselben zu veräußern, den Erlös dafür dem Gesammtvermögen beizuschlagen, welches, wie bekannt, zur dereinstigen Dotirung eines Heilinstituts an der Landesuniversität verwendet werden soll. — Im Interesse der Wahrheit müßte des Geistes ihrer testamentarischen Verfügungen hier nothwendig gedacht werden, da die Gräfin ihre innersten Gedanken und Gefühle, ihrem Gemahle gegenüber, im Testamente in klarer und öfter wahrhaft ergreifender Weise ausgesprochen hat. Man soll zwar von den Todten nichts als Gutes reden; allein da, wo es sich von einer sehr ernsten Sache handelt, ist ein Panegyrikus sehr übel angebracht und kann von Seiten der Wahrheitsfreunde unmöglich gebilligt werden. Einerseits hat man die Persönlichkeit der unglücklichen Gräfin, die einem furchtbaren Verhängniß zum Opfer fiel, vor dem Forum der Publicität etwas zu hoch gestellt, während der Graf, ihr Gemahl, gerade die entgegengesetzte Beurtheilung, und zwar im strengsten Sinne, sich hat gefallen lassen müssen. In ökonomischer Hinsicht zum Beispiel war die Gräfin genau, sehr genau, so daß man ihre übergroße Sparsamkeit, von welcher man sich merkwürdige Züge erzählt, mit ihren reichen Mitteln schlechterdings nicht zu vereinbaren wußte. Der Graf dagegen war, was diesen Punkt betrifft, gerade das Gegentheil und wollte alle finanziellen Fragen in Betreff der Verwaltung seines Hauswesens mit den billigsten Rücksichten gegen Andere erledigt wissen. Differenzen sollen in dieser Beziehung zwischen dem gräflichen Paare bisweilen stattgefunden haben, jedoch, wie wir von unterrichteter Seite vernehmen, nie so tiefgehend oder dauernd gewesen seyn, daß sich daraus ein entschieden feindliches Verhältniß auf die Dauer hätte gestalten können, wogegen der Gräfin oben berührtes Testament deutlich genug zu sprechen scheint. Uebrigens hat des Grafen Benehmen vor und nach der Katastrophe bei Manchen Befremden erregt und zu allerlei Deutungen und Auslegungen Anlaß gegeben. Das entgegengesetzte Benehmen hätte eben so gut stattfinden können und man würde alsdann vielleicht noch mit mehr Recht dieselben Bedenken und Zweifel haben äußern können. Verdachtsgründe soll man vor Allem auf sichere Indicien, aber nicht auf Anomalien im Betragen stützen, welche eben so gut aus einem tief aufgeregten Gemüthe, als aus einem schwachen Urtheilsvermögen entspringen können.

Wenn die unglückliche Gräfin, wie sehr wahrscheinlich, durch

Digitized by Google

Mördershand gefallen und — zur Vollendung der schrecklichen That — das Feuer zu Hülfe genommen worden ist, so hat ihr tragisches Geschick in den älteren und neueren Criminal-Geschichten kaum seines Gleichen und übertrifft Alles, was wir in dieser Beziehung gehört oder gelesen haben. Die Ermordung des römischen Barons Cinci in seinem Landhause an der Gränze von Neapel (in den zu Paris erschienenen Causes célèbres etrangères sehr interessant dargestellt); der an dem schweizerischen Consul zu Merico, Herrn Morel, durch Offiziere der mericanischen Armee verübte schauderhafte Raubmord, und das durch einen scheußlichen Verwandtenmord besiegelte tragische Ereigniß in der Wohnung der Donna Diana Soromenho zu Lissabon, wobei ihr Gatte, Capitain in der portugiesischen Armee, die Hauptrolle spielte, — alle diese schrecklichen Begebenheiten scheinen, was die Art der Vollbringung der verbrecherischen That anlangt, hinter dem vorliegenden Falle, der des Räthselhaften so vieles bietet, noch zurück zu bleiben. Es ist daher sehr begreiflich, daß man im Publikum dem Ergebniß der wieder aufgenommenen gerichtlichen Untersuchung mit gespanntem Interesse entgegen sieht.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Korrespondenz.

Hanau, 2. Nov.

Die Frankfurt-Hanauer Eisenbahnbrücke, welche sich unweit dem Kanalthore und dem Bahnhofe dieser Eisenbahn über den Kinzigfluß erhebt, ist in den jüngsten Tagen beendigt worden und es lockt dieser höchst interessante Kunstbau nicht nur die Bewohner unserer Stadt und Umgegend zahlreich herbei, sondern man bemerkt auch viele Kunstfreunde aus entfernteren Kreisen zu diesem Kunstproducte wandern, welche die Novität dieser Brücke mit der größten Anerkennung in Augenschein nehmen. Es dürfte daher eine nähere Beschreibung über diesen bemerkenswerthen Gegenstand, welchen Ihr Blatt schon vom 3. Aug. d. J. berührte und bei Vollendung desselben eine Beschreibung zu geben aussprach, mit besonderem Interesse von den Liebhabern der Baukünste, als auch überhaupt von dem hiesigen und auswärtigen Publikum, das sich dieser Eisenbahn so sehr erfreut, um mit unserem freundnachbarlichen Frankfurt in noch engere Verbindung zu kommen, aufgenommen werden. Diese nach einem amerikanischen Systeme erbaute Brücke, die, so viel uns bekannt, eine der ersten in Deutschland ist, besteht aus fünf Oeffnungen, welche von sechs mit massiven Quadersteinen erbauten und auf tiefen Fundamenten stehenden, 12 — 14 Fuß hohen Pfeilern gebildet werden. Die Dimension der Gesammtlänge der Brücke beträgt circa 350 Fuß, die Breite 21 Fuß und die Höhe, mit Pfeilern und Brüstung gerechnet, etwa 33 — 36 Fuß. Die mittlere und größte Oeffnung, durch welche der Kinzigfluß fließt, hat eine Sprengweite von 93 F., woran sich zwei Oeffnungen von 68 F. und zwei von 51 F. anreihen. Auf den erwähnten sechs Pfeilern ruht nun das eigentliche Kunstwerk der Brücke. Es bildet nämlich auf beiden Seiten der Brücke eine dreifache, mit Streckschuhen und Bolzen innig verbundene Brustwehre die Sprengwände. Letztere tragen nun theilweise vermittelst der 300 Stück 21 F. langen und $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken eisernen Tragbolzen die aus 175 Stück Balken bestehende, mit Durchzügen von oben und unten und mit etlichen Hundert eisernen Schrauben und sonstigem Eisenwerke festverbundene Decklage, welche eine Stärke hat, daß die schwersten Güterzüge darüber geführt werden können. Die etwa 100 Schritte von dieser Brücke entfernte kleinere Brücke über die Salgisbach ist nach derselben Construction in einem verjüngten Maßstabe ausgeführt und besteht nur aus zwei Oeffnungen von 35 F., einer Breite von 21 F. und einer Höhe von 6 F. Sämmtliche Arbeiten an beiden Brücken sind von großer Gediegenheit und es hat sich der mit der Leitung beauftragt gewesene, in der Architectur sehr bewanderte Ingenieur der Bahn, Hr. Inspector Zobel sehr verdient gemacht. Das gleiche Lob gebührt auch dem mit den Zimmerarbeiten beschäftigt gewesenen, höchst practischen Zimmermeister Hrn. Conrad Deines, dessen Derterität und ausgebreitetes Etablissement in einem weitverbreiteten Rufe steht, und wir diesem anerkannten Baukünstler wünschen, daß er mit der Anfertigung solcher Kunstbrücken noch recht vielmals beauftragt werden möchte, da er versteht, dieselben ganz ferm auszuführen. Da sich die Anwendung dieser neueren Bauart sowohl in finanzieller, als auch in materieller Hinsicht als vortheilhaft bewährt hat, so ist zu erwarten, daß diese jenseits des Oceans gemachte Erfindung in unserem deutschen Vaterlande bald allgemeiner zur Anwendung gebracht werden wird, indem sich auch solche Brücken für den gewöhnlichen Verkehr gut eignen und der Dauerhaftigkeit einer ganz steinernen Brücke vollkommen Trotz bieten. Auch der auf einem der schönsten Plätze vor unserer Stadt angelegte Bahnhof geht rasch seiner Vollendung entgegen und es bieten die Herren Actionäre der Bahn Alles auf, was zur Verschönerung unserer Stadt beitragen kann.

J.

Frankfurt a. M.

Die Saison der Konzerte ist nun wieder gekommen und dürfte diesmal für die Virtuosen eine recht ergiebige werden, da die Wiedereröffnung der Museumsabende noch in Zweifel steht. Hr. Eliason wird die Reihe dieser Konzerte am 17. d. M. mit dem seinigen beginnen und nach dem bereits ausgegebenen Programme auf eine würdige Weise. Es kommen darin größere und kleinere Compositionen für Instrumental- und Vocalmusik von Spohr, Rossini, Schubert, Paccini, Servais, Haydn, Storch, Ott, Donizetti, Czerny und Eliason zur Ausführung und außer den ersten Mitgliedern unserer Oper und des Orchesters sind nicht weniger als 16 Pianisten mitwirkend, nämlich die Herren Aguilar, C. Baldenecker, Gellert, Hofmann, Lutz, Lichtenstein, Lehmeier, Richter, Rosenhain, Supus, Sachs, Seufert, S. A. Schmidt jun., J. Sachs, Schlösser und Waldhauser, welche die Ouverture zur Oper „Semiramide" von Rossini für 8 Pianoforte zu 4 Händen, arrangirt von C. Czerny executiren. Im Ganzen sind 32 Künstler beschäftigt und Hr. Kapellmeister Guhr hat die Leitung übernommen. Da wird man für sein Geld etwas zu hören bekommen und man muß gestehen, daß Hr. Eliason Außergewöhnliches zu leisten und ein starkes Contingent aufzubieten sich bestrebt hat. Wir haben schon Konzerte erlebt, in denen das Auditorium kaum so zahlreich gewesen, als es hier die Virtuosen sind. Um das Verhältniß herzustellen, möge das Publikum sich zahlreich einfinden und wir hoffen, daß die Qualität der Leistungen der Quantität derselben nicht nachstehen werde, wofür uns der wohlacreditirte Name des Konzertgebers bürgt.

Museum.

Nachdem die am heutigen Tage stattgehabte Generalversammlung sich mit erfreulicher Einstimmigkeit für den Fortbestand des Museums ausgesprochen hat, so bringt der unterzeichnete Vorstand zur Kenntniß eines verehrten Publikums, daß dasselbe nunmehr definitiv am Freitag den 19. d. Mts. mit einer Erinnerungsfeier an Felix Mendelssohn-Bartholdy eröffnet werden wird.

Frankfurt, 9. Nov. 1847.

Der Vorstand des Museums.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. Nov. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Donnerstag, 11. Nov. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Lucrezia: Frau Schmidtgen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 312. Freitag, den 12. November 1847.

Schön-Annelies.

Eine hessische Bauerngeschichte. Von E. Hesse.

1.

In der Nähe von Marburg liegt in einem schmalen Thalgrunde, durch den ein Bach mitten hindurchfließt, von beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, ein kleines Dorf mit Namen Trarbach. Am südöstlichen Ende desselben befindet sich eine Mühle mit einem Mühlgange, in der Nähe ist ein Teich gelegen, welcher das einzige Mühlrad treibt.

In dieser Mühle lebten die alten Müllersleute mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen, das freilich nicht mehr sehr jung war, sie hatte in ihrer Jugend manchen schmucken Freier gehabt, aber ihrer Aeltern wegen wollte sie nicht heirathen; jetzt gehörte sie unter das alte Eisen, wie die Leute sagten, das war die Annemai. Doch noch eine vierte Person trieb sich in der Mühle herum, der Müllerknecht Casper, gewöhnlich der Müllercasper genannt. Der hatte kein freundliches Aussehen, das rechte Auge war ihm bei einer Prügelei aus dem Kopfe geschlagen und mit dem linken schielte er. Man sagt wohl: „die Gezeichneten haben etwas zu bestellen und rothes Haar und Erlenholz, die wachsen auf keinem guten Boden." Der Müllercasper war gezeichnet und hatte brandrothes Haar. Er war Niemand gut, und Jedermann ging ihm aus dem Wege; denn sie hatten Furcht und Schauder vor ihm. —

Wenn nun im Winter das Wasser zugefroren war und das Rad still stand, dann fürchtete sich Annemai in der Mühle, weil der Müllercasper nichts zu thun hatte und er knurrig und brummig im ganzen Hause herumging. Die Leute hatten die Annemai manchmal schon geneckt: „der Müllercasper wird doch noch Dein Mann." So fürchtete sie denn, der könne es gehört haben und ernstlich d'ran glauben; lieber aber wäre sie in das tiefste Wasser gesprungen, als daß sie das gethan hätte.

Der Mühle gegenüber auf dem Berge, unter einem dunkeln Tannenwalde, standen zwei kleine Häuschen, in dem einen wohnte die blinde Margreth, in dem andern aber der Spielgörgel. Die kamen denn an den langen Winterabenden den Berg herab in die Mühle und ließen sich auf der Ofenbank nieder, und da wurde so Manches gesprochen und erzählt, daß der Abend schnell vorüber ging. Dem Müllercasper aber gefiel das nicht, er trieb sich lange Zeit draußen herum; wenn er aber in die Stube kam, dann grüßte er nicht, sprach auch kein Wort bis zum Schlafengehen. Dagegen war um so gesprächiger die blinde Margreth, eine alte Person, welche viele Jahre in der Stadt gedient und sich daselbst manche Erfahrungen gesammelt hatte. Sie kannte die meisten Familien in der Stadt, als wenn sie dort geboren und erzogen wäre, auch deren Schicksale waren ihr nicht unbekannt geblieben.

„Ja, ja," sagte sie oft, wenn sie zu sprechen anfing, „Kinder, seyd nur brav und rechtschaffen, und denkt an das Ende, habt Gott vor Augen und im Herzen, dann kann es Euch nicht übel gehen. Ich weiß manche Geschichte zu erzählen, aber das junge Volk will so was nicht hören."

Weil die blinde Margreth schon lange das Gesicht verloren hatte, so glaubte sie immer einen Kreis von jungen Leuten um sich zu haben. So war es auch jetzt der Fall. —

„Ei, so sprecht doch," sagte die Annemai, „ich höre Euch gar zu gerne zu."

„Ja, ja," fuhr die blinde Margreth fort zu sprechen, „Erzählungen sind goldne Körner, da kann sich Jedermann seine Weisheit d'raus hervorsuchen."

Nun öffnete sie ihr Schatzkästlein und sprach wie ein Buch, wie die Bauern meinten.

„Da hab' ich ein Mal bei einem Kaufmanne gedient," sagte sie, „und nebenan wohnte ein schmutziger Geizhals. Ihr Kinder, hütet Euch davor, man bringt Nichts in die Welt, man nimmt auch Nichts mit hinaus. Der Geizhals nun las jedes Blättchen, was er auf der Straße fand, auf und steckte es in die Tasche, zu Hause machte er das Siegellack ab und schmolz dasselbe zusammen, die Papierfetzen aber trug er in die Mühle und holte sich dafür gutes Papier. Das war freilich so unrecht nicht; aber hört nur. Er stahl sich selbst das Essen vor dem Munde weg, so zu sagen, seiner Frau holte er das Oel aus der Küche wieder weg, was er ihr erst kurz vorher gegeben hatte, seine Kinder aber die bettelten sich oft ein Stückchen Brod bei den Nachbarsleuten. Nun hatte er das Gras in seinem Garten verpachtet, da hat er gar manchen Korb und manche Sichel mitgehen heißen. Was hat er nun davon gehabt? Gekratzt und gespart hat er, nun ist er gestorben, auch seine Frau, die hat sich todt geärgert; wie ging's aber seinen Kindern mit ihrem Vermögen? Das war weggeflogen wie Staub von der Hand, ehe sie es nur dachten."

„Wer war denn das?" fragte der Spielgörgel, „ich bin doch auch so ziemlich in der Stadt bekannt."

„Ja, seinen Namen mag ich Euch nicht nennen; aber er hatte so einen Spitznamen, vielleicht kennt Ihr ihn daran?"

„Es fällt mir nicht ein," erwiederte der Spielgörgel; „aber es thut auch nichts."

„Ja, da war ein Mal ein anderer Mann, den ich auch kannte," fuhr die blinde Margreth fort, „der galt für brav und sogar für fromm, aber er war nur ein Heuchler, der viele Verbrechen heimlich begangen hatte. Doch es ist kein Fädchen so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Sein eigenes kleines Kind hat's an den Tag gebracht, ohne es zu wollen. Er hat ewig in den Eisen sitzen müssen. Kinder, merkt Euch so die Sprüchelchen, sie fallen Euch ein Mal wieder zur rechten Zeit ein: Ein gut Gewissen ist ein gutes Ruhekissen. Wie gewonnen, so zerronnen. Heute roth, morgen todt. Ein gutes End' ist ein gutes Testa-

Digitized by Google

ment. Steig nicht höher hinauf, als da reichet Dein Lauf. Sey mit Wenigem zufrieden, dann ist Dir genug beschieden."

„Ach, halt' ein Mal Euer Maul, und macht Euer Spruchkästchen zu," brummte der Müllercasper in der Ecke, und stieß zum Schlusse noch einige Flüche hervor.

„Beißt Euch Euer Gewissen?" fragte die blinde Margreth, „die Eule kann das Licht nicht vertragen, darum fliegt sie aus, macht es auch so!"

„Wenn Du nicht schweigst, Du blindes Mensch," schrie der Müllercasper, „dann werd' ich Dich ausfliegen lassen."

„Ho, ho, langsam, Herr Gevatter," sagte der Spielgörgel, „da müssen wir auch dabei seyn. So schnell geht das Ding nicht. Drück' Dich nur in die Ecke und sey bummsstill, Du hast hier gar nichts zu sprechen, Du bist ja doch nur der Knecht."

Der Müllercasper schwieg, aber Rache und Wuth lag in seinem Gesichte, er ballte heimlich die Faust und brummte in sich hinein: „Die Stunde wird schon kommen."

Der Spielgörgel aber hatte seine Geige, auf der er den Bauern auf der Kirmes vorfidelte, bei sich, die holte er hervor und spielte einige lustige Weisen, daß Allen die Beine unter dem Leibe hüpften, dann aber wurde die Musik wieder so traurig, daß Alle weinen mochten.

„Geh, Spielgörgel," sagte Annemai, „laß doch das, dann werd' ich traurig."

Da spielte der Geiger wieder einen lustigen Hopser und schnell war die Traurigkeit vergessen. So wechselte er eine lange Zeit ab, bis es spät Abend geworden war. Der Müllercasper hatte sich schon ohne einen „guten Nachtgruß" zur Thüre hinaus gedrückt, da faßte der Spielgörgel die blinde Margreth an der Hand und führte sie den Berg hinauf in ihre Wohnung.

Als er ihr gute Nacht wünschte, sagte er: „Ihr habt heut' dem Müllercasper einen rechten Wischer gegeben, den steckt er nicht hinter die Ohren. Er hat genug an der Nuß zu knacken."

„Ich wollt' ihn nicht reizen," erwiederte die blinde Margreth, „von Euch war das nicht klug gehandelt, daß Ihr ihn noch böser gemacht habt. Gebt Acht, der brütet im Verborgenen ein Ei aus, aus welchem ein Basilisk hervorkommt. Nehmt Euch vor ihm in Acht, Spielgörgel!"

„Ha, ha, ha," lachte der, „der scheele Müllercasper soll mir Nichts anhaben, den brech' ich entzwei wie eine Gerte."

Nach diesen Worten ging ein Jedes in seine Wohnung, das Dorf aber lag still und ruhig unter ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

(Von G. Kaut.)

(Schluß.)

Die Mestizen, nach den reinen Indiern die zahlreichste Bevölkerungsklasse, sind im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag, von gelbröthlicher, oder, wie die Südeuropäer, olivengelber Hautfarbe; sie sind heiterer, aber auch falscher, weniger leidenschaftlich, aber auch leichtsinniger als die Indier. Der Creole, vorzugsweise Mexikaner genannt, ist in der Regel mittelgroß, gut gebaut, hat schwarze, blitzend- und durchdringende Augen und einen vollen, starken Bart; er hat den Stolz, die Würde, die Hochherzigkeit und Mäßigkeit des Spaniers, verbunden mit natürlicher Klugheit und Verschlagenheit; er besitzt einen hellen Verstand, leichte Auffassungsgabe und große Lust, sich auszubilden; er ist brav, oft tapfer, unternehmend und gastfrei, und wenn man bemerkt, daß er bei allen diesen Eigenschaften häufig doch sehr unwissend, bigott, abergläubisch, weichlich und heimlich ist, so muß man diese Erscheinungen größtentheils auf Rechnung der drückenden Verhältnisse setzen, denen das mexikanische Volk erst vor kurzem entronnen ist. Was die Creolinnen betrifft, so sind dieselben klein, zierlich und üppig gebaut; sie haben äußerst kleine, niedliche Hände und Füße, sehr schönes, langes, rabenschwarzes Haar, feurige, schwarze Augen und elfenbeinweiße Zähne; ihre Hautfarbe ist so weich und unbelebt wie gebleichtes Wachs, und ihr Gang anmuthig und stolz. Das Benehmen der mexikanischen Frauen ist im Allgemeinen anspruchslos und gefällig, gleich entfernt von Ziererei, Sprödethun und Empfindsamkeit, wie von allzu rascher Hingebung und Theilnahmslosigkeit.

Merkwürdig ist's, daß die Sitte des Tabakrauchens in Mexiko so allgemein verbreitet ist, daß ihr selbst die Frauen aller Stände huldigen. Im Hause, auf öffentlichen Spaziergängen, im Theater, in Gesellschaften, beim Abmachen von Geschäften, kurz allenthalben wird geraucht. Einen anderen Hauptcharakterzug empfängt die mexikanische Bevölkerung durch die leidenschaftliche Neigung aller Volksklassen zu Glücksspielen und Wetten jeder Art. Daher kommt's auch, daß der Spielgewinn für eben so ehrenwerth gilt, als der Ertrag eines arbeitsamen Lebens. Nächst dem Spiel sind nach Doktor Stricker Musik, Tanz und Gesang Hauptbelebungsmittel mexikanischer geselliger Unterhaltung. Fast Jedermann ist bis zu einem gewissen Grade musikalisch, aber über ein wenig Guitarregeklimper geht es bei den Meisten nicht hinaus. Unter den öffentlichen Belustigungen der Mexikaner behaupten Corsofahrten, Stiergefechte und Hahnenkämpfe den ersten Rang. Pferderennen haben nichts Volksthümliches, sondern sind erst in neuerer Zeit durch Engländer eingeführt worden. Auch die Theater sind jetzt zahlreicher als früher.

Den Schluß unseres Aufsatzes bilde eine kurze Schilderung des Heeres, das seither in dem Staatsleben Mexiko's die Hauptrolle spielte. Es ist zusammengesetzt aus dem Generalstab, einer Ingenieurbrigade, 3 Brigaden Artillerie, 12 Regimentern Fußvolk, 11 Compagnien Jäger zu Fuß, 2 Schwadronen Jäger zu Pferd, 12 Regimentern Dragoner und 35 Compagnien leichter Gränzreiter zur Beschützung der nördlichen Landstriche gegen die Einfälle wilder Indier. Groß ist die Zahl der höheren Anführer. Der Generalstab zählt 13 Generallieutenants, 18 Generalmajors, 18 Befehlshaber in den Militärabtheilungen, 18 Festungscommandanten und 10 Adjutanten.

Das Geschützwesen soll in mangelhaftem Zustande seyn. Das Fußvolk trägt eine sehr vernachlässigte Kleidung, eine kurze Jacke und ein unförmliches Beinkleid. Die Farbe ist blau mit rothem Besatz, das Lederzeug weiß, die Tschakko's sind sehr hoch, mit Zierrathen überladen und mit einem Federbusch geschmückt. Die Waffen kommen meist aus England. Die Dragoner tragen grün mit roth und metallene Helme mit Federstützen.

Außer dem stehenden Heere existirt auch noch eine Landwehr, die aus 36,000 Mann bestehen soll; im Frieden sind nur 10,000 Mann unter den Waffen.

„Die Haltung der Truppen", sagt Doktor Stricker, „ist keineswegs kriegerisch, und wenn einzelne Abtheilungen in dieser Hinsicht sich auszeichnen, so verdanken sie es der Persönlichkeit ihrer Führer und einer kleinen Anzahl alter Krieger aus der spanischen Zeit, die noch im Dienste sind. Im Allgemeinen fehlt es ihnen nicht an persönlicher Tapferkeit, und unter andern Umständen würden sie gute Soldaten seyn."

„I calculate that my iron is as good as ours!" sagte im Befreiungskampfe ein von englischen Grenadieren bedrohter Yankee, sich wüthend Bahn brechend. Die Mexikaner scheinen in dem letzten Kriege von demselben Grundsatze auszugehen und zu bedenken, daß ihr Eisen eben so hart und gut ist als das der Nordamerikaner; denn nur durch bessere Taktik und Anführung haben die Letzteren den Sieg erkämpft.

Digitized by Google

Die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften in Frankfurt a. M.

Am 7. d. M. fand die jährliche Preisvertheilung an die Sonntags- und Gewerb-Schüler und an treue Dienstboten in der bekannten und üblichen Weise statt. Es wurden Vorträge gehalten, in welchen theils über die Resultate der genannten Vereins-Sectionen berichtet, theils Allgemeines und Anregendes zur Sprache gebracht ward. Diese öffentlichen Preisvertheilungen behalten immerhin für jeden Menschenfreund viel Erhebendes und sind ganz geeignet, zum Guten aufzumuntern und sowohl die Liebe zur Sache, wie auch die schöne Tendenz derselben wach zu erhalten. Es bedarf kaum der Andeutung, wie hoch wichtig in unsern Tagen, wo man besonders die unteren und mittleren Volksklassen und namentlich den Handwerks- und Gewerbstand immer mehr aufzuklären und dadurch zu heben strebt, Sonntags- und Gewerbschulen sind, — und ein Gleiches gilt von den humanen Bemühungen zur Versittlichung der dienenden Klasse, deren Moralität in unsern Tagen eben nicht im Fortschritte begriffen ist. Mögen daher die genannten Institute, sowie die Ehrenmänner, denen die Leitung derselben vertraut ist, mit Fleiß und Uneigennützigkeit fortfahren zu wirken, daß die hoffnungsreiche Aussaat immer schöner gedeihe. Nach der Preisvertheilung folgte das übliche, auch dies Mal zahlreich besuchte Festmahl, wobei die materiellen Genüsse durch geistige Zuthat von passenden Toasten erhöht und durch Musik und Gesang das Herz erfreut wurde. Wie der Einzelne bei frohen Veranlassungen gerne im Kreise seiner Familie der Leiden und Freuden, der Mühen und Erstrebungen einer abgelaufenen Zeit sich erinnert, so gedenken die Mitglieder eines Vereines in festlichen Kreisen gern Desjenigen, was sie gewollt und erzielt haben, und aus solcher Gemeinschaft geistiger und geselliger Berührung geht die Idee des Ganzen neu belebt hervor und wird das Band der Einheit fester geknüpft. Der rüstige Arbeiter hat das Recht, sich am Abend seines Tagewerks zu freuen und der emsige Wanderer rastet mitunter, um die durchlaufene Bahn noch einmal zu überblicken. Auch heute wurde unser übliches Festmahl eine Quelle neuer Ermunterung, und wo Einheit und Liebe zur Sache nicht fehlen, da ist ja das Beste vertreten. Unter den vorgekommenen Toasten haben wir besonders auf den des Hrn. Dr. Thomas, welcher an die Strebungen der Gegenwart und die Mahnungen der Zeit in kräftigen Worten erinnerte, zu verweisen, sowie nicht minder auf den des Hrn. Candidaten Fester, welcher in geist- und gemüthvoller Fassung der stillen und friedlichen, aber auch mühevollen Arbeit der Lehrer gedachte, die dem Regen in lauer Sommernacht gleicht, welcher ungesehen die Erde befruchtet. Auch die humoristische Prophezeiung des Hrn. Dr. Heyden fand verdienten Anklang und trug zur heitern Feststimmung nicht wenig bei. So war auch dieser Abend seines Zweckes wiederum würdig, und wie er seinen Theilnehmern ein genußreicher war, so möge die Gesellschaft, deren fernerer Blüthe seine Gesänge und Toaste galten, unter allen Wechseln und Stürmen der Zeit unerschüttert stehen.

Der Stiftung, die uns hier verbindet,
Sey abermals ein Dank gebracht:
Dem Geist, der den Verein gegründet,
Mit Jubel werde sein gedacht!
Nie kann sein Denkmal uns veralten,
Denn Undank ist den Gliedern fern;
Gott woll' uns deutsch und frei erhalten,
Nur Freiheit bleibt des Wissens Stern!

W.

Mannichfaltigkeiten.

Am 7. Abends fand zu Leipzig die Todtenfeier für Felix Mendelssohn-Bartholdy statt. Der lange von zwei Musikchören eröffnete Zug bewegte sich von dem Trauerhause nach der Paulinerkirche. Es waren die Mitglieder des Orchesters und des Konservatoriums, Kampfgenossen und Freunde des Geschiedenen, die reformirte Geistlichkeit, Civil- und Militärbehörden, Mitglieder der Universität mit ihrem Rektor, Rath und Stadtverordnete, Studirende und viele andere Bewohner Leipzigs. Die Paulinerkirche war zum Theil schwarz drapirt und erleuchtet. Der Sarg wurde auf eine Estrade niedergesetzt und mit Wachskerzen umstellt. Einige Verse des Chorals „O Haupt voll Blut und Wunden" wurden gesungen und darauf der Choral „Dir Herr, Dir will ich mich ergeben" aus Mendelssohn's Paulus. Pastor Howard sprach die Gedächtnißrede, der Chor „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben" wurde angestimmt, worauf der Segen des Predigers und der letzte Chor der Bach'schen Passionsmusik die erhebende Feier schloß. An demselben Abend sollte die Leiche auf der Eisenbahn nach Berlin gebracht werden, wo am 8. Morgens die Beerdigung stattfinden sollte.

(Düsseldorf, 6. Nov. — Rh. B.) Vor ungefähr 17 Jahren verlor in der Gegend von Krefeld ein fremder Kaufmann ein Paket mit einer bedeutenden Summe Kassenanweisungen, ohne daß sich damals, trotz aller angewandten Mühe, eine Spur davon auffinden ließ. Die Sache war verschollen und nur Wenige erinnern sich noch der Umstände. Um so größeres Aufsehen macht jetzt eine dieser Tage unter den Insertionen der Elberfelder Zeitung erschienene Annonce, die wörtlich also lautet: „Ein Paket Kassenscheine von einigen Pfund Schwere, welches ein Kaufmann im Jahre 1832 verloren hat, ward der Zeit zwischen Süchteln und Krefeld gefunden. Eigenthümer oder dessen Erben werden ersucht, ihre Adresse der Expedition dieser Blätter versiegelt franco unter Litra H. G. Nr. 7532 einzusenden, worauf nähere Auskunft ertheilt werden wird." Wahrscheinlich treibt den damaligen Finder jetzt das Gewissen, den verheimlichten Fund dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zuzustellen. Das mancherlei Unheil, was jener Verlust damals zweifelsohne nach sich gezogen, läßt sich freilich nicht vergüten.

Auf der Dresdener Hofbühne wurde am 31. Oct. Ferdinand Hiller's neue Oper zum dritten Male gegeben und zwar wiederum unter der eigenen Leitung des Componisten. Auch diesmal war der Beifall entschieden günstig und besonders gefielen ein Adagio am Schlusse des vierten Aktes und die meisterhaft gehaltenen Chöre. Die Mitwirkenden wetteiferten in Spiel und Gesang, um die Vorzüge der gediegenen Musik recht geltend zu machen. Wie man vernimmt, wird Hr. Hiller einem ehrenvollen Rufe nach Düsseldorf folgen, wo er diesen Winter die Konzerte und nächsten Sommer das große niederrheinische Musikfest dirigiren soll. Wird uns auch auf der Frankfurter Bühne Hrn. Hillers genannte Oper vorgeführt werden?

Am 28 d. M. wird in Frankfurt a. M. ein großes Freimaurer-Fest stattfinden. Die dasige, meistens aus jüdischen Mitgliedern bestehende Loge „Zum Adler", welche seit fünfzehn Jahren unter der Constitution des „Großen Orients" von Frankreich arbeitete, ist bei letzterem um Entlassung eingekommen, um in der Folge unter der Verfassung einer deutschen Mutterloge zu wirken. Die „Große Loge" in Hamburg hat dieselbe nun in ihren Bund aufgenommen, und so findet die Installation an oben genanntem Tage in Frankfurt statt. Aus der Nähe und Ferne werden dieser Feierlichkeit, die sehr großartig zu werden verspricht,

Digitized by Google

viele Angehörige des Freimaurerthumes beiwohnen. Die Einweihung der Loge in Karlsruhe wird ebenfalls demnächst vorgenommen werden. (Köln. Ztg.)

Korrespondenz.

Basel, im Oct.

Sie haben der Theuerung der Lebensmittel in dem letzten Jahreszeitraum eine stete Aufmerksamkeit geschenkt, Sie haben über den unmenschlichen Kornwucher die wohlverdiente Geisel geschwungen (schade nur, daß er auf seinem hörnernen Felle die Streiche nicht empfindet). Sie haben aber auch viele der wohlthätigen, die Menschheit ehrenden Anstalten erwähnt, die es sich zur Aufgabe machten, die Noth zu lindern, die Thränen der Armuth zu trocknen, den Hungernden zu speisen: erlauben Sie mir, daß ich Ihnen nun auch von einem Orte spreche, dessen bisher — so viel ich weiß — in Ihrem Blatte nicht Erwähnung geschehen ist, nämlich von Basel. Wohl nirgends war die Noth im vorigen Winter und Frühjahr so drohend als hier; mehr als die Hälfte der etwa 28,000 Seelen starken Bevölkerung besteht aus Fabrik- und derartigen Arbeitern; der Ackerbau ist im Verhältniß zu der Volksmenge so zu sagen null und daher mußten beinahe alle Lebensbedürfnisse von auswärts angekauft werden. Daß unter solchen Umständen bei der stets wachsenden Theuerung, die, wie später sich auswies, durch herz- und gewissenlose Kornwucherer noch gesteigert wurde, die Aussichten in die Zukunft sich auf's trübste gestalteten, das wird wohl keiner Beweisführung bedürfen. Zudem waren die Staatsmittel nicht in dem Zustande, um ohne neue Auflagen kräftig einschreiten zu können, um so weniger, als schon im vorhergehenden Jahre von den Behörden zur Linderung der Noth bedeutende Opfer gebracht worden waren. Da erfaßte Hr. Stadtrath Legrand-Werthemann den Gedanken, einen Privat-Actienverein zu gründen, vermittelst dessen ein Sicherheitskapital für den Ankauf der benöthigten Brod- und anderen Früchte gegründet werden sollte. Ein Aufruf zu Unterstützung der leidenden Menschheit verhallt in Basel nie, und sofort versammelten sich auch die begütertsten Männer um den Antragsteller; es wurde beschlossen, die Einzeichnung von Actien im Betrag von 70 Schw. Fr. (100 fr. Fr.) pr. Stück zu eröffnen, dabei aber den Unterzeichnern zum voraus zu wissen zu thun, daß sie sich in jedem Falle auf einen Verlust gefaßt zu machen hätten, und ihnen als einzige Vergünstigung das Recht einzuräumen, per Actie einen Sack Waizen um den Ankaufspreis zu beziehen. In wenigen Tagen waren auf diese Weise ungefähr 300,000 Fr. zusammen gebracht, was als Sicherheitskapital hinlänglich erachtet und zur Organisation des Vereins geschritten wurde. Einem engeren Ausschusse wurde die Leitung des Mahlens, Backens und Austheilens des aus dem in Marseille u. s. w. eingekauften Waizens bereiteten Brodes, so wie des Mais und der Bohnen übertragen, an dessen Spitze der thätige, für alles Gemeinnützige unermüdliche Hr. Rathsherr C. Geigy-Preiswerk stand, und beide Ausschüsse lösten ihre so schwierige Aufgabe zur allgemeinsten Zufriedenheit. Aber nicht nur die genannten beiden Herren Vorstände, sondern auch die übrigen Mitglieder und Angestellten des Vereins haben sich durch ihre uneigennützige und unermüdliche Thätigkeit und einsichtsvolle Leitung des Geschäftes die gegründetsten Ansprüche auf die Dankbarkeit des gesammten Publikums, insbesondere aber der ärmeren Klasse, erworben und Niemand wird so unbillig seyn, ihnen denselben nicht zu zollen. Der Verein löste sich, nachdem die gewöhnlichen Preise des Brodes unter seine möglichen Verkaufspreise gesunken sind, wieder auf. Während der Dauer seiner Wirksamkeit vom 16. Nov. bis 31. Juli verkaufte er 1,355,744 Pfund gutes Waizenbrod zu dem Preise von 5½ bis 6 Kr. das Pfund, während die Bäckertaxe einige Zeit für halbweißes Brod 10 Kr. per Pfund betrug, außerdem noch 367,004 Pfund Mais, Bohnen und Mehl. Hierin ist aber nicht begriffen, was von Actionären bezogen wurde, deren übrigens sehr viele von der ihnen eingeräumten Vergünstigung keinen Gebrauch machten. Eine zweite Wohlthat war die Ausdehnung der Suppenanstalt. Es besteht nämlich auch hier die wohlthätige Einrichtung, daß Winterszeit der ärmeren Klasse theils unentgeltlich, theils um äußerst niedrige Preise Suppen ausgetheilt werden, worüber eine Abtheilung der Armen-Commission die Aufsicht hat. Im letzten Winter war nun die Zahl der Bedürftigen begreiflich um Vieles größer, als in gewöhnlichen Jahren, daher die dirser Anstalt zugewiesenen Mittel nicht ausreichend, besonders da auch zahlreiche Hülfsbedürftige aus den benachbarten französischen, deutschen und schweizerischen Orten sich einstellten und die reisenden Handwerker in Menge zum Genusse zugelassen wurden. Allein Behörden, Zünfte und Privaten wetteiferten mit einander in Unterstützung dieser Anstalt, die dadurch in den Stand gesetzt wurde, bis tief in das Frühjahr hinein Suppenportionen zu spenden, deren Zahl weit in die Hunderttausende hinein lief und von denen verhältnißmäßig nur sehr wenige zu dem gewiß mäßigen Preise von 2 Kr. die Portion gezahlt wurden. — Ueber die außerdem noch in reichlichem Maße in Anspruch genommene Privatwohlthätigkeit will und kann ich nichts Anderes sagen, als daß sie nie müde wurde, Gutes zu thun, wofür noch jetzt aus manchem Herzen ein segenerflehendes Gebet zum Himmel steigt. Eine besonders jetzt und später erst fühlbare Wohlthat des Brodvereins verdient noch hervorgehoben zu werden, nämlich die: daß derselbe wenigstens zum größten Theile die Armen der Nothwendigkeit überhob, Brodschulden zu machen und daß sie nun ruhiger und freudiger besseren Tagen entgegen sehen können, welche die ergiebige, ja reichliche Ernte von diesem Jahre in vollem Maße verspricht.

Köln, 6. Nov. — (Eingef.)

In dem Artikel von hier vom 30. v. M. in der zweiten Beilage des Frankf. Journals vom 4. c. geschieht beiläufig einer in dem hiesigen Veteranen-Vereine herrschenden Spaltung und nebenbei dessen Präsidenten in eben nicht ehrenvoller Weise Erwähnung, indem von diesem behauptet wird, „daß man ihm Allerlei vorwerfe." Ihr Korrespordent, der die Herstellung der Eintracht in einer jetzt anberaumten allgemeinen Versammlung der Mitglieder dieses Vereins in sichere Aussicht stellt und daher genau unterrichtet zu seyn scheint, wollte sich hoffentlich um so weniger durch sein kurzes Referat der Verdächtigung einer bei dem Zwiste interessirten Person schuldig machen, als (was hierorts als einen Mangel an rechtlichen Gründen zur Beseitigung des Präsidenten allgemein anerkannt wird) die gleichzeitig erwähnten öffentlichen Zänkereien ihm wohl dazu eine Veranlassung nirgend gegeben. Es herrscht allerdings eine Spaltung in dem Vereine; es kann indessen aus bester Quelle versichert werden, daß dieserhalb den Präsidenten ein Vorwurf nicht trifft, daß dieselbe vielmehr ihr Entstehen ganz anderen Dingen verdankt. Die Masse der Mitglieder, die, wenige ausgenommen, der arbeitenden Klasse angehören, gegen den auf Lebenszeit ernannten Präsidenten aufzuregen, war um so leichter, als dieser sich zur evangelischen Confession bekennt und daher dem Ultramontanismus ein großes Feld zur Beackerung überwiesen werden konnte. Die von dem Veteranen-Vereins-Präsidenten genommenen kräftigen Maßregeln verrathen übrigens den festen Entschluß, auf seinem Rechte zu bestehen und den begonnenen Kampf auf dem gesetzlichen Wege durchzuführen, wrshalb die Herstellung der Eintracht in dem Vereine wohl nur durch die Rückkehr zur statutarischen Ordnung derjenigen Partei zu bewerkstelligen seyn dürfte, die der irrigen Meinung gewesen durch Anwendung ungeeigneter Mittel ihren Zweck zu erreichen. Von einer Versammlung, wie sie der Korrespondent ankündigt, soll, sicherem Vernehmen nach, bis jetzt keine Rede und der Weg dazu von der Oppositionsseite auch nicht einmal angebahnt seyn.

Frankfurt a. M.

Mit Vergnügen erfährt man, daß in Folge der am 9. d. M. stattgehabten Generalversammlung des Museums der Fortbestand dieses Kunstinstitutes nun definitiv gesichert ist, wenigstens für die Dauer des bevorstehenden Abonnementsjahres. Dieser Beschluß wurde einstimmig und ohne irgend eine Widerrede gefaßt, indem alle Anwesenden der Ansicht waren, daß man eine Anstalt nicht fallen lassen dürfe, die seit 40 Jahren besteht, zu den Zierden unserer Stadt gehört und schon so manche freundliche Blüthe der Kunst und Wissenschaft den Freunden des Schönen gespendet hat. Bei der zweckmäßigen Wahl des durch höchst achtbare und einsichtsvolle Männer ergänzten neuen Directoriums und bei der Liebe zur Sache, welche sie bereits bekundet haben, dürfen wir einer Reihe von anziehendrn und genußreichen Museumsabenden versichert seyn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Nov. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Lucrezia: Frau Schmidtgen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Samstag, 13. Nov. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Montag, 15. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 313. Samstag den 13. November 1847.

Schön-Annelies.

Eine hessische Bauerngeschichte. Von E. Hesse.

(Fortsetzung.)

2.

Der Winter war vorübergegangen und der Schnee auf den Bergen und im Thale geschmolzen, in dem Garten hinter der Mühle guckte aber schon das junge, grüne Gras aus der Erde hervor, da stand Annemai an einem hellen Morgen hinter der Hecke und suchte nach den ersten Veilchen.

Da kam der Spielgörgel den Berg herab, der hatte sie schon von der Höhe gesehen. Als er in ihre Nähe gekommen war, blieb er stehen und redete sie an.

„Guten Morgen, Annemai, was suchst denn Du?"

„Ach, Spielgörgel, bist Du es," rief das Mädchen, „da hast Du ein paar Veilchen, es sind die ersten, welche es in unserem Garten giebt."

„Die wolltest Du gewiß für den Müllercasper pflücken," neckte der Spielgörgel; „aber weil Du mich zuerst gesehen hast, so giebst Du sie mir jetzt."

„Das wär' auch der Letzte, an den ich dächte," sagte das Mädchen, „wenn ich und der allein auf der Welt wären, so wollt' ich ihn doch nicht zum Mann haben."

„Da hast Du auch Recht," erwiederte der Spielgörgel.

Bei diesen Worten guckte ein rother Kopf aus der Lucke der Mühle, es war der Müllercasper; sein Gesicht war zu einem schrecklichen Grinsen verzogen, er murmelte in seinen Bart hinein: „wart', ich will Dir was einbrocken."

Er verschwand wieder von der Lucke, der Spielgörgel aber blieb bei dem Mädchen noch stehen und setzte die Unterredung fort.

„Hör' Mal, Annemai," fragte der Geiger, „wie wird's denn jetzt mit Eurer Mühle gehen, da Dein Vater gestorben ist?"

„Ja, wie wird's gehen," antwortete das Mädchen, „wir müssen uns mit fremden Leuten behelfen. Wenn nur der Müllercasper zur Thür' hinaus wäre, dann nähmen wir uns einen andern Knecht. Aber der geht eben nicht."

„Wie wär's, wenn Du heirathen thät'st, das wär' das Beste, das Müllergeschäft ist bald gelernt, dann könnte der Müllercasper aus guten Gründen fortgeschickt werden."

„Ja, Görgel, das wär' schon gut; aber ich mag nicht Jeden," sagte Annemai, „Du weißt ja, ich hab' auch schon Freier gehabt."

„Ei nun, Annemai, guck' mich ein Mal an, ich hab' doch keinen Leibschaden an mir, meine fünf Sinne fehlen mir auch nicht, und mit dem Alter hat's noch gut Zeit, wie meinst Du?"

Das Mädchen zupfte an der Schürze und schaute unter sich.

„Geh, Görgel, Du machst Spaß," sagte sie und lach'te verschämt.

„Nein, ich mach' keinen Spaß, Annemai, ich hab' vollen Ernst. Siehst Du, wenn ich die langen Winterabende so oft gekommen bin, da kam ich Deinetwegen. Ich hab' Dich schon lange herzlich gern, Du bist schon lange mein Schatz; aber ich wollt' Dir's nicht sagen."

„Ach, Görgel, mach' mir Nichts weiß," erwiederte das Mädchen, „ich kenn' Dich, Du bist so ein Spaßvogel und machst Dich hernach nur lustig über mich."

„Annemai, dann will ich auf der Stelle sterben," schwur der Geiger mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, „jetzt sag' mir, ob Du mich haben willst, sonst geh' ich fort in die Welt, und komme nie wieder."

„Ach, Görgel, ja, bleib' nur hier, ich bin es zufrieden, meine Mutter hat auch schon davon gesprochen."

„So, Ihr habt schon davon gesprochen, und ich wußte gar nichts. O liebs Annemai, jetzt gieb mir die Hand und einen Schmatz, das soll unser Versprech seyn."

Das Mädchen reichte dem Geiger die Hand über die Hecke, bog sich mit dem Oberkörper vor und gab ihrem Görgel einen recht saftigen Schmatz, nun war er ihr Hochzeiter.

Die alte Müllerwittwe war es auch zufrieden, und nun wurde die Hochzeit bald gefeiert. Da ging es denn lustig zu, der Spielgörgel fidelte den Hochzeitsgästen auf seiner Geige die lustigsten Hopser vor, die er konnte, es wurde tüchtig getanzt, die Bauernburschen legten ihre Arme über die Schultern des Mädchens, und dieses machte es eben so mit seinem Tänzer. So drehten sie sich wohl zehn Minuten auf einer Stelle herum, und stießen darum auch nicht mit den andern Tanzenden zusammen, die sich ebenfalls auf einem Plätzchen schwenkten.

Der Spielgörgel und Annemai waren jetzt Mann und Frau, der Müllercasper aber war noch in der Mühle, er wußte nicht, daß der Görgel noch von ihm lernen wollte, um ihn dann fortzuschicken. Verschiedene Pläne gingen durch seinen Kopf, er wollte mitten in der Nacht, wenn Alles in festem Schlafe läge, die Mühle anstecken und selber entfliehen. Aber das ging nicht, denn der Görgel war zu aufmerksam, er schien etwas zu merken. Da sann er auf einen andern Plan. Er wollte den Spielgörgel reizen, und wenn er zornig wäre, ihm einen gehörigen Treff geben, daß er liegen bliebe. Doch die Zeit der Rache war noch nicht gekommen, das Frühjahr ging zu Ende und der Sommer kam.

Der Spielgörgel wünschte den Müllercasper so bald als möglich fortzuschicken; denn er war ihm ein Dorn im Auge, er fürchtete sich vor ihm, so oft er ihn sah.

An einem Morgen faßte er sich ein Herz und sagte zu ihm: „Müllercasper, wir vertragen uns doch von jeher nicht gut, Du kannst hingehen, woher Du gekommen bist, Deinen Lohn will ich Dir auszahlen."

„Da guckt ein Mal den neuen Herrn an," sagte der Müller-

Digitized by Google

casper, „meinst Du auch, die Mühle wäre eine Geige? Will sich erst gelernt haben, und Du verstehst noch nichts davon."

„Das geht Dich nichts an, das ist meine Sache," antwortete der Spielgörgel, „jetzt nimm Dein Geld und pack' Dich!"

Der Müllercasper verschluckte den Aerger, ein Plan war in ihm aufgetaucht.

„So geh' erst mit mir in die Mühle, daß ich Dir Alles überliefere, sonst sagst Du hernach, ich hätte Dir was entwendet."

„Das ist nicht nöthig," sagte der Müller, „die Steine trägst Du mir nicht fort, und wenn Du einen Mehlbeutel eingesteckt hättest, das säh' ich auch."

„Nein, ich will, daß Du Alles vor meinen Augen nachsiehst und mir dann noch einen Schein giebst, Du weißt ja, so eine Ausweisung über mich, daß ich mich als einen ehrlichen Menschen darf sehen lassen."

„Den Schein will ich Dir gleich geben, und dann mach, daß Du fort kommst."

Der Müller schrieb ihm den Zettel; aber der Müllercasper war nicht eher ruhig, bis der Spielgörgel mit ihm in die Mühle ging, dort zeigte er ihm Alles vor. Da kamen sie an dem Mühlgange vorüber, das Wasser rauschte über das Rad und es klang mitunter wie eine jammernde Stimme. Den Görgel ergriff ein Schauder, als er hier mit dem scheelen Müllercasper allein war, er eilte schnell vorwärts, da spürte er einen heftigen Schlag auf dem Kopfe, bewußtlos sank er nieder, der Müllercasper hatte ihn rücklings umgeworfen und durch einen heftigen Schlag betäubt und getödtet. Er steckte die Leiche in einen Mehlsack und warf sie in den Mühlgang, da stand das Rad still. Er selbst aber entfloh eiligst, und als Annemai nach ihrem Manne suchte und ihn endlich fand, da war der Müllercasper schon über alle Berge, und trotz allen Nachforschungen und Steckbriefen ist er nicht gefunden worden.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburger Hospitäler.

In den Petersburger Hospitälern wird, wie Buddeus berichtet, eine sehr strenge — man könnte sagen, grausame Zucht geübt. Dem geringsten Vergehen gegen irgend einen Vorgesetzten folgt harte Strafe und das im Unmuthe des Siechthums hervorgestoßene Wort wird streng geahndet, der Kranke darf sich nicht rühren, jede Widersetzlichkeit hat Prügel zur Folge, wie bei Gesunden. Darf man den Erzählungen des Volkes Glauben schenken, so sind Gefängnißstrafen gar nicht selten und körperliche Züchtigungen kommen nur zu häufig vor. Wie aber die Hausordnung sich vielfach zur Etikette, zu einer sogar genesungshindernden Etikette verzerrt hat, dafür beweis't jenes Gesetz genug, welches jedem nicht im Bette liegenden Kranken befiehlt, beim Eintritte jedes Angestellten in den Krankensaal, stehend an der Seite seines Bettes, möglichst gleichweit entfernt vom Kopf- und Fuß-Ende desselben mit entblößtem Kopfe zu verweilen, bis der Angestellte das Zimmer wieder verlassen hat. Dabei muß der Patient, sobald ihn jener Obere anredet, wiederum vorschriftsmäßig bis an das Fuß-Ende vorschreiten und mit allen Stücken der Hospitaltracht vollständig bekleidet seyn. Die Genesenden, welche in den Gartenanlagen oder Corridors sich ergehen, müssen bei dem Nahen des Obern stehen bleibend den Kopf entblößen, bis er an ihnen vorübergeschritten ist. Auf Ordnung und Reinlichkeit wird mit übertriebener Strenge gehalten, kein Fleck darf an den Dielen oder an der Wand sichtbar seyn, kein Bettzipfel eine falsche, das heißt, der vorgeschriebenen Regel zuwiderlaufende Lage haben; die Kranken selbst, ihre Behandlung und Pflege werden so wichtigen Dingen gegenüber blos als Nebensache betrachtet. „Selbst bei nur temporärem Aufenthalte in den Hospitälern", sagt Buddeus, „hat man nicht selten Gelegenheit zu bemerken, wie der Oberarzt bei flüchtiger Morgenvisite die mühsamste Diagnose und die darauf gestützte Therapie der Ordinäeärzte einem Systeme, einer Ansicht, wohl auch einer Laune zu Liebe leichtsinnig über den Haufen wirft und dictatorisch die eigene Krankheitsbenennung, das eigene Kurverfahren an deren Stelle setzt." Vorzüglich viel sollen aber die Patienten und namentlich der weibliche Theil derselben von den jungen Wundärzten zu dulden haben. Daß demnach die Russen eine wahre Scheu vor den Hospitälern haben, ist nicht zu verwundern. „Diese Scheu vor der öffentlichen Heilanstalt ist . . ein wirklich charakteristischer Zug im gemeinen Petersburger Russen. Allerdings ist der Slave im Allgemeinen nachlässiger in Gesundheitsangelegenheiten als andere Stämme; der Russe insbesondere berücksichtigt kleinere Uebel gar nicht und sucht nach Art aller Unkultivirten viel lieber Hülfe beim Nichtarzte, als beim Arzte. Er achtet diesen überhaupt gering und mit seinen Heilmitteln ohnmächtiger als den Popen oder irgend eine weise Frau. Aber selbst wenn er sich endlich gezwungen sieht, seine Zuflucht zu ihm zu nehmen, wählt er noch lieber den Privatarzt, welchem er seine Mühe vergelten muß, als das Hospital. Diese Scheu vor dem Lazarethe geht z. B. beim Militär so weit, daß manche Chefs für die minder schwer erkrankten Soldaten ihrer Regimenter auf eigene Kosten einen Arzt besolden, damit der gemeine Mann wegen dieser Hospitalscheu nicht die Krankheit so lange verheimliche, bis es zum Aergsten kommt." (Allg. Mz.)

Bunte Reime.

(Von J. Pirazzi.)

6.

Herr M., der ultraliberal stets dachte,
Freiheit und Gleichheit pries mit schönen Worten,
Ist, seit er eine reiche Erbschaft machte,
Conservativ im höchsten Grad geworden.

7.

Willst du die Welt verbessern und von Mängel heilen,
So gehe aus:
Zunächst von dir und deinem eig'nen Haus,
Und bist du fertig hier mit glätten und mit feilen,
So wirst du fremde Mängel um so besser heilen.

Rheinisches Taschenbuch 1848.

(Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Frankfurt, Sauerländer.)

Schon seit mehreren Jahren sucht dieses Taschenbuch in mehreren Beziehungen ein höheres Ziel, als ein flüchtig unterhaltendes Ephemerenleben. Namentlich lassen zwei stehende Rubriken die Folge seiner Jahrgänge als eine zusammenhängende und werthvolle Chronik erscheinen; diese sind der „Miniatursalon" und der „rheinische Dichtersalon". Die Beurtheilung des ersteren in vorliegendem Jahrgange überlassen wir dem Kunstkenner und sprechen nur unsere Ueberzeugung aus, daß er auch dem Laien eine Reihe schöner und wechselnder Anregungen bietet. Die Originale der darin enthaltenen Stahlstiche sind von Kaulbach, Steinle, Becker, v. Schwind, v. d. Embde, Lentze und Dielmann geschaffen; Kaulbachs Bildniß von Asher und seine Lebensbe-

Digitized by Google

schreibung von Weismann zieren den Anfang des Taschenbuchs. Der Dichtersalon ist diesmal kein blos rheinischer. Rückert hat seine eigene silberne Hochzeit in drei Liedern besungen, von welchen besonders die beiden ersten erquickend schön erklingen, ein ungealterter Liebesfrühling. Ihm folgt Zschokke mit einer Reihe poetischer Lebenszeugnisse vom achtzehnten bis zum siebenzigsten Lebensjahre; alte liebe Bekannte, die wir darunter fanden, gewinnen durch ihre biographische Stellung hier neue Bedeutung. Unter den übrigen Gästen des Salons zeichnet sich Kinkels sinnvolles Lied an seinen „Jungen" voll Kraft und Milde aus, und gar süß und schön erklingt darunter ein Lied seiner Gattin Johanna. An der Spitze der Erzählungen steht mit Recht „Jägerzauber, eine Waldgeschichte", von Bechstein. Die Geschichte spielt in zur Hälfte ländlichen, zur Hälfte kleinstädtischen Kreisen und ist ohne Zweifel nach dem besonderen und provinciellen Leben in der henneberg-thüring'schen Heimath des liebenswürdigen Dichters gezeichnet. Darin die ganze Fülle eines vergnüglichen Umgangslebens unter Menschen, die einander auswendig wissen, aber darum einander keineswegs müde werden, vielmehr sich wechselseitig unentbehrlich sind. Damit mischen sich Bruchstücke aus Gesellschaftskreisen unter und über jener Honoratorensphäre. Unten im Wirthshause des großen Dorfes tanzen die Bauern, oben die Vornehmen aus Dorf und Umgegend; ein Kriminalfall führt auch noch gebildetere Gäste herbei, die sich darum nicht minder bei den allbekannten Stammgästen behagen. Und zwischen dem muntern trivialen Wirthshaustreiben und all dem trockenen, köstlich der Wirklichkeit abgelauschten Humor, der nur verwöhnten „Geistreichen" nicht munden wird, schwebt leise und anspruchslos ein Engel, eine erste Liebe in natürlicher, unbewußter Schönheit empfindender Herzen — so einfach, und doch eine ganze Welt voll Sehnens und Glückes darbietend. — Fr. Gerstäcker erzählt in „Schwarz und Weiß" aus dem Farmerleben Missouri's mit gewohnter Lebendigkeit. Aengstigender Spannung folgt lächelnde Lösung, freilich etwas abenteuerlich und flüchtig hingeworfen. — Julie von Großmann bietet „blaue Blumen" in gewandtem, mitunter macaronischem, deutsch-französischem Salonstyle, doch zugleich mit bürgerlich solider Gesinnung, rührt uns aber nicht poetisch an. — „Musikalische Orthodoxie" von Johanna Kinkel ist gleichermaßen von feiner Empfindung, wie von einem vielseitig gebildeten Geiste durchweht. Allerdings tritt neben dem poetisch-novellistischen Elemente viel selbstständige Kunstkritik auf, doch ohne den Anspruch des ersteren auf das Herz des Lesers zu lähmen, ja enge mit der Entwickelung der Geschichte verflochten. — Den Schluß bildet „die Freitagsgesellschaft" von Eulogius Ernst, ein kleines Ereigniß, dessen romanhafte Entwickelung der Leser leicht voraussieht, dennoch aber bald ergötzt, bald gerührt gerne zu Ende hört.

Offenbach a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Die nachgelassenen Werke Mendelssohn-Bartholdy's sind nach einer Mittheilung der Leipziger Zeitung folgende: Sechs Lieder für Sopran und drei Motetten für gemischte Chöre, die sich sämmtlich bereits unter der Presse befinden. Ferner: Der vollendete erste Akt seiner Oper „Loreley", Text von E. Geibel, so wie bedeutende Arbeiten zu einem neuen Oratorium „Christus."

(Berlin, 8. Nov. — Magdeb. Z.) Zur Verbesserung der Einrichtungen in Bezug auf die Rettung des Menschenlebens bei Feuersbrünsten soll abermals ein Versuch gemacht werden. Man hat nämlich die in Magdeburg gebräuchliche sogenannte Köhler'sche Rettungsleiter bei einer vorgenommenen Besichtigung und Prüfung als zweckmäßig befunden, und es wird dahee in Gemäßheit des Beschlusses der Stadtverordneten-Versammlung vorläufig eine solche Leiter angeschafft werden. Bei dieser Gelegenheit ist zugleich zur Sprache gekommen, die ebenfalls in Magdeburg in Gebrauch befindlichen Lederkappen für die Spritzenmannschaften hier einzuführen, weil sie leichter sind und mehr Schutz gewähren sollen, als die in Berlin üblichen Helme. Auch hiermit soll eine Probe angestellt werden.

(Brüssel, 8. Nov.) Der „Moniteur" von heute enthält einen königlichen Beschluß vom 7. Nov., welcher Ehrengerichte für die Arbeiter oder Handwerker einsetzt. Es wird zwei Klassen Ehrenzeichen, und zwar goldene und silberne, geben. Dieselben werden bei Gelegenheit der Gewerbe- und landwirthschaftlichen Ausstellungen an solche Arbeiter vertheilt werden, welche entweder ein merkwürdiges, von ihnen selbst verfertigtes, Produkt ausstellen, oder einen namhaften Antheil an der Fabrikation eines vom Gewerbsherrn ausgestellten Produkts genommen haben. Unbescholtenes Benehmen und guter Ruf wird gleichfalls Bedingung zur Erlangung jener Auszeichnung seyn. Das silberne Ehrenzeichen wird als eine erste Auszeichnung, das goldene für wiederholte Erfolge ertheilt werden.

Eugen Sue hat seinen letzten Roman nun auch auf die Bühne gebracht unter dem Titel: „Martin und Bamboche oder die Jugendfreunde". Ueber den Erfolg ist uns noch nichts bekannt geworden. (Mdz.)

(Ein neues illustrirtes Blatt.) Eben kommt uns die erste Nummer der in München erscheinenden neuen illustrirten Zeitschrift: Die Leuchtkugeln von Emil Roller, zu. Sie setzt sich die Aufgabe, den allenthalben erwachenden verjüngenden Bestrebungen für Nationalität und öffentliches Leben „mit den harmlosen Waffen des Scherzes und Witzes zu sekundiren." Ein schöner Vorsatz, den wir freudig begrüßen. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß dieses junge Unternehmen einen schweren Stand hat. Die ebenfalls in München erscheinenden Fliegenden Blätter haben in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen so außerordentlichen Erfolg gehabt und sich im Volke so heimisch gemacht, daß es einer Konkurrenz, bei der freilich das Publikum nur gewinnen kann, schwer werden dürfte, aufzukommen. Auch Das müssen wir sagen: so gewiß die Fliegenden Blätter, namentlich in der jüngsten Zeit, zuweilen Mattes, kalt Lassendes brachten, so gewiß haben sie auch so glückliche Griffe gethan, so hinreißend komische Figuren erfunden, daß es selbst begabten Künstlern, die sich bei einem ähnlichen Unternehmen betheiligen, schwer werden möchte, es ihnen gleich zu thun, schwer werden möchte, ihee Originalität immer zu wahren; unwillkürlich werden sich Reminiszenzen einschleichen, oder es wenigstens scheinen. Indessen wir wünschen dem neuen satyrisch-humoristischen Blatte alles Gute — vor Allem ein reiches Füllhorn des Witzes. (Korresp. v. u. f. D.)

Korrespondenz.

Lüttich, 7. Nov.

Die Mitglieder des hiesigen typographischen Vereins übersandten vor kurzem dem berühmten Béranger eine Adresse, in welcher sie ihn um die Ehre baten, seinen Namen in die Zahl der Ehrenmitglieder dieses Vereins inscribiren zu lassen, indem er in seiner Jugend ebenfalls Drucker in Lüttich gewesen. In seinem Antwortschreiben (aus Passy) drückt der gefeierte Dichter seine lebhafteste Freude aus und nennt sich den „vieux et ancien camerade" der Lütticher Drucker. „In einer Druckerei war es", sagt B. in diesem Brief, „wo ich die ersten Regeln meiner Sprache zu lernen begann und eben dort sind auch meine ersten Reime entstanden."

Digitized by Google

Vom Rhein, 7. Nov.

Ich würde die Erwiderungen, die Ihr „Journal“ in Bezug auf die Angelegenheit des Wilderers Spiegel im Odenwald brachte, bereits früher berücksichtigt haben, wenn ich nicht der Ansicht gewesen wäre, daß dieselben in der Absicht geschrieben seyen, eine Anklage in der Form einer Vertheidigung zu begründen. Allein Erfahrungen, die ich in den gesegneten Gefilden des Odenwaldes gemacht, namentlich in Bezug auf ein von einem dortigen Pastor verfertigtes Gedicht auf den 600sten von gewisser Seite erlegten Hirsch, welches in einem dortigen Winkelblatte erschien, haben mich belehrt, daß man dort allerdings Dinge im Ernst sagt, die anderwärts für Ironie gehalten würden. Die Sache ist ernst und ich glaube, daß Ihr Blatt, nachdem es Erwiderungen in anderem Sinne Raum gegeben, auch der Gegenseite schuldig ist, seine Spalten zu öffnen. Ich schicke den Sachverhalt voraus, und zwar wie er von dem Korrespondenten aus dem Odenwalde angegeben ist, auf die Gefahr hin, daß derselbe seine eigenen gedruckten Worte in Abrede stellt, wie er dies in seinem letzten Artikel in Bezug auf die Berichtigung in der deutschen Zeitung gethan. Ein Mann, Namens Weisheimer, wird vor einer Reihe von Jahren aus seinen Diensten als Jägerbursche entlassen, weil ihm die öffentliche Stimme schuld gibt, bei einem Morde nicht eines Wilderers, sondern eines anderen Mannes, der mit Flintenkolben auf die schauderhafteste Art erschlagen wurde, betheiligt zu seyn. Der Mann verschwindet damals aus der Gegend. Dieses Individuum nimmt dann Graf Eberhard von Erbach in seine Dienste und vertraut seiner Gewissenhaftigkeit die Aufsicht über die Forsten an. Mit diesem Manne nun geht Graf Edgar von Erbach (die Verwechselung des Vornamens gibt dem Vertheidiger fast seine einzige Angriffswaffe ab) auf die Jagd. Sie treffen einige Wilderer, die flüchtig werden bis auf einen, der sein Gewehr wegwirft und auf das erbärmlichste um Gnade bittet. Der Graf gibt seinem Jäger den Auftrag, den Wilderer wegzuführen. Dieser führt ihn aus dem Gehege und schießt außerhalb desselben den unbewaffneten Mann zusammen. (Der Vertheidiger selbst sagt, Weisheimer habe den Wilderer zusammengeschossen). Der Mann stürzt hin, mußte Wochen lang das Lager hüten, das er heute noch nicht verlassen hat, und doch ist dies dem Vertheidiger nur eine unbedeutende Verletzung, über die man sich wundert, daß andere Blätter solchen Lärm machen. (Was ändert überhaupt der Grad der Verletzung an der moralischen Verantwortlichkeit des Thäters?) Diese Naivität, mit der man sich über das Aufsehen, das die Sache macht, wundert, mit der man Wilderer neben Straßenräuber stellt, bezeichnet den Standpunkt des Einsenders, der nicht einsieht, daß unsere Jagdgesetze schuld sind an den demoralisirenden Wirkungen der Wilddieberei, der im Angesichte der klaren, von ihm selbst zugestandenen Thatsachen noch nicht so viel sittlichen Ernst in sich fühlt, daß er, statt mit Würde, die Sache mit Spott und Witzen abzumachen gedenkt. Ihm existirt die ganze Geschichte nicht als Hauptsache; er erwähnt der Verletzung und aller empörenden Umstände nur nebenher; ihm ist die Hauptsache, die Krone der ganzen Geschichte der Verdacht, in den der Graf von Erbach kommen könnte, moralischer Urheber des Vergehens zu seyn. Und hier begeht er dann die Ungeschicklichkeit, durch Interpretation einer Pantomime da zu vertheidigen, wo seine Vertheidigung schlechten Dank bei dem Vertheidigten finden wird. Mich hat diese Art und Weise schmerzlich berührt, da sie Zeugniß gibt von der deutschen Bedientennatur, die, mag vorfallen, was da will, immer die servile Rücksicht voranstellt und der alle anderen Verhältnisse, mögen sie auch Glück und Frieden der Familie vernichten, Nebensache sind. Ich bin belehrt worden, daß die Duodez- und Sedezverhältnisse des Odenwaldes, über die ich so oft herzlich gelacht, ihre tiefe demoralisirende Seite haben und daß es Pflicht der Presse ist, einmal in diesen Winkel unseres Vaterlandes hineinzuleuchten. Dies werde ich thun und darin wird meine Antwort bestehen, wenn Ihr Korrespondent fortfahren sollte, in seiner scherzhaft-schäkernden Weise Dinge zu behandeln, die so ernster Natur sind. Ich glaube dem geehrten Korrespondenten vorher sagen zu können, daß keiner der Grafen von Erbach gegen den Korrespondenten der „Deutschen Zeitung“ klagen wird. Sollten sie es versuchen, so diene ihm zur Nachricht, daß der Korrespondent weder in Darmstadt wohnt, noch zu dem Sprengel des Darmstädter Hofgerichtes gehört.

Mainz, 1. Nov.

Die vielen Nebel und das feuchte Wetter belehren uns zur Genüge, daß wir bereits das Spätjahr zurückgelegt haben und uns in der trübseligen Jahreszeit befinden, welche den Wunsch nach einem warmen Zimmer und den Genüssen der Stadt rege macht, während die Bewegung in der freien Natur und die Genüsse des Landlebens in den Hintergrund getreten erscheinen. Nur unsere Gutsbesitzer, welche sonst so häufig von Nichtgutsbesitzern beneidet werden, sehen sich gezwungen, die Genüsse des Landlebens noch nachträglich bon gré mal gré zu genießen, indem sie, der Weinlese halber, auf ihren Gütern zu weilen genöthigt sind. Sonst ist um diese Zeit die Weinlese bereits vorüber und die Gutsbesitzer ruhen ganz gemächlich in der Stadt auf ihren Lorbeeren aus, allein dieses Jahr ist es anders, und der leidige September hat gar viele Hoffnungen zerstört; dessenungeachtet scheinen unsere Landleute munter und guter Dinge, denn geht man nur eine Strecke vor das Thor, so schallt Einem der Jubel und das Singen der Winzer entgegen, was um so natürlicher erscheint, als das Jahr 1847 im Allgemeinen für den Landmann ein sehr gesegnetes gewesen und selbst der Wein, wenn auch die Qualität keine vorzügliche, an Quantität eine große Ausbeute verspricht.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Im December wird in der großen Oper zu Paris eine neue Oper von Verdi zur Aufführung gelangen. So sehr sich dieser Componist auch bemüht, der italienischen Musik siegreiche Erfolge zu bereiten, so wenig scheinen ihm diese glücken zu wollen. — Am 25. Oct. wurde auf der Berliner Hofbühne die langerwartete Oper „Rienzi“ von Richard Wagner zum Erstenmale aufgeführt. Sie wird als ein Werk von hoher dramatischer Tendenz bezeichnet, das, voll charakteristischer Eigenthümlichkeiten, die gerechtesten Ansprüche auf den Namen eines Kunstwerkes hat und in der That die Achtung aller Kunstfreunde erregt; dennoch erscheint es in seiner Totalität mehr als ein Ergebniß der Reflexion als der warmen Begeisterung. Der Erfolg konnte um so weniger ein eigentlich durchgreifender seyn, als die Oper auch das äußere Maß in ungewöhnlicher Weise überschreitet, ein Uebelstand, dem leider nicht zu begegnen seyn dürfte, ohne in die Organisation des Textbuches und der Musik störend einzugreifen.

Räthsel.

Zwei Bäume gibt's im Pflanzenreich,
Die, zwar an sich verschieden,
Doch in der Zahl der Zeichen gleich
Uns ihre Namen bieten.
Vom ersten Baume bricht man Thee;
Des zweiten Gattung findet
Sich oft in Räumen, wo das Weh'
Des Lebens uns entschwindet.
Doch fügst du zu noch n und r
Der Bäume letztem Zeichen,
Gibt's eine Dame und ein Herr
Aus heit'rer Kunst Bereichen:
Sie, Muster edler Weiblichkeit,
Er, selt'nes Bild der Helden —
So wird sie für die spät'ste Zeit
Der Bühne Chronik melden.

Frankfurt a. M. H.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Nov. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Montag, 15. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 314. Sonntag, den 14. November 1847.

Schön-Annelies.

Eine hessische Bauerngeschichte. Von C. Hesse.

(Fortsetzung.)

3.

Als der Winter wieder gekommen und das Weihnachtsfest erschienen war, da hatte Annemai ein kleines Mädchen im Schoße liegen, das erhielt in der Taufe den Namen Annelies. Es war ein liebes, schönes Kind, das, je größer es wurde, an Schönheit zunahm.

Wenn die Stadtleute nach dem Dörfchen kamen, das so romantisch gelegen ist, und Annelies spielte im Sande, dann blieben sie stehen und betrachteten die hellen blauen Augen und den kleinen Mund und die runden Wangen, die so roth wie Blut und so weiß wie Schnee waren, und wenn sie fragten: „wie heißt Du denn," so antwortete das kleine Mädchen: „ei, ich heiß' Annelies."

Die Stadtleute aber sagten dann: „Du bist ja ein gar liebes Kind, Du Schön-Annelies," und so kam es denn, daß das Mädchen schon frühe nur Schön-Annelies genannt wurde.

Als nun Schön-Annelies laufen konnte, da ging es weiter in das Dorf hinein, und die Mutter erlaubte es ihm gerne, da spielte es mit den andern Kindern, im Frühjahr gingen sie auf die Wiesen und pflückten Gänseblümchen und suchten nach Veilchen, die banden sie zu Sträußen und verkauften sie, wenn Leute aus der Stadt kamen. War aber der Wald grün geworden, dann brachen sie die ersten Maien, trugen sie nach Haus und stellten sie hinter das Fenster.

Die Kinder aber wußten noch auf gar manche andere Art sich die Zeit zu vertreiben, eine jede Jahreszeit hatte ihr besonderes Spiel. Ein gar seltsamer Gebrauch herrschte in diesem Dorfe von Alters her bei dem Nahen des Frühjahrs, Schön-Annelies hatte ihn von ihrer Mutter erzählen hören und bei den Kindern wieder recht in Schwung gebracht. Der war folgender Art.

Am Sonntage Lätare versammelten sich alle Dorfkinder, um den Tod auszutreiben. Dann zogen sie durch das Dorf zu dem Bache außerhalb desselben und sangen beständig die Worte:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in ihr Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten."

Hatten sie nun den Tod in's Wasser geworfen, dann stimmten sie auf dem Rückweg den Gesang an:

„Nun haben wir den Tod ausgetrieben,
Und der frische, freie Sommer ist geblieben."

War das Wetter recht günstig und die Wiesen schon ganz trocken, dann gingen sie dorthin und tanzten und spielten bis in die späte Nacht, so wurde die Erscheinung des Frühlings gefeiert.

Unter den Gespielen von Schön-Annelies zeichnete sich ein Knabe von großer Kühnheit und Verwegenheit aus, er war aus dem Wirthshause mit der großen Einfahrt, das an der langen Wiese lag. Er hatte schwarze, feurige Augen, Haare von gleicher Farbe und einen kleinen Mund, um welchen die Spottlinien deutlich waren, er galt für den schönsten Buben im ganzen Dorfe, und das hatten die Mädchen bald herausgefunden. Er war um vier Jahr älter als Annelies, gab aber dieser vor allen andern Mädchen den Vorzug. Darüber entstand denn Eifersucht und Feindschaft, mitunter auch eine kleine Prügelei, aus der aber Peter, so hieß der Knabe, immer als Sieger hervorging.

Ein Mal hatte er wieder einen recht tollen Streich ausgeführt, darüber war er bei dem Schulmeister verklagt worden, der strafte ihn denn, und als Peter ein recht trotziges Gesicht dazu machte, sagte der Schulmeister zu ihm: „Peter, an Dir ist Hopfen und Malz verloren, Du stirbst doch noch ein Mal unter dem Galgen."

Die Schule war kaum aus, und die Schulkinder auf der Straße, da riefen zuerst einige, dann alle Stimmen: „Galgenpeter, Galgenpeter, hol' Dir jetzt Dein Schön-Annelies!"

Der Schulmeister hatte das mit angehört und drohte mit Strafen, wenn das wieder geschähe; das machte aber die Sache nur noch schlimmer. Sobald eine Sache verboten wird, gewinnt sie nur an Werth. So kam es denn, daß Peter endlich nur mit dem Namen Galgenpeter angeredet wurde. Er selbst machte sich nichts daraus, Schön-Annelies aber weinte sich manch Mal die Augen darum roth, weil die Kinder sie mit dem Galgenpeter neckten und sie Beide die Schatzleute nannten.

Es verging nun schnell ein Jahr um das andere. Wenn der Winter vorüber war, kam der Frühling, dann der Sommer und endlich der Herbst. Der Peter war schon lange aus der Schule, er mußte für seine Mutter die Feldwirthschaft betreiben, sein Vater ruhte schon viele Jahre im kühlen Grab. Da blieb nun dem Galgenpeter wenig freie Zeit übrig, besonders vom Frühjahr bis spät in den Herbst; Morgens in der Frühe ging es in das Feld, und am Abend war erst das Tagewerk vollendet; aber wenn er so hinter dem Pflug herging und die Lerchen sangen über ihm, oder er stand auf der Wiese und mähete mit dem Grase die Blumen ab, die dazwischen aufgewachsen waren, dann dachte er gar oft an Schön-Annelies, die kam in diesem Jahr auch aus der Schule, und war das schönste Mädchen auf weit und breit geworden. —

Abends, wenn er unter der großen Einfahrt stand und seine Pfeife rauchte — er war jetzt achtzehn Jahre alt — dann schaute er hinunter in den Thalgrund, wo das Mühlrad ging und das Wasser drüber rauschte, und es war ihm, als ob auch ein Strom durch sein Herz zöge, und wenn er sich müde gesehen hatte, ob

Digitized by Google

nicht etwa Schön-Annelies des Wegs daher käme, dann hielt es ihn nicht länger, und er wandelte langsam der Mühle zu, aber hineinzugehen wagte er nicht. Oft aber war er auch böse über sich und sagte zu sich selber: „ich kenne mich gar nicht mehr, bin ich denn der Galgenpeter?“

Nur zu Zeiten brach seine alte Kraft und Uebermuth wieder hervor, und er führte einen losen Streich aus; aber es war nur ein Gewitterschauer im Herbst, nicht mehr das starke Rollen des Donners im Sommer. Annelies aber war daheim bei ihren Aeltern, da ging es ihr nicht zum besten. Ihre Mutter hatte schon lange zum zweiten Mal wieder geheirathet, und der Stiefvater war ein gar zorniger Mann, der Schön-Annelies nicht leiden mochte, und dazu war er noch ein arger Trinker. Wenn er Abends aus dem Wirthshause betrunken nach Hause kam, dann lag ihm Alles im Weg, und er schlug auf Annelies los, und sagte die Mutter ein Wort dazu, dann erhielt sie auch ihre Tracht Prügel.

Da dachte die Mutter daran, Annelies sollte sich verdingen, aber nicht in die Stadt, weil sie ihr Kind dann nicht immer unter den Augen hatte, um über dasselbe zu wachen, es würde sich ja schon im Dorfe auf einem reichen Bauernhof ein Unterkommen finden lassen. Das war denn auch Annelies zufrieden. Der Herbst kam herbei, und Annelies wurde konfirmirt.

Einige Tage darnach stand an einem Abend der Galgenpeter wieder unter der großen Einfahrt und rauchte seine Pfeife, dann ging er hinunter nach der Mühle und hoffte einige Worte mit Schön-Annelies zu sprechen. Die Mühle klapperte, im Hause aber war Alles still, da stolperte ein Mann die steinerne Treppe vor der Wohnung hinauf und fluchte im Fallen.

„Donnerwetter, das faule Weibsvolk könnt' Einem auch leuchten.“

Der Galgenpeter brummte für sich: „Das ist der Müllerstoffel, der ist gewiß wieder besoffen.“ So war es auch. Kaum hatte der Müllerstoffel die Mühle betreten, so entstand plötzlich ein lautes Geschrei und Schluchzen, man hörte eine keifende Stimme, das war die Annemai, welche ihren Mann ausschalt. Damit machte sie die Sache aber nicht besser; denn nun fiel der Mann über seine Frau her, und diese schrie laut nach Hülfe.

Der Galgenpeter mußte an sich halten, er war schon einige Mal auf dem Sprung gewesen, in das Haus zu stürzen und dem Müllerstoffel eine Lektion zu geben, da kommt eine Frauengestalt die Treppe heruntergeeilt, der Galgenpeter hatte zwei scharfe Augen, die erkannten auch in der dunkelsten Nacht die Geliebte.

„Wohin? Schön-Annelies, bleib ein bischen.“

„Ach, Galgenpeter, bist Du es,“ rief das Mädchen erschrokken, „mein Vater schlägt meine Mutter noch todt, mich könnt' er schon schlagen, aber seine Frau —“

Das Mädchen hielt die Schürze vor die Augen und weinte.

„O liebs Annelies, sey ruhig,“ tröstete der Galgenpeter, dann ergriff ihn der Zorn, er ballte die Faust, und wollte eben der Annemai zu Hülfe eilen, da stolperte der Müllerstoffel die Treppe wieder herab, er suchte entweder nach dem entflohenen Stiefkind oder er wollte noch ein Mal sich Kühlung im Wirthshause trinken.

Schön-Annelies floh hinter die Mühle, der Galgenpeter aber fiel über den Müllerstoffel her und ließ all' seinen Zorn an ihm aus, er schlug ihm mit der geballten Faust in den Rücken, in das Gesicht und auf die Brust, daß Jenem bald das Blut aus Mund und Nase strömte. Wie leblos ließ der Galgenpeter ihn auf dem Boden liegen. Als sein Zorn abgekühlt war, da erkannte er, was er gethan hatte, er fürchtete, in die Eisen zu kommen, die Worte des Schulmeisters fielen ihm plötzlich ein: „Du stirbst doch noch unter dem Galgen;“ ohne zu wissen wohin, ergriff er eiligst die Flucht, wie eine mahnende Stimme rief es ihm aus der Ferne: „Galgenpeter, Galgenpeter!“

Der Galgenpeter war verschwunden, es wurde nichts mehr von ihm gehört. Schön-Annelies härmte sich darüber; denn sie war die Ursache seiner Flucht, ihr Vater hatte nur vierzehn Tage im Bett liegen müssen, da war er wieder gesund. Wenn sie schon früher den wilden Knaben und später den hübschen Burschen etwas lieb gewonnen hatte, so gehörte ihm jetzt ihr ganzes Herz, aber sie sprach zu Niemanden ein Wort davon, selbst zu ihrer Mutter nicht. Warum auch, der Galgenpeter war ja nicht mehr da.

(Schluß folgt.)

Die neuerrichtete Schullehrer-Wittwe.kasse im Großherzogthum Hessen, Kreise Großgerau.

Großgerau, im October.

Wenn auch manche Erscheinungen der Neuzeit geeignet sind, das Herz des wahren Menschenfreundes mit Betrübniß zu erfüllen, so ist es andererseits doch ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß das Volksschulwesen sich immer mehr Geltung verschafft und in der öffentlichen Meinung immer mehr Anerkennung und Würdigung findet. Man hat einsehen gelernt, daß einer der Hauptfactoren des wahren Volks*wohles* die Volks*bildung* sey. Der Träger dieser letztern aber ist vorzugsweise der Stand der Volksschullehrer. Wer daher diesen hebt, der hebt die Volksbildung. Er selbst hat sich seit wenigen Decennien gehoben und Fortschritte gemacht wie kein anderer. Und wer, dem das Unterrichtswesen am Herzen liegt und bekannt ist, könnte wohl läugnen, daß dieser Stand jetzt ungewöhnlich viele Männer in sich zählt, die an vielseitiger Bildung, Ehrenhaftigkeit und Würdigkeit keinem andern nachstehen? Wer könnte wohl läugnen, daß unser Lehrerpersonal mit immer steigender Begeisterung in seinem Berufe fort und fort vorwärts strebt? — Auch hierin fehlt es nicht an vielseitiger Anerkennung. Leider aber ist diese immer noch keine recht *thätige*, wenigstens ist sie es nicht in dem Grade, wie sie es seyn könnte und *müßte*. Man will nicht verkennen, daß für das Volksschulwesen vieles, recht vieles Anerkennenswerthe von Seiten der Regierungen und Gemeinden geschehen ist. Steht aber Das, was bisher geschah, auch in richtigem Verhältniß zu den großen Forderungen, welche man, wenn auch mit Recht, an den Volksschullehrer macht? — Wer alles Das kennt, was den Lehrerstand noch niederbeugt, der lege mit Unbefangenheit die Hand auf's Herz und sage „Ja“, wenn er kann! — Was aber den Volksschullehrer am meisten drückt, sind die erniedrigendsten aller Sorgen, die Nahrungssorgen, und der grinsende Schatten, den er im Geiste über seinem Grabe schweben sieht. Arm ist der Schullehrer geboren, arm läßt ihn die undankbare Mitwelt im Leben, arm, und häufig nur gar zu frühe, sinkt er ins Grab; ja die Armuth reicht bei ihm sogar über dasselbe hinaus, denn er hinterläßt in Weib und Kindern Arme, die, beim Genusse einer bisher almosengleichen Wittwen- und Waisenpension dem drückendsten Elende preisgegeben, trostlos an seinem Grabe jammern. — Das sind Steine, die mit Centnerlasten das Gemüth des Lehrers niederdrücken, der doch, wie kein anderer Stand, zu einem gesegneten Erfolge seines mühevollen Wirkens so sehr eines freudigen Muthes, einer steten Zufriedenheit und ruhigen Heiterkeit bedarf.

Es thut daher dem aufrichtigen Vaterlandsfreunde wohl, zu sehen, wie sich die Freunde des Volksschulwesens und Lehrerstandes von Tag zu Tag vermehren, und wie immer mehr Männer auftauchen, welche es sich zu einer Lebensaufgabe machen, die Hindernisse eines gedeihlichen Fortschritts im Volksschulwesen nach

Digitized by Google

und nach hinwegzuräumen, und die mit kräftiger Faust den Hammer schwingen, um die Felsen zu zertrümmern, von welchen die Brust des Volksschullehrers noch belastet ist. Heil und Dank solchen Männern! Ihre Namen verdienen in die erznen Tafeln des Albums der größten Patrioten und Wohlthäter der Menschheit tief eingegraben zu werden. Unter diese Männer gehört unzweifelhaft der Kreisrath des Kreises Großgerau, Hr. Heim. Die Hebung des Schulwesens und Lehrerstandes in seinem Kreise war von je her eine seiner angelegentlichsten Sorgen, und mit aufopfernder Ausdauer strebt er unablässig seinem schönen Ziele entgegen. In seinen Anforderungen an den Lehrerstand einerseits steenge, aber gerecht, ist er andererseits der wärmste Freund des tüchtigen und würdigen Lehrers. Das haben aber die Lehrer des Kreises Großgerau auch jederzeit dankbar anerkannt und sie bethätigen eine seltene Liebe und Anhänglichkeit gegen diesen ihren väterlichen Freund. Wer Dies wahrnehmen will, der belausche in der Stille eine Versammlung dieser Lehrer, wenn sie „ihren guten Kreisrath" in ihrer Mitte haben.

Das schönste und dauerndste Denkmal aber hat sich dieser ausgezeichnete Beamte in der Gründung einer „Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse für den Kreis Großgerau" gesetzt. Schon seit Jahren war dies einer seiner Lieblingsgedanken, der, durch glückliche Umstände begünstigt, nun zur That geworden ist. Bei der vorjährigen Generalversammlung des Großgerauer Sparkassevereins wurde von Hrn. Kreisrath Heim, nachdem er bereits den Vorstand dieses Vereins für die Sache gewonnen hatte, der Vorschlag gemacht, aus dem bedeutenden Reservefonds der Sparkasse ein Kapital zu dem beregten Zwecke zu verwenden und der neu zu errichtenden Wittwenkasse zu schenken. Mit der dankenswerthesten Bereitwilligkeit wurde dieser Vorschlag einstimmig angenommen, und der Ausschuß ermächtigt, ein Kapital bis zu 1000 Gulden zu schießen. Auch der Langer Sparkasse-Verein wollte nicht zurückbleiben, und obgleich er noch in der Wiege liegt und bis jetzt nur über geringe Mittel verfügen kann, so bewilligte er dennoch ein Kapital von 150 Gulden, so daß die Wittwenkasse mit einem Kapitalstock von zusammen 1150 fl. ins Leben tritt. Außerdem haben die Vorstände der meisten Gemeinden des Kreises jährliche Beiträge bewilligt, welche mit den vorläufig auf 2 fl festgesetzten Jahresbeiteägen der einzelnen Lehrer und den Zinsen des genannten Hauptkapitals eine jährlich unter die Wittwen und Waisen zu vertheilende Summe abwerfen, womit mancher Kummer gemildert, manche Thräne gestillt werden wird. Dank aber, innigsten Dank den Männern, welche, ihre Zeit und was in derselben noth thut, begreifend, durch ihre Bereitwilligkeit das Entstehen einer so wohlthätigen Anstalt ermöglichten.

Schon bei der vorletzten Jahresversammlung der Lehrer des Kreises wurden die von Hrn. Kreisrath Heim entworfenen Statuten den Lehrern zur Berathung voegelegt und festgestellt. Nach Beseitigung einiger unerheblichen Hindernisse wurden dieselben von höchster Staatsbehörde genehmigt und in der am 19. d. M. stattgehabten diesjährigen Generalversammlung der Lehrer nochmals verkündigt und von denselben angenommen.

Der Berichterstatter schließt mit dem Wunsche: Möge der edle Gründer der besprochenen Wittwenkasse seinem Kreise und seinen Lehrern noch recht lange erhalten werden; möge er die Freude erleben, sein Werk von der gütigen Hand des Vaters der Wittwen und Waisen gesegnet zu sehen, daß es aufblühe und wachse, ihm zum ruhmwürdigen Denkmal, und möge ihm der schöne Lohn zu Theil werden, zu erleben, daß das von ihm gegebene rühmliche Beispiel recht zahlreiche und würdige Nachahmung finden möge!

Im October 1847. — x —

Mannichfaltigkeiten.

Um den jetzigen Kampf in der Schweiz wahrhaft zu verstehen, und um lebhaft zu fühlen, was es mit der von Vielen für so unbedeutend angesehenen Jesuitenfrage auf sich hat, verweisen wie die Ungläubigen, die die Schrecken einer Jesuitenherrschaft für ein gemüthliches Ammenmährchen halten, auf das so eben in der Literarischen Anstalt zu Feankfurt erschienene neue Werk unseres trefflichen Geschichtschreibers Sugenheim: „Geschichte der Jesuiten in Deutschland, in zwei Bänden." Der Verfasser kennt wie wenig Andere die innerste und geheimste Geschichte des Ordens, nebst allen daran und darum hängenden kleinen und großen Interessen, er hat sie in stillen Bibliotheken und auf der lärmenden Weltbühne kennen geleernt, ja er wäre vor Jahren fast das Opfer der spürkräftigen Väter gewoeden, als er aus Bayern, wo seinee desfallsigen Geschichtsforschung das ergiebigste Feld sich ausbreitete, mit manchem neuen wichtigen Funde schnell entfliehen mußte, wenn er nicht nur auf die später zu benutzenden Resultate seiner Entdeckungen, sondern auch auf den freien Gebrauch seiner eigenen Gegenwart verzichten wollte. Das neueste Buch Sugenheim's über die Jesuiten bildet denn auch wirklich ein Geschütz von so furchtbar schwerem Caliber, daß, wenn in diesem Augenblick der Schweiz mit solchen Waffen noch zu helfen wäre, der Sonderbund bald aufgelöst seyn sollte! Wer die Wirksamkeit der frommen Väter so bis ins Einzelne verfolgt, wie das Sugenheim'sche Buch es uns möglich macht, dem wird wohl alle Lust vergehen, das Jesuitenregiment aufrecht zu erhalten, oder auch nur den Sonderbund im Besitze seiner Jesuiten zu schützen, selbst wenn derselbe zu diesem Besitze gesetzlich berechtigt wäre!

(Brem. Z.)

Die große Medaille, welche die vereinigten Prälaten und Gutsbesitzer der Herzogthümer Schleswig und Holstein auf die Erinnerung an die elfte Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu Kiel haben prägen lassen (in der G. Loos'schen Medaillen-Münze zu Berlin), ist eine der schönsten, welche noch aus dieser Kunstfäte hervorgingen. Ihre Hauptseite stellt dar: Eine Ansicht von Kiel, vom Sandkruge aus. In der Mitte das königliche Schloß, entfernter rechts die Festhalle, im Vordergrunde Seeschiffe. Darüber der Vers: „Kiel am schönen Ostseestrande, in dem treuen Holstein-Lande"; darunter das Datum: „Den 6. September." — Auf der Rückseite erscheint in einem Kranz von Eichblättern und Kornähren, über den beiden Wappenschildern von Schleswig und Holstein die Inschrift: „Der elften Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe die vereinigten Prälaten und Gutsbesitzer der Herzogthümer Schleswig und Holstein MDCCCXLVII."

Der preußische Staat hat gegenwärtig 25,605 öffentliche Lehranstalten, nämlich 6 Universitäten, 2 Akademien, das Lyceum zu Braunsberg, 117 Gymnasien, 32 Pro-Gymnasien, 41 Schullehrer-Seminarien, 100 höhere Bürgerschulen, 661 Mittelschulen und 23,646 Elementarschulen mit 35,304 Lehrern und Lehrerinnen. Die Zahl der Lernenden beträgt 2 Mill. 455,121, davon auf den Universitäten und Akademien 3641 und auf den Gymnasien 26,900 Inländer. Der Staat zahlt für die Gelehrtenschulen 732,946 Thlr., für die übrigen Schulen 350,588 Thlr. jährlich.

(Berl. N.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 10. Nov.

Das Repertoiee des großh. Hoftheaters hat eine neue Bereicherung erhalten durch das Shakespeare'sche Trauerspiel: „König Lear", welches am 5. d. zum Erstenmale aufgeführt wurde. Die Titelrolle spielte He.

Digitized by Google

Becker sehr exact und mit allen jenen feinen Nüancirungen und charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche diese Rolle in geschickten Händen zu einer so dankbaren machen. Das Haus zeigte die regste Empfänglichkeit für seine Darstellung und dewies ihm dies in wiederholten Beifallsbezeigungen. Ueberhaupt dot die ganze Darstellung des berühmten Trauerspiels viel Anziehendes, und wenn wir vorläufig darüber hinweggehen, so geschieht es in der Hoffnung, das klassische Stück bald zum zweiten Male über die Bühne gehen zu sehen. — Unsere, der anspruchslosen Uebung der schönen Künste gewidmeten geselligen Vereine haben auch in dieser Saison mit ihren gewohnten Vergnügungen wieder begonnen. Die von dem Mozart-Verein in dem Saale des Gasthauses zur Traube letzthin veranstaltete Aufführung zeichnete sich durch eine Reihe schöner Chöre aus, welche unter des Hrn. Niederhof kunstverständiger Leitung mit aller Präcision vorgetragen wurden. In demselben Local gab kürzlich der „Sängerkranz" eine Abendunterhaltung, welche für den Chor- und Solo-Gesang viel abwechselndes Interesse darbot und in mehreren ihrer Theile bei der zahlreichen Gesellschaft die heiterste Stimmung erregte. Bei dieser Soirée lernte man wiederholt den Werth der Leistungen des Hrn. Watzinger schätzen, der nun schon seit geraumer Zeit die Productionen des Sängerkranzes mit dem glücklichsten Erfolge geleitet hat. — In unserem Opernrepertoir hat es eine nicht unerhebliche Störung gegeben, da Mad. Marlow durch Unpäßlichkeit abgehalten ist, die Bühne zu betreten. Aus diesem Grunde mußte kürzlich für „Figaro's Hochzeit" ein anderes Stück substituirt werden. — Schon seit einiger Zeit ist zwischen Langen und dem benachbarten Stationshof der Main-Neckar-Eisenbahn eine Fahrverbindung durch Hrn. Gastwirth Frey daselbst mittelst eines Omnibus hergestellt worden, der bei allen eintreffenden Zügen regelmäßig zur Stelle ist und die daselbst ein- oder aussteigenden Reisenden für die geringe Taxe von nur 4 Kr. prompt befördert. — Hierorts hat noch zur Zeit die alte und zahlreiche Secte der Taurophagen (zu deutsch: „Rindviehfleisch-Vertilger") ein so entschiedenes Uebergewicht, daß die Hyppophagen (Pferdefleischesser) und ihre Anhänger in unserer Mitte wohl schwerlich so bald festen Fuß fassen werden. Noch nirgends hat sich hier eine Neigung zu einem Pferdefleisch-Schmause zu erkennen gegeben, im Gegentheil findet man mehr Gefallen daran, neben dem gewöhnlichen Stallwildpret die Vierfüßer des Feldes und des Waldes, woran wie hier keinen Mangel haben, mit gewohntem Appetit zu verspeisen. Es ist übrigens sehr zu bezweifeln, daß das Pferdefleisch unter den menschlichen Nahrungsmitteln künftig eine stehende Rubrik bilden werde. Aus ökonomischen Gründen taugt das Pferd als Schlachtvieh nicht, besonders wenn es zu dem Zwecke eigens auferzogen werden soll, und aus sanitätspolizeilichen Rücksichten dürfte gegen die Einbringung des Pferdefleisches in die Schlachthäuser Manches zu erinnern seyn.

Darmstadt, 11. Nov.

Mit großer Verwunderung las ich vor einigen Tagen in Ihrem Blatte einige Worte gegen unsere neue medicinische Examens-Ordnung in Gießen. Man führte darin an, daß schon einige junge, nach den neuen Verordnungen geprüfte Aerzte, welche in Gießen glänzend bestanden, in dem späteren Staatsexamen durchgefallen seyen. Da jedoch noch kein einziger Mediciner in Gießen bis jetzt seit der neuen Ordnung seine Prüfung vollendet hat, so ist obige Behauptung offenbar aus der Luft gegriffen und es ist gewiß noch nicht an der Zeit, über die Trefflichkeit oder Mangelhaftigkeit der neuen Verordnungen aus ihren practischen Resultaten ein Urtheil abzugeben.

Vom Rhein, 11. Nov.

Es verbreitet sich das Gerücht, der Carneval-Verein in Mainz wolle auch den nächsten Fasching ohne die sonst üblichen Lustbarkeiten und öffentlichen Aufzüge vorüber gehen lassen und an die sämmtlichen Mitglieder die Aufforderung richten, die für den Carneval zu verausgabenden Gelder zum Besten der hessischen Ludwigs-Eisenbahn zu verwenden. Wir können diesem Gerücht keinen Glauben schenken und möchten es für einen Faschingsschwank ansehen, da es wohl Jedem einleuchten wird, daß eine Summe von 5, 6 oder höchstens 7000 Gulden als Beisteuer zu einem Unternehmen, das mehrere Millionen erfordert, wenigen Tropfen gleichen würden, die man in den Rhein träufelt. Hält man es den ernsten Zeitverhältnissen für angemessen, sich nicht der Carnevalslust hinzugeben, so wollen wir Das nicht tadeln. Des angedeuteten Zweckes wegen aber eine Volksbelustigung zu opfern, die für die Stadt selbst so manchen materiellen Nutzen zur Folge hat, hieße einer Oeconomie huldigen, die auch nicht den geringsten reellen Vortheil bietet. Wir halten den Mainzer Carneval-Verein für zu gescheidt, als daß er, der freilich dazu da ist, zeitweise Narrenstreiche zu machen, sich zu einem solchen wirklichen Narrenstreiche entschließen könnte.

Mainz, 10. Nov.

Sie werden sich erinnern, daß hier im verflossenen Winter von einer großen Anzahl von Männern, die dem Fortschritt huldigen, der Entschluß gefaßt wurde, Hrn. Dr. Kriegk anzugehen, hier am Orte Vorlesungen über Schlosser's „Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" zu halten. Hr. Dr. Kriegk mußte wegen dringender Berufsgeschäfte für den Augenblick den Antrag ablehnen, machte jedoch Hoffnung, vielleicht in diesem Winter denselben annehmen zu können. Diese Hoffnung ist leider nicht erfüllt worden, da Hr. Kriegk, mit drängenden Arbeiten überladen, nicht Zeit für diese Vorlesungen findet. Es ist dadurch ein Lieblingswunsch vieler Freunde der Geschichte vereitelt worden und wahrscheinlich wird nun der Plan gar nicht zur Ausführung kommen, da man es hier von verschiedenen Seiten als einen Anstoß betrachten will, Hrn. Dr. D. in Darmstadt um Uebernahme dieser Vorlesungen anzugehen. Es wäre übrigens ganz angemessen, wenn alle Diejenigen, welche sich für diese Vorlesungen interessiren, darüber, ob Dr. D. nicht darum angegangen werden sollte, förmlich berathen und die Stimmenmehrheit entscheiden ließen.

Frankfurt, 13. Nov. — (Eingef.)

Nach den merkwürdigen Resultaten, die Hr. Prof. Pick in der „vorbereitenden" Vorlesung über Mnemonik einem zahlreich versammelten Publikum vorgelegt hat, zweifeln wir nicht, daß auch der eigentliche, heute, Samstag den 13. Nov. beginnende Cursus sich eines bedeutenden Besuches erfreuen werde. Hr. Prof. Pick, der, frei von aller Charlatanerie und mit anspruchsloser Einfachheit die überraschendsten Erfolge seiner Kunst zeigte, wünscht, diese Kunst zu einer gemeinnützigen, d. h. jedem Stande, jedem Gewerbe nützlich zu machen. Er betrachtet es als eine leichte Aufgabe, auch Anderen (und selbst Solchen, denen die Natur ein glückliches Gedächtniß versagte!) die Mittel zu größtmöglicher Schärfung des Gedächtnisses zu verschaffen, und gerade die Ruhe und Sicherheit, mit welcher er diesen Ausspruch that, bürgt uns fest für die Wahrheit desselben. — Möge dieser Wink beachtet werden!

Der bekannte Orgelvirtuose Hr. Professor Klos aus Wittenberg, der im Laufe dieses Sommers eine Kunstreise nach England gemacht, besonders in Birmingham Aufsehen erregt und vor der Königin Victoria mit Beifall gespielt hat, wird nächsten Sonntag den 14. Nov., Abends um 6 Uhr, in der St. Katharinenkirche ein großes Vocal- und Orgelkonzert veranstalten. Auch in unserer Stadt haben wir schon früher Hrn. Klos gehört und dürfen daher um so mehr auf genanntes Konzert die Freunde eines gediegenen Orgelspiels verweisen.

Die erste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner findet Freitag den 26 Nov. im Saale des „Holländischen Hofes" statt. Abonnementskarten zu 4 fl. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André zu haben. Einzelne Billets kosten 1 fl. 45 kr.

Auflösung des Räthsels in Nro. 313.

Linde, Weide. Lindner, Weidner.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Nov. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Sonntag, 14. Nov. (Neu einstudirt): Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller.

Montag, 15. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Coneadi neu einstudirt): Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 315. Montag, den 15. November 1847.

Schön-Annelies.

Eine hessische Bauerngeschichte. Von E. Hesse.

(Schluß.)

4.

Mitten im Dorfe, dem Schulhause gegenüber, lag ein großer Bauernhof. Das neu gebaute, zweistöckige Wohnhaus umschloß mit seinen Scheuern den Hofraum, es hatte einen leichten Kalkbewurf, der aber die Balken nicht bedeckte. Dieselben waren schwarz berändert, so daß man deutlich den ganzen Bau des Hauses erkennen konnte. In den einzelnen Gefachen standen Reimverse, in denen die Weisheit der Erfahrung sich aussprach; auch waren mitunter noch Figuren und Schnörkel angebracht, auf dem Grundbalken des mittleren Stockes aber stand der Name des Erbauers und die Jahreszahl.

„Dieses Haus hat erbaut Curt Bender, weiland Schulz des Dorfs, und seine Ehefrau Margreth Stenzel Anno 1770."

Das Haus war an einer lang sich hinziehenden Wiese gelegen, zu dem Hofe aber führte eine große Einfahrt. Nach dem Tode des Schulzen hatte die Wittwe eine Wirthschaft errichtet, bei den Bauern führte sie den Namen „Zur großen Einfahrt."

In diesem Hause hatte der Galgenpeter das Licht der Welt erblickt, er war das einzige Kind seiner Mutter, die sich darum schier härmte, als er so plötzlich verschwunden war und trotz allen Nachforschungen keine Nachricht von ihm heimkam. Sie hoffte mit jedem Tage, mit jedem neuen Monde, er werde ein Mal ganz unverhofft in das Zimmer treten. Wenn sie so lebhaft daran dachte, dann glaubte sie seine Stimme im Hausflur zu erkennen, aber es war nur der Wind, der durch die Lucken pfiff. Die Frau alterte vor der Zeit, denn der Kummer ließ ihr keine Ruhe.

Es war gegen das Ende der neunziger Jahre, die Herbstzeitlosen standen schon draußen auf der Wiese und verkündigten die kalte Jahreszeit, da saß im großen Wirthszimmer um einen Tisch, der mit einem grob-linnenen Tuche bedeckt war, die Wirthin mit ihren Knechten und Mägden bei dem Mittagsessen, mitten auf dem Tisch stand ein großer Suppennapf, in den tauchten Alle ihre Löffel und führten sie beladen langsam zum Munde. Obgleich das mit großer Behutsamkeit geschah, so war es doch nicht zu vermeiden gewesen, daß nicht einzelne Tropfen übergelaufen wären, welche auf dem Tischtuche eine Straße gebildet hatten. —

Unter den Mägden zeichnete sich ein Mädchen durch seine außerordentliche Schönheit aus, es saß der Wirthin zunächst und wurde von derselben mit mehr Aufmerksamkeit als die übrigen behandelt. Ein Gast trat jetzt in das Zimmer, er war ein Städter, seiner Kleidung nach konnte man ihn etwa für einen Studenten halten, welche das nahe Dörfchen oft mit ihrem Besuche beehrten. Er schien hier schon bekannt zu seyn, denn die Wirthin redete ihn bei seinem Namen an, das schöne Mädchen aber nickte ihm freundlich zu.

„Schon wieder zurück aus der Stadt, Herr Nielsen?" fragte die Bauerndirne, „wir haben Sie so bald nicht erwartet."

„Ja," erwiederte der Angeredete, „ich will heute noch abreisen, ich gehe an den Rhein."

„Ach, mein Gott, Herr Nielsen," rief die Wirthin, „fürchten Sie sich denn nicht vor den Franzosen?"

„Pah, die thun mir nichts, was sollen sie auch einem armen Maler anhaben, ich bin zu schwächlich zum Soldaten, da können sie an mir keine Eroberung machen."

„Nicht wahr, Herr Nielsen," bat die Wirthin, „Sie richten mir doch Das ordentlich aus, was ich Ihnen aufgetragen habe? Ach, mein Peter, wer weiß, wo der begraben liegt."

Sie trocknete sich die Thräne, welche in ihrem Auge stand, das schöne Mädchen schien Antheil zu nehmen, sie erhob sich schnell vom Tische, um die Regung ihres Herzens nicht sichtbar werden zu lassen.

„Wohin, Schön-Annelies?" rief ihr der Maler nach, „willst Du mir nicht noch ein Mal auf eine halbe Stunde zu Deinem Bilde sitzen, dann ist es vollendet."

Das Mädchen sah sich nach der Wirthin um, die nickte mit dem Kopfe und sagte dann laut die Worte: „Halt' den Herrn Nielsen nicht auf, er pressirt, Du kannst ja nachessen."

Der Maler verließ mit Schön-Annelies das Gastzimmer, um sich in den oberen Stock zu begeben, er bewohnte dort seit einigen Wochen ein niedliches Stübchen, er hatte viele Studien gemacht, und Schön-Annelies als hessisches Bauernmädchen gemalt.

Schön-Annelies diente schon seit drei Jahren in dem Wirthshause, sie hatte es bei ihrem Stiefvater nicht mehr aushalten können, darum war sie weggegangen, und die Mutter des Galgenpeters war froh, als sie bei ihr in den Dienst trat. Sie behandelte Schön-Annelies auch nicht wie eine Magd, sie wußte ja, daß ihr Peter das Mädchen so gern gehabt hatte, mit ihr konnte sie also von ihrem Kinde sprechen, und durfte hoffen, Theilnahme zu finden. Gar manchmal hatten sie zusammen geweint, dann sagte die Wirthin zu Schön-Annelies: „wär' nur mein Peter wieder da, ich mein' es wirklich recht gut mit Dir, auf Reichthum seh ich gar nicht."

Im Dorfe war gar mancher Bursche, der ein Auge auf die Dirne hatte, denn außer ihrer Schönheit besaß sie auch viel Verstand und, was der Schmuck eines Mädchens ist, große Tugend, darum gingen sie ihr zu Gefallen oder wie die Bauern sagen um die Brenn, d. h. um die Brandstätte, sie kamen oft blos aus dem Grunde in das Wirthshaus, um Schön-Annelies zu sehen und mit ihr zu schäkern. Das Mädchen war zwar gegen Alle freundlich, aber sie zeichnete Niemand aus.

Ein reicher Bursche des Dorfes aber, der einzige Sohn aus dem größten Bauernhof, hatte seinen Kopf darauf gesetzt, er

Digitized by Google

müßte Schön-Annelies zur Frau haben. Er war buckelig und von Gesicht grundhäßlich; aber darauf wird bei Bauern beim Heirathen wenig gesehen. Es geht hier eben so, wie auch sonst, wenn das Mädchen nur gut versorgt wird. Der Höcker-Michel, so hieß der Bursch, warb bei den Aeltern des Mädchens, und die waren es sogleich zufrieden; aber Schön-Annelies weinte sich beinahe die Augen aus dem Kopfe, und es half ihr doch nichts, sie wurde von allen Seiten bestürmt, ja zu sagen, einen so reichen Mann bekomme sie doch niemals. Endlich hatte sie sich bestimmen lassen, innerhalb acht Tagen sich zu entscheiden. Ach, sie hätte lieber sich in den tiefen Brunnen, der hinter dem Hause war, stürzen mögen, denn sie konnte den Höcker-Michel nicht vor den Augen sehen.

Das Alles geschah gegen das Ende des Winters.

5.

Der Maler Nielsen hatte seine Bilder, namentlich das schöne hessische Bauermädchen mit den hohen Absätzen mitten unter den Schuhen, mit den weißen Strümpfen, in welche an den Knöcheln Zwickel von rother Farbe eingenäht waren, mit den kurzen wollenen Röcken und dem bunten kattunenen Mieder, und endlich mit dem buntfarbenen Häubchen, das auf dem Wirbel die Fülle des goldgelockten Haares verbarg und mit breiten, schwarzen Bändern unter dem Kinn befestigt war, in mehreren großen Städten öffentlich ausgestellt und überall viele Bewunderer herbeigelockt.

Unter dem Bilde stand der Name des Mädchens: „Schön-Annelies", und es war ausdrücklich bemerkt, daß das Original des Bildes in einem Dorfe in der Nähe von Marburg lebe. Gar Viele wollten das nicht glauben, und meinten, das sey ein Kunstgriff des Malers, um die Neugierde um so mehr rege zu machen; Andere aber gaben ihr Urtheil dahin ab, das Original möge wohl vorhanden seyn, aber die Phantasie des Malers habe dem Bilde noch manche Verschönerung gegeben. —

Das Bild war in Köln ausgestellt. Unter den Bewunderern war ein junger Offizier mit kühnem Angesichte, der schwarze Schnurrbart lag so zierlich über der Oberlippe, daß manches junge Frauenzimmer, das hierher gekommen war, um das hessische Bauermädchen zu betrachten, den eigentlichen Zweck des Kommens vergaß, und statt auf das todte Bild auf das lebendige hinschaute. Das bemerkte der Offizier aber nicht, er kam fast jeden Tag, dann setzte er sich vor das Bild und verwandte keinen Blick von Schön-Annelies. Es schien, als wollte er das Bild so fest in seine Seele aufnehmen, daß es nie wieder daraus verschwinden könnte. Das war schon vielen Leuten aufgefallen, und Mancher hatte seine Bemerkung darüber gemacht, aber der Offizier sah nichts als das Bild, er hörte nicht, was in seiner Nähe gesprochen wurde.

Doch eines Tages hatte der Offizier seinen Besuch eingestellt, auch am zweiten und dritten Tage kam er nicht, er mußte entweder krank, oder es mußte sein Regiment an einen andern Ort verlegt worden seyn. Aber es kommt ja so viel nicht darauf an, eben so schnell als die Neugierde erwacht, verschwindet sie wieder, wenn es ihr an Stoff fehlt. So ging es auch mit dem Offizier und den Besuchern der Kunstausstellung.

Während die gemalte Schön-Annelies die allgemeine Bewunderung erregte, saß die lebendige zu Hause in ihrem Kämmerlein und weinte und schluchzte laut, daß es einen Stein erbarmen mußte. Sie sandte alle ihre Gebete zum Himmel, aber der Himmel schien taub gegen ihr Flehen zu seyn. Nur noch *eine* Nacht lag zwischen heute und dem gefürchteten Tage, an welchem sie ihr Jawort geben sollte; auch diese ging vorüber. Die Sonne schien schon hell über die Berge, vor dem Fenster des Kämmerleins sang das erste Vögelchen in den unbelaubten Aesten eines Birnbaumes sein munteres Lied. Schön-Annelies horchte auf in ihrem Schmerze, dann sagte sie zu sich:

„Ach, wär' ich so ein Vögelein,
Ich flög' wohl zu dem Liebsten mein,
Ich klagt' ihm meinen Kummer all'
Und kehrt' mit ihm zum grünen Thal."

Da gab es ein Geräusch in dem Hofe, man hörte den lauten Hufschlag; die Neugierde erwachte bei dem schönen Mädchen, sie öffnete das Fenster und steckte den Kopf heraus. Da hielt vor der Thüre ein hübscher, junger Offizier zu Pferde. Die helle Uniform saß ihm so knapp am Leibe, daß man keine Falte bemerkte; er stieg ab und gab dem Bedienten das Pferd.

Als der Fensterflügel zurückgeschoben war, hatte er nach oben geschaut. Schön-Annelies blickte zu ihm hernieder; es war derselbe Offizier, der in Köln so oft das Bild betrachtet hatte.

„Mein liebs Annelies, bist Du es denn!" rief er hinauf und war mit einem Sprunge im Haus.

„Ach, mein Herzbub, Galgenpeter, kommst Du, mich zu erlösen", schrie das Mädchen. Sie sprang die Treppe hinab. Da kam ihr der Peter entgegen und fing sie in seinen Armen auf und küßte sie wohl tausend Mal. Dann schauten sich die Liebenden in die Augen und der Offizier umschlang von neuem in heißer Liebe das schöne Mädchen.

„Potz Element, was ist denn das, Schön-Annelies!" schrie die Wirthin dazwischen, „liegst einem fremden Offizier in den Armen und das heut' an Deinem Verspruchstag. Da guck' einmal, trau' Eins Mädchen!"

Der Bräutigam aber, der Höcker-Michel, schaute gar verdrießlich drein und sagte endlich: „Nein, so eine Dirne, die schon alle Andere geküßt hat, mag ich auch nicht, aus zweiter Hand begehr' ich keine Frau, aus dem Verspruch wird nichts."

Jetzt wachten die Liebenden aus ihrem Taumel wieder auf und erkannten, wer in ihrer Nähe stand.

„Ei, Mutter, kennst Du denn Deinen Peter nicht mehr?" rief der Offizier.

„Peter, bist Du's wirklich oder ist's Dein Geist?" sagte die Wirthin. „Ja, Du bist's! Ach, Du großer Gott, was Du hübsch geworden bist!"

Der Offizier aber umschlang seine Mutter, dann nahm er sein Schön-Annelies in den andern Arm und sagte:

„Nicht wahr, Mutter, Du gibst mir das Mädchen hier zum Weibe?"

„Das wär' ich schon lange zufrieden gewesen, Du Galgenstrick", erwiederte lächelnd die glückliche Mutter, „wenn Du nur schon früher gekommen wärest. Da, nimm sie nur!"

Mit diesen Worten schob sie ihm das Mädchen zu und entfernte sich; sie wußte, Liebende sind am liebsten allein und können auch die Mutter entbehren.

Wo war aber der Höcker-Michel hingekommen? Der hatte sich heimlich entfernt aus Aerger und aus Neid. Aus dem Verspruche wurde nichts; der Galgenpeter aber hat seinen Abschied erhalten und wohnte mit Schön-Annelies in dem Wirthshaus zur großen Einfahrt.

Leser, kommst Du einmal in die Gegend, so versäum' nicht, hinzugehen, vielleicht erkennst Du in der alten Wirthin noch etwas von der früheren Schönheit.

Wanderungen durch die Bücherwelt.

III.

Ueberall in unserer durch lange Friedensjahre reich bevölkerten Gegenwart ein reges Treiben und Schaffen! Hier erheben sich

Digitized by Google

neue Bauwerke, die sowohl der Bequemlichkeit des Aufenthaltes, als auch dem Betriebe der Industrie gewidmet sind, dort begründet der Handel neue Unternehmungen und dehnen die Eisenbahnen ihr Netz immer weiter aus; hier halten die Gewerbe ihre mit Erzeugnissen des Kunstfleißes überfüllten Ausstellungen und dort bieten die Märkte großer Städte den mannichfachen Ertrag des voranschreitenden Garten- und Feldbaues. Wie im materiellen, so auch im intellectuellen Verkehr, — und so darf es uns nicht wundern, wenn auch auf dem literarischen Markt Ueberfüllung herrscht. Was kann dies schaden? Je mehr vorhanden ist, desto angenehmer und besser für das Bedürfniß des Publikums, und wenn auch der Producent nicht selten in Nachtheil kommt, so ist dagegen der Consument im Vortheil. Wir in unserm Blatte können nur auf den kleinsten Theil der täglich erscheinenden literarischen Novitäten verweisen, und auch dies nur in gedrängter Kürze, da wir kein Literaturblatt schreiben und da auch unsere Räume fortwährend vielfältig in Anspruch genommen sind. Wir wollen jetzt den Lesern einige Neuigkeiten aus dem Bereiche der Schriften für das Volk vorführen. — Der Gevattersmann von Berthold Auerbach hat sich wieder auf den Weg gemacht, um uns das neue Jahr anzuwünschen. Man kennt den gesunden Humor und die Gesinnungstüchtigkeit desselben. Der Gevattersmann möchte gern der Freiheit eine Gasse machen, doch was sind Worte, die man in die Hütten und Herzen schickt? Unterdrückung wird darob nicht schwinden, und die blasse Noth sich dadurch nicht verscheuchen lassen; dennoch „bleibt das Wort das heilige Gefäß, daraus der Menschengeist Labung trinkt und Einer reichts dem Andern, und nie wird es leer, und der Gedanke wandelt sich in der empfangenden Seele zu frischem Willen und zu hülfreicher That. Wohl zittert die Hand, die nur Worte hinschreiben soll, da Du mit aller Kraft helfen möchtest. Gelingt es aber, die rechten Gedanken in die Herzen der Menschen zu flößen, so ist die rechte That da.“ Auerbach spricht auch in diesem Jahrgang seines Gevattersmanns manches freimüthige Wort zu Gunsten des Fortschrittes in Staat und Kirche, und auch diesmal heißt „Vorwärts“ seine Losung. Wenn Auerbach von der Ansicht ausgeht, daß eine freiere Bewegung in Staat und Kirche unserer Zeit als erste Bedingung nothwendig sey, so hält sich dagegen W. O. von Horn, der Verfasser der Spinnstube, vom Politischen und Kirchlichen fern. Auch er ist ein Freund der Aufklärung und des Fortschrittes, meint aber, es sey besser, wenn die Individuen sich weniger um das Regiment der Welt und mehr um das ihres eigenen Hauses bekümmerten, wenn sie ihre eigenen Leidenschaften erst mehr beherrschen und ihre eigenen Thorheiten mehr einsehen lernten, wenn sie vor Allem darnach strebten, selber tugendhafter und besser zu werden. Er verfolgt nicht sowohl politische, als vielmehr moralische Tendenzen, ist nicht sowohl ein Neuerer, als vielmehr ein Freund des bereits vorhandenen Guten. Diese Mission ist nicht minder achtungswerth, und W. O. von Horn mit seiner Spinnstube wird um so mehr Gutes stiften, als er in der That den gemüthlichen Volkston meisterhaft zu treffen und so recht aus dem Leben des Volkes zu greifen und ihm zu Herzen zu reden vermag. Seine Bilder und Vergleichungen, Schilderungen und Charaktere sind ächt populär, und man sieht, daß er das Volk nicht in der Studirstube, sondern am eigenen Herde desselben kennen gelernt hat. In seiner Spinnstube soll dem Volke ein Zeitvertreib zu Ernst und Scherz geboten werden. „Ihr sollt wohl einmal lachen über einen Witz oder eine komische Geschichte; das ist keine Sünde; aber Ihr sollt auch Ernstes wieder haben, das dem Herzen wohl thut, ein gutes Beispiel gibt, eine rechte Lehre darbeut, auf Gottes wunderbare Fügungen hinweist; glauben, hoffen, lieben, Gott fürchten und Recht thun lehrt.“ Die schönen Geschichten, die gemüthliche und populäre Darstellung, sowie die freundliche Ausstattung und der billige Preis haben dieses Volksbuch, dessen dritter Jahrgang hier erscheint, sehr beliebt gemacht und in weiten Kreisen verbreitet. — Der deutsche Volksfreund (Stuttgart in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung) ist ein Unterhaltungsbuch zu Lust und Lehre für Jung und Alt. Da er nicht von Einem Verfasser geschrieben, sondern aus den Beiträgen von verschiedenen gebildet ist, so sind auch Inhalt und Ton verschiedenartig. Am anziehendsten waren uns die beiden Erzählungen „So ging mir's“, von W. O. von Horn, und „Der Heerwurm“, dessen Verfasser nicht genannt ist. Auch manche der anderen Geschichten lesen sich recht gut, ohne gerade durch hervortretende Eigenthümlichkeit zu fesseln oder zu überraschen. — C. Spindler bringt ein Vergißmeinnicht, Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet. (Stuttgart bei Franckh). Auch Taschenbücher für das Volk? Warum nicht, — aber auf gewöhnlichem Druckpapier, ohne Goldschnitt, ohne kostbaren Einband, ohne Stahlstiche und ohne allen Prunk. So ein Taschenbuch muß billig seyn, damit es auch der Handwerksbursche seinem Schatz kaufen könne, wofern er Geld und sie Zeit zum Lesen übrig hat. Wie doch heutigen Tages für Alles gesorgt wird, und wenn nun ein Spindler auf dem Titel steht, wer sollte da nicht kaufen! Man muß es diesem Novellisten lassen, daß er zu erzählen weiß. Wir heben nur die drei ersten kleineren Erzählungen „Soldatenmährchen auf der Feldwacht“ hervor. Sie sind voll Leben und Frische und ganz geeignet, die langen Winterabende, während es draußen schneit und stürmt, zu erheitern, und solcher Vorzug ist doch des Lobes werth. Dies Vergißmeinnicht bedarf übrigens keiner Empfehlung, da der Name seines Verfassers ihm schon von selber den Weg in alle Lesezirkel und Leihbibliotheken bahnen wird. W.

Auf meine Geschäftigkeit.

Von Ludwig I., König von Bayern.

Niemals ruhen kann mein Geist,
Immerfort derselbe kreist;
Daß er ist geschäftig,
Das erhält ihn kräftig.

Ruhe macht die Seele stumpf,
Wasser wird durch sie zu Sumpf.
Ohne Windes Wehen
Könnt' nicht Luft bestehen.

Unaufhaltbar schnell zerfällt,
Wie sie nicht bewegt, die Welt.
In Bewegung Leben,
Tod in Ruh' gegeben.

Mannichfaltigkeiten.

(Bacharach, 8. Nov. — Köln. Z.) Der schon vergohrene neue Wein übertrifft alle Erwartungen, indem er eine ziemliche Süße hat, obwohl es ihm an Stärke gebricht. Der rothe bekommt eine sehr schöne Farbe und soll dem von 1840 gleichstehen.

Digitized by Google

* (Große Geister berühren sich.) Der „Nürnb. C." und nach ihm die Beilage zum „Frankf. J." Nro. 311 erzählt von General Dufours Verschwiegenheit, daß derselbe, von einem indiscreten Frager über seinen Plan befragt, geantwortet habe: „Müßte ich befürchten, daß mein Hemd darum wüßte, so würde ich es ausziehen." — Aehnlich Metellus. Quintus Cäcilius Metellus, der Besieger Macedoniens, gab einem Freunde auf die Frage, was er zunächst vorhabe, die Antwort: „Wenn ich glauben könnte, daß mein Rock um meinen Plan wüßte, so würde ich ihn ins Feuer werfen." (Körte, die Sprüchwörter der Deutschen. Seite 206). — Wenn General Dufour jenem alten General Metellus auch noch in anderen Stücken gleicht, dann wehe dem Sonderbunde!

Frankfurter Theater.

Die Jäger, Schauspiel von Iffland.

Das Parterre ist das eigentliche Forum der dramatischen Kunst. Das Logenpublikum ist blos bei Novitäten am Platze, und auf den „Höhrn" des Musentempels schwärmen die Kunstfreunde blos an den Sonntagen. „Die Jägrr" wurden am 9. d. M. vor einem zahlreichen Parterre-Publikum gespielt und sie sind auch ein wahres Parterre-Stück, ein Stück, dessen Beziehungen jetzt noch dieselben geblieben sind, deren Drang einst vor mehreren Dezennien dem Dichter die Feder in die Hand gab. Die Jäger sind ein bürgerliches Schauspiel in der vollsten Bedeutung des Wortes. Es kann nicht die Aufgabe dieses kurzen Referats seyn, in den Inhalt des ergreifenden Drama's einzugehen, welches man eine Verklärung des deutschen Familienlebens nennen darf. Die Freuden und Leiden der wackern Jägerfamilie sind bekannt und wenige von den Zuhörern werden zum ersten Male von den mächtigen Eindrücken dieses dramatischen Gemäldes bewegt worden seyn. Und dennoch war das Publikum auf's neue so ergriffen, dennoch sprach sich, als der Vorhang zum fünften Male herabgerollt war, in den Mienen Aller jene ernste Befriedigung aus, die des Dichters schmeichelhafteste Kritik ist und dem Mimen mehr gilt, als Applaus und Hervorrufen.

In der That, man hat diesmal nicht hervorgerufen, nicht den Namen „Meck" durch die Lärmtrompete begeisterter Kehlen ertönen lassen, und dennoch hat dieser Abend ein lebendig grünes Blatt um die Schläfe des geachteten Künstlerpaares gelegt und vor Allem die seltene Begabung des Hrn. Meck für das bürgerliche Schauspiel auf's neue glänzend dargethan. Mag man immerhin an allen deutschen Bühnen suchen, man wird der Repräsentanten für den Oberförster eine sehr kleine Zahl finden, wie wir in Meck einen besitzen. Es ist wahrhaftig Fleisch und Blut an dieser körnigen Waidmannsgestalt; das ist Leben, das ist Seele! Frau Meck stand ihrem Gatten würdig zur Seite. In dieser Innigkeit des ehelichen Lebens war, man mußte sich's gestehen, mehr als Kunst, mehr als Comödienspiel, es war eine Skizze wahren häuslichen Glückes. Wridner als Amtmann erinnerte an seine vortrefflichsten Leistungen.

Das Stück wurde auch im Ganzen gut gespielt. Die einzelnen Rollen wurden mit Lust und Liebe gegeben. Hrn. Schneider, dessen Laufbahn von uns mit warmen Sympathieen begleitet wird, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß jene ungezügelte Leichtigkeit, welche das Conversationsstück würzt, im ernsten Schauspiele niemals am Platze ist, selbst in den launigsten Scenen nicht. Und Fräul. Hausmann, diese liebliche Erscheinung, bitten wir im Interesse ihrer Künstlerschaft, ihre vorherrschende Hinneigung zum naiven Tone im Drama kräftigst zu bekämpfen.

Zum Schlusse danken wir der Theater-Direktion, daß sie bei den mehrjährigen Mißernten im Gebiete der dramatischen Dichtkunst, welche weder durch den Samen der Tantième, noch durch die Versuche mit Preisaufgaben beseitigt werden konnten, ihr Augenmerk wieder mehr auf das Repertoir der „guten alten Zeit" lenkt. A.

Korrespondenz.

Hamburg, 8. Nov.

Unter allen Kunstgenüssen, die uns gegenwärtig geboten werden, nehmen die Konzerte des Walzerkönigs Strauß mit seiner Kapelle den ersten Rang ein. Nachdem Strauß mit außerordentlichem Erfolge und bei gedrängt vollem Hause im Thaliatheater gespielt, hat er jetzt eine zweite Auflage seiner Konzerte in der „Tonhalle" begonnen. Es gibt nur einen Strauß, wie es nur eine Kaiserstadt gibt, und Strauß ist, wie der Vater der modernen Tanzmusik, so auch der originellste und pikanteste seiner Gattung. Man muß diesen kleinen musikalischen Napoleon dirigiren sehen, wie er mit dem langgeschwenkten Violinbogen sägt und arbeitet, mit den lebhaften Augen winkt und ganz Feuer und Flamme ist, um von den ungeheuren Erfolgen dieses großen Tanzmusikmeisters sich einen Begriff zu machen. Was Heine in der Poesie ist, möchte ich sagen, ist Strauß in der Musik. Auch er hat die Sinnlichkeit auf den Thron erhoben; es ist die höchste Raffinerie in diesen sinnberauschenden Weisen. — Ueber unser Schauspiel ist noch immer nicht viel Erfreuliches zu melden. „Die blaue Schleife", vom Baron v. Puttlitz, ein nach Scribe'scher Schablone gearbeitetes Stück, das sich pomphaft als „historisches Original-Lustspiel" ankündigt, ist weder historisch, noch originell, noch lustig und wir haben abermals gesehen, wie wenig von der lodtrompetenden Berliner Kritik zu halten sey. Nicht einmal Fräul. Jahn, die zu dergleichen Rollen besondere Begabung zeigt, konnte durch ihr schönes Talent der „blauen Schleife" einigen Erfolg verschaffen. — Fräul. Heyne hat uns verlassen und soll nach einem Gastspiel in Dresden eine Anstellung am Stuttgarter Theater in Aussicht haben; um so erfreulicher ist es, daß sich die über unsere noch in Gräfenberg verweilende Fräul. Wilhelmi in Umlauf gesetzte Mythe, als ob sie einen jungen Mann, der den Namen Schilling oder sonst einer andern Münze haben sollte, heirathen und daher der Bühne entsagen würde, nicht bestätigt hat. Fräul. Wilhelmi wird, wie ich mit Bestimmtheit versichern kann, Mitte dieses Monats zur Freude aller Theaterfreunde wieder eintreffen und unserem Schauspiel einen neuen Aufschwung geben. Auch heißt es, daß ein lange vermißter jugendlicher Liebhaber gewonnen sey und ein früheres, hier sehr beliebtes Mitglied baldmöglichst zurückkehren werde. Als nächste Neuigkeiten kommen Rücken's „Prätendent" (unter des Componisten eigener Leitung) und „Böttcher, der Goldmacher", von Dr. Töpfer dieser Tage zur Aufführung.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Hamburg.) Eine uns so eben zugekommene Mittheilung stellt folgende literarische Erscheinung in Aussicht. Der Titel lautet wie folgt: „Chronographicon von Abraham Da-Levi aus Granada. Nach der ältesten Ausgabe und Handschriften sorgfältig edirt, zum ersten Male aus dem Hebräischen übertragen und mit sachlichen und kritischen Noten nebst Einleitung und Index versehen von Dr. Mecklenburg." In der That dürfen sich die Specialhistoriker eben so wie alle Kenner des jüdischen Alterthums freuen, für die Bearbeitung des alten berühmten historischen Quellenbuches einen so hingebenden, scharfsinnigen und tactvollen Kritiker gefunden zu haben. Durch Leistungen von starkbefähigter Hand ausgeführt, wie diese, dürfte das betreffende gebildete Publikum der Befriedigung eines längst gefühlten Bedürfnisses näher schreiten.
(Hamb. Corresp.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. Nov. (Neu einstudirt): Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller.

Montag, 15. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 316. Dienstag, den 16. November 1847.

Der Vetter mit dem gelben Gürtel.

Chinesische Novelle. Aus dem Franzöſischen von W. Heckrath.

Obschon China das Land ist, welches, in Hinsicht weiblicher Schönheiten, vor vielen andern Ländern das von der Natur am freigebigsten ausgestattete ist, so gab es doch im ganzen chinesischen Reiche kein schöneres und anmuthigeres Geschöpf als So-Sli, die Tochter des Poo-Poo. Ihre kleinen, niedlichen Füßchen waren kaum größer als ein Finger; deshalb war ihr Gang unbestimmt und schwankend, so daß sie nur durch Hülfe eines Rohres, oder von einer Dienerin unterstützt, gehen konnte. Der Liebreiz verbreitete etwas so Zauberhaftes um ihr Wesen, daß sie bei ihrem öffentlichen Erscheinen, gleich einem Gaukler von Shanghi, der einen Strohhalm auf der Nasenspitze balancirt, die Augen aller Vorübergehenden auf sich zog; ihre Augenbraunen waren schön bogenförmig, und umgaben scharf eingeschnittene, mandelförmig gebildete Augen, und die Feinheit ihres glänzenden Haares glich dem zarten Gewebe der schwarzen Spinnen von Chen-Si.

Der Freier, die sich um So-Sli's Hand bewarben, gab es die Menge. Zwar hätte sich ihr Vater, der ehrwürdige Poo-Poo, eben so gut einen Schwiegersohn unter den Beamten des Civil- oder Militärstandes wählen können, aber er war dafür zu weise und zu sehr ein Philanthrop, der emsig damit beschäftigt war, die Quellen aufzufinden, aus denen Wohl oder Wehe für die Menschheit fließt; deshalb sollte seine Tochter sich keinem andern Manne vermählen, als einem solchen, der mit den aus seinem Studium gewonnenen Grundsätzen übereinstimmen würde. Wiewohl er sich nun hierüber eine einleuchtende Theorie gebildet, so bereute er es doch sehr, daß er davon für sich selbst keine Anwendung habe machen können; jedoch war diese Reue nach dem Tode seiner Ehehälfte bald verschwunden. Seine Tochter aber sollte von einer Entdeckung Gebrauch machen, welche für ihn zu spät gemacht worden war; kurz, sein Kind sollte in der Wahl eines Gatten volle Freiheit haben. Freilich schmeckte diese Lehre ein wenig nach Ketzerei, besonders in einem Lande, wie China, wo man seit beinahe 6000 Jahren nicht gewohnt war, die Neigung der Töchter in Heirathsangelegenheiten zu befragen; aber die Schönheit des Mädchens entschuldigte in etwas die Sonderbarkeiten des Vaters.

Ungeachtet zwei vornehme Mandarine, Hang und Swing, so wie ein gewisser Kaufmann Tin, dem Poo-Poo kostbare Geschenke schickten, und der sehr beredte Tung, ein Gelehrter des Kollegiums zu Hanfan, zehn Bände voll Sittensprüche auf die Schönheit seiner Tochter verfaßt hatte, so wies der Vater sie dennoch mit ihren Anträgen zurück, indem er zugleich auf eine recht artige Weise für die ihm gemachten Geschenke und Komplimente seinen Dank abstattete. Eben so verfuhr er mit mehreren Andern, als: Fabrikanten, Besitzern von Reisfeldern, Militär- und Civilbeamten, welche in seiner Nachbarschaft wohnten, und Gelegenheit hatten, die reizende So-Sli zu bewundern und von ihr gesehen zu werden. Gegen Hang, Swing, Tin und Tung hatte diese nichts einzuwenden, und das aus dem Grunde, weil sie dieselben nicht kannte; in Betreff solcher Bewerber hingegen, die ihr persönlich ihre Huldigungen darbringen wollten, so hatte sie an ihnen bald Dies, bald Jenes zu kritisiren: der Eine war zu groß, der Andere zu klein, Dieser schien ihr zu mager, Jener zu korpulent; Tin-Tin hatte eine zu schwache und Din-Dong eine zu starke Stimme, der Siebente war ein zu großer Verehrer süßer Bataten — und Bataten mochte So-Sli nicht ein Mal riechen, geschweige denn essen — und endlich der Achte war nicht gut auf Hunde; denn sie war darein vernarrt. Die Wahrheit ist, daß es schwer war, dem verwöhnten Töchterchen zu gefallen.

Da man nicht aufhörte, den Poo-Poo mit Geschenken gleichsam zu überschütten, so trug Dieses nicht wenig dazu bei, ihn in seiner bisherigen Theorie immer mehr zu befestigen; und wirklich wünschte der gute Mann sich schon Glück zu seiner Scharfsichtigkeit; denn unter den Chinesen hatte er sich bereits mehrere Anhänger verschafft, die, wie er, ebenfalls eine Tochter zu verheirathen hatten. Aber nach und nach hörte die Freigebigkeit der Liebhaber auf; denn bevor sie sich entschlossen, nach der Sitte der Europäer, den Hochzeitskorb zu schicken, wollten sie aus dem Munde der schönen So-Sli die Entscheidung ihres Schicksals selbst vernehmen. Dieses Verfahren mußte einem so erfahrnen Manne, wie Poo-Poo, die gerechtesten Besorgnisse einflößen.

In derselben Stadt wohnte auch ein edler Chinese, der seinen höchsten Stolz darein setzte, mit der kaiserlichen Familie verwandt zu seyn; und in der That war er ein Abkömmling eines Kaisers, der vor 150 Jahren den himmlischen Thron der Chinesen eingenommen hatte. Der erhabene Beherrscher China's blickt mit Milde auf alle seine armen Verwandten, deren Anzahl sich nach einer genauen Zählung auf nicht weniger als 10,000 erstreckt, und bewilligt Jedem, je nach seinem Verwandtschaftsgrade, ein jährliches Einkommen. Die nächsten Verwandten beziehen ungefähr 10,000 Taël, und so geht es stufenmäßig abwärts bis zu den Erben des gelben Gürtels, welche monatlich nur 3 Taël nebst einem Sack Reis erhalten; ferner übernimmt der Kaiser ihre Hochzeitskosten, so wie die der Leichenbegängnisse ihrer Frauen, wenn sie das Unglück haben, dieselben zu verlieren. Zu diesem Zwecke sind für sie 120 Taël angewiesen, welche Summe sich so oft wiederholt, als sie eine Frau nehmen und sie wieder durch den Tod verlieren. Indem nun Ho-Fi, so hieß der Chinese, ein Vetter des himmlischen Sohnes, wenn auch in einem sehr entfernten Grade, war, so hielt er es unter seiner Würde, irgend ein Geschäft auszuüben; da aber seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz mit seinem Beutel in umgekehrtem Verhältnisse standen, so sah er sich bisweilen genöthigt, um sich, nach der Ausdrucksweise der Abendländer, Salz für seine Suppe oder auch Suppe für sein

Digitized by Google

Salz zu verschaffen, zu außergewöhnlichen, aber sehr sonderbaren Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

Das Gerücht von So-Slis Schönheit, aber auch das von ihrer schwer zu befriedigenden Laune, war gleichfalls zu den Ohren des Ho-Fi gedrungen; und obschon er fast täglich ein neues Histörchen von irgend einem Freier vernahm, der sich ein Körbchen geholt, so war dieses nicht im Stande, ihn abzuschrecken, in die Reihe der Bewerber zu treten; denn er war einer jener Menschen, die, zu sehr von ihren wirklichen oder eingebildeten Verdiensten eingenommen, nicht gewohnt sind, Hindernisse zu berechnen, noch weniger durch eine abschlägige Antwort sich abspeisen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Den Manen Felix Mendelssohn-Bartholdy's.

Von Dr. C. Drescher.

Welch' ein Stern ist dir erblichen,
Welch' ein Genius dir entflohn,
Theu'res Vaterland! O trau're,
Musen, weinet um den Sohn!

„Felix"! glücklich! ja du warst es,
Und wir waren's stolz in dir.
Seli'ne Spenden holder Musen
Waren deiner Wiege Zier.

Dir ein Diadem, wie Keinem
Pallas und Arion wob;
Leicht zu lichten Glanzeshöhen
Dich Fortuna selbst erhob.

Als ein auserwählter Priester,
An erhab'nem Flug ein Aar,
Reichtest du uns Himmelsblüthen
Von der Tonkunst Hochaltar;

Schaarlest um des Tempels Schwelle
Nationen friedlich hin.
Glaube, Lieb' und ew'ge Hoffnung
Ward hier Aller Hochgewinn.

Allen glimmte wach der Funken,
Den ein Gott in's Herz gelegt,
Und die Millionen Flammen
Sanft zu einem Brands trägt.

Aber ach! noch Viele harren
Heil'ger Künste Mission.
Streit und Gaukelwerk durchtoset
Uns're eig'ne Nation.

Ach, wir brauchen traute Sänger
In der wirren, bösen Zeit,
Die da sammeln Herz zum Herzen,
Wunden heilen, stillen Streit.

Wir bedürfen edler Geister,
Reiner Seelen großes Bild!
Und du senkst dein Auge, Meister?!
„Christus" ist noch unerfüllt!

Trau're, Vaterland, o trau're!
Weinet, Musen, um den Sohn!
Welch' ein Stern ist dir gesunken!
Welch' ein Genius euch entfloh'n!

Frankfurt a. M., 12. Nov. 1847.

Eine Jahresgedächtnißfeier in Edenkoben in der Rheinpfalz.

** (Neustadt a. H., 11. Nov. — Corresp.) Gestern ist in Edenkoben eine der bewegten Lebendigkeit der vereinigten Kirche der Pfalz entsprossene und von dem in dieser Kirche regsamen Geiste Zeugniß gebende Festlichkeit begangen worden. Sie hatte das Jahresgedächtniß des 10. Nov. 1846 zur Veranlassung und zum Gegenstand. Am 10. Nov. v. J. nämlich war in Edenkoben eine über 200 Namen zählende Versammlung von protestantischen Kirchengenossen aus allen Ständen und den meisten nicht allzu entfernten Gegenden der Pfalz zusammengetreten und hatte, gemäß grundgesetzlichem Recht, nothgedrungenen und wohlbegründeten Recurs gegen Mißbrauch der geistlichen Gewalt von Seiten des Oberconsistoriums vor Sr. Majestät den König gebracht, und das Gesuch um Zusammenberufung einer außerordentlichen Generalsynode beigefügt. Dieses Gesuch wurde zwar von allerhöchster Stelle abweisend beschieden, und jenem Recurs wurde keine Folge gegeben. Doch aber war die indirekte Wirkung davon, durch eine am 28. Juni d. J. noch zahlreichere Versammlung in gleicher Tendenz zu Winzingen verstärkt, nach allen Seiten hin eine sichtbare und tiefeingreifende. Bei dieser wenigstens so weit erfreulichen Wahrnehmung wurde seit einiger Zeit mehrfältig der Wunsch laut, daß das Jahresgedächtniß jenes Tages und jener Versammlung festlich begangen werden möchte. Der Wunsch fand vielfältigen Anklang, und so kamen, in gleicher Weise wie im vorigen Jahr, doch nur aus der nähern Umgebung von Edenkoben (da andere Orte wegen zu großer Entfernung es vorzogen, in ihrer Mitte eine Erinnerungsfestlichkeit des Tages zu halten) eine Anzahl von etwa 125 theils vorjährige Theilnehmer, theils noch hinzutretende zusammen, um den Gefühlen, die jeden Einzelnen belebten, gemeinsamen Ton und Ausdruck zu geben. Unter gegenseitiger Beglückwünschung begrüßten sich die gleichgesinnten Bekannten; in dem Bewußtseyn des gleichen Sinnes und des gemeinsamen Strebens, den Grundsätzen und Rechten der vereinigten Kirche die bisher theilweise vorenthaltene Anerkennung und Verwirklichung zu gewinnen, hob sich augenscheinlich die ermuthigte Kraft zur festen Nachhaltigkeit und zur Zuverlässigkeit der gewissen, nicht allzu fernen Erreichung des Ziels. — Bei dem einfachen Mittagsmahle wurden mehrere, der Tagesfeier angemessene Toaste ausgebracht, welche zur Bezeichnung des die Versammlung im Sinne der vereinigten Kirche durchströmenden Geistes noch kurz anzuführen nicht unterlassen werden dürfte.

Nachdem festgesetzt worden war, daß keine Toaste auf Namen ausgebracht werden sollen*), trug Dr. Hepp, praktischer Arzt in Neustadt den ersten Toast „auf die Edenkobener Versammlung am 10. Nov. 1846" in ziemlich umfassender Ausführung vor, worin er die Bedeutsamkeit jener Versammlung, ihre einflußreiche Wirkung und die darauf zu gründende Hoffnung klar und kräftig darlegte. Ihm folgte Fr. Exter sen., Synodalmitglied in Neustadt, mit dem zweiten: „den Mitgliedern der ersten Generalsynode zu Kaiserslautern im Jahr 1818, welche die Vereinigung unserer Kirche auf freisinniger Basis gegründet haben." Der dritte von L. Dacqué sen., Banquier in Neustadt angestimmte, galt „dem ersten Ausschuß der Generalsynode im Jahr 1825, der sich mit Entschiedenheit gegen die Anlegung irgend eines alten

*) Eine lobenswerthe Anordnung!

Digitized by Google

oder neuen „geistigen Halbeisens" durch blinde Symbole in der vereinigten Kirche verwahrte. Der vierte von dem Kirchenrechner Schuster in Landau: „den Unterzeichnern der Beschwerdeschriften von Edenkoben und Winzingen, welche durch Geschäfte und große Entfernung abgehalten sind, an unserm Feste Theil zu nehmen." Der fünfte von J. Hornig sen. in Neustadt: „unsern muthigen Glaubensgenossen, welche durch ihren Ruf als Deputirte in München abgehalten sind, an dem Feste Theil zu nehmen." Der sechste von Joh. Fitz in Dürkheim: „den wackern 700 Magdeburgern, welche eine symbolfreie protest. Kirche, gleich der unserigen, gegründet haben." Bei dieser Gelegenheit wurde von Notar Werner in Neustadt die Berufung Uhlichs an die protest. Kirche Deutschlands in Erinnerung gebracht, und der Vorschlag gemacht, eine Erklärung in dem Sinne unserer symbolfreien vereinigten Kirche an denselben abzugeben. Diesen Vorschlag nahm die Versammlung durch Acclamation an; die Erklärung wurde beschlossen, von 125 Anwesenden unterzeichnet, und sogleich der Post in Edenkoben an ihre Adresse übergeben (siehe den Nachtrag). Den siebenten Toast widmete J. Bergdolt Synodalmitglied in Duttweiler: „den muthigen, beharrlichen Geistlichen, welche wegen Theilnahme an den Versammlungen zu Edenkoben und Winzingen von dem Oberkonsistorium zur Verantwortung gezogen werden wollen." — Daß diese Toaste alle mit lebhafter Zustimmung, zum Theil mit Begeisterung aufgenommen wurden, bedarf kaum gesagt zu werden. Die allgemeine Discussion verbreitete sich verschiedentlich über die kirchlichen Angelegenheiten. — Wer sollte aus dieser ganzen Festlichkeit nicht erkennen, daß die Grundsätze der symbolfreien vereinigten Kirche der Pfalz mit klarem Bewußtseyn in ihren Gliedern leben, daß die Berechtigungen ihrer Kirche ihnen bekannt und theuer sind, daß Kraft und Muth in ihnen ist, die unverkümmerte Anerkennung jener Rechte auf dem gesicherten Boden der Gesetzlichkeit zu erkämpfen!*).

Volksschriftenwesen.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen der neuern Zeit, daß überall Vereine thätig geworden sind, dem Volke tüchtige, für dieses verfaßte Schriften leicht zugänglich zu machen: denn unter den Volksbildungsmitteln nehmen gute Volksschriften gewiß einen sehr hohen Rang ein. Eine allgemeine Klage solcher Vereine jedoch ist es, daß es unter den vorhandenen Volksschriften verhältnißmäßig so wenig gute gibt. Es wird erst besser werden, wenn bedeutendere Schriftsteller den so dankbaren Beruf, für die große Menge der nicht wissenschaftlich Gebildeten anziehend zu schreiben, besser verstehen und üben werden. Moralische Salbadereien und Geschichten in Predigten können das Volk weder heben noch fesseln. Sehr dankenswerth ist, wenn, wie durch den „Zwickauer Volksschriftenverein", anerkannt classische, im Buchhandel bereits erschienene Schriften verbreitet werden, wie Duller's Jesuiten, Marheineke's Reformationsgeschichte, Auerbach's Gevattersmann u. a. Neuerdings hat der Zwickauer Verein auch von der trefflichen Volksschrift von Julius Kell: „Die Noth der Armen", anderthalbtausend Exemplare angekauft. Diese Schrift ist unter den gegenwärtigen Theuerungsverhältnissen von der größten Wichtigkeit. Sie sagt Armen und Reichen die treffendsten Wahrheiten, und schildert in ergreifenden Lebensbildern die Noth der Armen, um Hoch und Niedrig mit den besten Mitteln bekannt zu machen, ihr abzuhelfen. Der Verfasser, außerdem bekannt als theologischer und pädagogischer Schriftsteller und Herausgeber der „Sächsischen Schulzeitung", sowie der sehr empfehlenswerthen „Illustrirten Zeitung für die Jugend", ist auch als Volksschriftsteller bereits sehr vortheilhaft bekannt. Die Volksschriften: Vater Richard, des Branntweins Lust und Weh, der Landpfarrer, Franklins Leben, geben Zeugniß von seiner Thätigkeit und ausgezeichneten Befähigung in diesem Fach. Ganz besonders verdient seine neueste Volksschrift: „Lehrerleben" (Leipzig bei J. Klinkhardt, 1/3 Thlr.) die Aufmerksamkeit des größeren Publikums. Der Verfasser malt darin mit lebendigen Farben die Noth der Lehrer und weist überzeugend nach, wie nothwendig um des Volkes willen eine Verbesserung der traurigen Verhältnisse der Volksschullehrer thut. Es ist das eine Lebensfrage des deutschen Volks, über die schon sehr viel gesprochen worden ist, ohne daß etwas Durchgreifendes geschieht. Schulrath von Türk erzählt, daß es in Preußen 12,000 Volksschullehrer gibt, die noch nicht 100 Thlr. jährlichen Gehalt haben. Es liegt auf der Hand, wie bei der leiblichen Noth und der davon abhängigen, sehr oft unzureichenden Bildung und geistigen Beschränktheit des Volksschullehrerstandes die Volksbildung selbst nicht die gewünschten Fortschritte machen kann. Jedenfalls wird auch diese Volksschrift, die wir in den Händen recht vieler Lehrer und Nichtlehrer sehen möchten, allen freisinnigen Volksfreunden immer klarer machen, wie eine bessere Zukunft ihre sicherste Grundlage in einer größeren geistigen und sittlichen Durchbildung des Volks und seiner Lehrer finden kann. Möchten die Freisinnigen nie vergessen, daß auch die Volksschriftenvereine eine große Macht sind, und daß es nur von ihrer Theilnahme oder Nichttheilnahme an ihnen abhängt, ob sie ein Werkzeug der Rückschritts- oder der Fortschrittspartei seyn werden!

Mannichfaltigkeiten.

(Königsberg, 2. Nov. — Wes. Ztg.) Als die hiesige freie evangelische Gemeinde im vorigen Jahr durch eine kirchliche Feier den Tag festlich beging, an welchem Luther die Bannbulle des Papstes verbrannte, faßten mehrere Mitglieder der Gemeinde die Idee, diesem Tage, der so segensreich für die Menschheit und dessen Feier für die Gemeinde so erhebend gewesen war, ein würdiges Denkmal zu setzen, und zu diesem Zwecke eine Stiftung zum Heile der Jugend im Geiste der Gemeinde zu gründen, die für Alle ohne Unterschied des Glaubens bestimmt seyn sollte. Von dieser Idee geleitet, trat ein Comité zusammen und forderte zur Theilnahme durch Zeichnung von Beiträgen auf. Trotz der traurigen Verhältnisse, in welchen sich seit mehreren Jahren unsere Stadt und Provinz befinden, und trotz der mannichfaltigen Schwierigkeiten, die einem Werke in den Weg gelegt wurden, das von der freien evangelischen Gemeinde ausgehen sollte, fand dieser Plan doch eine so rege Theilnahme, daß bereits in diesem Sommer die nöthigen Vorarbeiten gemacht werden konnten. Der Pächter des nahe bei der Stadt gelegenen Gutes Liep, Amtmann Papendieck, der zuerst die Idee einer solchen Stiftung angeregt hatte, überließ zu dem Ende für die Zeitdauer seines bestehenden Pachtcontracts — derselbe währt noch 20 Jahre — der Anstalt unentgeltlich ein geräumiges Wohnhaus, die Moosbude genannt, nebst mehreren Morgen Landes und einem großen Garten, sowie Heu zum Futter für eine Kuh und Weide für anderes Vieh. Das Haus ward sofort eingerichtet und es gelang, einen tüchtigen Lehrer und eine erfahrene Hausmutter zu gewinnen. Vorgestern, am 31. Oct., am Reformationsfeste, wurde nun diese Anstalt mit sechs Kindern, größten-

*) Einige zu diesem Festberichte gehörende Nachträge werden folgen.

Digitized by Google

theils Waisen, eröffnet. (Binnen kurzem werden noch zwei Mädchen aufgenommen, so daß sich dann vier Knaben und vier Mädchen in der Anstalt befinden.) Amtmann Papendieck begann die Eröffnungsfeier mit einer kurzen Rede, in welcher er den Zweck der Anstalt auseinandersetzte, die Kinder, den Lehrer und die Hausmutter vorstellte und die Anstalt Allen, denen das Wohl der Jugend am Herzen liegt, empfahl. Dr. Dinter sprach hierauf noch einige Worte über die Motive, welche die Anstalt ins Leben gerufen, und über die Schwierigkeiten, die dem Gedeihen derselben sich noch in den Weg stellen dürften. Der Feier wohnten trotz des ungünstigen Wetters und der nicht unbedeutenden Entfernung von der Stadt Viele bei und schienen durch die getroffenen Einrichtungen und den ihnen vorgelegten Plan in Betreff der Erziehung der Kinder vollkommen befriedigt zu seyn. — Die Anstalt soll, ähnlich dem rauhen Hause bei Hamburg, die Knaben zu Handwerkern und die Mädchen zu brauchbaren Dienstboten heranbilden. Vorläufig sollen die Kinder, welche zwischen dem 6. und 9. Lebensjahre stehen, bis zum 14. oder 15. Lebensjahre in der Anstalt bleiben und dann zu tüchtigen Meistern in die Lehre gegeben werden. Findet die Anstalt die nöthige Unterstützung und bewährt sie sich, so wird dieselbe erweitert und die Ausbildung der Kinder dann in der Anstalt selbst vollendet werden.

Korrespondenz.

Mainz, 8. Nov.

Unser Theater, welches seit zwei Monaten wieder dem Dienste der Musen geöffnet ist, entspricht im Allgemeinen den Wünschen des Publikums. Mehrere Einzelne, welche nicht bedenken, daß Mainz im Sommer kein Theater besitzt und deshalb jedes Jahr eine neue Gesellschaft hat, folglich auch Das nicht fordern kann, was andere bedeutendere Städte zu begehren berechtigt sind, sind mit den seitherigen Leistungen weniger zufrieden. Unter den bisher gegebenen Opern heben wir als besonders gelungen hervor: „Nabucodnosor" von Verdi, welche, bereits dreimal mit entschiedenem Erfolge gegeben, den ungetheiltesten Beifall erhielt; „Ferdinand Cortez", „Robert der Teufel", „Romeo und Julie", „das Nachtlager", „Norma" und „Belisar." Der Liebling des Publikums in der Oper ist Mad. Dreßler-Pollert, eine Primadonna, wie sie Mainz noch nicht gehabt, und verdient diese Dame in vollem Maße den Beifall, welcher ihr von unserem Publikum gespendet wird. Ihr würdig zur Seite steht unser erster Bassist, Hr. Leser, welcher mit einer guten Schule ein ausgezeichnetes Spiel verbindet. Unser erster Tenor, Hr. Citel, hat zwar auch eine gute Schule und eine in den mittleren Tönen angenehme Stimme, läßt aber in der Höhe viel zu wünschen übrig und entbehrt, bei mangelhaftem Spiel, jeder Repräsentation. Der zweite Tenor, Hr. Haetmann, hat eine äußerst liebliche Stimme, ist aber in Spiel und Gesang noch als Anfänger zu betrachten, während dagegen Hr. Freyberg, unser Spieltenor, welcher mitunter größere Partieen übernimmt, bei recht gewandtem Spiel, in seinem Gesange viel vermissen läßt. Unser Baritonist, Hr. Dupont, besitzt eine brillante Stimme. Benutzt er die ihm durch unseren tüchtigen Kapellmeister, Hrn. Fischer, gebotene Gelegenheit zu seiner weiteren Ausbildung, so kann derselbe wohl eine schöne Stufe erreichen; im anderen Falle aber wird Hr. Dupont an der Klippe zu Grunde gehen, woran schon so manche schöne Stimmen gescheitert sind, an eigner Ueberschätzung. Fräul. Rauch genügt als jugendliche Sängerin, ohne uns Fräul. Welly vergessen zu machen, und Mad. Dupont kann als Soubrette durchaus den Anforderungen nicht genügen, welche wir hier zu stellen berechtigt sind. Die bedeutendste Acquisition in dieser Saison ist jedenfalls die des ausgezeichneten Kapellmeisters Hrn. Fischer, welcher in der kurzen Zeit seines Hierseyns unser Orchester auf einen ganz anderen Standpunkt gebracht hat, und wollen wir hoffen, daß uns derselbe auch für die Folge möge erhalten bleiben. Ueber unser Schauspiel, welches noch manche sichtbaren Lücken bietet, nächstens.

Von der Bergstraße, 11. Nov.

In der „Oberpostamtsztg." wurde vor einiger Zeit der in Frankfurt erscheinende, von dem Oberpostamts-Secretair A. Hendschel herausgegebene „Telegraph für Post-, Eisenbahn- und Dampfschiff-Verbindungen in Deutschland und den angränzenden Ländern" lobend erwähnt, zugleich aber auch die Ansicht ausgesprochen, daß es sachgemäß sey, wenn sich der Herausgeber dazu verstehen wollte, dem genannten Telegraphen eine Charte der betreffenden Länder beizufügen. Daß hierdurch der Telegraph gemeinnütziger werden würde, läßt sich nicht verkennen; wir wünschen daher sehr, daß der Herausgeber sich dazu verstehen möge, für die Folge demselben eine einfache Charte beizugeben, was seine Benutzung einem großen Theile des Publikums sehr erleichtern würde, fügen aber noch eine weitere Bitte bei, welcher wir ebenfalls Berücksichtigung wünschen. Der Telegraph bietet in seiner jetzigen Einrichtung allen Denjenigen, welche in Deutschland und den angränzenden Ländern mit den Eisenbahnen, den Dampfschiffen und den ordinairen Posten reisen wollen, Gelegenheit, sich über alle auf die Reise Bezug habenden Verhältnisse möglichst genau zu unterrichten. Sie können nach demselben ihren vollständigen Reiseplan machen, die Abgangs- und Ankunftszeiten genau bestimmen und die Reisekosten berechnen. Es ist also für die Klasse von Reisenden, welche sich der genannten Reisegelegenheit bedienen wollen, vollständig gesorgt. Dagegen finden die mit Extrapost Reisenden in demselben nicht vollständige Belehrung, da es ihnen nicht möglich ist, die Kosten einer Extrapostreise mittelst des Telegraphen zu berechnen. Da übrigens die Zahl der Extrapostreisenden in manchen Gegenden immer noch ziemlich bedeutend ist, so wäre es nur erwünscht, wenn auch diese in dem Telegraphen über alle einschlägigen Verhältnisse genaue Belehrung finden könnten. Wir stellen daher im Interesse dieser Reisenden und eben so in demjenigen der Postbeamten, welche oft um Auskunfts-Ertheilung angegangen werden und dieselbe, in Ermangelung der nöthigen Materialien, nicht vollständig genau zu geben im Stande sind, das Ersuchen an den Herausgeber, daß es ihm gefallen möge, seinem Telegraphen regelmäßig eine Zusammenstellung der in den betreffenden Ländern geltenden Extrapostsätzen nebst den Nebengebühren (Chausseegeld, Postillons-Trinkgeld und Schmiergeld) beizufügen, damit auch die Extrapostreisenden im Stande sind, die Kosten der Reise im voraus berechnen zu können. Ueber die Unentbehrlichkeit des Telegraphen für Postbeamte, Reisende aller Art und Diejenigen, welche auf ihre Kosten Reisen müssen machen lassen, hier noch etwas Weiteres beifügen zu wollen, wäre überflüssig, da hierüber bei Denjenigen, welche nur einen Blick in denselben thun wollen, kein Zweifel bestehen kann. Wir wollen nur wünschen, daß dieses zeitgemäße Unternehmen recht vielseitige Unterstützung finden möge, damit es fortbestehen kann. Der Preis ist ohnehin so mäßig, 2 fl. 24 kr. pr. Jahrgang, daß auch dem minder Bemittelten dessen Anschaffung möglich gemacht ist.

Homonyme.

Gott! was hör' ich, welche Töne,
Wie entzücken sie mein Ohr!
Ja der Tonkunst hehre Schöne
Strahlt aus dieser Missa vor!
Sagt von welches Meisters Hand —
Deutscher Geist im fremden Land.
Welch' ein Absich, was für Töne
Quell'n aus jener Kneipe vor?
Drohend heben Bachus Söhne
Kampfentbrannt die Faust empor.
Fliehe, Waller, weit von hier,
Sonst begegnet Unheil dir!
Ein Wort nennt des Meisters Namen
Und zugleich der Prügel Samen.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi neu einstudirt): Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 16. Nov. Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack, Schwank in 4 Abth., von Nestroy, Musik von A. Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 317. Mittwoch, den 17. November 1847.

Der Vetter mit dem gelben Gürtel.

Chinesische Novelle. Aus dem Französischen von W. Heckrath.

(Fortsetzung.)

Obschon noch in seiner vollen Manneskraft, so hatte er doch schon sechs Mal seinen Nacken unter das Joch der Ehe gebeugt; aber allemal war er aus unbekannten Gründen nach sechs Wochen wieder Wittwer geworden. Und regelmäßig hatte er an den Hochzeits- und Sterbetagen die ihm von seinem himmlischen Vetter bewilligte Summe erhoben. Da die Zahl Sieben bei den Chinesen als eine vorzugsweise glückliche betrachtet wurde und Ho-Fi schon sechs geliebte Frauen in einem und demselben Grabe liegen hatte, so wünschte er nichts so sehnlich, als sein Glück noch ein Mal zu versuchen. Er besaß viele körperliche Vorzüge, welche ihm schon bei verschiedenen andern Veranlassungen behülflich gewesen waren, seinen Zweck zu erreichen; und Das, was der chinesische Geschmack von Dem verlangte, der Anspruch machen will auf den Titel eines schönen Mannes, dieses fand sich in seiner Person vereinigt: die Nägel an seinen Fingern ließ er stets zu anderthalb Zoll anwachsen; nirgends war irgend eine Spur von einem Barte zu sehen; sein Kopf, mit Ausnahme eines schwarzen, reichlichen Büschels, der eine Elle lang herunter hing, war ganz glatt geschoren; dann war er mit jener außerordentlichen Dreistigkeit und Beharrlichkeit ausgerüstet, welche nie ermüden, sondern stets von neuem zum Angriffe heranrücken. Zu diesem kam noch eine Geschmeidigkeit des Geistes, nebst einer gewissen Geschicklichkeit, die schwache Seite, besonders des schönen Geschlechts, ausfindig zu machen, und seinen Vortheil auf der Stelle wahrzunehmen. Und war es ihm ein Mal gelungen, die Aufmerksamkeit eines Mädchens durch seine honigsüßen Worte auf sich zu ziehen, so bedurfte es nur noch der Anführung des Namens seines himmlischen Vetters und den Anblick der Farbe des kaiserlichen Gürtels, um seine Eroberung vollständig zu machen.

Nachdem Ho-Fi einen festen Entschluß gefaßt, beeilte er sich, ihn in's Werk zu setzen. Vor Allem suchte er mit dem Philosophen Poo-Poo anzubinden, welches ihm denn auch bald gelang. Als dieser eines Tages auf dem Markte um ein Marderviertel feilschte, trat er auf eine geschickte Weise hinzu und, sich in das Gespräch mischend, erlangte er durch einige passend angebrachte Späße zu Gunsten des Poo-Poo einen kleinen Nachlaß im Preise. Darauf rühmte er als Kenner guter Leckerbissen die Vortrefflichkeit eines Mardergerichtes, und ging vom Marder auf die Wiesel, von diesen auf die Ratten, von ihnen auf die Hunde, von den Hunden auf die Spanferkel, von ihnen auf die Schönen des Landes, und endlich lenkte er von den Schönen auf jenes glänzende Gestirn, So-Sli, die Tochter des weisen Poo-Poo. Er drückte seine große Bewunderung für den Philosophen aus, indem er sehr bedauerte, ihn bisher nicht anders als nur dem Namen nach gekannt zu haben. Poo-Poo, ein Weisheitsfreund, ließ sich durch die schönen Worte bethören; aber wo ist ein Philosoph, der sagen kann, er habe sich nie von einer Schmeichelei einnehmen lassen? Und welcher Mensch möchte nicht gern aus dem Munde eines Andern sein Lob hören, selbst dann, wenn es ihm verdächtig scheint? Durch ein solches Verfahren war Ho-Fi schon bedeutend in der Achtung des eitlen Poo-Poo gestiegen.

Dieser, wie man leicht vermuthen kann, bezeigte nicht viel Lust, eine Unterhaltung abzubrechen, die für ihn zufällig eine so angenehme Wendung genommen hatte. Ohne sich zu nennen, machte er seinen neuen Freund mit seiner herrlichen Ehestandslehre, deren Erfinder er war, bekannt; und dieser konnte nicht aufhören, sich in schwülstige Lobeserhebungen zu ergießen und die Unwissenheit und Dummheit der Chinesen zu tadeln, die einer solchen unschätzbaren Theorie so lange hatten die Augen verschließen können. „Ich aber," rief er wie begeistert aus, während sein Zuhörer jedes seiner Worte wie ein kostbares Getränk in langsamen Zügen hinunterzuschlürfen schien, „ich würde, wenn Sie mich fragten, wer der größte Weise unserer Zeit wäre, ohne Bedenken antworten: Poo-Poo! Wollten Sie von mir den Erfinder derjenigen Lehre kennen lernen, der durch dieselbe der Menschheit am meisten genützt hat, so würden Sie von mir den Namen: Poo-Poo zur Antwort erhalten. Stellte man mir die Aufgabe, die personifizirte Philosophie ausfindig zu machen, so wäre meine Antwort darauf: Poo-Poo! Und ich glaube, daß die Zeit selbst nicht fern ist, wo die zwei Sylben Poo-Poo schon hinreichend seyn werden, bei jedem Streit als überzeugendes Argument zu dienen."

Wiewohl des Philosophen Bescheidenheit sich durch solche begeisterte Reden höchst verletzt fühlte, so konnte er doch nicht umhin, den Bewunderer seiner Talente zu einem bescheidenen Diner einzuladen, dessen Hauptbestandtheil ein Mardergericht seyn sollte. Da Ho-Fi die Gunst des Vaters schon in hohem Grade besaß, so bemühte er sich bei dieser Gelegenheit, auch die der Tochter zu gewinnen. Er machte Poo-Poo mit seinem Vorhaben bekannt, und dieser bestimmte den Tag der Zusammenkunft, eine Ceremonie, welche die Klugheit nicht zu übereilen gebot.

Ho-Fi kam, sah und siegte, oder vielmehr er kam, sie sah und er siegte. Sein Anzug war äußerst geschmackvoll, und er hatte dies Mal solche Farben gewählt, von denen er wußte, daß sie So-Sli gefallen würden; sein Oberkleid war von karmesinrother Seide, mit kostbaren Spitzen eingefaßt; er trug einen Shawl, um den ihn die Frau eines Lords würde beneidet haben; die Kopfbedeckung war von einem der ersten Putzhändler Pekings verfertigt; die Halskrause, ein Theil seines Galakleides, hatte einen großen Werth; der schwarze Haarbüschel, sorgfältig geflochten, hing zierlich über den Rücken herab; seinen Hals schmückte eine werthvolle Perlenschnur; an seiner Seite hing ein niedliches Riechbüchschen, gefüllt mit den seltensten Essenzen, und in der

Digitized by Google

rechten Hand hielt er einen Fächer, den er mit einer ihm eigenen Geschicklichkeit zu gebrauchen wußte. Ho-Fi hatte sich nicht verrechnet, denn sein ganzes Aeußere machte auf So-Li, die selbst in einem ausgesuchten Putze erschien, einen sehr günstigen Eindruck. Sie trug gewöhnlich ein langes, grün und blau seidenes Gewand, unter welchem ein karmesinrothes hervorragte; ihre Beinkleider mußten stets nach dem neuesten Schnitte seyn; und da sie stolz darauf war, die schönsten Pfeifen zu besitzen und den besten Tabak zu rauchen, so war ein schönes Sümmchen erforderlich, um alle ihre Bedürfnisse bestreiten zu können. Der lustige Liebhaber setzte alle Hebel in Bewegung, seinen Triumph vollständig zu machen: er sagte der eigensinnigen So-Li eine Menge Schmeicheleien vorher, verehrte ihr eine goldene Schnupftabaksdose, einen chinesischen Pudel und obendrein — Hand und Herz. Und die Schöne nahm nicht lange Anstand, Alles: Schmeicheleien, Dose, Pudel und Herz und Hand mit dem größten Vergnügen anzunehmen.

Beide wurden ein Paar, und Ho-Fi ging, um zum siebenten Male das ihm von seinem himmlischen Vetter, dem erhabnen Kaiser China's, bestimmte Hochzeitsgeschenk in Empfang zu nehmen. Poo-Poo wünschte sich Glück dazu, daß es ihm endlich gelungen, seine vortreffliche Lehre durch die Praxis zu bewähren, und einen Schwiegersohn gefunden zu haben, dessen philosophische Ideen und Geschmack in Betreff der Mandarinviertel mit den seinigen übereinstimmten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gegenwärtige Fleischtheuerung

enthielt jüngst die „Aachn. Ztg." folgenden beachtungswerthen Artikel vom Mittelrhein: „Von allen Seiten hört man jetzt bittere Klagen über die hohen Preise des Fleisches und nicht mit Unrecht. Obgleich die Ernte eine günstige, obgleich die Brotpreise im Weichen, bleibt das Fleisch doch theuer, ja es zeigt vielmehr Neigung zum Steigen. Die Klagen darüber sind gar nicht leicht zu nehmen, denn es handelt sich hier nicht um einen Luxusartikel für Reiche, sondern um eine Sache, die wesentlich auf unsern ganzen Gewerbsfleiß einwirkt. Allgemein wird die Schuld der Theuerung auf die zunehmende Ausfuhr des Schlachtviehes nach England geschoben, und in der That hat diese Ausfuhr in den letzten Jahren auf eine ungeheure Weise zugenommen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß dies Verhältniß sich ändern werde. Es ist im Gegentheil anzunehmen, daß mit der Zeit in England immer mehr Boden für den Ackerbau in Anspruch genommen, daß die Wiesenkultur eingeschränkt, die Viehzucht sich daher verringern wird. An die Fleischkonsumtion aber gewöhnt, wie dies England ist, wird es immer mehr sich deshalb im Auslande zu ergänzen suchen und kann dies nirgend rascher und billiger als in Deutschland, da Frankreich nicht einmal seinen eigenen Bedarf liefert. Die Folge davon wird aber nothwendig seyn, daß die Preise in Deutschland immer mehr steigen und daß es dem ärmeren Manne hier zuletzt unmöglich werden wird, selbst nur einmal in der Woche Fleisch zu essen. Der Gebrauch in England ist um so größer, als nicht allein dort Jeder Fleisch essen will, sondern auch eine ungeheure Masse Viehs für die Conserven verwandt wird, welche die Schiffe verbrauchen. Die Sache ist aber keineswegs als eine erfreuliche für uns zu betrachten, daß man sich zu dem dafür eingehenden Gelde Glück zu wünschen hätte. Wenn der gesicherte Export von Arbeit ein Vortheil ist, so ist es doch der Export von Lebensmitteln nur dann, wenn derselbe nur den wirklichen Ueberfluß trifft. Dies ist aber bei der Vieh-Ausfuhr durchaus nicht der Fall, da diese nur zur Folge hat, daß man sich bei uns des Fleisches entwöhnen muß, wenn es im Auslande höhere Preise erzielen kann. Die Entbehrung des Fleisches wirkt aber doppelt nachtheilig auf die Arbeitskraft, indem die fremde, welche den Preis erschwingen kann, erhöht, die inländische, welche dies nicht kann, erniedrigt wird. Die Ausgabe rentirt sich daher für das Ausland, insofern sie unsere Arbeitskraft immer mehr schwächt, unsere Konkurrenzfähigkeit untergräbt. Der deutsche Arbeiter leistet weniger als der französische, dieser weniger als der englische, weil beide letztere besser genährt sind als der deutsche. (?) Die Sache ist daher für uns gar nicht gleichgültig, es ist die Ergänzung in der Aufhebung der Kornzölle, welche nur den Zweck hat, das Leben der Arbeiter in England reichlicher und wohlfeiler zu machen und das Umgekehrte auf dem Kontinente hervorzubringen, um dadurch die Fabrikationskosten auszugleichen und durch die übrigen Vortheile, welche England genießt, dies in den Stand zu setzen, sich aufs neue das industrielle Monopol zu sichern. Man hat schon vorgeschlagen, es möchte die Ausfuhr des Viehes verboten werden. Wir können damit nicht übereinstimmen. Die Landwirthschaft verdient eben so in ihren Interessen geschützt zu werden, wie jede andere Industrie, und man hätte Unrecht, ihr auf die Dauer eine Erwerbsquelle zu entziehen, was höchstens nur für eine augenblickliche Noth zu gestatten wäre. Die Rettung liegt hier, wie in andern Stücken, anderswo. Das einzige wahre Mittel ist, dahin zu streben, daß der deutsche Arbeiter so gut sein Fleisch bezahlen kann, wie der englische. Dies erfordert das Interesse der Industrie, und das Interesse des Staats überhaupt, dem sehr daran liegen muß, daß die Generation nicht jährlich mehr geschwächt werde. Dazu kommen wir aber nothwendig, wenn nicht bald dahin gearbeitet wird, daß die Arbeit sicherer und lohnender gemacht wird, d. h. wenn nicht Alles geschieht, den Absatz im Innern und nach außen zu heben und zu schützen."

Tod des berühmten Anatomen Prof. Dr. Dieffenbach.

(Berlin, 12. Nov.) Der Tod unsers Dieffenbach ist, wie konnte es anders seyn, in allen Kreisen der Gesellschaft mit erschütterndster Wirkung empfunden worden. Noch in vollster Mannskraft, wurde er, mit dieser Plötzlichkeit, dem Leben, und den großen Aufgaben, die er darin löste, entrissen. Er stand im 53. Lebensjahre. In Königsberg in Preußen ist er 1795 geboren. Sein Studium daselbst begann er 1812, und widmete sich anfangs der Theologie. Im Jahre 1813 folgte er dem Ruf des Vaterlandes und focht als reitender Jäger unter den mecklenburgischen Truppen. Nachdem er im Jahre 1815, als der Krieg beendigt war, nochmals das Studium der Theologie begonnen hatte, wandte er sich erst zu Dem, in welchem sich sein innerer Beruf ehemals so glänzend entwickelte. Nach verschiedenen wechselnden Lebensverhältnissen, welche wir in diesen Zeilen, die nur die Grundzüge seines Lebens in Erinnerung bringen sollen, nicht näher berühren, erwarb er 1822 zu Würzburg die Doktorwürde. Von dort wandte er sich hierher nach Berlin, und wir konnten die Ereignisse und reichen wissenschaftlichen Thatsachen seines Daseyns als nächste Augenzeugen fortdauernd verfolgen. Einer Feder, die seine Wissenschaft beherrscht, muß die Schilderung dieses wichtigsten Zeitraums überlassen bleiben. — Wenige Wochen sind es her, daß eine große Anzahl seiner wissenschaftlichen Genossen und Freunde die 25jährige Feier seiner Promotion zum Doktor beging. Er war bekanntlich derselben ausgewichen, richtete aber ein Dankschreiben an die Begeher des Festes, in welchem er, so rüstig empfand er sich, äußerte, daß er sich jetzt so kräftig fühle, wie vor 25 Jahren. Und doch war ihm das Ziel des Daseyns so nahe gestellt! Mitten in der Uebung seines Berufs, mit dem wundärztlichen Messer in der Hand, wurde er abgerufen! In mancher Beziehung eine beneidenswerthe

Digitized by Google

Gestaltung seines Endes, wie herb dasselbe auch die Zurückbleibenden trifft, wie schmerzlich gewaltsam es die Kreise seiner heilbringenden Thätigkeit zerreißt. — Ein junger Arzt, erzählt man uns, der mit dem heißen Wunsch, den berühmten Lehrer persönlich kennen zu lernen, hierher gekommen war, wurde durch einen Freund gerade in diese verhängnißvolle klinische Lehrstunde eingeführt. Er wurde nur eben Zeuge von dem Tode Desjenigen, dessen Leben in der Wissenschaft ihm so große Ehrfurcht eingeflößt! — Unablässig waren Nachfragen und Aeußerungen der Theilnahme diesen Morgen in der Wohnung des Verblichenen! — Die Bestattung ist, wie wir vernehmen, zum Montag in den frühen Vormittagsstunden angesetzt. (Berl. N.)

Mannichfaltigkeiten.

Mendelssohns Leiche ist von Leipzig nach Berlin geschafft, wo sie nun schon neben dem frischen Grabe seiner im Mai d. J. ihm vorangegangenen Schwester Fanny Hensel ruht. Am Tage des Leichenbegängnisses sollte in Leipzig das Theater geschlossen bleiben, Nachmittags erschien aber eine Anzeige, wonach „auf höhere Anweisung" dennoch die gewöhnliche Vorstellung stattfinden werde, natürlich weil die Trauer, die in der Einstellung von öffentlichen Lustbarkeiten besteht, ein Vorrecht der „Hochseligen" ist. Auf dem nächtlichen Eisenbahnwege von Leipzig nach Berlin hatte der edle Todte wehmuthvolle künstlerische Begrüßungen empfangen. Auf dem Bahnhof zu Köthen war gerade um die Mitternachtstunde der Sängerverein versammelt und empfing die Leiche mit einem Choral. In Dessau stand der ehrwürdige Nestor der deutschen Musiker (Schneider) mit entblößtem Silberhaupt, umgeben von Sängern und Künstlern, auf dem Bahnhof, und ein von ihm zu dieser Todtenfeier gedichteter Gesang ertönte der sterblichen Hülle des jungen Meisters, den ihm der älteste als Zoll der Verehrung darbrachte. In Berlin war die Feier auf den ausdrücklichen Wunsch der Familie so einfach, als es die hohe Bedeutung des Hingeschiedenen nur zulassen wollte. Verwandte und Freunde empfingen den Sarg noch in dem vollen Schmuck von Blumen und Palmenzweigen, die ihm die fromme Verehrung Leipzigs gewidmet hatte, und geleitete ihn mit den Tönen von Beethovens Trauermarsch in der frühen Morgenstunde durch die noch menschenleeren Straßen nach dem Friedhof, wo unter Gesang und Rede die Hülle eingesenkt wurde. (Hann. Mbl.)

In der „Hildesh. Z." erlassen die Herren Bürgermeister Dr. Lüntzell, Dr. Westrum (bisheriger Abgeordneter Hildesheims zur zweiten Kammer), Stadtgerichtsassessor Römer, Flügge und Remmers einen Aufruf zu Beiträgen für die Steinacker'schen Kinder. Sie sagen, daß die schweren Tage der Noth es früher nicht zugelassen hätten, die Hülfe der Mitbürger in Anspruch zu nehmen. Jetzt aber sey es Zeit, „allen Kämpfern für deutsche Freiheit und deutsche Ehre zu zeigen, daß sie ohne bange Sorgen für die Zukunft ihrer Angehörigen sich ihrer der Gesammtheit gewidmeten Wirksamkeit hingeben können." Der Aufruf erwähnt eines den Unterzeichnern vorliegenden Briefes von Gervinus, worin dieser den Tod Steinackers als ein dem Vaterlande widerfahrenes Unglück betraure und der durchdringenden Verstandesschärfe, dem Charakter und vor allen den Leistungen Steinackers im Gebiet der Politik die wärmste Anerkennung zolle.

(Hamburg, 11. Nov. — Wes. Ztg.) Der Senat hat gestern ein Decret ausgegeben, das von einer großen prinzipiellen Wichtigkeit ist und das ich mich deshalb Ihnen mitzutheilen beeile. Daß ein hiesiger jüdischer Einwohner (Seeligmann) seinen Sohn nicht beschneiden lassen wollte, daß die jüdischen Behörden die Eintragung des Kindes in die Geburtsregister verweigerten und der jüdische Beamte erst beim Senate anfragte, ist bereits in Zeitungen erwähnt worden. Eine Anzahl Juden, die Herren v. Halle, Oppenheim, Nathansen und Andere an der Spitze, supplicirten beim Senat, er solle die Eintragung verweigern, d. h. die Beschneidung befehlen. Vorigen Sonnabend ward eine Supplik im entgegengesetzten Sinne an den Senat unterzeichnet. Wie wir nun so eben vernehmen, hat der Senat dahin entschieden, daß der unbeschnittene Knabe jüdischer Eltern in die Geburtsregister, als eine reine Civilakte, einzutragen sey. Diese Entscheidung ist folgenschwer für die hiesige, vielleicht 10,000 Personen zählende jüdische Gemeinde und die Judenemancipation. Es wird sich nun zeigen, wie viele jüdische Eltern ihre Kinder noch beschneiden lassen, nachdem sie nicht dazu gezwungen sind, wenn sie sie nicht taufen lassen wollen. Daß die Unterzeichner der Supplik dies nicht mehr thun werden, versteht sich von selbst.

Am 1. November starb, 61 Jahre alt, in Celle die Tochter des ausgezeichnetsten und gefeiertsten Dichters, welchen, neben Hölty, zu Ende des vorigen Jahrhunderts das hannoversche Land aufzuweisen hatte, nämlich die verwittwete Amtsassessorin Mühlenfeld, geb. Bürger. Eine Tochter der vielbesungenen Molly, war sie von ihrem Vater, Gottfried August Bürger, schon in dem zartesten Lebensalter, nach dem Tode ihrer Mutter, einer nahe verwandten oder befreundeten, achtungswerthen Familie übergeben, in welcher sie, ganz als zu derselben gehörig, der liebevollsten Pflege und Erziehung genoß und sowohl in intellectueller, als besonders in moralischer Hinsicht sich trefflich entwickelte. Später mit einem hannoverschen Beamten verheirathet, aber früh verwittwet, lebte sie, oft unter großer Bedrängniß, ganz der Pflege und Erziehung ihrer vier Kinder, von welchen die einzige Tochter ihr bereits vorangegangen ist. Es mag wenige Mütter geben, welche Das ihren Kindern sind, was sie den ihrigen war. In ihrem Alter hatte sie das Glück, ihre drei Söhne alle zu Ansehen und Wohlstand emporgekommen und bei ihnen durch die kindlichste Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt sich belohnt zu sehen. Wir glaubten, der wahrhaft verehrungswürdigen Tochter des Dichters der Nation dieses Denkmal der Liebe und Verehrung schuldig zu seyn. (Brem. Z.)

In Hameln soll mittelst freiwilliger Beiträge eine Volksbibliothek gegründet werden; nur anerkannt gute Volksschriften zur Unterhaltung und Belehrung sollen angeschafft, die Sammlung Eigenthum der Stadt und deren sämmtlichen Bewohnern zur Benutzung freigestellt werden.

(Berlin, 11. Nov. — Magdeb. Z.) Bei dem hiesigen Kriminalgerichte ist gestern ein eigenthümlicher Fall einer Jagdcontravention verhandelt worden. Ein hiesiger Müllergeselle schießt in dem eingehegten Garten seines Meisters eine Flinte auf Sperlinge ab. Der Garten gehörte unglücklicher Weise zum Jagd-Reviere des Hof-Jagd-Amtes, und die darauf lastende Jagd-Gerechtigkeit ist noch nicht abgelöst. Deshalb wurde der unglückliche Sperlingsjäger vor Gericht und auf Grund des für die Mark Brandenburg unter dem 20. Mai 1720 erlassenen Jagdgesetzes zu einer Geldstrafe von 50 Thlr., im Unvermögensfalle zu sechswöchigem Gefängnisse verurtheilt.

Korrespondenz.

Brüssel, 11. Nov.

Gestern ist Felicien David hierselbst aus Paris eingetroffen, um die Probe seines „Christoph Columbus" zu dirigiren, welche in kurzer Zeit so berühmt gewordene Schöpfung im Laufe der nächsten Woche im

Digitized by Google

„großen Theater" zur Aufführung kommen soll. Hr. Fetis, dessen ehemaliger Schüler Hr. F. David ist, stellt Letzterem zu diesem Behufe das Orchester des Conservatoriums zur Disposition. Das kunstliebende Publikum verspricht sich von dem Zusammenwirken dieser und anderer ausgezeichneten Virtuosen, die an der Aufführung des „Christoph Columbus" Theil nehmen werden, mit Recht die größte Befriedigung. — Carlotta Grisi aus Paris feiert hier fortwährend Triumphe. Morgen gibt sie im Theatre de la Monnaye ihre achte Vorstellung, in welcher sie die Esmeralda und die Cracovienne tanzen wird. Wenn wir nicht irren, tritt C. G. morgen in Brüssel zum letzten Male auf.

Aus dem Elsaß, 10. Nov.

Die Nachwehen der vorjährigen Theuerung zeigen sich jetzt namentlich sehr stark in den Gemeindebudgets, so daß man an verschiedenen Orten zu nachträglichen Anlehen seine Zuflucht nehmen muß. Der allgemeine Nothstand hat sich zwar einigermaßen vermindert; allein die Thatsache, daß Tausende von Familien zu Schulden ihre Zuflucht nehmen mußten, die jetzt von den Gläubigern und zwar nicht selten mit Hartherzigkeit eingetrieben werden, bringt die Frage in Bezug auf eine allgemeine Gründung von landwirthschaftlichen Kreditanstalten abermals in Anregung. Der den Departementalräthen gemachte Vorschlag, Bezirksarmenhäuser zu gründen, fand vielfache Bedenken, schon im Hinblick auf den geltenden Grundsatz, daß jede einzelne Gemeinde für ihre Armen zu sorgen habe. In einzelnen Theilen der Provinz fühlt man auch das Nachtheilige der mehr und mehr überhand nehmenden Auswanderungen. Den Dürftigen und Minderbemittelten ist es nach den neuesten amerikanischen Einwanderungsverordnungen kaum mehr gegönnt, sich nach der neuen Welt zu begeben. Die Wegziehenden sind daher namentlich seit dem letzten halben Jahre meistens wohlhabende Familien, welche in den Gemeinden, denen sie Lebewohl sagen, eine gewaltige Lücke zurücklassen. Die Gemeindelasten werden daher auch für die Zurückbleibenden von Jahr zu Jahr größer und drückender. Was man aus Texas vernimmt, ist noch immer höchst zweideutig. Die Einen rühmen, die Andern tadeln die Castro'schen Niederlassungen, auf welchen sich viele Elsässer und Badenser befinden. Der Fall, daß man von Emigranten gar nichts mehr gehört, ist nicht selten und versetzte in der jüngsten Zeit eine sehr achtbare Familie in tiefe Betrübniß. — In den oberrheinischen Fabriken ist seit einigen Wochen eine merkliche Besserung eingetreten. Trotz der außerordentlich drückenden Lage des Geldmarktes, die übrigens in Frankreich bis jetzt auch nicht im entferntesten zu Katastrophen führte, wie das namentlich in England auf eine so betrübende Weise der Fall war, zeigt sich besonders in Mühlhausen eine rege Thätigkeit. Die dortigen Fabrikanten legen sich große Opfer auf, um die Zahl der Arbeiter, so wie der Beschäftigungsstunden so wenig als möglich zu beschränken. Die Maschinenfabriken machen eine Ausnahme von den übrigen Werkstätten, da man dort mehr Bestellungen hat, als für den Augenblick auszuführen möglich ist. Das berühmte Etablissement der Herren A. Köchlin u. Comp. hat Aufträge nach allen Theilen Europa's auszuführen.

Aus dem Rheingau, 11. Nov.

Die Traubenlese ist jetzt in vollem Gang, bei den eiligeren Winzern schon vorüber. Letzteren sind die herrlichen Tage, welche uns der gütige November noch schenkt, durch eigene Schuld verloren gegangen, weshalb sie denn auch ihre unwerthe Crescenz zu Spottpreisen anbieten und los werden, was ein schädliches Vorurtheil für den 47er Herbst überhaupt begründet. Ich sage Vorurtheil; denn der mit Auswahl und jetzt erst geherbstete 47er dürfte dem 36er vollkommen an Güte gleich stehen. In Folge der verfehlten sanguinischen Hoffnungen auf eine außerordentliche Qualität des 47er — wie sie uns der wetterverkündende Zeus zugesichert hatte — sind die Mittelweine früherer Jahre so abgeschlagen, daß der Hr. Gasthalter Winter zu Rauenthal, ein speculativer Kopf, Steinberger 45er aus dem Domanialkeller (Faß Nro. 19) zu Eberbach den Schoppen zu 4 Kreuzer verzapft, und zwar in seinem sogenannten Krawall-Stübchen, welches der nassauische Dichter Henninger besungen hat. Der 46er dagegen ist 1/3 im Preise gestiegen und findet guten Absatz.

Wiesbaden, 15. Nov.

Gestern Abend, 8 1/2 Uhr, es sollte gerade der fünfte Act von „Gustav, oder: der Maskenball" beginnen, ertönte durch das überfüllte Theater der Ruf: „Feuer!" Alles war in der größten Verwirrung und die schaudererregende Erinnerung an den Karlsruher Theaterbrand wirkte so sehr auf die schleunige Flucht des Publikums, daß in einigen Minuten Alles auf der Straße war, wo man sich denn zum Glücke überzeugte, daß man nur mit dem Schrecken davon gekommen. Es brannte in lichterlohen Flammen in einer Scheuer der kleinen Schwalbacherstraße. Zum Glück hatten wir Windstille, weshalb sich auch das Feuer nur auf die mit Frucht gefüllte Scheuer und einige kleinere Nebengebäude beschränkte. Der Brand hätte einige Stunden später ausbrechen dürfen, wo die nöthige Hülfe dann nicht so schnell bei der Hand gewesen wäre, und ich hätte Ihnen sicherlich einen schauderhafteren Bericht liefern müssen, da die Brandstelle in einem engen Gäßchen liegt, wo man mit Löschgeräthschaften nur mühsam ankommen kann und daher nur durch die schleunigste Hülfe größerem Unglück vorgebeugt werden konnte.

Worms, im Nov.

Auch jetzt, bei der großen Bewegung auf dem Gebiete der Kirche, bei der Entstehung freier katholischer und freier protestantischer Gemeinden bewähren sich die Gesetze und Einrichtungen, welche zum größten Theile seit der Fremdherrschaft sich erhalten haben. Hier gelten Geburts-, Trau- und Sterberegister, welche von bürgerlichen Beamten unentgeltlich geführt werden. Wie könnte hier ein deutschkatholisches Brautpaar wegen seiner Trauung in Conflict gerathen mit den Behörden! Die gesetzlich gültige Trauung vollzieht der bürgerliche Beamte. Das Gesetz kümmert sich nicht um die kirchliche Trauung und Einsegnung, sondern überläßt diese dem Gewissen. Und daß dieser Weg nicht zur kirchlichen Gleichgültigkeit führt, können Thatsachen beweisen, unter andern die, daß der hiesige deutschkatholische Pfarrer Schröter jedes Brautpaar aus seiner Gemeinde, welches sich bürgerlich trauen ließ, auch kirchlich getraut hat. Es sind solcher Trauungen 12 vorgekommen seit dem Januar 1846. Auch der Communalschulen und Communalkirchhöfe im Gegensatz der Confessionsschulen und Confessionskirchhöfe ist zu gedenken als der hier bestehenden und für die kirchliche Reform förderlichen Einrichtungen. In unserer Stadtschule ertheilt neben dem jüdischen, römischkatholischen und evangelischen Geistlichen der deutschkatholische den Religionsunterricht. Wie freundlich nähern sich da die Kinder, ob jüdischer oder christlicher Eltern! Und der Friedhof, wo die Glieder der getrennten Confessionen neben einander ruhen, dient als Vorbild einer gweissagten Vereinigung der Confessionen.

Bemerkung.

Der mit dem Datum vom 14. d. aus Gießen uns zugekommene Artikel über die med. Prüfungsordnung kann nur dann Aufnahme finden, wenn der Hr. Verfasser sich uns zuvor nennt.

Die Red. der Didaskalia.

Auflösung der Homonyme in Nro. 316.

Händel.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Nov. Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack, Schwank in 4 Abtheilungen, von Nestroy, Musik von A. Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 318. Donnerstag, den 18. November 1847.

Der Vetter mit dem gelben Gürtel.

Chinesische Novelle. Aus dem Französischen von W. Heckrath.

(Fortsetzung.)

Den Neuvermählten verflossen die ersten vierzehn Tage mit der Schnelligkeit eines Augenblickes; denn einzig mit ihrem Glücke und dem eifrigen Bestreben, sich zu gefallen und einander zu dienen, beschäftigt, hatten sie für Anderes nicht Sinn, als was sie selbst betraf. Entstand irgend ein Wortwechsel, so kam er daher, weil Eines den Andern nöthigen wollte, den besten Bissen von einem Fuchse, einem Frettchen, oder was sonst ihr einladendes Mahl ausmachte, anzunehmen. Es schien, als könne Ho-Fi sich nicht einen Augenblick von seinem geliebten Weibe trennen. Eines Tages jedoch sagte er ihr, er habe Geschäfte halber nöthig sie auf kurze Zeit zu verlassen, er werde aber bald wieder zurückkommen. Bei seiner Rückkehr zog er aus einem Netze, welches bei den Chinesen die Stelle der Taschen vertritt, ein Päckchen mit Thee hervor und, dasselbe seiner Gattin überreichend, sprach er zu ihr in zärtlichem Tone: „Ich habe einen Freund, der sich in der Pflanzenzucht auf eine erstaunungswürdige Weise bemerkbar macht, indem er so glücklich war, durch sein unablässiges Bemühen aus Orangenbäumen Bananen und aus Ananas Johannisbeeren zu ziehen. Vor Allem aber war eine Theestaude der Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit; er hat sie mit eigenen Händen gepflanzt, begossen und beschnitten, und nichts unversucht gelassen, sie zum Wunder der Kultur zu machen. Dieselbe hat erst zwei Loth Thee geliefert, wovon ein Theil dem Kaiser, meinem himmlischen Vetter, und der andere mir zum Geschenke gemacht worden ist; und diesen, meine Theure, bestimme ich hiermit für Dich, herrliche Tochter des Poo-Poo, Dich bittend, ihn gleich aus Liebe zu mir zu trinken."

„Nein, mein Lieber," antwortete So-Sli, „ich werde die Frucht einer so seltenen und köstlichen Pflanze nicht annehmen; sie soll für Dich seyn . . . In der That, es ist ein Thee eigner Art," setzte sie hinzu, indem sie neugierig das Paket öffnete; „was aber das Sonderbarste an ihm ist, ist, daß er jedem gewöhnlichen Thee vollkommen ähnlich sieht . . . Aber was für ein Staub ist das, den ich darauf bemerke?"

„Dieses," warf Ho-Fi so gleichgültig hin, „dieses ist ein staubartiger Ueberzug, der den Blättern dieser Staude eigen ist, und gerade er ist es, welchem der Thee seine Seltenheit verdankt . . . Versprich mir, So-Sli, daß Du diesen Aufguß nehmen willst, denn nur um Deinetwillen habe ich mir so viele Mühe gegeben, ihn zu erhalten. Weigerst Du Dich, so muß ich daraus schließen, daß Du wenig Werth auf meine Geschenke legst."

Dieses sprechend, goß Ho-Fi siedendes Wasser auf den Thee, und nach einigen Minuten bot der so aufmerksame Gatte seiner Frau eine bis an den Rand gefüllte Tasse davon dar. So-Sli blieb dabei, er solle an ihrer Statt trinken; aber hartnäckig weigerte er sich, auch nur einen Tropfen zu nehmen. Endlich erhob sich ein allerliebster Streit zwischen ihnen, indem Keines des Andern Vergnügen berauben wollte, ein so vortreffliches Getränk für sich allein in Anspruch zu nehmen. Anfangs hatte So-Sli auf das bestimmteste erklärt, sie werde von der Güte ihres Mannes durchaus keinen Gebrauch machen; allmählig aber nachgebend, zeigte sie sich geneigt, einen Schluck davon zu nehmen, und zuletzt war sie bereit, wenn er die Tasse bis zur Hälfte leeren würde, den Rest zu nehmen. So vernünftig dieser Vorschlag auch war, so verwarf ihn Ho-Fi dennoch, indem er verlangte, seine Frau solle die ganze Tasse für sich behalten, oder doch wenigstens zuerst nur ein wenig nehmen.

Dieser Wortwechsel ward nach und nach immer lebhafter, die Ausdrücke wurden stets bitterer, bis endlich Ho-Fi's Zärtlichkeit und Scherzweise sich in Ungeduld und Zorn auflösten . . . Auf ein Mal erhob sich So-Sli, ergriff die Tasse und, sich einem geöffneten Fenster nahend, schüttete sie den Thee hinaus, sprechend: „da er eine Ursache des Zankes unter uns geworden ist, so soll keines von uns beiden ihn trinken! . . ."

Dieser Vorfall war jedoch bald vergessen, und die beiden Gatten tranken wiedrer ihren Thee in Gemeinschaft, sich dabei so benehmend, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen. Eines Abends, während sie wieder scherzend und kosend bei ihrem Lieblingsgetränke saßen, bemerkte Ho-Fi, welcher bereits eine Tasse geleert hatte, daß dieser Thee nicht so gut sey, wie der frühere, und, diese Bemerkung mit einer in China üblichen Verwünschung begleitend, rief er aus: „verflucht sey der Baum, der diesen Thee getragen hat, mögen alle seine Wurzeln in Fäulniß übergehen!"

„Wie," entgegnete So-Sli mit einem schalkhaften Lächeln, „Du kannst so grausam seyn, jene Staude, die Dein fleißiger Freund selbst gepflanzt, begossen, beschnitten und mit so vieler Sorgfalt bewacht hat, zu verwünschen!?"

Wie vom Schlag getroffen, ließ Ho-Fi die Tasse aus der Hand fallen und sein gelbes Gesicht ward todtenbleich. „Unglückliche," rief er mit angstvoller Stimme aus, „was willst Du damit sagen?"

„Ei nun," erwiederte So-Sli, indem sie fortfuhr zu lachen, „ich hatte bei mir selbst geschworen, der Thee, um den wir uns vor einigen Tagen stritten, solle für Dich und für keinen Andern seyn. Während Du glaubtest, ich habe ihn ausgeschüttet, hatte ihn ein dicht unter dem Fenster befindliches Gefäß aufgefangen, und diesen Abend, mein Lieber, habe ich die Freude, ihn Dir vorsetzen zu können; ich bedaure nur sehr, daß er nicht nach Deinem Geschmacke war."

Nach einem solchen Geständnisse begann Ho-Fi an allen Gliedern zu zittern, seine Gesichtszüge zogen sich zu entsetzlichen Zerr-

Digitized by Google

bildern zusammen, sein Zopf, sich vor Schrecken in die Höhe richtend, nahm eine horizontale Lage an und blieb in derselben, sein Mund öffnete sich, als wenn er das Getränk wieder von sich geben wollte, seine Lippen zitterten und seine ganze Person gewährte einen schrecklichen Anblick. Nachdem ihn das Entsetzen eine Weile unbeweglich gemacht hatte, sprang er plötzlich, von einer wahren Todesangst getrieben, in die Höhe und schrie um warmes Wasser.

„Um des Himmels Willen," rief erschrocken So-Li, „was giebt's? was fehlt Dir?"

„Vergiftet! vergiftet!" rief mit kläglicher Stimme Ho-Fi.

„Vergiftet!?" fragte sie. „Wie, dieser Thee . . . Sollte jener Staub, den ich bemerkte . . ."

„Herbei! Helft! die Eingeweide brennen mir!"

„Im Namen des Gottes Fo! schnell, schafft Brechmittel herbei!" jammerte der Geängstigte von neuem.

Von allen Seiten lief man zur Hülfe herbei und schickte zu den Aerzten. Es wurden dem Patienten, der sich wie ein Wahnsinniger gebärdete, allerlei Brechmittel eingegeben, welche ihn so erschöpften, daß er in einen tiefen Schlaf versank und lange Zeit eher einem Todten, denn einem Lebenden glich. Als sein Bewußtseyn allmählig wiederkehrte und er sich alles Dessen erinnerte, was er kurz vorher gesprochen, suchte er seinen Worten eine andere Bedeutung zu geben. Er machte seiner Frau begreiflich, daß der getrunkene Thee eine wunderbar schnell wirkende Kraft, gleich der des aus Reis bereiteten und berauschenden Getränkes besitze; daß er ihm auf ein Mal seine völlige Vernunft geraubt, so daß er in seiner Geistesverwirrung geglaubt, sie habe ihm Gift beigebracht . . . Aber Alles sey nur ein leerer Traum, eine ungegründete Befürchtung; er werde auf der Stelle jenem Freunde schreiben, der ihm dieses elende Zeug geschickt, ihm bittere Vorwürfe machen und ihm bedeuten, daß, wenn sein himmlischer Vetter, der Kaiser, einen Aufguß seines Thees tränke, er unfehlbar durch langsame Qualen vom Leben zum Tode gebracht würde. Diese Erklärung, begleitet von einem Benehmen, worin sich die höchste Ehrlichkeit aussprach, war hinreichend, So-Li's Argwohn zu zerstreuen und ihre vorige Heiterkeit wieder herzustellen. Ho-Fi, Dank seiner kräftigen Konstitution und den vereinigten Anstrengungen dreier Aerzte, hatte bald das Glück, dem Tode entgangen zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Elias,

Oratorium von Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Am 12. Nov. wurde dieses neueste Oratorium Mendelssohns zum ersten Male vom Cäcilienvereine und dem hiesigen Theaterorchester aufgeführt. Es ist leider auch des herrlichen Mannes letztes Werk geworden. Mitten in den regsten, freudigsten Vorbereitungen zu einer würdigen Darstellung traf uns die Trauerkunde von seinem frühen Dahinscheiden. Noch wenige Wochen vorher hatte er mit rührender Freude und innerer Befriedigung einer Probe beigewohnt. Aber schon fühlte er die Hand des nahenden Todes und sprach es auch bei seinem Scheiden gegen Vertraute aus, er werde sie nicht wiedersehen. Wir haben ein heiliges Recht zu doppelter Klage. Er war uns und unserm Vereine ja nicht nur ein verehrter Meister und Führer in das innerste Heiligthum der Musik, in welchem neben den erhabenen Altären eines Bach und Händel, eines Mozart und Haydn, Cherubini und Beethoven, auch der seinige süßen, reinen Weihrauch duftete; er war uns auch ein Freund und Lebensgenosse, der so gerne in unsern Kreisen weilte und hier manche seiner seligsten Stunden genoß, wenn ihm in freier Welt oder in dem Kunsttempel des Vereines seine eignen oder seiner verehrten Meister heitere und tiefe Weisen entgegenströmten. Ja er war unser. Von seinem ersten, tiefsinnigen Gebete („Verleih uns Frieden gnädiglich"), das der heimkehrende Jüngling unserem und seinem herzlich verehrten Schelble als bedeutsame, hoffnungsreiche Gabe darbrachte, bis zu seinem wahrhaft erhabenen Elias haben alle seine Schöpfungen unsern Cäcilienverein erfreut; sie sind sein Eigenthum geworden und wir können uns nach des Meisters eigner Aussage rühmen: wir sind mit besonderer Liebe in ihren Geist eingedrungen, und es ist uns gelungen, sie in diesem Geiste würdig und mit Begeisterung wiederzugeben. Wie sollte dies auch nicht seyn? Hatten wir doch den hohen Genuß, ihn selbst so oft leitend in unserer Mitte zu sehen, und das Glück, in den Lenkern des Vereins Männer zu besitzen, die ihm nahe gestanden haben. An unserm unvergeßlichen Schelble hing er mit unendlicher Liebe und dieser schaute mit Begeisterung auf den geistvollen, hochbegabten Jünger Bach's und Händel's, der ihm selbst erst die vergessene, in Staub begrabene Herrlichkeit des großen Sebastian nahe brachte. Von den Andern, die nur kürzere Zeit dem Vereine vorstanden, Ferd. Hiller und Carl Vogt, war der eine sein vertrauter Freund, der andere ein tiefsühlender, inniger Verehrer desselben, dem er durch trauliches Entgegenkommen die freudigsten Stunden bereitete. Und unser jetziger Direktor, Franz Messer, war ihm in den wenigen Jahren, seit wir ihn besitzen, so nahe getreten und sein außerordentliches Talent als Dirigent und Compositeur von ihm so anerkannt worden, daß er Keinem wie ihm vertraute, und ihm gerne die innerste Werkstatt seines musikalischen Schaffens eröffnete. Dieses schöne Band ist nun plötzlich zerschnitten, und mit tiefer Wehmuth schaut der Zurückbleibende seinem geschiedenen Freunde nach und ruft sich die heiligen Stunden zurück, wo dieser für den herben Verlust der Schwester bei ihm Tröstung suchte und ihm die Schätze seines noch unbekannten Elias aufschloß, wo er freudig erstaunt in Liedern und Quartetten des Freundes verwandte Klänge erkannte und die heiligen Harmonien verklärend die Thränen des Kummers in Thränen der Freude verwandelten. Das edle, reiche Herz hat nun aufgehört zu schlagen, die Hand ruht, die wie mit einem Zauber das reizende Gewebe der geistigen Empfindungen des Herzens dem Ohre des entzückten Hörers zu schildern verstand, und alle die Entwürfe, die in seinem rastlosen Geiste keimten, sie sind mit dem Einen Schlage erstarrt. Wir trauern tief; denn die schönste, reichste und reinste Blume unseres Frühlings ist gebrochen. Wir trauern tief; — aber wie, als sein verwesliches Theil in die Gruft zu den Seinen hinabgesenkt wurde, die Sonne verklärend emporstieg und ihre Strahlen Hoffnung weckend in die Brust der Trauernden drangen, so soll auch uns unvergänglicher Trost strömen aus den nicht schwindenden Werken seines kräftigen, reichen Geistes. Er lebt in Dem, was er geschaffen, unter uns fort und für uns namentlich, die wir das Glück hatten, ihm auch als Menschen näher zu stehen, für uns werden die Erinnerungen an die seligen Stunden, die ihm hier liebende Verehrung bereitete, zu der Erhebung, die aus seinen Werken quillt, noch Freude und Dank gesellen für die liebenswürdige Freundlichkeit, die ihm eigenthümlich war und dem großen Künstler auch den Schmuck eines edlen Menschen verlieh. Wir legen diese anspruchslosen, aus gerührtem Herzen fließenden Worte zu den vielen, gewiß noch würdigeren Liebeszeichen, welche die Gruft des Unvergeßlichen schmücken; sie sind das schönste Denkmal, das dem Menschen bereitet werden kann. Der Künstler bedarf keines Denkmals, es ist in seinen Werken herrlich und für immer errichtet.

Sollten wir nun von „Elias", dem letzten Werke des geschiedenen Meisters sprechen? In doppelter Beziehung fühlen wir uns gehemmt. Die Wehmuth trübt noch den ruhigen Blick, und das Werk ist zu groß, als daß eine einzige Aufführung zur rechten Würdigung genügen könnte. Zwar sind uns durch die häu-

Digitized by Google

sigen, ganz besonders eifrigen Proben die Gesänge schon zum Eigenthum geworden, aber die wunderbare Instrumentirung verleiht ihnen erst ihre rechte Gestalt, und gerade sie ist in ihrer mannichfaltigen Feinheit nicht so schnell zu erfassen. Die Aufführung war von einer so außerordentlichen Theilnahme begleitet, daß der Vorstand gewiß schon an eine Wiederholung gedacht hat. Auf sie wollen wir daher eine ausführlichere Besprechung versparen. Die Stimmung war eine sichtbar bewegte, weil alle Mitwirkenden noch den Verlust fühlten. Wenn dies der Ausführung vielleicht eine besondere Weihe gab, so wirkte es doch auch hier und da minder günstig auf das Gelingen, und auch in sofern wäre eine baldige Wiederholung sehr erwünscht. Indem wir diese in den nächsten Tagen erwarten, wollen wir zum Schluß nur noch auf den Text aufmerksam machen und ihn einem genaueren Durchdringen vor der Aufführung empfehlen. Er ist, wie der zu „Paulus", von Mendelssohn selbst aus biblischen Worten zusammengestellt, eine geistvolle Arbeit. Zwar findet sich die Handlung selbst in I. Kön. Cap. 17, 1. 3. 4. 7. 9. 14. 18. — 24.; Cap. 18, 15. 17. 18. — 40. 43. — 45.; Cap. 19, 1. — 2. 7. — 8. 11. — 12. 15. 18. und dann II. Kön. Cap. 2, 1. 11. Allein das ist nur die besondere Handlung; die Worte der meisten Chöre, der Arien, auch einzelner Recitative sind frei gewählt aus den Psalmen und den prophetischen Büchern, und mit solch geistiger Einsicht, daß wir auch hierin den Meister bewundern müssen.

So möge denn recht bald eine zweite Aufführung, die überall, wo man nur hört, sehnlichst gewünscht wird, uns tiefer einführen in dieses Meisterwerk, das jetzt alle größeren Vereine unseres Vaterlandes zu durchdringen suchen. Der Wetteifer, der sich hierin zeigt, hat gewiß dem Meister noch erhebend geleuchtet auf dem kurzen Gange nach dem Grab, das er nicht fürchtete.

Mannichfaltigkeiten.

Am letzten Sonntag fand sich in der Speisewirthschaft des Hrn. Statthalter Winter in Oeschgen im aargauischen Frickthal auch ein Schwarzwälderbauer ein. Beim neuen Sauser und Weißbrod, das für ihn eine Leckerspeise zu seyn schien, that er sich gütlich. — Als er sich erwärmt und die Zunge ihm nach und nach anfing, geläufig zu werden, kam er auch auf die schweizerischen Zustände zu sprechen. Man merkte gleich, daß er für die Sonderbündler eingenommen sey und viel auf Gnadenpfennig, Skapulire und Amulette halte. Ja, in seiner Weinbegeisterung ging er so weit, daß er sich selbst für stich- und kugelfest hielt, und den Herrn Statthalter Winter aufforderte, auf ihn zu schießen, wenn er den Muth habe. Dieser wollte den Unsinn nicht so weit treiben. Um ihn aber doch zu überzeugen, wie es mit seiner Festigkeit stehe, bat er sich nur aus, ihm eine Ohrfeige geben zu dürfen. Der Wälder willigte ein, und die Exekution wurde sogleich ausgeführt. Aber, o weh! schon beim ersten leichten Stoß zwirbelte der Wälder am Boden und streckte Arme und Beine in alle Höhe. Er verlangte nun keinen Schuß mehr; schon hatte er sich von der Kraft seiner Amulette überzeugt und eingesehen, daß es ihm mit all dem Ding doch das Leben kosten könnte. Von den anwesenden Gästen ausgelacht, verließ er das Wirthshaus, an das er gewiß sein ganzes Leben denken wird. So muß man dergleichen Leute belehren; es wirkt besser, als die triftigsten Vernunftgründe. (Schweiz. Bote.)

* Es ist erfreulich, zu vernehmen, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich der Volksgesang immer mehr gepflegt wird und immer schöner sich entfaltet. So fand unlängst in Paris ein von dem dortigen Handwerkerverein, der sich „les enfants de Paris" nennt, veranstaltetes großes Fest in einem Restaurationslokale auf dem Boulevard du Temple statt. Zu demselben waren außer verschiedenen renommirten Gästen auch die Herren Adam und Miracourt geladen; es fehlte, wie aller Orten, so auch hier nicht an Reden und Toasten, und besonders gefielen die Volksgesänge, welche von einem aus 500 Individuen bestehenden Chor executirt wurden. Darunter befanden sich auch Compositionen von Adam.

* Man wundert sich nicht wenig, wenn man in französischen Blättern lies't, daß abermals eine Uebersetzung der veralteten Idyllen von Geßner in französischer Sprache erschienen ist, als deren Verfassee ein Herr Delacroix genannt wird. Zwar sind weder die Zustände noch die Menschen in Frankreich sehr idyllisch, doch liebt man aller Orten die Kontraste. Uebrigens wäre es auch möglich, daß die genannte Uebersetzung nur einen sehr kleinen Lesekreis finden dürfte.

Die Burschenschaften von Anno 30 hatten in Jena ein Sprüchwort: „Aus einem guten Burschenschafter kann alles Gute werden!" An vielen hat es sich erprobt; aus dem lebensfrischen Kreise sind freilich auch viele gestorben und verdorben. Gustav Körner ist ein bedeutender Mann in Illinois geworden, Andere leben behaglich anderswo in Amerika, Einzelne sollen in Rußland seyn, Andere haben in Deutschland ehrenvolle Stellungen errungen. Gute Patrioten sind fast alle die „Germanen" jener glücklichen Tage geblieben. — Als es 1831 in Belgien kriegerisch aussah, zogen zwei jenaische Germanen in die Niederlande, um „für die Freiheit zu kämpfen." Es war dort nicht lange ihres Bleibens, und sie schifften hinüber nach Portugal, um Dom Miguel vom Throne stoßen zu helfen. Fleischer aus Peine starb in Oporto an der Cholera; aber Gärtner aus Blankenburg gelangte, nach manchen Irrfahrten auf der iberischen Halbinsel, zu hohen militärischen Würden in Spanien; und wurde endlich Freund und Vertrauter des Narvaez, Herzogs von Valencia, der freilich eben kein Freiheitsheld ist. Jetzt melden nun die Berichte aus Spanien, daß der alte jenaische Germane Gärtner, der auf der Mensur wie beim Labetrank in Ziegenhain und Wöllnitz so Erkleckliches leistete, post tot discrimina rerum zum — Statthalter der Provinz Huesca ernannt worden ist!

In Rom hat das Eintreffen der ersten Schnellpresse ganz ähnliche Erscheinungen hervorgerufen, wie weiland in Leipzig und anderwärts. Obwohl sie nicht ein Mal mit Dampfkraft getrieben wird, hat ihre rasche Thätigkeit das Druckerpersonal doch dermaßen in Aufregung versetzt, daß sie sogar Pius IX. bestürmen wollen, er möge gegen ihr Fortbestehen einschreiten.

Die belgische Thronrede bestand aus 842 Worten und 4660 Buchstaben. Um sie durch den electrischen Telegraphen mitzutheilen, waren nicht weniger als 11,600 Signale erforderlich, und doch geschah diese Mittheilung von Brüssel nach Antwerpen in 47 Minuten. (Köln. Z.)

Korrespondenz.

Buchsweiler im Elsaß, Ende Oct.

Das schönste Opfer, welches eine Gemeinde sich auferlegen kann, ist wohl dasjenige, welches die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts unter ihren Angehörigen zum Zwecke hat. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat unser wackerer Mitbürger Hr. Schallenmann, Mitglied des General-Raths und Ritter der Ehrenlegion, stets bei unserem Municipalrathe dahin gewirkt, daß er einen großen Theil unserer nicht sehr bedeutenden Gemeindeeinkünfte zur Verbesserung und

Digitized by Google

Erweiterung der Elementarschulen verwandte. Wir dürfen uns nun aber auch schmeicheln, daß wohl in keiner Gemeinde Frankreich's der Primärunterricht auf besserem Fuße steht als bei uns; denn abgesehen davon, daß sämmtliche Schulen in sehr geräumigen, gesunden Gemeindegebäuden angebracht sind, zergliedern sich dieselben wieder in eine große Zahl von Abtheilungen, wo Protestanten, Katholiken und Israeliten getrennt, Knaben von den Mädchen geschieden und wo die Kinder wieder nach ihren Kenntnissen in verschiedene Klassen eingetheilt sind. Unsere Einwohnerschaft, die sich auf circa 3500 Seelen beläuft, anerkennt die Bemühungen der Ortsvorstände und sind unsere Elementarschulen von nicht minder als 1400 Kindern besucht. Aber auch für den höheren Unterricht ist in unserer Stadt gebührend gesorgt, und hat die Regierung uns einen neuen Beweis ihrer väterlichen Fürsorge gegeben, indem sie kürzlich zur Leitung unseres früher so berühmten Gymnasiums (Collège) Hrn. Dr. Ed. Sogner aus Strasburg*) berief und demselben mehrere tüchtige Professoren beigesellte. Unter einer solchen Leitung konnte das während einigen Jahren vernachlässigte Institut nicht ermangeln, sich schnell wieder empor zu schwingen, und ersieht sich dasselbe bereits einer Frequenz, die zu unserer großen Freude täglich zunimmt und die besonders dann eine bedeutende werden dürfte, wenn dessen Regeneration auch in der Ferne bekannt werden wird. Bei fernerem Zuwachs der fremden Besucher unsres Gymnasium's werden auch unsere Ortsvorgesetzten ein neues Opfer nicht scheuen und dem Institut ein Internat anschließen, wofür das Local bereits bezeichnet wird. Dieses Alles vereint mit der gesunden Luft unsrer Gegend, welche deshalb dem Aufenthalt in größeren Städten bei weitem vorzuziehen ist, läßt uns in der angenehmen Hoffnung leben, daß unser Gymnasium auch in Bälde wieder häufig von jungen Deutschen besucht werden wird. — Die unter der Leitung des Hrn. Schattenmann stehende chemische Fabrik erfreut sich der glänzendsten Resultate und beschäftigt eine Menge Arbeiter, die sich dabei einen schönen Erwerb schaffen.

Stuttgart, 14. Nov.

Gestern ist hier ein recht übersichtliches Kärtchen des Kriegsschauplatzes in der Schweiz in der Lithographie von C. Mattä hier erschienen, das für Zeitungsleser eine leichte Uebersicht gewährt, indem durch Tonplatten das Gebiet der Sonderbündler mit einem besondern und das der Zwölfer wieder mit einer andern Farbe gedruckt, auch in besondern Abtheilungen die Umgebungen von Luzern und von Freiburg in vergrößertem Maßstabe dargestellt sind. **) — Vorgestern fand hier zur Feier von Schiller's Geburtstag eine glänzende Beleuchtung des Schillerdenkmals mittelst freier Opferflammen auf den vier das Denkmal umgebenden Candelabern statt, welche den ganzen Abend brannten, während im Hoftheater ein Prolog Franz Dingelstedt's gesprochen und Schiller's „Braut von Messina" mit gelungener Wirkung der Chöre aufgeführt wurde. — Die hiesige Polizeimannschaft ist in Folge des angestrengteren Dienstes um 6 Mann vermehrt worden. Dieser Tage ist es derselben gelungen, einige Elsässer, welche hier ihre Gaunereknisse ausübten und bis jetzt allen Nachstellungen entgangen waren, zu verhaften.

Buchbach, 10. Nov.

Am diesjährigen Reformationsfeste (31. Oct.) ist dahier nachfolgende Adresse an Uhlich in Magdeburg verfaßt und abgesendet worden: „Hochgeehrter Mann! Heute sind es 330 Jahre, daß Luther in jenen bekannten 95 Sätzen seine Ansichten der Mitwelt zur Prüfung und Beurtheilung vorlegte. Wie sie antwortete, das beweis't die, wenn auch kümmerliche Existenz der Reformation. — Auch Du, edler Mann, wendest Dich an Deine Mitwelt, an die evangelische Kirche; freilich nicht an die, welche für sich ausschließlich das Recht, Kirche zu seyn und zu machen, in Anspruch nimmt, sondern an das Volk, welches der überwiegende Theil derselben ist. Denn eben das Kirchenregiment ist es, welches Deine, in reichem Gemüthe und lichtem Glauben sich concentrirende Religion nicht begreift, welches Deinen Geist durch Anschmieden an eine dürre Orthodoxie seiner schönsten Blüthen zu berauben im Begriffe war. — Ob Du nach evangelischen, nach protestantischen Grundsätzen nicht evangelischer Geistlicher seyn kannst? fragst Du das evangelische Volk! O, wahrlich — so gewiß ein von höheren Regionen abhängendes, ihnen allein sein Daseyn verdankendes Consistorium nicht Kirche ist, noch die Mitgliedschaft in der Kirche zu bestimmen hat, so gewiß nur das ganze Volk die Kirche ist, und so gewiß wir die lebhafteste Theilnahme für Dich empfinden und die innigste Sympathie mit Deinen Ansichten und Grundsätzen hier offen aussprechen: so gewiß bist Du nach unseren Ansichten Geistlicher der evangelischen Kirche. Als Glieder der evangelischen Kirche Deutschlands geben wir Dir diese Antwort auf Deine Frage. Schreite demnach muthig fort auf dem betretenen Wege; er wird einmal zum Ziele führen, denn das Volk steht Dir zur Seite. (Folgen 66 Unterschriften).

Frankfurt a. M., 13. Nov.

Mehrere der freieren Richtung des Protestantismus angehörige Eltern haben ihre Kinder dem hiesigen deutschkatholischen Prediger, Hrn. Floß, in die Christenlehre übergeben. Der Confirmanden-Unterricht dieser Kinder soll in den nächsten Tagen beginnen und es finden noch täglich Anmeldungen zu demselben statt. Wer die geistige Verwandtschaft der freien evangelischen Kirche mit dem Deutschkatholizismus kennt, wird diesen, in der innersten Ueberzeugung der Betheiligten tief begründeten Schritt natürlich finden. Er ist übrigens erst dann geschehen, nachdem vergebliche Versuche gemacht worden wären, Prediger der evangelisch-lutherischen Kirche für die Ertheilung eines positiv der neuen Richtung des Protestantismus angehörenden Confirmanden-Unterrichtes zu veranlassen, ein Verlangen, welchem jene Prediger, ohne sich offen und entschieden als Vertreter jener Richtung zu bekennen, in ihrer Stellung nicht wohl entsprechen konnten. Die betheiligten Eltern sind übrigens nicht gesonnen, den Boden der protestantischen Kirche zu verlassen und förmlich zum Deutschkatholizismus überzutreten, so wie es anderer Seits Grundsatz des letzteren ist, die jungen Zöglinge der Christenlehre bei der Confirmation nur auf die allgemein anerkannten Wahrheiten des Christenthums, nicht aber auf ein besonderes Glaubensbekenntniß zu verpflichten. Der äußere Anschluß an eine der bestehenden Kirchengemeinschaften bleibt auf diese Weise den jungen Leuten bis zum Eintritt ihrer bürgerlichen Reife offen und wird dann mit um so mehr Ueberzeugungskraft und Wärme erfolgen. — So hat denn auch hier in unserem sonst so materiellen Frankfurt der freie Geist eine Bahn eingeschlagen, die ihn hoffentlich der Anerkennung seiner Berechtigung immer näher führen wird. Eigene Ueberzeugungstreue, aber auch Achtung vor der Ueberzeugung Anderer, dies ist das Wesen und der Bodrn, auf welchem in einem auf vernünftigen Grundsätzen beruhenden Staatsverbande die verschiedensten religiösen Richtungen neben einander bestehen können. Daß die Vertreter unseres städtischen Gemeindeverbandes von jenem Wesen durchdrungen sind und auf diesem Boden stehen, dies haben sie mehr als einmal schon bewiesen, und hierin liegt auch der Grund, daß die religiöse Bewegung in unserer Stadt im Ganzen einen so ruhigen, von jeder gewaltsameren Aufregung entfernten Verlauf nimmt.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 17. Nov., Abends von 6 — 7 Uhr: Drittee und letzter Vortrag des Unterzeichneten über Belgien: „Charakteristik der Städte Brüssel und Antwerpen."

Cand. Julius Fester.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. Nov. Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Donnerstag, 18. Nov. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. Fidelio: Frau Schmidtgen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

---

*) Derselbe ist durch seine trefflichen pädagogischen Leistungen seit einer Reihe von Jahren im In- und Auslande rühmlichst bekannt. Hunderte von Deutschen wurden in seiner Anstalt zu Strasburg erzogen.

**) Wir empfehlen allen Lesern, die sich für die jetzigen wichtigen Ereignisse in der Schweiz interessiren und sich auf dem Kriegsschauplatz genau orientiren wollen, Keller's „Reisekarte der Schweiz" (zu haben dahier bei Gustav Oehler zu 1 fl. 24 kr.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 319. Freitag, den 19. November 1847.

Der Vetter mit dem gelben Gürtel.

Chinesische Novelle. Aus dem Französischen von W. Heckrath.

(Fortsetzung.)

Leider war es nur zu wahr gewesen, daß er vergifteten Thee getrunken hatte! Da der Vetter des erhabenen Kaisers bei jeder neuen Heirath ein so hübsches Sümmchen bereit liegen wußte, so konnte er nach seiner Meinung nicht oft genug eine Ehe eingehen, die für ihn der materiellen Vortheile viele hatte; und zudem wollte er ein Privilegium, welches ihm vermöge seiner Geburt verliehen worden war, nicht umsonst gegeben wissen; auch jedes andere schnell wirkende Mittel wäre dem edlen Ho-Fi willkommen gewesen, wenn es ihm nur förderlich gewesen wäre, der Aufmunterung seines himmlischen Vetters zu entsprechen.

Indessen hatte sich über das Vorgefallene in der Stadt ein dumpfes Gerücht verbreitet, und man flüsterte einander allerlei sonderbare Vermuthungen zu. Der alte Poo-Poo war zu sehr mit seinen Wissenschaften beschäftigt, als daß er ein aufmerksamer Beobachter alles Dessen hätte seyn sollen, was um ihn vorging. Da gemäß seiner Aeußerung die Verbindung seiner Tochter nach den Regeln seiner Theorie geschehen war — und dieses war bei derselben das Wesentlichste, worauf es ankam — wie sollte er da noch ferner Mißtrauen in die Grundsätze eines Mannes setzen, der das Recht hatte, die gelbe Farbe zu tragen, eines Mannes zudem, der ihn als den ersten der Philosophen bezeichnet hatte? Ueberdies waren durchaus keine Beweise vorhanden, welche irgend eine Klage begründen konnten. Die Chinesen, so erfahren sie übrigens in allen Künsten seyn mögen, haben es in dem Studium der chemischen Reagentien nicht so weit gebracht, wie die Abendländer; denn nur diese besitzen das Geheimniß, ein Gemengsel von Knochen, Muskeln, Fleisch u. s. w. eines Menschen in einem Kessel zu einer Masse kochen zu lassen, sie zu destilliren, das Gewonnene wieder zu analysiren und endlich daraus den tausendsten Theil irgend eines Bestandtheiles zu entdecken, für den man kaum einen Namen anzugeben weiß, und der nichtsdestoweniger als hinlänglicher Beweis gelten soll.

Ho-Fi hatte das Vergnügen, die eingeflößten Besorgnisse Seitens So-Sli's bald schwinden zu sehen. Und als er sich wieder vollkommen hergestellt sah, empfand er von neuem das Bedürfniß, Wittwer zu werden. Denn da seine Krankheit ihm beträchtliche Kosten verursacht hatte, so schien es ihm billig, sich dafür zu entschädigen. Indem er nun ernstlich darüber nachdachte, wie er am sichersten seinen Zweck erreichen könne, erinnerte er sich eines berühmten chinesischen Trauerspieles, welches ihm einen passenden Stoff zur Ausführung seines Vorhabens darbot. Er wußte sich heimlich einen recht grimmigen Hund zu verschaffen, den er in einem entlegenen Winkel des Hauses in einer Wandvertiefung verborgen hielt. Darauf kaufte er sich Kleiderstoff von derselben Farbe, wie seine Frau ihn trug, bekleidete damit eine weibliche hölzerne Figur in Lebensgröße und richtete seinen Hund ab, sie zu zerreißen. Als nun Ho-Fi glaubte, das Thier verstehe seine Rolle hinlänglich, hörte er auf, ihm Nahrung zu geben und ließ es einige Tage schrecklichen Hunger- und Durst leiden. Dieses und die fast erstickende Wärme des engen, verschlossenen Gehäuses verfehlten ihre gewöhnliche Wirkung nicht; denn der Geifer, der des Hundes Schnauze umgab, und seine blutrothen Augen bekundeten die furchtbare Krankheit, die in seinem Innern wühlte. Nachdem der begürtelte Vetter ihn lange genug beobachtet und an dem Vorhandenseyn Dessen, was er an dem Thiere gern zu sehen wünschte, nicht länger mehr zweifeln konnte, kündigte er So-Sli an, daß ihn eine wichtige Angelegenheit auf einige Stunden von ihrer Seite rufe. Bevor er sie verließ, sagte er ihr, daß er in einer Wandvertiefung, welche ihr wohl bekannt sey, Etwas aufbewahre; daß er ihr dringend anempfehlen müsse, darauf zu wachen, daß während seiner Abwesenheit Niemand sich der bezeichneten Stelle nahe; auch gab er ihr zu verstehen, daß er wünsche, auch sie möge sich nicht bemühen, hinter sein Geheimniß zu kommen. Und Ho-Fi, froh über die getroffenen Vorsichtsmaßregeln, verließ eiligen Schrittes und mit leichtem Herzen das Haus, indem er bei sich selbst sprach: „Wenn das Aergste geschehen sollte, so nehme ich Fo zum Zeugen, daß ich ihr verboten habe, hinzugehen."

Nachdem So-Sli fertig war, ihre Nägel zu färben und genug geraucht oder Betelkraut gekaut hatte, fing sie an, ernstlich über jenes geheimnißvolle Versteck nachzudenken.

Was konnte ihr Mann da verborgen haben? vielleicht ein neues Möbel? eine seltene Pflanze? Und war eins von beiden der Gegenstand des Geheimnisses, so war es ganz natürlich, daß derselbe sofort ihre Neugier rege machen mußte; übrigens hätte So-Sli wetten mögen, jener verbotene Ort enthalte irgend eine angenehme Ueberraschung für sie. Was sollte sie nun beginnen? Seine Rückkehr abwarten? Aber da stürbe sie vor Ungeduld und Erwartung. Sollte sie seinem Verbote zuwiderhandeln? . . . Indessen hatte sich Ho-Fi ja nur auf eine unbestimmte Weise ausgedrückt, er habe nur gewünscht, eine Hoffnung ausgesprochen, welche sie nach Belieben verwirklichen konnte oder nicht . . . Sie beschloß also, sich selbst von Dem zu überzeugen, was man ihr so sorgfältig zu verbergen suchte, und sollte ihr Mann ja etwas davon gewahr werden, so werde sie auf keine Weise ein Geständniß ablegen, wodurch sie sich verrathen könne.

Ho-Fi hatte dafür zu viel Frauen gehabt, als daß er nicht ein gründlicher Kenner des weiblichen Herzens seyn sollte. Er hatte sich in seiner Rechnung nicht geirrt. So-Sli machte sich auf und begab sich bedächtigen Schrittes nach der bewußten Wandvertiefung. Auf dem Wege dahin mußte sie an einer Krähe mit weißem Halse vorbei, die ihr Mann, nächst seinem Gürtel, der ihm so manche Vorrechte sicherte, allen andern Dingen vorzog.

Digitized by Google

Seinen Bemühungen und Liebkosungen war es gelungen, diesen Vogel ganz heimisch zu machen, und in seinem Aberglauben wähnte er sein Schicksal mit dem Thiere innig verbunden. So-Sli, welche dieses Vorurtheil bis zu einem gewissen Grade theilte, fand ebenfalls ein großes Gefallen daran, dem Lieblinge ihres Mannes häufige Besuche abzustatten, um mit ihm wie mit ihres Gleichen plaudern zu können und in der Plauderhaftigkeit des Vogels ein Vergnügen zu genießen, das sie größtentheils sich selbst zu verdanken hatte. Sie nahm also im Vorbeigehen ihren Weißhals, setzte ihn auf ihre Schulter und ging weiter.

Angekommen bei der Stelle, erblickte sie, daß die Thüre der Vertiefung nur sehr nachlässig verschlossen war, denn der Schlüssel steckte im Schlosse, und sie durfte denselben blos umdrehen, um die Lösung ihrer peinlichen Zweifel zu erlangen. Getrieben von einer gränzenlosen Neugier und der Furcht, überrascht zu werden, öffnete So-Sli hastig, und siehe da, sie befand sich einem Hunde gegenüber. Dieser, durch Hunger zur Wuth gebracht, hatte sie nicht sobald erblickt, als er einen ungeheuern Satz machte und mit schäumender Schnauze auf sie zu sprang. Zurückspringen, den Vogel ergreifen, ihn in den Rachen des Hundes stecken, und dann wie der Blitz die Thüre zuschlagen und sie schließen, war für die Erschrockene das Werk eines Augenblickes. Ganz außer sich und erschöpft erreichte sie ihr Zimmer, wo sie Muße hatte, das Gefährliche ihrer Lage zu überdenken; aber sie kannte bei weitem noch nicht die ganze Größe derselben.

Ho-Zi war vor der bestimmten Zeit zurückgekehrt. Ein Ausdruck des Erstaunens, welches er aber gleich geschickt zu wenden wußte, entfuhr ihm, als er seine Frau ruhig auf ihrem Platze sitzen fand, auf dem er sie auch verlassen hatte. Er eilte zu seinem Hunde. Die Thüre war zwar noch verschlossen, aber einige Federn seines Lieblingsvogels, die hier und da sichtbar waren, schienen ihm nichts Gutes zu verkünden; durch die Spalten der Thüre blikkend, erkannte er wirklich die Reste desselben, welche der Hund eben im Begriffe war vollends zu verzehren. Getrieben von einer außerordentlichen Unruhe, kehrte er zu So-Sli zurück, um von ihr Aufschluß über das ihm Unbegreifliche zu erhalten. Aber die Tochter des weisen Poo-Poo spielte die Unwissende; sie wollte nichts von dem Vogel wissen, der, wie sie meinte, vielleicht weggeflogen oder irgendwo im Hause verborgen sey. Was sie betreffe, so habe sie ihre vier Wände nicht verlassen, und sie sey überzeugt, daß Niemand sich der Wandvertiefung genaht habe.

(Fortsezung folgt.)

Die Schweiz.*)

Motto: Wahre Christlichkeit und wahre Menschlichkeit sind Eins; das Unglück so Vieler fließt zumeist aus der Trennung dieser beiden Begriffe.

In dem Königreich Neapel, nahe dem Castelle St. Elmo, liegt auf einem Berge ein ehemaliges Kloster der Karthäuser, in herrlicher Gegend, mit entzückender Aussicht auf das prachtvolle Land Italien. Ein Reisender stand mit seinem Führer, einem Mönche, auf der Terrasse des Klostergartens und rief begeistert: „Hier oder nirgends wohnt die Glückseligkeit!“ Aber der Karthäuser erwiederte leise: „Ja, für Die, welche vorübergehen!“ Je herrlicher die Natur um ihn her, desto tiefer fühlte er das Elend seines harten, steifen Klosterlebens.

So die Schweiz in ihren jetzigen Verhältnissen. Noch stehen die Alpen mit ihren, von der Abendsonne so schön beleuchteten, Gletschern, mit ihren tiefgrünen Matten, mit ihrem schönen, idyllischen Hirtenleben. Dazu die Erinnerungen der Vorzeit von Tell und Winkelried, das Gefühl der Freiheit, das in den Herzen schlägt — welch' schönes Land! Aber, möchte man auch hier ausrufen, schön nur für Die, welche vorübergehen! Die kleinlichen Verhältnisse des dortigen Staatswesens, der kleinliche Parteien- und Confessionshaß scheinen im Widerspruche mit der Größe der Natur. In den vielen Republiken, aus denen das Land besteht, ist mehr, als in Monarchieen, den Leidenschaften Raum gelassen; aber dirser Raum selbst ist nur ein kleiner; die Enge des Kreises, die nie zu vermeidenden steten Berührungen der verschiedenen Parteiangehörigen vermehren die Wuth und steigern die Erbitterung. Die Meinung des Einzelnen tritt hier schärfer hervor; meistens hängt an Persönlichkeiten das Ganze, und da diese Persönlichkeiten ewig wechseln, so kann auch der Zustand des Staates nicht dauernd derselbe bleiben, er muß schwanken und schweben, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin. Denn die Zeit der alten Republiken, Rom's und Sparta's, ist vorüber, als Ein Gemeingefühl die Masse der Bürger beherrschte, als der viel kleinere Kreis von Ideen, in dem sich Jeder bewegte, als die fast gleiche Bildung, sowohl in religiöser, als auch in politischer Hinsicht, größere Uebereinstimmung unter Allen hervorzubringen vermochte.

Geht jetzt schon durch viele Monarchieen des Abendlandes eine gewaltige, erschütternde Bewegung, die vielem Bestehenden keinen festen Halt verbürgt, so ist es bei den Republiken Helvetiens noch viel schwerer, den ewig wechselnden politischen und religiösen Zuständen eine feste Ansicht abzugewinnen und ein Bild von ihnen zu geben, das nur nach einem Jahre noch als treffend erkannt werden möchte. Viele Stadien eines innerlichen Kampfes hat die Schweiz in einigen Jahren durchlaufen. Dem so oft widerwärtigen Geschreie der Radicalen, dem durch alle Kantone hindurchgehenden Verfassungswechsel, den heimlichen Umtrieben der Ultramontanen, den offenen Verdammungen der Ketzer von der Kanzel herab, den Volksversammlungen und den sich durchkreuzenden Bestrebungen Einzelner ist endlich — in einer Republik das natürlichste — ein Bürgerkrieg gefolgt, bei dem aber weit weniger der Donner der Kanonen an unser Ohr schlug und der Ruhm tapferer Thaten erschollen ist, als das Wuthgeschrei der Privatleidenschaft, das Röcheln der qualvoll hingeschlachteten Gefangenen, das schauerliche Gerücht heimlicher Ermordungen und zuletzt die Confiscation des Vermögens, die systematische Untertretung aller Menschenwürde durch einen Haufen von Leuten, die in den meisten Monarchieen Deutschlands zu einem höheren Staatsdienste kaum für fähig erachtet würden. Dumpfe Stille ist eingetreten, in der die Parteien ihr Wühlen und Erregen fortbetreiben und sich schroffer und schroffer einander gegenüberstellen, nur unterbrochen durch einzelne Gewaltstreiche, wie durch den blutigen Sieg der Radicalen zu Genf — ein kläglicher Zustand, da, sobald wieder ein größerer Kampf ausbrechen sollte, er wohl nicht mehr durch schweizerische Kräfte allein zum Ende geführt, sondern eine fremde, das Selbstgefühl des freien Schweizers tief verletzende, Intervention veranlassen würde.

Betrachten wir die Karte Europa's, so bildet Helvetien den Uebergangspunkt von Italien nach Deutschland und Frankreich, die für den Papst wichtigsten Länder des europäischen Continents. Dieses, von der Natur selbst gegründete Bollwerk mußte von den Heerschaaren des Ultramontanismus besetzt werden wenn er die Versuche gegen jene nördlichen Länder mit Erfolg gekrönt sehen wollte. Auch sind die Verhältnisse des Landes einladend dazu;

*) Aus dem eben bei J. D. Sauerländer dahier erschienenen trefflichen Weeke: „Die Kirchen des europäischen Abendlandes in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse, ihrem Kampfe, ihrer Annäherung und Entfernung von einander. Dargestellt von Karl Netz, Mitprediger zu Beerfelden im Großherzogthum Hessen. Erster Band. 1847.“

Digitized by Google

in Republiken haben die römischen Sendlinge freiere Hand, während die mehr concentrirte Kraft monarchischer Regierungen ein solches Wirken viel weniger zuläßt.

Dieses von der Natur so scharf markirte Land, in dessen Schooße der kirchliche Kampf des Abendlandes bis jetzt am meisten in das ganze Leben des Staates eingegriffen, am meisten die Herzen zum Fanatismus aufgeregt, wo er den wildesten Jubel auf der einen und den größten Jammer auf der anderen Seite erregt hat, — dieses durch Flächenraum und Zahl seiner Bewohner durchaus nicht sehr gewichtige Land ist von alten Zeiten her schon hochwichtig gewesen für die Sache des Fortschrittes und des Lichtes. Hier war die Heimath Zwingli's, hier wenigstens der Wirkungskreis Calvin's und so vieler von ihren, um das Wohl der Menschheit hochverdienten Freunden. Schon in früherer Zeit wollte die Schweiz auch in kirchlicher Hinsicht ein freies Land seyn und verlachte Bann und Interdikt. Sie gab dem zum Theil in ihr entsprungenen Protestantismus eine eigenthümliche Richtung. Die Hugenotten Frankreichs und die Presbyterianer Englands lassen in ihrer ganzen, mehr republikanischen Auffassung der Kirche jene Alpenrepubliken erkennen, die ihnen das Daseyn gegeben. Wie das stammverwandte große Nachbarland im Norden, ward auch die kleine Schweiz, gleich nach der Reformation, durch kirchlichen Zwiespalt in zwei Theile zerrissen; denn, wunderbar! gerade die am freiesten organisirten alten Orte Schwyz, Uri und Unterwalden, nebst mehreren anderen Kantonen, blieben Roms kirchlicher Monarchie getreu. Daraus blutige Kämpfe, die, jedoch mit Unterbrechungen, über anderthalbhundert Jahre hindurch die Schweiz zerrütteten, also, daß es Verwunderung erregen muß, wie dem ungeachtet das schwache Band, das die verschiedenen Kantone verknüpfte, nicht völlig zerrissen wurde und nicht zwei ganz verschiedene Republiken, eine protestantische und eine katholische, aus dem großen Kampfe hervorgegangen sind, zumal, da auch in der politischen Verfassung so bedeutende Unterschiede sich kund gaben. Die eigenthümliche Stellung der Schweiz, mitten unter den Monarchieen Europa's beinahe als der einzige Freistaat, oder vielmehr als ein Conglomerat von Freistaaten dazustehen, mochte wohl leicht in den Herzen der Republikaner die natürliche Betrachtung erregen, wie groß die Gefahr einer Trennung gegenüber den kräftig aufstrebenden Staaten des übrigen Europa's für sie seyn müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Verklärten am 4. Nov.

Er schied von uns, der Liebling der Kamönen,
Des Friedens Palme jenseits zu empfangen.
Zur schönen Heimath ist er eingegangen,
Die er verherrlicht hier in süßen Tönen.

Ein Engel stieg er nieder; denn des Schönen
Lichtstrahl verbreiten, hieß ihn sein Verlangen,
Und was in heil'gen Chören jene sangen,
Erklingt aus seiner Lieder vollen Tönen.

Doch sieh'! Es fehlt' ein Klang den Harmonieen
Der Seraphim, die nicht ihn konnten missen,
D'rum ward der Theu're uns so früh' entrissen,

Und aufgelöst in Himmelsmelodieen,
Schwebt des Verklärten Geist nur noch hienieden:
Denn Mendelssohn-Bartholdy ist verschieden!

E. T.

Mannichfaltigkeiten.

Wie die „Ztgs.-Halle berichtet, hatte Dieffenbach am Morgen seines Todestages noch einige Operationen gemacht und war in der heitersten Laune. Tags vorher hatte er einen jungen Menschen an einem Aneurysma operirt und stellte am 11ten diesen zwei französischen Aerzten, welche als Gäste erschienen waren, vor. Er sprach sich eben über das Gelingen dieser Operation aus und setzte sich neben die beiden Gäste auf das Sopha, als er plötzlich den Kopf zurückwarf und nach einem der Beiden hinsank, so daß die Anwesenden erst glaubten, er wolle diesem Etwas ins Ohr sagen. Aber sein Verharren in dieser Stellung und der Mangel jedes Lebenszeichens überzeugte bald alle Anwesenden zum großen Schrecken von seinem Tode. Es wurde sogleich durch seinen ersten Sekundärarzt, Sanitätsrath Angelstein, ein Aderlaß gemacht und Belebungsversuche an ihm vorgenommen, aber jede Bemühung blieb vergebens.

Sicherem Vernehmen nach ist ein neues Werk von Bettina, welches eben unter dem Titel: „Ilius, Pamphilius und die Ambrosia" erscheinen sollte, von der Polizei mit Beschlag belegt, und so dessen Ausgabe verhindert worden. Die Ursachen der Beschlagnahme sind nicht bekannt und lassen sich auch nicht ahnen, da der Inhalt des Buches nicht politischer Natur seyn soll.

In Rußland gab es nach amtl. Nachrichten am 1. Januar 8302 Fabriken und Manufakturen mit 507,577 Arbeitern.

(München, 14. Nov. — N. K.) Unsere Liedertafel beabsichtigt Montag den 22. d. eine große Produktion zum Besten Beselers zu geben. Ob Se. Maj. der König das k. Hoftheater oder das k. Odeon kostenfrei für diese Produktion zur Verfügung stellen wird, ist noch nicht bekannt. Se. Maj. der König interessirt sich überhaupt, wie wir hören, sehr für diese Sache.

In Offenbach hat man aus den Aepfeln Syrup bereitet, der so gut seyn soll als der indische.

Wer erinnert sich nicht des wackern Köhlers G. Schmidt, der den Prinzen Albert von Sachsen aus der Gefangenschaft des Kunz von Kaufungen befreit und den Letztern mit seinem Schürbaum so weidlich getrillert hat, daß er davon den Namen eines Herrn von Triller erhielt! Nun, sein letzter männlicher Nachkomme ist Pfarrer in Nägelstedt in der Provinz Sachsen und zwar seit fünfzig Jahren. Seine Gemeinde hat sein Jubiläum festlich begangen, sein König ihm den rothen Adlerorden und die Fürsten der ernestinischen Linie ihren Hausorden verliehen. (Dorfz.)

Sonntag, 7. Nov., haben sich zwei geistesverwandte junge Menschen von 17—18 Jahren auf dem Boden eines Hauses in Naumburg an der Saale an einem Stricke erhängt, nachdem sie zu ihrem Vorhaben durch den Genuß eines guten Grog sich gestärkt hatten. Der eine Selbstmörder war blind und hatte in dem Dresdener Blinden-Institut die Musik erlernt, der andere war Schuhmacher. (Dorfz.)

(Zuvorkommende Kinder.) Auch der König der Diplomaten und Franzosen hat seine weichen Stunden. Für sein Leben gern, äußerte er in einer solchen, hätte er seinem nächsten Enkel den Titel eines Herzogs von Burgund verliehen, wenn er nur einen hätte. „Gute Kinder läsen die Wünsche der Eltern an den Augen ab", trösteten ihn seine Kinder. (Dorfz.)

Digitized by Google

Der Berliner Tractätchen-Verein macht bekannt, daß er von 1836 bis 1846 über $3^1/_2$ Mill. Schriften gedruckt und verbreitet habe.

Zur Jahresgedächtnißfeier in Edenkoben in der Rheinpfalz.

Neustadt a. d. Haardt, im Nov.

Bei dem in Nro. 316 der Didaskalia bereits ausführlich erwähnten Erinnerungsfeste, welches am 11. d. in Edenkoben statt fand, hielt Hr. Dr. Hepp von Neustadt folgenden Vortrag: „Heute gilt es bei uns den 10. Nov. 1846. Feierlich und festlich wollen wir heute der vorjährigen Versammlung gedenken und uns doppelt freuen. Ich glaube, wir haben Ursache genug dazu. Als ein Epoche machender Tag, als ein Anfang einer neuen Wendung der kirchlichen Zustände wird der 10. Nov. 1846 in der Entwickelungsgeschichte der vereinigten Kirche der Pfalz stets glänzen; mit starken Buchstaben wird er in die Zeittafeln unseres kirchlichen Lebens eingeschrieben stehen. Wenn wir in naher oder ferner Zeit einer fesselosen Bewegung auf kirchlichem Gebiete uns erfreuen, so werden wir diesen Tag segnen, oder wenn unsere Kinder erst dieser Frucht langjährigen Kampfes froh werden, so werden auch sie mit Ruhm dieses Tages gedenken. Man wird ihn den zweiten Gründungstag der vereinigten Kirche der Pfalz nennen. Ein von der ganzen protestantischen Bevölkerung des Kreises gewünschtes, ein für diese ganze Bevölkerung segensreiches Werk, war die Vereinigung im Jahr 1817 zu Stande gekommen; sie war durch den freisinnigen Geist, der damals in der Kirche wehete, auf die felsenfeste Grundlage gebaut, die der Stifter der christl. Kirche selbst gelegt hatte: die h. Schrift nach vernünftiger Auslegung war als die alleinige Regel des Glaubens und der Lehre und des Lebens angenommen worden. Ein wohlthuendes Gefühl der natürlich-freien Bewegung durchdrang alle Glieder der vereinigten Kirche; ein neues Leben der brüderlichen Gemeinschaft begann sich zu regen und hatte bald die getrennt gewesenen Theile friedlich umschlungen. Sollte man eine Störung dieses Friedens haben fürchten müssen; sollte eine feindliche Einmischung diese brüderliche Vereinigung haben gefährden dürfen? In der Sache selbst lag kein Grund zu Gefahr und Furcht. Allein das Unerwartete, das fast Undenkbare geschah. Nicht von außen her schlich ein neidischer Feind listig heran, um heimlich Unkraut zu säen; nein! von einer Seite, woher das junge Daseyn der vereinigten Kirche die sorglichste Pflege, den treuesten Schutz, die wohlwollendste Förderung mit allem Recht erwarten durfte, ging die feindliche Hemmung, die neidische Verkümmerung, die böswillige Unterdrückung aus. Wer wüßte es nicht, woher und wie der Feind der vereinigten Kirche ihr entgegen trat und auf ihre Vernichtung ausging? Wer denkt nicht mit tiefem Unwillen daran, wie die alten Fesseln, das schwere drückende Joch des Glaubens- und Gewissenszwangs mit widerrechtlicher Gewalt und im angemaßten Herrschertrotz allen Organen der harmlos vertrauenden Kirche wieder angelegt und aufgedrungen werden sollten? Viele erkannten bald den Feind und die Gefahr. Den Gewaltstreichen wurde ein kräftiger Widerstand entgegengesetzt. Mehrere Generalsynoden und viele einzelne Geistliche kämpften rüstig für Recht und Wahrheit der Vereinigung; selbst bis zu den Vertretern des Landes, in die Deputirtenkammer, bis an die allerhöchste Stelle wurden die Klagen und Beschwerden über Rechtsverletzung gebracht, und wir gedenken heute noch mit Dank und Ruhm derjenigen Männer, die als Vorkämpfer für Lehr- und Glaubensfreiheit in die Schranken traten, die unerachtet mancher persönlichen Kränkung und Nachtheile vom Kampfplatze nicht wichen. Wir danken ihnen um so mehr und rühmen ihre Festigkeit, als wir die Reihe der Tapfern immer dünner werden sahen. Denn immer mehrere wurden theils eingeschüchtert, oder ließen sich durch Rücksichten bestimmen. Sie zogen sich zurück; die Gefahr wurde immer größer. Wie leicht konnten die Einzelnen überwältigt, unterdrückt, erdrückt werden. Der feindliche Geist, der wie ein hämischer Kobold der vereinigten Kirche auf dem Nacken saß, fing schon an in dem Herzen derselben zu wühlen mit der leidenschaftlichen Sucht, den Lebensnerv zu zerreißen. Aber eine heftige Zuckung ging durch alle gesunde Glieder und brachte eine gewaltige Aufregung hervor. Die Folge davon war die Edenkober Versammlung am 10. Nov. v. J. In ihr zeigte sich, welche Lebenskraft in der pfälzer Kirche vorhanden ist; in ihr sprach sich das erwachte kirchliche Bewußtseyn aus; in ihr kündigte sich der siegende Ausgang des noch schwebenden Kampfes an.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M.

Die erste Soirée musicale des Hrn. Eduard Rosenhain findet Samstag den 20. Nov. im Saale des Hrn. C. A. André, Zeil, Haus „Mozart", statt. Neben anderen Musikstücken wird Dussek's große Quintette von den Herren Eliason, Ripfel, Sachar, Röhrig und Rosenhain und Beethoven's Trio (Es dur) von den Herren Eliason, Ripfel und Rosenhain vorgetragen werden. Anfang 7 Uhr.

Charade.

(Zweisylbig.)

Erste Sylbe.

Ein tapf'rer König, aller Welt bekannt,
Ein Kaiser, lieb dem Volk in seinem Land.

Zweite Sylbe.

Bald stark, bald schwach, bald grob, bald fein,
Nur schön, soll's werth den Damen seyn.

Das Ganze.

Du trifft es stets in großer Zahl
In jedem guten Büchersaal.

Programm des Museums vom 19. Nov. 1847.

Zweite Symphonie von Mendelssohn-Bartholdy aus A moll.
Worte der Erinnerung an Felix Mendelssohn, von Hrn. Professor Weismann.
Vierstimmiger Gesang von Mendelssohn: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden", vorgetragen von den Fräulein Brandt und Fehr und den Herren Caspari und Conradi.
Violinkonzert von Mendelssohn, vorgetragen von Hrn. Eliason.
O Jugend, schöne Rosenzeit, } Lieder von Mendelssohn, vorgetragen von
Sonntagslied, } Hrn. Caspari.
Italien, }
Wanderlied, vorgetragen von Fräul. Brandt
Zwei Vocalquartette von Mendelssohn, vorgetragen von den Fräul. Brandt und Fehr und den Herren Caspari und Conradi.
„Fingalshöhle", Ouverture von Mendelssohn.

Der Anfang des Museums ist für diesmal auf halb sieben Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb sechs Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Kreb's (Zeil, der Post gegenüber) zu haben. **Der Vorstand.**

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Nov. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. Fidelio: Frau Schmidtgen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Samstag, 20. Nov. Die Karlsschüler, Schauspiel in 6 Abth., von Laube.

Sonntag, 21. Nov. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Montag, 22. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinr. Börnstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohrer. — Redigirt von J. v. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 320. Samstag den 20. November 1847.

Der Vetter mit dem gelben Gürtel.

Chinesische Novelle. Aus dem Französischen von W. Heckrath.

(Fortsetzung.)

Was wollte Ho-Fi anders thun, als sich mit solcher Antwort begnügen und seinen Argwohn für sich behalten? Aber er stellte sich untröstlich; denn dieser Vorfall schien ihm Unglück zu weissagen. Seine Krähe war todt und So-Sli lebte noch! Sollte ihm das nicht ein Zeichen seyn, er werde von nun an vielleicht keine Ehehälfte mehr verlieren? Da er sich jedoch mit einer guten Dosis Beharrlichkeit ausgerüstet wußte, so entsagte er seinem ersten Vorhaben und suchte andere Mittel ausfindig zu machen, wodurch er den Lebensfaden einer Frau abschneiden könne, die nach seiner Meinung ein Privilegium gegen Gift, wüthende Hunde und dergleichen noch mehr zum Erbtheil müsse erhalten haben.

Eines Abends, während So-Sli schweigend und gedankenvoll am Fenster saß, beschäftigt mit einer schönen Stickerei, worauf sie schwermüthig ihre Augen ruhen ließ, und von einer unerklärlichen Unruhe geängstigt, trat Ho-Fi zu ihr. Bei seinem Anblicke fuhr sie erschrocken zusammen; denn so sehr sie ihn früher geliebt hatte, so ward er nun von ihr gefürchtet; er aber, der seinem Gesichte jeden beliebigen Ausdruck zu geben verstand, eine kummervolle und unruhige Miene annehmend, redete sie besorgt an:

„Bei dem Daumen des Con-Fut-See!" rief er verwundert, „Du bist sehr leidend, meine Theure. Was fehlt Dir? Du siehst ja so traurig und so niedergeschlagen aus! Gewiß stehst Du unter dem schädlichen Einflusse Saturns. Nein, es ist mir an Deiner schätzbaren Gesundheit zu viel gelegen, als daß ich Dich nicht dringend bitten sollte, Dich zu Bette zu legen. Sieh', es ist schon spät und die feuchte Abendluft könnte Dir noch mehr schaden; deshalb rathe ich Dir noch ein Mal, eile auf Dein Zimmer; beobachte vor Allem die Vorsicht, das Licht auszulöschen, damit Deine Augen durch die lebhaften Farben des Gelben und des Weißen nicht zu sehr zu leiden haben; deshalb, geliebtes Weib, begieb Dich zur Ruhe, indeß ich mich mit meinem gelben Gürtel aus Deiner Gegenwart entferne. Sollte es nicht besser mit Dir werden, so werde ich ungesäumt einen Arzt holen lassen, damit er Dir nach dem Puls fühle und nach Befinden unter Zuziehung der Gestirne ein entsprechendes Medikament verschreibe... Jedoch wollen wir hoffen, daß unsere Besorgnisse ungegründet seyn werden."

Anfangs war So-Sli über die ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit ihres Mannes sehr überrascht, ja gerührt; als er aber scheidend ihr eine gute Nacht wünschte, da glaubte sie in seinen Zügen ein teuflisches Lachen zu bemerken. Jetzt vergegenwärtigten sich ihr von neuem die einzelnen Umstände mit dem Gifte, so wie mit dem eingesperrten Hunde; sie suchte dieselben auf die eine oder auf die andere Weise zu deuten, und wenn sie nicht im Stande war, die ganze schreckliche Wahrheit in ihrem grellen Lichte zu entdecken, so glaubte sie dieselbe wenigstens theilweise deutlich durchblicken zu sehen. Obschon die unglückliche Frau nicht vermochte, die Art und Weise des ihr drohenden Unglücks zu errathen, so nahm sie sich vor, wohl auf ihrer Hut zu seyn. Da sie nebst einem spöttischen und scherzhaften Charakter mit einer besondern Geistesgegenwart und Entschlossenheit begabt war, so zündete sie, bevor sie in ihr Schlafgemach ging, eine Lampe an, und horchte einen Augenblick an der Thür.

Die vollkommene Ruhe aber, welche im Zimmer herrschte, gab ihr Muth, zu öffnen und einzutreten. Ihre erste Sorge war, Alles, selbst den kleinsten Winkel, zu untersuchen; aber Nichts fand sich, was auch nur den leisesten Argwohn hätte erregen können. Ein unbestimmtes Etwas indessen, mochte dieses nun die Wirkung einer falschen Einbildung oder eines geheimen Triebes seyn, sagte ihr, daß hier in ihrem Zimmer ein verborgener Feind auf sie laure. Sie schob die Tische und Sitze auf Seite, blickte in den Kamin und leuchtete unter ihr Bett, um zu sehen, ob der unter demselben befindliche Ofen — eins der gewöhnlichsten Hausgeräthe der Chinesen ist eine Art Divan aus Stein mit Polstern von Baumwolle, unter dem ein Steinkohlenfeuer unterhalten wird, und der des Nachts, mit seidenen Vorhängen umgeben, zum Lager dient — vielleicht etwas Verdächtiges enthalte, aber nichts war zu finden.

Und doch war sie gewiß, daß ihr Mann ihr irgend eine Schlinge gelegt hatte. Plötzlich ging ihr ein närrischer Einfall durch den Kopf: „Wie, wenn der Boshafte mir Stecknadeln in mein Bett gesteckt hätte!" Sie wollte sich gleich davon überzeugen. Vorsichtig nahte sie sich demselben, hob langsam die Decke in die Höhe und ließ sie dann eben so behutsam wieder fallen. Tödtliches Entsetzen hatte sie ergriffen und die nöthige Kraft mangelte ihr, einen Schrei auszustoßen, um dadurch ihre Angst an den Tag zu legen. Ihr erster Gedanke war zu fliehen; da die Füße ihr aber fast den Dienst versagten, so sank sie in einiger Entfernung aufgeregt, zitternd und kaum athmend zur Erde, wo sie sich bemühte, einen Entschluß zu fassen.

Was mochte wohl So-Sli so erschreckt haben? Was sie gesehen hatte, war — der Kopf und die leuchtenden Augen einer schwarzen Viper. Doch war sie nicht so furchtsam, als eine europäische Dame an ihrer Stelle gewesen wäre, ungeachtet sie wußte, daß der Biß dieser Schlange unfehlbar den Tod mit sich führe; denn da die chinesischen Köche aus solchen Thieren ein recht schmackhaftes Ragout und eine Suppe zu bereiten verstehen, die von ächten Liebhabern mit vielem Appetite verzehrt wird, so hatte sie häufig Gelegenheit gehabt, sich mit dem Anblicke derselben so ziemlich vertraut zu machen. Was So-Sli am meisten erschrecken konnte, war der Gedanke an jene Gefahr, der sie von neuem durch ihren guten Genius entzogen worden war; es beschlich sie ein solches Gefühl, als hinge der klebrige Leib der Viper an ihrem

Digitized by Google

Körper und sie empfinde ihren tödtlichen Biß, so daß sie nochmals schaudernd in die Höhe fuhr.

Jedoch hieß es hier einen raschen Entschluß fassen, da ihr Mann mit jedem Augenblicke heimkehren konnte. Und dieser war bald zur Reife gebracht. Die junge Frau rief eine ihr ergebene Dienerin, welche sie mit der gemachten Entdeckung bekannt machte, und nachdem sie ihr Schweigen auferlegt, schickte sie dieselbe eine Ratte holen, deren die Chinesen stets einen bedeutenden Vorrath in einem Fasse aufbewahren, wie wir die Kaninchen, und welche sie als Leckerbissen verzehren. Nachdem man dieser Ratte einen Stein an eine Pfote befestigt, sie in ein breites, hohes Gefäß mit engem Halse gesetzt, ward dasselbe behutsam unter die Decke geschoben, und zwar so, daß die Oeffnung davon dem Kopfe der Schlange zugekehrt war. Während Beide nun in der höchsten Spannung, von Unruhe und Angst erfüllt, mit unverwandten Augen nach der verhängnißvollen Stelle hindlickten, bemerkten sie erst eine schwache Bewegung an der Bettdecke und darauf ward ein schaefer, schmerzlicher Ton der Ratte vernommen. Und nun wurde schnell die Decke weggezogen, das Gefäß ergriffen und die Oeffnung zugebunden.

So-Sli, sich jetzt im Besitze der Viper sehend, gab ihrer Dienerin noch fernere Verhaltungsbefehle und erwartete dann die Rückkehr des Ho-Fi. Es war schon sehr spät, als er ankam. Vor Verwunderung einen Schritt zurücktretend, redete er seine Frau, die ihn an der Schwelle ihres Zimmers erwartet hatte, mit verstellter Stimme folgendermaßen an: „Du noch auf, theure So-Sli! Warum hast Du Dich nicht zu Bette gelegt, wie ich Dir gerathen hatte? Wie kannst Du doch so unvernünftig seyn, Dich den schädlichen Nachtlüften auszusetzen? Willst Du Dich denn gar nicht schonen, um Dein kostbares Leben einem Gatten zu erhalten, der Dich so gränzenlos liebt?"

„Möge der Gott Fo Dir Deine Liebe vergelten!" antwortete So-Sli. „Ich konnte mich nicht entschließen, schlafen zu gehen; denn ich fürchtete mich vor Gespenstern, Drachen, Hexen und Gott weiß vor was . . . Warum bleibst Du aber auch so lange?"

„Ich bin," entgegnete der Treulose mit dem gelben Gürtel, „bei dem Arzte gewesen. Er will durchaus, daß Du Dich in's Bette legest, um nicht dem verderblichen Einflusse der Planeten ausgesetzt zu werden; ferner soll ich um Mitternacht gewisse Heilkräuter holen, aus denen ich Dir eine heilsame Arznei bereiten will. Zu diesem Zwecke bin ich also genöthigt, Dich wieder zu verlassen; und Du aber, herrliche Tochter des weisen Poo-Poo, folge der Vorschrift des Arztes und begieb Dich unverzüglich zu Bette; thue es sowohl zu meinem als zu Deinem Wohle!"

(Schluß folgt.)

Die Schweiz.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir die Schweiz nach dem jetzigen Verhältnisse der verschiedenen Confessionen in den einzelnen Kantonen, so sind die beiden, die an politischer Bedeutsamkeit weit die wichtigsten sind, Bern und Zürich, fast rein protestantisch. Unter 225,000 Angehörigen von Zürich sind nur 2000 Katholiken; Bern hat unter seiner 408,000 Einwohnern nur 42,000 von der letzteren Confession. An sie reihen sich, als fast rein reformirte Lande, an: Glarus (gegen 26,000 Reformirte und 3800 Katholiken), Basel-Stadt und Basel Land (zusammen 50,000 Reformirte und 6000 Katholiken), Schaffhausen (unter 32,000 Einwohnern nur 600 Katholiken), Appenzell Außer-Rhoden und Inner-Rhoden (zusammen gegen 50,000 Einwohner, darunter nahe an 10,000 Katholiken), Waadt (180,582 Evangelische und 3000 Katholiken), Neuenburg (54,400 Evangelische und 2400 Katholiken). Dagegen finden sich fast nur Katholiken in den Kantonen: Uri (13,500 Einwohner), Schwyz (40,650 Einwohner), Unterwalden (22,600 Einwohner), Zug (15 320 Einwohner), Tessin 115,000 Einwohner), Wallis (76,000 Einwohner), Solothurn (63,200 Einwohner), und Luzern (unter dessen 124,500 Einwohnern nur 53 Evangelische). Bedeutend überwiegend ist die Zahl der Katholiken in Freiburg (82,800 Katholiken und 8400 Evangelische.) Kantone, worin Katholiken und Protestanten an Zahl einander nahe oder fast gleich stehen, sind St Gallen (über 89 000 Katholiken und 58,400 Protestanten), Aargau (68 000 Katholiken und 80.000 Evangelische) Bedeutend überwiegt die protestantische Bevölkerung in den Kantonen: Graubündten (62,000 Einwohner und 24,000 Katholiken), Thurgau (72,200 Einwohner und 18,500 Katholiken), und Genf (41,700 Protestanten und 1700 Katholiken).

Im Ganzen gibt die Staatszeitung der katholischen Schweiz vom Junius 1842 die Zahl der katholischen Schweizer auf 882,859, die der protestantischen auf 1,292,871 an; also um mehr als 400,000 überwiegen die Letzteren. Im Allgemeinen sind die größeren und wichtigeren Kantone reformirt, oder paritätisch, die kleineren und weniger bevölkerten katholisch; allein hinsichtlich der Repräsentation erhalten die letzteren, trotz ihrer Kleinheit, durch ihre Mehrzahl gegenüber den anderen einen bedeutenden Vortheil, so daß, wie schon Wiggers hervorgehoben hat, der Kanton Zug und die Urkantone, die zusammen nur den neunten Theil der katholischen Bevölkerung der Schweiz bilden, vier Stimmen haben.

Die Schweiz, in vielen ihrer Gegenden ein armes Land, dessen Boden oft kaum alle seine Bewohner zu ernähren vermag, kann als solches den heiligen Vater und seine Sendungen nicht reizen. Aber für Rom, wie früher bemerkt, als Uebergangspunkt nach Frankreich und Deutschland wichtig, mußte es auch durch seinen ganzen Zustand für die Römlinge Aussichten erwecken, wie kaum irgend ein anderes Land der abendländischen Christenheit. Seit 1815, dem Anfangs- und Ausgangspunkte unserer neuesten Geschichte, boten sich ja hier so viele Fäden dar, die von den Ultramontanen nur aufgegriffen zu werden brauchten, um ein starkes und haltbares Gewebe daran zu knüpfen. Wie fast überall, so waren es auch hier die politischen Zustände des Landes, die den religiösen Umtrieben ihre Unterlage abgeben mußten. Es ist ein ähnliches Verhältniß, wie in Belgien, ein gleiches Gemische von Religion und Politik, was den Augen des neunzehnten Jahrhunderts sich enthüllt, nur in umgekehrter Weise: dort waren politische Radicale und Ultramontane eng lirt, um auf den Umsturz des Bestehenden hinzuwirken; hier, in dem helvetischen Staatenbunde stellte sich Rom auf die Seite der Conservativen.

Vieles verschuldete die im Jahre 1815 festgesetzte Verfassung der Schweiz. Sie war ein Werk der Aristokratie. Zugleich that damals die römische Hierarchie den ersten Schritt zu dem von ihr eifrigst verfolgten Unternehmen; sie setzte durch, daß der 12. Artikel der Bundesacte den Fortbestand der Klöster und die Sicherheit ihres Eigenthums garantirte. Bald allgemeine Gährung im Schooße der freien Schweiz gegen die in jene Acte aufgenommenen aristokratischen Elemente. Zum Theil noch vor der französischen Julirevolution versuchte das aufgeregte Volk Abänderungen jener Verfassung; dann, in den dreißiger Jahren, folgte ein Kanton dem andern in diesem Schritte. Vierzehn Kantone stellten sich bald mit ihren neuen, mehr demokratischen Verfassungen den anderen an der Acte von 1815 festhaltenden gegenüber. Sie erkannten die Souverainetät der Großräthe, die in jener als Prinzip aufgestellt worden, nicht mehr an, und setzten dafür die Souverainetät des Volkes ein. Zeiten solcher staatlichen Umwälzungen konnten Roms Plane nur begünstigen. Selbst Protestanten schlossen sich den Bestrebungen der Hierarchie an; als Aristokraten glaubten sie, mit derselben für die Erreichung Eines Ziels zu kämpfen. Auf der anderen Seite waren aber die

Digitized by Google

neuen, mehr demokratisch gewordenen Verfassungen den Interessen Roms keineswegs zuwider; jetzt konnten seine Sendlinge, jetzt konnten einzelne Pfarrer und Klöster mehr Einfluß, namentlich bei Gelegenheit der Wahlen, auf die Volksmasse um sich her ausüben, als früher.

Nachdem Rom die in der Bundesacte festgestellte Garantie der Klöster, die zum Theil schon früher der Obhut der Bischöfe entrissen und unmittelbar unter die päpstliche Curie gestellt worden waren, durchgesetzt hatte, richtete es seine Blicke auf die Erreichung eines anderen Zieles: Gestaltung der bischöflichen Verhältnisse der Schweiz zu seinen Gunsten. Seit 1816 ward von den Kantonen wegen Abschließung eines Concordats mit dem heiligen Vater unterhandelt. Wohlgesinnte Staatsmänner verlangten ein Nationalbisthum, das mit Deutschland im Metropolitanverbande stände, Andere zwar mehrere Bisthümer, aber unter einem schweizerischen Erzbischofe. Das konnte der römischen Curie nicht gefallen; das ganze katholische Kirchenwesen Helvetiens, in ein Ganzes geordnet, mochte ihren Schritten und Maßnahmen leicht Hemmungen entgegensetzen. Der Nuntius Testaferrata benutete mit römischer Politik die zu seinen Gunsten sich darbietenden Erscheinungen aus: die Uneinigkeit und Eifersucht der einzelnen Kantone, ein eigenes Bisthum zu besitzen, schmeichelte der kleinlichen Eitelkeit von so manchem unter denselben. Die lange Dauer der Unterhandlungen ermüdete die Staatsmänner; die Curie dagegen ermüdet und ermattet nie. Immer ihren Zweck im Auge, erreichte sie ihn, wenn auch nicht sogleich, doch nach Jahren und allmählig. Das Erste war, daß die katholische Schweiz von dem Bisthume Constanz, das wegen Wessenberg's Maximen in Rom sich keine gute Meinung gewonnen hatte, unter der Verheißung eines Nationalbisthums losgerissen wurde. An die Stelle des letzteren trat aber ein ganz nach römischen Grundsätzen errichtetes Doppelbisthum. Ungünstiger für die Kantone konnte nichts ausfallen als das Ende der Unterhandlungen: mehrere kleine Bisthümer neben einander, nur unter Rom stehend, das nun durch seinen Nuntius in Luzern mit voller Gewalt auf Klöster und Bischöfe wirken und sie zu seinen Zwecken gebrauchen konnte. Man wird aber die Stärke dieses Einflusses zu ermessen vermögen, wenn man bedenkt, daß in der kleinen Schweiz, wo die Zahl der katholischen Einwohner die Bevölkerung des Großherzogthums Hessen nur um etwas Weniges übersteigt, nach einer im Jahr 1842 erschienenen Schrift*), 128 Klöster und geistliche Corporationen bestanden, und nur fünf Kantone, Basel, Schaffhausen, Appenzell Außer-Rhoden, Waadt und Genf, von diesen mittelalterlichen Institutionen ganz frei waren. Es sind aber sechs Diöcesen, unter welche die katholischen Einwohner der Schweiz vertheilt wurden: 1) das Bisthum Basel mit der Residenz Solothurn, zu dem die Katholiken der Kantone Bern, Basel, Solothurn, Aargau, Luzern und Zug gehören; 2) das Bisthum Lausanne und Genf mit der Residenz Freiburg und den Katholiken von Freiburg, Waadt, Neufchatel, Genf und wenigen aus Bern; 3) das Bisthum Chur-St. Gallen mit der Residenz Chur und den Katholiken aus Graubünden, St. Gallen, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Schaffhausen, Appenzell, Thurgau und Zürich; 4) das Bisthum Sitten mit den Katholiken aus Wallis; 5) das Bisthum Como; 6) das Erzbisthum Mailand, zu welchen beiden die Katholiken von Tessin gehören.

Die Folge zeigte, zu welch' treuem Vereine sich das nur von Rom abhängige Episcopat, die Welt- und Klostergeistlichkeit der Schweiz mit der Curie verbunden hatte. Hier sind fast mehr als in irgend einem anderen Lande die Bischöfe romanisirt; sie können die Regierungen der kleinen souverainen Republiken verachten, da das katholische Volk im Ganzen noch auf sehr tiefer Bildungsstufe steht und ihnen blindlings ergeben ist. Darum ist kein katholischer oder paritätischer Kanton von bischöflichen Anmaßungen verschont geblieben. Wie die Oberhirten, so die Pfarrer; nur wenige freisinnige Geistliche gibt es unter dem katholischen Klerus der Schweiz, und diese wenigen haben mit mancherlei Verfolgungen zu kämpfen. Dem Allen gegenüber können die Regierungen kein besseres Gegenmittel ergreifen, als wenn sie mit größtem Eifer Unterricht und Erziehung zu heben und von ultramontanem Einflusse fern zu halten sich bestreben. Aber leider wollen die meisten unter den katholischen Regierungen hierin ihren Vortheil nicht erkennen.

Die Diplomatie hatte ihr Werk vollbracht; die ehrlichen Republikaner waren überlistet worden von der alten römischen Curie. Zugleich aber hatte diese auch auf anderen Wegen ihrem Ziele näher und näher zu kommen gestrebt. Während römische Nuntien einzelne Regierungen in ihrer Schlinge zu fangen versuchten, wurde durch Klöster und Jesuiten das Volk bearbeitet. Die liberale Bewegung der Zeit, wurde diesem eingeflüstert, gehe im Grunde auf die Vernichtung aller Religion aus; manche überspannte Aeußerungen der Radicalen wurden von den schlauen Sendlingen Roms in dieser Weise benutzt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Einige Bemerkungen über die in der Schweiz bestehenden, dem katholischen Cultus angehörigen Klöster und Capitel.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 16. Nov. — Berl. Nachr.) Vor kurzem erhielten hier zwei allein wohnende Damen von einem Ungenannten zwei Theater-Billets zugeschickt. Sie benutzten diese, fanden aber, als sie aus dem Theater nach Hause zurückkehrten, aus ihren Zimmern die werthvollsten Gegenstände geraubt. Ein Wink mehr zur Vorsicht gegen unsere raffinirten Diebe!

Die Leipziger Luther-Stiftung hat beschlossen, den „Brief Dr. M. Luther's an die Schleicher und Winkelprediger" und die „Ermahnungen zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" neu herauszugeben. (Berl. Nachr.)

Zur Jahresgedächtnißfeier in Edenkoben in der Rheinpfalz.

(Schluß.)

Heute schon, da wir die Jahresfeier begehen, steht es ganz anders, steht es viel günstiger um die Sache des Fortschritts auf der Bahn des Lichts, der Wahrheit und des protestantischen Rechts in kirchlichen Dingen. Nicht blos unser Kreis bietet uns diese erfreuliche Wahrnehmung, nein! in ganz Deutschland und auch noch über dessen Gränzen hinaus erblicken wir den gleichen Fortgang. Wie damals an jenem 10. Nov., als Luther das Licht der Welt erblickte, am dunkeln Horizont der Kirche ein Stern begann aufzugehen, der bald hellleuchtend durch die Nacht, die auf der Christenheit lag, heraufzog und seine Strahlen weithin verbreitete, so hatt jetzt ein Wiederschein seines Glanzes in verstärktem Grade durch viele Reflexe Licht verbreitend hervor. Das Licht wird als das religiöse Lebenselement erkannt; Licht und freie Bewegung auf dem kirchlichen Gebiet ist das Losungswort der Zeit. Selbst da, wo die unprotestantischen Fesseln des Glaubenszwangs noch herkömmlich und gesetzlich die prot. Kirche umfangen, bricht sich die freie Regung eine weite Bahn. Wir blicken nach Königsberg und Magdeburg und den vielen andern Orten in Preußen und Sachsen; wir schauen auf das Thun von Rupp und Uhlich und so manchen Andern, die gleichen Schritts mit ihnen gehen, und wer staunt nicht über die Kraft, womit das erwachte Leben in der Kirche mit gewaltigem Schwung die hemmenden morschen Schranken durchbricht? Wer ist nicht mit Hochachtung erfüllt gegen die Männer, die mit Beiseitsetzung jeder hindernden Rücksicht kühn dem in's Auge gefaßten Ziel der Glaubens- und Gewissens- und Lehrfreiheit

Digitized by Google

entgegen streben? — Aus der Ferne kehrt unser Blick zurück auf den engen Kreis unserer vereinigten Kirche, und unser Herz fühlt sich ermuthigt, gekräftigt, vertrauend. — Oder sollten wir für diese allein die Unterdrückung fürchten? Für sie, die nach Gesetz und Recht die Freiheit besitzt, oder wenigstens anzusprechen hat, welche dort mit Durchbrechung der gebotenen vorschriftsmäßig noch bestehenden Schranken errungen werden muß? Wenn wir für unsere Kirche freie Bewegung im Forschen, im Glauben und im Lehren ansprechen, so stehen uns garantirte Gesetze, heilige Rechte zur Seite, auf die wir unsern Anspruch stützen. Wenn nun auch der starre, verknöcherte Irrwahn, wenn leidenschaftlicher Fanatismus, wenn neidische Falschheit, wenn rachsüchtige Böswilligkeit gegen Gesetz und Recht die vereinigte Kirche ihres schätzbarsten Kleinods listig und gewaltthätig berauben möchten, wird das feindselige Vernehmen gelingen? Nein! es wird nicht gelingen. Und wenn auch frühee einige Aussicht dazu gewesen wäre, so ist sie seit dem 10. Nov. 1846 verschwunden. Sie ist verschwunden selbst bei Denen, die sich's nicht gestehen wollen. Denn was sagt der Grimm, womit von einer entgegengesetzten Seite jene Edenkobener Versammlung begleitet wurde? — — Es ist der Ausdruck des Zorns über den entrissenen Sieg. Der Sieg ist für immer der Verfinsterung und den Freunden der Finsterniß entrissen; der Sieg gehört für immer dem Licht und der Wahrheit, und den Freunden des Lichts und der Wahrheit. Stehen wir nur fest auf dem sichern Grunde des Gesetzes und des Rechts; halten wir nur treu an dem Licht und der Wahrheit; kämpfen wir nur unermüdlich gegen Verfinsterung und Heuchelei und feindselige Gewaltthätigkeit; stehen wir nur einig zusammen Alle für Einen und Jeder für Alle und gemeinsam für das theure Gut unserer vereinigten Kirche: was hätten wir dann für dieselbe und für Licht und Wahrheit in ihr zu fürchten? Seitdem wir erkannt haben, was man uns rauben wollte, seitdem wir wissen, was noth thut, seitdem wir vereint zu wirken gelernt haben: seitdem haben wir nicht mehr Ursache, für die Rechte unserer Kirche zu fürchten. Wenn auch immer noch ein böser Geist sie zu verderben trachtet, er wird unschädlich gemacht, er wird ausgetrieben werden. Der 10. Nov. 1846 weckt heute große Erinnerungen in uns auf; gepriesen und gesegnet sey der 10. Nov. 1846 hoch!!!"

Die bei dieser Festgelegenheit unterzeichnete Adresse an Uhlich in Magdeburg lautet: „Verehrter Mann! Sie haben sich in Ihrem Conflict mit der Kirchenbehörde an die prot. Kirche Deutschlands gewendet. Die prot. Kirche von Deutschland wird Ihnen Antwort geben. Wir unterzeichnete Glieder der vereinigten Kirche der bayer. Pfalz halten es für unsere Pflicht und ergreifen mit Vergnügen die Gelegenheit, unsere offene Erklärung zu geben. Wir erkennen, wie der Urgeist des Christenthums, der, von starren, todten Formeln umhüllt, theilweise zu schlummern schien, in der neuern Zeit begonnen hat, durch gewaltige Regungen, die sich über die ganze Kirche ausdehnen, sein Daseyn, seine Lebendigkeit kund zu thun. Wir sehen, von seinen Bewegungen erschüttert, die beengenden Schranken, womit ein glaubenseifriges, aber engherziges Zeitalter dessen Gebiet auch in der prot. Kirche umgränzen zu müssen geglaubt hatte, wanken und Raum gebend zurück weichen. Und wo eine sich klug dünkende Berechnung oder unverständige Kurzsichtigkeit es unternimmt, jene alten Schranken zu neuen engen Fesseln über den belebten Geist zusammen zu ziehen, da schlägt er desto mächtiger seine Schwingen und durchbricht unaufhaltsam die morschen Bande und zerstört die todten Formen ab. Sie, verehrter Mann, haben das Verdienst, das Wehen dieses Geistes lebhaft empfunden, seinen Ruf deutlich vernommen, seinem Dienste sich unbedingt gewidmet zu haben. Die Unterzeichneten folgen dem Drang ihres Herzens, wenn sie Ihnen ihre hochschätzende Anerkennung beistimmend ausdrücken. Sie thun dies um so entschiedener, je lebendiger sie von dem Segen einer ungefesselten religiösen Lebensregung überzeugt sind und je mehr sie selbst sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, die Glaubens- und Lehrfreiheit gemäß dem christlichen Geiste, die ihnen in der vereinigten Kirche der Pfalz zwar gesetzlich und rechtlich zusteht, doch factisch in unverkümmerter Wahrheit noch erkämpfen zu müssen. Ein gemeinschaftlicher Kampf kann des Siegs nicht ermangeln, ein vereintes Streben kann das Ziel nicht verfehlen. Der Geist läßt sich nicht dämpfen, er wird die Welt überwinden. Aus dem ihm gewidmeten redlichen rücksichtslosen Dienst kann nur Segen für die Menschheit erspriessen. In dieser festen Ueberzeugung bringen wir Ihnen, als einem Vorkämpfer im Dienste des christlichen Geistes, unsere vollkommene Hochachtung dar. Edenkoben in der bayer. Rheinpfalz, 10. Nov. 1847." (Folgen 125 Unterschriften.)

Frankfurter Theater.

Man vernimmt neuerlich häufig Klagen über Mangel an interessanten Novitäten im Schauspiel und diese sind in Wirklichkeit gegründet. Der hieraus entstehende Nachtheil für die Repertoire unserer Bühne wird indessen nicht allzu groß seyn, da wir ja der guten und gehaltvollen älteren und selbst alten Stücke noch so viele haben und da ja das Schöne im Gebiete der Kunst nie veraltet. Man suche nur aus jenen früheren Dramen die besseren immer wieder hervor und so wird man vorläufig noch nicht in Verlegenheit gerathen und die Dürre einiger unfruchtbaren Jahre noch immer aushalten können. Wohl hat die Kritik selbst an den Meisterwerken unserer vaterländischen Dichter viel gemäkelt und sogar einem Schiller und Göthe den Glanz ihres Ruhmes zu trüben gesucht; doch sind solche Ausstellungen, an denen mitunter auch etwas Wahres gewesen ist und die man der freien Forschung verstatten muß, theils längst wieder ausgeglichen und auf das rechte Maß zurückgeführt, theils nur wenig in das Volk gedrungen. Dieses läßt sich von Kritikern nicht irre leiten, sondern folgt dem Zuge seines Herzens, indem es fortfährt, jene Werke der Poesie zu bewundern und zu verehren. Seine Dichterheroen bleiben ihm lieb und werth und jene Ideale und Helden erneuern ihren Glanz mit jeder neuen Generation der heranwachsenden Jugend. Sie wird jederzeit für das Große und Hohe erglühen und schwärmen; ihr wird die Poesie der Welt, der Gegenwart und der Vergangenheit stets offen liegen und sie wird den Blitz des Genie's nicht chemisch, den Donner desselben nicht acustisch untersuchen wollen. Somit behalten unsere großen Dichter in dem Herzen des Volkes und in der Phantasie der Jugend immer frischbekränzte Altäre und somit auch unsere Theater ihre Besucher, wenn ein Drama von Schiller oder Göthe über die Bretter schreitet. Die beiden jüngsten Aufführungen von Schiller's „Wilhelm Tell" und „Fiesko" auf hiesiger Bühne haben genugsam bewiesen, daß auch in unserer Mainstadt das ehrne Gesetz Geltung besitzt. „Wilhelm Tell", von uns bereits besprochen, fand warme Theilnahme und „Fiesko" hatte ein gedrängt volles Haus, um so mehr, als diese Vorstellung am 14. d. M. zur Erinnerung an Schiller's Geburtstag (10. Nov.) stattfand. „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua" gehört, wie bekannt, zu dem Trifolium der dramatischen Erstlinge unseres großen Meisters, und wenn sie auch noch manche Spur der jugendlichen Ueberschwenglichkeit, der Ungemessenheit, der nicht vollends befriedigenden Motivirung an sich trägt, wenn auch das Colorit mitunter etwas zu grell gehalten ist, so bewundern wir doch mit Recht die geniale Ausführung und die großartigen Verhältnisse dieses Drama's, welches ganz besonders für die Jugend anziehend bleiben wird, für die der Ruf der Freiheit einen mächtigen Zauberklang besitzt und für die es nichts Höheres gibt, als ein Volk, welches das Joch seiner Unterdrücker abwirft. Man kann für Republiken schwärmen, so lange man noch nicht die traurige Erfahrung gemacht hat, daß Republikaner im wahren Sinne des Wortes selten und die ächte Volksfreiheit ein vielleicht nie zu erreichendes Ideal ist. Doch wollen wir diese erhabenen Träume nicht aufgeben, weil die Wirklichkeit uns eines Andern belehren kann; denn mit ihnen würde der glänzendste Stern der Humanität verblinken und das begeisterte Streben nach den höchsten Gütern der Menschheit aufhören. Fiesko und Verrina lieben beide die Freiheit, aber wie viel liegt zwischen den Extremen dieser Charaktere, und wie es schöner gewesen wäre, wenn Fiesko den Purpurmantel verschmäht, so auch schöner, wenn Verrina seinen Freund dem starren und unbeugsamen Republikanismus nicht hinterlistig geopfert hätte.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Nov. Die Karlsschüler, Schauspiel in 6 Abth., von Lande.

Sonntag, 21. Nov. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Montag, 22. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinr. Börnstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 321. Sonntag, den 21. November 1847.

Der Vetter mit dem gelben Gürtel.

Chinesische Novelle. Aus dem Französischen von W. Heckrath.

(Schluß.)

Solchen Gründen, und noch dazu von solcher Zärtlichkeit begleitet, hatte So-Sli nichts entgegenzusetzen. Jedoch wünschte sie, ihr Mann möchte, bevor er seine nächtliche Wanderung antrete, Theil an ihrer Suppe nehmen, die man ihr bereitet habe, damit er sich gegen die Einwirkung eines kalten Nebels desto besser schützen könne; und sobald sie ihren Gatten durch ein gutes Mahl gestärkt wisse, werde sie sich ruhig hinlegen. Gereizt durch dieses Versprechen, noch mehr aber durch eine ungeheure Eßlust, nahm Ho-Fi an einem Tischchen Platz, während man geschäftig war aufzutragen.

So-Sli setzte sich ihm gegenüber, so, daß sich das Licht zwischen beiden befand. Sie hatte dafür Sorge getragen, daß die dicht verschlossene Suppenschüssel gerade vor ihrem Manne stand, damit er sich selbst bedienen könne. Schon streckte der himmlische Vetter die Hand nach dem Deckel aus, um gierig seinen Heißhunger zu stillen, als seine Frau, wie durch Zufall, gegen die Lampe stieß, daß sie umfiel und erlosch. Und indem sie eilig aufsprang, sie wieder anzuzünden, warf sie den Tisch um und die Soupière stürzte dem Ho-Fi in den Schooß. In demselben Augenblicke beißt ihn Etwas in die Hand, und er stößt einen fürchterlichen Schrei des Schmerzes und der Ueberraschung aus. Dieses war der Biß der Viper, welche So-Sli, da sie wußte, wie gern ihr Mann die Vipernsuppe aß, hatte auftragen lassen; nur hatte sie dieselbe dies Mal, anstatt sie zu kochen, lebendig serviren lassen.

Der saubere Vetter lief wie ein Besessener im Zimmer umher, indem er sich bemühte, das Unthier, das sich ihm um die Hand gewunden hatte, und gar keine Lust bezeigte, seine Beute fahren zu lassen, von derselben loszumachen. Er schrie, er drohte und rief so lange um Hülfe, bis man endlich herbeieilte, um ihn von seiner Feindin zu befreien und sie zu tödten. Ho-Fi, dem Schrecken und Zorn beinahe die Sprache geraubt, suchte mit den Blicken seine Frau, aber sie war unter dem Schutze der Dunkelheit hübsch entschlüpft. Ungeachtet der vielen Hände, die zu seinem Dienste bereit waren und der Menge der Mittel, welche er anwendete, mußte er doch fühlen, daß, wenn nicht schnelle Rettung käme, das immer mehr um sich greifende Gift ihm bald den Tod geben müsse. Glücklicher Weise brachte man einen Barbier, der im chirurgischen Fache manche schätzenswerthe Kenntnisse besaß. Da auch er oft hatte sagen hören, daß man die von einer Schlange herrührende Wunde nur dadurch heilen könne, daß man ihren todten Körper auf dieselbe legen müsse, so ward der Kopf des Thieres auf die wunde Stelle gelegt und der Rest vorschriftsmäßig als eine köstliche Speise zubereitet, welche der Patient sich vortrefflich schmecken ließ.

So-Sli, wie bereits erwähnt, hatte die Dunkelheit benutzt, um zu ihrem Vater zu fliehen. Der verständige Poo-Poo hatte sich nicht entschließen können, dem Morpheus in die Arme zu sinken; wie gewöhnlich, saß er noch auf seinem Studirzimmer und war mit Erforschung der Ursachen beschäftigt, aus denen den Sterblichen Glück und Unglück fließen, er dachte über den natürlichen Einfluß der Sympathien und Antipathien nach, und er berechnete die Folgen, welche die glückliche Anwendung seiner Theorie in kurzer Zeit haben müßten; besonders vergaß er nicht, dem Fo zu danken, daß er ihn mit den Strahlen seiner Weisheit erleuchtet, und daß es ihm vergönnt gewesen sey, den sämmtlichen Bewohnern des himmlischen Reiches durch die einsichtsvolle Verheirathung seiner Tochter ein lehrreiches Beispiel zu geben.

Wiederholtes Pochen an der Thüre störte ihn in seinen Betrachtungen. Zugleich erkannte er die Stimme seines geliebten Kindes, die ihn, vor Erschöpfung fast zusammensinkend, beim Namen rief. Man stelle sich das Erstaunen und den Jammer des alten Mannes vor, als er aus ihrem Munde die teuflischen Anschläge seines Schwiegersohnes vernahm! „Ist es möglich!" rief er, die Hände ringend, aus, „solche schwarze Anschläge gegen So-Sli zu begehen! und zudem von Einem, der sich als ein Verehrer der Philosophie und mancher Leckerbissen bekannt hat! Warte, Du Schurke, ich werde mich an den Kaiser selbst wenden und seine Gerechtigkeit erflehen, damit er Dich sammt Deinem gelben Gürtel zwischen Himmel und Erde baumeln lasse!"

Es ist ein Mal eine allbekannte Sache, daß nichts mehr zu fürchten steht, als die Rache eines schwer beleidigten Weltweisen. In gegenwärtigem Falle fühlte sich der höchstweise Poo-Poo in seiner doppelten Eigenschaft als Vater seiner So-Sli und als Begründer einer lichtvollen Lehre, von der es nur zu befürchten stand, daß sie, ein Mal in ihren Grundelementen erschüttert, über kurz oder lang in ihr Nichts zurücksinken würde, so gereizt und außer sich, daß er seinen Unmuth an dem ersten besten Gegenstande ausließ. Den strafbaren Ho-Fi betreffend, so glaubte er sich, vermöge der Privilegien, welche ihm seine Geburt verschafften, vor den gewöhnlichen Gerichten hinlänglich gesichert; daß aber sein Schwiegervater seine Klage anderswo, und zwar vor den himmlischen Thron seines himmlischen Vetters bringen könne, dieses ward ihm nicht eher einleuchtend, als bis er zu seinem größten Befremden vernahm, daß kaiserliche Kommissäre zur Einleitung des Prozesses von Peking angekommen seyen.

Poo-Poo und seine Tochter nebst ihrer Dienerin, so wie die Aeltern der verstorbenen Frauen Ho-Fi's traten nun als Kläger gegen Letztern auf. Aus ihren Zeugnissen ergab sich und ward der Angeklagte überführt, sechs Frauen umgebracht und gegen die siebente zu drei wiederholten Malen Mordversuche angewendet zu haben. Aus der Untersuchung ergab sich, gleichzeitig die Gesammt-

Digitized by Google

summe des Geldes, welches er als der Inhaber des gelben Gürtels bei Gelegenheit der verschiedenen Hochzeiten und Leichenbegängnisse schon empfangen hatte, und man unterließ nicht, zu erwähnen, welchen Mißbrauch der himmlische Vetter von der Milde des erhabenen Kaisers gemacht habe.

Wenige Tage nachher erließ der Kaiser, der Himmelssohn, der Vater des himmlischen Reiches und König der Könige, folgende Bekanntmachung an seine treuen Unterthanen, das heißt an 360 Millionen Menschen, die seinen Staat ausmachten:

„Peking, im sechsten Monate, am vierzehnten Tage des 58sten Regierungsjahres des Ho-Ho.

Den Uebertreter Unseres Gesetzes, und wäre er ein Mitglied der kaiserlichen Familie, trifft schwere Ahndung.

Das Verbrechen kann dem scharfsichtigen Blicke des Ho-ho nicht entgehen; denn Ho-Ho's Bestreben ist unaufhörlich dahin gerichtet, die Tugenden seines Vaters Ha-Ha auszuüben und seinem Sohne He-he nachahmungswürdige Beispiele zu hinterlassen.

Dem Ho Ho ist kund geworden, daß ein gewisser gelber Gürtel, Namens Ho-Fi, ungeachtet des so oft und bestimmt geäußerten kaiserlichen Wunsches, alle Kinder des himmlischen Reiches friedlich beisammen wohnen zu sehen, meuchelmörderischer Weise sechs Gattinnen um's Leben gebracht und in Folge dessen den öffentlichen Schatz bedeutend bestohlen hat. Lange Zeit genoß er die Früchte seiner schändlichen Verbrechen; aber endlich hat die Wahrheit sich Bahn gebrochen, das Küchlein hat die Schale zerpickt und ist an's Licht gekommen; die Katze kann ihre Jungen nicht länger verbergen und der Papagei hat sich gemausert . . . möge er sich seines Schweifes schämen!

Die Gerechtigkeit erheischt eine Züchtigung, welche der Natur der Schandthaten angemessen ist. Indem also der besagte Ho-Fi zur Begehung einer neuen Mordthat sich des Giftes, eines wüthenden Hundes und einer Schlange bedient hat, so werde auch sein Leib eine Beute der Vipern, des Giftes und der Hunde; zehn seiner nächsten Verwandten müssen gleichfalls sterben; da es sich jedoch geziemt, Güte mit Gerechtigkeit zu vereinbaren, so werde ihre Todesstrafe dahin gemildert, daß sie durch den Strang die Schuld ihres Verwandten büßen. Alle ihre Güter sind dem kaiserlichen Schatze verfallen. Poo Poo soll eine Züchtigung von hundert Schlägen mit einem Bambusrohre erhalten und zwölf Monate lang ein hölzernes Halsband tragen zur Strafe seiner ketzerischen Lehren, namentlich seiner thörichten und verderblichen Theorie in Betreff seiner Fechter. Um den besagten Schaden wieder gut zu machen, werden den Besitzern des gelben Gürtels hiermit die ihnen jährlich bewilligten Geschenke an Geld und Reis auf drei Jahre entzogen; und endlich werde der Mandarin aufgeknüpft, der es so schlecht verstand, solchen Verbrechen auf die Spur zu kommen und zu verhindern."

Dies war das tragische Ende Ho-Fi's. Das ganze Reich konnte nicht aufhören, die strenge Gerechtigkeit des erhabenen Kaisers zu loben. Der weise Poo-Poo betrachtete sein Schicksal von philosophischem Standpunkte aus und unterwarf sich ihm ganz ergeben und So-Sli vergaß in einer zweiten Ehe die in der ersten ausgestandenen Leiden.

Die Schweiz.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft Loyola's war in der Schweiz nie ausgestorben. Auch nach Erscheinung der Auflösungsbulle lebte sie in einigen Gegenden unter dem Namen der pères de la foi fort. Wie ein Zauberstab berührte sie die Bulle Sollicitudo animae. Nun traten sie überall wieder ans Tageslicht. Zuerst in Wallis, wo sie am Fuße des Simplon, zu Brieg, ein Noviziat gründeten und einen Theil der höheren Bildungsanstalten in ihre Gewalt brachten. Im Jahre 1818 ging im großen Rathe zu Freiburg mit 69 gegen 48 Stimmen der Antrag auf Einführung der Jesuiten durch; sie gründeten hier ein Pensionat, ein Gymnasium und ein Athenäum, worin alle Lehrfächer ihren Zwecken gemäß verunstaltet, ja selbst die erhabenen Gestalten republikanischer Helden der alten Schweiz, die Gestalten eines Tell und Winkelried, der lernbegierigen Jugend als Abscheu erregende Bilder vorgeführt wurden. Der Versuch, nach Luzern vorzudringen, scheiterte unter der früheren Regierung dieses Kantons. Auch Solothurn wies sie ab. Aber in Schwyz, wo sie in früheren Jahrhunderten, 1616 und 1758, vergeblich um Einlaß gebeten hatten, zogen sie 1836 ein, neun Jahre später auch in Luzern, dem katholischen Vororte, traurige Spuren in ihrem Gefolge. Sie haben jetzt fünf Collegien in der freien Schweiz, zwei in Wallis, zwei in Freiburg, eines in Schwyz, und in allen diesen werden die heftigsten Verfechter der römischen Interessen gezogen. Nicht für die Schweiz allein, auch andere Länder, namentlich Belgien, senden ihre Jünglinge dorthin. In Freiburg hatten sie 1834 schon 400 Schüler, in Schwyz 1839 229. Nach der Staatszeitung der katholischen Schweiz sind 134 Jesuiten in der Schweiz wirkliche Bürger.

Gleich nach den Verfassungsreformen, die in den Jahren 1830 und 1831 von den wichtigsten Kantonen unternommen wurden, zeigten sich die Früchte der ultramontanen Bestrebungen auch im Großen. Jetzt brach der lange genährte Zwiespalt, auf politischen Ursachen beruhend, aus, und wurde von den schlauen Sendlingen Roms auch auf das religiöse Gebiet hinübergespielt.

Die Ultramontanen, im Vereine mit den Aristokraten, welchen beiden gleichmäßig die neuen Verfassungen zu freisinnig und ihren Absichten hinderlich erschienen, berietben in Versammlungen, was gegen das verbesserte Staatswesen zu beginnen. 1831 ward von mehreren Priestern, namentlich unter Mitwirkung des Abtes Cölestin von Einsiedeln, zu Luzern der katholische Verein gestiftet, zur Vertheidigung der Rechte des Klerus und der Kirche. Die Mittel zur Ausführung dieser Absicht waren: Sammlung von Geldsteuern der Mitglieder, thätiges Einwirken der Klöster und aller dem Vereine zugetretenen Ortspfarrer auf die Wahlversammlungen des Volkes, Unterdrückung oder Verhütung des Lesens freisinniger Bücher und Zeitungen, wohlfeile oder unentgeltliche Verbreitung von Flugschriften und Zeitblättern, im Geiste des Vereines geschrieben, u. s. w. Und diese Mittel wurden auf das eifrigste benutzt, so daß, von den kleinen Urkantonen ausgehend, der Verein fast die ganze Schweiz mit seinen Netzen umzogen hatte. Das ganze Staatswesen Helvetiens zerspaltete sich in zwei Parteien; inmitten der Eidgenossenschaft standen bald zwei besondere Bündnisse da, die aber einen stets wechselnden Anblick darboten, weil einzelne Kantone, je nach ihren jedesmaligen Regierungen, bald dem einen, bald dem anderen sich zugesellten. Viele Regierungen widerstrebten kräftig dem Romanismus. St. Gallen begann den Kampf, indem es sich gegen das aufgedrungene Bisthum erhob. Dem katholischen Vereine und den der Bundesacte von 1815 treu gebliebenen Ständen gegenüber schlossen am 17. März 1832 sieben Kantone zu Luzern das sogenannte Siebenerconcordat. Der Vorort Luzern war damals in religiöser sowie in politischer Hinsicht auf der Seite der Freisinnigen. Er hob 1835 die Jurisdiction der Nuntiatur auf; er ließ Klöster eingehen, duldete und unterstützte die Gründung einer protestantischen Gemeinde in seiner Hauptstadt, und sprach noch im Jahre 1840 in einer Proclamation des großen Rathes seine Grundsätze dahin aus: kein Versuch zur Störung Andersdenkender in ihrem Glauben, keine Duldung von Einmischung von geistlichen Behörden in Sachen und Rechten des Staates, keine Befreiung der Geistlichen von weltlicher Gerichtsbarkeit, von Steuern und Abgaben, keine Erziehung der Jugend

Digitized by Google

durch einen ausländischen Orden, der vom heiligen Vater einst selbst aufgelöst worden. Trotz aller ultramontanen Umtriebe, trotz aller Leu'schen Bestrebungen schien damals der Kanton für die Sache der religiösen Freiheit gesichert, und man mochte keine so schnelle Umwandlung vermuthen, wie sie in so kurzer Zeit wirklich erfolgt ist.

Das Siebeneiconcordat hatte bei der Gegenpartei die Folge, daß im November 1832 sechs Kantone, Innerschwyz, Uri, Unterwalden, Basel-Stadt, Wallis und Neuenburg den Sarner Bund abschlossen. Es war zwar im Grunde eine politische Reaction gegen die, von den anderen Kantonen versuchte und größtentheils durchgeführte Revision des Bundes von 1815; allein das Wühlen der Jesuiten hatte dem Bunde zugleich auch einen religiösen Anstrich verliehen. Er wies die Einladungen auf die Tagsatzung nach Zürich ab; Schwyz und Basel suchten ihre Gegner durch Waffengewalt zu unterdrücken. Da ermannte sich die Tagsatzung, ließ Schwyz besetzen, und der Sarner Bund wurde am 12. August 1833 aufgelöst. Eines der wenigen Beispiele, wo die liberale oder protestantische Partei der Schweiz in neuerer Zeit ihren Widersachern nachdrücklich und mit Erfolg entgegengetreten ist. In diesem Geiste eine Zeit lang beharrend, thaten im Jahre 1834 die wichtigsten paritätischen und katholischen Kantone einen bedeutsamen Schritt durch die in Baden im Aargau abgeschlossene Conferenz. Es waren Bern, Luzern, Solothurn, Basel-Land, Aargau, Thurgau und St. Gallen. Der Zweck war theils die nähere Bestimmung der Staatsrechte in kirchlichen Dingen, theils Einigung in Bezug auf Unterhandlungen, die mit dem heiligen Vater gepflogen werden sollten. In ersterer Hinsicht wurden Bestimmungen über das Placet, die Beaufsichtigung der Priesterseminarien und Klöster, den Amtsrid der Priester, die Centralisation der Collaturen, die gemischten Ehen und andere Punkte getroffen, in letzterer Hinsicht die bessere Bildung der katholischen Geistlichen, die Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, die Verminderung der Feiertage, die Abhaltung von Synoden besprochen.

Aber leider schritten die Regierungen meistens nicht in diesem Geiste fort. Der Papst schleuderte den Bann gegen die Badener Artikel; in den einzelnen Kantonen wurde von der Geistlichkeit das Volk gegen sie aufgewiegelt. Die politisch-religiöse Gährung brauste jetzt über alle Dämme dahin, und kein Kanton blieb ganz verschont von ihr. Eine Reihe von Ereignissen folgte welche meistens die freie Schweiz in den Augen des übrigen Europa's keineswegs hochzustellen vermochten. Bedeutungsvoll für die Schweiz war zunächst der Sturz der liberalen Regierung Zürichs, der am 6. Sept. 1839 durch das gegen die Berufung von Strauß erbitterte Volk bewerkstelligt wurde, und diesem protestantischen Vororte auf die folgende so verhängnißvolle Periode allen Halt und alle Kraft raubte. Die Klosterbezirke von Aargau lehnten sich auf gegen die liberale Regierung, die, unter Beistimmung fast des ganzen Volkes, die Verfassungsrevision durchgesetzt hatte; bei Villmergen, wo auch schon in alter Zeit einmal ein Religionskampf stattgefunden hatte, floß wiederum am 10. Januar 1841 Schweizerblut. Die Empörer wurden besiegt, und in Folge dieses Aufstandes die Aufhebung der Klöster des Kantons beschlossen, und unter gewaltigem Widerstreben der katholischen Kantone ausgeführt. Der katholische Vorort Luzern empfing am 1. Mai 1841 aus den Händen der Ultramontanen eine neue Verfassung; der Kanton ward romanisirt. Darauf die blutigen Ereignisse in Wallis, dann in Luzern, hier wie dort durch die Jesuiten veranlaßt. Mehr Energie als die protestantisch-liberale Partei entfaltet die Curie. In voller Kriegsrüstung steht jetzt der katholische Bund den schweizerischen Protestanten und liberalen Katholiken gegenüber. Sieben Stände gehören ihm an: Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Wallis und Freiburg, sie alle keineswegs die mächtigsten Kantone, da sie zusammen kaum 400,000 Bewohner zählen, aber durch die Gluth des Hasses und des Fanatismus in ihren Kräften und Anmaßungen den größern Ständen gegenüber gesteigert. Als Centralgewalten haben sie einen Kriegsrath und einen Ausschuß unter Leitung der Jesuiten und unter Oberaufsicht des Nuntius zu Luzern. Das wichtigste Ereigniß für die protestantische Partei, das in der neuesten Zeit an den Tag getreten, ist die in Folge der Luzerner Ereignisse in dem Vororte Zürich eingetretene Veränderung. Die seitherige Regierung, stets unschlüssig und schwankend, und durch ihre Entstehung schon den Keim ihres Falles in sich tragend, ward gestürzt, und die liberale Partei kam ans Ruder. Vielleicht wird es nun den zwei großen Kantonen, Zürich und Bern, sowie den Gleichgesinnten unter den übrigen Ständen gelingen, wie im Jahre 1833 die Auflösung des Sarner Bundes, so jetzt die dieses ultramontanen Bündnisses zu bewirken und dadurch die Schweiz etwas mehr zu sichern gegen die Einflüsse des römischen Wesens. Gelingt dies nicht, dann steht das Schlimmste bevor: Trennung der Schweiz in zwei Staaten, einen liberal-protestantischen und einen römischen, die wohl schwerlich lange in Frieden neben einander bestehen werden. Da hätten wir also dieselbe Folge des ultramontanen Einflusses, wie sie auch in einem anderen Theile des europäischen Abendlandes, in der Trennung Belgiens und Hollands, an den Tag getreten ist.

Dies eine kurze Darstellung der religiös-politischen Verhältnisse der Schweiz; es bleibt nur noch übrig, einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche die einzelnen Kantone Helvetiens gegenwärtig in kirchlicher Hinsicht einnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 14. Nov. — Magdeb. Z.) Die neueste Nr. (8) des Ministerial-Blattes für die gesammte innere Verwaltung enthält unter andern Verfügungen auch die, daß es zu der Annahme von Geschenken für Amtshandlungen der Verwaltungsbeamten keineswegs genüge, wenn der Beamte seiner vorgesetzten Behörde davon Anzeige mache. Die Annahme von Geschenken könne indeß bei Verwaltungsbeamten als unbedingt unzulässig nicht bezeichnet werden, vielmehr können einzelne Fälle vorkommen, in welchen die freilich nur als Ausnahme von der Regel zu betrachtende Genehmigung zur Geschenk-Annahme nicht wohl zu versagen seyn werde. Die Befugniß zur Ertheilung dieser Genehmigung muß jedoch den Ministern vorbehalten bleiben, und kann den Provinzial-Behörden nicht eingeräumt werden.

(Berlin, 11. Nov. — Corresp. v. u. f. D.) Die Konsumtion des Pferdefleisches nimmt in Berlin außerordentlich zu, und ohne Uebertreibung kann man sagen, daß sich hier jetzt schon mehr als 1000 Familien befinden, welche das Pferdefleisch in ihre regelmäßige Konsumtion aufgenommen haben.

Der bekannte Wilhelm Marr hat ein Buch geschrieben: der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit. Darin macht er unter Anderm zum Heile der Gesellschaft und der Sitte die Vorschläge, die „Zwangsanstalt" der Ehe ganz aufzuheben; Mann und Weib sollen frei werden, weder Staat noch Kirche sich in den freien Verein der Geschlechter mischen, sämmtliche Kinder der freien (sonst wilden) Ehen öffentlich erzogen und das Familienleben aufgehoben werden. Wo wohl des Mannes Richterstuhl steht? fragt die Dorfzeitung.

Digitized by Google

[Vor einigen Tagen ritten drei hannöver'sche Husaren auf der Landstraße so wahnsinnig, daß sie ein Frauenzimmer überritten und tödteten. Die Unmenschen ließen sie liegen und ritten weiter. Sie sitzen. (Dorfz:)

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Noch war kein Jahr seit Schiller's Flucht aus Stuttgart vorüber, als er seine „Verschwörung des Fiesko", so wie auch „Kabale und Liebe" der Oeffentlichkeit übergab. Zwei Tragödien, welche hinreichend bewiesen, wie er voranschritt. Schiller's Kunst- und Lebensansichten sehen wir bereits erweitert in „Fiesko." Außerdem bewundern wir hier nicht nur die Energie und das Feuer, womit er seine Charaktere belebt, sondern auch die poetische Lebendigkeit, mit welcher er alle Scenen auszumalen weiß. Die politischen und persönlichen Beziehungen des genuesischen Adels, die üppige Pracht, die Intriguen, die entgegengesetzten und streitenden Interessen, die Meinungen des Volkes treten dem Beschauer entgegen und es überblickt die großartigen Begebenheiten, welche die politische Lage eines damals mächtigen Staates umzugestalten vermochten. Besonders effectvoll und höchst poetisch ist die Katastrophe dieses Drama's und in ihr hat Schiller sowohl seine reiche Erfindung, wie auch die Frische seiner Phantasie bekundet. Hier ergreift es uns mächtig, wenn wir das prächtige Genua, in mitternächtigrs Schweigen gehüllt, mit seinen Thürmen und Palästen vor uns liegen, wenn wir die Verschworenen in düsterm Schweigen sich versammeln sehen und wenn wie dann das erste Signal der Allaemglecke vernehmen, welche die verhängnißvolle Stunde verkünden soll, so wie den Donner des Geschützes und den allmählig laut aufbrausenden Sturm der Empörung. Dies Alles hat uns der Dichter vortrefflich veranschaulicht. Es würde zu weit führen, wenn wir ihm in die Schönheiten der, wenn auch mitunter etwas grellen Charakteristik folgen, oder wenn wir gar bei den vortrefflichen Einzelheiten des Dialogs verweilen wollten. Alle Vorzüge dieses Drama's traten uns auch heute wieder anregend und erhebend entgegen.

Die Oper anbelangend, so bewegt sich diese in neuerer Zeit in Folge von Erkrankungen erster Mitglieder und anderen Hemmungen nur in einem kleineren Kreise und außer einigen, wir möchten sagen Gewohnheitsopern, wie z. B. „das Nachtlager", „Czaar und Zimmermann" u. a. mußten „Oberon" und „Undine" mit ihrem lockenden Maschinenwesen und „Prinz Eugen" mit seinen anziehenden Volksmelodieen die Kosten der Unterhaltung und des Budjets tragen. — Das Interesse an Jacob Rosenhain's neuer Symphonie (die zweite aus F moll), die zwischenactlich im Theater vortrefflich executirt wurde, konnte nur momentan seyn, da man, um solch' ein Werk gehörig zu genießen, dasselbe mehrmals hören muß. — In „Lucrezia Borgia" gab Mad. Schmidtgen die Titelrolle. Die Darstellung dieses Charakters ist insofern schwierig, als dieser viel Abstoßendes und Uebertriebenes enthält. Tiefe des Gefühls und Wahrheit der Empfindung zu entfalten, gestattet die Rolle eigentlich nicht, doch bietet sie Gelegenheit, durch Energie der Auffassung Effecte zu erzielen, welche Mad. Schmidtgen auch zu erreichen wußte, wobei übrigens weniger schroffe Uebergänge zu wünschen gewesen wären. Die schönen Stimmmittel und die Gesangsfertigkeit dieser Sängerin machten sich übrigens geltend und sie wurde zweimal gerufen. — Die lang entbehrte Erscheinung des „Wasserträgers" von Cherubini war eine wohlthätige und erhebende. Sie bewies uns, daß die Empfänglichkeit für das Schöne bei unserem Publikum nicht erst durch Aeußerlichkeiten oder durch renommirte Gäste erweckt werden muß Obgleich man hier die prächtige Ausstattung einer neuen Scenirung nicht zu erwarten hatte, so zog doch die Pietät für ein klassisches Tonwerk, welches zum Benefiz des Hrn. Conrabi gegeben wurde, zahlreiche Besuchee herbei. Bei diesen einfach schönen, herrlichen und anspruchlosen Melodieen, bei dieser reizenden, an edlem Ausdruck so reichen und doch nirgends überladenen Instrumentation, überhaupt bei der gesunden Natur des Ganzen, so wie bei der sorgfältigen und in allen Nüancen verständlichen Ausführung, deren diese Musik sich heute zu erfreuen hatte, ist es uns klar geworden, daß es unserer Oper nicht an Mitteln fehlen würde, den Geschmack des Publikums auf die Würde der Kunst hinzulenken und in dieser Richtung fest zu halten. Zue Erreichung einer solchen Aufgabe wäre alsdann vor Allem erforderlich, daß auch mehr Sorge auf Charakteristik und plastisches Element gelegt würde. W.

Korrespondenz.

Hamburg, 12. Nov.

In dem Kirchdorf Eppendorf bei Hamburg lebte in der achten Dekade des letztverflossenen Jahrhunderts (1769 — 1778) ein Mann von gediegenem Charakter, tiefem religiösen Gefühle, seltenen Geistesgaben, hellem Verstande und vortrefflichem Herzen, der, erfüllt von dem regsten Mitleiden für frembe Noth, es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, die Betrübten zu trösten, die Thränen der Traurigen zu trocknen, den Leidenden zu helfen und den Hülflosen beizustehen. Die Edelsten seiner Zeitgenossen, Männer wie Klopstock, Büsch, Reimarus, Henstee, Ungar und andere, suchten seine Bekanntschaft, erkannten seinen Werth und zollten ihm den Tribut ihrer Bewunderung, Hochachtung und Verehrung. Dieser Mann war Samuel Heinecke, geb. am 10. April 1729 in dem Dorfe Nautzschütz bei Weißenfels an dee Saale, Sohn eines einfachen Landmannes, nach wechselnden Schicksalen Schullehrer und Kantor in Eppendorf, der Stifter der ersten Taubstummen-Anstalt Deutschlands. Es hat sich nun in unserer denkmalisirenden Zeit dieser Tage hier ein Comité, den Senior unseres geistlichen Ministeriums, Dr. Rambach, an der Spitze, gebildet, um diesem würdigen Manne an dem Orte seiner früheren Wirksamkeit ein National-Denkmal, ähnlich wie der Abbé de l'Epée sich eines solchen in Paris erfreut, zu begründen. Doch wird das an sich rühmliche Vorhaben allem Anschein nach nur auf geringe Theilnahme rechnen dürfen, indem die Zeitverhältnisse die materiellen Mittel zur Erhaltung der Lebenden allzu sehr in Anspruch nehmen. — Unser Senat soll augenblicklich in eine eigenthümliche Verlegenheit versetzt worden seyn, dadurch nämlich, daß ihm abseiten der Verwaltung des hiesigen Waisenhauses das bisher als Rathhaus benutzte Waisenhaus zum 1. Mai k. J. in aller Form Rechtens gekündigt worden ist. Doch dürfte die Verlängerung dieses Miethvertrags, zumal da die Waisenanstalt nach Harvstehude hinaus verlegt ist, wohl keine Schwierigkeit haben.

Wicker bei Hochheim, 17. Nov.

Es ist uns angenehm, Näheres über die hiesige Traubenlese und deren Resultat in Ihrem sehr geschätzten Blatte mittheilen zu können. Sie, diese Traubenlese, begann am 3. d. Mts. und dürfte bei einigen Weinproducenten noch mehrere Tage dauern. Obgleich dichter Nebel in den ersten Tagen der Lese die Erde umhüllte, so konnte er doch nicht das frohe Jubeln und Jauchzen unserer schönen Winzerinnen und ebrigen Winzer schweigen machen. Ja, auch der ernstere Winzee mußte sich über die Fülle der Trauben, die, da sich die Weinstöcke schon frühee entlaubten, recht sichtbar waren, herzlich freuen. Hinsichtlich der Qualität wird der 1847er besser, als man hoffte. Manche stellen ihn dem 1828er, Andere dem 1836er gleich und Viele meinen, er stelle sich zwischen den 1841er und 1844er. So viel steht fest, daß der 1847er einen recht angenehmen Tisch- und beliebten Volkswein geben wird. Denn wir glauben zuversichtlich, daß die Sonne im Juli, August und October für den Weinstock gewiß recht günstigen Einfluß gehabt hat und können daher den Herren Speculanten und Consumenten des 1847er, welche die jetzt zu 75, 85, 90, 105, 112 fl rc das Stück — 7½ Ohm — ankauften, nur gratuliren. Hätte Pomona nicht so reichlich uns mit Aepfeimer versorgt, gewiß würde der Preis des 1847er ein besseree seyn. — Unser Kirchweihfest wird am 21., 22. und 25. d. Mts. gefeiert werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Nov. König René's Tochtee, lyrisches Drama in einem Act, von Henrik Hertz; im Versmaße des dänischen Originals übersetzt, von F. A. Leo. Hierauf: Dee zerbrochene Krug, Lustspiel in einem Act, von Kleist.

Sonntag, 21. Nov. Dee Wasseeträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Dee Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Montag, 22. Nov. (Zum Voetheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinr. Börnstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Helfer und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 322. Montag, den 22. November 1847.

Auf der Feldwacht. *)

Soldatenmährchen, erzählt in einer stillen Sommernacht.

„Es ist allweg verdrießlich," sagte der alte Füsilier, indem er seine Pfeife anzündete, „und langweilig obendrein, hier liegen zu müssen auf der Au, wo der Fluß mit seinem großen Ellbogen sich weit in's Land hinausbümmelt, — und 's ist doch um nichts und wieder nichts. Die Franzosen haben's Maul voll Krieg und Massaker und ihr Herz denkt nicht daran. Von den „Schwyzern by Gott" mag ich gar nicht reden. Die haben's nur unter sich, und wollen nichts von uns, als daß wir sie in Ruhe lassen. Gleichwohl liegen wir hier und haben Langeweile, während das Korps im Städtel brav tanzt und schmaus't, und unsere Pikets am Rhein sich mit dem Fischfang vergnügen können. Denk' wohl, wir sollten uns der Reihe nach was erzählen und die lange Nacht damit verkürzen, an der nichts Gutes, als daß sie nicht eine noch längere Winternacht ist. Sind wir nicht da beisammen von allen Farben und Waffen? Infanterie, Scharfschützen, Husaren und Stallpartie? Da wird doch ein Jeder was wissen, das uns die Zeit vertreibt? Das Feuerlein brennt so versteckt, das Fäßlein läuft so still, und wir wollen so heimlich thun, daß der Franzos, wenn er nur dreißig Schritte von da stände, nicht das Schnauferle von unserer Sach' hören sollte. Die Weiden und die Erlenbüsche um uns her werden uns nicht verrathen, und auch die Gespenster nicht, die etwa kalt und weiß in warmer schwarzer Nacht über die Auen zieh'n und streifen. Brauchst das Maul nicht zu verziehen, Barthelme! Es giebt doch Gespenster, wenn Du auch nicht daran glauben willst. Wärst Du aber, wie der lange Matthis, von dem mir des krummen Korporals Bruder, der Mauritz erzählt hat, auf Selbigem Posten gestanden, davon ich gleich was melden will, Du hättest Dich eben zu mehr gefürchtet, und lange nicht so gut herausgebissen, wie der lange Matthis. Das ist aber so zugegangen:

Wenn Einer von Euch weiß, wo Luxemburg liegt, so hat er ein Mal die Stadt und Festung, wo sich die Geschichte zugetragen. Ich bin dort nicht hingekommen, hab' mir aber sagen lassen, es sey eine artliche Stadt, die das Kuriose an sich hat, daß sie nicht Fisch und nicht Vogel ist, nicht deutsch und nicht holländisch, und doch Beides zugleich, aber die Garnison ist deutsch, und die Handvoll Holländersoldaten zählt und zieht dort nicht.

Der schönste Mann vom deutschen Regiment war vorneweg der lange Matthis. Drum war auch sein Vater bereits unter des alten Fritz Leibregiment gewesen, und sein Großvater ein Grenadier unter dem Vater des alten Fritz, der die größten Mannsbilder im römischen Reich zusammenfangen ließ, ohne zu fragen, woher und wohin? Sieben Schuh war dazumal das Grenadiermoß. Heutzutag giebt man's schon wohlfeiler; es sind auch die Menschen kleiner geworden. Des Matthis Vater maß schon nur sechs und ein halb, der Matthis nur sechs, und hieß doch der Lange in seinem Regiment.

In der Hauptsache war er mit Vater und Großvater eins. Er war gar nicht gern bei'm Militär. Der Korporal und der Feldwebel hatten ihm gut sagen: Dummkopf, Du solltest Dir eine Ehre daraus machen, daß Du in der Uniform steckst! er war allemal anderer Meinung, und dachte: Wär' ich nur schon von der Ehre weg, und meinethalben in der Reserve! das ließ ich mir gefallen.

Da war nun nicht zu helfen und zu rathen. Die Zeit mußte abgedient werden, und damit gut. Wie alle brave Kerle, ergab sich Matthis in sein Schicksal, exerzirte sich ein, daß es eine Freude war, und versah seinen Dienst ohne Murren. Nicht ein einzig Mal ist er auf die Stockwacht gekommen, hat seine Kommandeurs und Vorgesetzten immer respektirt, und alle seine Kameraden hatten Freude an diesem ihrem Flügelmann. So kann Einer ein braver Soldat seyn, wenn er schon keine Lust zum Militär hat. Und ohne weiters hätte der lange Matthis es zum Unteroffizier gebracht, wenn Krieg im Lande gewesen wäre. Aber in der Friedensgarnison ließ man die Leute auf ihren Chargen alt werden, und an ein vernünftig Avancement war nicht zu denken.

Das molestirte unsern langen Matthis ganz und gar nicht. Wenn nur die Zeit herumgeht, dachte er. Indessen wurde er unvermerkt von einem gewissen Tage an immer stiller, verdrossener, und daß ihn Etwas wurmte, und daß ihm etwas Bissiges über die Leber gekrochen, war leicht zu merken. Allein was in ihm vorging, wurde selbst seinen Stubengenossen nicht klar; nur wehrte sich bald die ganze Kameradschaft gegen ihn, wenn er just das Kochen hatte, weil er bald die Suppe unbarmherzig versalzte, dann wieder die Grütze anbrennen ließ, oder gar kein Fett an's Gemüse that. Alle Zurechtweisungen, alle Vorwürfe schafften nichts bei ihm. Es lief Alles an ihm herunter, als wäre er mit Oel eingerieben. Ungeschickter wurde er jedoch mit jedem Tage, daß es ein Jammer war. Nichts war ihm lieber, als wenn er in einem Winkel hocken, das Maul hängen und dabei gewaltsam seufzen konnte, wie ein armer Sünder.

Desgleichen schlief er auch in der Nacht so zu sagen kein bischen, und wurde seinen Nachbarn durch seine Unruhe unbequem. So, daß ihm eines Tages der Feldarzt sagte: Matthis, mit Dir thut's nicht gut. Marsch in's Spital, Du hast das Heimweh!

Siehe, das machte den armen Burschen lachen. „Mir thut kein Zahn weh," sagte er während des Lachens. Aber der Gregori ließ nicht nach, und meinte, eben das Lachen sey ein gich-

*) Aus „Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet von Carl Spindler. Für das Jahr 1848. Mit Illustrationen von L. Weißer und Hohenstein. Stuttgart. Franckh'scher Verlag."

Digitized by Google

terischer Bockstoß, und mit dem Weinen Geschwisterkind, und die Heimweher lachten alle so. — Daher: Marsch in's Spital.

In Gottes Namen schnürte der lange Matthis sein Bündel, ging gehorsam in's Spital, und das Erste, was er dem Spitalwärter sagte, war: „Wie sollte ich zum Heimweh kommen, und habe schier kein Vaterland?! Ist nicht mein Großvater in Schlesingen geboren gewesen und mein Vater in Magdeburg, und ich selber zu Emmerich? Bin ich nicht als ein junger verwaister Bub zuerst nach Koblenz in die Lehre gekommen, und von da nach Wetzlar, und von dannen als Soldat? bevor ich in das holländische Nest gerathen, bin ich nicht zu Trier gelegen und dann zu Mainz gestanden . . .? Wo wäre denn eigentlich meine Heimath, und woher käme mir das Heimweh? Der Doktor ist ein Narr; indessen soll mir die Ruhe im Spital schmecken, denn das Kochen und das Brodklassen, und das Zimmerfegen u. s. w. schmeckt mir gar nicht mehr, und ich wollte, es gäbe Krieg; da wollte ich der Erste im Feind seyn, und mir den Tod holen, als ein ehrlicher Soldat, weil mir überhaupt die Welt und das Leben darinnen nicht mehr gefällt."

So ließ sich der Matthis vernehmen, und was das Letztere vom Krieg und vom „Tod holen" angeht, so war's ihm bitterlich Ernst damit. Aber seine Heimathlosigkeit war halb verlogen. Er hatte allerdings eine Heimath, so auf eine gewisse Art, wo er freilich nicht geboren, nicht erzogen worden; aber wo sich sein Herz bürgerlich ansässig gemacht hatte. Und die Heimath war die Stadt Mainz, wer sie schon gesehen hat. Ich nicht; doch hat mir des krummen Korporals Bruder Mirakel davon erzählt. Lauter schöne Häuser und darinnen noch schönere Mädchen, und spielen Alle die Harfe, und singen dazu auf allen Märkten und Kirben, und der Wein daselbst ist ein extra guter Tropfen, und wird in großen Schoppen eingeschenkt, und nicht in den kleinen Miserabelchen, wie wir sie hier zu Lande haben, was ich von unsern Landständen, die doch selber gern trinken, gar nicht begreifen kann, nebenher gesagt. In dem schönen Mainz war also das arme Herzel vom langen Matthis daheim, und sein Kopf mit allen seinen Gedanken war bei selbigem Herzen, aber was half das, so lange sein langer Leib und seine langen Hände und Füße noch dem Könige gehörten und dem Regiment und seinem Kapitän und seiner Kompagnie?

Die Weibsbilder sind ein Mal so gemacht. Mit dem Herzen allein sind sie nicht zufrieden, und wollen gleich den ganzen Mann. Und weil der ganze lange Matthis hatte von Mainz nach Luxemburg abmarschiren müssen, und es noch ein paar Jahre zu dauern hatte, bis er frank und frei hätte wiederkommen können, um zu sagen: „Jetzo, Salome, darf ich heirathen und Bürsten binden, und jetzo geh' ich zum Pfarrer!" war dem leichtsinnigen Sälmele die Zeit noch länger geworden als dem Matthis; und sie hatte „Eins, Zwei, Drei," Kehrt gemacht, und sich mit einem kaiserlichen Stabstrompeter von den Uhlanen versprochen. Ein Soldat mußte es halt immer seyn! Und der Trompeter in seiner grünrothen Montirung sah ihr eben zu Gesicht, wie die grasgrüne Hoffnung in Person, mit Lieb' und Freud' ausstaffirt.

Die Weibsbilder sind ein Mal so gemacht. Und wenn sie ihr Lebtag sich anstellen, als könnten sie nicht drei zählen, und kaum lesen und gar nicht schreiben, so sind sie doch gleich mit der Feder bei der Hand, wenn's gilt, einen Abschiedsbrief zu kritzeln. Ist mir auch schon passirt, einen solchen zu erhalten. Ich habe jedoch gleich gesagt: „Linksum, Marsch," hab' mich nicht mehr darnach umgesehen, und von weitem nicht so angestellt, wie der lange Matthis, der vor lauter Zagniß fast närrisch geworden wäre über den Brief, den ihm das Sälmele geschickt, worinnen sein Ring und allerhand Krimskrams, wie sich's verliebte Leute zum Präsent machen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweiz.

(Fortsetzung.)

Wir wollen beginnen mit den sieben vorzugsweise römischen Kantonen. Schlimme Erinnerungen erweckt das an ihrer Spitze stehende Luzern. Wir haben oben Beweise von der Denkungsart der früheren Regierung dieses Kantons gesehen, die in kirchlicher wie in politischer Hinsicht einen ganz anderen Weg gegangen ist als die jetzige. Der 1. Mai 1841, der Tag, wo zwei Drittel der stimmfähigen Bevölkerung die neue Verfassung annahmen, hat seine traurigen Früchte gebracht. Weltgeistliche und Klöster, zugleich mit der politischen Opposition, wirkten damals zusammen, um das Volk zur Annahme des neuen Staatsgrundgesetzes zu bewegen. Völlig demokratische Einrichtungen ließ man es hoffen. Aber der Inhalt zeigte bald die Quelle, woraus das Ganze geflossen. Die römische Kirche wurde für die Staatsreligion erklärt, alle protestantischen Schweizer wurden vom Bürgerrechte ausgeschlossen, das Recht des Staates zur Ausübung des Placet bei päpstlichen oder bischöflichen Anordnungen abgeschafft, die Klöster in ihrer unabhängigen Vermögensverwaltung gewährleistet, Schule und öffentlicher Unterricht wieder unter die Obhut der Geistlichen gestellt, die Preßfreiheit beschränkt u. s. w.

Am 25. August 1841 legte die Regierung in einem, die Würde des Staates erniedrigenden Schreiben dem heiligen Vater die neue Verfassung zur Bestätigung vor. In der am Ende des Jahres eingetroffenen Antwort ward sie vom Papste wegen der Abfassung der Badener Conferenzartikel gelobt; doch, fügte derselbe hinzu, habe er noch Einiges angetroffen, was mit jener vollen und durchaus freien Gewalt, welche die Kirche zur Verwaltung ihrer geistlichen Angelegenheiten von ihrem göttlichen Stifter empfing, keineswegs sich vereinigen lasse. Man sieht, wie schwer es ist, der Curie zu genügen! Auf der Grundlage dieser Verfassung wurde nun von den Ultramontanen, besonders unter Leu's Mitwirkung, emsig fortgebaut. Natürlich erklärte sich Luzern gegen die von Aargau unternommene Klosteraufhebung; auf der Tagsatzung zu Bern im Jahre 1842 nannte seine Gesandtschaft die Eigenthumstheorie Aargau's eine Dieberei des Staates. Das Wünschenswertheste für die Sache Roms war nun zunächst die Herbeiziehung der Jünger Loyola's. Die Genossen und Helfer derselben aus anderen Orden mußten ihnen vorausgehen. Im Jahre 1843 kamen Ursulinerinnen nach Luzern und bemächtigten sich der weiblichen Erziehung in der Hauptstadt; ihnen folgte im nächsten Jahre der Orden der göttlichen Vorsehung, der mehr seinen Einfluß auf dem Lande verbreitete. Endlich, am 24. Oct. 1844, beschloß der große Rath offen mit 70 gegen 24 Stimmen die Berufung von Jesuiten an das neu zu errichtende Predigerseminar, ein sehr bedeutsamer Schritt, da Luzern der katholische Vorort und das Herz der Schweiz ist. Vergebens hatten 107 Geistliche (von 200 Geistlichen des ganzen Kantons) eine Bittschrift für den unveränderten Fortbestand der theologischen Lehranstalt, also gegen die Berufung der Jesuiten, unterschrieben. Am 29. Juni 1845 nahmen die Jesuiten thatsächlichen Besitz von ihrem neu eingeräumten Wirkungskreise. Was aber zwischen dem 24. Oct. 1844 und dem 29. Juni 1845, dem Tage der Beschlußnahme und dem Tage der Einführung liegt, was auch später Alles sich ereignet hat, das wollen wir übergehen; wir könnten sonst Scenen herauf beschwören, deren Darstellung bei ihrem noch frischen Angedenken unnöthig ist, und die nur dazu dienen könnten, die Schatten noch zu vermehren, deren das von uns gegebene Bild der abendländischen Christenheit nur allzu viele hat!

Gehen wir von Luzern zu den drei benachbarten Urkantonen, Schwyz, Uri und Unterwalden, über, so ist bekannt, daß diese von jeher, trotz ihrer schwachen Bevölkerung (sie haben zusammen kaum 80,000 Bewohner), der Hauptkern der römisch-katholischen Bevölkerung, der Schild und die Wehr der Curie in der Schweiz

Digitized by Google

gewesen sind. Schön hat am Anfange unseres Jahrhunderts Villiers die Ursachen ihrer Abneigung gegen alle kirchliche Reformen und ihrer steten Anhänglichkeit an Rom angegeben. Nur ist für die gegenwärtige Zeit seine Darstellung doch etwas zu anmuthig und romantisch. „Mitten unter Gebirgsbewohner und geborne Republikaner eingeführt", sagte er, „hat der Katholicismus in den kleinen Kantonen Schwyz, Uri und Unterwalden eine ihrem Charakter entsprechende Gestalt angenommen und sich nach ihren Sitten geformt. Mächtig wirken äußere Gegenstände auf die lebhafte Einbildungskraft der Gebirgsbewohner, und die Muße des Hirtenlebens macht ihnen religiöse Schauspiele und Festlichkeiten zu einem Bedürfnisse. Mehr als ein zu einfacher, ernster Gottesdienst muß ihnen daher ein Cultus zusagen, der sich in ein reicheres Gepränge, in vielfältigere Ceremonieen kleidet. In diesen Gegenden hatten die Gründer der helvetischen Freiheit gewohnt, und das Gedächtniß aller Begebenheiten, aller großen Männer jener Epoche hatte sich mit dem katholischen Gottesdienste und seinen Gebräuchen innig verschmolzen. Nicht Obelisken — Kapellen bezeichneten auf ihrem Boden die berühmten Schlachtfelder, die Thaten ihrer Ahnherren. Wer hat die Schweiz durchreist, ohne zu Wilhelm Tell's Kapelle zu wallfahrten? Er war eine Vergötterung, ein nationaler Fanatismus, zu welchen dieses Gemisch von Freiheits- und Religionscultus die Gemüther entflammte. Und so ist noch heutigen Tages ihr Katholicismus; sie ahnen keinen anderen. Kaum haben sie die kirchlichen Mißbräuche bei sich gespürt. (?) Von diesen armen Bergbewohnern forderten die Päpste keinen Tribut; die einzigen etwas Unterrichteten in ihren unangebauten Dörfern und Flecken waren ihre Priester, und daher erhielten dieselben einen, noch jetzt von ihnen behaupteten Einfluß in ihren Versammlungen und Berathschlagungen. Zudem war die Aufklärung weniger zu ihnen gedrungen, als zu ihren reichen Bundesgenossen in den Ebenen; und von diesen, welchen sie mit der Freiheit gleichsam ein Geschenk gemacht hatten, sich eine Veränderung in der Religion vorschreiben lassen, stand ihnen nicht an."

Das wäre Alles recht gut, und Jedermann könnte diesen drei Ländchen den ungestörten und vollständigen Genuß ihres mittelalterlichen Katholicismus gönnen, wenn nur das Wirken der Jesuiten und der Ultramontanen nicht wäre, die unter oberster Leitung des zu Schwyz wohnenden Nuntius die Gebirge dieser Kantone sich zum Hauptbollwerke gemacht haben und von da aus durch die ganze Schweiz hindurch zu schreiten streben. Hier ist geradezu untersagt, einem anderen Cultus, als dem römisch-katholischen, anzuhängen. In demselben Jahre 1836, als die Jesuiten in Schwyz einzogen, wurden die Niederlassungen der Akatholiken und die gemischten Ehen verboten. Im Jahre 1841 wurde der Bau des Jesuiten-Pensionats begonnen. Wie berichtet wurde, sind unter großem Enthusiasmus von Landleuten und Studirenden die Steine dazu aus weiter Ferne herbeigebracht worden, ja, auch das schöne Geschlecht betheiligte sich dabei, und ein Zug Jungfrauen führte einen, mehrere Hundert Centner wiegenden Granitblock herzu. Es kostete den armen Bewohnern 100,000 Schweizerfrancs, ist 218 Fuß lang und enthält in der Hauptfaçade einige Hundert Fenster! O wenn doch nur durch einige von diesen Fenstern ein Strahl der ächt christlichen Wahrheit und Liebe den guten Schwyzern hineindränge! Dazu scheint aber die Zeit noch ferne, so lange noch das christliche Volk an Vorträgen sich erbauen kann, wie der eines Jesuiten zu Entlibuch, der offen und ungescheut predigte: „Wer nicht an die Hölle glaubt, kommt in die Hölle, und wer nicht an den Teufel glaubt, ist selbst ein Teufel." Um die Ewigkeit der Höllenstrafen seinen Zuhörern recht anschaulich zu machen, gebrauchte der Redner folgendes Bild: „Wenn ein Vöglein alle tausend Jahre einmal auf die Schweizerberge flöge und den Schnabel daran wetze, sey wohl unendliche Zeit nothwendig, um dadurch die Berge alle dem Boden gleich zu machen. Aber die Hoffnung dazu, daß es endlich zu Stande komme, sey noch groß gegen die, daß Verdammte begnadigt würden."

An die drei Urkantone schließt sich durch Gesinnung und Tendenz seiner Regierung das kleine Zug an. Auch hier üben die Jesuiten einen bedeutenden Einfluß. Ihre Missionen durchziehen das Land. Im Jahr 1840 erschien eine Schrift gegen sie; aber ihr Verbreiter wurde von dem Kantonsrathe, weil die Gesellschaft Jesu ein vom Staate anerkannter Orden sey, verhaftet, und zu einer Geldbuße von 100 Francs und zur Tragung der Prozeßkosten verdammt.

Stärker, als in den bisher geschilderten Kantonen, ist in Freiburg die Partei, die dem ultramontanen Wesen widerstrebt, obgleich sie auch hier weit vom Siege entfernt ist. Hier leben, vorzugsweise in dem Bezirke Murten, neunthalb tausend Protestanten, die noch immer Hugenotten genannt werden. Die evangelische Gemeinde in der Hauptstadt selbst, aus mehr als 500 Seelen bestehend, erhielt im Jahre 1836 ihren ersten Geistlichen. An demselben Berge, auf dessen Höhe das Jesuitenpensionat gebaut ist, steht seit 1837 eine Kirche der Protestanten. Aber der Einfluß der Jesuiten tritt ihnen entgegen. Eine mächtige Umwandelung ist von diesen bewirkt worden. Früher bestand hier eine die Sache der Aufklärung sehr fördernde Schule des wechselseitigen Unterrichtes, die vom Bischofe selbst empfohlen worden war. Der Pater Girard, ein Freund Pestalozzi's und Fellenberg's, stand an ihrer Spitze, und das ganze Unterrichtswesen des Kantons hob sich auf erfreuliche Weise. Da kamen die Jesuiten, und die Anstalt ward als eine unmoralische verdächtigt und aufgehoben. Dagegen nahmen die Jesuitenlehranstalt zu Freiburg und das Filialpensionat zu Stäffis auf erstaunliche Weise an Zahl ihrer Zöglinge zu. In letzterer Zeit ging sogar im Staatsrathe der Beschluß durch, die Protestanten von der Kantonsschule auszuschließen. Alle Mittel, namentlich Versprechungen von Geld und Aemtern, wurden angewendet, um die Protestanten in Freiburg zum Abfalle von ihrem Glauben zu bewegen. Man verheirathete katholische Mädchen an protestantische Männer, wo alsdann die Kinder katholisch getauft und confirmirt wurden. Das Volk wurde auch hier, bei Gelegenheit der Luzerner Jesuitenangelegenheit, zu dem fürchterlichsten Fanatismus aufgeregt. Doch gab es immer noch viele wohlgesinnte Männer, welche den förmlichen Anschluß des Kantons an die übrigen ultramontanen Stände zu verhüten wußten. Aber auf die Dauer konnte es ihnen nicht gelingen. Jetzt ist auch Freiburg dem katholischen Bunde beigetreten. Der Entschluß wurde gefaßt mit 47 gegen 32 Stimmen; 23 Mitglieder sprachen sich durch eine schriftliche Erklärung von aller deshalb eintretenden Verantwortung frei.

(Fortsetzung folgt.)

Neunter Jahresbericht

des

Verwaltungsausschusses der Mozartstiftung an löblichen Liederkranz dahier über den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1846 auf 1847.

Der Anfang des verwichenen Monats October bezeichnet den Eintritt eines neuen Geschäftsjahres der Mozartstiftung. Der Verwaltungsausschuß beehet sich daher, löbl. Liederkranz den Rechenschaftsbericht über das demnach mit dem Monat September l. J. zu Ende gegangene neunte Geschäftsjahr der Vorschrift der Statuten gemäß hiermit vorzulegen.

Es waren beim Beginn dieses neunten Geschäftsjahres zwei Stellen im Verwaltungsausschuß erledigt. Der Liederkranz besetzte dieselben durch Wahl der Herren

Friedrich Quilling und
Dr. jur. Martin,

Digitized by Google

worauf alsdann der Ausschuß dem letzteren dieser neugewählten Mitglieder das Amt des Präsidenten, dem ersteren das Amt des Kassirers durch Abstimmung übertrug.

Was wir in Bezug auf die Vermehrung der finanziellen Mittel unserer Stiftung zu berichten haben, faßt sich in Wenigem zusammen, indem wir darauf verzichten, die bereits früher von unserer Seite geäußerten Klagen über die in dieser Hinsicht eingetretene betrübende Theilnahmslosigkeit von außen hier nochmals zu wiederholen. Unter dem 3. August l. J. wurde das in Gemäßheit der Statuten durch den Liederkranz zu veranstaltende Konzert zum Besten der Stiftung auf der Mainlust gegeben, und lieferte einen Reinertrag von fl. 456. 6 kr. Auch bei dieser Gelegenheit wurde der Liederkranz von der thätigen Mitwirkung der übrigen hiesigen Männer-Gesangvereine, wie schon bei so manchen andern Veranlassungen, kräftig unterstützt, wodurch uns diese Vereine zur aufrichtigsten Dankbarkeit verpflichtet haben.

An Gottespfennigen und Geschenken bei Verehelichung von Mitgliedern des Liederkranzes einschließlich eines Restbetrages für verkaufte Musikalien gingen ferner ein fl. 16. 9 kr., so wie endlich fl. 10. als Erlös für ein durch ein Mitglied des Liederkranzes der Stiftung überlassenes Liederbuch. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, wie sehr wir auch für diese lediglich von Mitgliedern des Liederkranzes herrührenden Geschenke uns von lebhaftem Dank durchdrungen fühlen, wie wir es denn auch bei den in diesem Vereine herrschenden bewährten Gesinnungen für ganz überflüssig erachten müssen, dessen verehrte Mitglieder zu treuem Beharren auf der einmal betretenen Bahn unserseits aufzufordern.

Mit gleichem Dank haben wir hier die Gefälligkeit löbl. Redactionen der Frankfurter Oberpostamtszeitung und des Frankfurter Journals hervorzuheben, womit dieselben alle die Mozartstiftung betreffenden Veröffentlichungen unentgeltlich in ihre weitverbreiteten Blätter aufgenommen haben.

An die vorerwähnten Beiträge reihen sich die Zinsenerübrigungen im Betrag von fl. 301. 3 kr. Wir beehren uns, die über die Gesammt-Einnahme und Ausgabe von uns aufgestellte Bilanz, woraus auch die statutengemäße Anlage der Kapitalien erhellt, hierbei zu überreichen. Laut dieser Bilanz hat bei Ende des letzten Rechnungsjahres das Kapitalvermögen der Stiftung die Höhe von fl. 19,935. 11 kr. erreicht. Da dasselbe bei Ablauf des vorhergegangenen achten Rechnungsjahres fl. 19,124 53 kr. betragen hatte, so ergibt sich hieraus eine Vermehrung von fl. 810. 18. kr.

Aufgabe löblichen Liederkranzes ist es nunmehr, in Gemäßheit des §. 24 der Statuten die Revision der Rechnungsbücher vom abgelaufenen Geschäftsjahr anzuordnen und nach deren Beendigung die Bilanz zu veröffentlichen.

Ein weiteres Geschäft, welches dem Liederkranz außerdem obliegt, besteht in der erforderlichen Wahl zur Ergänzung des Verwaltungs-Ausschusses. Nach §. 11 der Statuten haben aus diesem die Herren

Johann Peter Finck,
Kanzleirath Dr. Jost und
Johann Adam Böhlee

nach nunmehr dreijähriger Amtsführung auszutreten. Löbl. Liederkranz wolle diese Ergänzungswahl sofort vornehmen und dem Verwaltungsausschuß von deren Ergebniß demnächst gefällige Mittheilung zukommen lassen.

In unserem vorigen Bericht vom 3 Nov. 1846 haben wir die unter sehr günstigen Umständen erfolgte Begründung des Stipendiums der Mozartstiftung an Kaspar Jakob Bischoff von Ansbach, dermalen noch in München wohnend, gemeldet. Nach reiflicher Ueberlegung und nachdem wir den Hrn. Hofkapellmeister Stunz in München hierüber zu Rathe gezogen hatten, fanden wir es für angemessen, mit Berücksichtigung des eigenen Wunsches des Stipendiaten, diesen vorerst noch unter der Leitung seines eben genannten Lehrers in München seine Studien fortsetzen zu lassen. Um dem Liederkranz einen Beleg von der Thätigkeit dieses jungen Mannes zu geben, erlauben wir uns, die von demselben während des ersten Halbjahrs seines Stipendiumsbezuges gefertigten Compositionen, deren Zusammenstellung namentlich auch in Bezug auf den Bereich seines musikalischen Strebens und die von ihm eingeschlagene Richtung charakteristisch seyn dürften, hier anzuführen. Diese sind:

1) eine vierstimmige Vocalmesse (F dur), Kyrie, Sanctus, Agnus dei, Doppelkanon,
2) drei Lieder und der 116te Psalm für vier Männerstimmen,
3) zwei vierstimmige Kanone mit Klavierbegleitung,
4) drei Lieder für eine Singstimme und ein Lied für zwei Singstimmen mit Klavierbegleitung,
5) zwei Quartetten für gemischte Stimmen,
6) Allegro appassionato (quasi Fantasia) für Piano, und
7) Quartett für Streichinstrument (F dur).

Die mit diesem Fleiß verbundene Strebsamkeit des Stipendiaten veranlaßte denselben zu dem Wunsch, seinen dermaligen Aufenthalt in München mit dem in Leipzig zu verkauschen. Sein deßfalls an uns gerichtetes Gesuch wurde unterstützt durch ein Schreiben des Hrn. Hofkapellmeisters Stunz, welches zugleich ein sehr günstiges Zeugniß für denselben enthält. Wir sahen uns daher veranlaßt, dem Gesuch zu willfahren und beabsichtigen nunmehr, einen bewährten Meister in Leipzig um die fernere Leitung der Studien unseres Stipendiaten zu ersuchen, indem wir hoffen, letzteren auf diese Weise auch dort in eine seiner Richtung und seinen Fähigkeiten völlig angemessenen Sphäre übergehen zu sehen. Das vorerwähnte Schreiben des Hrn. Hofkapellmeisters Stunz vom 8. praes. 11. Oct. l. J. erlauben wir uns dem Liederkranz, mit der Bitte um demnächstige Zurückgabe, zur gefälligen Einsicht anbei zu überreichen; zugleich ergreifen wir die Gelegenheit, genanntem Meister für die Bereitwilligkeit, womit er sich der ihm gewordenen Aufgabe unterzog und in allem hierauf Bezug Habenden uns entgegenkam, unseren herzlichen Dank hiermit auszusprechen.

Wir haben in dem bis hierher von uns Vorgetragenen gesehen, wie die Mozartstiftung fortwährend in segensreicher Wirksamkeit sich befindet, wie sie auch in Bezug auf die Vermehrung ihres Kapitalvermögens einen immerhin nicht unbeträchtlichen Fortschritt gethan hat. Lassen Sie uns deshalb wegen des eingetretenen Mangels an thätiger Theilnahme von außen her nicht verzagen hinsichtlich ihres ferneren Empordblühens. Lassen Sie uns niemals die wohlthuende Hoffnung aufgeben, daß auch in dieser Beziehung dereinst wohl eine bessere Zeit eintreten werde. Den größten Werth jedoch legen wir darauf, daß der Liederkranz selbst unserer Anstalt seine väterliche Theilnahme und Fürsorge erhalten möge, indem vor allem Andern diese im Stande seyn wird, der Stiftung wenn auch kein rasches und glänzendes, doch ein stetiges und sicheres Vorschreiten nach dem gesteckten hohen Ziele zu ermöglichen. Von ganzem Herzen wünschen wir daher diesem Vereine dauerndes Blühen und Gedeihen, denn mit den Worten des Dichters können wir in Bezug auf die Mozartstiftung ihm zurufen: Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit zeichnet

der Verwaltungsausschuß der Mozartstiftung
und in dessen Namen:
der Präsident.

Frankfurt, 29. Oct. 1847.

Korrespondenz.

Kronberg, 19. Nov., Abends 11 Uhr.

Da ein dringendes Geschäft mich noch gegen 9 Uhr an diesem Abend nach Königstein gehen hieß, hatte ich Gelegenheit, auf der Höhe dieser Stadt angekommen, ein sehr schönes Nordlicht (aurora borealis) von seiner Entstehung an bis zu seinem Erlöschen zu sehen. Der ganze Himmel war tief blau und klar bei dem hellsten Mondenscheine. Der Nordstern machte es möglich, die Weltgegenden genau zu bestimmen. Es nahm seinen Anfang um 9 Uhr 6 Min. und dauerte 57 Minuten.

J. Becker.

Auflösung der Charade in Nro. 319.

Franzband.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. Nov. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Hierauf (neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Montag, 22. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinr. Börnstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 323. Dienstag, den 23. November 1847.

Auf der Feldwacht.

Soldatenmährchen, erzählt in einer stillen Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Der Brief also war's, der den Matthis so unglücklich, so dumm und ungeschickt gemacht und in's Spital gebracht, und von dem er endlich seinem Freund Spitalwärter Alles kurz und klein erzählt hatte. Der Stabstrompeter hatte dem armen Schelm darinnen wacker zur Retirade geblasen — indessen war der Spitalwärter ein pfiffiger Strick, der von der Welt noch mehr verstand, als der Doktor selber.

So sagte er denn zu dem langen Matthis: Schau! ich habe allerhand Kranke in der Behandlung gehabt. 'Warum? ich bin schon seit zehn Jahren Oberwärter in diesem Hause, und war vordem manches andre Jahr zu Kriegszeiten in der Ambulanz. Bald hat's Einem in dem Gedärm, dem Andern an der Lunge, Jenem in der Rückstange, Diesem im Kopf gefehlt. Und welcher nicht davon kam, — es sind ihrer, meiner Seel', nicht wenige gewesen von der letztern Gattung — der ist gestorben an der Ruhr, an der Schwindsucht, an Gichtern und Hundskrampf; aber keiner, kein einziger an der Liebschaft! Zweierlei Tuch auf dem Leibe haben, und an der Verliebnuß sterben? Pfui Teufel! Das ließe sich der letzte Tambour nicht nachreden. Die Kindsmägde wissen das. Und Du, ein Kerl von sechs Schuh Länge, Du willst so 'ne Masette seyn? Schäm' Dich bis in die Herzkammer hinein. Schau Dich um ein ander Mädel um, und laß den grünen Trompeter blasen. Was geht's Dich an? Sey froh, daß das Sälmel Dir den Goldring wiedergeschickt hat; sey aber ja nicht so dumm, ihr den ihrigen zu schicken. Gold ist Gold und seinen Batzen werth, und wenn's nur von Pforzheim oder Schwäbisch-Gmünd wäre; 's giebt immer so und so viel Schoppen Wein, oder es fangt sich eine andere und schönere Jungfer in dem Ring, und spendirt dann wiederum einen. Das ist Soldatenbrauch in dieser Welt, und zwar überall, in Spanien und in Portugal Verstanden?

Das war so vernünftig geredet, daß der Feldpropst und der König selber es nicht hätten besser machen können. Der Matthis sah es ein, und stellte sich an, als wolle er dem guten Rath nachkommen. Doch blieb ihm heimlich der böse Wurm im Herzen sitzen, und noch in mancher Nacht, wenn er geträumt hatte von dem grünen Uhlanen, wie er so recht auf steifstabstrompeterisch zu Pferde saß, und hinter ihm saß im Sattel das falsche Sälmchen, ebenfalls aufgeputzt mit Roth und Grün und Gold, — und wenn er dann zornig aus dem Schlaf auffuhr, und die Trompete klang ihm noch in die Ohren:

„Heida, heida, in die Welt hinein!
„Heida, jetzt muß es geschieden seyn!" — —

— in mancher Nacht also, sag' ich, hat sich der Matthis noch ganz desperat gefragt: Soll ich mich umbringen auf dem Fleck, oder soll ich desertiren nach Mainz, und vorerst dem falschen Mädel und dem Trompeter den Hals abschneiden, und dann mir selber?

Der böse Feind war zwar immer geschäftig mit Zureden. In solchen Dingen macht er gar zu gern den Jaherrn. Aber auf der andern Seite stand der Katechismus, von dem Matthis noch allerlei wußte, und vor Allem der Fahneneid. Unser Herrgott verbietet, daß der Mensch an sich selber die Hand lege, und der Fahneneid verwehrt dem Menschen das Davonlaufen.

Der lange Matthis machte demnach nicht unserm Herrgott und nicht dem König ein Herzeleid. Aber — sagte er — so wie's Krieg oder eine andere Gelegenheit giebt, das Leben mit Ehren los zu werden, so will ich mir's hinter's Ohr geschrieben seyn lassen. Warum? ich kann eben ohne das Sälmele nicht auf der Welt bleiben.

Zu jener Zeit fing nun an, eine Geschichte zu passiren, die sich gräulich und scheulich anhören und noch gräulicher und scheulicher ansehen ließ.

Auf der Festung steht ein Thurm, heißt der Hexenthurm. Das dumme Volk hatte sich immerdar mit allerhand Mährlein getragen, die in und an dem Hexenthurm vorgegangen waren, wenn man ihm — dem dummen Volke — Glauben schenkte. Der deutsche Soldat jedoch glaubte davon keinen Pfifferling, und wenn er am Hexenthurm zur Nachtzeit Schildwacht stand, dachte er wohl an die Heimath, die alten Aeltern und das junge Schätzlein daheim oder in der Stadt, aber nicht von fern an den Teufel und seine Werke der Finsterniß.

Auf ein Mal indessen wurde ein Mann auf dem Posten am Hexenthurm nächtlicherweile attakirt, und nahm Reißaus mit Flinte und Bajonnett. Ein Anderer lief davon und ließ seine Armatur schändlich im Stich. Ein Dritter kam halbtodt vor Angst auf der Wache an, mit blutigem Gesicht, und erzählte von wunderlichen und fürchterlichen Gestalten und Händeln. Ein Vierter wurde bei der Ablösung ganz ohnmächtig neben dem Schilderhaus gefunden, und lag mehrere Wochen, krank vor Schrekken und Hatz, im Spital.

D'rum hatte ein Gespenst sich die Müh' genommen, am Hexenthurme die Sodaten zu molestiren, zu quälen und zu schinden. Ein Jeder von ihnen hat den Spuk anders beschrieben, und auch das Thier, worauf derselbe ritt, denn es war immer ein höllischer Kavallerist, der zur Mitternacht dort Parade zu reiten für gut fand. Bald hatte er Feuer geschnaubt, bald mit dem Säbel in der Faust den Wachtposten angefallen, bald vermittelst eines bösen Sturmwindes Wache und Schilderhaus umgeblasen. Kurz, kein Mensch wollte mehr dort auf die Wache ziehen, und Arrest, Lattenstrafe, Putzer und Kreuzsappertment halfen und verfingen nicht, bis der Kommandant endlich auf den

Digitized by Google

Einfall kam, zwei Mann dort aufstellen zu lassen, von welchem Tag an das Gespenst ausblieb.

Der lange Matthis war noch im Spital, als die Gespenstergeschichte ruchbar wurde, und auf der Stelle war er gesund, und meldete sich zum Dienst. Sie werden mich doch ein Mal — so dachte — bei'm Hexenthurme Wache halten lassen, und dann geht's Einem jedenfalls nicht gut; entweder dem Spukteufel, oder mir selber. Meinethalben soll er mich fressen oder mir den Kragen umdrehen; so komm' ich doch von der Welt als ein herzhafter Mann, und die Kameraden reden mir nichts Uebles nach und vielleicht lassen sie's in die Zeitung drucken, und das falsche Sälmele liest es, und denkt reumüthig: Der lange Matthis war doch ein anderer Kerl als mein versoffener Trompeter. — Wohlgemerkt hat der Matthis alle Musikanten, Militäristen und Zipfelisten für Söffer und Karfunkelnasen gehalten. — Es ist auch 'was d'ran.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweiz.

(Fortsetzung.)

Wie die Urkantone, so war auch Wallis von jeher ein streng ultramontaner Kanton, ganz dem römischen Interesse hingegeben. Hier war die erste Station, welche die Jesuiten nach ihrer Restauration in der Schweiz wieder einnahmen. Wie in Luzern, erregten sie auch hier einen blutigen Bürgerkrieg, und seit den Ereignissen am Trient ist die Politik des Kantons noch viel ultramontaner geworden als früher. Kaum waren die Jesuiten hier eingezogen, so wurden auch die Evangelischen ausgetrieben; im Jahre 1827 wurde ein Protestant aus dem Grabe gerissen und durch den Abdecker verscharrt. Der finstere Orden der Trappisten, den selbst Freiburg nicht in seinen Gränzen dulden wollte, fand in Wallis eine freundliche Aufnahme. Unterwallis, das sich dem jesuitischen Einflusse entgegenstellte, mußte erliegen. Zu derselben Zeit, wo in Luzern der verhängnißvolle Beschluß zur Herbeirufung der Jesuiten gefaßt wurde, am 20. October 1844, wurde in Wallis die neue Verfassung angenommen, worin es Art. 2 heißt: la religion catholique, apostolique et romaine est la religion de l'état, elle seule a un culte public.

Außer diesen sieben, nun völlig romanisirten Kantonen sind noch zwei Stände der Eidgenossenschaft ganz katholisch, nämlich Tessin und Solothurn. Beide aber schreiten auf einem ganz anderen Wege fort, als jene sieben; sie haben liberale, dem Fortschritte entschieden ergebene Regierungen. Vergebens ward im Jahre 1840, als Solothurn die Revision seiner Verfassung vornahm, von Seiten der Ultramontanen ein Angriff auf diesen Kanton gerichtet und das Volk aufgewiegelt; die Mehrheit der Bewohner erklärte sich für die neue Verfassung. Trotz aller Anstrengung der Jesuiten, trotz Wallfahrten, Betvereinen, Processionen und anderen Mitteln, die sie anwendeten, um das Volk zu fanatisiren, sind auch die letzten Wahlen in Solothurn fast ganz im Sinne der guten Sache ausgefallen. Obgleich in Tessin, nach einem Berichte des Staatsrathes über die vorgenommene Inventarisirung der Klöster, 21 Klöster mit 145 Mönchen und 165 Nonnen bestehen, die ein ungeheures Vermögen besitzen, so vermögen doch der Einfluß dieser römischen Institutionen und die Bemühungen der Sendlinge Roms den geregelten Gang der Kantonsverwaltung nicht aufzuhalten. Energische Schritte wurden von derselben gegen die Klöster gethan, als einige von diesen bei der letzten Revolution mitgewirkt hatten, und auch die Instruction, die dem Gesandten Tessins in der Luzerner Jesuitenangelegenheit gegeben wurde, war einer erleuchteten Staatsregierung würdig: dafür zu stimmen, daß die Frage über den Bestand des Jesuitenordens als Bundesfrage behandelt würde; daß fortan weitere Aufnahme des Ordens in irgend einem Theile der Schweiz untersagt sey; daß der Kanton Luzern förmlich aufgefordert werde, von der Jesuitenberufung abzustehen; daß, im Falle Luzern auf seinem Beschlusse bestehen zu wollen erkläre, oder dessen Zurücknahme nicht innerhalb der von der Tagsatzung festzusetzenden Frist ausspräche, daß alsdann die nöthigen Mittel, selbst Zwangsmaßregeln, angewendet werden möchten, um den Einzug der Jesuiten in Luzern zu verhindern. Eben so stand Tessin auch in der Klosterfrage auf der Seite Aargau's. Das katholische Volk, äußerte seine Gesandtschaft auf der Tagsatzung zu Bern, wisse nichts von Religionsgefahr; es sehe, daß sich die Mönche lieber mit Diners und Spazierritten, als mit Schulkindern und Predigen beschäftigen, und wisse, daß es ohne Klöster auch selig werden könne. Die Wiederherstellung der Klöster sey unmöglich. Wegen dieser ihrer freisinnigen Richtung und wegen der energischen Wahrung ihrer Staatsrechte in Kirchensachen, namentlich der Aufsicht über Klöster, Seminarien u. s. w., hat die Regierung Anstände mit dem Erzbischofe von Mailand bekommen, dessen Jurisdiction sich auch über einen Theil des Kantons erstreckt. Ganz dem Gesetze des Staates zuwider, verlangte der Erzbischof für das Gymnasium zu Poleggio Befreiung von jeder Einmischung und Aufsicht von Seiten der Staatsbehörden. Als die Unterhandlungen nichts fruchteten, wandte die Regierung Strenge an; zwei Lehrer wurden suspendirt, einer von ihnen über die Gränze verwiesen. Darauf ließ der Erzbischof die Schüler des Gymnasiums verabschieden; aber der große Rath, seiner Sache gewiß, machte Anstalt, das Gymnasium auf Rechnung des Staates fortzuführen. An der Gränze von Italien, mitten unter einem ganz katholischen, dem römischen Einflusse zugänglichen Volke, hat sie einen schweren Stand; aber auf dem einmal geschrittenen Wege fortgehend, wird sie gewiß ihr Ziel erreichen und die Achtung aller Guten sich erwerben.

Von den übrigen Kantonen zählt nur einer, St. Gallen, mehr Katholiken als Protestanten. Wenn auch zu Zeiten kräftig gegen den Ultramontanismus auftretend, wie durch den Anschluß St. Gallens an die Badner Conferenz und die erfolgreiche Protestation gegen das vom Papste errichtete Doppelbisthum Chur-St. Gallen, ist doch die Regierung dieses Kantons schwankend und durch confessionelle Zerwürfnisse allzu sehr gehemmt, um entscheidend auf dem Wege des Fortschrittes weiter zu gehen. Er stimmte in der Klosterangelegenheit gegen Aargau. Im Jahre 1832 wurde die gesonderte Besorgung der Angelegenheiten beider Confessionen festgesetzt und die Verwaltung der katholischen Kirchensachen einem eigenen katholischen Großrathscollegium untergeben. Zu Ende des Jahres 1845 erhielt das vom letzteren mit dem heiligen Vater abgeschlossene Concordat, wodurch das Bisthum St. Gallen wieder hergestellt wurde, die Sanction des großen Rathes, „unter dem Vorbehalte aller dem Staate zustehenden hoheitlichen Rechte in seinen Beziehungen zur katholischen Kirchengenossenschaft, sowie der durch Artikel 8 der Verfassung ausgesprochenen Gewährleistung der freien und uneingeschränkten Ausübung des neben dem katholischen gleichberechtigten evangelischen Glaubensbekenntnisses und Gottesdienstes."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Fürth, 19. Nov. — N. C.) Gestern Morgen fand dahier ein frecher Raubmord statt. Die Frau des israelitischen Viehhändlers Wolf Wurzmann wurde von ruchloser Hand mit einem Handbeile durch einen Hieb auf den Vordertheil des Kopfes erschlagen und alles vorhandene Geld geraubt, welches zur Aus-

Digitized by Google

stattung der Tochter der Ermordeten bestimmt war, die demnächst nach Frankfurt a. M. heirathen soll. Des Raubmörders ist man bis gestern Abend noch nicht habhaft geworden. Man vermuthet, daß derselbe mit den Verhältnissen im Hause sehr bekannt war. Eine Stunde später wurde von einer fremden Weibsperson ein auffallender Diebstahl an Silbergeräthe begangen. Die Diebin wurde arretirt.

(Berlin, 18. Nov. — Pabl.) Der im Polenprozesse in vergangener Woche vor den Schranken gestandene Schlossermeister Lipinski hat als Maschinenbauer in Posen eines ausgezeichneten Rufes genossen, und ist stets bemüht gewesen, neue Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und des Maschinenwesens zu machen. Er hat sogar während seiner Haft diese Bemühungen fortgesetzt und soll glückliche Resultate erzielt haben. So soll er sowohl eine neue Häckselschneide-Maschine, welche die Thätigkeit vieler Menschen ersetzt, als auch eine Vorrichtung bei Dampfschiffen erfunden haben, welche die Dampfkraft überflüssig macht.

(Berlin, 17. Nov. — Berl. Z.) In unserem Gerichtsleben ereignen sich nicht selten Vorgänge, welche uns ein trauriges Bild von dem Ehrgefühl unserer niederen Volksklassen liefern. Ein hiesiger unbescholtener Bürger und Meister, der wegen eines leichten Vergehens zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt war, schrieb vor einigen Tagen an das Criminalgericht, daß er wegen Mangels an Zeit keine Freiheitsstrafe verbüßen könne. Man möge ihn lieber recht tüchtig durchprügeln, dann aber wiederum nach Hause gehen lassen, wo er nothwendig zu arbeiten habe. — Ferner: vor der Hauptabtheilung des Criminalgerichts stand am 14. d. M. ein Dienstknecht, der, um der Aushebung zum Militairdienst zu entgehen, sein Militairattest dadurch verfälscht hatte, daß er unter Nachmalung der Handschrift seines Landraths die Worte „wegen Ehrlosigkeit für unwürdig zum Militairdienst erklärt" eingeschaltet hatte. Die Staatsanwaltschaft beantragte gegen ihn eine zweijährige Zuchthausstrafe, indem sie durchzuführen suchte, daß der Thatbestand der Fälschung einer öffentlichen Urkunde vorliege. Der Gerichtshof nahm aber nur den Thatbestand der Fälschung eines Legitimationspapiers zum bessern Fortkommen an und erkannte deshalb nur auf 14 Tage Gefängniß.

Man hat in Aachen einen höchst merkwürdigen Fund gethan, nämlich die Gebeine Karl's des Großen. Bekanntlich befahl schon Otto III., die kaiserliche Todtengruft im Jahre 1000 zu öffnen, und Friedrich Barbarossa ließ die Gebeine, nachdem Papst Pascal III. den Kaiser heilig gesprochen, am 29. Dec. 1165 sammeln und solche in einer besondern Kiste aufbewahren. Später gingen diese Reliquien spurlos verloren, so viele Mühe man sich auch gab, sie wieder aufzufinden. Dieser Tage nun entdeckte man die alte Kiste zufällig in einem an die Sakristei anstoßenden geschlossenen Raume, wo sie vielleicht Hunderte von Jahren hindurch tief in einem verborgenen Wandschranke gestanden hatte. (Rhein. B.)

(Strasburg, 18. Nov. — Oberrh. Z.) Obschon Ihre Zeitung in diesem Augenblicke wenig Raum für andere als Schweizerinteressen hat, wird Ihnen doch eine kurze Kunstnotiz nicht unwillkommen seyn. Bildhauer Friedrich, dessen Name durch sein Standbild Erwin's rühmlichst bekannt wurde, hat ein neues, herrliches Standbild, Bischof Hüls, vollendet und dasselbe anfänglich der Stadt Cöln schenken wollen; durch deren höchst unfreundliches, taktloses Benehmen jedoch verletzt, sich entschlossen, es seiner Vaterstadt zu schenken. Hüls ist ein Cölner und hat dem Bau des hiesigen Münsters die Krone aufgesetzt durch Erbauung der Thurmspitze, weshalb Friedrich glaubte, daß er der Stadt Cöln Ehre gemacht habe und ihr sein Standbild willkommen seyn sollte. Doch auch Strasburg ist das Geschenk willkommen, und wird der Künstler sicherlich hier eine dankbarere Anerkennung finden, als in Cöln. Wenn es der Raum Ihres Blattes erlaubt, werden wir seiner Zeit noch darauf zurückkommen.

(Karlsruhe, 17. Nov.) Heute Nachmittag legte die Mannschaft der neugebildeten hiesigen Feuerwehr eine Probe ihrer Tüchtigkeit ab, welche mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurde. War es eben auch nur eine Probe, so gab es doch ein schauerlich lebendiges Bild, als die rüstigen Wehrmänner in ganzen Schaaren die vier Stockwerke der Infanteriekaserne erkletterten, an Stricken, in Rettungssäcken ꝛc. aus der schwindelnden Höhe sich wieder herabließen, und selbst noch von dem Dache aus, welches Einige in kühnem Wagniß erstiegen hatten, die Spritzenschläuche auf die Firste und die Schornsteine richteten. Ganz trefflich bewährten sich beim Ersteigen der Wände die kleinen tragbaren Eisenleitern, welche mit starken Haken versehen sind und je von den Fenstern eines Stockwerks in die des höhern eingehängt werden. Eine unabsehbare Menge von Zuschauern füllte den geräumigen Ludwigsplatz und die anstoßenden Räume. In allen Blicken las man, welches beruhigende Gefühl es für unsere Stadt ist, sich für die Stunde der Gefahr in dem Besitz einer so musterhaft eingerichteten Feuerwehr zu wissen. (Karlsr. Z.)

Pischek hat die immense Offerte Juliens in London von „achtundvierzigtausend Gulden" für sechs Monate, von Januar bis Ende Juni 1848, und weitere „sechstausend Gulden", als die Hälfte der Conventionalstrafe seines Stuttgarter Contrakts, nicht angenommen. (N. Z.)

Unlängst erhielt ein alter, sehr reicher Filz von seinem armen Bruder einen Brief, worin ihn dieser um eine kleine Geldhülfe ersuchte. Mit umgehender Post schrieb ihm der Geizhals folgendermaßen: „Lieber Bruder! Deinen letzten Brief, worin Du mich um Geld ersuchst, habe ich nicht erhalten ꝛc." (Ulm. Schnellp.)

(Berlin, 16. Nov.) Frhr. v. Bülow dahier macht heute in der hiesigen Vossischen Zeitung mit seiner Namensunterschrift folgende Bemerkung: „In allen Kirchen, wo zur Zeit für die Jesuiten und ihre Zwecke in der Schweiz gebetet wird, betet man gleichzeitig um Vernichtung des Protestantismus. Die evangelische (Hengstenbergische) Kirchenzeitung wird in keinem Lande der Güter höchstes, der Jesuitismus aber in jedem Staat der Uebel größtes seyn. F. v. Bülow."

Im Fürstenthum Waldeck geschieht die Volksvertretung per Mappe. Nämlich die beim Landstande zur Abstimmung kommenden Propositionen werden von dem Landsyndikus in eine Mappe geschlossen und in Marsch gesetzt. Ein Bote spedirt die Mappe von Landstand zu Landstand, und das vom Landsyndikus beigefügte Gutachten bildet den Wegweiser zur Abstimmung. Natürlich erfährt der Vordermann nie Etwas von der Abstimmung der späteren Stimmen. Das ist ohne Zweifel die origi, neüste aller Vertretungsarten, welche auf unserm Erdball statt, findet. (Karlsr. Z.)

Korrespondenz.

Berlin, 15. Nov.

Daß man bei uns in Preußen mit einer Neuerung oder großartigen Restauration in kirchlichen Dingen und Formen umgeht, spricht sich bereits in einzelnen Symptomen und Umständen ziemlich deutlich aus. Wiedererweckung und Belebung des kirchlichen Sinnes, da man dem lebendigen Wort der Geistlichen nicht mehr die Macht zutraut (die auf der Kanzel und am Altar der Gemeine noch viel zu ferne stehen, nach der Meinung eines Rheinischen Beobachters), sucht man

Digitized by Google

durch besondere kirchliche Feierlichkeit in Gesang und musikalischer Unterstützung desselben zu erreichen. Dies Mittel der Hebung und Ausschmückung des liturgischen Theils des Gottesdienstes wurde schon bald nach des Königs Thronbesteigung im hiesigen Dom in Anwendung gebracht. Mendelssohn's Berufung hing mit diesen restauratorischen Maßregeln zusammen und im Dom entstand eine sonntägliche musikalische Messe. Die Zeitungen haben kürzlich berichtet, wie in Potsdam Aehnliches zur bevorstehenden Einweihung der „Friedenskirche" (sit nomen omen!) vorbereitet wird. Der Componist Jacobi ist mit Compositionen dafür beauftragt und bemerkenswerth ist, daß man sich in der Wahl der Lieder und der executirenden Instrumentation dem alten Testament nähert und Psalmen in die protestantische Liturgie bringt mit Harfenbegleitung. Vielleicht will man dadurch eine Art Einfachheit und Solennität erreichen. Daß es die Absicht ist, eine derartige Restauration auf die ganze Liturgie aller preußischen protestantischen Kirchen auszudehnen, ist schon von Potsdam her ausgesprochen und findet seine Bestätigung in einer Ministerial-Verfügung, daß von den Kindern in evangelischen Schulen schon die liturgischen Gesänge erlernt und eingeübt werden sollen. Wir glauben nicht zu irren, wenn aus diesem Geiste, kirchlichen Sinn und Andacht durch Musik zu fördern und zu heben, auch die Compositionen Mendelsson's, namentlich die Oratorien „Elias" und der angefangene „Christus", in's Leben gerufen wurden und den ersten Anstoß erhielten. Weiteres hierüber wohl ein andermal.

Hamburg, 18. Nov.

Schiller's Geburtstag ist auch bei uns gefeiert, indem im Stadttheater „Wilhelm Tell" (mit Hrn. Baison in der Titelrolle) und im Thaliatheater Laube's „Karlsschüler" (Hr. Davison: Schiller) gegeben wurde. — Hr. Ditt, der kürzlich den Masaniello in ausgezeichneter Weise gesungen, steigt fortwährend in der Gunst des Publikums; das Schauspiel dagegen zählt noch immer bedeutende Lücken und die Zurückkunft der Fräul. Wilhelmi wird sehnlichst erwartet. Bei dieser Dürre unseres Schauspielrepertoire's war das Gastspiel einer Künstlerin um so willkommener, die von früher her im besten Andenken steht und, seitdem wir sie hier gesehen, sich in hohem Grade vervollkommnet hat: ich meine den Gastanz der Mad. Brue. Unsere Gästin, eine der Hauptzierden des Berliner Ballets, ist bereits viermal unter lebhaftem, fortwährend gesteigertem Beifall aufgetreten und es ist nur zu bedauern, daß dieselbe schon so bald uns wieder verlassen wird. Was den Leistungen dieser jungen reizenden Dame von junonischer Gestalt einen so unwiderstehlichen Zauber verleiht, ist vor Allem die außerordentliche Sicherheit, Leichtigkeit und Correctheit in den schwierigsten Pas und dabei die höchste Anmuth und Decenz, die jene wohlfeilen Mittel der gewöhnlichen Beinkünstlerinnen gänzlich verschmäht und dadurch um so größere Erfolge erzielt. In dieser Beziehung nimmt sie neben den ersten Koryphäen ihrer Kunst einen Ehrenplatz ein und scheint uns z. B. weit über die südlich-bacchantische Cerrito zu stellen. In dem reizenden Ballette „Gisela" hat sie ihrer gefeierten Vorgängerin Fanny Elsler mit dem glücklichsten Geschicke nachgeahmt; ihre Mimik und Plastik ist untadelhaft und der zum Entzücken ausgeführte pas de l'ombre erregte jedesmal einen wahren Beifallssturm. Außerdem sahen wir Mad. Brue im letzten Acte des „Maskenballes", wo sie die Moscovienne tanzte und von unserem Personal wacker unterstützt wurde. Diese Balletvorstellungen sind, wie gesagt, bei der jetzigen Dürre unseres Repertoire's eine erquickende Oase, die dem Publikum doppelt erfreulich ist.

Heidelberg, 18. Nov.

Die vorige Woche wurde Händel's großes Oratorium, „der Messias", zum Vortheile des Hrn. Winkelmeier im hiesigen Museum aufgeführt, was den Freunden der ernsten Tonkunst einen großen Genuß verschaffte. — In der Alterthümerhalle und Gemäldesammlung des Hrn. Grafen v. Graimberg dahier, welcher sehr Vieles für die Auffindung der Alterthümer, für die Erhaltung des Heidelberger Schlosses und für die Kunst überhaupt gethan hat und noch thut, sind von unserem tüchtigen und kunstgewandten Maler Schmidt die meisten Professoren der hiesigen Hochschule in einer Reihe von Federzeichnungen aufgestellt, welche zu den gelungensten Werken dieser Art gehören und die Aufmerksamkeit der Kenner in hohem Maße auf sich ziehen. — Vorgestern verschied dahier in hohem Alter Hr. Vollweiler, einer der gründlichsten Tonkünstler Deutschlands und ein vorzüglicher Lehrer des Generalbasses, der seine Schule noch unter Haydn, Mozart und Beethoven gemacht hatte. Aus seinem Nachlasse läßt sich noch Bedeutendes erwarten. — Dieser Tage soll eine Adresse, mit vielen Unterschriften bedeckt, von hier an die eidgenössische Tagsatzung und eine andere an die vierzig Bauern in der Mark abgegangen seyn.

Darmstadt, im Nov.

Zu den lobenswerthen Bemühungen und Verdiensten um musikalische Bildung höherer Art, durch welche sich seit Jahren der hiesige „Dilettantenverein" für Musik unter Leitung unseres C. A. Mangold auszeichnet, gehören seit diesem Winter auch sogenannte musikalisch-literarische Abende. Sie bestehen darin, daß in einer Versammlung des genannten Vereins Vorträge gehalten werden, welche mit den Zwecken desselben in wesentlicher Verbindung stehen, und daß abwechselnd mit den Vorträgen die Aufführung einzelner Compositionen der vorzugsweise genannten Künstler den Genuß des Abends vervielfältigt. Am ersten dieser Abende sprach Feder über Tasso's Armida, Fölsing über die Musik als Erzieherin, C. A. Mangold über die Oper Armida. Am zweiten Abend hielten Vorträge: Mann über die Musik im Allgemeinen, Merk über das Leben Gluck's, C. A. Mangold über Gluck's musikalische Sendung. Es ist sehr zu loben, daß auf diese Weise edle musikalische Zwecke verfolgt werden, und wir wünschen dem frischen Beginnen einen recht fröhlichen und Früchte bringenden Bestand.

Kostheim bei Mainz, 17. Nov.

Gott segnete die mühselige, so oft vergebliche Arbeit des Landmanns; er gab uns Brod, aber den vielen und feurigen Wein, den uns die stets zu kühne menschliche Hoffnung lebhaft genug vorspiegelte, so daß wir den edlen 46er schon mit voreiliger Geringschätzung betrachteten, den versagte sie uns, damit wir nicht durch zu viel Gunst und Glück der Belehrung der jüngsten Noth vergessen und übermüthig werden möchten. Wie aber die menschliche Phantasie geneigt ist, Alles in Extremen zu betrachten, so auch in Bezug auf den diesjährigen Wein: man hält ihn für ganz schlecht, schenkt ihm gar kein Vertrauen, hält es nicht für der Mühe werth, ihn zu prüfen. Dennoch wird er besser, als man glaubt. Die hiesige Weinlese begann mit einer sorgfältigen und gewählten Vorlese der ganz zeitigen und faulen Trauben der weicheren Sorten, die Nachlese aber richtet sich nach der zunehmenden Reife der Rieslingtrauben und wird von Vielen, denen bessere Qualität und gutes Renommée des Ortes am Herzen liegt, so weit hinausgerückt, als das Wetter zu keinem zerstörenden Extreme überspringt; denn der Prozeß der Reife geht bei längerem Hängelassen stets vorwärts und dies um so gewisser, da die Trauben in ihrer früheren Entwicklung, namentlich im Sommer, sehr begünstigt waren. Der Most, wenigstens hier, wo ein wärmerer Boden unter den diesjährigen Witterungsverhältnissen der Nachreife sehr günstig war, ist auch keineswegs dünn, eher kräftig zu nennen, daher auch anzunehmen ist, daß der 47er, da den Trauben keine wesentlichen Bestandtheile gänzlich fehlen, während seiner ferneren Entwicklung im Fasse sehr gewinnen, die Juli- und August-Sonne nicht gänzlich verläugnen wird. Wie an anderen Orten, so fielen auch hier die Aepfel wie vom Himmel. Hohenastheimer sollen wir vorherrschend trinken; er läßt uns bei nüchternem Verstande, und das bedarf die allzu aufgeregte Zeit. Er entführt uns nicht wie der feurige Wein auf den Schwingen der Phantasie den strengen, unerläßlichen Anforderungen der Wirklichkeit; er täuscht uns nicht über die eigene Unvollkommenheit, erhitzt uns nicht mit unerreichbaren Idealen und phantastischen Forderungen, kurz der Hohenastheimer wollte die Weltregierung als blutkühlendes Getränk, damit die Feindschaft und Geldsucht der Parteien nicht die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, nicht das Glück derjenigen Theiles der menschlichen Gesellschaft zerstöre, der nicht in übertriebenem Ehrgeiz und Herrschsucht, nicht in fauler Gleichgültigkeit oder gesetzloser Willkür, sondern in bescheidener, strenger Thätigkeit, in leidenschaftslosem, aber warmem Antheil an dem allgemeinen gesetzlichen Fortschritt sein Heil sucht.

C. G.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Nov. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 5 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinr. Börnstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 23. Nov. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 4 Acten, von Dr. E. Raupach.

Druck und Verlag von Heller und Rom. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 324. Mittwoch, den 24. November 1847.

Auf der Feldwacht.

Soldatenmährchen, erzählt in einer stillen Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Es wollte lange Zeit dem guten Burschen nicht glücken. Seither hatte auch der Spuk aufgehört, die erschreckten Schildwachen wurden für Aufschneider und Leute ohne Courage verzollt, und was sich die Bürger in der Stadt von dem Gespenst erzählten, galt für eitel Lug und Trug. Der Bericht hieß aber so:

Vor langen Jahren, lang vor der Revolution, war die Festung Luxemburg ein französischer Feldmarschall gewesen. Nämlich selbiger Marschall hat so geheißen wie die Festung: Luxemburg. Derselbe ist gewesen ein Zauberer und Teufelsbanner, und sein Zauberwerk hat ihm immerdar Glück im Krieg gebracht, obgleich er ein kleiner krüppeliger und buckliger Mann war, der keine Postur zum General hatte. — Eines Tags aber, da er schon übermüthig geworden war, ließ er sich beikommen, an seinem König zum Verräther zu werden, und ging mit dem Gedanken um, die Festung Luxemburg dem Feind zu übergeben. Bei'm Hexenthurm sollten sie zu Mitternacht über das Verhau steigen, Spaniolen und Flamländer und Deutsche; überhaupt alle die, so dem König in Frankreich nicht grün waren. Durch eine Kartenschlägerin ist aber das Complott dem König gesteckt worden. Der König hat dem buckligen Marschall alsogleich durch den Grandprosoß den dicken Kopf abhauen lassen, und die Spaniolen sammt Compagnie haben die Thüte verschlossen gefunden. Dafür waren die Kanonen sperrangelweit offen, und haben sie Alle todtgeschossen. — Deswegen hat der Hofsterngucker in Spanien den geköpften Marschall verwünschen, daß er immer zu einer gewissen Zeit im Jahre auf dem Wall bei'm Hexenthurm die Runde reiten muß. Wer ihm dann in den Weg kommt — und das ist nur die Schildwacht — wird von ihm gezeichnet und tribulirt; und wenn der Marschall ausbleibt, sobald zwei Mann statt des einen auf dem Posten stehen, so geschieht's nur deshalb, weil der Buckelorum fürchtet, Einer von den zwei Mann möchte der selige Hofsterngucker seyn, dem er gern aus dem Wege geht. —

Das war die Geschichte vom Marschallgespenst, und wer sie nur halb glaubte, da er sie erzählen hörte, war der lange Matthis. Wer aber nicht das Tüpflein davon glaubte, war der General, der kurz darauf nach Luxemburg kam, um der Besatzung das Gewehr zu visitiren. Derselbe sagte gleich: Auf Seele, ich hätte nicht geglaubt, daß unsers guten Königs Soldaten dergestalt mit Blindheit geschlagen seyn könnten! Wenn die Racker nicht in Schnaps besoffen waren, will ich nicht Erregott Leberecht heißen. Aber, bange machen gilt nicht, und: Neffchateller, mache Er mir nicht graulich! Von heute an wird der Posten am Hexenthurm wiederum von einem Mann bezogen, und damit holla. Ihn soll aber das Donnerwetter und die Schwernoth und so weiter, wenn er noch ein Mal vor dem Gespenst ausreißt!

Somit fuhr der General ab, und der Kommandant mußte thun nach der Ordre. — Was geschah jedoch? Schon bei der nächsten Morgenablösung am Hexenthurm fand man eine wüste Bescheerung. Das Schilderhäuschen stand zwar aufrecht, und darinnen das Gewehr des Mannes. Aber der Mann selber lag im Graben, sechs Klafter tiefer als der Thurm und das Genick wurz abgebrochen. Ihm that kein Finger mehr weh, und die Ungläubigsten glaubten jetzt an den gespenstig umreitenden Marschall. Das war ein arger Spektakel, und das kam wirklich in die Zeitung, und der lange Matthis war schier eifersüchtig auf Den, der's Genick gebrochen. Alsogleich ging er hin und meldete sich, als ein Freiwilliger bei'm Hexenthurm auf der Wacht zu stehen. Den Spaß konnte man ihm leicht machen, und machte ihn auch. Aber ihm wurde befohlen, scharf zu laden, das Gespenst — Notabene, wenn's kommen sollte — herzhaft anzurufen und vor den Kopf zu schießen, sobald es nicht gehörig antworten thäte. Es war vorauszusehen, daß ein solches altes Franzosengespenst nichts von einem deutschen Feldgeschrei wissen würde. An jenem Tag hieß das Feldgeschrei „Wilhelm" und die Parole, die ausnahmsweise auch dem langen Matthis mitgetheilt wurde: Hozzenplotz."

Es hat just Zwölfe — in der Nacht — geschlagen, als der Matthis auf den Posten gerückt ist. Es war eine rechte Geisterumgehnacht: so gewiß still in der Luft, und dabei windig, und auf zwanzig Schritt hat man ordentlich sehen können, und dabei war's stockfinster. Der Gefreite, der den Matthis auf den Posten führte, konnte das Weinen fast gar nicht abhalten, und: „Nun, Bruderherz," — hat er gesagt — „mach's gut, wenn wir uns etwa nicht mehr wiedersehen sollten."

„Werd's schon gut machen," antwortete der lange Matthis in Gedanken, und schaute vorerst eine Weile in den Graben hinunter, wo sein Vormann Genick und Leben eingebüßt hatte. Alsdann schaute er hinauf zum Himmel an den Mond, der aussah wie ein altfränkischer, schlechtgeputzter zinnerner Teller, oder wie ein aufgedunsenes Bäckergesicht, das sich an den Laden legt, um frische Luft zu schnappen.

Und da der Soldat also zum Mond hinaufguckt, so kommt ihm derselbe auf ein Mal so bekannt vor, so bekannt .... und da er seinen Kopf zusammennimmt und sich tapfer besinnt, so fällt ihm ein, daß es der nämliche alte Mond sey, der Mainzer-Mond, unter dem er vor Zeiten so viel Mal mit der Salome umherspazirt war, bevor noch aus dem Sälmele eine falsche Trompeterkatze geworden war. Und — wie die Verliebten eben Narren sind — so wurde dem Matthis schier türmelich im Hirn. „Wie kann ich ohne das Sälmel existiren? Und habe ich nicht da ein scharfgeladen Gewehr zur Hand? Wenn ich das mir an's

Digitized by Google

Herz setze und kommandire: Fertig! An! Feuer! . . .?" So hat er frevlerisch geredet, und wer weiß, was geschehen wäre . . .! — Auf ein Mal aber hat's einen Hahnenschrei gethan, so laut, als ob ein Dutzend Trompeter zum Aufsitzen bliesen. — Potz Allarm! was hat sich der Matthis gewundert! Noch kein Zoll Morgenroth am Himmel und schon alle Hähne auf'm Strumpf?

Und sobald die Schildwache „Augen links" macht und „Gewehr auf!" trabt es auf dem Wall daher, als wie ein schweres Burgunderpferd vom Fuhrwesen, und rings herum fängt's an zu stinken, wie von Schwefel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweiz.

(Fortsetzung.)

Am meisten der Confession nach gemischt ist der Kanton Aargau, an dessen Namen, bei der Betrachtung des kirchlichen Kampfes unserer Tage, sich ehrenvolle Erinnerungen anknüpfen. Schon im Jahre 1814 hatte dieser Stand gegen die in die Verfassung mit aufzunehmende Garantie der Klöster eine Verwahrung eingelegt und seine Souverainetätsrechte gegen die römischen Anmaßungen sicher gestellt. Sein späteres Verfahren entsprach diesem Schritte. Er schloß sich eifrig der Badner Conferenz an. Darnach Aufwiegelung des Volkes durch Klöster- und Weltgeistliche; schon im Jahre 1835 mußte das fanatisirte Landvolk in dem Bezirke Muri durch Waffengewalt zur Ruhe gebracht werden. Im Jahre 1840 wurde die Revision der Verfassung den Bürgern des Kantons zur Sanction vorgelegt. Sie ward von der großen Mehrheit angenommen, obgleich die ultramontane Partei in dem neuen Staatsgrundgesetze eine Beeinträchtigung der römischen Kirche sah, und seine Forderung sogar bis zur Lostrennung des katholischen Landestheiles von dem reformirten steigerte. Die darauf erfolgten Unruhen, die mit dem Gefechte von Villmergen am 11. Januar 1841 endigten, sind schon oben berührt worden. Jetzt entscheidende Schritte von Seiten der Regierung. Schon am 13 Jan. 1841 stellte der Seminardirektor Keller in Aarau den Antrag, die Klöster, diese Quelle des Müßigganges und der Intrigue, welche den so eben gestillten blutigen Aufruhr hervorgerufen, aufzuheben, und der Antrag ward mit 115 gegen 12 Stimmen angenommen. Nur einige Frauenklöster ließ man bestehen.

Schon damals drohte ein Bürgerkrieg der ultramontanen Kantone gegen Aargau und die ihm gleichgesinnten Stände; aber die Regierung des Kantons ließ sich nicht irren. Eben so wie durch diesen Schritt gab auch durch einen andern Beschluß Aargau seine Denkungsart in kirchlicher Hinsicht zu erkennen, nämlich den, bei der Tagsatzung auf Entfernung der Jesuiten aus der Schweiz anzutragen. Die Zöglinge der Jesuiten wurden von allen Staatsämtern ausgeschlossen. So bewies sich unter allen Kantonen Aargau als derjenige, der überall am consequentesten die Sache des Fortschrittes vertritt.

Die noch übrigen Stände der schweizerischen Eidgenossenschaft können als die protestantischen bezeichnet werden. Doch enthalten noch starke katholische Bestandtheile die Kantone Bern, Graubündten, Thurgau, Genf und Appenzell. Bern, der bevölkertste unter allen Kantonen, könnte schon durch seine Macht allein der Sache des Fortschrittes, der es anhängt, den Sieg verbürgen; aber 41,000 Katholiken leben im Jura, die schon einmal, im Jahre 1836 von den Ultramontanen gegen die Badner Conferenzartikel aufgehetzt, einen bedenklichen Aufstand erregt haben. Es ward die Trennung dieses Landestheiles von dem reformirten Bern und die Errichtung eines eigenen katholischen Kantons gefordert; ja, der Fanatismus eines geistlichen Demagogen, des Präsidenten des dortigen katholischen Vereines, ging sogar so weit, daß er bei dem französischen Gesandten zur Erreichung jenes Zweckes um eine Intervention Frankreichs und nöthigenfalls auch Oesterreichs anhielt; denn es sey im Interesse jener Mächte, einen Kanton in der Schweiz zu haben, der ihnen ergeben sey. Also auch bei dem sonst so vaterlandsliebenden Schweizer ist aller Patriotismus nur ein leerer Wahn, wenn das Interesse Roms ihm gegenüber tritt! Aus dieser bedeutenden Zumischung von katholischen Elementen entspringt oft bei Berns Regierung, trotz ihres bei vielen Gelegenheiten bewiesenen protestantischen Sinnes, ein gewisses Schwanken, ein Versäumen des Augenblickes, der zum Handeln auffordert. In der Jesuitenfrage stimmte es mit Aargau; es beschloß, alle Diejenigen, die in Zukunft ihre Studien bei den Jesuiten machen werden, sollten keine Beamtenstelle im Staate, überhaupt keine vom Staate besoldete Stelle bekleiden dürfen, weil die Jesuiten und ihre Grundsätze mit den Grundsätzen eines Freistaates unverträglich seyen. Aber bei Gelegenheit des Freischaarenzuges zeigte sich die Halbheit der Kantonsregierung. Im Anfange für dieses Unternehmen vollkommen günstig gestimmt, befolgte sie nach dem Mißlingen desselben eine entgegengesetzte Politik, die sich in der Absetzung mehrerer freisinnigen Beamten kundthat. Aber dadurch gab sie sich zugleich auch selbst den Todesstoß; das Volk will keine Regierung, die in einer so bedeutungsvollen Angelegenheit, als die Luzerner Jesuitenfrage für die ganze Schweiz geworden ist, einen seinem ganzen Bewußtseyn entgegengesetzten Weg einschlägt.

Unter ähnlichen Verhältnissen, da ihre an Zahl fast gleichstehende Bevölkerung in demselben Maße mit Katholiken vermischt ist, schreiten die Regierungen von Thurgau und Graubünden mit dem Geiste der Zeit fort, ohne sich durch jesuitische Bestrebungen aufhalten zu lassen. Vergebens stellte sich der Bischof von Chur der von dem Kantone Graubündten verbesserten Jugendbildung entgegen und ließ die Schulen versiegeln. Die Regierung nahm sogleich darauf wieder die Entsiegelung vor, vertrauend, wie sie sagte, auf den gesunden Sinn und Willen des Bündtner Volkes.

Gleichsam als eine Parodie auf den großen Kampf, der jetzt durch die Kirche des Abendlandes geht, enthält das kleine Appenzell auf seinen sieben Quadatmeilen und unter seinen 40,000 Bewohnern die zwei feindlichen Elemente hart neben einander. Appenzell Außer-Rhoden ist reformirt, gebildet und industriell, Appenzell Inner-Rhoden katholisch, ungebildet und gewerblos, fanatisirt fast wie Schwyz, Uri und Unterwalden.

(Schluß folgt.)

Dr. Johann Friedrich Dieffenbach.

(Nekrolog.)

Es gibt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sey. Goethe.

Die Wissenschaften und die leidende Menschheit haben durch den am 11. Nov., Nachmittags gegen 3 Uhr, in der Klinik zu Berlin plötzlich erfolgten Tod des königl. preußischen Geheimen Medizinalraths und Professors, Hrn. Dr. Johann Friedrich Dieffenbach einen großen Verlust erlitten, der nicht allein in Deutschland, sondern in der ganzen gebildeten Welt, wo die medizinischen Studien blühen, tief empfunden und betrauert werden wird. Unzähligen Leidenden brachte er während seiner vieljährigen Wirksamkeit als Arzt und Operateur den ersehnten hülfreichen Trost, vielen hoffnungslos Darniederliegenden war er ein Rettungsengel, der, unterstützt von Muth und Intelligenz, zu den kühnsten Operationen schritt und sie glücklich durchzuführen wußte,

Digitized by Google

und was so der vielbeschäftigte Mann in der Praxis durch sein reiches Erfindungstalent sich angeeignet und bewährt gefunden hatte, das theilte er, als würdiger Diener Hygiea's, durch seine Schriften den Fachgelehrten mit, damit auch sie, zum Heile der Menschheit, davon Kenntniß nehmen und seine neuen oder verbesserten Methoden bei chirurgischen Operationen ihrer prüfenden Beurtheilung unterwerfen konnten. In beiderlei Beziehung ist es ihm gelungen, sich als Praktiker und Theoretiker einen großen wohlverdienten Ruf zu erwerben; und wenn ein Mann von so ausgezeichneten Fähigkeiten plötzlich vom Schauplatze dieser Welt in Mitte seiner schönsten Wirksamkeit abberufen wird, so werden wir durch die innersten Regungen unseres Gemüthes unwillkürlich angetrieben, betrachtend zu verweilen bei seinem Lebenslauf und den hervorleuchtenden Thaten, welche denselben zum Nutzen der Menschheit schmückten und verherrlichten. — Sein Vater, Konrad Philipp Dieffenbach, war der vierte Sohn des Pfarrers Adam Gerhard Balthasar D. zu Niedermoos (Provinz Oberhessen, Landrathsbezirk Lauterbach) und wurde daselbst geboren den 23. Febr. 1765. Gleich seinen übrigen fünf Brüdern (mit Ausnahme des jüngsten, der den Kaufmannsstand wählte) widmete er sich den akademischen Studien, nachdem er vorher theils unter seines gelehrten Vaters unmittelbarer Anleitung, theils durch den Besuch eines Gymnasiums dazu gehörig vorbereitet worden war. Sein Geschick führte ihn in der Folge nach Königsberg in Preußen, wo er als Professor und Vorsteher einer Handelslehranstalt seine Bestimmung fand, und wo ihm sein einziger Sohn Johann Friedrich, den wir jetzt betrauern, am 2. Febr. 1795 geboren wurde. Das schöne elterliche Band, kaum durch die Natur geschlungen, wurde fast eben so bald durch den Tod wieder zerrissen, und dem verwaisten Sohne, der auch seine Mutter, eine geborene Kosegarten, in der Jugendzeit verlor, war nicht die leiseste Erinnerung an den früh heimgegangenen Vater geblieben. Verwandtschaftliche Verhältnisse führten ihn früh nach Rostock, wo — wenn ich nicht irre — der Dichter Kosegarten lebte, und wo der junge Mann seine Gymnasial- und Universitäts-Studien machte. Auch die Universität Greifswalde zählte ihn eine Zeit lang zu ihren akademischen Bürgern. Er hatte sich die Theologie zu seiner Berufswissenschaft gewählt und würde vielleicht darin auch seine Bestimmung gefunden haben, wenn nicht die große politische Katastrophe des Jahres 1813, welche die hungrigen napoleonischen Adler von Deutschlands fruchtbaren Fluren für immer verscheuchte, seinen Patriotismus aufgeregt und ihn aus dem stillen Musensitze an dem einsamen Gestade der Ostsee in das preußische Lager unter das schlagfertige muthige Heer geführt hätte, welches Deutschland's langjährige Schmach zu rächen nach dem Westen zog. Nachdem unser junger Theologe den Befreiungskrieg von 1813—1815 mitgemacht hatte, kehrte er, eingedenk seines wissenschaftlichen Berufs, wieder in die Heimath zurück, den theologischen Studien abermals sich zuwendend, ohne jedoch lange dabei zu beharren, da sein guter Genius ihm zur rechten Zeit das schöne Ziel in der Ferne zu zeigen schien, welches er dereinst ruhmvoll erreichen sollte. Kurz, er verzichtete für immer auf die Auslegung der heiligen Urkunden des Christenthums in hebräischer und griechischer Sprache, und zog es vor, sich mit Lust und Eifer den medizinischen und chirurgischen Studien hinzugeben. Letzteren widmete er sich hauptsächlich zu Bonn, und zwar mit augenfällig glücklichem Erfolge. — Hier trat ein neuer interessanter Zwischenfall in seinem Leben ein, der, zweifelhaft in seinen näheren und entfernteren Folgen, seinem Geschick leicht eine andere Richtung, und zwar gegen das Interesse der Wissenschaft, hätte geben können. Auf v. Walther's Empfehlung begleitete er von Bonn (1821) eine vornehme erblindete Dame nach Paris, verweilte daselbst ein Jahr lang und benutzte seinen Aufenthalt daselbst zu seinen medizinischen und sonstigen Studien, unter denen die neugriechische Sprache keine der letzten war, weil er, lebhaft ergriffen von dem griechischen Freiheitskampfe, dem Deutschland und Frankreich damals so viele Opfer brachten, nach Griechenland zu reisen und dem griechischen Heere seine Dienste als Arzt in dem Kriege gegen die Türken anzubieten gedachte. Wirklich war er schon zur Ausführung seines Vorsatzes geschritten und bis nach Marseille gekommen, wo er sich einschiffen wollte, als unerwartet eingetretene Familienverhältnisse ihn zur Umkehr nach Deutschland nöthigten, wo er, entrückt dem Schauplatze des heißen Kampfes des Kreuzes gegen den Halbmond, unter den stillen Segnungen des Friedens seine Bestimmung erreichen sollte. Nach Würzburg gekommen, erwarb er sich daselbst im Winter 1822 die medizinische Doktorwürde. Seine Inauguralschrift handelte von der Transplantation thierischer Stoffe, und ward von der dasigen medizinischen Fakultät und den Männern vom Fache sehr günstig aufgenommen. Auch in Würzburg war sein Aufenthalt nur ein vorübergehender, und erst in Berlin, wohin er sich bald begab, sollte er zu einer dauernden, geregelten Wirksamkeit gelangen. Sein ausgezeichnetes Talent als Operateur bewährte er hier bei seiner chirurgischen Praxis in so schöner und befriedigender Weise, daß seine trefflichen, eben so von Genialität als glücklicher Technik zeugenden Leistungen sowohl die Anerkennung der Wissenschaft als die des Staats erhielten, letztere insbesondere dadurch, daß ihn die Regierung im Jahre 1830 zum Direktor der Abtheilung für äußere Kranke in dem großen Charité-Hospital zu Berlin ernannte, und späterhin (1832) ihn zum Professor an der Universität beförderte. — Die Chirurgie, in ihrem weitesten Umfange, verfolgt bekanntlich zwei sehr entgegengesetzte Richtungen: die eine, die zerstörende, welche schadhafte Theile vom menschlichen Körper durch Eisen, Feuer und andere Mittel wegnimmt, und die schaffende, welche zerstörte Theile wieder herstellt und sie mit dem menschlichen Organismus in enge Verbindung bringt. In der einen wie in der andern Richtung hat Dieffenbach, nach dem einstimmigen Zeugniß der Wissenschaft, Treffliches geleistet.

(Schluß folgt.)

Die Lob-Speculanten.

„Mache dir ein Kompliment, damit du auch eines mir machest."
Daran doch denket man nicht, daß die Geschichte kein's macht.

Ludwig I. König von Bayern.

Konzert des Hrn. Eliason.

Ehre der fleißigen Hand, welche für die Bedürfnisse des Lebens sorgt und das Nothwendige, das Nützliche fördert! Diese bilden die Grundpfeiler der Gesellschaft und des Lebens. Aber auch das Schöne, das Angenehme sollen wir pflegen; darum auch Ehre Denen, welche der Wissenschaft und Kunst ihre Dienste weihen! Sie tragen zur Erheiterung und zur Beleuchtung des Daseyns bei und flechten die Blüthen der Poesie um die oft prosaische Wirklichkeit. Mit dieser Betrachtung wollen wir die Besprechung der musikalischen Leistungen, deren Saison jetzt wieder erschienen ist, eröffnen.

Am 17. Nov. gab Hr. Eliason im Saale des Weidenbusches ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert. Schon seit mehreren Jahren veranstaltet er ein solches und seine Konzerte sind jedesmal überaus zahlreich besucht und brillant, welchen Erfolg sie verdienen, weil Hr. Eliason seinen Gönnern und Freunden stets Anziehendes zu bieten weiß und in künstlerischen und persönlichen Beziehungen geachtet steht. Da die Anforderungen des Publikums sehr verschieden sind, indem der Eine Klassisches und der Andere Modernes verlangt, der Eine Gediegenes, der Andere Amüsantes, so scheint Hr. E. sich die Worte Göthe's zum Wahlspruch genommen zu haben:

Digitized by Google

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus,
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Sein Konzert war diesem Wahlspruch angemessen und so reichhaltig, daß wohl Jeder Etwas fand unter den Pieçen, welche das Programm von dem trefflichen Nonetto von Spohr bis zu der durch äußerlichen Lärm imponirenden Ouvertüre zur Semiramide in sich schloß. Spohr's gehaltvolles und meisterhaft behandeltes Nonetto wurde von achtbaren Mitgliedern unseres Orchesters in einer der Tondichtung würdigen Weise executirt und besonders von den Musikkennern sehr beifällig aufgenommen, so wie von ersten Mitgliedern unserer Oper ansprechende Gesangstücke mit Geschmack und Ausdruck vorgetragen wurden. — Hr. Eliason spielte eigene und fremde Compositionen und bewährte sich in denselben durch einen in technischer Hinsicht eben so korrekten und abgerundeten, als eleganten und schönen Vortrag. Ist auch in seinem Spiele das weiche und sentimentale Motiv etwas vorherrschend, so ist es dagegen so belebt und individuell gehalten, daß es den wohlthuenden Eindruck auf den Hörer nicht verfehlt, wie denn auch dem Konzertanten der reichlichste Beifall gespendet wurde. Eliason's Compositionen, welche er vortrug, sind brillante und auf die heutigen Anforderungen an Virtuosität berechnete Konzertstücke, auf welche Göthe's Worte anzuwenden sind:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Für einen gewiß sehr großen Theil des Auditoriums war die Ouvertüre zur Semiramide, von K. Czerny arrangirt, eine imponirende Erscheinung und hier hatte es der Konzertgeber en gros betrieben. Als seine 16 Pianisten aufmarschirten, als die Donner der 8 Pianoforte's losbrachen, als Kapellmeister Guhr von erhabenem Standpunkt herab den Tactirstab schwang, als die vollstimmigen Accorde dahin brausten, da war Alles voll Staunen. Das Außergewöhnliche, sey es auch nur etwas Aeußerliches, macht Glück und alles Massenhafte hat immer für die Massen etwas Imponirendes. Dem großen Publikum muß man schon etwas zu Gefallen thun; es will überrascht seyn und nimmt es dabei nicht so strenge.

Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.

Dies Konzert, auch von den höheren Ständen der Gesellschaft zahlreich besucht, verdient ein glänzendes, reichhaltig und in allen Theilen sorgfältig ausgeführtes genannt zu werden und hat für fernere den Kredit der Künstlerfirma Eliason erneuert befestigt.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Nov.

Während meiner Anwesenheit zu Hamburg im vorigen Monat erfuhr ich von Hrn. Undehagen, dem Verweser des großh. Consulats daselbst, zwei Tage vorher hätten einige hessische Auswanderer darum, weil sie gegen ihren Contract die Kosten des 10tägigen Wartens in Hamburg bezahlen sollten, seine Hülfe ansprechen wollen; sie hätten ihn nicht zu Haus gefunden und Tags darauf wiederkommen wollen, wären aber nicht mehr erschienen. Wir suchten nun diese Auswanderer auf dem zur Abfahrt nach Neuyork gerüsteten Schiff im Hafen auf; sie erzählten uns Folgendes: Sie seyen, 17 Köpfe stark (worunter 3 verheirathete Männer und 1 Bursche), sämmtlich aus Kleinwelzheim (bei Seligenstadt) und die Gemeinde habe ihnen zur Auswanderung geholfen. In ihrem Schiffscontract stehe, daß sie in Hamburg ohne allen Aufenthalt weiter reisen sollten; dennoch hätten sie zu Hamburg in der Stadt zehn Tage lang warten müssen, und die Kosten dafür wegen Quartier und Verköstigung zahlen sollen. Bei ihrer Abreise aus dem Großherzogthum hätte man ihnen den Schiffscontract nicht mitgegeben, sondern der Bürgermeister hätte ihnen gesagt, es sey besser, wenn der Agent den Contract nach Hamburg schicke. Derselbe sey aber immer noch nicht dagewesen; darum hätte man ihnen jene Kosten abgefordert, und deshalb hätten sie bei dem Consul Hülfe suchen wollen. Sie hätten jedoch nicht nöthig gehabt, nochmals zu diesem zu gehen, indem an demselben Tage der Schiffscontract endlich angekommen wäre und man nunmehr nicht weiter Kost und Logis für die 10 Tage von ihnen bezahlt verlangt habe. — Da ich keinen Grund habe, an der Wahrhaftigkeit dieser meiner Landsleute, welche Hr. Undehagen und ich umständlich befragten, zu zweifeln, so lasse ich Dieses drucken, um Diejenigen, welche auswandern wollen, zu warnen, daß sie das Großherzogthum durchaus nicht verlassen, ohne selbst ihren Schiffscontract in Händen zu haben, was ihnen nicht verweigert werden darf und was sie vor manchen Unannehmlichkeiten schützen kann, wie die obige Erzählung zeigt. — Uebrigens waren meine erwähnten Landsleute aus Kleinwelzheim fast ohne Ausnahme munter und guten Muthes, und sie hatten weit besseren Raum, als ich in einem anderen Auswandererschiff fand, das nach Texas bestimmt war. Geheimer Staatsrath Jaup.

Vom Main, 15. Nov.

Der Prospectus zu dem mit Beginn des nächsten Jahres unter der Redaction des Justizraths Karl Buchner dahier erscheinenden „Rheinischen Volksblattes" ist bereits ausgegeben. Dies Blatt soll dem im Großherzogthum Hessen schon oft gefühlten Bedürfnisse abhelfen, ein unabhängiges Organ, zumal in der Hauptstadt des Landes, zu besitzen. Die Redaction, welche den Plan ihrer Zeitschrift eben so aufrichtig dem großh. Ministerium des Innern und der Justiz vorgelegt hat, als sie ihn jetzt in Obigem zur Kenntniß des größeren Publikums bringt, „hofft durch das wirkliche Erscheinen der Zeitschrift den Beweis liefern zu können, daß in den Schranken, welche sie sich selbst und überzeugungsmäßig zog, ein freies, offenes, dem Fortschritte entschieden huldigendes Wort im Großherzogthum Hessen möglich sey." — Es heißt noch in dem Prospect u. A.: „Das Rheinische Volksblatt wird den Boden des constitutionellen Verfassungsrechts (des Repräsentativ-Systems) unter keinen Umständen verlassen; indem es einer vernünftigen und gesunden Zeitentwickelung mit Aufrichtigkeit sich widmet, wird es zugleich gerne dem Gesetze geben, was des Gesetzes ist; Anspruch machend, eine Sache zu bezeichnen, wie sie ihm überzeugungsmäßig erscheint, wird es sich doch zugleich ernstlichst angelegen seyn lassen, dies mit Anstand und Mäßigung zu thun; hauptsächlich nach Wahrheit strebend, drückt es jetzt schon seine Absicht aus, keiner die Thatsachen berichtigenden und nicht allzu ausgedehnten Antwort seine Spalten zu verschließen. Das Rheinische Volksblatt wird es sich angelegen seyn lassen, zu heilen. Eine Prüfung der Wunden wird freilich der Heilung vorausgehen müssen. Verständigung anzubahnen, Einsicht zu mehren, nicht blos Licht, sondern auch Wärme zu verbreiten, soll die Aufgabe des Rheinischen Volksblatts seyn. Allerdings wird es dabei bestimmte Grundsätze befolgen; es wird sich selbstständig halten; es wird sich bestreben, einen Charakter zu haben und zu zeigen; aber könnte es auch anders der hohen Bedeutung genügen, welche der Presse überhaupt und insbesondere der Presse unserer Tage geworden ist?" — Wer Karl Buchner's offenen Charakter, seine ächt deutsche, constitutionelle Gesinnung, sein unablässiges Streben für Recht und Wahrheit kennt, der darf auch erwarten, daß das Rheinische Volksblatt in die Reihe derjenigen Blätter tritt, deren wir leider in unserem gepriesenen Vaterlande keinen Ueberfluß haben! H.

Palindrom.

Ich bekleide Thal und Höhen,
Bin den Hirten wohl bekannt;
Mich kannst du im Haine sehen,
An des Baches Uferrand.
Hast du rückwärts mich genommen
So bin ich ein düst'res Haus;
Wer als Wohnung mich genommen,
Trat wohl selten nur heraus.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Nov. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 4 Acten, von Dr. L. Raupach.

Mittwoch, 24. Nov. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 325. Donnerstag, den 25. November 1847.

Auf der Feldwacht.

Soldatenmährchen, erzählt in einer stillen Sommernacht.

(Fortsetzung.)

„Alle Wetter," sagt der Matthis: „das Gespenst marschirt auf."

Richtig errathen. Da kam's daher geritten auf einem fürchtig großen Hahn mit rothen, schwarzen und gelben Federn, und trabte das höllische Stück Vieh mit seinen zwei Beinen gleich einem beschlagenen Vierfüßer. Kamm und Bart des Hahns waren aus knisternder Gluth blutroth funkelnd gemacht, und wenn der Hahn krähte, so gingen ihm Flammen wie Schlangen aus dem Schnabel. — Dem Matthis versetzte der Spuk den Athem, so daß er schier das verwarnende „Werda!" nicht hervorbringen konnte.

Als ein tapferer Kerl schrie er jedoch, was Zeug hielt: „Halt! Wer da! Wer da, sag' ich, Wer da, oder ich schieße!"

Vor ihm stand jetzt das Gespenst, so heiß, daß ihm bei einem Haar die Montur angebrannt wäre. Der Marschall Hahnreiter schaute seinen Mann steif an und machte Halt. Das Gesicht des Alten war wie von Porzellan, seine Nase erschrecklich lang und krumm, darunter ein langer wehender eisgrauer Schnauzbart. Ueber seinem gottsträflichen Buckel trug er ein gelbes Röcklein mit rothsammetnen großen Aufschlägen, eben solche Hosen an den Beinen und teufelrabenkohlschwarze Feuereimer. Auf dem Kopf einen Dreispitz mit dem französischen Trikolor; um den Hals eine rothe Binde, zum Zeichen, daß er zu seinen Lebzeiten geköpft worden. Ein wüster Gesell, und sagte um's Sterben kein Wort. Auch der Hahn sagte nichts mehr.

Der Matthis, nicht faul, schießt den Marschall vor den Kopf. Wunderlicherweise geht der Schuß wie eine Rakete zum Mond hinauf und macht weiter keinen Knall. Der Matthis, nicht faul, greift in die Patrontasche, will ohne weiteres wieder laden. Da lacht der Hahnreiter und der Hahn, und Ersterer sagt ganz fidel: „Lassen steck'. Deine Kartusch mir nix thun. Weil Du aber ein bon bougre, will ich Dir antwort'."

Weil der Matthis jetzo hört, daß er mit einem vernünftigen Gespenst zu thun hat, so lebt er wieder auf und wiederholt: „Wer da!" — „Bon ami." — „Feldgeschrei?" — „Wilhelm." — „Parole?" — „Otfeblotze. — „Ah! Passirt."

„Bravo, sentinelle! Sie versteh Ihr Métier!" rief das Gespenst, salutirte höflich mit dem Dreispitz und ritt weiter um die Bastion und den Hexenthurm herum. — „Wie hat nur der alte Franzos unser Feldgeschrei und Parole errathen?" fragte sich der lange Matthis, wie aus einem Traum erwachend: „Item, da er die Wörter wußte, hab' ich ihn wohl gehen lassen müssen. Zudem ist mein Genick noch ganz, und mit einem Gespenst nicht so bös umzugehen, als ich dachte. Auch weiß ich nicht, warum ich mir einbilde, der alte Gelbrock werde mir Glück bringen?"

Paff! stand der Marschall Hahnreiter wiederum vor der Schildwache, die ihm jetzt die Honneurs machte, wie sie einem General zukommen, der so lange schon in der Anciennetät keinen andern mehr vor sich hat.

Der Schnitzbuckel greift wieder an seinen Dreispitz, — höflich sind die Franzosen alle, selbst die todten Gespenster, das muß man sagen. Dabei aber redet er den Matthis an: „Hacktung! G'wehr bei die Fuß! Haufgepaßt! Wie eißen Du?" u. s. w.

„Der lange Matthis, fünf und zwanzig Jahr alt, meiner Profession ein Bürstenbinder, jetzo Gemeiner bei der ersten Kompagnie des zweiten Bataillons vom dritten Regiment."

„Kut; Du freuen mich, bist brave Soldat und kein faule Musikkenner," sagt das Gespenst und schnupft dabei Tabak. Das Kompliment stach dem Matthis pitzlicher in die Nase, als dem todten General die Prise, die er genommen.

„Was geht mich die Musik an?" fragt der Matthis trutzig, denn ihm war auf ein Mal wieder der Musikant eingefallen, der ihm seinen Schatz vor dem Schnabel weggeblasen.

Jetzo lacht aber wiederum der Marschall mit seinem Hahn hellauf, daß es ein Wunder war, wie nicht die ganze Stadt es gehört hat, und sagt: „Was Musique? Müssich . . . Müssichgänger . . . der nichts thun thut . . . will ich sag'."

Jetzo war das Lachen an Matthis, und der Franzos lachte immer noch mit, wie sie gern thun, wenn sie merken, daß sie einen Bock geschossen, und Matthis mußte mit ihm schnupfen, und es war vom feinsten Pariser, der dem Soldaten den Kopf und die Zunge leicht machte, und während des Hin- und Herredens hatte Matthis bald seinem neuen Freund und Gönner seine ganze Geschichte erzählt, und zwar nicht wenig ebenfalls von dem gewissen Sälmele.

So zuckt der Marschall Hahnreiter Achsel und Buckel in die Höhe und antwortet: „Fichtre! Dir muß geholfen seyn. Mamsells seyn viel auf der Welt. Weißt Du was, Steige herauf auf mein' rechte Fußspitz, und nur Kurasche nit verloren!"

Sogleich duckte sich der Hahn zur Erde, daß Matthis bequem zu des Marschalls rechtem Fuß in den Steigbügel treten konnte. „Hm," dachte der Matthis bei sich selber, „wenn er mich auch durch die Lüfte davonführt und in die Hölle etwa, so werd' ich's doch daselbst als sein guter Freund nicht so schlecht haben."

Sapperlot! es hatte wohl den Anschein, als solli' es durch alle Lüfte davon gehen! Der Hahn — kaum stand Matthis im Bügel — erhob sich riesengroß, spreitete die Flügel aus und mit einem Satz trug er seine Reiter vor ein großes Haus, das innerhalb der Festung, dem Hexenthurm gegenüber, gelegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Schweiz.

(Schluß.)

Das kleine Genf, eine große Erinnerungen weckende Schöpfung der Reformation, ging seither einen gemäßigt fortschreitenden Gang; zuletzt aber zeigte sich sein Staatsrath durch den von ihm gegebenen Entwurf hinsichtlich des Separatbündnisses der sieben ultramontanen Stände entschieden reactionär, und zog sich dadurch den Unwillen der ganzen liberalen Schweiz in hohem Grade zu, welcher sich auch bald unter den Bürgern von Genf selbst in einem Aufstande und dem Umsturze der bestehenden Regierung Luft machte. Leider wurde der Sieg des liberalen, oder vielmehr radicalen Prinzipes durch das Blut vieler Staatsbürger erkauft. Als im Jahre 1844 der Bischof von Freiburg und Genf dem Kantone einen mißfälligen Mann zu seinem ersten katholischen Geistlichen aufdringen wollte, ließ es denselben über die Gränze bringen und beharrte auch in seiner Abweisung, obgleich Turin und Freiburg deßhalb in Notenwechsel mit der Regierung traten. Auffallend ist es, daß diese Republik, die einst vorzugsweise ein Herd des protestantischen Lichtes gewesen ist, sich so sehr gegen den christlichen Rationalismus sträubt, während dagegen der Pietismus durch die methodistischen Zusammenkünfte der Momiers stark repräsentirt wird. Im Jahre 1841 mußte ein Professor zu Genf, um seine Absetzung zu verhüten, dem Ministerium die Erklärung abgeben, er werfe die Anschuldigung des Rationalismus für seinen Lehrvortrag und des Rationalisten für seine Person zurück. Damit gab sich das Ministerium zufrieden, wie es ausdrücklich meinte, „weil der genannte Professor nicht die Absicht gehabt habe, den Glauben an die Wunder, die Grundlage der geoffenbarten Religion, anzutasten." Schroff stehen sich hier die durch das Consistorium und die vénérable compagnie repräsentirte Staatskirche und die auf methodistischer Grundlage aufgerichtete evangelische Gesellschaft entgegen.

Die andere Hälfte der protestantischen Kantone, nämlich Zürich, Basel, Schaffhausen, Glarus, Waadt und Neuenburg, ist viel weniger gemischt als die früheren; unter einer Bevölkerung von mehr als 600,000 haben sie alle zusammen nur etwa 15,000 katholische Staatsbürger. Der reichste, mächtigste und bevölkertste unter ihnen, der Vorort Zürich, war in der letzteren Zeit, wenn er auch in einzelnen Maßregeln seinen protestantisch liberalen Standpunkt bewiesen, doch in stetem Schwanken begriffen. Der 6. Sept. 1839, wo die frühere Regierung ans Ruder trat, war ein schlimmer Tag für den Kanton. Eine dem ganzen Volksbewußtseyn entgegengesetzte Richtung wurde nun befolgt; das Schulwesen, namentlich das Schullehrerseminar, zerfiel, und endlich schien durch das Benehmen Zürichs bei dem Jesuitensiege in Luzern alle Ehre und Würde des Kantons zu Grabe gegangen zu seyn. Darüber allgemeiner Groll bei dem protestantischen Volke. Die Wahlen des Jahres 1846 kamen, und der 3. Mai sah die liberale Partei Zürichs wieder völlig über ihre Gegner siegen. Jetzt hoffte man allgemein, daß Zürich in den Angelegenheiten der Eidgenossenschaft, namentlich in der Jesuitenfrage, eine seiner würdige Sprache führen und eine entsprechende Handlungsweise befolgen werde. Die veränderte Stellung des Kantons gab sich kund in der Rede, wodurch der Bürgermeister Dr. Zehnder am 22. Mai 1846 den großen Rath eröffnete. „Zerrissen in ihrem Inneren", sagte er hierin, „getheilt in zwei feindliche Parteien, stehet die Eidgenossenschaft da. Der Geist der Reaction, der sich während des vorigen Jahrzehntes zurückgezogen hatte in die engen Thäler einiger wenigen Kantone, deren Bevölkerung weit zurückgeblieben hinter dem Culturzustande des gegenwärtigen Jahrhunderts, hat seine Herrschaft wieder über einen großen Theil der Schweiz geltend gemacht und ist unablässig bemüht, sie immer noch weiter auszudehnen. Unter derselben Fahne, unter der er seine Eroberungen begonnen hat, setzt er dieselben fort, die Religion überall sich zum Feldgeschrei wählend. Darum mußte der Kampf der beiden großen Parteien der Schweiz, äußerlich wenigstens, eine confessionelle Bedeutung erhalten, und er wird diese Bedeutung immer mehr gewinnen, da die eine der streitenden Parteien sich einer Macht in die Arme geworfen, deren Lebensprinzip ein ewiger Kampf mit allen Gegnern Roms und mit allen Freunden fortschreitender Bildung ist. In diesem Kampfe kann die Stellung Zürichs nicht ohne Bedeutung seyn. Diese ihre Bedeutung wird sich aber nur dann zum Heile des Landes geltend machen, wenn sie eine wahre, naturgemäße ist. Die naturgemäße Stelle Zürichs aber kann, mit Rücksicht auf seine Geschichte, das Wesen seiner inneren Verhältnisse, den Standpunkt seiner Cultur, den kirchlichen Glauben seiner Bevölkerung, nur auf der Seite des Fortschrittes, der freieren Entwickelung aller staatlichen, bürgerlichen und geselligen Verhältnisse seyn. Daß Zürich eine Zeit lang diese Stellung verließ, das hat der Schweiz tiefe Wunden geschlagen. Daß es aber nun diese Stellung von neuem wieder einnehme und festhalte, das soll die Sorge des neuen großen Rathes seyn. Die Völkerschaften und Regierungen der Schweiz, welche der Regeneration treu geblieben sind, welche der Reaction und jener dunklen Macht, die sie antreibt, sich nicht in die Arme geworfen haben, sollen an Zürich wieder einen treuen Freund und Bundesgenossen haben."

Basel und Schaffhausen, ersteres namentlich seiner Landschaft nach, sind eifrige Vertreter des Fortschrittes; doch ist Basel durch den Zwiespalt zwischen seinen beiden, sich einander widerstrebenden Bestandtheilen vielfach gehemmt, indem Stadt und Landschaft auf den Tagsatzungen im entgegengesetzten Sinne stimmen. Auf eine vorübergehende Zeit wurde auch das altprotestantische Schaffhausen durch die katholicisirende Richtung Hurters, welcher endlich auch der Uebertritt desselben zum katholischen Glauben folgte, in confessionelle Gährung gesetzt.

Glarus, den Urkantonen benachbart, sah zwar noch im Jahre 1782 eine Hexe verbrennen, ist aber jetzt ein fast durchgängig gebildetes, industrielles Ländchen, streng liberal und demokratisch. Auch hier wollten im Jahre 1837 die nur ein Neuntheil der Bevölkerung bildenden Katholiken die neue Verfassung nicht annehmen; namentlich weigerten sich die Geistlichen, den Artikel zu beschwören, worin sie zur Anzeige von Beichtgeheimnissen verpflichtet werden, wenn die Ausführung oder die Folgen eines Verbrechens dadurch verhütet werden könnten. Allerdings befanden sie sich in einer schlimmen Lage, da auf der einen Seite der Staat an sie jene Forderung zu richten berechtigt war, auf der anderen Seite aber der Kirche ein jedes Brechen des Beichtsiegels als ein Treubruch erscheinen mußte. Wieder einer der Fälle, der beweist, daß ein gut organisirter Staat die ganze Durchführung der Grundsätze der römisch-katholischen Kirche nicht in seinem Gebiete dulden kann.

In dem Kanton Waadt, dem bevölkertsten nächst Bern und Zürich, hat die Jesuitenfrage eben so wie in diesen beiden zu einem Umsturze der Regierung geführt und die Radicalen zur Herrschaft gebracht. Hier sind Conflicte zwischen Katholiken und Protestanten wegen der geringen Anzahl der ersteren fast unmöglich; dagegen hat die Regierung desto mehr mit Orthodoxen und Pietisten aus der eigenen Kirche zu kämpfen. Im Jahre 1840 schritt man zur Aufhebung der symbolischen Bücher. 9800 Bürger erklärten sich für, 8700 gegen dieselbe. Der große Rath entschied mit 84 gegen 45 Stimmen für die Abschaffung. Schon damals zeigte sich eine mächtige Gährung unter der waadtländischen Geistlichkeit; man warf dem Staate vor, er wolle die Landeskirche völlig unterjochen. Diese unstatthafte Vermischung von Staat und Kirche, wie sie sich dort mehr als sonst irgendwo findet, hat bekanntlich in der neuesten Zeit für die Ruhe des Kantons schlimme Früchte getragen. Die Unterwerfung der Kirche unter den Staat rächt sich fast immer, wenn auch spät, auf eine den

Digitized by Google

Interessen des Staates selbst nachtheilige Weise. Und diese Unterwerfung findet in der freien Schweiz mehr, als man nur denken sollte, statt, und namentlich ist in der deutschen Schweiz das ursprüngliche republikanische Element in der reformirten Kirchenverfassung fast ganz unterdrückt. Die liberale Regierung von Waadt verbot die Mitwirkung der Geistlichen bei außerkirchlichen Zusammenkünften, den Betstunden (oratoires), freilich ein harter, aber nothwendiger Schritt gegen das Recht der freien Versammlung; auch fühlte die republikanische Regierung selbst diese Härte und bewilligte jene Zusammenkünfte, im Fall sie in die Formen der kirchlichen Ordnung gebracht würden. Die Zeit zur Rache für die pietistische Geistlichkeit kam bald. Als die neue radicale Regierung verlangte, daß die von ihr entworfene Verfassung nach herkömmlicher Weise von den Kanzeln verlesen werden sollte, weigerten sich viele Geistliche, weil die Vorlesung einer rein politischen Acte nicht in die Kirche gehöre. Darauf Bestrafung der widerspenstigen Geistlichen durch den Staatsrath. Da stellte die Geistlichkeit die Sache als Prinzipienfrage hin: Kann die weltliche Macht Geistlichen als solchen Dienstverhaltungsmaßregeln geben? Kann sie dieselben bestrafen, wenn sie jenen nicht nachkommen? Eine Frage, die nur gestellt werden kann, wenn die Kirche auf eine ganz falsche Weise zu einem Institute des Staates geworden ist. Fast drei Viertel der ganzen Kantonsgeistlichkeit reichte darauf seine Demission ein und macht nun Anstalten, eine neue, selbstständige Kirche gegenüber der Staatskirche zu errichten. Ein Schisma, das dem in der Schweiz so mächtigen Jesuitismus nur angenehm seyn kann.

Das kleine Neuenburg, zugleich eidgenössischer Freistaat und preußisches Fürstenthum, in der schweizerischen Politik von weniger Bedeutung, hilft mit seinen 55,000 Reformirten die Masse der protestantischen Bevölkerung der Schweiz vermehren.

Dr. Johann Friedrich Dieffenbach.

(Schluß.)

Die bildende und ersetzende Wundarzneikunst, obschon zu einer früheren Epoche nicht ohne Erfolg geübt, hatte bei der ferneren Entwickelung der medizinischen Studien nicht durchgängig die Pflege gefunden, welche sie ihrer wichtigen Bestimmung nach so sehr zu verdienen schien. Dieffenbach widmete sich derselben mit einer Hingebung und Beharrlichkeit, die ihm die schönsten Erfolge zu verheißen schien. Wer hat nicht wohl schon von seiner Methode, künstliche Nasen, Lippen, Wangen, Augenlider und andere Theile zu bilden, gehört, und wem ist es unbekannt geblieben, daß diese seine Leistungen sich durch die Erfahrung trefflich bewährt haben? Eben so hat er bei der chirurgischen Behandlung mancher Mißbildungen am menschlichen Körper, z. B. bei der Trennung der angeborenen Verwachsung der Finger, der Heilung der Klumpfüße, des schiefen Halses ꝛc. von seinem operativen Talent die schönsten Proben abgelegt. Sein Name ist in die Geschichte der neueren Chirurgie zu tief verflochten, als daß seine mit so großem Eifer begonnenen und fortgesetzten wissenschaftlichen Forschungen und Versuche, insoferne sie sich in der Praxis als nützlich bewährt haben (und welche waren es nicht?), in den Annalen der Medizin je verkannt und nicht ihrem wahren Werthe nach gewürdiget werden sollten. Schon durch seine einfache Heilung des Schielens hat er der leidenden Menschheit unendlich viel genützt, und wer im Leben gerne einen geraden Blick liebt, und wem die parteiische Natur dieses edle Gut schon in der Wiege versagt hat, der kann es jetzt durch eine einfache, gefahrlose Operation leicht erlangen. Kurz, in der Herstellung und Verbesserung des Aeußeren des Menschen (und Jedermann weiß, was heutzutage ein empfehlendes Aeußere in der Welt werth ist!) hat Dieffenbach außerordentlich viel geleistet, und wer zufällig keine Kunde davon haben sollte, von dem können wir unmöglich annehmen, daß er je in Zeitungen oder gelehrte Zeitschriften nur einen Blick gethan hat. — Eine zweite Reise machte D. nach Paris im J. 1836, und hatte bei seinem Aufenthalte daselbst die Befriedigung, in den wissenschaftlichen Kreisen von den ersten Notabilitäten die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Gewohnt, seinen Beruf und seine Studien nie aus den Augen zu lassen, fand er auch dort manchen interessanten Stoff zu wissenschaftlicher Bearbeitung, welcher er sich später unterzog, indem er seine diesfälligen Bemerkungen in Casper's „Wochenschrift" niederlegte. Diese seine Gelegenheitsaufsätze werden zu seinen besten schriftstellerischen Arbeiten gezählt. — Daß er deren viele hinterlassen hat, ist aus dem folgenden Ueberblick zu ersehen. Er schrieb: 1) die Transfusion des Blutes und die Einspritzung der Arzneien in die Adern (eine Fortsetzung des im Jahr 1802 erschienenen Werkes von Paul Scheel), Berlin 1827; 2) über den organischen Ersatz. Berlin 1831; 3) Anleitung zur Krankenwartung, Berlin 1832; 4) physiologisch-chirurgische Beobachtungen bei Cholera-Kranken. Eine vom königlich französischen Institut gekrönte Preisschrift. 2te vermehrte Auflage. Güstrow 1834; 5) chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden. Berlin 1834; 6) Vorträge in der chirurgischen Klinik der königl. Charité zu Berlin, herausgegeben von C. Th. Meier. Berlin 1840; 7) Beiträge zu dem 6ten Bd. von Burdach's Physiologie als Erfahrungswissenschaft, 1840; 8) über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln. Mit 20 lithogr. Tafeln. Berlin 1841; 9) die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation. Ein Sendschreiben an das Institut von Frankreich. Mit 4 lithogr. Tafeln. Berl. 1841; 10) über das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation. Mit 13 Tafeln. Berl. 1842; 11) die operative Chirurgie, wovon der 1. Bd. in den Jahren 1844 und 1845 bei Brockhaus zu Leipzig herausgekommen, der zweite Band aber ebendaselbst in dem gegenwärtigen Jahre zu erscheinen begonnen hat.

Bei seiner großen wissenschaftlichen und operativen Thätigkeit, die ihm in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen weitverbreiteten Ruf in dem gebildeten Europa verschaffte, fehlte es ihm nicht an äußeren Ehren und Auszeichnungen, welche ihm von Fürsten, von gelehrten Gesellschaften und Fakultäten reichlich zu Theil wurden. Auf seiner schon erwähnten Reise nach Paris im Jahre 1836, auf welcher er unter andern auch Darmstadt berührte, um seine dasigen Verwandten zu begrüßen, erntete er in reichem Maße jene äußere Anerkennung des Talents, welche selbst dem bescheidenen Manne eine wohlthuende Aufmunterung zu fernerer beharrlicher Thätigkeit ist. — Nicht alle Männer von großem Verdienst waren so glücklich, die Früchte ihres genialen Strebens so unverkümmert zu genießen, als der Verewigte, dem diese Zeilen gewidmet sind. Für Colombo, den Entdecker Amerikas, hatte man nur Ketten, für Camoens, den unsterblichen Sänger der Luisiade, eine elende Lagerstätte in einem Spital zu Lissabon, wo er arm und verlassen starb, für Galilei, den Entdecker wichtiger Naturgesetze, einen Inquisitionskerker zu Rom, für Jordan Bruno einen Scheiterhaufen und für die genievollsten Schriftsteller Frankreichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Henkers Hand angeschürte Flammen, in welche, nach Parlamentsschluß, ihre Werke geworfen und verbrannt wurden. Und alles Dies geschah unter der beliebten Formel „von Rechtswegen", wie heutzutage unter ihrer Anwendung noch so Vieles geschieht, was die kommenden, in der Sphäre der geistigen Anschauung wie in der einer schöneren Wirklichkeit sich freier bewegenden Geschlechter schwer werden begreifen können.

Die Hand, welche noch vor kurzem rastlos thätig war, ruht nun schon seit einigen Tagen im Grabe, und das beseelende Pein-

Digitized by Google

zip, welches sie leitete, ist für immer entflohen. Der Tod lichtet freilich täglich die Reihen der Menschheit, um den kommenden Geschlechtern Platz zu machen; aber wenn ein Genius wie der hier in flüchtigen Umrissen gezeichnete der Welt entrückt wird, dann darf man wohl mit Recht klagen über die Kürze des menschlichen Lebens und über jene unbegreifliche Härte des Schicksals, welches, in seinem unbegreiflichen Walten, öfter den ausgezeichnetsten Männern nur eine kurze Wirksamkeit zugedacht hat. — In seinem Privatleben entfaltete Dieffenbach Eigenschaften, die eines gebildeten humanen Mannes würdig waren. Wissenschaftliche Bestrebungen von Seiten der studirenden Jugend verstand er zu würdigen und gehörig aufzumuntern. Mehrere seiner nahen Verwandten aus dem Großherzogthum Hessen haben unter seiner Leitung einen medizinischen Cursus zu Berlin gemacht. Zwei davon fanden später ihre Bestimmung in fremden Welttheilen (Neuseeland und Java), und kehrten nach Jahren von dort wieder nach Europa zurück; der Dritte, weniger einem centrifugalen Streben zugethan, blieb im Vaterlande und erhielt daselbst in der Hauptstadt einen seinen Kenntnissen entsprechenden Wirkungskreis als ausübender Arzt, in welchem er schon seit mehreren Jahren thätig ist.

Von dem Eindrucke der Gefühle des Augenblicks geleitet, habe ich von meinem Standpunkte als Lai in der Medizin den Verewigten zu schildern versucht. Möge einer kundigeren Feder der Abriß seines Lebens für die Wissenschaft vorbehalten bleiben.

Darmstadt, 16. Nov. 1847. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Literatur.

Gedichte von Hermann Scharff von Scharffenstein. Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Die schönen und bekannten Worte Uhland's: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald!“ sind wahrlich in unserem deutschen Vaterlande nicht unbeachtet geblieben und vieltausendstimmig ist der Chor jener jungen Dichter, die dem Drange ihres Herzens folgen und Lenz und Liebe, Vaterhaus und Wanderschaft, Mond und Sterne, Treue bis zum Tod, Sehnsucht und Erbangen, Jugendlust und Sängerglück, Schmerz und Trennung, und was der schönen Dinge mehr sind, besingen. In subjectiver Beziehung sind diese Lieder und Klänge zu ehren, da sie die Ergüsse jugendlicher Begeisterung für das Schöne und Gute und zugleich die Bekundungen eines frischen Gemüthslebens sind; — in objectiver Hinsicht erhebt sich nur der kleinste Theil derselben bis zu jener Höhe, die man zu bewundern, bis zu jener Weihe, die man zu verehren hat. Gedichte sind Perlen; die großen und ächten stehen hoch im Preise, die kleinen und unächten sind billig zu haben. In wiefern die vor uns liegenden Poesieen beide Richtungen und Maßstäbe vereinigen, wollen wir nicht entscheiden, sondern es dem sinnigen Leser überlassen, welcher jedenfalls in ihnen manches duftige Blümchen finden und manchen trauten Klang vernehmen wird. Die Gedichte zerfallen in Sonnette, Terzinen, Romanzen und Balladen, vermischte Gedichte, Uebersetzungen und Fragmente und einige Mittheilungen aus denselben werden am besten geeignet seyn, die genannte Sammlung auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 17. Nov.

Im August d. J. kehrte der Hr. Graf Karl von Schlitz, nach einer dreijährigen Abwesenheit, von seiner wissenschaftlichen Reise um die Welt wieder in seine Standesherrschaft Schlitz zurück, nachdem er Nord- und Süd-Amerika bereist, sodann China und Ostindien besucht, auf einer der Inseln des indischen Archipelagus (Java) einen längeren Aufenthalt genommen, und bei der Rückkehr nach Europa unter andern auch die in naturhistorischer Hinsicht so interessante Insel Ceylon, wo einst der Beherrscher des untergegangenen Reichs von Candy in östlicher Pracht thronte, berührt hatte. Seinem anfänglichen Vorsatze getreu, hat der Hr. Graf auf seiner großen Reise weder Mühe, noch Kosten gescheut, um den Zweck seiner Excursionen in die Länder der heißen und gemäßigten Zone so vollständig als möglich zu erreichen. Die Naturkunde in ihren drei Hauptrichtungen soll ihn eben so sehr beschäftigt haben, als die Beobachtung der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche der wilden und zahmen Völker, welche er in den unterschiedlichen Klimaten näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sowohl in jener, als in dieser Beziehung ist durch den unermüdlichen Sammlerfleiß des wißbegierigen jungen Reisenden eine große, interessante Sammlung zu Stande gekommen, welche über Natur und Kunst, über Kultur und geselliges Leben der bereisten Länder durch den Anblick ihrer Erzeugnisse die lehrreichsten Aufschlüsse gibt. Während seines Aufenthaltes in China hat der junge Graf keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, welche ihm verstattete, die Schätze seiner interessanten Sammlung in zweckmäßiger Weise zu vermehren. Die Kleidertrachten der Chinesen, die vornehmsten Erzeugnisse ihrer Industrie, als Porzellan, Glas, Malereien, musikalische Instrumente ꝛc., sollen einen sehr belehrenden Ueberblick gewähren. Auch das chinesische Allarm-Instrument Tamtam, wovon schon vor 25 Jahren ein Exemplar auf dem schönen gräflichen Landsitz Richthof war, befindet sich in mehrfacher Zahl unter den Industrie- und Kunst-Gegenständen aus dem gepriesenen himmlischen Reich, wo die Menschen unter dem Zwange der lästigsten Etikette leben, obschon sie in ihrer Art eine beachtenswerthe Stufe der Kultur erreicht haben. Die von dem Hrn. Grafen mitgebrachten Mandarinen-Anzüge mit einem reichen Stoffaufwande (zu dem Kopfbunde allein sollen fünfzehn und mehr Ellen gehören), die mannichfaltigen Requisiten der chinesischen Damen-Toilette, selbst die netten Schühchen der trippelnden, mehr sitzenden als stehenden chinesischen Damen nicht ausgenommen, und noch so vieles Andere gewähren dem Beschauer einen überaus belehrenden und zum Theil auch belustigenden Anblick, weil der bekannte Kleinigkeitsgeist der Chinesen in seiner äußeren Erscheinung in den Gebieten der Kunst und der Industrie nur zu klar sich darin abspiegelt. Eben so beweisen die ausgestellten chinesischen Damenschuhe, welch' einen großen Werth die jungen Schönheiten des himmlischen Reichs auf einen möglichst kleinen Fuß legen. Uebrigens scheint die interessante Sammlung noch nicht geschlossen zu seyn, da, wie man hört, erst vor einiger Zeit eine neue belangreiche Sammlung aus dem Orient zu Schlitz angekommen.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 324.

Gras. Sarg.

(Frankfurt, im Nov.) Freitag den 26. Nov.: Erste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner im „Holländischen Hof.“ Programm: 1) Quartett aus B dur von Haydn, 2) Quartett aus E moll von Mendelssohn, 3) Quartett aus A dur von Beethoven. Billets zu fl. 4. für vier Abende und zu fl. 1. 45 kr. für einen Abend sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Geographischer Verein.

Mittwoch den 24. November, 6 — 7 Uhr. Einleitung: Urgeschichte der Slaven. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Nov. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 326. Freitag, den 26. November 1847.

Auf der Feldwacht.

Soldatenmährchen, erzählt in einer stillen Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Das Haus war ein Gefängniß für vornehme Herrschaften, mit denen der König nicht zufrieden war, und zu jener Zeit saß darinnen eine Dame, von deren Schönheit und Reichthum in allen Wachstuben geredet wurde, obgleich man sie nur dann und wann hinter ihrem Fenstergitter sehen konnte. Es gab Offiziere, die, so von weitem, sterblich in sie verliebt waren; und manchem Soldaten, der ihr gefiel, hatte sie, wenn sie bei guter Laune war, einen Dukaten als Trinkgeld für nichts und wieder nichts auf die Straße hinabgeworfen. Sie war eine Prinzessin oder so Etwas, die ihrem Vater nicht hatte pariren, sondern auf eigene Faust hatte heirathen wollen, wie ein anderes gemeines Weibsbild auch. Darum eingesperrt in strengem Arrest.

Und wie der Hahn also vor ihrem Fenster stand und den rothen Kopf über die Attane hineinreckte, sagte der Buckelorum zum Matthis: „Da, schau' Sie in die Chambre und sag' Sie, ob Ihr das Mamsell kefallt?"

Matthis ließ sich's nicht zwei Mal kommandiren, und siehe da: vor ihrem Klavier saß die Prinzessin, schön wie ein Engel, und schlug allerlei Walzer und sang dazu mit einer lerchenklaren Stimme. Zum Fressen, sag' ich Euch. Und was dem Matthis noch mehr den Kopf verdrehte, als den Offizieren die Schönheit des hohen Frauenzimmers, war ihre absonderliche Aehnlichkeit mit der Salome von Mainz. Die Augen traten ihm ordentlich aus dem Gesichte heraus, und das Maul sperrte er auf vor eitel Bewunderung und Andacht.

So fragte ihn das Gespenst leise: „Eh bien, wie keht's?" — „Ha," macht der Matthis, „das wär' ein Traktament für einen armen Teufel, wie ich bin." — „Eh bien," sagt wieder das Gespenst, „die Mamsell is eine Person für Dich; sie ist verliebt von Dir." — „Oho!" — „Nix oho! aber per exemple, Du mussen sie befreien." — „Wie Das?"

Da zog aus seinem gelben Sack das Gespenst ein weißes Stück Wachs und sagte: „Da innen ist das Schloß von ihrer Thür abdruckt; laß Dir machen heimlich ein Schlüssel dazu und es wird kehen mit Dir, parole d'honneur; nit später als morgen Nacht um zwölf Uhr. Ik werde sorgen, parole d'honneur."

Der lange Matthis hatte kaum sein „Ja" genickt, so stand er wieder vor seinem Schilderhaus, und das Gespenst war fort, und just war's Ablösungszeit. — „Nichts Neues vorgefallen?" fragte der Postenführer, nachdem er sich sehr verwundert, den Matthis so wohlgemuth auf seinem Posten zu finden.

„Nichts," versetzte der Matthis; „an dem Gespenste ist kein wahres Wort." — Sobald er indessen allein seyn konnte, visitirte er seinen Sack, und darinnen war richtig das Stück Wachs, und der Stiefel, womit er im Hahnensteigbügel gestanden, war an der Sohle leicht verbrannt. Zeichen genug, daß er nicht geträumt und nicht einen Rausch und nicht ein Fieber gehabt. Lauter baare Wirklichkeit.

Er hatte bald einen Schlosser gefunden, der ihm den Schlüssel in ein paar Stunden zu liefern versprach. Die Holländer thun Alles um's Geld. So wie der Matthis den Schlüssel besaß — er hatte seinen Abend frei, — so begab er sich an's Geschäft, der Prinzessin seine Visit' und seinen Reverenz zu machen. Denn es war ihm die Lieb' als wie der vier und dreißiger Federweiß zu Kopf gestiegen *), und er war heillos in die Prinzessin geschossen, der Salome zum Verdruß, und dennoch der Salome zu lieb, weil gewissermaßen die Salome in der Prinzessin steckte, wie schon gesagt, von wegen der Aehnlichkeit mit der Salome.

Der Marschall Hahnreiter hatte Wort gehalten: der Schlüssel paßte; die Schildwache unter'm Thor schlief wie ein Brett; alle Zimmer waren offen, und aus dem allerletzten Kabinet kam die Prinzessin dem guten Matthis, mit lauter Demante und Brillanten besetzt, entgegen.

Als der Soldat sich verneigen wollte, machte die Prinzessin kurzen Prozeß. — „Halt! Front! Fix!" kommandirt sie, und nachdem sie den Matthis inspizirt von oben bis unten, und hat auch nicht ein Kamaschenknopf an dem sechsschühigen Kerl gefehlt, sagt sie: „Schöner Mann, das. Gefallt mir, der Mann. Darf mir die Hand küssen, der Mann. So; jetzt ruhig im Glied."

Letzteres fiel dem Matthis schwer nach dem Handkuß. Na, war das eine Hand! Laust mir doch selber, wenn ich d'ran denke, das Wasser im Munde zusammen. Und nun vollends dem Matthis, der die schöne, weiße, fette Hand küssen durfte! Das war ein anderer Braten, als der Salome zerstochene Finger, roppelichen Angedenkens!

Die Prinzessin fährt aber fort: „Keine Zeit verlieren! augenblicklich mit mir abmarschiren! sich gut aufführen und mich respektiren! nicht sich fürchten vor dem Desertiren! Will Alles schon bald bei'm König expligiren! Zum Baron oder zum Grafen avanciren, und etwa bei guter Conduite sich ein Mal mit mir kopuliren!"

Die Prinzessin war, wie leicht zu merken, kurz angebunden, aber sie hätte dem langen Matthis befehlen dürfen, die Sonne vom Himmel zu holen, er hätt's gewagt. Der Katechismus, der Fahneneid, das Mainzer-Heimweh, alles das zog nicht mehr, und eh' sich's Matthis selber recht versah, war er mit der Prinzessin über Stock und Stein und vor der Festung draußen auf einem Kreuzweg, wo ihre Kutsche mit sechs Pferden und Kutscher und Reitknechten sie erwarteten. Paff, war sie drinnen, und neben

*) Federweiß = neuer gährender Wein.

Digitized by Google

ihr der lange Matthis mit allerhand Sehnsucht und Verwunderung, wie man wohl begreift.

Wie sie dahinfahren auf der Landstraße — der bleiche Bäckergesell schaute wiederum vorwitzig aus seinem Fensterladen auf die Erde, die Luft war lau wie ein Seifenbad und die ganze Welt roch nach Lavendel und Gewürznägelein: — so faßt sich der lange Matthis ein Herz und hebt zärtlich an: „Tausendschönste Prinzessin, Dero liebwertheste Nachbarschaft und Schönheit thun mich so arg bezaubern, daß . . .“

Weiter brachte er's nicht; denn die Prinzessin fuhr ihm in die Parade: „Ruh geben, 's Maul halten!“ kommandirte sie, wiewohl noch ziemlich leutselig.

Matthis schwieg freilich, aber nach einer Weile ließ ihm die Verliebnuß nicht Fried', und er tappte nach der schönen, weißen, fetten Hand, wie vor Zeiten nach Salome's rußigen Fingern, und hob wieder an: „Tausendschönste Prinzessin, Dero liebwertheste . . .“

Weiter brachte er's abermals nicht. Diesmal aber setzte es eine Tachtel und hieß es: „Halt da! Was da? Streckt's Gewehr! Kuschen, oder . . .!“

Nun: Matthis kuschte. Seufzend dachte er: „Weibertachteln bringen nicht Schande. Wer da liebt, schlägt bald zu. So machte es auch die Salome, und wir kamen gut mit einander aus. Ich will mir aber die weitern Zärtlichkeiten und Karessen versparen, bis die Prinzessin mit dem „schönen Mann verkopulirt seyn wird. Nur Geduld; Geduld überwindet Sauerkraut.“

Um nun im Glied recht ruhig zu seyn, schlief der lange Matthis ein. — —

(Schluß folgt.)

Die Heimath.

(1842.)

(Aus den Gedichten von Herrmann Scharff von Scharffenstein.*)

Als vom Gebirg ich stieg in's weite Thal,
Da leuchteten ringsum im Gold der Sonne
Die Thürm' der Stadt, vergang'ner Zeiten Mal;
Mir aber bebt' das Herz vor Lust und Wonne.
Die Vögel sangen rings so süß und traut,
Die Sträuche, blüthbedeckt, bewegt' der Wind —
Sie alle schienen mir bekannt, vertraut,
Und riefen laut: „O sey willkommen, Kind!“ —

Als ich die alte Brücke überschritt,
Da stand ich still und blickte tief hinab.
Weiß wohl die Woge, was ich fühlt' und litt?
O, könnt' ich's bergen in der Fluthen Grab!
Das Bild des heitern Knaben seh' ich nicht,
Die Welle aber glänzet leis' bewegt,
Scheint mich zu grüßen, ach! und kennt mich nicht,
Weiß nicht, welch' bitt'res Leid mein Herz erträgt!

Und als ich fürder schritt die Stadt entlang,
Bot auf dem Wege Niemand mir die Hand.
Des Domes Glocken tönten dumpf und bang,
Als ich vor meiner Väter Hause stand.
Wie sonst, so blieb verschlossen Thür und Thor;
Ich stand mit Thränen einsam und allein.
Die Nachbarn sprachen, wie so oft zuvor:
„Was mag dem armen Reisenden wohl seyn?“

*) Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann, 1847.

Ausspruch eines kaiserlich österreichischen Prinzen gegen die Jesuiten.

Es wird von Interesse seyn, zu hören, wie ein Sohn der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich über den Jesuitenorden urtheilte. Wir meinen den Prinzen Maximilian Franz, der Kurfürst von Köln und Bischof zu Münster war. Ein kurtrier'scher Minister hatte ihn eingeladen, sich für die Wiederherstellung der Jesuiten zu verwenden, weil sie „das wirksamste Bollwerk abgäben gegen den auch in Deutschland immer weiter um sich greifenden revolutionären Geist und die immer steigende Irreligiosität.“ (Es sind dieselben Redensarten, welche 1847 der Rheinische Beobachter zum Besten gibt.) Der Kurfürst entgegnete unterm 29. Nov. 1793 unter Anderm:

„Ich befürchte, daß, ohne das Uebel zu heben, man durch Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu die Gährung bloß vermehren, die Verlegenheit bloß vergrößern würde. Ich war, Gottlob, nie Jesuit, nie Jansenist, nie Scotist, nie Thomist, nie Molinist, sondern bloß strebte ich zu seyn ein guter Christ. Die Verschiedenheit der gelehrten Meinungen und der geistlichen Orden hat so verschiedene Faktionen in der Kirche Christi hervorgebracht, daß ich eher auf die Verminderung als Vermehrung solcher Unterabtheilungen des Cleri antragen würde, wenn ich nicht überhaupt von Neuerungssucht entfernt wäre. Die Jesuiten, so viel ich sie durch Geschichte und Erfahrung kennen gelernt, haben sich viele Verdienste um die Ausbreitung und Verherrlichung unserer katholischen Religion und besonders um die sogenannten Klassenschulen erworben, und sie würden tadelfrei geblieben seyn, wenn nicht manche unter ihnen nach Alleinherrschaft gestrebt, sich zu sehr in Hof- und Staatsintriguen gemischt und gerade in einer andern Richtung Dasjenige gewirkt hätten, was man den heutigen Illuminaten zur Last legt. Meiner Meinung nach müssen Staatsdiener von fremdem Einflusse, er komme woher er wolle, frei bleiben und ungehindert blos allein dem gemeinen Besten nachstreben.“

„Freilich waren die Folgen des Jesuiteneinflusses nicht so gräulich (?) als die Mordscenen in Paris, die der Illuminateneinfluß (??) hervorbrachte; aber sie waren dem gemeinen Besten eben so schädlich; sie kosteten Königen zwar nicht auf dem Schaffot, aber meuchlerischerweise das Leben. Sie entfernten manches Gute, manche vortreffliche Anstalt, manches vortreffliche Talent, weil es in ihren Plan nicht taugte. Sie beraubten den Staat seiner fähigsten Jünglinge, die sie von Jugend auf in ihr Institut zu verweben wußten. Sie hatten durch ihre Alleindirektion der Studien in katholischen Ländern einen unmäßigen Einfluß auf alle Opinionen bekommen. Demnach konnten die Jesuiten in ihrer damaligen Verfassung viel, ja Alles wirken, und es kam nur auf die der Maschine von ihren Obern gegebene Richtung an, ob sie zum Guten oder zum Bösen wirken sollte. Sie hatten alle Ressorts, um auf die Menschen zu wirken, in Händen: Geld, Protektion, Deferenz gegen seine Jugendlehrer; Redner und Beichtväter standen ihren Absichten bei. Und man möchte wieder eine solche Gewalt im Staate einführen, deren Leitung von den Staatsobern unabhängig, ja selbst auf sie wirken soll? Und wenn man auch diesen, obgleich höchst gefährlichen Schritt wagen wollte, so würde er doch, meines Erachtens, fruchtlos gemacht werden.“

Im Fortgange des Schreibens bemerkt der geistliche Kurfürst, wenn man wirklich so thöricht wäre, die Jesuiten wieder einzuführen, so würde solches „das kleine Häuflein der noch redlich und christlich Denkenden in Gährung bringen, trennen, und den Widersachern nur Vortheile zur gänzlichen Vernichtung der Religion an Hand geben. Man muß sich in die Zeiten zu schicken wissen, und denselben ange-

Digitized by Google

messene Mittel zur Steuerung des einreißenden Uebels entgegensetzen. Ich kann aber, nach meiner Meinung, selbe nicht in der Wiederherstellung des Jesuitenordens finden. Nicht die Jesuiten werden mehr das Kirchensystem in Deutschland erhalten können; hierzu gehört eine Verbesserung der weltlichen Cleri. — — Rechnen Sie nicht auf mich, wenn es darum zu thun ist, durch Wiedereinführung des Jesuitenordens die Gährung zwecklos zu vermehren. Meine Ueberzeugung sträubt sich dagegen."

So urtheilte ein unbefangener österreichischer Prinz und Kirchenfürst 1793. Sein Schreiben ist bekannt gemacht im zehnten Bande des Rheinischen Archivs, welches mit Weizel der Lehrer des Fürsten Metternich, Vogt, herausgab. Daraus hat es S. Sugenheim in seiner eben erschienenen „Geschichte der Jesuiten in Deutschland" abgedruckt. Dieses Werk erscheint zu rechter Zeit, und wir empfehlen es unsern Lesern. Es ist eine gründliche und gesinnungstüchtige Arbeit. Die Ausdrucksweise wünschten wir häufig anders und edler; wer aber den Jesuitismus so gründlich kennt wie Hr. Sugenheim, und wer wie er von Jesuitlingen selber zu leiden gehabt hat, dem kann man schon in der Form Einiges verzeihen. Indessen wünschten wir, sie wäre sorgfältiger und geschmackvoller, dann würde der ungemein reiche Inhalt, der vortrefflich gruppirt ist, noch ansprechender seyn. Aber auch so ist das Buch ein Keulenschlag auf die Jesuiten, und es darf keinem Lesekreise mangeln. (Brem. Z.)

Der nassauische Seidenzuchtverein.

Wiesbaden, im Nov.

Alle gemeinnützigen Vereine können nur von der allergrößten Oeffentlichkeit gehoben und getragen werden. Ein Verein, der nicht so viel als nur immer möglich nach Oeffentlichkeit strebt, spricht sich sein Todesurtheil. — Die Oekonomie dieser Blätter gestattet nur das Nothwendigste zur Kenntniß des großen deutschen Publikums zu bringen. Der Verein besteht seit kaum zwei Jahren. Er zählt 136 Mitglieder und der jährliche Beitrag ist 24 Kreuzer. Hr. Prof. Thomae ist Direktor, Hr. Revisionsrath Wagner (Beide zu Wiesbaden wohnhaft) ist Sekretär des Vereins. Beide Ehrenmänner sind für die Sache aufs lebhafteste begeistert, sie ertheilen Aufschlüsse und Belehrung auf alle Anfragen; sie verbreiten durch Vertheilung volksfaßlicher Schriften nach allen Seiten hin Belehrung über Seidenzucht und Alles, was damit zusammenhängt; sie stehen in Briefwechsel mit dem preußischen, bayerischen, würtembergischen und badischen Seidenzuchtverein. Hier kann man gewahr werden, was sich durch Begeisterung mit wenigen Mitteln thun läßt. Der Verein hat im Herbst 1846 den Anbau von 7000 Maulbeerbäumen bewirkt und zur Anpflanzung für den Herbst 1847 sind aus den Aemtern Wiesbaden, Hochheim, Höchst, Königstein, Usingen, Limburg, Runkel, Weilburg, Hadamar, Dillenburg, Nassau, Braubach und Eltville bereits mehrere Tausende von Maulbeerbäumen angefordert. Also hat diese Cultur in allen Aemtern, außer dem hohen Westerwald, Boden gefaßt. Es ist die Pflicht der Herren Beamten, Geistlichen, Lehrer, Schultheißen, hier zu helfen und die Pflanzungen des Maulbeerbaumes allenthalben zu begünstigen. Wird dies geschehen, und wir zweifeln nicht, daß es geschehen werde, dann ist die Bahn gebrochen und alles Andere findet sich von selbst, und es können schnell und leicht in allen Aemtern Haspelerinnen gebildet und Filanda's gegründet werden. Aus dem Gesagten erhellt, daß der Verein bemüht ist, die dreifachen Schwierigkeiten, die sein Gedeihen hemmen, mit rühmlichster Thatkraft durch Verbreitung von Belehrung, Beförderung der Maulbeerpflanzungen und Heranbildung von Haspelerinnen zu überwinden. Unendlicher Segen wird diesen Bestrebungen folgen, wenn man bedenkt, daß ein Seidenzüchter durch sechswöchentliche Arbeit jedes Jahr 40 — 60 Gulden verdienen kann. Vielleicht wird dieser Verein Deutschland von der Schande befreien, welche die brotlosen Armen des Amts Usingen durch ihre Bettelfahrten nach Frankreich, England, Rußland über uns gebracht haben. — Wir schließen diese Mittheilung mit dem Wunsche, daß der Verein seinen Jahresbericht in den Mittheilungen unsers Gewerbvereins veröffentlichen, daß er in den verschiedenen Aemtern Lokalcommissionen gründen und daß er unter den nassauischen Geistlichen Männer finden möge von der Thatkraft und dem Gemeinsinn eines Oberlin.

Mannichfaltigkeiten.

Der elektrische Telegraph zwischen Montreal und New-York ist jetzt eröffnet; es ist eine Strecke von 1020 englischen (228 deutschen) Meilen. „Der Mensch", sagt ein New-Yorker Blatt, „ist ein vernünftiges Thier, welches mit Sonnenstrahlen malt, mit Dampf reist und mit Blitzen spricht."

Am 15. passirte ein Herr durch Brieg, welcher aus Paris kam, auf der Reise zwei Nächte geschlafen und sechs Stunden in Berlin verweilt hatte und doch erst 96 Stunden auf der Reise war. Er folgte dem in Paris erschienenen Anschlag, daß man jetzt in 106 Stunden nach Wien reisen könne, war aber der Einzige, der dieser Ankündigung gefolgt war. (Berl. N.)

In der Sitzung des Dresdner Postkongresses am 8. Nov. wurde eine einstimmige Einigung der Mitglieder, jedoch unter Vorbehalt der Genehmigung ihrer resp. Regierungen (namentlich Seite Preußens), dahin erreicht: Die postvereinsländische Taxe soll betragen für den einfachen, d. h. nicht schwerer als $1^1/_2$ Loth wiegenden Brief bei einer Entfernung von incl. 6 Meilen = 2 kr., incl. 20 Meilen = 5 kr., über 20 Meilen = 10 kr. Conv.-Münze. (Hamb. Cor.)

(Haag, 20. Nov. — Köln. Z.) Voriges Jahr ließ ein Minister vom Könige die Beförderung eines Offiziers unterzeichnen, welcher seit langer Zeit gestorben war. Und ganz neuerdings hat man dem Hrn. Testa, ehemaligen Residenten in Konstantinopel, den Freiherrn-Titel für ihn und seine rechtmäßigen Nachkommen verliehen, während doch Hr. Testa seit sechs Monaten nicht mehr unter den Lebenden ist.

Frankfurter Theater.

Der Lumpensammler von Paris.

Am 22. d. M. wurde dies Pariser Volksdrama auch auf unserer Bühne zum Erstenmale gegeben. Es gehört zur bekannten Gattung der neueren französischen Effectstücke, die sich zur Aufgabe gemacht haben, die Theilnahme des Zuschauers im Sturm zu erobern und seine Empfindung auf Leben oder Tod zu überfallen. Die Tendenz dieser Stücke geht dahin, die Tugend und Seelengröße der Proletarier so glänzend als möglich und das Laster und die Erbärmlichkeit der Aristokratie des Geldes und des Adels so trüb als möglich erscheinen zu lassen; nach ihnen ist Jeder, der in einem zerlumpten Kittel einher geht und mit den Sorgen der Noth und Armuth zu kämpfen hat, bieder und achtungswerth und Jener, der auf seidenem Polster ruht und köstliche Mahlzeit hält, ein schlechter und jeglichen Verbrechens fähiger Mensch; sie geben sich das Ansehen, das arme Volk aus seiner Knechtschaft befreien, ihm die heiligen Rechte der Natur wieder geben und es im vollen Umfang des Wortes emancipiren zu wollen; sie sind voll Erbitterung und Ingrimm gegen das Bestehende und kämpfen gegen Dasjenige, was sie den

Digitized by Google

Fluch des Vorurtheils, der Ungleichheit der Stände und der Vertheilung des Besitzes nennen. Wenn auch im Kern dieser Philosophie des Proletariats manches Wahre liegt und wenn auch die Verbesserung der Lage der untersten Volksklassen noch weit, sehr weit von ihrem Ziele entfernt steht, so sind dagegen die Proletariatsdichter in das Extrem einer furchtbaren Uebertreibung gerathen und haben einen Weg des Trotzes und der zügellosen Opposition eingeschlagen, auf welchem sie nicht viel Gutes stiften werden, denn sie reizen nur die rohe Masse zum blinden Haß gegen das Bestehende, anstatt sie zu belehren und aufzuklären; sie predigen eine gefährliche Moral, welche die Grundpfeiler des Staates und der Kirche erschüttern und Alles in Trümmer zerschlagen würde, wenn sie die Kraft dazu besäße. — Was den ästhetischen Werth der hier bezeichneten Volksdramen betrifft, so steht dieser noch unter dem moralischen derselben. Jene Dichter — wenn wir sie so nennen dürfen — sagen: „Wir wollen Handlung, erschütternde, außerordentliche Handlung und energische Charaktere, die sich nicht im gewöhnlichen Schlendrian bewegen, sondern uns mächtig ergreifen." Das klingt recht schön, aber was wird in Wirklichkeit zu Tage gefördert? Da sehen wir Begebenheiten, die aller Wahrscheinlichkeit gerade entgegen laufen und nur Denjenigen überraschen können, der nach Ursache und Zusammenhang der Dinge gar nichts fragt; da werden die sonderbarsten Ereignisse bunt durcheinander gewürfelt, die grellsten Contraste zusammen gedrängt und Paläste auf eine Nadelspitze gebaut. Charaktere sehen wir, die freilich außerordentlich sind, aber nur insofern, als sie in einer Minute sich dreimal widersprechen, als sie vom Engel zum Teufel und umgekehrt überspringen, als sie jeder Consequenz ermangeln und in ihren Tugenden, in ihrem Edelmuth, in ihrer scheinbaren Seelengröße wahre Zerrbilder sind. Wir wollen das Talent jener Verfasser, ihre Erfindung, ihre Bühnenkenntniß, ja sogar die Energie und den poetischen Anflug, die sie häufig bekunden, nicht in Abrede stellen; aber weder mit ihrer Moral, noch mit dem verworrenen Chaos der Handlung ihrer Dramen, noch mit den unnatürlichen Charakteren derselben können wir uns befreunden. — Der „Pariser Lumpensammler" führt uns, gleich ähnlichen Stücken, abwechselnd in die schmutzigen Wohnungen der Armuth und in die prunkenden Gemächer des Reichthums, dahin, wo der Fleiß bei der nächtlichen Lampe unter Thränen sich abmüht, und dorthin, wo die Ueppigkeit in glänzenden Sälen ihre Orgien feiert, zur Griselle, die als nothwendiges Opfer der Nahrungslosigkeit in die Hände des Wüstlings fällt, und zur reichen Baronin, die ihr uneheliches Kind gleichgültig aus der Welt schaffen läßt, zum armen Teufel, der dem Diogenes an Lebensweisheit nicht nachsteht, und zum Millionär, der den Galgen zehnmal verdient hat. — Die Handlung und Verwickelung dieser Piece sind zu reichhaltig, um kurz erzählt werden zu können; es sey daher nur Einiges angedeutet. Vater Jean, der Lumpensammler, ist die Hauptperson des Stücks. In Armuth geboren und aufgewachsen, hat er die Freuden des Lebens nur wenig kennen, aber über Welt und Menschen nachdenken gelernt; nebenbei hat er sich dem Trunk ergeben, um seiner Sorgen und seines Mißmuths zu vergessen. So, von Wein berauscht, erscheint er zu Anfang des Stückes, als er gegen Mitternach über den Pont-neuf heimkehren will. Er begegnet einem anderen Lumpensammler, der eben im Begriff steht, seinem Leben in den Fluthen der Seine ein Ende zu machen. Vater Jean weiß Jenen auf andere Gedanken zu bringen und zu beruhigen. Bald kommt ein Dritter, mit Geld und Banknoten versehen, vorüber, und was thut der gerettete Lumpensammler? Er beginnt sein neues Leben mit einem Raubmord und eilt mit der Beute davon. Vater Jean kehrt zurück; er konnte das Verbrechen nicht hindern, aber er verspricht dem Sterbenden, für dessen Weib und Kind zu sorgen, und gelobt sich selber mit einem Schwur, dem Laster des Trunkes für immer zu entsagen. — Im folgenden Acte befinden wir uns in einer Dachstube im Quartier Notre-dame, in der Wohnung eines armen Mädchens. Mitternacht ist schon vorüber und sie näht noch emsig an einem Brautanzug für die Tochter eines Reichen. Welche Lust — denkt sie — müßte es seyn, in einem solchen Anzug den Ball oder das Theater besuchen zu dürfen, und wie doch die Reichen so glücklich sind. Da kommen einige ihrer Freundinnen, um sie zu überreden, mit ihnen den Maskenball in der großen Oper zu besuchen und dabei das eben fertig gewordene Brautkleid anzubehalten. Sie willigt ein. Auf dem Balle lernt sie einen liebenswürdigen jungen Mann kennen, Henri Cerville, und dieser ist der Bräutigam des reichen Mädchens, deren Brautkleid sie trägt, und der Vater dieses Mädchens, Baron Hoffmann, ist, wie sich später herausstellt, derselbe, welcher den Raubmord auf dem Pont-neuf begangen und mit jenem Gelde sich Adel und Ansehen erkauft hat. Zwischen diesen beiden Acten liegt ein Zeitraum von zwanzig Jahren. Die arme Nähterin aber ist die Tochter des damals Erschlagenen und Vater Jean, welcher jetzt in demselben Hause mit ihr wohnt, hat seit jener Zeit, seinem Versprechen treu, Vaterstelle bei ihr vertreten. Nach diesen Andeutungen kann man sich leicht denken, was nun Alles folgen muß und wie es an grausigen Scenen und gewaltsamen Erschütterungen nicht fehlen wird. Wirklich geht es auch bis zum Schlusse des Stückes Schlag auf Schlag und was die großen Effecte betrifft, so glaubt man sich inmitten der Pariser Geheimnisse von Eugene Sue versetzt. Doch wir wollen weiter nichts verrathen, um Denen, welche das Stück noch nicht gesehen haben, die Ueberraschung nicht zu verderben. Weiteres über die Details, unter welchen sich Manches von genialem Anflug vorfindet, so wie über Scenerie und Aufführung demnächst.

W.

Korrespondenz.

Weimar, 20. Nov.

Trotz eines immer heiteren Himmels hält eine Mrnge an der Grippe Leidender die Aerzte und Apotheker in steter Bewegung. Auch Sterbefälle kommen mehr als gewöhnlich vor. — In Erfurt wurde in diesen Tagen in dem Hause eines Kaufmanns ein weitverzweigter Hausdiebstahl entdeckt, in den auch, irre ich nicht, die Ladenjungfer, ein Mädchen von sonst unbescholtenem Rufe, mit verwickelt war. Als diese deshalb verhaftet werden sollte, stürzte sie sich aus dem vierten Stock des Hauses auf die Straße herunter und war augenblicklich todt. — Der Geburtstag Schiller's ist dirsmal auf unserer Bühne mit dem Schauspiel: „Kabale und Liebe" gefeiert worden. Bekanntlich war es im vorigen Jahre, als an demselben Abend: „Der Viehhändler von Oberösterreich" aufgeführt wurde, ein Mißgriff, der damals von der Presse hart getadelt wurde. Die Begeisterung für Schiller ist hier noch immrr dieselbe. So haben jetzt wieder die Primaner des Gymnasiums ein kostbares Fremdenbuch, mit dem Standbild des Dichters verziert, für das Schiller-Museum anfertigen lassen. Dasselbe ist aus der Werkstatt von Otto Henß hervorgegangen und ist in jeder Beziehung geschmackvoll.

Wiesbaden, 21. Nov.

Die hiesige deutsch-katholische Gemeinde erfreut sich fortwährend, da sie noch keinen eigenen Geistlichen besitzt, der zuvorkommendsten Aushülfe benachbarter Prediger. Wie am 7. d. M. Hr. Pfr. Graf aus Mannheim, so predigte heute Hr. Pfr. Henneberg aus Osthofen mit dem außerordentlichsten Beifalle. Rastloser Eifer und unermüdliche Thätigkeit für die Sache der religiösen Befreiung von der Geisteesknechtung, ungetheilte Liebe zur Vollendung des begonnenen Werkes und nicht Schlaffheit und Gleichgültigkeit, das hatten wir bis jetzt Gelegenheit an unseren süddeutschen deutsch-katholischen Predigern wahrzunehmen und es ist daher gewiß erfreulich, daß wir über letztere Eigenschaften, wie es leider schon bei mehreren Gemeinden der Fall war, nicht zu klagen haben; daher scheitet denn auch, trotz mancher anderen bedauerlichen Vorfälle, die Sache ihrem Ziele immer näher und vielleicht ist die Zeit nicht ferne, wo es solchen gesinnungstüchtigen Männern gelingt, noch manchen Saulus zu einrm Paulus, bisherige blinde Feinde zu aufrichtigen, redlichen Freunden des religiösen Fortschritts, zu Christen im wahren Sinne des Worts, zu thätigen Christen zu machen. — Wir haben hier noch immer die günstigste, wenn auch etwas kalte Witterung; läßt sich der December so gut an, wie der November, dann dürfte vielleicht der bevorstehende Winter nicht von langrr Dauer seyn, was unter den jetzigen Verhältnissen sehr wünschenswerth wäre.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Nov. Prinz Eugen der edle Ritter, Oper in 3 Abth., Musik von G. Smchid.

Sonntag, 28. Nov. Zu ebener Erde und erster Stock, oder: die Launen des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy.

Montag, 29. Nov. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 327. Samstag den 27. November 1847.

Auf der Feldwacht.

Soldatenmährchen, erzählt in einer stillen Sommernacht.

(Schluß.)

Alsobald war der Marschall Hahnreiter wieder bei ihm, galoppirte neben der Kutsche her und rief hinein: „Eh bien, comment Vous portez-Vous?“ — „Dussemang,“ antwortet ihm der lange Matthis. — „A présent, müssen Sie mir auch mein Trinkgeld geb',“ macht das Gespenst. — „He? ein Trinkgeld?“ — „Oui, oui, Dein arme Seel'.“ — Dabei zog der Buckelorum seine alte verschimmelte Brieftasche hervor, rupfte dem Hahn eine Feder aus und kommandirte demselbigen Hahn „Pique, pique, daß Blut kommt zur Signatur!“

Der Hahn, nicht faul, pickt auch wirklich zum Kutschenschlag herein wie besessen auf des Matthis Pulsader los. Aber Matthis, auch nicht faul, schlägt ihn vor den rothen Kopf und sagt: „Weiche von mir, Satanas. Am König bin ich schon ein Schelm geworden, aber unserm Herrgott desertir' ich nicht, Du welscher Hexenmeister!“

Der todte Franzos wurde hierauf bitterbös und haselirte im Zorn Allerlei, von dem der gute Matthis nur so viel verstand, daß es Drohungen waren, ihn an den Galgen zu bringen. — „Pah,“ machte der Soldat: „Du glaubst etwa, weil Du als ein Land- und Leutverräther unter die Gillotin gekommen, so müßte es den ehrlichen Leuten auch nicht anders gehen.“

Das kaum gehört, so thät der graussige Spuk einen gräßlichen Fluch ausstoßen, und hieb mit der Reitpeitsche nach dem Matthis, daß ein feuriger Streif wie von einer höllischen Geißel durch die Luft pfiff. Der Soldat zuckte, wich dem Streich aus, stieß sich aber darüber dergestalt mit dem Hinterkopf an einen harten Gegenstand, daß er mit einem lauten „Auweh!“ erwachte.

Richtig hatte er sich an einen rauhen Stein gestoßen; denn er lag nicht mehr in der Kutsche, sondern auf einem Kieselhaufen an der Chaussee, und neben ihm ein Zettel, worauf geschrieben stand: „Eine Schlafmütze kann ich nicht zum Ehmann brauchen!“ Darunter eine fürstliche Krone und die Unterschrift: „Ich die Prinzessin Sanfthilde, geborne Inkoguito.“

Neben dem Zettel lag zum Glück ein artiger, wohlgefüllter Geldsäckel als ein Schmerzensgeld und Befreiungs-Gratial. Diese Zugabe tröstete in etwas den guten Matthis, der sich sonst der Verzweiflung überlassen haben würde, denn weit und breit war nichts mehr zu sehen von der Kutsche, von den Pferden, von der tausendschönen Prinzessin, und der geträumte Grafenstand des armen Teufels war auch in den Brunnen gefallen. Von ferne krähte aber Hahn auf Hahn der Morgensonne entgegen, und dieser Hahnenruf ohne Ende bekümmerte nebst dem Verlust der tausendschönen Prinzessin den tangen Matthis dermaßen, daß er sanft weinte und das Schnupftüchle hervorholen mußte, um seine Thränen zu stopfen.

Während er sich dergestalt ein Mal die Nase und die Augen putzte, so hörte er ganz nahe ebenfalls sanft weinen und sanft schneuzen, wie die Weiber in der Komödie thun, wenn's recht rührend auf'm Theater zugeht. Und wie er sich umschaut, so sitzt ebenfalls nicht weit von ihm neben einem Steinhaufen ein Weib mit verhülltem Gesicht und heult so inbrünstig, daß die Kiesel und Wacken darüber die Hände über'm Kopf zusammenschlagen.

„Halt Sie's Maul,“ schluchzt er, „ich kann ja mein eigen Wort nicht hören vor Ihrem Gethu'.“

„Was geht's Ihn an,“ schluchzt sie, „wenn ich mich um meinen Schatz zu todt gräme?“

Die Stimme hatte für den Matthis was Bekanntes. Er düselt auf, zieht der Heulerin die Kapuze vom Kopfe . . . siehe da, die Salome steht vor ihm; die Salome von Mainz.

Siehe da, vor ihr steht der lange Matthis, noch ein Mal so lang vor Erstaunen und Herzeleid; der Matthis von Emmerich. — „Ach, Herr Je, der Matthis!“ — „Ach Herr Je, die Salome!“ — „Ach, wie sieht Er so gut aus!“ — „Ach, wie so rosenfarbig sind Ihre Backen!“ — „Ha, d'rum bin ich auf dem Wege gewesen, Ihn aufzusuchen.“ — „Ei, mir ist's fast gar so ergangen.“ — „Und wenn Er noch kein andres Schätzel hätte, so möcht' ich wohl . . . .“ — „Red' Sie doch nicht von Schätzen. Wenn ich wüßte, daß Ihr Trompeter . . . .?“ — „Red' Er doch nicht von dem Wustel, dem Trompeter. Mit dem ist's nichts und aus und Amen.“ — „Nun, mit meiner Prinzessin ist's ebenfalls Amen, aus und nichts.“ — „Gott sey Dank, so werden wir noch ein Paar?“ — „Meinetwegen. Da hab' ich einen Beutel voll Geld zum Einstand.“ — „Da hab' ich auch ein Säcklein mit meinen Ersparnissen.“ — „Brav, Salome, brav gehaust. Jetzt fehlt nur noch, daß der König wieder gut mit mir wird, und daß den Hahnreiter . . . .“

„Weiß schon, weiß schon, was Du sagen willst, schlechter Kerl,“ hob plötzlich der Hahnreiter selber an, der, von der Morgensonne durchschienen, sammt seinem Hahn ein dürftiges Nebelbild darstellte. — Die Gespenster sind am hellen Tag miserable Halunken und stellen nur zur Nachtzeit ihren Mann vor. „N'est-ce-pas, Du meinst, der böse Feind soll mir hol'? Was wär's denn? Eh bien! wär' ich nit lieber in der schwarzen Kasern', als maintenant auf dem Marsch bei euch, ihr sterbliche Lump' und Pékins?“

„Nun, meinetwegen,“ sagt Matthis zu dem jetzt so fadenscheinigen Porzellangesicht: „was willst Du aber hier?“ — „Mit wem redest Du denn?“ fragte Salome ängstlich. Matthis erwiederte ihr kurz: „Mit einem Herrn, der schon lange nicht mehr lebt, aber immer noch nicht recht todt ist.“

Indessen antwortete auch der Hahnreiter giftig: „Dir zu sag',

Digitized by Google

daß Du ein Hesel, ein große Hesell kewes', um nicht zu nehm' die Prinzeß, und ein kroß Hondankbar', um nit zu liberir' mein' Marschallseel' mit Deiner kemein' Füsellerseel!"

„Jetzt reiß' aus," raunzte der lange Matthis das Gespenst an, um so herzhafter, als ihm ein guter Gedanke gekommen war, den er benutzte: „reiß' auß, oder ich schicke Dir den alten Sterngucker spaniolen wiederum über den Hals, daß er Dich anstreicht auf ewige Zeiten!"

Kaum hat der Schnitzbuckel von dem spanischen Hofsterngukker was gehört, so macht er: „Prrrrrrr!!" und fährt mit einem grellen Hahnenschrei davon, was giebst du, was hast du.

Die Salome fragt aber und zittert dabei wie ein Espenlaub: „Herr Je, was hast Du denn? Gehst Du mit bösen Geistern um?"

Er sagt darauf mit leichtem Herzen: „Jetzt hab' ich einen fortgeschafft, und jetzo geh'n wir stehenden Fußes zum König, und ich kriege meinen Pardon, denn ich weiß jetzo, wie dem Spuk am Hexenthurm beizukommen, ohne daß mehr ein Soldat dabei den Hals einbüßt."

Ein guter Gedanke, wie der des langen Matthis, macht selbst den Himmel fröhlich und geneigt. Darum hat es sich just geschickt, daß der König in Person daherritt mit Allem, was von Generalität im Lande war, und ein Dutzend Musikbanden vor ihm her, und neben ihm ritt die Prinzessin Sanftbilde als ein Küraſſieroberst, Helm auf dem Kopf, Epauletten auf den Schultern, Küraß vor der Brust, im Uebrigen aber ein rechtes Frauenzimmer, in den Farben ihres Regiments. Das hatte ihr am selben Morgen der König geschenkt und sie zu Gnaden aufgenommen, weil sie sich nicht geweigert, den Herzog von Irbeha zu heirathen, dem der König wohl wollte.

Und wie sie so, mehrere Hundert Rotten stark, daher marschirten, ruft der König: „Sieh da, der lange Matthis!" — Und die Prinzessin schreit: „Sieh da, meine Schwester Salome!" — Und vom Pferde sprang sie und umarmte das Sälmele, das jetzo erst erfuhr, daß sie eine heimliche Schwester von einer Prinzessin. Woher denn auch die Aehnlichkeit.

Der König aber, nachdem er dem Deserteur leutselig mit dem Finger und dem Kriegsgericht gedroht, erfuhr von ihm zu Allerhöchstseiner Verwunderung, wie Stadt und Festung Luxemburg vor dem alten liederlichen Franzosengespenst zu protegiren sey, und sagte dann, seinen Federhut lüpfend: „Erlaucht Graf von Matthis, Sie haben sich um Mich und das Vaterland wohlverdient gemacht, und Ich genehmige Dero Heirath mit der heimlichen Prinzessin Salome. Wollen Sie als Divisionär bei Unserer Infanterie eintreten, so wird Mir's ein sonderbar Vergnügen seyn, und wenn Ihnen das nicht genug ist, so können Sie noch mehr haben."

Der lange Graf Matthis war bescheiden, also auch zufrieden, und wenn er nicht gestorben ist, florirt er noch mit Stern und Band und viel viel Geld. Seitdem hat auch der gespenstige Schnitzbuckel sich nur selten mehr sehen lassen; und wenn er kommt, ruft der Mann auf dem Posten nur: „Wart' ich schick' Dir den Spanier!" und fort ist er, wie fortgeblasen. — Daher heißt auch ein großer Schrecken ein spanischer Schrecken, wie so oft in Büchern und Zeitungen zu lesen; und daher ist auch diese Geschichte glücklich zu Ende, und ein Anderer, der was zu erzählen weiß, an der Reihe.

Die Entstehung der Wallfahrtskirche zu Walddürn.

(Eine Volkssage.)

In einer ziemlich rauhen Gegend des badischen Odenwaldes, an der Straße von Heidelberg nach Würzburg, liegt die hübsch gebaute Stadt Walddürn, die ihren Ursprung höchst wahrscheinlich einem römischen Castelle verdankt, das später in ein deutsches Ritterschloß umgewandelt wurde, um welches sich nach und nach ein Dorf bildete, welches unter den reichen, vom Maine bis zum Neckar begüterten Herren von Dürn oder Düren, deren Geschlecht in mehrfacher Hinsicht als wohlthätig verdient erscheint, um das Jahr 1236 sich zur Stadt erhob, die aber erst seit dem Jahre 1330 durch eine Wundergeschichte, so daselbst vorfiel, in bedeutende Aufnahme kam. Die Sage, aus einer Zeit stammend, wo das Volk ohne Aufklärung überall nur Wunder suchte und dieselben in seinen abergläubischen Vorstellungen auch fand, lautet so:

„Im Jahr 1330 verschüttete ein Priester während der Messe aus Unachtsamkeit von dem eingesegneten Weine auf das weiße Kelchtuch, auf welchem nun augenblicklich das Bildniß des Heilands in blutrother Farbe hervortrat. Der Priester erschrak, verbarg das Tuch, nahm es zu sich und zeigte den Vorfall insgeheim bei seinen Obern an, welche hierwegen nach Rom berichteten, von woher bald die Erlaubniß kam, das Tuch mit dem Wunderbilde zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. Diese Wunderbegebenheit war in kurzer Zeit überall bekannt und es zogen die Menschen von nah und fern, einzeln und in ganzen Schaaren, nach Walddürn; besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Zusammenströmen des Volkes zum Erstaunen groß, da die Anzahl der dahin Wallenden jährlich oft auf 40—50,000 sich belief; selbst das ferne Köln sandte seine Wallfahrer hierher. — So wurde Walddürn einer der bekanntesten Wallfahrtsorte, wie es, wenn auch nicht mehr so stark wie früher besucht, bis jetzt geblieben ist. Die Pfarrkirche, ein großes und schönes Bauwerk mit reichen Verzierungen und Einkünften, enthält in einer silbernen Kapsel das wunderbare Kelchtuch, wodurch dieselbe die berühmteste aller badischen Wallfahrtskirchen wurde, doch ist von dem ehemaligen Bildnisse nur noch eine schwache Färbung zu erkennen." (Mannh. J.)

General Diebitsch.

In dem zweiten Theile der Wanderungen eines alten Soldaten von Rhaden — einem Buche, das über die neueste Geschichte viel Bemerkenswerthes enthält — steht auch eine lesenswerthe Skizze des Lebens des berühmten russischen Generals Hans von Diebitsch. 1785 in Schlesien geboren, kam er unverhältnißmäßig klein, aber mit ungewöhnlichen geistigen Anlagen, in das Berliner Cadettenhaus. Bei einer Musterung der Cadetten meinte Friedrich Wilhelm der Dritte, als er den kleinen Diebitsch sah: „Aus dem kleinen mißrigen Cadetten wird wohl nichts Gescheutes werden." — In russischen Diensten rasch vorwärts kommend, ward er der Generaladjutant und Freund Alexanders. Daß er ein Deutscher und ein Fremder im patriarchalischen Rußland sey, bewies er dadurch, daß er, Alexander so nahe stehend, seinen Einfluß nicht verkaufte und keine Reichthümer erwarb. Die Russen haßten ihn auch als Fremden; als er nach dem Türkenkriege von 1829 siegreich wie je ein Feldherr zurückkehrte, wurde er kalt und ohne alle Ehrenbezeigungen empfangen. — Während des Krieges gegen die Polen nach 1830 war der jetzige preußische Minister, damals Oberst von Canitz, in der unmittelbaren Nähe von Diebitsch; durch ihn erhielt Gneisenau, der ein preußisches Heer an der Gränze Polens befehligte, zuerst die wichtigsten Nachrichten von dem Schauplatz des Krieges. — In Pultusk, wo Diebitsch nach der Schlacht von Ostrolenka sein Hauptquartier hatte, kam der Generaladjutant des Kaisers, Graf Orlow, ihm die nahe Ankunft des Generals Paskewitsch ankündigend, der den Befehl über die Armee an Diebitschs Stelle

Digitized by Google

übernehmen sollte. Fast unmittelbar nach Orlows Ankunft starb der Deutsche, der sein Leben an die Größe Rußlands gesetzt hatte. Nach Rhaden lautet der Bericht des Obersten Canitz über den Tod von Diebitsch, den er an Gneisenau erstattet, im Wesentlichen wie folgt: Gestern Abend befand ich mich, wie immer, im Zelte des Grafen Diebitsch, und während des Soupers, bei welchem ich links, der Graf Orlow rechts an der Seite des Feldmarschalls Platz genommen, führte derselbe die Unterhaltung ungewöhnlich lebhaft, welches von dessen heiterster Gemüthsstimmung und körperlichem Wohlseyn Zeugniß gab. Erst gegen Mitternacht trennten wir uns, aber schon um 1½ Uhr ward mir duech einen Adjutanten die betrübende Nachricht, wie so eben der Graf Diebitsch, den ich vor einigen Stunden wohl und gesund verlassen hatte, an der Cholera verschieden sey. — „In der ganzen Armee", so schloß etwas lakonisch der Bericht, „ist bis jetzt noch kein einziger Choleraanfall bekannt geworden." (H. Morgenz.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein trauriger Vorfall begab sich am 11 Nov. auf dem Pachthofe Windspiel bei Hunawehe im französischen Departement Oberrhein. Sechs Doggen, die man dort zur Bewachung der Gebäude hielt, wurden in der Regel Abends losgelassen und am Morgen wieder angebunden. Am gedachten Tage wollte der Inhaber des Pachthofes, Hoffmann, mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne kurz vor 7 Uhr, wo die Hunde noch nicht angebunden waren, den Hof verlassen, um nach Colmar auf den Markt zu gehen, als die Hunde plötzlich über sie herfielen und sie furchtbar zerfleischten. Der Lärm zog Hoffmanns Frau mit einer geladenen Doppelflinte herbei, sie ward aber von den Hunden im Gesicht und am Nacken gebissen. Endlich gelang es Hoffmann, die Flinte zu ergreifen und zwei der Hunde zu erschießen; aber die Hunde konnten erst durch die herbeikommenden Knechte von ihren entsetzlich zerfleischten Opfern losgerissen und bewältigt werden. Der Schwiegersohn hat ein Auge eingebüßt. (Würzb. Z.)

(St. Gallen. — Bern. Verf.-Fd.) Hiesige Damen zupfen Charpie und bereiten Verband für verwundete Krieger, in welchem edlen Unternehmen sie vielfach unterstützt werden. An einer Thüre jedoch wurden sie abgewiesen, weil die dortigen Gnädigen — zwar auch Charpie zupfen, aber — exclusive für den Sonderbund.

(Berlin, 19. Nov. — Mannh. J.) Man beschäftigt sich hier jetzt viel mit einem von dem Maler Veit in Frankfurt am Main gefertigten Karton zu einem ungeheuren Freskobilde, das einst die große Kirche des eben im Bau begriffenen protestantischen Doms zu Berlin zieren soll. Gegenstand des Bildes und Kartons, zu welchem der Entwurf von hier aus geliefert wurde, ist das jüngste Gericht, welches der König und die Königin auf dem Throne sitzend erwarten. Die Minister und Räthe in Portraitähnlichkeit umringen den Thron, den weiter unten auch das Volk umgibt, während der obere Theil des Bildes von den himmlischen Schaaren, dem Erlöser, Erzengel und Heiligen eingenommen wird. Wie man hört, hat Overbeck zuerst den Entwurf ausführen sollen, den Antrag aber abgelehnt, worauf er an Veit und Steinle gekommen ist. Im Museum wird der Karton bis jetzt nur den Nächststehenden gezeigt, die Kunde davon, welche sich schnell verbreitete, hat jedoch die Neugier sehr rege gemacht.

In der Gegend von Reval wurden in der letzten Zeit drei Kinder von Wölfen weggeschleppt; eins jagte die Mutter dem Wolfe noch ab, obwohl es schwer verletzt war; ein Knabe von 5 und ein Mädchen von 9 Jahren wurden zerrissen. Eine Wolfsjagd, bei der nahe an 1000 Bauern in Thätigkeit waren, hatte keinen Erfolg. (Berl. N.)

Die bekannten siamesischen Brüder, welche an einander gewachsen sind, und vor mehreren Jahren in Europa sich sehen ließen, haben seitdem zu Mount Airy in Südkarolina in den Vereinigten Staaten sich niedergelassen, und mit dem von der öffentlichen Neugier erworbenen Gelde sich ein bedeutendes Eigenthum erkauft. Beide sind verheirathet mit jungen, hübschen Frauen, und beide haben schon mehrere Kinder. Sie nennen sich jetzt Schang und Eng Bantzer, beschäftigen sich vorzugsweise mit landwirthschaftlichen Arbeiten und sind ächte Farmer geworden. Schang, der lebhafter und energischer als sein Bruder ist, hat sich den Locofocos oder Demokraten beigesellt, während sein Bruder mehr Neigung für die Whigs oder Aristokraten hat. Der Einfluß des Ersten ist jedoch so groß, daß der Andere allen politischen Versammlungen seiner Gegner beiwohnen muß, während Eng in keiner Weise Schang bewegen kann, auch ein Mal zu den Whigs sich zu begeben. Beide Brüder sind jetzt 37 bis 38 Jahre alt. (Magdeb. Z.)

In Szigeth, bekannt durch Zrinys Hinrichtung, ist kürzlich der Henker gehenkt worden, weil er mehrere Menschen ohne Befehl umgebracht hatte. (Berl. N.)

(Columbus der Zweite.) Der spanische Gelehrte Montemayor will ein Luftschiff erfunden haben, dem man sich ohne jede Gefahr anvertrauen könne. Er macht sich anheischig, in dasselbe außer einigen Personen noch 2 Kanonen aufzunehmen und von Cadix bis Madrid in 10 Stunden zu segeln, wo er am Hauptbalcon des Schlosses vor Anker gehen will. Er nennt seine Maschine Aeolus, und erbittet sich zum Bau derselben von der Königin Isabella 15,000 Piaster. (Dorfz.)

Gelegentlich einer Unterhaltung über den Fruchthandel äußerte Jemand an einer Wirthstafel, „es sey noch kein Fruchthändler reich gestorben." Ein mager gewordener Waizenspekulant, der zugegen war, erwiederte hierauf ganz wehmüthig: „Diese Behauptung ist in Abrede zu stellen; denn hätte mich unser Herrgott im April 1847 von diesem irdischen Jammerthale abberufen, wäre ich reich, ja sehr reich gestorben."

Bunte Bücherschau.

1) A. Bayr: Oesterreichische Flüchtlinge, Mannheim, 1847.

In dieses Dichters Harfe hat ein wilder Sturm regellos wechselnde Laute erweckt, die sich oft bis zum mißtönenden Weheschrei steigern. Aber das Wehe und der Zoen dieser Töne ist leider größtentheils kein phantastischer Weltschmerz, sondern durch die bitterste Wirklichkeit gerechtfertigt. Als Zeugnisse für diese Wirklichkeit hat der Verfasser eine Anzahl interessanter historischer Anmerkungen und Documente seinen Liedern beigegeben. L. D.

2) C. Gollmick: Der Unsterbliche. Ein Roman aus dem Künstlerleben. Leipzig, Kollmann, 1848.

Der Dichter, der bekanntlich zugleich auch practischer und theoretischer Tonkünstler ist, tritt hier — nicht zum ersten Male — in einem sonst heutzutage nicht eben häufigen Genre auf, im satyrischen Romane nämlich. Er beschreibt den Lebenslauf eines modernen Virtuosen von den Tagen seiner Wunderkindheit an bis zu dem Ende seiner Virtuosenlaufbahn, welches zugleich der Anfang seines wahren und glücklichen Lebens ist. Der Durst seines Vaters nach Ruhm und noch mehr nach Gelde hatte ihn zum Leibeigenen seines Berufes gemacht. Wir sahen später dieser Art schon bei musikalischen Wunderkindern im wirklichen

Digitized by Google

Leben! Die Mutter unseres Helden durfte sein Schicksal nur beklagen, nicht verbessern. An dem Bette des schlummernden Kindes klagten ihre Gedanken: „Du warst schon vor deiner Geburt an den Meistbietenden verkauft und jeder neue Schritt, den du thust, ist nicht mehr die freie Bewegung eines freien Menschen. Ach, wärst du als ein Sclave geboren, du könntest dich nach Arbeit und Gefahr doch zurück ziehen in dich selbst und im Gemüthe dich entschädigen. Aber man hat nicht blos deinen Gliedern Fesseln angelegt, nicht blos zu Zwangsarbeiten bist du verurtheilt, das entsetzliche T. F., das Kennzeichen der Civilisation ist auch deinem Geiste eingebrannt. Mit unsichtbaren Fäden haben sie dein inneres Leben umsponnen und deine kleinen Gedanken geleitet." Das ganze Buch ist überaus lebendig geschrieben, aber auch nicht ohne Sprünge nach mehreren Richtungen hin, wozu freilich der Humorist ein unbestrittenes Recht hat. Die Leser werden das Wahre und Treffende in dem Buche nicht in Abrede stellen, auch wo sie es — als Getroffene — nur allzu deutlich fühlen. Den mechanischen Klavierlehrern empfehlen wir insbesondere die Schilderung der musikalischen Folterkammer im fünften Kapitel. Dr. Lorenz Diefenbach.

2) Dr. R. Haas: Der Elementarlehrer in seinem Berufe. Darmstadt, Jonghaus, 1847.

Das Büchlein enthält zwei Conferenzvorträge des rastlos thätigen Verfassers. Sein Hauptziel bei der Erziehung ist die Selbstthätigkeit des Lernenden, das „Inwendiglernen", statt des landesüblichen Auswendiglernens. In ähnlichem Sinne gilt ihm auch die religiöse Duldung nicht als kraftloser Indifferentismus, sondern als „die Kraft, an die Nothwendigkeit zu glauben, daß ein jedes Individuum auch seine individuelle Ueberzeugung haben müsse, wenn die allgemeine Gotteskraft an ihm zündbar und feuchtbar werden soll." L. D.

4) Buch für Winterabende von M. Honek. Hannover, Helwing, 1848.

Ein Volkskalender für das Volk der guten neuen Zeit, für Menschen jeder Bildungsstufe, nur nicht jener bedauernswürdigen, welcher glattvergoldete Nüsse ohne Kern zur Weihnachtsgabe genügen. Die geachtetsten Schriftsteller unseres Vaterlandes haben zum Inhalte beigetragen; das macht ihnen Ehre, wie dem Volke, das sie besitzt und welchem sie mit fröhlichem Vertrauen ihre Gaben bieten. In wohlbedachtem Maße verbindet der Inhalt Belehrendes, Erhebendes, Rührendes und Ergötzliches. Besonders ergreifend hat Th. Mügge eine Sturmnacht auf den Halligen geschildert und zugleich die Siegeskraft des Menschenherzens, wenn auch nicht gleicherma0en der Menschenhand, im Kampfe mit der Gewalt der Elementargeister. Die wichtigstrn Puncte der Gegenwart behandeln die geschichtlichen Aufsätze von Karl Andree über die deutschen Ostseeprovinzen Rußland's, von K. Nicol über die preußischen Reichsstände, von K. Lorenzen über Schleswig-Holstein. Unter den beigegebenen Holzschnitten zeichnet sich das Titelbild zu Bürger's Lenore aus. L. D.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Nov.

Liebe und Eifersucht haben schon viel Unheil in der Welt angerichtet und der strafenden Gerechtigkeit manches strenge Urtheil abgenöthigt. Vor einigen Tagen (ich glaube, es war am vorigen Freitag Abend) erlebten wir hier einen der wildrsten Ausbrüche der Eifersucht, welcher die fürchterlichsten Folgen hätte haben können, wenn nicht die Polizeigewalt dem alle Begriffe übersteigenden Scandal noch zur rechten Zeit ein Ende gemacht hätte. Die tragi-komische Geschichte hat sich, wie folgt, zugetragen. In ein entlegenes Sackgäßchen der Altstadt, welches, fast nur seinen Bewohnern bekannt, auf der einen Seite von bescheidenen Wohnungen, auf der andern aber von einem Ueberreste der alterthümlichen Stadtmauer begränzt wird, hatte sich an dem erwähnten Abend ein junger Mann verlaufen, um seiner Geliebten einen Besuch abzustatten. Beide mochten vielleicht schon eine Stunde beisammen gesessen und das Glück der Liebe in Poesie und Prosa gepriesen haben, als zum Schrecken des vergnügten Paares ein gefürchteter Nebenbuhler an die Thüre klopfte und gebieterisch Einlaß foederte. Die hartherzige Schöne war unerbittlich; sie hieß den unerbetenen Nebenbuhler nach Hause gehen, indem sie erklärte, daß sie die festverschlossene Thüre unter keinen Umständen öffnen werde. Drohend zog er ab, kehrte aber mit einem Hülfscorps seiner Freunde bald wieder zurück und schickte sich nun mit seinen kampflustigen Spießgesellen förmlich an, das Quartier ebener Erde, welches die geängstigte Schöne bewohnte, unter schrecklichen Flüchen und Verwünschungen mit Sturm zu erobern. Das Mädchen zitterte für ihren Liebhaber, der wegen des heißen Zimmers zufällig sich leicht erkälten konnte. Von der Gefahr des Augenblicks gedrängt, hatte sich derselbe, mit Zurücklassung des größeren Theiles seiner Garderobe, in den oberen Stock geflüchtet, als die Wüthenden eindrangen und aus Aerger darüber, daß sie den Gesuchten nicht fanden, Alles zertrümmerten, was sich ihrem Vandalismus bemerkbar machte. Eine Treppe höher glaubten sie nicht fehl zu gehen; allein auch da fanden sie sich getäuscht und ließen aus gleichen Beweggründen bei der völlig neutralen Bewohnerin die Spuren der gräulichsten Verwüstung zurück. Der von ihnen verfolgte und gehetzte Liebhaber, der in großer Lebensgefahr schwebte und keinen Augenblick sicher war, von seinen Feinden ergriffen zu werden, griff zu dem letzten verzweifelten Auskunftsmittel, indem er von dem Speicher auf das Dach stieg und von da weiter das Dach des Nachbarhauses gewann, wo er sich in seiner für eine rauhe Novembernacht etwas zu leichten Bekleidung hinter einen Schornstein zusammenkauerte und daselbst mit musterhafter Geduld die Entwickelung der Katastrophe abwartete. Endlich schlug für ihn die Stunde der Erlösung nach Mitternacht, als die herbeigerufene Polizeigewalt dem großen Scandal ein Ende machte und die ganze Sippschaft in Haft nahm, welche wegen ihrer sehr schweren Vergehen nunmehr einer scharfen gerichtlichen Ahndung entgegen sieht.

Frankfurt, 24. Nov. — (Eingef.)

Gesuch an die Theater-Direktion.

Die hiesige Bühne hat in jüngster Zeit die Dramen Iffland's, die, was man auch an ihrem dichterischen Gehalte aussetzen mag, als eine unversiegbare Quelle für die Bildung darstellender Talente angesehen werden müssen, dem Repertoire wieder zuzuführen versucht. Der Erfolg dieser Bemühung kann, der Theilnahme des Publikums gegenüber, nicht bestritten werden. So wenig man auch dafür stimmen kann, Iffland einen bedeutenderen Einfluß auf die deutsche Bühne einzuräumen, als ihm, wegen seiner scharfen Charakteristik und seiner einfachen Schilderung natürlicher, obschon meistens prosaischer Situationen, gebührt, so glauben wir doch, daß es wohlgethan ist, die Iffland'schen Dramen, mit Auswahl, neu einstudiren zu lassen. Die hiesige Bühne besitzt namentlich für diese Genre Kräfte, wie nicht leicht eine andere. Wenn wir aber von einer Auswahl reden, so dürfen wir sicherlich, neben den „Advocaten", auch „Elise von Valberg" derselben beizählen, zumal da die Titelrolle durch die naiv-sentimentale Darstellungsweise des Fräul. Hausmann die ihr gebührende Geltung erhalten und die Rollen der Fürstin und Oberhofmeisterin, von den Damen Thomas und Meck dargestellt, sich in den besten Händen befinden würden.

Der hiesige Heilcursus für Stotternde fährt fort, sich Ehre und Achtung zu erwerben. Selbst Personen aus entfernteren Gegenden nehmen daran Theil. Nicht nur das Stottern, sondern auch das Zischeln, welches besonders bei Damen häßlich klingt, wird mit Erfolg behandelt. Bedenkt man, daß ein Sprechfehler sich auch vererben kann, so wird die Nothwendigkeit, sich curiren zu lassen, sogar zur Pflicht. Dieser Heilcursus wird mit dem Monat Februar geschlossen und werden deshalb Patienten nur noch längstens bis Ende December angenommen. Ein solch' segensreiches Wirken verdient, durch die Presse anerkannt und bekannt gemacht zu werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Nov. Prinz Eugen der edle Ritter, Oper in 3 Abth., Musik von G. Schmid.

Sonntag, 28. Nov. Zu ebener Erde und erster Stock, oder: die Launen des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy.

Montag, 29. Nov. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 328. Sonntag, den 28. November 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

Unfern des Rheinstromes, in einer anmuthigen, von Gebirgen durchschnittenen Gegend, lag, am Fuße eines der höchsten Berge, ein einladendes, freundliches Dörfchen. Dieser Berg diente den Reisenden gleichsam als ein Leitstern und gewährte einen malerischen Anblick; von seinem Gipfel aus übersah man einen ansehnlichen Theil des Rheingebietes. Diese Aussicht belohnte die saure Mühe des Aufsteigens überflüssig, und man wählte gewöhnlich den Morgen, um zugleich den Aufgang der Sonne zu schauen. Nachdem man lange das sanfte zunehmende Roth am östlichen Himmel gesehen, fangen einzelne Streifen an, mit purpurfarbenem Glanze zu schimmern, und plötzlich tritt der Rand der Sonnenscheibe prächtig glühend hervor. Ihre ersten Strahlen vergolden nur die Kapelle auf dem Gipfel des Berges und die hohen Gebüsche; auf dem Thale ruht noch die Nacht, die sich erst allmählig in eine sanfte Dämmerung verwandelt; aber in wenigen Sekunden werden auch die Berge und Felsenmassen am Abhange des Berges und die Gefilde der Niederung erleuchtet, und nun liegt eine der schönsten Flächen vor dem Naturfreunde.

Ein breiter Fluß schlängelt sich in munterm Laufe das Dorf entlang. Hin und wieder hemmen herabgestürzte Felsenblöcke, mit frischem Moose bewachsen, der Fluthen freien Lauf; empört, auf ihrem Wege solche Hindernisse zu finden, stürzen sie sich mit Riesenkraft auf das zehnmal stärkere Gestein, und kraftlos sich abmühend, sich freie Bahn zu brechen, theilen die vor Wuth schäumenden Wogen sich rechts und links, um friedlich ihrer Bestimmung entgegen zu eilen. Am Ufer erblickte man eine hölzerne Hütte, und dicht daneben einen Nachen, an einen Pfahl befestigt, welcher zum Ueberschiffen der Dorfbewohner diente. Diese waren schlichte, gutmüthige und gefällige Leute, die sich theils vom Acker-, theils vom Weinbau ernährten; was dieselben aber vor allen andern der Umgegend besonders auszeichnete, war ihre aufrichtige Gottesfurcht. Alles, was sie davon besaßen, verdankten sie einem Manne, der als Diener des ewigen Wortes seit zwanzig Jahren in ihrer Mitte lebte. Tiefe Frömmigkeit, große Herzensgüte, väterliche Strenge, verbunden mit himmlischer Milde, Sanftmuth, hohe Weisheit, gereift durch viele Erfahrungen, Aufopferung für Gott und seinen Nächsten, kurz, Verläugnung seiner selbst waren die Grundzüge jenes Priesters, den die Pfarrkinder sich glücklich schätzten als Hirten zu besitzen.

Die bereits erwähnte Kapelle, ein sehr altes Gebäude, das sich vielleicht aus dem fünfzehnten Jahrhunderte her datirte, war ganz kunstlos, in einfachem Style gebaut, und an verschiedenen Stellen trug es schon längst starke Spuren der Zerstörung an sich, die der allgewaltige Zahn der Zeit ihm aufgedrückt hatte. Man brauchte nur einen Fuß in das Innere der Kapelle zu setzen, um sogleich bei'm ersten Blicke die traurige Leere zu erblicken und fast wehmüthig gerührt auszurufen: „Das ist mein Bild! auch meine Wohnung, ein reiner Tempel der Gottheit, der ein inwohnender Geist mannichfaches Leben ertheilt, wird einst von diesem verlassen und gleich jenem Gotteshause öde seyn; und so wie dieses jetzt der Aufenthalt für Eulen, Fledermäuse, Spinnen und Gewürm mancher Art ist, so wird auch mein verlassener Leib vielleicht bald eine Behausung widerlicher, kriechender Geschöpfe seyn. Aber nicht, wenn das ewige Wort das zweite und letzte furchtbare, und doch unaussprechlich beseligende „Es werde!" spricht, dann wird meine früher verlassene Hülle von neuem und auf immer belebt. Du aber, verwaiste und verlassene Stätte, wer wird denn Dich beleben?

Wer hingegen zufällig die Sakristei besuchte, mußte, durch einen Anblick eigener Art überrascht, auf der Schwelle wie eingewurzelt stehen bleiben: denn herrschte in der Kapelle die schrecklichste Leere, so gewahrte man hier eine wirkliche Fülle — eine förmlich eingerichtete Wohnung für einen Weltmenschen. An den Ausbesserungen, Neuerungen und Verschönerungen konnte man leicht sehen, daß dieses erst seit kurzer Zeit geschehen, auch bedurfte es nicht viel Scharfblick und Gefühl für Geschmack, um zu erkennen, daß jenes keine Einrichtung für einen gewöhnlichen Menschen sey. Wer aber mochte eigentlich der Bewohner dieser in eine Wohnung umgeschaffenen Sakristei seyn? und was konnte diese so sonderbare Metamorphose veranlaßt haben?

Seit einigen Monaten war der Fährmann unseres Dörfchens D . . . . gestorben; derselbe war augenblicklich durch einen neuen, ganz unbekannten Menschen ersetzt worden, so daß die Gemeinde sich in ihren Rechten auf das bitterste gekränkt fühlte. In den ersten Tagen waren alle Bewohner, Jung und Alt, einzig mit dem neuen Fährmanne beschäftigt; die Einen sagten, er sey ein Russe, der aus diesem oder jenem Grunde sein Vaterland habe verlassen müssen, zufällig in diese Gegend gekommen sey und durch Schilderung seiner ausgestandenen Abenteuer ihres Bürgermeisters Mitleiden erregt habe; Andere behaupteten, er wäre ein Franzose, der sich in Folge der Revolution bis hierher geflüchtet; kurz, fast Jeder machte seine eigenen Bemerkungen, welche er dann allemal als die einzig richtige anerkannt wissen wollte. Welche Mühe sich unsere neugierigen Landleute auch immerhin geben mochten, den für sie undurchdringlichen Schleier zu lüften, und wie sehr sie auch des Bürgermeisters sonst so gesprächige Köchin mit tausenderlei Fragen bestürmten, so konnten Jene doch kein sterbend Wörtchen über den „geheimnißvollen Fährmann", wie er schon am folgenden Tage seines Erscheinens in ihrer Mitte genannt wurde, aus ihr herausbringen; sie sahen sich daher genöthigt, es rein dem Zufall zu überlassen, ihre gränzenlose Neugier zu befriedigen.

Der geheimnißvolle Fährmann zeichnete sich in der That durch seine Sprache und sein sonderbares Benehmen vor allen Andern

Digitized by Google

seines Ortes aus. Er trug, seitdem er in den Dienst der Gemeinde getreten, die gewöhnliche ländliche Tracht der dortigen Gegend, ausgenommen die Kopfbedeckung, welche aus einer langhaarigen Pelzmütze bestand, woran sich ein sehr langer Schirm mit Klappen befand, die er stets herunterließ, wobei er sorgfältig bemüht war, dieselbe so tief als möglich in das Gesicht zu drükken, so daß ein großer Theil desselben dem Beobachter verborgen blieb. Wem es vergönnt gewesen wäre, ihm frei in's Antlitz zu schauen, der würde Züge entdeckt haben, vor welchen er ehrfurchtsvoll hätte zurücktreten müssen. Er hatte einen länglichen Kopf mit dichtem, glänzendem Haar, eine hohe, gewölbte, faltenfreie Stirn, buschigte Augenbraunen, unter denen sich in ihren Höhlen blitzende, durch Sanftmuth gemilderte blaue Augen bewegten; eine schöne griechische Nase, einen hübsch geformten Mund, der zwei Reihen sehr weißer Zähne enthielt, und einen leichten Backenbart. Sein Gang, seine Manieren und übrigen Handlungen bildeten einen auffallenden Kontrast gegen seine niedrige Beschäftigung und gegen die übrigen Leute seines Standes. Er sprach sehr gebrochen Deutsch, und dieses nur selten; auch mischte er seinen Ausdrücken französische bei. Den Tag über war er, wenn er nicht Jemand hinüber fahren mußte, beständig in seiner Hütte; gegen Jeden, den er in seinen Kahn aufnahm, bezeigte er sich gefällig und freundlich, weshalb man zuletzt für den unbekannten Schiffer eine gewisse Achtung hegte und auf keine Weise suchte, ihm durch Fragen oder Zudringlichkeit beschwerlich zu werden. Kaum war die Stunde gekommen, wo er nicht mehr verpflichtet war, das Ruder zu führen, so bestieg er mit fröhlichem Gemüthe, worin jedoch eine schwermüthige Empfindung nicht zu verkennen war, singend den Berg zu seiner Wohnung, der Sakristei, die bereits erwähnt worden; denn für ihn war dieselbe durch mitleidige Hände zu einem für seine jetzige Lage erträglichen Aufenthalte eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Den braven Schweizern.

(Sonnett.)

Den Eidgenossen schallen Jubellieder
Aus allen Gauen und von allen Zungen,
In alle Welten ist der Ruf gedrungen:
„Der Schweizer beugt die alten Feinde nieder!"

Der Wohlfahrt Schutz, der Friede blühet wieder,
Dem Geist der Wahrheit ist das Feld errungen,
Durch Gottes Hülfe ist der Sieg gelungen
Den wackern Schweizern, treu und bieder!

Die Nacht hat Heuchelei und Haß geboren,
Hat manches Blutbad schon heraufbeschworen,
Und Glaubenswahn hat Brüder blind gemacht.

Der Tag bricht an! und nur an starren Thoren
Geht noch des Himmels heil'ger Strahl verloren:
Die Völker sind zum Liebesbund erwacht.

Landau in der Pfalz. Rücklos.

Ueber Volksliteratur.

Man hat unter den Ursachen der neulichen Geldklemme in England unter anderen auch die angeführt, daß zu wenig silberne Scheidemünze im gewöhnlichen Verkehr angewendet wurde. — Wir Deutschen, die wir in theoretischen Dingen besonders praktisch sind, suchen sehr vorsichtig einem literarischen Bankerutte dadurch zuvorzukommen, daß wir die Silberbarren der Wissenschaft zu couranter Scheidemünze verarbeiten und die aufgehäuften Produkte unserer literarischen Industrie in edler Liberalität unter das Volk vertheilen. Dieses Bestreben kann nur gelobt werden. Denn wenn auch Wissen und Glück nicht immer in geradem Verhältniß stehen — hienieden wenigstens erscheinen sie nicht selten in umgekehrtem — so kann die Belehrung und Aufklärung des Volkes doch nur heilsame und wohlthätige Früchte tragen. Und diese Früchte ist derjenige Zweig des deutschen Lebensbaumes zu tragen bestimmt, welchen wir „Volksliteratur" zu nennen pflegen. Doch ist wohl zu bemerken, daß nicht die Schriften hierher gehören, welche vorzugsweise die Interessen des Volkes behandeln, und zu dessen Besten an Abgeordnete und Staatsmänner gerichtet sind, sondern diejenigen sind hier gemeint, welche das Volk selber lesen soll, um sich zu unterrichten, zu bilden, zu veredeln. Es gilt auch hier das: Nicht blos für das Volk, sondern auch durch das Volk. Das wäre auch ganz in der Ordnung, wenn nur das Volk auch die Zeit und die Muße hätte, Dasjenige zu lesen, was ihm zu Liebe geschrieben und gedruckt wird. Wenigstens wäre zu wünschen, daß die Kornschrannen beständig nur halb so gut versorgt würden als die Büchermärkte, oder es würde dem Volke so leicht gemacht, sich leibliche Nahrung zu verschaffen, wie ihm von allen Seiten geistige geboten wird. Doch — der Mensch lebt nicht vom Brote allein, und Schriften, welche wirklich zum Heile des Volkes beitragen, müssen jedem Wohlgesinnten willkommen seyn. Ob aber alle Werke und Schriften, welche unter der empfehlenden Devise „für das Volk" eilig die Pressen verlassen, auch in der That ihren Namen verdienen, möchte eine andere Frage seyn. Uns will es vielmehr bedünken, es würde auf die Nachsicht und Großmuth des „deutschen Volkes" allzusehr speculirt. Wir haben sogar große Mühe, wenn wir den Namen „Volk" so oft gebraucht und gemißbraucht finden, uns nicht jenes Goethe'schen Verses zu erinnern:

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

Denn wie erhaben und vielumfassend ist nicht jener Name! Wie edel und inhaltsvoll! — Doch nicht immer hatte er diese schöne Bedeutung. Erst allmählig hat sich mit dem Volke selber auch der Name desselben gehoben und veredelt. — Seitdem die bevorzugten Stände ihr übermäßiges Ansehen meistens eingebüßt, seitdem der Klerus keinen eigentlichen Stand mehr ausmacht, und der Adel, wesenlosem Nebel gleich, vor dem siegenden Lichte der Neuzeit fast geschwunden: seitdem bilden Bürger und Landmann den Kern der Nation, und „Volk" ist der schöne Name für die Gesammtheit. So lange freilich das politische Bewußtseyn der Deutschen hinter dem literarischen zurückblieb, war von einem Publikum, nicht aber von einem „deutschen Volke" die Rede. Und als Schiller, aus seinem Vaterlande, d. h. aus Würtemberg verbannt und von falschen Gönnern verläugnet, sich dem deutschen Volke in die Arme warf, da nannte er dasselbe noch Publikum, und verstand darunter sein Publikum, d. i. seine Leser, seine Verehrer. So sagte er bei Ankündigung seiner „Rheinischen Thalia": „Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Und siehe, der Mann, der sich so vertrauensvoll, so aufopfernd seinem Volke hingegeben, der wurde auch dessen populärster Schriftsteller, dessen Liebling. Vor ihm war es, im protestan-

Digitized by Google

tischen, d. i. im damals literarisch angeregten, Deutschland, in gewisser Hinsicht Gellert gewesen. Inzwischen haben Viele nach gleichem Ziele gestrebt, doch nur Wenigen ist der Preis geworden, und die wahrhaft volksthümlichen Schriftsteller kann man an den Fingern herzählen, und man wird noch einige Finger übrig behalten. „Woher mag dieses wohl kommen?" wird man fragen. „Gehören denn so erschrecklich viele Kenntnisse und Fähigkeiten dazu, das Volk zu interessiren? Oder ist die Ueberwindung so schwer, sich zum Niveau des gewöhnlichen Menschenverstandes herabzulassen?" — Streng genommen keines von beiden! Aber wir sind der Ansicht — und bleiben ihr so lange treu, bis man sie widerlegt hat — daß überhaupt nicht in dem Grade Vorzüge des Geistes — wie Verstand, Talent ꝛc. — als solche des Gemüthes und des Charakters dazu gehören, um für die Dauer ein beliebter und vielgelesener Schriftsteller des Volkes zu seyn. Es mache ja Niemand auf diesen Titel Anspruch, der nicht durch und durch für das Volk denkt, fühlt und — selbst zu handeln bereit ist. Man wähne nicht, das Volk täuschen zu können. Es ist zwar harmlos, aber auch scharfsichtig wie das Kind, das allerdings Diejenigen wohl heraus zu unterscheiden vermag, die es wirklich gut mit ihm meinen. Mit der Aufschrift „für das Volk" oder „für das deutsche Volk" wird ein Buch nicht nothwendig gleich ein volksthümliches, und das Kokettiren mit den Tagesansichten und Lieblingswünschen ist auch nicht hinreichend, das Volk mit einem Male zu erleuchten oder gar zu beglücken. —

Es kann nicht in unserm Plane liegen, diesen wichtigen Gegenstand hier zu erschöpfen, auch sind wir weit davon entfernt, das Verdienst Derjenigen nur im geringsten zu schmälern, welche aus lauteren uneigennützigen Absichten für das Volk wirken, und — nebenbei schreiben. Nur wollten wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß gerade nach dieser Seite hin des Guten etwas zu viel gethan wird. —

Diese Betrachtungen haben sich uns aufgedrängt, als uns eine Zeitschrift zu Gesichte kam, welche der freundlichen Beachtung des Publikums nicht minder werth ist, als so manche mit Prätension und Gespreiztheit auftretende Erscheinung. Die Zeitschrift nennt sich „Volksblatt aus Schwaben" und zieht alles Dasjenige in den Bereich der Besprechungen, was das Interesse der Allgemeinheit, d. h. des Volkes in Anspruch nimmt, mag es der materiellen oder geistigen Sphäre angehören. Die Aufsätze sind faßlich und anziehend, und dabei mit Gründlichkeit und Sachkenntniß ausgearbeitet, so daß sowohl was Inhalt und Gesinnung, als auch was Ton und Vortrag anbelangt, diese Monatsschrift sehr zu empfehlen ist. Dr. Heinrich Bihr.

Mannichfaltigkeiten.

Wir hatten für gut gefunden, die voreiligen Gerüchte über die Entdeckung der Mörder des Fräuleins Evenepoel in Brüssel, Gerüchte, welche sogar die Ehre des Bruders des Opfers nicht schonten und leider ihren Weg in fast alle deutschen Zeitungen fanden, unbeachtet zu lassen, in der Hoffnung, daß die belgische Justiz den wahren Urheber des furchtbaren Verbrechens endlich ans Licht bringen würde. Dieser Augenblick ist gekommen. Die Mörder des Fräuleins Evenepoel und ihrer beiden Mägde sind entdeckt und bereits in Verwahr gebracht. Einer derselben hat die That schon vollständig eingestanden. Er bewohnte ein Haus des Fräuleins Evenepoel in Anderlecht bei Brüssel und war mit der Zahlung der Miethe zurück. Er theilte diese Verlegenheit seinem Mitschuldigen mit, der ihn nach seiner Aussage auf den Gedanken des Mordes brachte. Der Absprache gemäß sollten sie sich beide am 2. Sept. Abends nach dem Hause des gemeldeten Fräuleins begeben, der Miether erst zu ihr hinauf gehen und um Ausstand bitten, der Andere später schellen und, wenn Beide einmal das Haus betreten, das Verbrechen vollbringen. Der Plan gelang vollkommen; der Miether trat zuerst hinein, wurde zu dem Fräulein gelassen, trug seine Frage vor und erhielt einen günstigen Bescheid. Er fühlt nun den Muth nicht mehr, auf seinen Mitschuldigen zu warten, und will das Haus verlassen, als es plötzlich schellt und jener hereintritt. Hierauf kehrt der Erste, von dem Mitschuldigen gefolgt, in das Gemach des Fräuleins Evenepoel zurück. Sie fragt erstaunt den Miether, was das heißen solle. Dieser antwortet: „er wolle sie gleich bezahlen." Einer der beiden Verbrecher bringt ihr mit einem eisernen Instrumente einen Schlag auf's Haupt bei, daß sie betäubt zu Boden stürzt, der Andere schneidet ihr die Gurgel ab. Unterdessen läuft der Erste hinauf zu den Mägden und streckt sie beide zu Boden. Wie der Andere herauf kommt und noch einiges Leben an einer der Mägde bemerkt, schneidet er beiden gleichfalls die Gurgel ab. Hierauf bemächtigen sie sich aller im Hause befindlichen werthvollen Gegenstände, verkaufen einen Theil derselben und begraben den anderen Theil in einer Wohnung in Brügge. Der Mitschuldige des Miethers läugnet alle diese Aussagen ganz und gar. Das Gericht hat sich mit Demjenigen, der die That eingestanden, nach Brügge begeben, um die versteckten Gegenstände auszugraben. (Köln. Z.)

Unter vielen schönen Zügen des Schweizer Patriotismus erwähnen wir folgende Vorfälle: Bei einer Berner-Auszügerjägerkompagnie erkannte der Offizier beim Appell einen Mann mit grauen Haaren; darüber gefragt, wie er hierher komme, erwiederte dieser: „Mein Sohn ist krank und kann sich nicht stellen, deßhalb soll aber die Lücke ausgefüllt werden; ich habe seine Kleider angezogen und stehe für meinen Sohn ein." — Bei dem Treffen von Lunnern hat sich der 21jährige Zürcher Scharfschütze Spörri besonders ausgezeichnet. Er erlegte, hinter einer Eiche verschanzt, Schuß für Schuß ein Opfer. Als dieser gefährliche Gegner von den Sonderbündlern allgemein beobachtet wurde, richteten dieselben ihr größtes Feuer der Eiche zu, die voll mit Kugeln besetzt wurde. Unentwegt schoß Spörri mitten in diesem Kugelregen und erreichte mit jedem Schuß sein ausgewähltes Opfer, bis auch er durch einen Schuß durch beide Kniee zu Boden sank und in diesem Zustande noch schießen wollte. Man zweifelte Anfangs an seinem Leben, doch gehen nun vom Divisionsarzt Ziegler die erfreulichsten Berichte ein, daß am Aufkommen Spörri's schwerlich mehr zu zweifeln sey.

Das „Danziger Dampfboot" enthält einen Aufruf des Regierungs- und Schulrathes Höpfner zur Unterstützung eines alten Lehrers, O. Köpke zu Baldau bei Dirschau, „der seit dem 1. September emeritirt worden ist, da seine Kräfte zur Fortsetzung seiner vor mehr als 63 Jahren begonnenen beruflichen Wirksamkeit nicht mehr genügen. Seine Pension beträgt 36 Thaler jährlich. Zu einer höheren Unterstützung waltet keine rechtliche Verbindlichkeit ob!"

In Benennung der Schiffe zeigt sich besonders bei den Bremern viel deutscher Sinn. Während Hamburg noch immer seine Schiffe mit altbiblischen Kalender-Namen und mythologischen Göttern und Göttinnen taufte, suchte Bremen den berühmten deutschen Namen auch auf dem Weltmeere Geltung zu verschaffen. Hamburg hat nur einen J. G. Seume und ein kleines Schiff von 28 Last: Prof. Dahlmann. — Bremen dagegen einen Joseph Haydn von 300 Last, Itzstein und Welcker von 470 Last; ferner Goethe, Schiller, Kepler, Herschel, Olbers, Mozart, Alexander v. Humboldt, Theodor Körner. — Zum Aerger

Digitized by Google

der Holländer gibt es sogar drei Dampfboote, die Gutenberg heißen, und ein hannover'sches Seeschiff, Johannes Ronge, fährt unangefochten an der Wesermündung. (Köln. Z.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 24. Nov.

Die Versammlungen der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde allwöchentlich am Donnerstag Abend nehmen auch in diesem Winter das Interesse in Anspruch, da außer der Anzeige und Besprechung von Gemeindeangelegenheiten auch belehrende Vorträge gehalten werden. So schilderte Dr. Duller kürzlich das Leben und Wirken des großen Arnold von Brescia, des eigentlichen „Ahnherrn der Reformation", und Pfarrer Hieronymi begann, die Gemeinde mit dem Charakter, dem Streben und den Schicksalen Ulrich Zwingli's näher bekannt zu machen. Die Gemeinde erstarkt immer mehr in Folge des regen geistigen Lebens, für dessen Entfaltung von Seiten des Vorstands-Collegiums und des Pfarrers fort und fort unermüdlich gewirkt wird. Hr. Pfarrer Hieronymi hat so eben auch seine Predigten im Druck erscheinen lassen (in Frankfurt a. M. bei Hrn. J. D. Mridinger) und hierdurch nicht blos einem oft ausgesprochenen Wunsch der Gemeinde und aller ihrer Freunde erfüllt, sondern auch ein unwiderlegliches Zeugniß von dem ächt-christlichen Geiste, der die deutsch-katholische Kirche beseelt und stark macht, abgelegt; welcher Confession man auch angehören möge, man wird in dieser Sammlung, welche der Verfasser seinem Freunde Johannes Ronge gewidmet hat, die edelste Erhebung des Geistes und Herzens und wahrhafte Erbauung finden; sie wird in jeder Familie ein köstlicher Hausschatz seyn. — Der in unserer Stadt in's Leben gerufene „Sparverein zur Anschaffung von Lebensmitteln und Brennmaterialien" hat seit dem Aufruf zu seiner Gründung (am 11. Aug. d. J.) bis zum 1. Nov. bereits die Zahl von 287 theilnehmenden Familienhäuptern erreicht; mehrere hiesige Einwohner nahmen Einlagebüchlein, um die von ihnen bezeichneten Dürftigen, statt durch Geld, durch Torf und Kartoffeln zu unterstützen, und eine in Umlauf gesetzte Subscription zur ausreichenden Begründung und Unterstützung dieser so sehr gemeinnützigen Anstalt hat sich namhafter Beiträge von Seiten der allerhöchsten und höchsten Herrschaften zu erfreuen. Der Bedarf ist nach Anforderung der Mitglieder 1500 Malter Kartoffeln und 250,000 Torf, welche bereits angekauft sind. In den ersten zwei Monaten (Sept. und Oct.) wurden vom Verein 652 fl. eingelegt. Die Ausgabe von Kartoffeln findet jedesmal am ersten Dienstag im Monat, die von Torf am ersten Freitag im Monat statt. Am ersten Dienstag d. M. wurden, theils nach Bedürfniß, theils nach den gemachten Einlagen, 72 Malter Kartoffeln, am ersten Freitag d. M. 44,000 Torf ausgegeben.

Mainz, 24. Nov.

Ihr geschätztes Blatt brachte in neuester Zeit zu wiederholten Malen Berichte über die Leistungen unserer Bühne, die sich jedoch nur vorzugsweise mit der Oper beschäftigten und des Schauspiels nur nebenher Erwähnung thaten. Wir wollen nicht verkennen, daß unsere Oper um Vieles besser ist, als unser Schauspiel, und doch haben wir schon zu verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, auch auf diesem Felde recht Wackeres kriften zu sehen. Vor allen Dingen nennen wir hier die letzten Samstag stattgehabte Vorstellung des Scribe'schen Lust- und Intriguen-Spiels: „das Glas Wasser", das vor einigen Jahren hier unter großem Beifall des Publikums aufgeführt wurde. Bei der jüngsten Aufführung war man allgemein gespannt, ob Fräul. Anna Schirmer in der Rolle der Herzogin von Marlborough die Aufgabe lösen würde, die in dieser Partie gegeben ist und deren Lösung bei ihrem jugendlichen Alter für sie besonders schwierig seyn mußte. Mit vollster Ueberzeugung können wir sagen, daß Fräul. A. Schirmer alle Erwartungen übertraf und die Rolle mit so vielem Tacte und so großer Gewandtheit durchführte, daß sie damit zugleich den besten Beweis von ihrem Fortschreiten in der Kunst ablegte. Auch Hr. Wohlstadl (Bolingbroke), so wie Hr. Franzmüller (Mesham) und Fräul. Bertha Schirmer (Königin Anna), dann aber ganz besonders Mad. Butterweck (Abigail Churchill) waren in ihren Partieen so gut, daß wir diese Darstellung unbedingt zu den besten zählen, die wir im Fache des Schauspiels in dieser Saison sahen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

*** In keiner Zeit durchdrang eine so lebhafte Reiselust alle Klassen der Gesellschaft wie heutzutage. Reisen ist daher das Losungswort aller Welt. Aber nur Wenigen ist es gegönnt, ihrem Hange zu folgen; Tausende bleiben an die Scholle gefesselt! Diesen reiselustigen Gemüthern, die sich aus ihrem engen Kreise nach Erfrischung und Belehrung hinaussehnen, entgegen zu kommen, oder den schon Gewanderten das Bild ihrer Erinnerungen zu vervollständigen und künstlerisch zu fixiren, ist der Zweck eines Unternehmens, mit dem wir unsere Leser bekannt machen wollen. Im Verlage von C. Muquardt in Brüssel und Leipzig erscheint eine „Reise auf gemeinschaftliche Kosten, unternommen von einer Gesellschaft von Schriftstellern und Künstlern", deren sich der geehrte Leser anzuschließen hiermit freundlichst eingeladen wird. Von der ersten Abtheilung dieses Werkes: „Spanien und die Spanier", die in 24 Lieferungen erscheinen soll, liegen uns bereits zehn Lieferungen vor. Ein geistreicher, wohlunterrichteter und beredter Cicerone begleitet uns in dem romantischen Land der Hidalgos. In anregender Weise macht er uns mit Allem bekannt, was für Sitten und Schicksale des Landes charakteristisch ist. Die ihm beigegebenen Künstler sorgen ihrerseits durch trefflich ausgeführte Zeichnungen dafür, daß die Erinnerung an das im Geist Gesehene und Erlebte sich nicht so leicht verwischen kann. Bis zum Schlusse dieses Jahres soll die erste Abtheilung vollständig erschienen seyn; die zweite Abtheilung wird uns dann in gleicher Weise den „Rhein und die Rheinlande" bringen. Wir wünschen aufrichtig, daß das in Rede stehende Werk bei dem gebildeten Publikum recht viel Theilnahme finden möchte. Der Umstand, daß es zu gleicher Zeit in vier verschiedenen Ländern und Sprachen erscheint, hat den Verleger in den Stand gesetzt, einen in Betracht der wahrhaft künstlerischen Ausstattung nur sehr geringen Preis zu stellen. Das Heft kostet nur 36 kr. L.

*** Wir machen die zahlreichen Verehrer Shakespeare's auf die so eben erschienenen Lieferungen 2 — 4 der bereits früher besprochenen „Shakespeare-Gallerie" aufmerksam. Sie enthalten viel des Schönen und heben wir namentlich die Illustrationen zu Romeo und Julie, Coriolan, Antonio und Cleopatra, Macbeth, Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Viel Lärm um Nichts, Wintermährchen und den Sturm hervor. Die technische Ausführung dieser Illustrationen bietet noch dadurch ein besonderes Interesse, daß die von dem Dänen C. Piil erfundene Chemitypie in Anwendung gebracht wurde. Man ersieht daraus, daß dieses Verfahren, neben dem Holzschnitt, trotz aller Anfeindungen, recht gut bestehen kann. L.

Großes Panorama der Schweiz, von Delkeskamp.

Je enger sich der Schauplatz des schweizerischen Executionskrieges um Luzern und den Vierwaldstätter See zusammen zieht, desto wünschenswerther wird es, eine genaue Darstellung dieser Gegend zu besitzen. Kein Kunstwerk unserer Zeit möchte geeigneter seyn, diesem Wunsche vollkommen zu entsprechen, als Delkeskamp's, des ersten unserer Panoramisten, meisterhaft gearbeitete klassische Schweiz; wir haben sie selbst an Ort und Stelle benutzt und in ihr einen vortrefflichen Führer gefunden; wir können sie daher Denen, die sich orientiren wollen, auf's beste empfehlen. Man findet jedes Haus, jeden Hügel, jeden Fußsteig da und bekommt das vollständigste Bild der Gegend. Da das ganze Werk, das aus 9 fein ausgeführten Blättern besteht und jetzt nur noch 12 fl. 36 kr. kostet, für Manche zu umfassend seyn möchte, so hat sich der Verf. entschlossen, einzelne Blätter, z. B. den Vierwaldstätter See, zu dem Preise von 1 fl. 24 kr. abzugeben. Sie sind bei ihm selbst zu haben, hinter der Rose.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Nov. Prinz Eugen der edle Ritter, Oper in 3 Abth., Musik von G. Schmid.

Sonntag, 28. Nov. Zu ebener Erde und erster Stock, oder: die Launen des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy.

Montag, 29. Nov. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 329. Montag, den 29. November 1847.

Bei der Nachricht von der Einnahme Luzern's.

(Von Ludwig Hud.)

Das Lichtpanier weht in Luzern.
Frohlockt, ihr Freien, nah' und fern!
Die Sonnenstrahlen dringen schon
Bis in den fernsten Urkanton.

Im hohen Jubel werd' es kund:
Zertrümmert ist der Sonderbund!
Kein Amulet war stark genug,
Zu hemmen Dufour's Siegeszug.

Die Sonderbündler flieh'n, und froh
Ist selber Salis-Soglio;
Denn Führer solchen Heer's zu seyn,
Das bringt wohl nimmer Lorbeer'n ein.

Die gute Sache hat gesiegt.
Doch, ach! auf blut'gem Schlachtfeld liegt
Manch' Opfer schnöder Pfaffenlist.
O unglückselger Bruderzwist!

Wer hat die Flamme angefacht?
Die alten Freunde sind's der Nacht,
Der Jesuiten giftge Brut;
Sie schürten an des Hasses Glut.

Und als die Flamme war entbrannt,
Verließen schmählich sie das Land;
Die feigen Lojoliten flieh'n
Voll Hast zum sichern Welschland hin.

Wie lange noch wird dies Geschlecht
Bekämpfen tückisch Licht und Recht
Und Unheil stiften fern und nah?
O wär' ein Ganganelli da!

Er fehlt! D'rum tönt dem Volke Preis,
Das selbst sich frei macht vom Geschmeiß!
O Schweiz, dir glänzt ein Hoffnungsstern:
Das Lichtpanier weht in Luzern!

Frankfurt a. M., 26. Nov. 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Fortsetzung.)

An der westlichen Seite derselben hatte er sich einen Rasensitz errichtet, indem ihm von hier aus der Rhein in seinen mannichfaltigen Schlangenwindungen, umkränzt von seinen Hügeln und Bergen, ein entzückendes Panorama darbot; hier saß er oft bis tief in die Nacht; ja nicht selten zuckte schon das junge Licht des neuen Tages über den fernen östlichen Horizont herüber, und noch immer befand sich unser Fährmann auf demselben Platze. Wer ihn so gesehen, würde ihn eher für einen Schlafenden, denn für einen Wachenden gehalten haben; ernste, traurige und wehmüthige Erinnerungen tauchten allmählig aus dem Tiefsten seiner Seele hervor und nahmen sein ganzes Wesen so in Anspruch, daß er Alles vergaß, Hunger und Naturschönheiten, die sonst bei andern Gelegenheiten im Stande waren, Ruhe, Heiterkeit und fromme Hingebung wie Balsam auf sein heimlich blutendes Herz zu gießen; ja bisweilen vergaß er selbst den Schlaf, so wie den Einfluß schädlicher Nachtlüfte. Auch jetzt hielt ihn wieder ein Wechsel sehr schmerzlicher Gefühle in einem Zustande scheinbarer Bewußtlosigkeit, aus der er jedoch momentan erwachte; dann seufzte er tief auf, fiel auf die Kniee, und mit gen Westen gewandtem Antlitze streckte er betend die Arme aus; aber ein starker Thränenstrom erstickte seine Worte, er löst'te sich in tiefes, unverständliches Schluchzen auf, und der Arme sank erschöpft auf den Boden, wo er schlafend liegen blieb, bis ihn das helle Glöcklein der Dorfkirche herunter an's Ruder rief. Sehr häufig verließ er schon vor Sonnenaufgang sein Thränenlager — denn vieles und unwillkürliches Weinen machten sein Bett zu einem wahren Thränenlager —, um im Freien ein herzliches Morgengebet zu verrichten; und von sanften, unerklärlichen Empfindungen hingerissen, sang er mit tiefer Empfindung ein ihn erhebendes und mit neuem Lebensmuth erfüllendes Lied.

Was der Neugier jener Dorfbewohner die meiste Nahrung gab, das war die sonderbare Lebensweise des geheimnißvollen Fährmannes. Denn, ausgenommen des Sonntags, wo er dem ganzen Gottesdienste gebührend beiwohnte, erschien derselbe nie in ihrer Gemeinde und hatte auch mit Niemanden, außer zwei Personen, Umgang. Auch konnten sie sich für die erste Zeit durchaus nicht erklären, woher ihm seine Nahrung, Wäsche und übrige Aufwartung komme, bis der Zufall es Einem der unermüdlichsten Späher entdeckte, der dann nicht verfehlte, es den Uebrigen mitzutheilen. Jene Individuen, mit denen der räthselhafte Fremde Umgang pflegte, ein Umgang, der ihm, als einer so untergeordneten Person, in Aller Augen als eine außerordentliche Gnade angerechnet wurde und ihren Neid rege machte, waren der Bürgermeister und der Pfarrer des Orts. Diese waren es denn auch, welche es übernommen hatten, ihrem Schützling mit

Digitized by Google

allem Nöthigen zu versehen; ja, wie bereits bemerkt, sie waren bei der Nothdurft nicht stehen geblieben, sie hatten selbst, so weit die Umstände es gestatteten, für die Bequemlichkeit Sorge getragen.

Vor Allem waren sie bemüht, das Geheimniß, welches den Fährmann umgab, unverletzt zu bewahren; denn sie nur waren die Einzigen, welche sich im Besitze desselben befanden. Gleich Anfangs sah man, daß derselbe die Zwischenzeit, in welcher Niemand überzusetzen war, in der Hütte am Ufer zubrachte. Hier war es, wo ihm fast täglich von dem einen oder dem andern seiner Gönner ein Besuch abgestattet ward; jedoch suchten sie immer auf Umwegen zu ihm zu gelangen, um die Aufmerksamkeit ihrer Untergebenen zu täuschen. Des Pfarrers Besuche aber waren am häufigsten und jedesmal am längsten, und aus seinem ganzen Benehmen konnte man deutlich erkennen, welche Achtung und besonderes Interesse er für Den habe, dessen bretternes Häuschen er so oft mit seiner Gegenwart beehrte.

Eines Abends, nachdem der geheimnißvolle Fährmann den ganzen Tag das Ruder fast nicht aus den Händen gelegt hatte, weil Klein und Groß in den auf der andern Seite des Flusses gelegenen und etwa eine Viertelstunde entfernten Flecken eilten, um dem Kirchweihfeste beizuwohnen, und eben im Begriffe stand, sein mühvolles Tagewerk zu beschließen, erschollen vom jenseitigen Ufer noch Stimmen mehrerer Nachzügler, die ihr „Holüber!" auf eine so kräftige Weise riefen, daß die Töne davon weithin im Gebirge wiederhallten. Es währte nicht lange, so lag auch schon das erwünschte Fahrzeug vor ihnen, um sie aufzunehmen. Ihrer waren sechs Männer, unter welchen sich ein Fremder befand.

Dieser hatte den Hintertheil des Nachens für sich eingenommen, wo er, wie man bei'm Laternenschein bemerken konnte, die Rolle eines aufmerksamen Beobachters spielte, während die Uebrigen durch ausgelassenes Lachen und Singen sich die Ueberfahrt angenehm zu machen suchten. Die durchdringenden Blicke des Fremden waren auf keinen Andern als auf unsern Fährmann gerichtet, und seine Augen ruhten auch dann noch auf ihm, als das Gefährt schon gelandet und seine fünf Gefährten den Weg nach ihrem Dorfe genommen hatten. Gleich dem Hasen, der mit offenen Augen seinen Schlaf hält, so behielt auch er noch immerhin unbeweglich seinen Sitz inne, so daß der Fährmann nach mehrmaligem Zurufen sich endlich genöthigt sah, ihn durch sanftes Rütteln zum Aufbruche zu mahnen. Jetzt erst schien er wie aus einem Traume zu erwachen; er sprang auf, stierte seinen vermeintlichen Ruhestörer nochmals mit großen Augen an, als wenn er ihn verschlingen wollte, sprang dann mit einem Satze an's Land, und schien die Richtung nach dem Dorfe einzuschlagen.

In einiger Entfernung aber machte er Halt, stellte sich hinter einen Baum und bemühte sich, durch das Dunkel einen Gegenstand unverrückt in's Auge zu fassen. Dieser Gegenstand war wieder der Fährmann. Sobald dieser den Nachen angebunden, ging er gegen seine Gewohnheit nach seiner Hütte, um daselbst die Nacht zuzubringen.

Kaum hatte er sie erreicht und die Thüre von innen verriegelt, als der Fremde sein Versteck verließ und, indem er recht behutsam um sich schaute, geradezu auf dieselbe zuging. Leise klopfte er hier an, worauf ihm sogleich geöffnet ward. Der Bewohner war sehr erstaunt, seinen sonderbaren Mann von eben, den er schon längst weg glaubte, wieder vor sich zu sehen.

„Mein Herr," begann die räthselhafte Person, nachdem sie noch eine Weile ein lästiges Schweigen beobachtet, „Sie werden verzeihen, daß ich als Fremder zu dieser Stunde Ihnen einen Besuch abstatte, allein wenn ich mich Ihnen näher erklärt haben werde, so werden Sie hoffentlich meine Freiheit entschuldigen."

Eben war die düstere, unheimliche, und doch wieder wohlthuende Nacht bereit, dem freundlichen, aber sorgenvollen Tage Platz zu machen, als der Fremde erst das Häuschen verließ und von dem Fährmann übergefahren ward. Bevor Jener den Fuß an's Land setzte, um sein Ziel weiter zu verfolgen, ergriff dieser gerührt seine Hand, drückte dieselbe herzlich und rief mit zitternder Stimme: „Lebe wohl, Heinrich, und vergiß meiner nicht!" Ohne ein Wort zu sagen, riß sich der Scheidende los, eilte von dannen, drehte sich nach einer kurzen Strecke noch ein Mal grüßend um und verschwand hinter hohen Gesträuchen.

Schien vor dem Erscheinen des Unbekannten die schwere Hand des Schicksals schon drückend auf dem Fährmann zu ruhen, so war sie nahe daran, ihn unter einer zehn Mal schwerern Last zu Boden zu werfen. Thränen entstürzten seinen Augen, als er abstieß, um wieder zurückzufahren. Fast maschinenmäßig ließ er sich auf eine Bank hinfallen und, die Ruder loslassend, verfiel er in tiefe Betrachtungen, woraus er nicht eher geweckt wurde, bis sein Nachen auf einen mitten im Flusse befindlichen und über dem Wasser hervorragenden Sandhügel stieß; jetzt erst ward er gewahr, daß er sich schon eine Viertelstunde unter der Ueberfahrtsstelle befinde.

Es fehlte ihm aber beinahe an der nöthigen Kraft, sein Fahrzeug wieder frei zu machen und zurückzufahren, denn seit der nächtlichen Unterredung mit jener Person, welche er auf eine so trauliche Weise mit dem Namen „Heinrich" angeredet hatte, war fast aller Muth und die Lust zum Leben verschwunden; sein Herz blutete und drohte zu brechen, und nur unter den höchsten Anstrengungen gelang es ihm, an der gewöhnlichen Stelle zu landen.

Zitternd und schwankend, wie ein Betrunkener, schleppte er seinen kraftlosen Leib zu seinem bretternen Aufenthalte, und hier angekommen, sank er, einem Fieberkranken gleich, der nach langer Krankheit zum ersten Male einen zu weiten Spaziergang unternimmt und nun nach seiner Rückkehr erschöpft auf sein Lager hinfällt, auf einen Stuhl. Wer zufällig in die Hütte getreten, der würde eine Leiche zu erblicken geglaubt haben; denn es hatte auf eine geraume Zeit wirklich das Ansehen, als habe der Fährmann seinen Geist aufgegeben. Langsam aber lebten die halberloschenen Lebensgeister wieder auf und gaben ihm sein völliges Bewußtseyn wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Pferdefleisch als Nahrungsmittel.

Darmstadt, 14. Nov.

Zu nicht geringer Ueberraschung unseres Publikums, welches, wie schon bemerkt, bisher aus lauter Tauraphagen zu bestehen schien, ist gestern in der hiesigen Cavallerie-Caserne ein durch einen Beinbruch unbrauchbar gewordenes vierjähriges kräftiges Pferd von einem Metzger geschlachtet und das Fleisch davon an die Liebhaber dieses neuen Nahrungsmittels (Hyppophagen) unentgeltlich vertheilt worden. — Wenn auch gegen den Genuß von Pferdefleisch an und für sich nichts einzuwenden ist, so werden doch Pferdezüchter schwerlich je auf den Gedanken kommen, diese Thiergattung für die Zwecke der menschlichen Consumtion zu erziehen, und zwar deßhalb nicht, weil die Pflege des Pferdes kostbarer ist als die des Rindviehs, und weil das Fleisch von letzterem denn doch kräftiger und schmackhafter ist. „Kinner", sagte der alte Frankfurter Gräff bei seinem originellen Unterricht in der Naturgeschichte, „Kinner, mer bleibe bei unserm köstliche Rindflasch. So e läftig Stückelche vom mittelste Schwanzstick mit bamberger Meerrettig geht mer über Alles — da laß ich Hahne und Dauwercher stehn." — Vorher hatte der gemüthliche Pädagog seinen Schulknaben erzählt, daß das Pferdefleisch bei manchen

Digitized by Google

Nationen als Nahrungsmittel diene, z. B. bei den Kalmucken, die es als eine große Delicatesse genössen. Eine größere Autorität als der selige Herr Geäff zu Frankfurt ist der berühmte Naturforscher Büffon, der in seiner Naturgeschichte dem Genuß des Pferdefleisches das Wort redet. Er bemerkt unter Anderem, daß man aus zuverlässigen Berichten wisse, daß das Pferdefleisch von den Negern an der Goldküste in Guinea, von den Arabern, von den Tartaren und Chinesen mit Appetit verzehrt werde. Die Neger an jener Meeresküste finden eben so viel Geschmack daran, als an ihrem Hundefleisch, und die Araber pflegen aus dem Fleische junger Pferde vorzügliche Leckerbissen zu bereiten. In Sibirien haben die sogenannten Brakski eine besondere Gewohnheit, Pferde zu weihen. Wenn der Besitzer eines solchen geweiheten Pferdes stirbt, wird es ihm geopfert, seine Knochen werden auf dessen Grab gelegt, das Fleisch aber wird von den Priestern verzehret. Die Kalmucken machen sehr viel aus dem Pferdefleisch; wenn sie es recht feierlich verzehren wollen, rösten sie es ein wenig an einem hölzernen Bratspieße. Bei den Usbeker Tartaren ist eigentlich nur der Pferdekopf eine Speise der Vornehmen, das übrige Fleisch gehöret für den gemeinen Mann. Bei den Tunquinesen ist das Pferde- und Hundefleisch weit mehr als anderes Fleisch geschätzt. Die Jakuten pflegen das Fleisch sogar von verreckten Pferden, von Mäusen und Murmelthieren dem Ochsen- und Kuhfleisch vorzuziehen. Bei dem Gebirge zwischen Peru und Chili machten die Spanier selbst, im Jahr 1535, wegen Mangel an Lebensmitteln keine Schwierigkeit, sich an Pferdefleisch zu sättigen. Duval erzählt, daß in den Fleischbänken der Stadt Moskau neben anderem das Pferdefleisch sehr häufig verkauft wird. Der Geschmack der Menschen, fähret Büffon fort, ist sehr verschieden; allein ein Europäer wird nicht leicht einem der erwähnten Völker seine Mahlzeiten beneiden. Indessen beweisen die angeführten Beispiele, daß, überhaupt betrachtet, alle Pferde, besonders die jungen Füllen, allerdings unter die eßbaren Thiere gehören, und daß die Europäer selbst im Falle der Noth sich beim Genuß ihres Fleisches nicht übel befunden haben. — Hätten die Europäer auf den durch den ausschweifendsten Fanatismus angefachten unglücklichen Kreuzzügen in den Orient stets Pferdefleisch zu Genüge zur Stillung des Hungers gehabt, sie würden sich unstreitig sehr glücklich geschätzt haben. Die kampflustigen Helden des Kreuzes leerten aber noch ganz andere Dinge essen, die ohne Ekel hier nicht angeführt werden können. Sogar Pferdemilch ist bei asiatischen Völkern ein Genußmittel, wie z. B. bei den Kalmucken, die sich ihrer als Lieblingstrank im Sommer bedienen. Man verfertigt auch ein berauschendes Getränke daraus, welches die Kalmucken Tschigan, die Tartaren aber Kumyß nennen.

Es verdiente übrigens untersucht zu werden, warum in älteren Zeiten die in Europa so gut gedeihenden unterschiedlichen Pferderacen nie unter das Schlachtvieh gezählt und als solches benutzt wurden. Die Römer hatten bekanntlich zahlreiche Heere und viel Reiterei, und die in der Völkerwanderung aus Asien heranstürmenden Völker der Hunnen, Gothen, Heruler, Alanen, Gepiden u. a. waren nicht weniger mit Pferden versehen und kamen aus den Ländern, wo der Genuß des Pferdefleisches wahrscheinlich schon damals in Uebung war. Und demungeachtet konnte dieses Nahrungsmittel in Europa weder damals noch späterhin in Aufnahme kommen. Gerade zu der unglücklichen Epoche der Völkerwanderung, wo so großes Elend über Europa hereinbrach, daß der Ackerbau, die Gewerbe und Künste unendlich darunter litten, hätte man dies am ersten erwarten sollen. Vielleicht waren religiöse oder andere Vorurtheile dabei im Spiele, welche die Zeit aus dem Andenken der Völker des Abendlandes verwischt hat und welche uns die Geschichte nicht überliefert zu haben scheint. Wird das Pferd, bemerken wir schließlich, wie jedes andere zur Verzehrung bestimmte Hausthier unter der vorgeschriebenen polizeilichen Controle zur Schlachtbank geführt, so ist dadurch den Consumenten die erforderliche Garantie gegeben, welche sie in Betreff der Gesundheit des zu schlachtenden Thieres zu fordern berechtigt sind, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Hausthiere mancherlei Krankheiten unterworfen sind, unter denen mehrere für die Gesundheit und das Leben der Menschen sehr gefährlich werden können. Dr. Levin's gekrönte Preisschrift: „Vergleichende Darstellung der von den Hausthieren auf Menschen übertragbaren Krankheiten" (Berlin, 1839) gibt darüber befriedigende Auskunft, und die Leser, welche sich für diesen Gegenstand besonders interessiren, können dort weitere Belehrung erhalten.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Kaiser Nikolaus.

Merkwürdig ist in den „Wanderungen eines alten Soldaten" von Wilhelm Baron von Rahden die Erzählung, welche der Verfasser aus dem Munde des Generals v. Reissig, Direktors der technischen Abtheilung im großen kaiserlichen Generalstab, anführt. General von Reissig erzählt ihm von dem Benehmen des Kaisers Nikolaus bei der Empörung der Garden gleich nach seiner Thronbesteigung als Augenzeuge Folgendes: Als die empörten Truppen sich vor dem Winterpalast aufstellten und den Großfürsten Nikolaus herunterriefen, damit er ihnen sein Recht erkläre, nach der Kaiserkrone gegriffen zu haben, erschien der Kaiser, eine erhabene Gestalt mit unbedecktem Haupte, wehrlos, seinen ältesten Sohn im Arm, mitten unter den Aufrührern. Oben kniete die Kaiserin und rang verzweiflungsvoll die Hände zum Gebet; aber auf den Zügen des Kaisers, so bleich sie waren, verrieth sich kein Zeichen innerer Aufregung. In diesem entscheidenden Augenblick legt ein Offizier oder Unteroffizier (Bugatschef soll sein Name gewesen seyn) aus den hintern Reihen der versammelten Soldaten die Büchse auf den Kaiser an und drückt ab. Ein alter Sergeant schlägt mit seinem Sponton, einen verächtlichen Ausruf ausstoßend, das Mordgewehr aus seiner Richtung. Die Kugel pfeift nah am Kaiser vorüber, nach dem Balkon, auf welchem die Kaiserin kniet. Da preßt der Kaiser sein Kind nochmals an die Brust und gibt es dann dem Sergeanten, seinem Lebensretter, mit den Worten: „Du bist ein ächter Russe, nimm und schütze meinen Sohn! Das Uebrige wird der Allmächtige fügen." Der alte Russe, hochbeglückt durch das ihm geschenkte Vertrauen, wendet sich zur Compagnie und mit laut befehlender Stimme ruft er: „Dies ist unser wahrer Kaiser! Es lebe hoch unser Kaiser Nikolaus!" Dies Lebehoch wird von der willenlosen Menge der Umstehenden tausendfach wiederholt, der Kaiser tritt an die Spitze seiner einzigen treuen Compagnie und vereinigt alle vereinzelt anrückenden Truppen, aus denen immer von neuem der Ruf erschallt: „Es lebe unser Kaiser Nikolaus!" Auf diese Weise eroberte der Kaiser mit unbedecktem Haupt und dem entblößten Degen in der festen Faust, während sein Sohn noch immer im Arme des Sergeanten war, Leben, Freiheit und ein unermeßliches Reich. So erzählte General von Reissig.

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 18. Nov. — Rh. B.) Heute fand durch ein dazu kommittirtes Mitglied des hiesigen Regierungs-Kollegiums die Uebergabe der Rettungs-Anstalt in Düsselthal, die von dem Grafen v. d. Recke gegründet und bisher geleitet wurde, an den Seminar-Direktor Georgi statt.

Digitized by Google

(Berlin, im Novemb.) Die hohen Fleischpreise sind Veranlassung geworden, daß mehrere hiesige Schlächter ihren Bedarf an Schlachtvieh auf der Eisenbahn aus Ungarn beziehen. Ungeachtet der bedeutenden Transportkosten soll sich der Preis desselben doch noch billiger als der des hier gekauften Schlachtviehs stellen.

In Belke, Regierungsbezirk Arnsberg, trug sich der merkwürdige Fall zu, daß ein Mann, der beim Hinaufziehen einer über 2000 Pfund schweren Glocke auf den dortigen Kirchthum behülflich war, von derselben völlig begraben wurde, indem das Zugseil zerbrach, als solche ungefähr 15 Fuß hoch über ihm schwebte, ohne jedoch irgend eine erhebliche Verletzung zu erhalten, so daß er, nachdem man mit vieler Anstrengung die Glocke umgeworfen, ohne Hülfe wieder nach Haus gehen konnte. (Rh. B.)

Turnerleben.

O frische, freie Turnerlust,
Dir jauchzet zu die frohe Brust!
Wir üben uns're Kräfte keck
Am Barren und am hohen Reck.

Mit diesem Verslein beginnt ein der zarteren Jugendwelt gewidmetes Bilderbuch, welches unter dem Titel: „Das Turnerleben in Bildern mit Versen", so eben im Verlag von Benj. Krebs dahier erschienen ist und einen vielverdienten und geachteten Lehrer und Kindesfreund zum Verfasser hat. Noch elf ähnliche, sich auf das Wandern, Ringen, Kletteen, das Pferd, den Wettlauf, das Springen, Schlittschuhlaufen, Soldatenspiel, Schwimmen, Fechten und Werfen beziehende Verslein folgen, und jedes derselben ist von einem freundlichen Bilde und sinnigen Randverzierungen umgeben — Wenn der Berichterstatter allen Ernstes bedauert, daß ungeachtet der nunmehr von dem hiesigen Turnvereine so zweckmäßig hergestellten, in ihren kleineren Räumen sogar heizbaren Turnhalle, die Theilnahme am wirklichen, Leib und Seele stärkenden Turnen Seitens der Schuljugend eine gegen die große Zahl der Turner im Sommer nur gering zu nennende ist — so darf er doch annehmen, daß obiges Büchlein eben deshalb um so mehr Anklang finden werde, weil die Kinder im behaglichen Winterkämmerlein wenigstens eine gleich mühelose, wie heitere Rückerinnerung an die in schönerer Jahreszeit auf dem Turnplatze verlebten glücklichen Stunden finden werden. Besser wäre es freilich, wenn Eltern und Erzieher jene behaglich-heiteren Stubenhocker aus ihren Schlupfwinkeln aufstöberten, um sie auch während des Winters, wo solches noch wichtiger ist, als im Sommer, an dem Turnen Theil nehmen zu lassen. Doch hoffen wir nur! Vielleicht gibt unser Büchlein auch hierzu wenigstens da und dort den Anstoß. A. R.

Korrespondenz.

Dresden, 16. Nov.

Man hat in neuerer Zeit mit Recht seine Aufmerksamkeit auf eine Klasse von unglücklichen Geschöpfen gerichtet, welche früher, da man ihren Zustand noch für unheilbar zu halten pflegte, eine Last ihrer Angehörigen, gewöhnlich mehr dem Spotte ausgesetzt, als mit Theilnahme behandelt, nicht im Stande gewesen wären, auch nur im geringsten sich aus ihrem Elende zu erheben. Es sind dieses die Blödsinnigen. Tüchtige Männer, wie Doirin, Seguin u. A. haben sich ihrer vorzüglich angenommen, und die hier und da entstandenen Anstalten für Blödsinnige lieferten bereits glückliche Resultate und beweisen, wie eine sorgfältige Behandlung und Erziehung selbst bei den schlimmsten Graden des Blödsinns von großem Nutzen seyn kann. Auch in unserem Sachsen besteht seit einiger Zeit in Hubertusburg eine Landesanstalt der Art und in Leipzig ist unseres Wissens ein Privatinstitut für schwachsinnige Kinder unter Leitung eines tüchtigen Pädagogen. Besonders erfreulich muß es aber seyn, wenn Aerzte sich der Sache annehmen. So hat neuerlich Hr. Dr. Kadner, Vorstand einer Privat-Genes-Anstalt für an chronischen Krankheiten Leidende in der in unserer nächsten Nachbarschaft so reizend und gesund gelegenen Ober-Lößnitz, bekannt gemacht, daß er in einer besonderen Abtheilung nicht nur überhaupt schwächliche und kränkliche, zumal an den Drüsen leidende Kinder aus den bemitteiteren und vornehmeren Ständen zur Behandlung und Erziehung aufnehme, sondern auch geistig und körperlich verkümmerte, also schwach- oder blödsinnige. Wir machen hierauf um so mehr aufmerksam, als die Honorare verhältnißmäßig sehr billig gestellt sind, die Kinder einer gewissenhaften Pflege genießen und es wohl gerade den höheren Ständen willkommen seyn möchte, eine solche Privatanstalt zu wissen, wo sie ihren kranken Angehörigen ein Unterkommen bereiten können. Daher schließen wir mit dem Wunsche, daß auch dieser Anstalt recht viel Gelegenheit gegeben werden möge, eben so erfreuliche Resultate zu liefern, als es bei den schon bestehenden Anstalten ähnlicher Art der Fall ist.

Dr. ....ß.

Vom Rhein, im Nov.

Unendlich oft ist es Dichtern und Schriftstellern unserer Zeit vorgeworfen, sie seyen Tendenzdichter; sie sprächen einer Partei das Wort; sie strebten mit aller Kraft des Geistes zur Verherrlichung und Gestaltung einer bestimmten Idee der Gegenwart, und zwar auf einseitige, sich wiederholende Art. Eben so oft haben sich die Angeklagten entschuldigt: man müsse in unserer Zeit Tendenzdichter seyn; man könne nicht anders, als eine feste Farbe nehmen, damit sich die Kämpfer der verschiedenen Parteien unterschieden und man mit Bestimmtheit aus dem Schwanken hinaus käme. Beide hatten Unrecht; Kritiker und Dichter. Die Kritiker, indem sie das Drängen auf einen Punkt in der Poesie verdammt wissen wollten; die Dichter, indem sie die Tendenz auf die Spitze trieben und vergaßen, daß Schönheit und Extrem sich nicht vertragen. Daß aber diese beiden Seiten zu versöhnen sind, daß sich der Stoff der Gegenwart trotz aller prosaischen Verhältnisse wahrhaft schön gestalten läßt, habe ich vor kurzem wieder an einem eben bei W. Jurany in Leipzig erschienenen Buche gesehen. Es heißt: „Mährchen aus der Gegenwart", von Theodor Althaus. Nach den verschiedensten Seiten hin, in Staat, Kunst, Religion, wird hier die Gegenwart lebendig ergriffen; frei, künstlerisch, mit warmer poetischer Seele zu concreten Erscheinungen geformt. Keiner bestimmten Richtung wird darin das Wort gesprochen — aber sie werden alle gewürdigt; wir fühlen den gewaltig stürmenden Herzschlag der Gegenwart durch alle Worte, aber eine dichterische Persönlichkeit reißt uns auf den Boden der wahren Schönheit, von dem aus die Kämpfe des Lebens in der Verklärung der Poesie erscheinen. Man fühlt sich durch und durch harmonisch von dem Buche gestimmt und steht doch inmitten der bewegten Zeit; the Ernst und ihre Heiterkeit wechseln in schöner Weise mit einander. Man lese nur: das „Idyll", den „Freiheitslanz" u. s. w. Daß diese Erzählungen „Mährchen" genannt sind, will uns nicht gefallen; denn sie sind nichts weniger, als das. Warum hat sie der Verfasser nicht Erzählungen oder Bilder genannt? — Doch auf jeden Fall werden wir angenehm getäuscht und können in jeder Weise auf die „Mährchen der Gegenwart" als auf eine der erfreulichsten und eigenthümlichsten Erscheinungen aufmerksam machen. Sie sind auch ein Zeugniß der großen Wahrheit: daß ein Ideal nicht auf stürmende, revolutionirende Art, sondern auf dem lebendig gleichmäßig fortschreitenden Gang der Geschichte erreicht werden soll und kann! Und so wünschen wir dem Buche denn viele Leser! W. S.

Darmstadt, 24. Nov.

Bei der gestrigen, sehr gelungenen Aufführung der Oper: „Figaro's Hochzeit" trat Fräul. Emilie Reitz von hier als Cherubin auf und legte bei diesem ihrem ersten theatralischen Versuch so befriedigende Proben ihres vielversprechenden Talentes ab, daß sie in dem Verfolge ihrer Rolle von dem dicht besetzten Hause den aufmunterndsten und schmeichelhaftesten Beifall fand. Bei ihren schönen Anlagen, welche durch ein einnehmendes Aeußere unterstützt werden, ist Fräul. Reitz durch ihre Lehrerin, Mad. Pirschee, in weniger als Jahresfrist für die Bühne herangebildet worden. Die Rolle des Cherubin gab sonst immer mit großer Auszeichnung Mad. Marlow, welche aber schon seit einiger Zeit unpäßlich ist.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Nov. Zu ebener Erde und erster Stock, oder: die Launen des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy.

Montag, 29. Nov. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 330. Dienstag, den 30. November 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Fortsetzung.)

Seinen schmerzlichen Gefühlen jetzt Worte gebend, rief er aus: „Du, Clementine, mir untreu?! . . . Du, das Muster aller Gattinnen! die liebenswürdigste der Mütter! . . . Du, das vernünftige, fromme und treue Weib, Du solltest auf ein Mal so leichtsinnig geworden seyn und alle Deine so lange gewissenhaft erfüllten Pflichten vergessen und mit Füßen getreten haben? . . . Du, die Du die Würde eines Weibes in seiner höchsten Reinheit zu erhalten und auf Andere überzutragen suchtest, Du solltest den Glanz Deines mir bisher sorgfältig bewahrten Schatzes durch irgend einen verderblichen Hauch haben trüben lassen!? . . . Nein, nein, Clementine, so sehr die Welt geneigt ist, Dich anzuklagen und über Deine Schuld den Stab zu brechen, so kann ich den vernichtenden Gedanken nicht fassen, Dich schuldig zu wissen! . . . Du, mein Weib, die Mutter meiner Klara, Du könntest, obschon durch einen fernen Raum persönlich von mir getrennt, dennoch meinem Herzen so nahe wie damals, als die holde Fortuna uns lächelte, in den Armen eines Andern liegen?! . . . Nein! . . . Nein! . . . Geh hinweg von mir, schadenfroher Unhold, der Du mich gleich meinem Schatten mit vergifteten Einflüsterungen verfolgst! mein Weib ist so unschuldig und rein, wie Engel sind; ja, ich will meine Seligkeit dafür zum Pfande setzen! . . .

„Doch," fuhr er nach einer kurzen Pause ernsten Nachdenkens fort, „wer kann heutzutage auf die Treue vieler Weiber bauen? Wo ist jener geheimnißvolle, ja zauberhafte Schleier, der ursprünglich ihr ganzes Wesen umgab, und den die fremde Hand gleichsam nur mit heiliger Scheu zu lüften wagte? Werfen sie diese Hülle, das bevorrechtete, himmlische und wunderbar wirkende Erbtheil ihrer Natur nicht immer mehr von sich, um in ihrer wahren verderbten Gestalt, beraubt des Nimbusses ihrer Heiligkeit und Tugend, auf der bunten Bühne des Lebens aller Augen auf sich zu ziehen? Werden sie sich aber nicht sehr verrechnen, indem sie durch Entäußerung ihres überirdischen Schmuckes den rechtschaffenen und keuschen Mann von sich stoßen?

„Ring, du still redendes Symbol der Treue und unauflöslichen Ehe, was bedürfen wir deiner noch, wenn das Weib, seine wichtige und heilige Bestimmung vergessend, die zartesten Gefühle und Bande zerreißend, das Fundament seiner vielfachen Pflichten auf Erden, die Religion, aus dem Herzen reißt; wenn es Das, was der Schöpfer dem Weibe bei der Schöpfung zum charakteristischen Unterscheidungszeichen der männlichen und weiblichen Natur zum ausschließlichen Eigenthum gab, leichtsinnig von sich wirft? Weib, wo sind Deine Tugenden, die den Glanz des todten Metalles an meiner Hand hier weit überstrahlen sollten!

„Aber Vergebung, ihr schwachen Geschöpfe, wenn ich auf solche Weise meinem verwundeten Herzen Luft mache! Nicht immer ist es Euere Schuld, wenn Ihr Euere Bestimmung und Pflichten verletzt, sondern leichtsinnige, charakterlose Menschen sind es, die, alles Höhere und Edle, ja Gott und die Religion als ein Hirngespinnst erklärend, Euere Schwäche benutzen und Euch zum Spiele schändlicher Leidenschaften mißbrauchen. Sie, ihr unglücklichen Weiber, sie nur fordert an jenem schrecklichen Vergeltungstage vor den Richterstuhl des gerechten Richters und klagt sie als die Mörder Euerer Seele, als die Schänder jener Würde an, die Euch gleichsam als Wesen höherer Art verehren heißt, und die einen unaussprechlichen Zauber über unser irdisches Daseyn verbreitet.

„Er, der Mann, das kraftvolle Wesen, seiner Bestimmung und seinem Berufe nach weit kräftigere und charaktervollere Geschöpf als das Weib, dessen moralischer Werth und Bedeutung durch die Religion noch mehr gehoben wurde, er sollte in seinem kleinen Familienkreise, der ihm eine ganze Welt seyn muß, seine dreifache Stellung als männlicher Ernährer, als Gatte und Vater nie, auch nicht für einen Augenblick, aus den Augen verlieren! Soll ihm die Religion — wohl verstanden, die reine Jesusreligion, die uns als lichtvolle Himmelsblume von dem einzigen göttlichen Gärtner in unsere Herzen gepflanzt wurde und unverfälscht darin fortblüht, aber nicht jene Religion, der man die wahre Unterlage genommen und statt ihrer verwirrende Philosophismen als die ächten Haltpunkte gegeben hat — die kräftige Eiche werden, woran er sich in seinem verschiedenartigen Wirken klammern kann, so muß er sich hingegen erinnern, daß er als Mann seinem Weibe der schützende und erhaltende Baum seyn soll, dessen Stamm sie in Gefahren ergreifen kann, um sich daran zu halten und unter dessen Zweigen sie hoffnungs- und vertrauensvoll wohnen könne.

„Gott, ich kann nicht mehr denken! Ich fürchte meinen Verstand zu verlieren! O, bin ich denn noch nicht unglücklich genug, habe ich nicht den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren müssen? Habe ich nicht mein Vaterland, meine herrlichen Güter, meinen Namen, meine Freunde und das Schätzbarste, was ich vor Allem besaß — meine Frau und mein Kind verloren? und nun soll noch der härteste aller Schläge mich gänzlich vernichten? die Treue meiner Clementine, welche nächst Gott allein im Stande war, mich fern von meiner Heimath in der Verlassenheit zu unterstützen, soll mir sogar geraubt worden seyn? Sie, welche . . . . Nein, ich darf an nichts Schwarzes mehr denken, ich würde sonst ein Verbrechen an einem Engel in Menschengestalt begehen; Clementine, Du bist unschuldig! Für Dein makelloses Herz will ich . . . .

Allmählig war der Ton des Gebeugten schwächer geworden, bis er zuletzt in ein fast unverständliches Flüstern überging, das dann plötzlich auf seinen Lippen erstarb. Er hatte die Augen vor Müdigkeit und Herzeleid geschlossen und genoß eine erquickende

Digitized by Google

Ruhe, deren seine erschöpften Körper- und Geisteskräfte so benöthigt waren. Während er sich dieser Wohlthat erfreut, wollen wir die Stätte der Trauer verlassen, um jene Person einzuholen, welche unter dem Namen Heinrich hier vor einigen Stunden so wichtige Nachrichten schien mitgetheilt zu haben.

Da Heinrich, wie wir ihn nun auch benennen wollen, seine Gründe hatte, unverzüglich diese Gegend zu verlassen, und doch gerne dem ermatteten Körper einige Erholung gönnen wollte, so legte er sich, nachdem er noch eine tüchtige Strecke zurückgelegt, aus Furcht, sich zu verirren, in's Gras und schlief ein. Frühzeitig geweckt durch der Lerchen munteres Morgenlied, verließ er sein freundlich grünes Blumenbett und trat gestärkt seine Reise an.

„Gott sey Dank," dachte und sprach er endlich vor sich hin, „nach langem und vergeblichem Suchen hab' ich endlich meinen Herrn wieder gefunden! Wer hätte ihn aber auch dort in jenem entlegenen Winkel der Erde, hinter den Bergen, als Fährmann in solcher Verkleidung und mit so entstellten Zügen vermuthen können? In solchen Lumpen, wenn es mir erlaubt ist, im Vergleich mit seiner vorigen Standeskleidung mich dieses Ausdruckes zu bedienen, sind ich die edlen Glieder des einst so angesehenen und hochgeachteten Grafen von B. gehüllt? Er, dessen Hand so viele Gaben spendete, so manche Unglückliche glücklich machte, und für König, Vaterland und Menschenrechte so bedeutende und uneigennützige Opfer brachte, er führt jetzt das harte Ruder, muß im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen und es mit heimlichen und blutigen Thränen netzen? Gerechter, kann Deine Vaterliebe, Deine Güte und Deine Gerechtigkeit Solches dulden? Doch nein, ich will an Dir nicht verzweifeln, ich will mein Vertrauen auf Deine rettende Hülfe nicht aufgeben, ein Vertrauen, welches Du um so mehr ehren und belohnen wirst, da ich es meinem Herrn verdanke, der zu keiner Zeit und bei keiner Veranlassung in seinen religiösen Ueberzeugungen wankend gemacht werden konnte!

Schrecklich, schrecklich ist es, daß der arme Graf vielleicht durch meine Unvorsichtigkeit zwei volle Jahre in diesem Elende schmachtet! Denn hätte ich in meinem Benehmen mehr Klugheit und Vorsicht gezeigt, dann wäre ich vielleicht dem Gefängnisse entgangen und hätte den Aufenthalt meines Herrn eher ausfindig gemacht und somit die Aussicht gehabt, zu sein m Besten thätig zu seyn. Daß er auch an jenem verhängnißvollen Abende seiner Flucht das ihm von seinem besten Freunde, dem Minister v. N., in der Eile in die Hände gedrückte Billet, welches die wohlgemeintesten Verhaltungsbefehle und Winke enthielt, verlieren mußte!

Ohne die Hülfe dieses edlen Freundes — wie darf ich's wagen, ihn, den Edlen, zu nennen? Hat er nicht als Heuchler, als Verräther und als Betrüger an meinem Herrn, seinem Freunde, gehandelt, indem er gleich nach dessen Abreise seine Gemahlin abholte und mit ihr auf eines seiner entlegensten Güter zog, wo er, wie ich später erfuhr, unerlaubten Umgang mit ihr pflegen soll? — ohne Hülfe dieses doppelzüngigen und falschen Freundes also wäre der Graf und seine ganze Familie als ein Schlachtopfer unter dem Beile des Henkers gefallen; denn nur diesem einflußreichen und klugen Minister war es möglich, ihn diesem schmachvollen Tode zu entziehen,

(Fortsetzung folgt.)

Dieffenbach.

Zum Tod der heil'ge Peter sprach:
„Hol' in Berlin den Diefenbach,
Denn wenn der Mann noch lange Zeit
Auf Erden heilt und arzeneit,
Bleibt kein Geheimniß unenthüllt,
Bleibt keine Lücke ungefüllt.
Doch hüte dich, durch Helfer ihn
Langsam in unser Reich zu zieh'n,
Durch Krankheit ihn erst morsch und weich
Zu machen. Wenn auf einen Streich
Der Mann nicht fällt, durch seine Kunst
Löf't er dann unf're Macht in Dunst.
Schleif' deine Sense, schleiche dich
Hinunter ganz vorsichtiglich,
Hol' aus, bevor er sich's versieht,
Eh' er dir Bein auf Bein entzieht."

* * *

Der Tod hatt' dessen volle Acht
Und also ward die That vollbracht.

Wilh. v. Walddrühl.

Bilder aus dem Schauspielerleben.

Die bei Grunow in Leipzig erschienenen „Bilder aus dem Schauspielerleben" von Roderich Benedix haben freundliche Aufnahme gefunden und enthalten viel Beachtungswerthes. Wenn in den gewöhnlichen Romanen und Novellen, mit welchen das leselustige Publikum fortwährend reichlich versehen wird, kein anderes Ziel gesteckt ist, als dem Leser Unterhaltung zu gewähren und seine Phantasie durch Erzählung von ungewöhnlichen Begebenheiten, die meistens auch unwahrscheinliche sind, zu spannen und zu beschäftigen, wenn sie nur auf Ueberraschung und sogenannten Effekt hinauslaufen und keine höher liegende Aufgabe verfolgen, so gibt es dagegen andere, die eine Tendenz haben und auf einer geistigen oder sittlichen Grundlage beruhen. Diese wollen eine Idee veranschaulichen, einen Charakter geltend machen, ein Prinzip durchführen und eine Wahrheit des innern oder äußeren Lebens hervortreten lassen. Ihre Aufgabe ist die eigentliche des Romans, aber sie ist auch eine schwere und wird in den wenigsten Fällen erreicht; denn gewöhnlich gerathen ihre Verfasser in das Extrem allzu großer Trockenheit, indem sie weitläufige Abhandlungen und Betrachtungen bringen, anstatt der frischen und warmen Lebensbilder, und indem die Nüchternheit der Tendenz der Poesie und dem Interesse der Begebenheit über den Kopf wächst. Hier ist die Vermittelung allerdings nicht leicht und in den meisten Fällen wird vom Verfasser eben nur der Umriß einer Erzählung erfunden, an welche er seine Gedanken und Empfindungen, wie es gerade gehen mag, anreiht. Dies gilt auch von Roderich Benedix. Er kennt das Theaterwesen genau und aus eigener Erfahrung, aber sein Herz war zu voll, sein Lehreifer und sein Wunsch, auf Uebelstände zu verweisen und Verbesserungen anzubahnen, waren zu groß, als daß er sich der Mühe unterzogen hätte, einen kunstvollen Roman, eine Erzählung der Anschaulichkeit und des Lebens zu erfinden und durchzuführen. Er gab uns demnach eine Geschichte, die sehr in den Hintergrund gestellt ist, während seine Tendenzen dominirend sich breit machen und den Vordergrund einnehmen. Der Verfasser erzählt uns die Geschichte eines jungen Mannes von guter Familie, der aus Liebhaberei und jugendlicher Kunstliebe zum Theater geht, wo er seine Ideale verwirklichen zu können glaubt; doch überzeugt derselbe sich bald davon, daß er keinen sonderlichen Beruf zur darstellenden Kunst besitzt und daß auch die Wirklichkeit der Theaterwelt hinter seinen Erwartungen und Träumen weit zurück bleibt, ja sogar mit diesen in direktem Widerspruch steht. Während seiner kurzen Künstlerlaufbahn findet er Gelegenheit, mit einsichtsvollen

Digitized by Google

Schauspielern zusammen zu kommen, die ihn aus dem Schatze ihrer Erfahrungen belehren und zurechtweisen. So erhält er und mit ihm der Leser nach und nach anziehende Mittheilungen über die wichtigsten Fragen des Theaters, wie z. B. über die Rollensucht der Schauspieler, über das Zurechtstreichen der Stücke, über Repertoire und Bühnenverwaltung, über Recensentenwesen, über Theaterschulen, über richtige und unrichtige Auffassung der Rollen u. s. w. In diesen Beziehungen bietet das vorliegende Buch, wie bereits gesagt, viel Beachtungswerthes, und um unsere Leser mit demselben bekannt zu machen, möge hier auszugsweise Einiges folgen.

Drei Schauspieler besprechen die Ursachen des Verfalls der deutschen Bühne und Einer derselben sagt im Verlaufe dieses Gesprächs:

„Niemand, als wir Schauspieler selbst, hat wohl die Gelegenheit, die jämmerlichen Lumpen — in künstlerischer Beziehung — zu bemerken, die in so großer Anzahl bei den deutschen Theatern bestehen — und immer fortkommen. Man sollte es für unmöglich halten, daß Menschen, die unfähig sind, zwei zusammenhängende Sätze zu sprechen, erste Stufen bekleiden, daß Menschen, die thatsächlich nicht verstehen, was sie sprechen, die nicht so viel Bildung haben, grammatikalisch richtig zu sprechen, die Redekunst ausüben — und doch ist es so. Hier ist der Punkt, wo allenfalls Theaterschulen wirken könnten. Das ächte Talent bildet sich selbst in der Ausübung der Kunst, wie der Feldherr nur durch den Krieg den Krieg lernt, allein die minder Begabten, die den Mangel an ächten Talenten ausfüllen müssen, zu bilden, dazu könnten Schulen wohlthätig wirken. — Wenn man übrigens begreifen will, wie es möglich ist, daß so viele Lückenbüßer der erbärmlichsten Art beim Theater sind, so muß man nur nachforschen, wie die Meisten zur Bühne kommen. Es ist eine stehende Frage unter den Schauspielern, wenn sie von Jemandem reden hören, den sie noch nicht kennen: „was ist der früher gewesen?" Diese Frage ist sehr bezeichnend und beweist, daß wenige Schauspieler von Anfang an die Künstlerlaufbahn als Beruf gewählt haben, sondern daß sie nach verfehltem anderweitigem Berufe zu dieser gegriffen, die auf den ersten Blick leicht erscheint, wo oft der Eintritt nicht schwierig ist, die keine Prüfung erfordert, und wo meistens die Lehrzeit schon eine Einnahme bringt."

„Allerdings", fiel Biber ein, „die Schauspieler sind entweder Schauspielerkinder oder sind Offiziere, Studenten, Handwerker, die kein Glück in ihrer Laufbahn gehabt und der Bühne sich zugewendet haben. Leute, die von Jugend auf den Gedanken hegten, sich der Schauspielkunst zu widmen, sind es eben nicht Kinder von Schauspielern, kommen selten vor und man kann in dieser aus allen Ständen und Berufsarten zusammengelaufenen Menge allerdings nicht viel Kunstbegabung suchen."

„Das Zusammenlaufen, das Verlassen eines andern Berufes an und für sich", bemerkte Steinbock, „ist noch kein schlimmes Zeichen. Die meisten Menschen werden in einen Lebensberuf durch äußere Veranlassung gebracht, zu einer Zeit, wo sie noch unklar über sich selbst sind, wo sie noch kein Urtheil über die Welt und ihre Verhältnisse — und über sich selbst haben. Machen sie dann mit reiferen Jahren die Entdeckung, daß ihr Beruf ihren Neigungen und Fähigkeiten nicht entspricht, so ist es nicht zu tadeln, wenn sie ihn verlassen und nach etwas Anderem greifen. Die meisten großen Schauspieler haben dasselbe gethan. Wenn dann die Leute, die zur Bühne gehen, auch wüßten, was die Schauspielkunst erfordert, wenn sie immer wahren, innern Trieb in sich fühlten, der Talent voraussetzt, so möchte es gut seyn. Allein die Meisten widmen sich dem Theater, weil es eine glänzende Außenseite hat. Viele sind auch nicht ohne Schuld auf ihrem bisherigen Lebenspfade verunglückt, und solche weist die Kunst entschieden zurück — sie verlangt einen reinen Sinn von Denen, die sie mit dem Lorbeer krönen soll. Fassen wir das Gesagte zusammen, so müssen wir bedauern, daß die Verhältnisse so vielen Unberufenen den Zutritt zur Kunst gestatten, und müssen darin einen Hauptgrund zum sogenannten Verfall des Theaters finden. Hier ist nun den Bühnenvorständen kein Vorwurf zu machen. Talente können sie nicht hervorrufen, sie können sie nur bezahlen und müssen nach ihren Verhältnissen unter denen wählen, die sich ihnen darbieten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(London. — Aach. Z.) Leider bestätigt sich der Schiffbruch des amerikanischen Paketschiffes Stephen Witney im vollen Maße. Aus dem Schreiben des geretteten ersten Steuermannes Allan geht nämlich hervor, daß das Unglück daher entstand, daß der Kapitän bei starkem Wind und nebligem Wetter sich in der Gegend geirrt hatte und die Küste von Crockhaven für das Leuchtfeuer von Old Head of Kinsale genommen hatte. Als man den Irrthum gewahr wurde, war es zu spät und bei hochgehender See zerschellte das Schiff an der Klippe, so daß es in weniger denn sechzehn Minuten ein vollkommenes Wrack wurde. Von 116 Personen, die an Bord waren, deren größter Theil Passagiere, die den bessern Ständen angehören, sind nur 17 mit dem nackten Leben davon gekommen. Die Küstenbewohner fielen mit Raubgier über das ans Ufer Geschwemmte her und plünderten, was sie konnten. Die Namen der Untergegangenen sind meist noch unbekannt.

Nach dem Rheinischen Beobachter hat sich bei dem vorletzten Eisenbahn-Unglück bei Oedenburg (Ungarn) ergeben, daß ein großer Theil der Bahnwärter aus Frauenzimmern besteht, weil diese mit einem Wochenlohn von einem Gulden zufrieden sind. Auch auf der Stelle, wo das Unglück geschehen, befinde sich ein Frauenzimmer als Bahnwärter.

(Karlsruhe, 22. Nov. — Mannh. J.) Um dem Publikum eine weitere Gelegenheit zur Benützung der Eisenbahn zu geben, ist die Einrichtung getroffen worden, daß auch mit dem Güterzuge Personen und deren Gepäck befördert werden. Diese Beförderung beschränkt sich auf die zweite und dritte Wagenklasse, für welch letztere bis auf weitere Bestimmung die Taxe von $5^1/_2$ Kreuzer auf $4^1/_2$ Kreuzer per Wegstunde, jedoch nur für den Güterzug, herabgesetzt worden ist. Der Güterzug cursirt zu den bisherigen Stunden auf der Hauptbahn zwischen Mannheim und Freiburg täglich; — auf der Bahnstrecke zwischen Freiburg und Schliengen, und auf der Seitenbahn zwischen Appenweier und Kehl bleibt derselbe jeweils an denjenigen Tagen, an welchen keine hinlängliche Güterladung vorhanden ist, ausgesetzt. Diese Anordnung tritt mit dem 27. d. M. in Vollzug.

(Berlin, 21. Nov. — Hamb. Börsenh.) Gubitzen's Volkskalender von 1848 hat eine größere Verbreitung als alle früheren Jahrgänge; in Nordamerika beträgt die Verbreitung desselben diesmal mehr als das Doppelte, sie ist von 1800 bis auf beinahe 4000 Exemplare gestiegen; selbst in Rußland hat sich der Absatz etwas vermehrt, was viel sagen will, da die prononcirte germanisch-protestantische Tendenz des Kalenders nicht mit der tonangebenden Richtung in Rußland harmonirt; daher denn auch das kleine Dänemark mehr als noch einmal so viel denn das große Rußland bezog, nämlich 5000 Exemplare. Das Ausland überhaupt consumirte mehr als die Hälfte der ganzen Auflage. Die Uebersicht der Verbreitung giebt ordentlich eine Art von Maßstab, wie stark das deutsche Element in den verschiedenen Ländern ist.

Digitized by Google

(Berlin, 15. Nov. — Mannh. Abendz.) Auf dem hier kürzlich stattgefundenen deutsch-katholischen Concil wurde zur Kenntniß gebracht, daß es gegenwärtig in Deutschland ungefähr 200,000 Deutschkatholiken giebt, welche 259 Gemeinden mit 88 Predigern bilden. Der Vergleichung wegen fügen wir hinzu, daß in Deutschland (mit Einschluß der Provinzen Preußen und Posen) runde 24 Mill. Römisch-Katholische leben, $21^2/_5$ M. Protestanten und protestantische Sektirer, 520,000 Juden, 5600 Griechisch-Katholische, 400 Armenisch-Katholische.

(Düsseldorf, 21. Nov. — Rh.- und Mos.-Z.) Mit der Errichtung einer Gemäldegallerie am hiesigen Orte, wozu bereits im vorigen Jahre ein Projekt auftauchte, scheint es nun doch Ernst werden zu wollen. Es hat sich zu dem Ende schon im vorigen Herbste ein Verein gebildet, der bis jetzt aus 166 Mitgliedern besteht, die zusammen 1000 Thlr. an jährlichen Beiträgen gezeichnet haben; außerdem haben verschiedene geachtete Künstler die Zusage gegeben, die anzulegende Sammlung durch einzelne ihrer Kunstwerke vermehren zu wollen. Auch wird der Kunstverein für Rheinland und Westphalen einem früher gefaßten Beschlusse zu Folge alljährlich ein bedeutenderes Bild in die neue Gallerie stiften. Bei solchem Zusammenwirken und bei der hier allgemein vorherrschenden Liebe zur Kunst ist der Stadt die Hoffnung gegeben, daß an der Stelle der alten Gemäldegallerie, welche einst ihr Stolz und Ruhm war, und die uns leider auf eine nicht zu rechtfertigende Weise vorenthalten wird, ihr in der neuen Schöpfung ein Ersatz erwachse, welcher dereinst wie früher den Glanzpunkt der Stadt bilden und ihr eine Quelle reichen Erwerbes zu werden verspricht.

Erbauliche Statistik der französischen Staats-Anleihen seit 1830:

1830 lieh	der	Staat	40,000,000	à 5	pCt. zu	102	Frs.	
1831	„	„	120,000,000	à 5	„ „	84	„	
1832	„	„	150,000,000	à 5	„ „	98	„ 50	C.
1841	„	„	150,000,000	à 3	„ „	78	„ $52^1/_2$	„
1844	„	„	200,000,000	à 3	„ „	84	„ 75	„
1847	„	„	250,000,000	à 3	„ „	75	„ 25	„

Summa: 910,000,000.

Korrespondenz.

Heidelberg, 26. Nov.

Die Unterzeichnungen für Beseler nehmen hier einen überraschenden Fortgang. Männer von jeder politischen Richtung unterzeichnen und zwar mitunter im Betrage von 60 — 80 fl. Man findet auf der Liste ebensowohl die größten Celebritäten unserer Hochschule, als die angesehensten hiesigen Bürger, wie Spoerer und Winter. — Seit einiger Zeit ist hier eine Theatergesellschaft unter der Direktion des rühmlich bekannten Schauspielers Spahn. Sichtbar ist das Streben von Seiten der Direction, wie der einzelnen Mitglieder des Personals, Alles, was in ihren Kräften steht, aufzubieten, um den Anforderungen der Kunstfreunde möglichst zu entsprechen. Allein leider ist es schon öfter vorgekommen, daß das Vergnügen des Publikums durch von Studenten veranlaßte Störungen unterbrochen wurde. Die Indignation spricht sich hier über ein solches Benehmen sehr bestimmt aus. Das Universitätsamt ist, so viel man weiß, bis jetzt noch nicht, wie man wohl erwartete, kräftig eingeschritten, um diesen Störungen zu steuern, was für den Director Spahn den großen Nachtheil hat, daß bei aller Anerkennung seiner Bemühungen das Publikum sich immer mehr vom Besuche des Theaters zurückzieht. — Der am 22. d. bei der Feier zu Ehren Karl Friedrich's, des Wiederherstellers der Universität, in dem Museum stattgehabte Festball mußte plötzlich eingestellt werden. Gegen 1 Uhr erschien eine Anzahl Studenten mit ihren Hunden auf der Gallerie, wohin sie sich gewaltsam Eingang verschafft hatten, und veranlaßten mit ihren Hunden einen solchen Lärm, daß die Balldirection sich genöthigt sah, augenblicklich den Ball zu schließen. Beschwerden gegen ein solches Benehmen von Seiten der Studenten wurden nun nicht nur von der Balldirection, sondern auch von dem Vorstande des Museums bei der Universitätsbehörde eingereicht. Man erwartet strenge Untersuchung. — Auch die städtischen Behörden sahen sich schon mehrere Male genöthigt, wegen nächtlichen Unfugs Klagen zu führen, der von Studenten ausgeübt werden soll, und dies namentlich wegen Einwerfens von Laternen. In einer Nacht wurden neulich 20 zertrümmert. — In unserer Stadt, die so lange durch politische Zerwürfnisse der Bürger zerrissen war, herrscht wieder Frieden. Die Kämpfe haben aufgehört und bei den Gemeindebehörden herrscht Einigkeit. Die Conservativen haben sich zurückgezogen und die ganze Verwaltung ist in den Händen der Liberalen. Auch Dr. Bissing, der Deputirte der Stadt zur zweiten Kammer, soll sich, dem Vernehmen nach, mit seinen früheren politischen Gegnern ausgesöhnt haben.

Darmstadt, 28. Nov.

Die Gründer des hiesigen Brodvereins haben weder Mühe, noch Zeit gescheut, das schöne gemeinnützige Unternehmen in's Daseyn zu rufen. Seine Wirksamkeit beginnt nächsten Montag und werden wöchentlich 1700 Laibe zu 5 Pfd. an die Abonnenten zu den Preisen von 18 kr. und 14 kr. abgeliefert werden. Diese Preise werden drei Monate hindurch unverändert bleiben. Jedenfalls ist die Wirksamkeit des neuen Vereines, sey es in direkter oder indirekter Beziehung, eine äußerst nützliche zu nennen. Schon von vorneherein hat sein Auftreten gleich das Gute gehabt, daß seine Preise und die Ladenpreise sich gegenwärtig gleich stehen. Letztere sind erst seit dem vorigen Montag zu ihrem jetzigen Stand heruntergegangen. Es besteht also nunmehr eine Concurrenz bei der Preisbestimmung des Brodes, welche für das gesammte Publikum von unverkennbarem Nutzen ist. Der oben erwähnte wöchentliche Broddedarf des Vereins wird nicht hier, sondern in dem nahen Bessungen gebacken, da die hiesigen Bäcker sich nicht damit befassen wollten. — Eine von Strasburg ausgegangene telegraphische Nachricht ist dem flüchtigen Keller von hier auf seiner Reise durch Frankreich vorausgeeilt, und in Folge dieser Vorkehrung ist er bei seiner Ankunft in Havre festgenommen und in's Gefängniß gebracht worden. Es würde ihm ohnehin schwer gefallen seyn, der Wachsamkeit der französischen Hafenpolizei zu entgehen, da in Frankreich die gute Einrichtung besteht, daß in allen Einschiffungsorten die Passagiere erst ihre Reisepässe vorzeigen müssen, ehe sie zu Schiff gehen dürfen. Uebrigens hat Keller bereits von Havre hierher geschrieben und einer hiesigen Gerichtsperson seine bevorstehende Ankunft gemeldet. Bei äußerst magerer Kost in den unliedlichen Gefängnissen der französischen Hafenstadt sehnt er sich mit einer Art Heimweh in das theure Vaterland zurück, wo ihn doch ebenfalls Gefängnisse erwarten, die, bei spärlicher Erleuchtung von oben, in ihrer inneren Einrichtung wahrlich keinem Besuchzimmer gleichen.

Darmstadt, 28. Nov.

Gestern Abend, gegen 7 Uhr, brach hier in der Hofraithe des Hauses „zum goldenen Engel" Feuer aus, welches jedoch bald wieder gelöscht wurde, da blos eine, an einer hohen Mauer stehende, leicht zugängliche Bretzgrhütte durch eine Kohlpfanne in Brand gerathen war. Es war ein stilles Feuer: man hörte weder des Thürmers Nothgeschrei, noch der Glocke Schauerklang, noch der Spritzen wildes Gerassel. Die Nachbarschaft machte das unerwartete Intermezzo in der Stille des Samstagabends, wo kaum die Adventsglocke die Gläubigen, wie die Ungläubigen, die Frommen, wie die Sünder, durch ihre Feierklänge gemahnt hatte, freundnachbarlich unter sich ab, und das war wohl das klügste Verfahren, um allen Lärm und jedweden Auflauf zu verhüten.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Nov. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt): Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 30. Nov. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 4 Abth., von Dr. E. Raupach.

Mittwoch, 1. Dec. (Neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 331. Mittwoch, den 1. December 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Fortsetzung.)

Die scheußlichsten Ausgeburten der Revolution, Marat, Herbert, Danton und Robespierre, fingen an, ihre Thätigkeiten zu entwickeln; die beiden Letztern begannen die Schreckensregierung, sie errichteten ein Revolutionstribunal und ließen die Guillotine Tag und Nacht arbeiten. Tausende hatten schon das Schaffot mit ihrem Blute geröthet, und noch täglich ward die Liste der Proscribirten durch neue Opfer vergrößert.

Robespierre und seines Gelichters hatten eines Tages wieder eine mehrstündige Privatsitzung gehalten, worin der Durst nach Blut bei ihnen so stark geworden war, daß sie sich nach derselben genöthigt sahen, ihn vorläufig durch einige Flaschen Champagner zu stillen, oder ihn noch mehr zu reizen. Es war schon spät, und noch kreisten die Pokale der teuflischen Zecher mit ihren wild lachenden Fratzengesichtern; plötzlich ging die Thüre auf und herein trat der Kammerdiener Robespierre's. Hastig und mit geheimnißvoller Miene näherte er sich seinem Gebieter und sagte ihm leise etwas in's Ohr. Dieser wechselt nacheinander die Farbe, indem zugleich Wuth, Rache und tödtlicher Haß feurige Funken aus den Augen zu sprühen scheint; und, ein volles Glas in einem Zuge leerend, greift er in seine Tasche, nimmt die Brieftasche und wirft einige flüchtige Bemerkungen hinein.

Zufällig befand sich unter diesen Schreckensmännern ein Individuum, das durch eine Verkettung widriger Schicksale gleichsam gewaltsam ein Mitglied des blutigen Höllenbündnisses geworden war, und welches, den Zeitpunkt erspähend, sich von ihm loszusagen, jede Gelegenheit ergriff, seinen Freunden und rechtschaffenen Menschen zu dienen.

Nicht sobald hatte dieses Mitglied den eben beschriebenen Auftritt gesehen, als eine Unheil verkündende Ahnung ihn die Veranlassung desselben erkennen ließ. Er glaubte hier nicht eine Minute zaudern zu dürfen, um vielleicht eine unschuldige Taube den Krallen des herabstürzenden Geiers entreißen zu können. Sich an die Seite Robespierre's drängend, suchte er durch fleißiges Zutrinken dessen Zunge immer mehr zu lösen; und da er gegen ihn den Schein der Offenherzigkeit zu affektiren bemüht war, so glaubte der nach Blut lechzende Tieger ihn mit gleicher Münze bezahlen zu müssen.

„Sieh ein Mal, Freundchen," sprach er mit grinzenden und wildlachenden Gebärden, wobei er seine Brieftasche wieder hervornahm und sie ihm geöffnet vorhielt, „sieh ein Mal, ob ich nicht geschickt bin, mit einigen Zügen die Umrisse von Personen zu skizziren, so daß sie auf den ersten Blick kenntlich sind, und nur noch, wie z. B. diese hier, der rothen Farbe bedürfen, um vollends Das zu seyn, was sie vorstellen sollen?"

Und was der Erstere geahnt, fand sich hier leider verwirklicht: mein Herr war ungeheurer Vergehungen angeklagt, und sollte noch in derselben Nacht nebst den Seinigen arretirt werden und schon am andern Tage unter dem Messer fallen.

Da der fast an Trunkenheit gränzende Zustand der Revolutionsmänner ein heimliches Entfernen aus der Gesellschaft gestattete, so benützte der dienstfertige Menschenfreund diesen Umstand, und schlich sich ungesehen weg, um unverzüglich zu dem Minister von R., der als der intimste Freund des Grafen von B. galt, zu reiten, ihm die schreckliche und nahe drohende Gefahr seines Freundes mitzutheilen.

Kaum hatte der Minister das letzte Wort von dieser Schreckensnachricht vernommen, so gab er Befehl, den besten englischen Renner zu satteln, während er mit Bleistift einige Bemerkungen auf einen Zettel niederschrieb. Und nach wenigen Augenblicken trug ihn schon das gute Thier auf seinem Rücken und flog mit ihm dahin zum Schlosse meines Herrn. Er hatte den Weg von sechs Meilen in so kurzer Zeit zurückgelegt, daß, als er ankam, das Pferd unter ihm todt zusammenstürzte.

Schon hatte meine Herrschaft, den Sturm, der sie zermalmend bedrohte, nicht ahnend, weil sie, allenthalben Segen verbreitend, von Allen geliebt, und deßwegen in ihrer Zurückgezogenheit von den verheerenden Fluthen der Revolution verschont geblieben war, sich in's Schlafgemach zurückgezogen, als donnernde Schläge auf's Thor geschahen, wodurch alle Bewohner erschrocken zusammenliefen.

Ueber und über von Schweiß triefend, rief der Minister dem Grafen entgegen: „Karl, Karl, um Gotteswillen, rette Dich! Verlaß das französische Gebiet auf der Stelle, wenn Du nicht in die Hände der wüthenden Soldaten fallen willst, die gleich hier eintreffen müssen; denn Du bist schändlich verrathen, und schon morgen soll Dein unschuldig Haupt auf den Block gelegt werden! Fliehe und zögere nicht; besteig' das für Dich gesattelte Pferd und befolge genau die Weisungen, die ich Dir hiermit schriftlich gebe; reise mit Gott! Du sollst bald von mir und den Deinigen hören, für welche bereits die nöthigen Maßregeln getroffen sind!" In Eile nahm mein Herr von seiner in Ohnmacht gesunkenen Gemahlin Abschied, schwang sich auf das Pferd und ritt mit verhängtem Zügel von dannen.

Die gleichfalls erschrockene Dienerschaft floh nach allen Richtungen. Ich konnte mich trotz der äußersten Gefahr, worin ich schwebte, noch nicht entschließen, den theuren Boden zu verlassen, bevor ich eine wichtige Angelegenheit beseitigt; allein eine um das Schloß herumschleichende Menschengestalt verursachte, daß ich auf das schleunigste die Flucht ergriff, um dem Befehle des Ministers zufolge meinem Herrn nach C. nachzureisen. So vorsichtig ich jedoch in meinem ganzen Benehmen war, so verdankte ich es einer unüberlegten Aeußerung in A., daß als höchst verdächtig ich eingesperrt wurde. Ein ganzes Jahr hatte ich bereits im Ge-

Digitized by Google

fängniß zugebracht, als es mir durch mancherlei Kunstgriffe endlich gelang, daraus zu entwischen. Seitdem irrte ich von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf, ohne die leiseste Spur von meinem Gebieter zu finden, bis der Zufall mir ihn entdeckte. Jetzt will ich nach Paris zu meinem Vater, der Gefangenwärter ist, um ihn zu bitten, mir in meinen Bemühungen behülflich zu seyn.

Lassen wir den ergebenen Diener seinen Plan vollführen, indessen wir zum Schlosse zurückkehren, um einem Auftritte beizuwohnen, der sich nach der Flucht des Grafen ereignete.

Gleich nach dem Verschwinden desselben war sein Freund bemüht, die schon einige Tage leidende Gräfin wieder zu sich zu bringen, welches ihm, wiewohl mit vieler Mühe, endlich gelang. Aus mehreren Gründen sah er sich genöthigt, die unglückliche Frau in eine nahe gelegene Försterwohnung, welche in dem an das herrschaftliche Gebäude stoßenden Walde lag, zu bringen, um sie hier einstweilen den Nachstellungen des Feindes zu entziehen.

Durch ein heimliches Pförtchen führte er sie auf verdeckten Pfaden, die sehr selten von Menschen betreten wurden, zu jener Wohnung; allein die schwindende moralische und physische Kraft der verfolgten Gattin zwangen den Minister, sich über die Etikette hinwegzusetzen und sie auf seinen Armen hinzutragen. Nachdem er einige flüchtige Anordnungen getroffen und sie hinlänglich gesichert glaubte, nahm er Abschied, um nach überstandenen Gefahren zurückzukommen.

Still und in magischer Helle brannte jene ewige Weltlampe an der blau gewölbten Himmelsdecke; ein sanft kühlender Wind machte die unangenehm drückende Tageshitze vergessen, und der Engel des Friedens verbreitete ringsum eine heilige Stille. Aber nur zu bald sollte dieselbe unterbrochen werden. In weiter Ferne ließ sich ein unbestimmtes, verworrenes Geräusch hören, welches, immer näher kommend, sich in Tritte von Pferden und Säbelgeklirre auflöste. Es war eine Abtheilung Dragoner, die, als sie den Gegenstand der nächtlichen Expedition vor sich liegen sahen, im gestreckten Galopp auf ihn zu ritten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Schauspielerleben.

(Fortsetzung.)

Die übergroße Anzahl der Theater hat übrigens noch einen andern Uebelstand. Was zu häufig geboten wird, verliert an seinem Werthe, es wird gewöhnlich. Die Theater sind jetzt meistentheils zu einem Vergnügungsort herabgesunken. Ein großer Theil des Publikums geht dahin, sich zu unterhalten, wohl auch nur, um einige müßige Stunden auszufüllen. Ein solches Publikum hat aber als Ganzes auch nicht mehr die keusche Empfänglichkeit für Kunstleistungen, es hat nicht mehr die Achtung, die eine wahre Kunst für sich fordern kann. Wie anders betritt das Publikum eine Gemäldegalerie, eine Galerie von Bildhauerarbeiten, selbst einen Konzertsaal — und wie anders wieder ein Schauspielhaus. Dort ruhig, zurückhaltend, bloß anschauend — hier lärmend, mitredend, augenblicklich urtheilend. Das Publikum aber übt die größte Macht auf jeden Künstler aus — unbewußt, ohne es zu wollen. Dieser nothwendige Einfluß des Publikums auf das Theater fehlt aber, weil die Theater Vergnügungsorte geworden sind. Weil das Publikum vor der Bühne nicht mehr jene stille Achtung hat, die vordem allerdings da war, so fehlt auch vielen Schauspielern jener heilige Ernst, ohne den eine Kunstleistung nicht möglich ist. Wenn wir gesehen haben, daß viele Unberufene die Bühne betreten, so finden wir, daß diese Unberufenen den heiligen Ernst nicht in sich tragen, nicht mit sich bringen, wenn nun auch das Publikum diesen Ernst nicht dringend fordert, so können wir begreifen, mit welcher unverschämten Sorglosigkeit, mit welcher anmaßenden Ungezogenheit so oft Schauspieler vor das Publikum treten, die nicht einmal Das gethan haben, was sie trotz alles Mangels an Talent doch thun konnten, nämlich ihre Rollen gelernt. Hier kann nur das Publikum selbst helfen, indem es streng richtet. Gegen Unfähigkeit, gegen Mangel an Talent soll das Publikum nachsichtig seyn, gegen Nachlässigkeit aber unerbittlich. Theatergesetze helfen da nicht, die Bühnenvorstände sind gegen die anmaßende Sorglosigkeit machtlos, — hier kann nur das Publikum helfen. Ein Schauspieler, der nicht thut, was er kann, was in seinen Kräften steht, verletzt die Achtung gegen das Publikum und **verdient**, mit faulen Aepfeln geworfen zu werden. Allein das Publikum hat darin oft allen Takt verloren. Es äußert höhnendes Mißfallen oft über einen armen Teufel, der doch sein Bestes thut, und läßt sich von anmaßenden Schlingeln Alles gefallen, lacht wohl gar über Nachlässigkeiten. Ich bin kein Lobredner der Franzosen, allein Nachlässigkeiten läßt sich kein französischer Schauspieler zu Schulden kommen — weil das Publikum sie nicht duldet und unnachsichtlich bestraft.

Dadurch, daß überhaupt so viel Theater bestehen, daß das Theater zu einem Unterhaltungsbedürfniß geworden ist, hat sich auch das häufige Spielen eingestellt. Da neben dem häufigen Spielen auch stete Abwechslung im Repertoire verlangt wird, so war es zuletzt oft nicht mehr möglich, auf die Vorbereitung der einzelnen Stücke den Fleiß zu verwenden, den man wohl früher anwandte. Es müssen viele Stücke, also müssen sie rasch gegeben werden — und damit schlich sich die unselige Sitte des Souffliren ein. Das Souffliren ist der Nagel zum Sarge unserer Schauspielkunst — ich denke, ich brauche das Ihnen, zwei Schauspielern, nicht auseinander zu setzen.

Den Mangel an Talenten, das dadurch herbeigeführte Zudrängen Unberufener und die leidige Sitte des Souffliren betrachte ich als die wesentlichsten Gründe des sogenannten Verfalls des Theaters. Es gibt indessen noch einige andere Umstände, die auch dazu beigetragen haben, das deutsche Theater auf einen tieferen Standpunkt zu bringen, als auf welchem es gestanden hat.

Dahin gehört erstens die überflüssige Theaterkritik, die meistentheils nur Dünkel, Ueberschätzung und Anmaßung befördert, Eigenschaften, die für Leute um so gefährlicher sind, von denen, wie wir gesehen haben, ein großer Theil keinen ächt künstlerischen Beruf in sich trägt. Die alten Schauspieler hielten es schon für eine hohe Ehre, wenn sie einmal öffentlich genannt wurden, und ließen sich um diesen Preis selbst einen Tadel gefallen — unsere heutigen Herren verziehen das Maul, wenn sie nicht tagtäglich mit den Beiwörtern: unübertrefflich, meisterhaft, göttlich u. s. w. überschüttet werden. Doch von der Kritik spreche ich nicht gerne.

Ein anderer wesentlicher Grund liegt auch außerhalb der Macht des Theaters, es ist eine gewisse Dürre der dramatischen Literatur, die eine lange Zeit geherrscht hat. Wir können das Rückwärtsgehen des deutschen Theaters im Allgemeinen mit Iffland's Tode anfangen lassen. Mit dem neuen Frieden begann auch das Ueberhandnehmen der Bühnen und treten überhaupt die Gründe ein, die ich schon besprochen habe. Um die Zeit fällt auch Iffland's Tod — und damit beginnt eine Zeit, in welcher die dramatische Literatur wenig geliefert hat, was gut war, ich sage wenig — es war hier und da auch Gutes da. Der Schauspieler aber muß immer lernen, und er lernt nur, wenn ihm die Dichtkunst würdige Vorbilder zum Ausführen gibt. An den Schicksalstragödieen aber und den Uebersetzungen fader Melodramen und Lustspiele, die namentlich in den zwanziger Jahren die Hauptneuigkeiten des deutschen Repertoirs bildeten, kann der Schauspieler keine wahre Darstellung lernen, denn diese sind selbst innerlich unwahr. Man lasse ja nicht aus der Acht, daß es für das Gedeihen der Schauspielkunst von wesentlicher Bedeutung ist,

Digitized by Google

was gegeben wird; daß überhaupt die Schauspielkunst mit der Blüthe der Dichtkunst Hand in Hand geht. Vor und zu Lessing's Zeit waren die sogenannten Haupt- und Staatsactionen das Höchste, wozu sich die Schauspielkunst erhob, und diese waren das Ergebniß der hohlen, steifgehenden französischen Tragödie. Lessing fegte diese wesenlosen Gespenster und den Geschmack an ihnen aus der deutschen Literatur, die deutsche Dichtkunst entfaltete ihre Schwingen — und aus der Zeit eines Schiller und Goethe tönen uns auch die Namen eines Fleck, Schröder, Eckhoff u. a. m. entgegen. Das hängt zusammen. Und es ist auch eine andere Sache, Gottsched'sche Alexandriner oder Schiller'sche Jamben zu sprechen!

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

(28. November.)

Nach den neuesten Nachrichten scheinen die Präsidentenstühle der preußischen Consistorien nachgerade mit den entschiedensten Anhängern der Staatskirche besetzt zu werden. In Breslau wollen die Stadtverordneten mit dem Magistrate Se. Maj. den König um Aufrechthaltung und Schutz der evangelischen Freiheit bitten. Eine protestantische Commission von Magdeburg war nach Berlin gegangen, um Sr. Maj. dem Könige historisch nachzuweisen: daß die unbedingte Einführung des apostolischen Glaubensbekenntnisses der geschichtlichen Begründung entbehre und vielmehr eine Neuerung sey, ist aber unverrichteter Sache heimgekehrt. Jetzt haben auch die höheren Stände in Magdeburg begonnen, sich der freien Gemeinde anzuschließen, welche am 20. d. M. 1800 Unterzeichner für ungefähr 7000 Köpfe zählte. Unter den seither an Uhlich gelangten Zustimmungsadressen zeichnet sich eine aus dem Herzogthum Braunschweig dadurch aus, daß sämmtliche Geistliche (mit Einschlusse beider Superintendenten) zweier Inspektionen Uhlich's Vollberechtigung in der evangelischen Kirche bezeugen. In Königsberg hat die Regierung Maßregeln gegen die freikirchlichen Pädagogen ergriffen. Direktor Sauter ist suspendirt, weil er angeblich wegen seiner eigenen noch freieren Grundsätze aus der freien Gemeinde ausgetreten ist. Den Predigern Rupp und Detroit wird der Religionsunterricht in Privatinstituten verwehrt, Detroit in seinem eigenen. Der übrige Unterricht ist ihnen bis jetzt noch gestattet, obgleich die freikirchlichen Parteien fast alle die Religionslehre nicht als eine gesonderte Theorie behandeln, sondern in die übrigen (weltlichen) Doctrinen verflechten. Die Vorsteherin des Töchterinstitutes, in welchem Rupp bisher den Religionsunterricht ertheilte, will lieber die gewaltsame Schließung ihrer Anstalt wagen, als Rupp seiner Function entheben. Am Reformationsfeste (31. Oct. d. J.) wurde in Königsberg eine freievangelische Kinderbewahrungsanstalt eingeweiht. In der nahen Stadt Landsberg bildet sich eine freievangelische Gemeinde. In Berlin dagegen scheint die vorausgesetzte freie Gemeindebildung durch die Prediger Jonas und Sydow zu unterbleiben, angeblich weil in Berlin religiöser Indifferentismus vorherrsche und zugleich die dortigen Geistlichen von oben herab minder beengt seyen. In Königsberg hat das Consistorium den „kirchlichen" Sonderbund der Gustav-Adolf-Stiftung als dem gesetzlich anerkannten Hauptvereine gleichberechtigt aufgefaßt, der Vorstand des letzteren aber dagegen protestirt. In Pommern thun die Altlutheraner Schritte zur völligen Trennung von der Staatskirche. Die protestantische Kirche Rheinbayerns wiederholt auf dem Jahresfeste und resp. der Erneuerung der Edenkobener Versammlung am 10. d. M. die Erklärung: daß sie symbolfrei sey. — Der Prinz von Preußen hat in einem Handschreiben die Deutschkatholiken des Königreichs auf eine Lösung der religiösen Desiderien in naher Zukunft verwiesen. Der Minister Eichhorn hat eine, übrigens nicht publicirte Verfügung erlassen, nach welcher die Deutschkatholiken auf verschiedene Weise veranlaßt werden sollen, dem Patente gemäß ihren Austritt aus der katholischen Kirche zu erklären, was sie fortwährend verweigern, zunächst um ihren Ansprüchen auf bürgerliche Vollberechtigung und auf kirchliches Gemeindegut Nichts zu vergeben. In Schlesien werden Klöster und confessionelle Erziehungsanstalten der römisch-katholischen Kirche durch die Regierung gefördert, welche dagegen mit dem Erzbischof von Köln über die Pfarreien auf der rechten Rheinseite bis jetzt erfolglos rechtet. Die historisch-politischen Blätter und andere Zeitungen dieser Farbe haben ihre früher gegen das Verfahren der preußischen Regierung in confessionellen Dingen gerichteten Klagen in begeistertes Lob umgewandelt. In Gräz wurden von dem durch die Intoleranz der Stadtgeistlichkeit erbitterten Volke am 21. d. M. die Fenster des erzbischöflichen Palastes eingeworfen unter dem Rufe „Nieder mit den Jesuiten!" In Mainz wirken die Schweizerereignisse ungünstig für den Einfluß des Klerus. In Rußland hat Pius des Neunten Weisheit und Festigkeit dem römischen Katholicismus inmitten des griechischen Abhülfe der bisherigen Beschwerden in Aussicht gestellt. Dagegen wird in Belgien lauter als zuvor Unabhängigkeit des Staates von der Kirche gegenüber den Bestrebungen der höheren Geistlichkeit proklamirt; und in England beschuldigt gar die hochkirchliche Partei durch die Times „die Unterhändler und Diener der römisch-katholischen Kirche" revolutionärer Thätigkeit, insbesondere der Aufhetzung der niederen Volksklassen. — In Baiern haben die Deutschkatholiken der Pfalz und Frankens die Stände um Beschlüsse angegangen, durch welche ihre verfassungsmäßige Gleichberechtigung mit den übrigen Confessionen verwirklicht werden solle. In der Schweiz werden unter günstigeren Auspicien, als früherhin, Versuche gemacht, eine von Rom unabhängige katholische Nationalkirche zu gründen. Ein großer Theil der dortigen Katholiken findet sich durch das Verhalten des päpstlichen Nuntius in Luzern verletzt und scheint, gleich vielen Deutschen und selbst Italienern, in seinen Erwartungen die natürliche Stellung des Papstes als Kirchenoberhauptes zu verkennen. Auffallend ist die Nachricht, daß innerhalb des Jesuitenordens selbst eine Spaltung nach den beiden Hauptrichtungen der Gegenwart beginne. — Allenthalben zeigen sich Symptome für den allmähligen Fortschritt der inneren und äußeren Judenemancipation. Der Hamburger Senat legt der jüngst angebahnten Abschaffung der Beschneidung Nichts in den Weg und läßt die unbeschnittenen Knaben in die bürgerlichen Geburtsregister eintragen. In Schwerin ist der Senat einem Gesuche der dortigen Juden durch den freien Entschluß zuvorgekommen, ihre Emancipation bei dem Landtage zu beantragen. In Preußen und Baiern sind den Juden einige bisher ihnen verschlossene staatliche und akademische Aemter geöffnet worden.

Korrespondenz.

Hamburg, 20. Nov.

Rücken's „Prätendent." — Mad. Amiot-Brue.

Nichts interessanter als der Abend einer neuen Oper in unserem Stadttheater. Das Haus gedrängt voll, die literarischen Tonangeber und Journalisten allesammt mit der kritischen Brille und den gerümpften Nasen, alte und junge Kunstenthusiasten, Musikfreunde und Theaterfeinde und dabei die „Jubelmänner" allzumal und der bekannte Leithammel der Claque im Hintergrunde in der dunkeln Wolfsschlucht. Ich kam meiner üblen Gewohnheit nach wiederum zu spät, als die Ouverture schon vorüber war. „Nun, wie gefällt's Ihnen, fragte mich ein langbärtiger Literat, der nichts gut findet, als seine eigenen schlechten

Tragödien; Mittelgut, Solala, die Ouverture ist Mosaikarbeit, es ist kein Kern darin, kein Ganzes." Ich verschanzte mich hinter einige diplomatische Wendungen. „Leichtes, zuckersüßes Biscuit, aber nichts Originelles", bemerkte ein anderes Kraftgenie. „Lieder, Lieder! aber keine Oper. Viel Entlehntes und Gestohlenes — der Componist ist ein kleinlicher Pedant, der die Sänger am liebsten wie Drahtpüppchen behandeln möchte", fügte mit wichtiger Protectormiene ein Kunstmäcen hinzu, der sich in alle Coulissengeheimnisse stets eingeweiht glaubt. „Aber die Zeitungen haben doch über die Aufführung in Stuttgart von großem Erfolge gerühmt", suchte ich einzulenken, als ein neunmal weise sich dünkender Philister betheuerte, daß er auf die Zeitungen, auf die Presse gar nichts gebe. — Nun, diesmal hat die Presse wahrgesagt und nicht übertrieben; die Berichte aus Stuttgart über diese Oper haben sich bestätigt. — Rücken's „Prätendent" erscheint mir wie ein lieblich duftendes Pfingströschen; die Musik ist anmuthig, frisch und naturwüchsig, leicht und gefällig, hin und wieder vielleicht zu melodienreich und zu liederreich. Die Oper steht, um es kurz zu sagen, an Lieblichkeit und Melodienfülle zwischen „Czaar und Zimmermann" (woran der Inhalt erinnert) und dem „Nachtlager" mitten inne; sie ist eine ächt-deutsche Schöpfung von einem Meister, dessen Name als Liedercomponist längst einen guten Klang hat. Hr. Rücken, der seit länger als fünf Wochen mit großem Eifer und vielleicht oft zu kleinlicher Genauigkeit seine Oper einübte und auch die gestrige Aufführung persönlich leitete, hat mich durch seine feurige Unruhe am Dirigentenpult an Franz Liszt erinnert. Die Aufführung machte aber auch unserem Personal und unserer Kapelle alle Ehre und der Erfolg war ein glänzender. Oben an stelle ich den Inhaber der Titelrolle, Hrn. Clement. Hr. Clement führte diese Rolle trefflich durch. Die Ausstattung war ebenfalls würdig und angemessen; kurz, die Direction hat hier einmal einen glücklichen Wurf gethan und die Wiederholung dieser Oper wird uns noch oft erfreuen. — Im Uebrigen nimmt diesen Augenblick das Ballet durch den Gastanz der Mad. Amiot-Brune ein vorzügliches Interesse in Anspruch. Diese treffliche, graciöse, zephyrleichte Tänzerin, die jetzt in Berlin allgemein für die erste gilt, hatte noch vor einigen Jahren wenig Ruf. An stürmischem Beifall fehlte es nicht. J. H.

Aus dem Nassauischen, 20. Nov.

Zu den mancherlei Erwartungen, womit man im Herzogthume auf den bevorstehenden, im Laufe des Winters sich wieder versammelnden Landtag blickt, gehören wohl, abgesehen von der bereits beantragten größeren Selbstständigkeit der Gemeinden, vorzugsweise die Wünsche und Hoffnungen Vieler auf heilsame Trennung der Justiz und Administration, so wie Einführung des öffentlichen und mündlichen, durch Geschworne aus dem Volke zu unterstützenden und zu vereinfachenden Gerichtsverfahrens. Wer die Ueberladung und unverhältnißmäßige Größe einzelner Aemter kennt; wer sich des bureaukratischen Centralisations-Mechanismus erinnert, womit die massenhaften Geschäfte eben meist nur „abgemacht" werden; wer in Erwägung zieht, wie störend, lästig und kostenvoll, besonders in Vormundschafts-Angelegenheiten und Zeugenverhören, die Amtsgänge für die oft drei Stunden entfernten Gemeinden sind; wer das stundenlange Warten und Drängen in den Amtslocalen beobachtet hat, muß lebhafte Wünsche hegen, daß die Aufmerksamkeit und Verwendung der Landstände sich zugleich auf die Bildung kleinerer Amtsbezirke, auf die Errichtung näher gelegener Gerichtsstellen richte, hiermit manche alte, hergebrachte Amtssitze wiederherstelle. Zur Zeit der Organisation im Jahre 1816, wo das aus den verschiedensten Territorien zusammengewürfelte Herzogthum einer durchschlagenden Einheit in Verfassung und Verwaltung bedurfte und dieselbe fand, sind durch diese Centralisations-Richtung manche frühere Amtssitze aufgehoben worden. Die große Zunahme der Bevölkerung, so wie der Umstand, daß dermalen wieder mehr die einzelnen Bedürfnisse erkannt und locale Berechtigungen gewürdigt werden, weis't darauf hin, zugleich mit obigen Reformen kleinere Amtsbezirke oder auch, wie anderswo, nur Aemter zweiter Klasse an mehreren Orten zu bilden. Welche diese seyen, ist theils durch früheres Herkommen nahe gelegt, theils lehrt ein Blick auf Lage und Verhältniß der Bevölkerung das Weitere. Es sind dies die Orte Cppstein, Oberursel, Reifenberg, Weilmünster, Driedorf, Ebersbach, Westerburg (letzteres mit Aufhebung des alsdann unpassenden Amtssitzes zu Reuneröd), Greuzhausen, Ems, Holzappel, Caub, Winkel, Catzenellenbogen, Kirberg, Camberg. Für diese Amtsbezirke würden, wie großentheils ehemals, die betreffenden Orte aus den gegenwärtigen Aemtern auszuscheiden und das Ganze mit sorglicher Beachtung des Localen zu ordnen seyn. Wie trefflich diese Zertheilung sich erweisen würde, leuchtet beim Hinblick auf die unzweckmäßige dermalige Aemter-Begränzung, so wie die einzelnen Ortsbeziehungen und Verbindungswege ein. Der Kostenbetrag wird sich nicht als unübersteigliches Hinderniß geltend machen können, da an den seitherigen Amtssitzen fortan ein geringeres Personal nöthig seyn wird. Oeffentliche Gebäulichkeiten finden sich theils vor, theils werden sie bei dem Entgegenkommen der Gemeinden bald und leicht errichtet seyn. Die Bevölkrung wird mit Dank die Erleichterung und gerechte Vertheilung hinnehmen, die Landesbehörde keine Gefährde zu befürchten haben. Der bevorstehende Landtag aber wird durch Eingehen auf derlei wichtige und reale Lebensfragen seiner Aufgabe würdig entsprechen, gerechte Ansprüche auf dankbare Anerkennung sich erwerben.

Offenbach, 28. Nov.

Sicherem Vernehmen nach ist zwischen hier und dem nahen Dorfe Bieber ein Wolf in Schafskleidern erblickt worden, welcher unmündige Kinder und sogar Erwachsene angefallen hat — mit Tractätchen und mit warnendem Geheul gegen Tanz, Musik und Deutschkatholizismus.

Frankfurt a. M.

Die Mitwelt pflegt nach aller Erfahrung ihre hervorragenden Männer der Kunst und Wissenschaft nur selten nach Verdienst zu würdigen und sie darben und verkümmern zu lassen. Felix Mendelssohn-Bartholdy, der jüngst verstorbene Meister der Tonkunst, war in dieser Beziehung ein Bevorzugter, denn nicht nur hatte ihn die Gunst des Glückes den drückenden Alltagssorgen entrückt, sondern er fand auch die seiner würdige Anerkennung und Huldigung. Sein Name war aller Orten, in der Heimath, wie in der Fremde, im In- und Auslande von gutem Klang und als ein früher Tod uns den Gefeierten entriß, da ward die Trauerkunde überall mit aufrichtiger Theilnahme und mit gerechtem Schmerz vernommen. Fast alle öffentlichen Blätter haben hierüber berichtet und auch wir haben dies nicht unterlassen. Nachträglich ist von uns noch der Todtenfeier zu erwähnen, die am 19. d. M. im hiesigen Museum statt fand. Es kamen in derselben nur Compositionen von Mendelssohn zur Ausführung und wie diese von der festlichen Stimmung und Verehrung der ausübenden Künstler, so zeugten sie nicht minder von der Pietät und Hochachtung des Auditoriums. Würdiger und gediegener hätte unser Museum seine diesjährigen Soiréen nicht eröffnen können. Die Symphonie aus A moll wurde vom hiesigen Orchester unter Guhr's bewährter Leitung vortrefflich und meisterhaft executirt, Eliason spielte ein herrliches Violinconzert von Mendelssohn mit Genialität und warmer Hingebung, ganz im Sinne der schönen Tondichtung und seine Virtuosität, wie die poetische Auffassung bekundend; Mitglieder der Oper, die Herren Caspari und Conradi und die Damen Brandt und Fehr, erfreuten durch gediegenen Liedervortrag und die schöne Ouverture zur Zingalishöhle schloß den für die Kunstfreunde so erhebenden Abend.

Logogryph.

Ein Wörtlein gibt es, lieblich und süß,
Es wandelt die Erde zum Paradies,
Wenn's Liebende üben beide.
Doch wenn ein Zeichen vom Worte fällt,
Dann ist es das Bitterste in der Welt;
Die Schuld nur hat's im Geleite.
Es ist die Folge von böser That,
Oft wenn man das Ganze verletzet hat.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Nov. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 4 Abth., von Dr. E. Raupach.

Mittwoch, 1. Dec. (Neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 332. Donnerstag, den 2. December 1847.

Den Eidgenossen!

Victoria dem schönsten Almenreigen:
Sturmglocken, Trommeln und Drommetenschall!
Welch' Alpenglüh'n! Als Siegespalmen steigen
Lustfeuer über Wald und Felsenwall!
Sie braus't heran auf lichten Flügelrossen
Der Wahrheit und des Rechtes heil'ge Macht —
Ein donnernd Hoch den freien Eidgenossen
Und ihrem Heldenführer in der Schlacht!

Zwing-Freiburg fiel; da sank auch ihren Schwestern
Der haßgenährte, trotzbewährte Muth;
Jetzt aber bebt in den geheimsten Nestern
Der Lojolisten heuchlerische Brut,
Nun auch den ruhmbekränzeten Geschossen
Erlag der grimme Löwe von Luzern —
Ein donnernd Hoch den freien Eidgenossen
Und ihrer Sache gold'nem Morgenstern!

Triumph, Triumph! nun ist vom Sonderbunde
Der letzte Grundstein krümmernd fortgeschwemmt;
Der Strom der Freiheit jubelt schon der Stunde,
Wo sich kein Alp mehr ihm entgegenstemmt;
Mit vollem Rauschen kommt er angeflossen
Durch Stadt und Land, durch's fernste Hirtenthal —
Ein donnernd Hoch den freien Eidgenossen,
Ob alten Firnen glänzt ihr Siegesmal.

Der schönste Tag, das reinste Licht der Sonnen
Durchstrahle künftig Schloß und Sennerei,
Daß jede Seele, finster noch umsponnen
Vom Netz verjäheten Wahnes, werde frei!
Der Bruderliebe Bund sey nun geschlossen,
Verziehen dem verirrten Sünderbund!
Ein donnernd Hoch den freien Eidgenossen!
Heil ihrer Eintracht festem Alpengrund!

O daß zerfielen auch die Sonderbünde,
Die noch bei uns in Kirch' und Staat besteh'n!
Und daß als Ein Volk die Nation erstünde,
Die wir noch jetzt so grell gesondert seh'n!
Genug schon Dinte haben wir vergossen,
Doch ist fürwahr sie nur ein schlechter Kitt —
Ein donnernd Hoch den freien Eidgenossen,
Dem Bund, der uns voran so wacker stritt!

Ein Sonderbund nur ist's, auf den mit Segen
Des ew'gen Gottes Liebesauge schaut:
Der edlen Geister Bund, der sich entgegen
Der rohen Masse Leidenschaften staut,
Der nur aus reinsten Seelenadels Sprossen
Sich baut ein unvergänglich Pantheon —
Ein donnernd Hoch dann allen Eidgenossen
Für Freiheit, Licht und Liebesreligion!

Heidelberg. A. Schnezler.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Fortsetzung.)

Hier angekommen, ward das Schloß sofort umzingelt. Zehn bis zwölf Soldaten stiegen ab und schickten sich an, unter Anführung ihres Rittmeisters Einlaß zu fordern. Allein bei näherer Besichtigung fanden sie zu ihrem höchsten Erstaunen alle Zugänge zu demselben offen. Sie traten ein, und ihre Verwunderung stieg noch höher, als sie nach sorgfältiger Durchsuchung keine menschliche Seele mehr darin fanden. Jetzt ließen die Getäuschten und vor Wuth Entbrannten ihren Muth an Allem aus, was sich in der Wohnung befand, indem sie alles Werthvolle und Schöne zertrümmerten; die Goldvögel aber und andere Kostbarkeiten waren längst ausgeflogen.

Dieses beendigt, begannen die Dragoner sämmtlich die Umgegend zu besuchen. Als sie sich eben nach allen Richtungen zerstreuen wollten, stieß jene bereits erwähnte herumschleichende Gestalt zu ihnen und, ihren Anführer bei Seite nehmend, sagte sie ihm etwas in's Ohr. Auf ein Zeichen folgten Alle der angekommenen Person, die ihr Gesicht in einen Mantel zu verbergen suchte.

Alle Wege und Stege der Umgegend waren ihr sehr bekannt; denn sie wählte die geradesten und besten Wege, die zu einem bestimmten Ziele zu führen schienen. Und nach Verlauf einer halben Stunde machten sie vor der bekannten Försterwohnung Halt. Sie ward ringsum besetzt; darauf drangen der Rittmeister, einige Soldaten, von ihrem Wegweiser begleitet, in dieselbe und fingen an sie zu untersuchen.

Schon gaben sie die Hoffnung auf, das Verlangte zu finden, als einer von ihnen auf eine künstlich angebrachte Fallthüre aufmerksam machte. Ohne Widerstand ward sie geöffnet, man stieg hinab und fand, was man suchte — die vor Angst zitternde Gräfin. Mit Gier fielen die Unmenschen auf ihre Beute, schleppten sie zum Schlosse zurück, brachten sie in einen Wagen, und nun gings unter Triumphgeschrei nach Paris.

Gleich am folgenden Tage sollte die Gefangene vor Gericht

Digitized by Google

gestellt werden, um über sich das Todesurtheil aussprechen zu hören.

Wegen Ueberfüllung der Gefängnisse und in der Eile war sie in ein lange verlassenes und halb verfallenes Gebäude gebracht worden, welches ehemals dieselbe Bestimmung gehabt hatte. Hier lag nun die halb todte Gräfin auf einer Hand voll Stroh auf der Erde, mit bleichem Gesichte und stummem Schmerze, wie eine Wahnsinnige um sich schauend, bis eine heftige Thränenfluth ihrem gepreßten Herzen Erleichterung brachte.

Nach einem kurzen, wohlthätigen Schlafe ward sie, als die Sonne noch nicht hoch am Himmel stand, von Gerichtsdienern unter Begleitung einer starken Wache abgeholt, um vor Gericht gestellt zu werden. Und nachdem ihr die lächerlichsten und elendesten Verbrechen zur Last gelegt worden, gegen welche man ihr nicht ein Mal Zeit ließ, sich zu verantworten, ward sie zum Tode verdammt, und zwar schon gegen Abend sollte das Urtheil vollzogen werden.

Auch jetzt blieb das Lamm ergeben, als es im Geiste die Schlachtbank vor sich stehen sah, und lautlos ward sie zum Kerker zurückgeführt.

Ueberwältigt von tödtlichen Gefühlen aller Art, warf sich nun die Gräfin Clementine betend auf die Erde, um als fromme und hoffende Christin ihre Rechnung mit der Erde und dem Himmel abzuschließen.

Neu gestärkt und ermuthigt, erhob sich Clementine und bat den eben eintretenden Wärter um Schreibzeug, welches ihr auch gleich gebracht ward.

Dann, sich an einen elenden Tisch setzend, begann sie Folgendes zu schreiben:

„Theuerste Klara!

Du wirst ohne Zweifel schon durch den Minister wissen, daß seine Bemühungen ohne Erfolg geblieben sind, indem mein Aufenthalt verrathen wurde; allein daß ich jetzt im Kerker sitze und diesen Abend schon durch Henkersbeil mein Leben verlieren soll, dieses kann Dir gewiß noch nicht bekannt seyn. Hätte ich nur in etwas das furchtbare Ungewitter ahnen können, das sich so unheilvoll über uns zusammenzog, so würde ich Dich keinen Augenblick bei Deiner Tante hier in dieser Stadt des Jammers gelassen haben; doch fühle ich Beruhigung und Trost in dem Gedanken, daß Du durch Freundeshand längst in Sicherheit seyn wirst, wenn Dir diese Worte zu Gesichte kommen. Daß Deine Aeltern unschuldig sind, brauche ich Dir nicht zu betheuern, da Du überzeugt bist, wie wir uns jederzeit bestrebten, durch Erfüllung unserer Pflichten das Wohlgefallen Gottes und der Menschen zu erringen.

„Den Stifter unseres gemeinsamen Unglückes kenne ich nur zu gut; und dasselbe ist von solchen Vorfällen begleitet, welche der Art sind, daß ich sie kaum dem Papiere anzuvertrauen wage, aus Furcht, ein so reines Geschöpf, wie Du bist, welches alle Menschen im Tugendgewande zu erblicken wähnt und keine Ahnung davon hat, wie viele Tausende im Lasterkleide auftreten, auf eine so schmerzliche Weise zu enttäuschen. Da Du jedoch öffentlich als Braut erklärt bist, und bald einem Stande angehören wirst, worin ich mit Deinem Vater eine Reihe von Jahren das höchste irdische Glück genoß, so treibt meine Mutterliebe mich an, Dir Dinge mitzutheilen, welche Dir in späteren Jahren von Wichtigkeit seyn werden.

„Du wirst Dich noch recht gut zu erinnern wissen, wie der Prinz von D. wöchentlich einige Male aus der Hauptstadt zu uns kam. Sein artiges, zuvorkommendes und gefälliges Benehmen machte ihn in kurzer Zeit so beliebt, daß er unserm Hause fast unentbehrlich wurde, und wir auf seine Ankunft wie auf das Kommen eines der Unsrigen hofften. Ich würde es für Sünde gehalten haben, hätte ich den Handlungen und der Denkungsart dieses Mannes irgend eine Nebenabsicht oder gar einen unlautern Gedanken unterschieben wollen; zudem besaß er eine Gattin, die so viele Vorzüge in sich vereinigte, daß man ihn für den glücklichsten der Sterblichen hätte halten können.

„Allein seit den letzten vierzehn Tagen fing ich an, in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Prinzen Zweifel zu setzen, indem seine Besuche häufiger wurden, und gerade zu der Zeit geschahen, wenn Dein Vater abwesend war. Stets war ihm von mir jene Aufnahme, Behandlung und Aufmerksamkeit zu Theil geworden, welche die Ueberzeugung von den schönen moralischen Eigenschaften eines jungen Mannes den Frauen zur Pflicht macht. Mit der Hand auf dem Herzen, kann ich betheuern, daß nie ein sträflicher Gedanke Nahrung bei mir fand; aber der Prinz schien mein Betragen zu mißdeuten, er erfrechte sich, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen — denn seine vorige war blos eine erborgte — und trat endlich, nachdem er sich in allen möglichen unverschämten Galanterien erschöpft, mit einer förmlichen Liebeserklärung hervor.

„Aus mancherlei Rücksichten wollte ich ihn noch immer schonen, indem ich mich stellte, als verstünde ich ihn nicht, und betrachtete Alles als Aeußerungen unschuldiger Späße. Als er sich aber zu wiederholten Malen auf eine solche Weise erklärte, daß ich nicht länger mehr an der traurigen Wirklichkeit zweifeln durfte, da wies ich ihn mit dem lebhaftesten Abscheu zurück, ihm befehlend, nie mehr unser Schloß zu betreten.

„Sehr bereue ich's jetzt, daß ich Deinem Vater die Sache nicht auf der Stelle angezeigt habe; allein Furcht und ein natürliches Gefühl von Schwäche, welche mir tausenderlei Verdrießlichkeiten vormalten, hielten mich jederzeit davon zurück. Vorgestern, während Dein Vater wieder Geschäfte halber bei einem seiner Nachbarn war, befand ich mich wegen einer Unpäßlichkeit auf meinem Zimmer, um dort ungestört den Tag zubringen zu können.

„Auf ein Mal geht die Thüre auf, und herein tritt — der Prinz. In der höchsten Aufregung, seiner selbst nicht mehr Meister, wagt er's, mit schamloser Stirne Worte zu wiederholen, für die das reine Weib keinen Namen hat. Ohne direkte Erwiederung, das Gefährliche meiner Lage mit völliger Geistesgegenwart überschauend, bat ich ihn, in scheinbar ruhiger Fassung, um jeden Verdacht von irgend einem Dritten, der uns leicht hätte überraschen können, zu vermeiden, mir in das anstoßende Kabinet voranzugehen. Der Blitz fährt fast nicht so schnell zur Erde, als ich, nachdem er eingetreten, die Thüre hinter ihm zuschlug und sie unter doppelten Verschluß brachte.

„Des unvorsichtigen Mannes Wüthen ungeachtet und trotz meines großen Unwohlseyns, gab ich sogleich Befehl, anzuspannen, um eine Freundin von mir zu besuchen. Vorher hatte ich jedoch zwei handfesten Dienern den Auftrag ertheilt, ihn sechs Stunden nach meiner Abfahrt mit der nöthigen Schonung und Vorsicht zu entlassen, ohne ihnen das Warum anzugeben.

„Was ich nach einem solchen Vorfalle geahnt, geschah; der Wüstling — denn so muß ich ihn nennen — hatte mir und unserm ganzen Hause tödtliche Rache geschworen — und fürchterlich hat er Wort gehalten!"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Schauspielerleben.

(Schluß.)

Betrachten Sie nun wieder die Dürre der dramatischen Literatur bis zur Julirevolution und noch etwas später, was finden Sie da? Im Lustspiele verliebte Lieutenants und gebildete Baronessen, biderbe Oheime aus den Kriegsjahren, hochwohlgeborene Landedelleute und naseweise Kammerjungfern — das sind die Bestandtheile aller damaligen Lustspiele — im Trauerspiele

Digitized by Google

finden Sie Houwald'sche Empfindelei, in den französischen Uebersetzungen die krasseste Uebertreibung — wahre Poesie finden Sie fast nirgends — die Figuren, die die Schauspieler darzustellen bekamen, waren eben alles Mögliche, Lieutenants und Kammermädchen, Hofräthe und Baronessen — aber Menschen waren sie nicht. Wie soll der Schauspieler solche Figuren darstellen? Können sie ihn innerlich erwärmen? Wie soll er Menschendarstellung lernen, wenn man ihm nur Schattenbilder vorzeichnet? Gute Stücke werden das Theater bald aus seinem sogenannten Verfalle emporheben, wie die innerlich unwahre Poesie eines Clauren, die philisterhaften Dichtungen der zwanziger Jahre den Verfall hauptsächlich mit verschuldet haben. Die Bühnenvorstände sollten bei der Auswahl der Stücke auch zuweilen auf die Schauspieler Rücksicht nehmen, und Stücke aus dem Grunde geben, weil sie für die Schauspieler zur Schule dienen.

Wir haben eine treffliche Schule alter Stücke für die Schauspieler. Es fällt mir nicht ein, das Neue nicht aufkommen zu lassen — nein, der Lebende hat auch Rechte, mehr vielleicht, als der Todte, also immer das Neue gegeben. Aber man behalte das Alte als Schule bei. Eine treffliche Schule für die Schauspieler ist ein Dichter, den die leidige Kritik auch gern todt beißen möchte, dem sie den Namen Dichter gar zu gern versagt, das ist Iffland. Man spricht von Familienjammer, man sagt, es handle sich meistens nur um 5000 Thlr. und wenn Jemand die geben wollte, wäre das Stück aus. Das ist ein recht hübscher Witz, aber weiter nichts. Die Familienverhältnisse liegen uns sehr nah. Und da die Staatsweisheit die Familie als Grundlage des Staates anerkennt, da die höhere Sittlichkeit Familienbande als das den Fortschritt der Menschheit befördernste Mittel anpreist, so sehe ich nicht ein, warum Familienverhältnisse keiner künstlerischen Behandlung fähig, warum sie kein Gegenstand der Künste seyn sollten. Fällt es doch Niemanden ein, die Genrebilder aus der Malerei verbannen zu wollen. Ich gebe gern zu, daß staatliche, geschichtliche, allgemein sittliche Verhältnisse, daß Völkerkämpfe und Geschicke viel höhere Gegenstände für die Kunst sind — allein ich sehe nicht ein, warum diese höheren die niederen ausschließen sollen. Das Familienstück ist mir eine eben so gut berechtigte Abart des Dramas, wie die Idylle in der Dichtkunst überhaupt. Und darum, weil das Epos höher als die Idylle steht, soll man die letztere doch nicht wegwerfen? Iffland ist nie aus seiner Dichtungsart herausgegangen, seine Dichtungsart mag eine untergeordnete seyn, aber er war bedeutend in ihr. Die Catalani soll von der Sonntag gesagt haben: elle est grande dans son genre, mais son genre est petit. Ob das auf die Sonntag paßt, will ich unerörtert lassen, allein auf Iffland paßt es ganz genau. Doch ich will einmal Iffland's Werth und Stellung als Dichter unbesprochen lassen, seine Stücke haben eben einen großen theatralischen Werth, sie sind eine vorzügliche Schule für die Schauspieler. Iffland's Charaktere sind alles wahre, wirkliche, ja oft sehr prosaische Menschen. Menschen darstellen soll aber eben der Schauspieler. Er kann das am besten doch bei solchen Rollen lernen, die ihm die meiste Anleitung dazu geben — und das thun eben Iffland's Rollen. Sie sind mit einer Genauigkeit, mit einer Sorgfalt gezeichnet und ins Einzelne ausgeführt, daß man beinahe jeden Schritt, jede Handbewegung, jedes Drehen des Kopfes vorgeschrieben oder in den Worten angedeutet findet. Sie sind dabei mit der genauesten Beachtung der kleinen Gewohnheiten des Lebens, des Schnupfens, des Hutaufsetzens, des Stockführens u. s. w. ausgearbeitet, daß ein Iffland'sches Stück, mit Fleiß und mit Sorgfalt gegeben, ein treues Bild des wirklichen Lebens gibt. Und eben weil der Schauspieler in diesen Stücken genöthigt ist, auf alle Kleinigkeiten zu achten, das Bild, das er darstellt, bis in die kleinsten Züge auszuarbeiten, sind sie eine so treffliche Schule für ihn. Was die Studien für den Musiker, was die Zeichnenübungen für den Maler, sind die Iffland'schen Stücke für den Schauspieler; sie enthalten, wenn ich so sagen darf, die vollendete Technik der Darstellungskunst. Man sollte Iffland's Stücke mehr geben, um die Schauspieler zu bilden. Nur mache man nicht den unglücklichen Versuch, sie in moderner Kleidung geben zu wollen. Die Stücke erfordern durchaus die Kleidung ihrer Zeit, denn sie sind in Sitten, Sprache und Alter treue Bilder einer etwas philisterhaften Zeit, die aber eben so dargestellt werden muß. Das wäre es etwa, was ich über den Verfall des deutschen Theaters zu sagen weiß. Sie sehen, ich gehe ganz vom praktischen Standpunkte aus und lasse mich auf Anderes nicht ein."

Aus dieser Mittheilung wird man ersehen, daß R. Benedix mit seinem Stoffe vollkommen vertraut ist. In gleicher Weise verhandelt er die wichtigsten Punkte, welche das Theater, die Schauspieler, die Kritik und das Publikum berühren, und man muß zugestehen, daß er aus Erfahrung geschöpft und eine sehr praktische Belehrung gegeben hat. Dabei ist die Art seiner Darstellung klar und faßlich, ohne Schwulst und moderne Schönrednerei, nur mitunter etwas zu breit und bei Manchem, was sich von selbst versteht, zu lang verweilend. Besonders glauben wir das Buch den Schauspielern empfehlen zu müssen, welche aus ihm viel lernen können. Nicht ganz gerechtfertigt erscheint der Titel der Schrift, da sie nicht sowohl Bilder aus dem Leben, als vielmehr Abhandlungen und Aphorismen bietet und die schöne poetische Form des Romans hier nur als Nebensache erscheint. Wir schließen mit dem Wunsch, daß die Belehrungen dieses Buches nicht nur gelesen, sondern auch beachtet und befolgt werden möchten. Ueber das Theater ist schon so viel geschrieben worden, daß es sich in einem Zustande der Vollkommenheit befinden müßte, wenn nicht leider Wort und That, wie überall, so auch hier in einem ewigen und fast unbegreiflichen Widerspruch stünden. Man sollte weniger schreiben und mehr handeln, so würde es besser werden. Dies ist zwar ein Gemeinplatz, aber zugleich auch eine wichtige Wahrheit. W.

Mannichfaltigkeiten.

In dem von George Seidenstricker in Philadelphia herausgegebenen „Bürgerfreund" lies't man: „Eine neue deutsche Buchhandlung wird hier von den Herren Zeitz und Rosenthal aus Nordhausen allerchestens etablirt werden. Dieselben verbinden damit zugleich die Anordnung von Journal-Cirkeln, worin eine Auswahl der besten in Deutschland erscheinenden schönwissenschaftlichen, medicinischen, chemischen, pharmaceutischen und technologischen Zeitschriften den Abonnenten unter möglichst billigen und bequemen Bedingungen zur Lectüre dargeboten wird. — Es freuet uns sehr, daß auf solche Weise der Erhaltung und Verbreitung deutscher Literatur in unserm Adoptiv-Vaterlande immer mehr Bahn gebrochen wird, wodurch die eingewanderten Landsleute sowohl als unsere eingebornen Mitbürger nur gewinnen können und hoffentlich ein schönes geistiges Band für die engere Verschmelzung beider Elemente angewirkt werden wird. — Hr. Zeitz, der eine Compagnon obengedachter Buchhandlung, war — beiläufig bemerkt — Passagier der vor einigen Wochen vielbesprochenen „Iduna", welche bekanntlich auf ihrer Ueberfahrt so heftig mit einem anderen Schiffe zusammenstieß, daß sie augenblicklich zu Grunde ging. Es befanden sich 214 Passagiere an Bord, wovon 178 ihren Tod in den Wellen fanden und nur 34 wunderbar gerettet wurden, unter diesen Hr. Zeitz sammt seiner jungen Frau. Um sich mit dieser zu vermählen und sie in die neue Heimath herüberzuführen, war er kürzlich von hier nach Deutschland zurückgekehrt. Glücklicherweise ist er ein tüchtiger Schwimmer und sprang daher, als das Unglück sich ereignete,

Digitized by Google

sofort über Bord ins Meer; seine junge Frau hinterdrein. Nur ein kleines Brettchen war zu erwischen, das er Letzterer unter die Arme schob, während er dieselbe zugleich mit einem der seinigen unterstützte. So schwammen Beide zwei Stunden lang bei finsterer Nacht im unermeßlichen Ocean herum, und die junge Frau behielt in dieser furchtbaren Lage doch noch die Geistesgegenwart, mit vieler Mühe ihren wollenen Unterrock loszunesteln und sich davon zu befreien, weil er durchnäßt zu schwer hinabzog. Endlich erlahmten aber dennoch die Kräfte. „Es ist vergeblich, laß uns nur versinken", äußerte Hr. Zeitz und verschwand in die Tiefe. Doch, Madame Zeitz konnte die Hoffnung noch nicht aufgeben. Auch er tauchte mit äußerster Anstrengung nochmals empor und — in demselben Augenblicke fühlten Beide ein kleines Boot zu ihrer Seite, welches sie aufnahm und rettete. Es war von dem Schiffe ausgesetzt, welches das Ihrige in den Grund gebohrt hatte. — Leider verlor das junge Ehrpaar dabei seine ganze Habe von über 2000 Dollars baar und eine reiche Ausstattung."

Korrespondenz.

Würzburg, 29. Nov.

Gestern war unser Schauspielhaus festlich beleuchtet zur Feier des Geburtsfestes unseres Kronprinzen. Nach einem von Hrn. v. Remay gesprochenen Prologe wurde „Valentine" von Gustav Freitag gegeben. Das Schauspiel gehört ohne Zweifel unter die besseren dramatischen Producte der Neuzeit und zeugt in einzelnen Scenen von großem Talent. Im Ganzen jedoch scheint der Dichter die überreiche Fülle des Stoffes und der Erfindung nicht bewältigt zu haben. So ist z. B. das Auftreten Salfelds und sein Wirken an einem fremden Hofe nicht gehörig motivirt, um natürlich zu erscheinen, wie auch dieser ganze Charakter viel Absichtliches und Gemachtes zeigt. Die Zeichnung der Valentine, des Fürsten und besonders des Ministers ist gut, treffend und wirksam. Wenn das Stück hier gar nicht gefallen wollte, so liegt dies an der schlechten Aufführung. Namentlich die Rolle Salfeld's war in ganz ungeeigneten Händen. Der vorausgehende Prolog war aus der Feder E. Höfle's, der sich durch sein neuestes Werk: „Deutsche Lustschlösser" eine rühmliche Stelle in unserer Literaturgeschichte erworben hat.

Darmstadt, 29. Nov.

Die öfters schon mit dem entschiedensten Beifall gehörte Oper C. A. Mangold's: „Der Tannhäuser" (Text von Duller) bot uns gestern zugleich einen ganz neuen Genuß. Der Componist, stets bedacht, zu feilen und zu bessern, gab uns, selbst dirigirend, statt der früheren Ouverture eine ganz neue, welche gleich der gesammten meisterhaften Darstellung von dem gefüllten Hause mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen wurde.

Mainz, 28. Nov.

Das deutsche Schauspiel, welches voriges Jahr einen bedeutenden Anlauf genommen und durch Stücke wie „Uriel Acosta", „Karlsschüler", „eine Familie" ꝛc. eine namhafte Bereicherung erfahren hat, scheint dieses Jahr an Novitäten ziemlich leer ausgehen zu sollen, da bis jetzt noch nichts erschienen ist, was die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. Unter den Schauspielern hat „Valentine" am meisten angesprochen, und im Lustspiele „T. F., oder der Enthusiast", was wir wohl vorzüglich der ausgezeichneten Leistung des Hrn. Butterweck in der Titelrolle zuschreiben müssen. Was ältere Stücke anbetrifft, so hat die Aufführung von „Uriel Acosta" und „ein Glas Wasser" am meisten befriedigt, während die des „Urbild des Tartuffe" und der „Karlsschüler" Manches zu wünschen übrig ließen. „Der Lumpensammler von Paris" ist hier gänzlich durchgefallen und dürfte wohl für immer vom hiesigen Repertoir verschwunden seyn, was wir nur als einen Gewinn betrachten können, da dieses Stück ohne allen Werth ist. Unter den weiblichen Mitgliedern des darstellenden Personals zeichnen wir besonders Fräul. Anna Schirmer aus, und hat diese junge Dame seit den drei Jahren, in welchen sie an unserer Bühne wirkt, sehr anerkennenswerthe Fortschritte gemacht. Ihre Leistungen als Valentine, Gräfin von Hohenheim und Herzogin von Marlborough erfreuten sich des allgemeinsten Beifalls, und wir glauben, bei der Jugendlichkeit und dem Fleiße dieser Dame ihr ein schönes Prognostikon für die Zukunft stellen zu dürfen. Unsere erste tragische Liebhaberin, Fräul. Bertha Schirmer, welche auch im Conversationsstücke sehr Anerkennenswerthes leistet, wird in neuerer Zeit weniger beschäftigt, als man es im Publikum zu wünschen scheint, und glauben wir die Direction darauf aufmerksam machen zu müssen. Mad. Butterweck gefällt in naiven und munteren Partien, was auch ihr Fach zu seyn scheint; weniger dagegen in anderen Rollen, welche wir von Fräul. Schirmer zu sehen gewohnt waren. Unter den Herren nennen wir besonders Hrn. Reinhardt, welcher seit drei Jahren an der hiesigen Bühne engagirt ist und durch seine Vielseitigkeit der Direction wesentliche Dienste leistet; Hr. Reinhardt ist bei dem Publikum sehr beliebt und verdient dies auch in vollem Maße, da er jeder Bühne zur Zierde gereichen würde. An Hrn. Butterweck, als Komiker, hat die Direction eine vorzügliche Acquisition gemacht und seit langen Jahren war dies wichtige Fach hier nicht so besetzt. Da Hr. Butterweck zugleich ein tüchtiger Tänzer und als Tenor-Basso sehr gut zu verwenden ist, wird derselbe stark beschäftigt, was den Theaterfreunden sehr angenehm ist. Hr. Wölfer, welcher den hier so beliebten Hrn. Rennert im Fache der älteren Helden und Väter ersetzt, hat einen schweren Stand, indessen weiß man doch seine Verdienste zu würdigen. Weniger gefällt unser erster Liebhaber, Hr. Wohlstadt, und würden wir demselben rathen, auf das richtige Betonen der wichtigeren Stellen größere Aufmerksamkeit zu verwenden; in Spiel und Repräsentation verdient Hr. Wohlstadt alle Anerkennung. Ueber unseren neu engagirten zweiten Liebhaber, Hrn. Franzmüller, wollen wir unser Urtheil noch zurück halten.

Frankfurt a. M.

Am 20. d. M. gab Hr. Eduard Rosenhain im Saale des Hauses Mozart seine erste Soirée musicale, unter gefälliger Mitwirkung der Herren André, Eliason, Ripfel, Röhrig und Sachar. Es haben sich diese Soiréen, wie bekannt, die rühmliche Aufgabe gestellt, nur klassische oder doch als entschieden werthvolle anerkannte Compositionen, namentlich solche für Pianoforte, zu executiren und dadurch die höheren Richtungen der Instrumentalmusik in Ehren zu halten. Ist eine derartige Tendenz auch nicht für die Massen des Publikums berechnet, so wird sie dagegen von der kleineren Anzahl der Kenner und Freunde des Schönen um so dankbarer aufgenommen. Wir hörten heute ein großes Quintett von Onslow und ein herrliches Trio von Beethoven. In solchen Tonwerken wird der sinnige Hörer nicht nur durch den Reichthum der musikalischen Gedanken und Combinationen, nicht nur durch die kunstreiche Verflechtung der Harmonie geistig angeregt, sondern auch durch die edle Haltung und Weihe erhoben. Hr. E. Rosenhain war in den Geist der Compositionen eingedrungen. Sein voller, elastischer Anschlag, an den seines Bruders erinnernd, die Präcision und Abrundung seines Spieles, sein schön gehaltener Vortrag, der sich besonders in den Gesangstellen geltend machte, fanden ungetheilten Beifall und bekundeten die Resultate sowohl gründlichen Studiums, als auch voller Hingebung des für die höhere Bedeutung der Musik empfänglichen und eifrigen Künstlers. Solche Richtungen, wie seither, stets verfolgend, wird Hr. Eduard Rosenhain nicht nur den Ruf eines trefflichen Pianisten, sondern auch den noch mehr geltenden eines gediegenen Kunststrebens zu erhalten wissen. Bei der Mitwirkung so ausgezeichneter Kunstkräfte, wie der Herren Ripfel, Eliason, Sachar und Röhrig konnte eine vollkommen befriedigende Ausführung des Ganzen nicht fehlen. Auch die von Hrn. André schön vorgetragenen Lieder fanden lebhaften Beifall. Schließlich erwähnen wir des trefflichen Flügels aus der Fabrik des Hrn. C. A. André, welcher Kraft und Zartheit des Tons harmonisch vereinte. Mit Vergnügen sieht man den weiteren Soiréen des Hrn. Eduard Rosenhain entgegen. W.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 1. Dec., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Galizien und Krakau. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Dec. (Neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 333. Freitag, den 3. December 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Fortsetzung.)

„Dahin, liebe Klara, führt die zügellose Leidenschaft! Sie vermag das Glück einer ganzen Familie in einem Tage zu zerstören und ihre Glieder schmerzlich von einander zu trennen. O, die Männer, die Männer! mit welchem schrecklichen Leichtsinne treten sie die heiligste ihrer Pflichten mit Füßen! Nicht genug, daß sie die Ruhe, den Frieden und die unschuldige Freude einer liebenden Gattin untergraben, sie wenden alle ihnen zu Gebote stehende Mittel an, auch das Weib eines Andern unglücklich zu machen. Wehe ihm, wenn es sich durch den frisirten, parfümirten, geckenhaft geputzten, süß lächelnden, Komplimente schneidenden und unaufhörlich dahin schwänzelnden Verführer bethören läßt! Wehe noch ein Mal dem Weib, wenn es nicht stündlich auf jene gleißende Schlange gefaßt ist, die, unter dem Laube ihre falsche Absicht verbergend, sich unbemerkt näher windet, um plötzlich das sorglose Opfer zu überraschen und es durch seinen tödtlichen Geifer dem Tode zu weihen!

„Ihr, denen Gott ein liebendes Weib anvertraute, dessen wahrhaftes irdisches und ewiges Glück zu begründen Ihr mit berufen seyd, sagt, kann ein Weib Euch glücklich machen, wenn Ihr, alle Gefühle und Pflichten verläugnend, gewissenlos seine Ruhe und seinen Frieden stört? Was denkst Du, treuloser und pflichtvergessener Ehegatte, wenn Du in den Schoß der Deinigen zurückkehrst, und wenn Deine Dich noch treu glaubende Gattin mit ihren Kindern Dich freundlich und mit offenen Armen empfangen und Dich mit Liebkosungen überhäufen; wenn endlich Alle sich bemühen, ein freundliches Lächeln von Dir zu gewinnen und Eins nach dem Andern Dich besorgt fragt: „Vater, wo bist Du so lange gewesen? Welche Geschäfte haben Dich denn so sehr in Anspruch genommen? Hast Du auch an uns gedacht?" Was, Treuloser und Pflichtvergessener, frage ich noch ein Mal, was denkst Du alsdann?

„Müssen nicht alle die zärtlich freundlichen Blicke, die Dir von den Deinen zu Theil werden, sich in eben so viele vergiftende Pfeile verwandeln und Dein falsches Herz durchbohren? Werden nicht die vielen liebevollen Worte eine gleiche Zahl nagende Würmer erzeugen, die schnell Dein falsches Herz verzehren werden? Wirst Du Deine Gattin und Deine Kinder, die gegen Dich so rein wie Engel sind, frei anblicken können, ohne Dir sagen zu müssen: ich bin ihrer nicht werth, ich bin der Zerstörer ihres Glückes? Wirst Du fortan noch Ruhe in Deinem Hause finden können? . . .

„Vieles, noch sehr Vieles und Grausenerregendes könnte ich schreiben, aber, theures Kind meiner Hoffnungen und mein Ebenbild, — ja dies bist Du, und mit Stolz darf ich es bekennen — meine Zeit ist gemessen und ich muß schließen. So jung Du noch bist, so hoffe ich dennoch, daß meine Grundsätze, die ich Dir eingeprägt, tief gewurzelt haben . . . ."

Hier ward die schmerzlich weinende Mutter unvermuthet durch starkes Geräusch an der Thüre unterbrochen, und mit der höchsten Eile trat der Kerkermeister ein, sprechend: „Frau Gräfin, um Gotteswillen, vertauschen Sie Ihren Anzug so schnell als möglich mit dieser männlichen Kleidung! Ich kehre sogleich zurück, Sie abzuholen und Sie Ihrem Befreier zu überliefern; aber noch ein Mal, eilen Sie, die Stunde der Hinrichtung wird bald schlagen!"

Ohne lange zu überlegen, that die Hoffnung schöpfende Frau, wie ihr geheißen, und kaum hatte sie das letzte Kleidungsstück angelegt, so erschien der Kerkermeister von neuem, sie bittend, ihm zu folgen.

Durch eine Menge verschlungener Gänge und Krümmungen gelangten Beide endlich in einen einsam gelegenen Hofraum. Hier stand eine schlanke männliche Person in einen Mantel gehüllt, und gab der verkleideten Gräfin ein Zeichen, ihm stillschweigend zu folgen.

Lassen wir die Gräfin mit ihrem räthselhaften Befreier eine Weile ihren Plan weiter verfolgen, und kehren wir in's Gefängniß zurück.

Unvorhergesehene wichtige Ereignisse hatten die Exekution der Verurtheilten bis zum folgenden Morgen verschoben.

Die Zelle, welche die Gräfin eingenommen hatte, ward von einer andern durch einen ungefähr drei Fuß breiten Raum getrennt. Diese letztere war eine Stunde vor ihrer Flucht durch ein weibliches Individuum besetzt worden.

Es war ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren. Ein einfaches weißes Gewand umhüllte ihren schlanken Körper, lange herabhängende Locken umgaben in reichlicher Fülle ihren schön geformten Hals, und ein Gesicht mit wunderbar symmetrischen Zügen vollendete das Ideal wirklicher Schönheit.

Ein Schmerz, aus tiefster Seele kommend, hatte bis in die Nacht hinein das Band ihrer Zunge gefesselt gehalten; dann fing sie so laut an zu weinen, die Hände zu ringen und mit denselben ihr herrliches Haar zu zerwühlen, daß ein Felsenherz bei ihrem Anblicke hätte gerührt werden müssen.

„Gott, Gott!" rief sie in verzweiflungsvollen Tönen, „noch so jung, und schon soll ich gewaltsam auf die ungerechteste Weise vom Leben scheiden! Soll Vater und Mutter, meine schönsten Hoffnungen, meinen B . . ." Hier konnte sie nicht mehr weiter reden; sie sprach innerlich, und ihr Herz war nahe daran zu brechen.

Wie durch einen höhern Fingerzeig geleitet, schaute sie plötzlich um sich, wie wenn sie ein Rettungsmittel hätte ausfindig machen wollen. Auf ein Mal blieben ihre Augen auf einer schmalen Oeffnung an dem runden Fensterchen, dem einzigen, welches

Digitized by Google

sich an diesem Schreckensorte befand, haften. Der Mond schien in voller Klarheit und warf, da der dicke Schmutz an den Scheiben gleichsam einen undurchdringlichen Flor vor dieselben gezogen hatte, seinen zauberhaften Schein durch diese Oeffnung auf die gegenüberstehende Wand.

In der schrecklichsten Seelenangst dieses sehen, auf eine elende Bank springen und ihre Entdeckung besichtigen, war das Werk eines Augenblickes. Mit Kühnheit und männlicher Kraft versuchte die Hoffnungsvolle nach genauer Untersuchung das kleine Fensterchen herauszureißen. Und siehe da, nach einer nur mittelmäßigen Anstrengung gab das schwach eingesetzte Fenster nach und gewährte eine Lücke, wodurch zwei Gefangene zugleich hätten entschlüpfen können.

Die lachende Freiheit gab dem armen Mädchen Flügel. Mit einer an's Unglaubliche gränzenden Behendigkeit und Gewandtheit befand sie sich in der Oeffnung. Und ohne lange über irgend eine Gefahr nachzudenken, wagte sie von da den kühnen Sprung zur Erde; er war gelungen.

Aber nun galt's noch eine kühne, für ein schwaches Geschöpf verwegene That auszuführen. Da dieses Gefängniß sehr baufällig war und nur noch im Nothfalle für Verbrecher benutzt wurde, so standen jenseits einer bedeutend hohen Mauer mehrere Schildwachen, um das Entspringen der Gefangenen zu verhüten.

Diese Mauer hatte ihres Alters wegen viele bedeutende Fugen und war oben mit dichten Reihen von Glasscherben versehen. Mit der Schnelligkeit und Geschicklichkeit einer Gemse begann die Geängstigte hinaufzuklettern; und nur der Gedanke an das bald erreichte Ziel vermochte sie zu halten, daß sie ihre von Blut triefenden müden Hände nicht losließ und ihre kraftlosen Füße den Dienst nicht versagten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die Bücherwelt.

4.

So eben ist im Verlag von J. J. Weber in Leipzig der erste Band eines Werkes erschienen, welches ganz im rechten Momente kommt und demnach nicht verfehlen wird, Interesse zu erwecken. Es führt den Titel: „Die Schweiz, topographisch, ethnographisch und politisch von Wilh. Hamm." Der Verfasser sagt in der Vorrede: „In einer Zeit, wo sich kräftiger, bedeutsamer als jemals in der einzigen großen Republik Europa's das demokratische Selbstbewußtseyn und der stolze Sinn freier Unabhängigkeit geltend machen, wo Aller Augen gespannt an den Bewegungen der Schweiz, dieses vielgliederigen Staatenkörpers hangen und begierig der Lösung der vielen Knoten harren, welche dort offen und versteckt geschürzt worden sind, darf es wohl gerechtfertigt seyn, durch klare Uebersicht der Gesammtverhältnisse des Landes das Interesse unterstützen, das Bild anschaulicher in die Nähe rücken zu wollen." Dies ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes, welches seine Entstehung einer Reihe von Vorlesungen verdankt, die der Verfasser in den Jahren 1846 und 47 zu Darmstadt gehalten. Ein längerer Aufenthalt in der Schweiz und häufige Wanderungen durch dieselbe haben den Verfasser sowohl das Land, wie auch die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner vollständig kennen gelehrt und so darf hier der Werth eigener Anschauung unterlegt werden. Außer den gegenwärtigen Zeitereignissen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, ist aber die Schweiz auch in anderen Beziehungen für den denkenden Beschauer ein anziehendes Land. Bei der hohen Wichtigkeit desselben als eigenthümliche und vereinzelte Erscheinung im großen Staatenbunde von Europa, bei der Schönheit und Großartigkeit seiner Natur, welche den Künstler, Dichter und Freund des Schönen von jeher begeistert hat, bei den denkwürdigen Erinnerungen und poetischen Sagen aus seiner Vorzeit, bei der sonderbaren Verschmelzung seiner so verschiedenartigen Völkerstämme wird es nicht aufhören, in jeder Hinsicht interessant zu bleiben. W. Hamm hat seine Aufgabe, soweit der erste Band bereits reicht, befriedigend gelöst, indem er nicht aus zehn vorhandenen früheren Werken über die Schweiz ein elftes zusammenstoppelt, sondern indem er uns frische und lebensvolle Bilder gibt, uns in einem heiteren Rahmen das Land zeigt, es mit Menschen staffirt und deren Verhältnisse in Familie und Staat jetzt und einst anschaulich darstellt. Der Verfasser hat mit den Urkantonen seine Wanderungen, Schilderungen und Betrachtungen begonnen; ihnen schließt sich die westliche Schweiz als Herd mannichfacher Gährungen, endlich Bern, dessen gewichtiges Wort den schwersten Stein in die Waze des Geschicks der Eidgenossenschaft legt, in natürlicher Reihenfolge an. Der zweite Band wird alsdann den noch übrigen Theil der Schweiz umfassen. Wer sich demnach von der Geographie, Ethnographie und Politik des hochberühmten, aber gegenwärtig so gewaltsam bewegten und durch Bürgerkrieg zerrütteten Schweizerlandes ein getreues Bild verschaffen und auf den rechten Standpunkt der Beurtheilung der Gegenwart stellen will, dem dürfen wir dies anziehend geschriebene Buch empfehlen.

Wenden wir uns nun von einem Lande, das jetzt der Schauplatz innerlicher Zerrüttung ist, zu einem Gebiete des Friedens und der Ruhe, zur heiteren Kinderwelt. Eine der freundlichsten Spenden sind die: „Deutsche Dichtungen für die Jugend, gesammelt von einem Vereine von Lehrern, Offenbach im Verlag von Ernst Heinemann." Was diese reichhaltige und mit pädagogischem Takt für das Bedürfniß der Jugend ausgewählte, aus vier Bändchen bestehende und äußerst billige Sammlung besonders charakterisirt, ist der Umstand, daß in ihr nicht immer wieder das Alte und Bekannte von Gellert, Uz, Hölty, Pfeffel, Gleim u. A. aufgetischt, sondern mehr der Schatz unserer neueren und neuesten Dichter ausgebeutet wird. Somit ist die Sammlung wirklich eine neue, keine jener üblichen Compilationen, deren es Hunderte gibt, — und sie wird der Jugend wie den Lehrern derselben gleich willkommen seyn. — In demselben Verlag ist auch die vierte, sehr vermehrte Auflage des trefflichen Büchleins von Curtman — „Geschichtchen für Kinder, vorzuerzählen von Müttern, Geschwistern und Lehrern" — erschienen. Das sind wirklich Geschichten für Kinder, die sich durch den wahrhaft kindlichen und gemüthlichen Inhalt wie durch die Einfachheit und Verständlichkeit des Vortrags auszeichnen und in keinem Hause fehlen sollten. Wer dies Büchlein noch nicht kennt, der wird es uns gewiß danken, ihn mit demselben (es kostet nur 24 kr.) bekannt gemacht zu haben. — Zum Gebrauch der reiferen Jugend hat der bekannte Karl Simrock ein „Kerlingisches Heldenbuch" (Karolingisches) herausgegeben, (Frankfurt a. M. im Verlag von H. L. Brönner), welches den Cyclus der Sagen und Lieder von Karl dem Großen in sich schließt. „Lebendiger" — sagt der Herausgeber — „ist dem deutschen Volke neuerdings Karl der Große wieder geworden, dessen erhabene Gestalt, die schon der lichte Tag der Geschichte trifft, auch der Mondschein der Sage zauberisch erhellt. Jene ältesten, noch deutschen Volksdichtungen von diesem geschichtlichen Lieblingshelden der Deutschen, die in ihrer rührenden Einfalt weit mehr zum Herzen sprechen, als ihre spätern nordfranzösischen Ausschmückungen, sind im Gemüth deutscher Dichter der neuesten Zeit wieder geboren worden und haben vielleicht mehr Aussicht, im deutschen Volksbewußtseyn ihre baldige Auferstehung zu feiern, als jene ältern im deutschen Heidenthum wurzelnden, uns schon allzu tief entsunkenen Heldensagen." In diesem Sinne hat Simrock sein Heldenbuch der reiferen Jugend gewidmet, welcher es nicht nur zur Belehrung, sondern auch zur Erweckung des vaterländischen Sinnes dienen wird. Die darin enthaltenen Sagen und Lieder sind von den besten unserer

Digitized by Google

deutschen Dichter bearbeitet, und die Sammlung, welche mit Pipin dem Kurzen beginnt und mit dem Tode Ludwig's des Frommen schließt, ist sehr reichhaltig. W.

Das neue Stück von Charl Birch-Pfeiffer.

Der „Deutsch. Allg. Z." wird aus Berlin geschrieben: Von den beiden am Namenstag der Königin im Schauspiel- und Opernhause aufgeführten Neuigkeiten unserer Bühne erstatte ich Ihnen heute einen zusammenfassenden Bericht, und erwähne zuerst „Dorf und Stadt", Schauspiel in zwei Abtheilungen und fünf Acten, von Charlotte Birch-Pfeiffer, welchem Titel die Verfasserin auf dem Zettel „mit freier Benutzung der Auerbach'schen Novelle: Die Frau Professorin" hinzugefügt hat. Diese „freie Benutzung" ist aber in der That eine sehr freie, denn die treffliche und gemüthskräftige Novelle Auerbach's wird darin auf eine Weise theatralisch ausgebeutet, die dem litterarischen Plagiat gleichkommt und zu einem interessanten Prozeß auf dem Gebiete der Eigenthumsrechte Anlaß geben könnte. Bei einer jeden andern Nation, in welcher der Begriff des geistigen Eigenthums schärfer und ehrenhafter ausgebildet ist als bei uns, würde auch ein solcher Prozeß ohne allen Zweifel anhängig gemacht werden, und sein Ausgang könnte nicht ungewiß seyn, wie dies manche neuere Vorgänge in Paris, z. B. der Prozeß Victor Hugo's gegen den Donizetti'schen Operntext der Lucretia Borgia, beweisen. Bis es bei uns dahin gekommen seyn wird, wird Frau Birch-Pfeiffer in der Dämmerung dieser Rechts- und Ehrenbegriffe ihre guten Geschäfte machen, wie sie dies an Auerbach's „Frau Professorin" gethan. Sie hat sich nicht nur die ganze stoffliche Erfindung des Dichters (bis auf ihre eigene triviale Abänderung des Schlusses) angeeignet, sondern sie nimmt auch die Auerbach'sche Darstellung scenenweise und wörtlich auf, schreibt ihm alle seine geistigen und gemüthlichen Intentionen, seine Bilder, seine Wortspiele, seinen Humor buchstäblich aus, und vereinigt diese leicht gemachte Beute mit einigen alltäglichen Phrasen und Figuren, die aber hier den Begriff des Plagiats nicht entkräften können. Sie hat dadurch allerdings ein sehr ansprechendes und wirksames Theaterstück zu Stande gebracht und mit Glück das neue Experiment gemacht, das Modegenre der Dorfpoesie auch auf der Bretterwelt einheimisch zu machen. Dazu kommt, daß das Stück auf unserer Bühne vortrefflich gespielt wird, da die Rollen nach dem Naturell unserer Schauspieler sehr wirksam arrangirt sind. Ausgezeichnet sind namentlich Fräul. Stich als Lorle, Hr. Döring als Lindenwirth, Hr. Hendrichs als Maler Reinhard. Der zu gemüthlichen Rührungen benutzte Effect des Schwäbischsprechens auf der Bühne schlug dann auch bei unserm Publikum keineswegs fehl und wurde von den Schauspielern mit vielem Geschick und in anziehender Weise ausgeführt.

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin starb in diesen Tagen Karoline von Woltmann, die Gattin des berühmten Historikers. Sie bezog seit dem Tode ihres Gatten eine Pension vom Fürsten Metternich und hat sich in den letzten Jahren ihres Lebens fast nur mit Naturstudien in einer sehr gründlichen und umfassenden Weise beschäftigt, wovon auch ihr vor einiger Zeit hier herausgegebenes Buch über den Organismus in einer tiefsinnigen, aber auch oft höchst barocken Darstellung Zeugniß gab. Ihre früheren zahlreichen poetischen Arbeiten, die manches neuere vielgepriesene Erzeugniß der Frauen-Literatur an Bedeutung übertragen, scheinen bei ihrem Erscheinen nicht den rechten Zeitpunkt gefunden zu haben, in dem sie wirken konnten. 1782 geboren, war Karoline von Woltmann in erster Ehe mit dem bekannten Kriegsrathe und Anekdoten-Dichter Karl Müchler verheirathet gewesen, der noch jetzt in Berlin im höchsten Greisenalter lebt. (Hann. Morgz.)

(Aus dem Hannover'schen, 16. Nov. — Weserz.) Die durch eine glückliche und rasche Probefahrt nunmehr bestätigte Vollendung der Hannover-Bremer Eisenbahn hat auch außerhalb Bremens lebhafte Freude erregt; denn diese Eisenbahn befördert unmittelbar den Verkehr eines großen Theils der hannover'schen Lande, und bringt die deutschen Eisenbahnen in eine ununterbrochene Verbindung mit der blühenden Seeschifffahrt eines der lebenskräftigsten und solidesten Handelsplätze Deutschlands. Diese Eisenbahn, im Zusammenhange mit der nordamerikanisch-bremischen Dampfschifffahrt, wird ohne Zweifel auch auf den Betrieb der übrigen hannover'schen Staats-Eisenbahnen günstig zurückwirken, und man muß daher wirklich mit Dank es anerkennen, daß sie, vieler Schwierigkeiten ungeachtet, von unserer Regierung im Verein mit der freien Stadt Bremen energisch in's Leben gerufen und von der hannover'schen Eisenbahn-Verwaltung so rasch und gut ausgeführt ist. Wird die Eisenbahn nach Bremen im December d. J. eröffnet, so sind innerhalb 8 Monaten (es ist die Bahn von Celle nach Harburg im Mai d. J., von Hannover nach Minden im October d. J. eröffnet worden) ungefähr 40 Meilen Eisenbahn hannover'scher Seits in Betrieb gesetzt.

(Hohenzollern-Hechingen. — Großh. Hess. Z.) Dem Donauboten wird aus Rottenburg eine Abschrift des Testaments der am 1. Sept. d. J. auf der Rückreise von Baden in Freudenstadt gestorbenen Gemahlin des regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, Fürstin Eugenie, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg (geb. 1808) zugesandt. Dasselbe enthält unter anderen folgende wohlthätige Vermächtnisse der seligen Fürstin: Dem Kinderhaus in Hechingen, einer Stiftung der Fürstin, 60,000 fl., für Stadt und Land 75,000 fl., zu einem Spital 30,000 fl., für barmherzige Schwestern in dem Spital 10,000 fl., für Verbesserung der Schulen 20,000 fl., in die Stadtkirche 10,000 fl., in die Kirchen auf's Land 16,000 fl., für die Armen gleich zum Austheilen 3000 fl.

(Berlin. — A. Pr. Ztg.) Die kürzlich vom Rheinischen Beobachter verbreitete Nachricht, daß man vor einigen Tagen im Dome zu Aachen eine Kiste mit den Gebeinen Karls des Großen entdeckt habe, ist, wie wir versichern können, nicht gegründet.

(Das Lotto.) Nach den, den Landständen vorgelegten Uebersichten ist das Lottospielen in Baiern in der dazu errichteten Staatsanstalt fortwährend im Zunehmen. Die Unterthanen verlieren dabei jährlich etwa $1^1/_2$ Million Gulden, die der Staat gewinnt. Ein Theil der ständischen Abgeordneten hat sich auf's neue dringend für die Aufhebung des Lotto's ausgesprochen; auch der Minister erklärte dasselbe für eine höchst verderbliche Einrichtung, und doch — besteht sie fort. Man scheut sich, das Geld auf eine andere Weise, als durch ein betrügliches Spiel aus den Taschen der Unterthanen zu nehmen, wo es am Ende doch hergeholt werden muß. (Allg. Anz.)

Der militärische Spitzname des tapferen schweizerischen Obersten von Orelli ist „Zorn Gottes". Daher beginnt ein Lied der eidgenössischen Soldaten:

„Der Dufour kummt,
Der Orell brummt
Und richt't im „Zorn" die Pfeiffen."

(St. Beob.)

Digitized by Google

Korrespondenz.

Weimar, im Nov.

Die vielgerühmte Oper: „Peinz Eugen, der edle Ritter", von unserem jungen Landsmann Gustav Schmidt, ist am 20. d. auch hier zum ersten Mal zur Aufführung gekommen und selten wohl hat das Erstlingswerk eines Componisten ein größeres Glück gemacht, als dieses. Es läßt auf ein ungewöhnlichrs Talent des Componisten schließen; vor Allem herrschen darin große Klarheit, Volksthümlichkeit, wie man sie in neueren Tonwerken anzutreffen nur selten Gelegenheit hat. Dabei ist Alles so harmonisch und sangbar, daß das Gemüth unwillkürlich gefesselt wird. War der Componist glücklich in der Auffassung der Melodieen, so war er es nicht minder in der Bearbeitung des Textes. Ist das Textbuch auch kein tiefpoetisches Werk, so enthält es doch manche recht glücklich erfundene und gut durchgeführte Momente. Der Dichter sucht darin vorzugsweise deutsche Charaktere zu veranschaulichen und berühret Manches, was den Zuständen der Gegenwart und dem Freiheitsdrange der Jugend angehrrfen ist. „Peinz Eugen" ist unstreitig eines der besseren neuen Tonwerke und wir zweifeln nicht, daß es die Wanderung über alle bedeutenderen deutschen Bühnen machen wird. Die Aufführung, welche von dem Componisten selbst geleitet wurde, war eine höchst gelungene und wurde von dem zahlreich versammelten Publikum sehr beifällig aufgenommen. Als Eugrätiese gastirte Fräul. Agthe, eine stets liebliche Erscheinung, deren musikalische Kräfte in dieser Partie mehr als ausreichend waren. Eine Wiederholung der Oper wird schon in diesen Tagen stattfinden und hoffentlich wird es nicht die letzte seyn. Zwei dramatische Novitäten, „Friedrich mit der gebissenen Wangr" und „der König und sein Kind", erstere von A. Rost und letztere von K. Panse, werden demnächst über unsere Bühne schreiten und sieht man deren Aufführung mit Spannung entgegen.

Elberfeld, im Nov.

Hier soll, wie in Düsseldorf und in anderen Städten des Niederlandes, für Mendelssohn ein musikalisches Trauerfest angestellt werden. Die Erscheinung hat die erfreuliche Seite, daß Deutschland jetzt seine tüchtigen und großen Männer anerkennen lernt, und daß nicht blos die Fürsten, sondern auch die im Geiste Edendenkenden und Ueberlegenen, daß die Geisterfürsten einen Hof gewinnen, ihre Hofleaner und auf der andern Seite wohl auch ihren Hofjubel haben werden.

Groß-Glogau in Schlesien, 10. Nov. *)

Wenn von der christkatholischen Angelegenheit in unseren inländischen, namentlich schlesischen Blättern, in letzter Zeit nicht mehr viel die Rede ist, so darf man daraus doch nicht den Schluß machen, als hätte das Interesse für diese heilige Sache der Menschheit nachgelassen, oder wäre gar erloschen. Die Sache hat ihren Grund in anderen Verhältnissen. Es ist bekannt, daß unsere „Breslauer" und „Schlesische" Zeitung lange Zeit die freiere Richtung mit Wärme verfolgten und daß aus eben diesem Grunde die ultramontane Partei eine eigene Zeitung, die durch und durch conservativ und ultramontan gesinnte „Oder-Zeitung", gründete, welche nur mit schweren Opfern ihr kümmerliches Daseyn fristet. Es ist aber auch bekannt, daß, obgleich die beiden erstgenannten Tagesblätter die Oderzeitung durchaus ignoriren und niemals auch nur einer Widerlegung der Oderzeitung ihre Spalten öffnen, sie doch selbst seit einiger Zeit den religiösen Fortschritt ignoriren zu wollen scheinen, höchst wahrscheinlich deßhalb, weil man von oben her den Christkatholicismus nicht gern sieht und weil es jetzt zum sogenannten guten und hohen Tone gehört, etwas Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit zur Schau zu tragen. Daß das Interesse an der kirchlichen Bewegung nicht abgenommen hat, davon wollen wir einen Beweis liefern. Einer Einladung des hiesigen christkatholischen Predigers Bäthig zufolge, seine kirchliche Trauung zu vollziehen, hatte Johannes Ronge zugesagt und waren ihm zu dem Behufe Samstags einige Vorstandsmitglieder zwei Meilen entgegen gefahren. Am Sonntage beim Gottesdienste, dem Ronge beiwohnte, hielt Prediger Bäthig die Liturgie und Prediger Schell die Predigt. He. Schell hat nämlich vor kurzem, einer Einladung des hiesigen Vorstandes von Breslau aus Folge gebend, die Stelle eines zweiten Predigers bei der hiesigen Gemeinde und ihren sechs Filialen übernommen, und obgleich derselbe erst zweimal hier gepredigt hat, so hat er sich doch bereits die allgemeine Theilnahme und Zufriedenheit des hiesigen Publikums durch seine Vorträge erworben. Die Wirksamkeit des Hrn. Schell ist hier um so anziehender, als derselbe frühee römischkatholischer Priester gewesen und seiner Ueberzeugung gefolgt ist, während Prediger Bäthig früher der protestantischen Kirche angehörte. Sonntags Nachmittag ist hier regelmäßig Gemeindeversammlung, und war dieselbe diesesmal besonders zahlreich besucht und interessant, indem nicht nur Gemeindemitglieder, sondern auch die drei Prediger Vorträge hielten. Bei der am 8. d. M., Mittags 1 Uhr stattgefundenen Trauung des Predigers Bäthig war die Kirche im eigentlichen Sinne überfüllt, und obgleich dieselbe mehr als sechstausend Menschen faßt, konnten doch nicht Alle Platz finden und mußten zum Theil auf den Straßen verweilen. Ehedem war diese kirchliche Feier und mußte die herzliche Trauerede Ronge's, der von Prediger Schell zum Altare geleitet wurde, ihm die Herzen aller Zuhörer gewinnen. Mochten Viele aus Neugierde beiwohnen, so wohnten doch noch mehr aus Theilnahme bei. — Auf Dienstag Abend hatte Ronge eine Frauenversammlung ansagen lassen, welche eben so zahlreich besucht war. Er setzte in einem Vortrage den Zweck der „Frauenvereine" auseinander, zeigte, wie sie ihre Bestimmung als Frauen und Mütter durch thätige Theilnahme am Menschenwohle gerade am besten erreichen könnten und forderte dann zum Schlusse die Anwesenden auf, nachdem er einen Entwurf der Statuten vorgelesen, einen solchen Frauenverein zu begründen, der sich zur Aufgabe setze, arme Kranken zu besuchen und zu unterstützen, armen Kindern Schulbücher und nöthige Kleider zu beschaffen und nach Entlassung aus der Schule für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen. Sechs und dreißig Frauen traten sofort vor und unterzeichneten sich als Mitglieder. Die beiden Prediger Bäthig und Schell versprachen ihre eifrigste Bethätigung und Hr. Schell erbot sich, die Geschäfte eines Secretairs des Vereins besorgen zu wollen, was mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde. Viele, welche aus Neugierde oder noch aus anderer Absicht gekommen waren, gingen stumm weg; wohl mag Mancher in seinem Innern anders denken, als er äußerlich vorgibt, oder vorzugeben bestimmt wird. Wo übrigens solche Thatsachen der Theilnahme sprechen, da müssen Behauptungen schweigen. Morgen Abend wird der Frauenverein sich versammeln, einen Vorstand erwählen und sich gehörig organisiren.

*) Wegen Mangel an Raum verspätet.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 331.

Treue, Reue.

Programm des Museums vom 3. Dec. 1847.

Symphonia eroica, von Beethoven.
Erinnerungen und Hoffnungen, von Hrn. Dr. Weil.
Lied von Schubert, vorgetragen von Hrn. Caspari.
Phantasie und Variationen für die Harfe, vorgetragen von Hrn. Oberthür, Mitglied der italienischen Oper zu London.
Lied von Lachner, vorgetragen von Fräul. Oswald.
Lied von Schubert, vorgetragen von Hrn. André.
Duett von Spohr, vorgetragen von Fräul. Oswald und Hrn. Caspari.
Ouverture aus der Oper: „die Abenceragen" von Cherubini.

Der Anfang des Museums ist auf sieben Uhr festgesetzt. Der Saal wird um sechs Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Reeb (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Dec. (Zum ersten Male): Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in einem Act, nach Scribe von W. Friedrich. Hierauf: Tempora mutantur, oder: die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum.

Sonntag, 4. Dec. (Neu einstudirt): Alessandro Steadella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 334. Samstag den 4. December 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Fortsetzung.)

Die Mauer war glücklich erstiegen. Aber nun konnte das unglückliche Mädchen nicht mehr weiter, so war sie erschöpft. Langsam erholte sie sich wieder, hob sich in die Höhe, breitete ihre Arme auseinander und schien nachzudenken.

Schrecken und Entsetzen ergriff die Soldaten, als sie in solcher Stellung, gleichsam schwebend, in weißem, mit Blut befleckten Gewande, mit wildaufgelöstem Haar, mit starrem Blicke, ein an Händen und Gesicht von Blut geröthetes weibliches Wesen erblickten. Und da die Zelle zur Erinnerung einer scheußlichen Begebenheit den Namen „das blutige Fräulein" führte, welches man von Zeit zu Zeit nächtliche Wanderungen anstellen sah, so glaubten die Wachen nicht anders, als dieses wandernde Gespenst zu sehen.

Eilig verließen sie ihren Posten und flohen, als säße ihnen der Tod auf den Fersen. Als sie gar das vermeinte Gespenst dicht hinter sich sahen, da warfen sie auch ihre Gewehre von sich und verschwanden wie Geister, die ein Beschwörer durch den Zauber seiner Worte wieder in das Schattenreich beschwört.

Einem Triebwerke ähnlich, das durch seinen künstlichen Mechanismus in steter Bewegung ist, so lief auch die Befreite, sich ihrer fast unbewußt, bis sie sich außerhalb der Stadt sah; auch dann noch rannte sie beinahe athemlos fort, und würde noch weiter gekommen seyn, wäre sie nicht unfern der Stadt am nördlichen Seine-Ufer vor einer Fischerwohnung ohne Bewußtseyn hingesunken.

Das Mädchen mochte etwa eine Viertelstunde gelegen haben, als von innen bedächtig die Thüre geöffnet ward. Eine schon bejahrte männliche Person trat aus derselben und blieb betroffen über Das, was sie da sah, wie angewurzelt stehen. Als sie jedoch den Gegenstand näher beobachtet hatte, holte sie eiligst frisches Wasser, und gab sich alle mögliche Mühe, die Scheintodte wieder in's Leben zu rufen; und bald hatte sie die Freude, dieselbe völlig bei Vernunft zu sehen.

Die unbekannte Person erkundigte sich flüchtig nach der Ursache ihres Hierseyns, ihres schrecklichen Aussehens und nach ihrem Namen. Kaum hatte sie den Namen des Mädchens vernommen, als sie verwundert und freudig erstaunt ausrief: „Was, Sie sind die Tochter der Gräfin B.? Heißen Sie nicht Klara?" Und als das verwunderte Mädchen Alles bejahend beantwortete, sprach die Person in der größten Rührung: „Gott, wie wunderbar sind Deine Wege! Fräulein, freuen Sie sich, denn der Höchste hat Ihre Schritte geleitet! Sie erblicken jetzt Einen vor sich, der noch vor wenigen Stunden Ihr Kerkermeister war, der die Flucht Ihrer Mutter begünstigte und der eben bereit war, ihr und ihrem großmüthigen Befreier, dem Minister N., nach H. nachzureisen."

Freudenthränen strömten der überglücklichen Klara aus den Augen, als sie die neubelebende Nachricht vernahm. Und da die geringste Verzögerung höchst gefährlich werden konnte, so bestieg der Kerkermeister sein Pferd, nahm sie zu sich, und suchte so schnell als möglich diese Gegend zu verlassen.

Und da sie, so lange sie noch auf französischem Gebiete waren, nur in der Dunkelheit reisen durften, so ging es Anfangs sehr langsam von statten.

Indeß die Flüchtlinge der Ruhe pflegten, erhielt Klara den für sie bestimmten Brief, den ihre Mutter, bevor sie den Kerker verließ, wegen der Ungewißheit des Ausganges ihres Unternehmens, dem Kerkermeister gegeben hatte, um ihn an seine Adresse gelangen zu lassen.

Gefühle unbeschreiblicher Art bemächtigten sich Klara's, als sie den Inhalt desselben gelesen, als sie Aufschluß über Vorfälle erhielt, welche sie kaum glauben konnte; und wie viel lauter pochte ihr Herz, als sie von ihrem freundlichen Retter erfuhr, daß sie im Kerker ihrer Mutter so nahe gewesen war.

Ungefährdet langten die Flüchtlinge in H. an. Da das unvermuthete Zusammentreffen mit Klara den Kerkermeister verhinderte, geradezu die Wohnung des Ministers aufzusuchen, so stieg er in einem Gasthof ab, um von da aus demselben von seiner Ankunft mit einer fremden Person Nachricht zu geben.

Es währte nicht lange, so hielt ein Wagen, und gleich darauf trat der Minister ein und ließ sich in das Zimmer der eben angekommenen Fremden führen.

Mit einem Blicke hatte er Klara erkannt, und allen Aufstand bei Seite setzend, schloß er sie in seine Arme und weinte wie ein Vater über das glückliche Wiederfinden einer so rechtschaffenen Tochter.

Unmöglich war's dem Freunde, seine Freundin auch nur eine Minute länger über das Schicksal ihrer geliebten Klara in Ungewißheit zu lassen; daher verweilte er hier nicht länger, sondern er stieg mit den Angekommenen in seinen Wagen und fuhr nach Hause.

Nachdem die Mutter von dem Glücke, das ihr bereitet werden sollte, unterrichtet, führte man ihr ihr verloren geglaubtes Kind in die Arme. Hätte nicht in diesem Augenblicke die Erinnerung an einen Dritten ihre Freude gestört, sie wäre die glücklichste der Mütter gewesen.

Der Minister bemerkte es und suchte sie zu trösten, indem er versicherte, er wolle alles Mögliche aufbieten, den Aufenthalt ihres Gemahles ausfindig zu machen. Er ließ Mutter und Tochter eine prächtige Wohnung einrichten, versah sie mit der nöthigen Dienerschaft, und bat sie, darin zu schalten und zu walten, als wäre es ihr Eigenthum.

Eine schöne Zeit war während dieser Vorfälle verflossen, und

Digitized by Google

noch immer hatte es dem Minister nicht gelingen wollen, einen leisen Fingerzeig über seinen Freund, den Grafen von B., zu erhalten. Eines Tages, als er Abends spät bis in die Nähe von Paris gekommen, trieb ihn ein Etwas, wovon er sich selbst keinen Grund angeben konnte, zu der bekannten Fischerwohnung, die, obwohl sehr zerfallen, noch da stand. Nicht weit davon entfernt, gewahrte er neben ihr, auf einem Steine, einen Mann sitzen. Entschlossen näherte er sich ihm. Der Sitzende erhebt sich, sieht dem Angekommenen in's Gesicht und ruft überrascht aus: „Gottlob, Sie sind's, Herr Minister! Welch sonderbarer Zufall führt uns hier zusammen! Nun hat, hoffe ich, die Befreiungsstunde für meinen Herrn geschlagen."

„Was," entgegnete eben so überrascht der Minister, „Du wärest des Grafen von B. treuer Diener, der Sohn dieses Kerkermeisters, dem diese Hütte gehört? Und Du kennst den Ort, wo mein Freund lebt? Augenblicklich laß uns hin und nicht säumen; denn mich verlangt sehnlich, ihn und Andere wieder glücklich zu sehen!"

(Schluß folgt.)

Das Heerwesen in der Schweiz.

Der „Allg. Ztg." wird aus Zürich gemeldet: „Bei dem Besuch, den ich kürzlich im Aargau, an der Luzerner Gränze, machte, wo die ganze Heeresmacht der Schweiz jetzt concentrirt steht, hätte ich gar zu gern englische, russische und österreichische Offiziere an meiner Seite gesehen, um ihre Meinung zu vernehmen über den Eindruck, welchen die Haltung der Armee und die militärischen Einrichtungen dieser Republik auf sie gemacht haben würden. Man kennt die eiserne Disciplin in jenen nordischen Heeren, die Strenge, die grausamen Strafen ihres Militärkodex, die ängstliche Kasernenordnung und die exemplarische Regelmäßigkeit, mit welcher dort alle Räder und Rädchen der großen Maschine, Armee genannt, in einandergreifend sich bewegen. Bei der geringsten Nachsicht gegen den Soldaten, meint man in England und Rußland, gehe die Heereskraft verloren, jeder Versuch eines freundlich-familiären Verhältnisses zwischen Offizieren und Gemeinen müsse die Auflösung aller Bande der Ordnung und des Gehorsams zur Folge haben. In England und Rußland existirt freilich ein anderes Rekrutirungssystem als in der Schweiz; aber ich möchte doch die großen Augen russischer und britischer Offiziere sehen inmitten eines Schweizer Heeres von fast 100,000 Mann, wo bei einer Nachsicht, einer milden Behandlung, wie sie außerhalb der Schweiz vielleicht ohne Beispiel ist, eine so musterhafte Ordnung, ein so gutwilliger Gehorsam, eine so exemplarische Geduld bei Ertragung aller Beschwerden der Märsche und der Jahreszeit und dabei eine so muntere Stimmung herrscht, welche selbst beim Glas Wein, beim vollen Kehlenklang der Kriegslieder die Schranken des Anstandes selten überschreitet und im Quartier fast nie zu Excessen sich hinreißen läßt. Der Offizier lebt und geht außerhalb des Dienstes mit dem Gemeinen wie mit seines Gleichen um, schüttelt ihm die Hand, schwatzt und trinkt mit ihm, sagt selten ein rauhes Wort und findet dennoch pünktlichen Gehorsam. Noch hat man im Aargau keine Klage von Quartiergebern über Excesse gehört. Schlagen die Schweizer Truppen sich eben so brav in der Schlacht, als sie sich gut im Quartier betragen, und bewahren sie auch in Feindesland und nach dem Siege dieselbe ruhige, solide Haltung wie jetzt, so habe ich allen Respekt vor dem Milizsystem, das so wenig kostet, das Volk nicht drückt und doch im Augenblick der Gefahr und Noth eine Streiterzahl aus dem Boden schüttelt, wie verhältnißmäßig kein Land Europa's, wo man stehende Heere in Dienst und Sold hält, binnen so kurzer Zeit mobil machen könnte.

Ein Reisender schreibt der „Deutschen Zeitung": Ich habe den ganzen Kriegsschauplatz bereist; ich wollte mit eigenen Augen die Bewegungen in den zwölf Kantonen und das Verhalten der betrogenen Bevölkerung der Sonderbundskantone beobachten, weil ich diesen Kampf für ein europäisches Ereigniß halte. In Bern habe ich der denkwürdigen Sitzung der Tagsatzung beigewohnt, vor deren Schluß die Gesandten der sieben Kantone mit Protest abtraten. Mit mir waren zwei Herren der norddeutschen Aristokratie anwesend. Diese erklärten nachher bei Tische in nobler Form einigen anwesenden konservativen Tagsatzungsgesandten und einigen liberalen Offizieren vom Generalstab: sie seyen in die Sitzungen gegangen mit den Vorurtheilen, die in dem Journale des Hrn. Guizot und bei deutschen Regierungen zu Gunsten des Sonderbundes vorherrschen; sie hätten aber die Sitzung verlassen mit einer durch die Verhandlungen und das Benehmen der Gesandten wesentlich veränderten, berichtigten Ansicht; mit der Ueberzeugung, daß wahrer, ehrlicher Wunsch einer ehrenhaften Vermeidung des Kampfes, einer friedlichen Lösung des Streites nur die Gesandten der $12^2/_2$ Kantone beseele, daß die Sonderbundsregierungen unter dem Einflusse ultramontanen Starrsinns nur dessen Zwecke verfolgen und keine ehrenhafte Ausgleichung wollen. Der Anblick, die militärische und moralische Haltung des Heeres von 80,000 Mann aller Waffengattungen, welche die Tagsatzung binnen wenigen Wochen, vollständig ausgerüstet, uniformirt und praktisch eingeübt, in das Feld stellte, ist wahrlich eine sehr lehrreiche und bedenkenswerthe Thatsache für Staatsmänner und Abgeordnete. Ich sah diese Armee, sah in mehreren Kantonen das dritte Aufgebot ebenfalls schon uniformirt und bewaffnet. Aus einer Bevölkerung, welche an Zahl der des Königreichs Würtemberg kaum gleichkommt, geht sie hervor. Wäre Würtemberg, wäre selbst Bayern im Stande, innerhalb drei Wochen, ja in drei Monaten, ein so namhaftes, so gut ausgerüstetes Heer in das Feld zu stellen? Ich glaube nicht. Und dann berechne man, wie viele Millionen in diesen Staaten die Stände seit dreißig Jahren für den Militäraufwand bewilligt und die Bürger bezahlt haben, und wie wenig in dem nämlichen Zeitraum die Schweiz für ihr Heerwesen aus Staatsmitteln verwendete, — für eine Wehrverfassung, die in kürzester Zeit so Großes zu leisten vermag!

Aus Luzern.

Die Ungewißheit, in der ich in Aarau über den eigentlichen Sachbestand der Dinge blieb, ließ mir keine Ruhe. Ich benützte also die erste Gelegenheit, welche sich darbot, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören. Privat-Fuhrwerke wurden noch abgewiesen, aber die Postverbindung war, durch die Ankunft der Luzerner Post, am 26. Nov. Abends wieder hergestellt und am 27. Morgens 6 Uhr war ich dahin auf dem Wege. Ein dichter Nebel umhüllte uns, der immer dichter wurde, je mehr wir uns der Gegend des Sempacher Thales näherten. Allmählig steigt der Weg bis Menzikon und Münster und bildet sich dorten in eine Hochebene aus. Wie erstaunte ich, als ich bemerkte, daß wir auch in eine lichtere Luftregion gelangten und den Nebel unter uns ließen. — Das herrlichste Wetter, ja heißer Sonnenschein empfing uns hier oben. Die scharfen Conturen der vor uns liegenden Alpen ragten in den Himmel hinein, und die beiden Brüder, rechts der Pilatus, links der Rigi, der eine in seinen finsteren, der andere in seinen freundlichen Formen, lagen wie ein Sinnbild der tragikomischen Muse, als gewaltige Hüter der eroberten Stadt vor uns. Im Thale vor uns, gar nicht sehr tief, denn der Berg, auf dem wir uns befan-

Digitized by Google

der, war nicht hoch, glänzte ein großer, weißer See im Sonnenschein; dieser See war aber nichts Anderes als der dichte Nebel, welcher uns kurz vorher noch umwogte und jetzt da unten fast regungslos lag. Nur einzelne Streifchen lösten sich los und zogen wie leichte Sommerwolken dahin. Das war ein prächtiger Anblick! Neben diesem friedlichen, herrlichen Bilde ein Bild des menschlichen Fanatismus; denn neben mir lagen die Ruinen eines Hauses, das die Sonderbündler, von ihren nicht fernen Schanzen her, bei dem Ueberfall auf Menzikon in Asche gelegt hatten. Die Post, die ich hinter mir gelassen hatte, keuchte langsam die Anhöhe heran. Da setzte ich mich — ein neuer Jeremias — auf diese Trümmer und beklagte die Menschheit, daß sie nach Jahrtausenden, und namentlich nach Jahrhunderten der christlichen Aera, noch so wenig wahrhaft menschliche Thaten in ihre Geschichte einzutragen habe. Oder soll ich dahin rechnen die Fortschritte der Industrie und Erfindungen, welche wir noch nicht zum wahren Frommen der Menschheit anzuwenden verstehen? — Hier setzte ich mich wieder in den Wagen und vorwärts gings in den Canton Luzern, nach Münster. Das Einrücken der Eidgenossen, das muß eine Freude gewesen seyn für dieses Städtchen! Nach den weißen Fahnen als Friedenszeichen, nach den rothen Fahnen mit weißem Kreuze, als dem eidgenössischen Bundeszeichen, nach den Wischen und Kappen zu urtheilen, welche überall heraushingen, ist hier kein einziger Sonderbündler zu finden, sondern lauter — ob auch lautere? — Eidgenossen! So geht's, man muß erst geknechtet und recht geknechtet seyn, um den Werth der Freiheit kennen zu lernen. Auch ein Freiheitsbaum war hier und noch an manchen Orten zwischen hier und Luzern aufgepflanzt. Widerlich war mir die oft — man sah's — gezwungene Freundlichkeit der Leute, der grinsende Gruß, mit dem sie an uns vorübergingen, um ja ihre große Freude über den Gang der Ereignisse an den Tag zu legen. So ging's bis nach Luzern, wo freilich diese Unterscheidung in dem Gewühle verschwindet. Ueber die Lage Luzern's kann ich kein Urtheil abgeben, weil wir leider wieder in das oben erwähnte Nebelmeer geriethen.

Gleich nach meiner Ankunft, um 2 Uhr Nachmittags, eilte ich zu der angekündigten Volks-Versammlung vor dem Theater. Ueber das Resultat dieser Versammlung habe ich Ihnen bereits im politischen Theile Ihres Blattes Bericht gegeben, und will die Leser der Didaskalia damit nicht weiter behelligen. Es machte einen eigenen Eindruck auf mich, daß dieser kleine Volkshaufe eine Revolution — freilich nur eine friedliche — in der Verwaltung des ganzen Cantons hervorbringen konnte. Verhältnißmäßig nahmen nur Wenige Theil, die Meisten mochten sich wohl schämen, so am hellen Tage, auf ein Mal in einem neuen Lichte zu erscheinen. Eine Glocke klang über den See herüber, mit welcher sich das Trompetengeschmetter der heimziehenden Kavallerie mischte, als wollte sich die alte und neue Geschichte die Hand reichen. — Bemerkenswerth ist es, daß in der provisorischen Regierung kein Einziger vom Freischaarenzug eintrat. Man vermied dies, um keine alten Animositäten zu wecken, und auch, um etwa persönliche Richtungen auszuscheiden. Wer noch daran denkt, wie es den gefangenen Freischärlern in den Händen dieser Luzerner Fanatiker ergangen, der wird die Mäßigung nicht genug bewundern können, mit welcher das eidgenössische Heer jetzt auftritt. —

Ich war in einem Gasthofe jenseits der Reuß abgestiegen und mußte also wieder auf diesseits zurück, wo an einem Quai des Vierwaldstädter Sees das Jesuitenkollegium, das Regierungsgebäude, die Jesuitenkirche und das Theater in friedlicher Eintracht nebeneinander liegen. Nicht weit davon, an dem Stadtgraben, der zugleich den Krfsrlthurm umschließt, liegt das jetzt verödete Haus Siegwart Müllers. Ein kleines Gitterthor, zwischen der hohen Mauer des Gärtchens und dem Hause, bildet den Eingang. Es zählt nur drei Fenster Façade. Alle Läden waren zu und eine Schildwache wehrte das Eintreten. „Also hier," sagte ich halb vor mich hin, halb zu dem Soldaten gewendet, „also hier war das Nest des Eirnden, welcher die ganze Schweiz in einen blutigen Bürgerkrieg um schlechter Zweckr willen stürzte!" „So?" sagte der Soldat, „war das einer davon?" Diese naive Frage machte mich fast bestürzt; ich dachte aber: nicht alle Soldaten wissen, warum sie Schildwache stehen, oder auch umgekehrt, wenn Sie wollen. —

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im December 1847.) Anfangs ungewöhnlich gelind, doch abnehmend, windig, bald heller, bald regnerisch bis 4., dann Nebel oder hell und Morgens kalt, zuletzt etwas Schnee bis 7., gelinder, trüb, dustig und nebelig mit Regen am 7. bis 9., am 9. und 10. zu Schnee geneigt; dann meist Nebel und trüb, zuweilen naß von fallendem Nebel, einige Mal Eis bis 16; gelind, stürmisch, meist trüb und Regen vom 16. bis 20.; ferner trüb und Schnee, dann Aufheiterung und kälter bis 24.; mild, abwechselnd heller, stürmisch und regnerisch bis 27., zuletzt Schnee am 28., wieder gelinder und Regen bis Schluß. — Im Allgemeinen gelind, naß und stürmisch bei niederem Barometer und vorherrschenden Südwestwinden. (Zeus.)

Nach Erlassung des Offenen Briefs von Dänemarks Könige schrieb König Ludwig von Bayern folgendes Gedicht, das jetzt aus dem vierten Bande seiner gesammelten Gedichte in mehreren Zeitungen abgedruckt ist:

Die Deutschen.

Die Geschmückten mit dem Siegeskranze,
Die den Größten in den Staub gestürzt,
Hehr umstrahlt von ew'grm Ruhmesglanze,
Werden doch von Dänen nicht verkürzt!

Welche muthvoll, kühn die Ketten sprengen,
Von dem Riesen ihnen angelegt,
Lassen sich vom Kleinen nicht beengen,
Sind von heil'ger Flamme angeregt.

Daß er's auf dem Schlachtfeld, nicht genüget,
Immer zeig' der Deutschr, was rr kann;
An einander immerdar gefüget,
Deutschland stehr da für Einen Mann.

Lang das Spiel des Auslands, übergeben
Frecher Willkür, lang der Frrmden Knecht,
Fängt der Deutsche an jetzt zu erheben
Hoch sein Haupt, und endlich werd' ihm Recht.

Daß die Schmach zurücke niemals krhre,
Seinrs Aufschwungs herrlicher Gewinn,
Daß das Vaterland behaupt' die Ehre,
Dafür bürgt des Volkes drutscher Sinn.

Literatur.

Humoristische Studien, von Dr. Heinrich Hoffmann (Verfasser des Struwwelpeter). Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt.

Dies heitere Büchlein bewährt abermals des Verfassers Ruf als geistvoller Humorist. Hat sich der „Struwwelpeter" (der bereits seine 6te Auflage erlebt hat und in mehrrre nruere Sprachen übersetzt seyn soll!) den Dank der ganzen „civilisirten" Kinderwelt erworben, so wird die originelle und höchst ergötzliche „Kartoffelcomödie" in allen heiteren Gesellschaftskreisen hochwillkommen seyn. Diese im keckten, buntesten Humor spielende chinesische Haupt- und Staatsaction strotzt voll pikantrr

Digitized by Google

Anspielungen auf Gegenwart und Wirklichkeit und ist somit ein eben so bedeutsames, als burleskes Satyrspiel. — Das Chronikfragment über die Wunderheilungen des trierer Rocks im Jahre 1553 ist ein witziger Schwank, der auch post festum noch nicht veraltet ist und dem die ernstkomische Miene des verkappten Verfassers köstlich ansteht. Das ächthumoristische Kapitel dürfte ein interessantes Bruchstück aus den neueren Annalen Freiburg's und Luzern's seyn! — Die „Mondzügler", durch mehrere bedeutende Zusätze vermehrt und verbessert, zeichnen sich durch ihrrn poetischen Gedanken, so wie durch eine reiche und glänzende Formfülle aus; ihr theilweis abstracter Stoff erhebt sich unter dem belebenden Hauche des Dichters zu einem frischen Gebilde poetischer Wirklichkeit, und der verständige Gebrauch der Aristophanischen Form breitet ein reiches Feld mannigfaltiger Wendungen aus, in welchen der vielgestaltige moderne Humor die glücklichsten Anknüpfungspunkte findet.

Deutsche Geschichte in Liedern u. s. w. deutscher Dichter, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. H. Kletke. Für Schule und Haus. Berlin, W. Adolf, 1848

Der Herausgeber stellt seiner Sammlung die zugleich historische und poetische Aufgabe: „aus dem großen männer- und thatenreichen Gesammtbilde des deutschen Vaterlandes charaktervolle Einzelbilder vorzuführen, wie sie der Dichter mit dem Reiz lebendiger Farben verherrlicht hat." Deshalb ist hier keine vollständige deutsche Geschichte zu erwartrn; zunächst ist nur das poetisch Anregendr in ihr zur Aufnahme in diese Sammlung bestimmt. Dadurch erhält freilich manchrs nicht vor dem Richterstuhle des strengrn Historikers Bestehende Einlaß; aber in dem Bereiche der sicheren Geschichte bleibt darum Brgeisterndes und Erhebendes grnug, um auch ohne jene Zugabe dem patriotischen Gefühle des deutschen Lesers reiche Nahrung zu geben. Dazu haben hier die größten deutschen Dichter zusammengewirkt; aber auch untrr minder bekannten Namen findet trr Lesrr manches körnige und vollönende Wort. Zahlreiche Anmerkungen leiten auch den minder mit den geschichtlichen Einzelheiten Vertrauten zu Verständniß und Empfindung der Liedrr.

L. D.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Nov.

Das Verbrechen hat schon öfter in der Welt das Feuer oder die Erde zu Bundesgenossen gewählt, um die schwärzesten Missethaten den Blicken der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Wird eben jetzt ein solcher Fall bei den hiesigen Gerichten verhandelt, der aber noch keinrswegs in seinen veranlassendrn Ursachen aufgeklärt ist, weil das verheerende Element des Feuers die Merkmale des Verbrechens verwischte und unkenntlich machte, so ist man kaum über einrn andern Fall hinweggegangen, der nicht minder einen verbrecherischen Ursprung zu haben scheint, der aber wegen des langen Zeitraumes, der zwischrn der That und ihrer Entdeckung liegt, nicht mehr zu enträthseln war. Bei einer Ausgrabung vor dem Jägerthor wurde nämlich mehrere Fuß tief unter der Erde ein schon in hohrm Grade verwittertes Menschengerippe gefunden, welches, da dort nie eine Begräbnißstätte war, sicherlich nur in Folge eines Verbrechens dahin gekommen seyn konnte. — Steigen wir aus Todtengrüften, aus dem Reiche des Moders und der Verwesung, wo drs Orkus finstrre Mächte walten, auf die Oberfläche empor und blicken in der rechtrn Sonntagslaune hinauf nach drr hellerrn Bergstraße, dessen lebenslustigrs Völkchen sich seinen 1847r rigrnes Gewächs jetzt schon recht wohl schmecken läßt. Derselbe begeistert zwar nicht wie ein Trunk aus der castalischen Quelle, läßt aber doch immer eine leiblich heitere Nachwirkung zurück, so daß man dabei das bekannte Rheinweinlied ohne Verdrnß singen kann. Der diesjährige Zwingenberger, der mehr zwingend als einschmeichelnd ist, wenn man ihn im Munde hat, ist gleichwohl zu dem Preise von 10 fl. per Ohm verkauft worden. In Auerbach und Bensheim hat man, wie in Zwingenbrrg, geringere und bessere Lagen von Weinbergen, deren heurigrs Erträgniß schon mit 14 — 15 fl. prr Ohm bezahlt worden ist. Die betriebsamen Winzrr der Bergstraße, die in ihrem unerschütterlich festen Glauben an die Sonne und an ihre schon seit Jahrtausenden bewährte Kraft und Wirkung nur den alten Inca's von Peru zu vergleichen, sind demnach einigermaßen entschädigt für die gehabte Mühe und Arbeit im Interesse der weintrinkenden Menschheit und dürfen daher mit gesteigerten Hoffnungen in die Zukunft sehen und die nahende Sonne des Jahres 1848 jetzt schon freudig willkommen heißen.

Wiesbaden, 28. Nov.

Gestern begannen hier die Abendunterhaltungen des Quartettvereins, unter der Leitung des früheren Tenoristen Hrn. Abler. Diesem Letzteren gehört das Verdienst, jenen Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens auf einen nicht unbedeutenden Grad von Ausbildung gebracht zu haben; Zeugniß davon gab unter Anderen der sehr gelungene Vortrag des Priesterchors aus der Zauberflöte und des Liedes von Reichart: das deutsche Vaterland. — Im Verlaufe der Woche sahen wir die Wiederholung der hier neuen Oper „Nabucodonosor", Musik von Verdi. Die ziemlich verworrrne Handlung, zu deren besseren Verständlichkeit die deutsche Bearbeitung von Prrch durchaus nicht beiträgt, brginnt im Salomonischen Tempel zu Jerusalem mit der Entweihung desselben durch den babylonischen Eroberer, und schließt mit der Selbstvergiftung der Primadonna in Babylon. Dagegen enthält die Oper viel schöne, reichinstrumentirte Gesangsnummern; zu den effectvollsten Chören gehört jener des dritten Acts der in der babylonischen Gefangenschaft befindlichen Juden. Die Durchführung der schwierigen Baßpartie des Oberpriesters Zacharias erfordert bedeutendere Stimmmittel, als Hr. Meyer, der hirsige Inhaber derselben, gegenwärtig noch besitzt. In der Titelrolle wirkte Hr. Rusch mehr durch seinen, Herz und Gemüth ansprechenden Gesangsvortrag, als durch seine äußere Erscheinung, während Fräul. Krrn (Abigail) mehr das Auge, als das Gehör befriedigte, woran das wiederholte Forciren der Stimme schuld war. Die mise-en-scène dürfte weder einen großrn Aufwand von Zeit, noch an Grld erfordert haben; denn in den vorkommenden Decorationen gewahrte man krine Spur weder von der Pracht des Salomonischen Tempels und den auf seine Ausschmückung verwendeten edeln Mrtallen, wovon die Geschichte spricht, noch von den Prachtbauwerken der Babylonier zur Zeit ihrer Größe. Zu den neuestrn Prrsonalnachrichtrn der hiesigen Bühne gehört, daß der bei derselben angestellte, als Clarinett Virtuos bekannte Hofmusikus Schmidt von Sr. Hoh. dem Herzog zum Konzertmeistrr mit Grhaltserhöhung ernannt ward. — Unsere Straßen Gasbeleuchtung, welchr schon mit dem 15. d. beginnen sollte, ist noch nicht in's Leben getrrten; einstweilen ist uns durch die an den Häuser-Façaden hier und da befindlichen colossalrn Laternenhalter eine großartige Gasbeleuchtung in Aussicht gestellt. — Eine freudige Ueberraschung bei Mehrrren gewährte die hirr vor einigen Tagrn erfolgte Ankunft der zwei Jesuitrnzöglinge B. und T. von Limburg an der Lahn, beide den ersten Familien allda angehörend. Drr Katastrophe in Freiburg glücklich entronnen, hatten dieselbrn — jedes gesandtschaftlichen Schutzes entbehrend — mit allrrlei Gefahren zu kämpfrn, bevor sie über Neuenburg hierher gelangten, um nunmehr in den Schoß ihrer Familirn zurückzukehren. Der Rückkehr eines dritten Jesuitenzöglings, H. aus Montabaur, wird noch entgegen gesehen. Hoffentlich dürften jesuitische Lehren und Grundsätze in diesen jugendlichen Gemüthern noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen haben, um unheilbringend in ihren künftigen Verhältnissrn zu wirken.

Charade.

Die erste Sylbe.
Ich kann dir Nahrung geben,

Die Zweite.
Ich wage oft mein Leben,

Das Ganze.
Ich kann krin fröhlich Aug' erheben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Dec. (Neu einstudirt): Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow.

Sonntag, 5. Dec. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

Druck und Verlag von Hellrr und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 335. Sonntag, den 5. December 1847.

Der geheimnißvolle Fährmann.

Novelle von W. H.

(Schluß.)

Der geheimnißvolle Fährmann, den wir nun unter dem Namen Graf von B. kennen, hatte bei kälterer Ueberlegung die feste Ueberzeugung gewonnen, seine Gemahlin, die er nie anders als ein Weib von unveränderlichen Grundsätzen gekannt, die er keiner Verstellung und Heuchelei fähig glaubte, könne der entwürdigende Verdacht nicht treffen. Als sein Diener, den er so unverhofft wiedergefunden, von ihm geschieden war, gab er der schmeichelhaften Hoffnung Raum, er werde nun bald aus seinem peinlichen Zustande befreit und Lösung vieler seiner bangen und quälenden Zweifel erlangen.

Sich so an einem heitern Sommerabende mit süßen Träumen wiegend, hört der Graf an der Thüre seiner Hütte ein starkes Klopfen. Und auf das „Herein!" erscheint sein schmerzlich erwarteter Heinrich.

„Herr Graf," begann dieser, sich kaum bemeisternd, „ich habe die Fährte edlen Wildes aufgefunden, wir werden bald unsern Zweck erreichen! Nur noch eine Weile Geduld!" Nun versuchte der für das Wohl seines Herrn so besorgte Diener seinen Herrn, nach Anleitung des Ministers, über alles Vorgefallene zu unterrichten, und auf das Erscheinen seines Freundes vorzubereiten.

Auf ein Zeichen stürzte dieser in das Zimmer, und die treuen Freunde lagen einander in den Armen. Endlich riß der Graf sich von seinem Freunde los und sprach in beschämtem Tone: „Wilhelm, ich verdiene nicht, daß Du Dein Leben und Dein Vermögen für mich und meine Lieben so edelmüthig aufs Spiel gesetzt hast! Ich habe meine Gattin der Untreue beschuldigen und Dich für ihren Entführer halten können; doch, Gott sey Dank! Alles beruhte auf einem Mißverständniß. Verzeihung, Wilhelm, ich will mein schändliches Betragen gegen Dich wieder gut machen, Du wirst mit mir zufrieden seyn."

„Sey ruhig, lieber Karl," erwiederte der Minister, „wir wollen Alles vergessen; ich kann Dir versichern, daß Dein Weib so edel wie geläutertes Gold, und daß Du einer der beneidenswerthesten der Ehemänner bist!"

Und die beiden Freunde unterhielten sich die ganze Nacht vom Vergangenen. Der Graf lebte wieder neu auf, da er wußte, daß die Seinen noch lebten; nur Eins erregte seine Neugier, so wie seine Erwartung aufs höchste, nämlich: wo und in welchen Verhältnissen sie lebten.

Morgens in aller Frühe erhielten der Pfarrer und der Bürgermeister einen Besuch von zwei vornehm gekleideten Herren. Wie erstaunten Beide, in einem derselben ihren bisherigen Fährmann zu erkennen. Und wirklich nahm derselbe sich in seiner jetzigen Standeskleidung schön aus und bot eine recht imponirende Figur dar. Nachdem der Graf ihnen die günstige Entwickelung seines Geschicks in der Kürze erzählt, und den beiden Herren, besonders dem Geistlichen, für ihre Güte und Freundlichkeit gedankt, schied er unter einem herzlichen Lebewohl von ihnen und stieg in den bereit stehenden Wagen.

Unter Mittheilungen mancherlei Art verging ihnen die Zeit so schnell, daß sie in H. anlangten, ehe sie es selbst wußten.

Der Minister ließ seinen Freund an dem Gebäude absteigen, welches wir schon als die Wohnung der Gräfin mit ihrer Tochter kennen gelernt haben. Er hatte für ihn einen besondern Flügel angewiesen, und wußte ihn so ohne alles Aufsehen dorthin zu schaffen, daß nur einigen Dienern das Daseyn eines Fremden bekannt war.

„Sieh, lieber Karl," sprach der dienstfertige Freund, „dies ist Dein einstweiliger Aufenthalt. Aus wichtigen Gründen mußt Du aber einige Tage das Zimmer hüten, welches Du mir gewiß erfüllen wirst. Deine vielen Fragen nach den lieben Deinen kann ich Dir jetzt noch nicht genügend beantworten; aber so viel kann ich Dir sagen, daß sie sich recht wohl befinden. Also geduldе Dich, Du sollst bald weiter hören."

Diesen Aufschub des gegenseitigen Wiedersehens hatte der Minister nur deshalb veranstaltet, damit er die Familie allmählig von dem nahen Glücke unterrichten und damit sein Freund wieder recht zu Kräften kommen könne.

Am vierten Tage, gegen Mittag, erschien endlich der Minister; er nahm seinen Freund unter den Arm, indem er zu ihm sprach: „Heute gebe ich Dir zu Ehren ein kleines Diner, wozu ich einige gute Freunde und Bekannte eingeladen habe, um Dich mit ihnen bekannt zu machen."

Als sie im Speisesaal angekommen, fanden sie bereits die eingeladenen Gäste versammelt. „Wo mögen denn doch die zwei übrigen Eingeladenen bleiben?" bemerkte ungeduldig der Minister, indem er hinausging, als wenn er sehen wollte, ob sie noch nicht kämen.

Und gleich kam er wieder zurück, an jeder Hand eine Dame führend. Die weiblichen Personen sehen, sie als die Seinen erkennen, auf sie zueilen und sie umfangen, war für den Grafen das Werk eines Augenblickes. Lange noch hielt die glückliche Familie sich umschlungen, sie konnte keine Worte finden, die namenlosen Gefühle auszudrücken; und erst, als Aller Thränen reichlich flossen, da gab es für Jeden so viele Fragen, so viel zu sagen, daß an die Mahlzeit gar nicht gedacht wurde.

Erst auf des Ministers Zureden nahm man an der Tafel Platz; jedoch gab's hier so Mancherlei, was die Aufmerksamkeit auf Dinge ganz anderer Art zog, daß die meisten Gerichte fast unberührt blieben. Endlich nahm des Grafen Freund das Wort und sprach: „Ich sehe wohl, mein Karl, Nichts von Dem, was vor Dir steht, will Dir recht munden; ich muß also wohl eine andere Schüssel für Dich bringen lassen, um Deine Eßlust zu reizen."

Digitized by Google

Und Dieses sagend, klingelte er seines Freundes Diener, und befahl ihm, das eigens für seinen Freund zubereitete Gericht aufzutischen.

Aller Augen waren nur auf den Eintretenden gerichtet, als er mit einem verdeckten Kredenzteller eintrat. „Hier," sagte mit lachender und geheimnißvoller Miene der Minister, indem er dem erwartungsvollen Grafen das Gebrachte überreichte, „hier empfange, was Dein ist."

Und den Teller aufdeckend, boten sich seinem Auge verschiedene Papiere dar. Er durchlief sie hastig und brach dann in die Worte aus: „O zu viel, zu viel des Glückes an Einem Tage! Wilhelm, wie werde ich Deine Freundschaft vergelten können! Also dieses prachtvolle Haus mit Allem, was darin ist, mit dem größten Theile meiner Kostbarkeiten, einem schönen Kapitale, und ein artiges Landgut alles Dieses ist mein Eigenthum! Ich erkenne es lebhafter als je, wie wahr es ist: wo die Noth am größten ist, da ist Gottes Hülfe am nächsten. Gütiger Vater, ist dieses nicht schon Segen genug, wenn Du uns Freunde schenkst, die ihr Leben für uns wagen? O, segne meinen schützenden Engel, und lohne Du, wo ich nicht lohnen kann!"

„Nachdem Du an jenem unvergeßlichen Abende die Flucht ergriffen hattest, ließ ich in der Eile, da ich wußte, wo Deine Schätze waren, das Werthvollste auf einige Wagen laden und sie in meine Wohnung in Sicherheit bringen. Und als ich alle meine Angelegenheiten geordnet, zog ich hierher, wo ich mich niederließ und in Deinem Namen diese Ankäufe machte, um so einen Theil Deines Geldes unterzubringen.

„Ob ich in der Wahl des Landgutes Deinen Geschmack getroffen habe, werden wir gleich sehen, indem das Gefährt schon bereit steht, uns hinzutragen."

Da dasselbe nur eine halbe Stunde von H. entfernt lag, so hatten sie es bald erreicht. Schon die Gegend, noch mehr aber der freundliche Anblick des Gebäudes nahmen den Grafen schon zum voraus für dasselbe ein, ehe er einen Fuß in das Innere gesetzt hatte. Als er aber dieses gehörig in Augenschein genommen, konnte er den klugen und vortheilhaften Ankauf seines Freundes nicht genug loben.

Einige Monate später reichte Klara ihrem Bräutigame, der ihr nach H. gefolgt war, am Altare die Hand, und Beide führten zum Troste ihrer Aeltern eine sehr glückliche Ehe.

Aus Luzern.

(Schluß.)

Es war Abend geworden und ich beschloß, mit der historischen Reise von der Volksversammlung bis zu Siegwart Müllers leerem Hause für heute zufrieden zu seyn; ging aber doch anstatt in meine Wohnung nach dem Schweizer Hof, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war und der ganze Generalstab logirte. Ich hatte nicht falsch gerechnet, denn ich brachte den Abend recht angenehm mitten unter dem Gewoge von Offizieren aller Waffengattungen zu und hatte Gelegenheit, einen der Haupthelden des Tages, den Divisionär Ziegler, der auch vor der Hand Stadtkommandant bleiben wird, näher zu sehen. Er ist ein kleiner, schmaler Mann mit schwarzem Barte und scharfem Blick. Er hat im Kampfe und in der größten Gefahr große Kaltblütigkeit gezeigt.

Meine Einkehr in diesen „Schweizer Hof" befriedigte zugleich eine Neugierde anderer Art. Er ist nämlich als einer der ersten Gasthöfe Europa's bekannt und wirklich entspricht sein Aeußeres und Inneres diesem Rufe.

Ein Ständchen, welches die Militärmusik dem Obergeneral Dufour und seinem Stabe vor dem Hotel brachte, hielt mich bis gegen zehn Uhr zurück. Zwei Reisegefährten von Aarau, die mit mir im gleichen Hotel abgestiegen waren, hatte ich bei dieser Gelegenheit wieder begegnet, ließ sie aber inmitten einer ihnen befreundeten Gesellschaft Aargauer Offiziere und suchte Ruhe. Einige Hundert Schritte hatte ich bereits hinter mir, als mir ein „Halt! wer da?" entgegentönte. Weitergehend antwortete ich mit dem weltbekannten „Gut Freund!", als der Soldat, gar nichts auf meine gute Freundschaft gebend, sich fertig machte und mir „Halt" gebot und das „Paßwort" (parole) abverlangte, und als ich dies nicht geben konnte, mich mit auf die Wache schleppte. In der Wachtstube erfuhr ich, daß noch strenger Kriegsgebrauch herrsche, und nach dem Zapfenstreich Niemand mehr an den Wachen passiren solle ohne Parole. Als Fremder wurde mir ein Mann mitgegeben, der sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugen sollte. Meine Wirthsleute sowie die Kellner konnten mich in dem Gewühl von Gästen kaum bemerkt haben, um so weniger, als meine Reisegefährten das Zimmer bestellt hatten. Ich zog also vor, anstatt in meine Wohnung, wo ich stark riskirte, als Lügner hingestellt zu werden, in den Schweizer Hof zurückzugehen, die Wache mir zur Seite, pflichtgetreu bis in den Saal hinein, wo ich zur Ergötzlichkeit der Gesellschaft mein Mißgeschick erzählte und durch den Wink eines Offiziers von meiner Leibwache befreit wurde. Eine Stunde später ging es Denen, die über mich vorher gelacht hatten, gerade so, und sie waren froh, daß sie zurückgehen, einen Offizier holen durften, der uns dann mit seinem Zauberwort durch alle Wachen hinführte zu unserem Hotel.

Meine Begleiter waren zwei ältliche Herren; ich konnte also keinen Anspruch auf eins von den zwei schmalen Betten machen, welche in unserm — aus Gefälligkeit noch erhaltenen — Zimmer standen, und mußte mich mit dem Lager auf einem sogenannten Sopha und einem Stuhle begnügen. Um so früher war ich dafür auch wieder auf den Beinen, denn dieses Lager lud nicht ein zu halbwachen Träumereien. Sonntags früh, 29. Nov., sobald ich dachte, das „Paßwort" nicht mehr nöthig zu haben, flanirte ich in den Straßen Luzerns umher und bewunderte die vielen Freunde, welche die eidgenössische Fahne ausgehängt hatten. Wetterfahnen! dachte ich; sie zeigen nur den politischen Wind an, der gerade weht. Sogar Inschriften fand ich, welche die Sieger als wahre Retter begrüßten. Nun, es läßt sich leicht denken, wie schwer mancher Patriot unter dem Drucke der gestürzten Regierung gelitten haben mag.

Mein Weg führte mich zur Hofkirche, ein großes prächtiges Gebäude mit zwei spitzen Thürmen, auf einer Anhöhe. Das Volk strömte dahin und ich folgte dem Gelüste, zu erfahren, was gerade heute hier gesprochen würde. Die Räume waren gedrängt voll. Die Rede, welche ein Chorherr Winckler hielt, übertraf meine Erwartungen; man hätte sie mit wenigen Abänderungen auch in einer deutsch-katholischen Kirche hören können. Es war erster Advent. Diese Feier der Advent-Sonntage seyen — so sagte der geistliche Herr — von der katholischen Kirche eingesetzt zur Vorbereitung aller Christen auf die Ankunft Christi, erstens als Erlöser und zweitens als Richter. Das Erste geschehe, indem man alle Leidenschaften aus dem Herzen verbanne und eine wahre Wohnung Gottes daraus mache. Das Zweite geschehe, indem man die drei Cardinal- oder göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe übe. Das Thema vom Glauben führte er im orthodoxen Geiste, die beiden anderen ganz rationell durch, ging dann auf die jetzigen Zustände über und ermahnte nachdrücklich, ja beschwor seine Zuhörer, Nächstenliebe zu üben — auch gegen die eidgenössischen Truppen, auf daß der Frieden wieder einkehre in das zerrissene Vaterland. — Ein Luzerner Bürger, der neben mir stand, sagte, dies seyen seit langer Zeit wieder die ersten Worte des Friedens, die er von der Kanzel höre. Nach der Predigt verließ ich die Kirche und durchschlich die Nebengänge, die mich durch eine halb offene Thüre in ein Zimmer führten, wo ein Leichnam im Sarge lag. Ich erfuhr, daß es ein

Digitized by Google

Hauptmann der Sonderbündler war. Wie friedlich lag er da! wie ruhig war jetzt dieses Herz, das gewiß noch wenige Stunden vorher wilde Leidenschaften durchzuckten! „Hättest Du bisher Worte gehört, wie ich sie heute hörte, Du lebtest noch!“ so dachte ich und ging weiter nach einem freien Platze vor dem „Rößli“, wo ich einem evangelischen Gottesdienste beiwohnte. Zum ersten Mal sah ich hier Dufour, inmitten seines Generalstabes. Er ist ein greiser Krieger, den aber die Jahre nicht gebeugt. Er hat eine gute militärische Haltung mit französischem Pli, trägt eine einfache dunkelgrüne Uniform mit dicken goldenen Epauletten, das rothe Band mit weißem Kreuze — ein Zeichen, welches alle eidgenössischen Truppen gemeinsam haben — am linken Arme. Die Truppen waren im Carrée aufgestellt, ein einfaches Brettergerüste, auf welchem ein Tisch mit grüner Decke stand, bildete die Kanzel. Gleich nach dem Erscheinen des Generalstabes ertönte von einer zahlreichen Blechmusik der Choral: „O sanctissima!“ worauf ein Gebet gesprochen wurde, das Dufour und alle Diejenigen, welche keine Tschakko, sondern große Hüte trugen, mit entblößtem Haupte anhörten. Dabei bemerkte ich, daß Dufour nur noch wenige graue Haare an den Seiten hat, die er vorne zusammenstreicht, der Scheitel aber ganz entblößt ist. Dem Gebete folgte eine Predigt, dieser ein Gebet; derselbe Choral schloß die Feierlichkeit. Aehnliches geschah noch auf einigen anderen Plätzen und zwar auch vor der Jesuitenkirche. Das war wohl für Luzern ein Wunder Gottes?

Mit der Besichtigung des Kesselthurms mußte ich meine Wanderung beschließen, denn die Stunde der Abreise nahte heran. Es ist ein alter viereckiger, nicht hoher Thurm mit einem unansehnlichen Seitengebäude. Zwei Seiten desselben umgibt ein jetzt wasserloser Graben, die anderen Seiten führten über ein niederes Dach nach einem Bauernhofe, durch welchen Doktor Steiger's Flucht bewerkstelligt wurde. Obgleich die Schildwachen heute den Eingang wehrten, wußte ich doch die Erlaubniß zu erbitten und besah mir die tiefen Zellen, welche nur durch schmale Oeffnungen Licht erhalten. Die innere Einrichtung entspricht den schmutzigsten, niedrigsten Ideen, die man sich davon machen kann! In einem engen Raume von acht Schuh Länge und sechs Schuh Breite sind hier alle Vorkehrungen zusammengedrängt und alle physischen Bedürfnisse der Thierwelt zu befriedigen. Steiger's Behälter ist beinahe den andern vorzuziehen, weil er nicht Licht genug erhält, um den Schmutz dieser Höhlen zu sehen, wenn nicht der Modergeruch schrecklich daran mahnte und wenn nicht die Entziehung des goldnen Tageslichtes am Ende zu einer neuen entsetzlichen Qual werden müßte. Aus diesem Loche führt eine schmale Treppe zu der Stelle, welche durchgebrochen wurde, um auf's Dach in's Freie zu kommen.

Ich verließ Luzern mit dem Wunsche im Herzen, die so glücklich gelegene Stadt möge sich bald erholen von den Schlägen, welche sie durch ihren Leichtsinn sich zugezogen; sie möge sich bald wieder einreihen als eine würdige strebsame Schwester in dem schönen Schweizer Städtekreise. P. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 26. Nov. — A. A. Z.) Gestern ging die neue Oper von Flotow: „Martha“, die schon längst erwartet wurde, im Theater nächst dem Kärthner Thor in Scene. Der Erfolg war ein seit lange beispielloser, so, daß mehrere Stücke wiederholt werden mußten und der Componist während der Oper und nach Beendigung derselben wohl an zehn bis zwölf Mal gerufen wurde, und mit den Trägern des Ganzen, den Damen Zerr und Schwarz und den Herren Erl und Formes erscheinen mußte. In der That war es aber auch überraschend, hier einmal eine neue deutsche Oper zu hören, die von Anfang bis zu Ende ansprechende Melodien und abwechselnde heitere Rhythmen enthält und auch an origineller Erfindung keinen Mangel hat.

Der Post-Kongreß hat in der Sitzung vom 30. October das vereinsländische Porto für den einfachen Brief bei einer Entfernung von incl. 6 Meilen auf 2 Kreuzer, von incl. 20 Meilen auf 5 Kreuzer, und über 20 Meilen auf 10 Kreuzer Konv.-Mze., vorbehaltlich der Genehmigung der Regierungen, festgestellt. Am 10. d. wurden ferner unter anderm folgende Beschlüsse gefaßt. Ein Loth Vereins-Post-Gewicht soll seyn = 1/32 Pfund Zoll-Gewicht, oder gleich 15,6 Grammen. Als einfacher Brief soll derjenige betrachtet werden, welcher unter ein Loth Postvereins-Gewicht schwer ist. Für Schriften und Dokumente ohne Werth-Angabe findet keine besondere Taxe statt. (Also Abschaffung der Akten-Taxe.) Für Zeitungen, Journale, Preiskourants, gedruckte Sachen und Broschüren, Korrekturbogen, welche mit Kreuzband oder sogenannter Schleife verschlossen sind, wird gezahlt, wenn sie frankirt versandt werden, bis zum Gewichte von 16 Loth excl. nur der vierte Theil des tarifmäßigen Briefporto's. Für Waaren-Proben und Muster wird nur die Hälfte des tarifmäßigen Briefporto's erhoben, jedoch nie weniger, als die für den einfachen Brief festgesetzte Gebühr. Auch können Muster-Sendungen nur bis zum Gewichte bis 16 Loth excl. als Briefpost-Sendungen befördert werden. (N. K.)

Folgendes Ereigniß nimmt in Wesel die allgemeine Theilnahme in Anspruch. Der Hauptmann M. wird benachrichtigt, daß sein Sohn, Zögling des Cadettenhauses zu Berlin, bedeutend erkrankt sey. Die Mutter eilt daher zu dem Krankenlager ihres Sohnes. Doch dieser ist schon vor ihrer Ankunft eine Beute des Todes geworden und liegt bereits im Sarge. Der Schmerz erpreßt der Mutter einen Schrei, mit dem sie sich auf die Leiche stürzt. Doch was beschreibt die Freude der eben noch der Verzweiflung hingegebenen Mutter, als ihr geliebter Sohn, durch den Jammerruf aus seinem Todesschlummer erweckt, die Augen öffnet! (Köln. Z.)

(Posen, 29 Nov. — Pos. Z.) Der Hausknecht eines hiesigen Hotels hat von dem nach Danzig gefallenen Lotteriegewinn von 50,000 Thlrn. 12,500 Thlr. gewonnen, und hat trotz dessen beschlossen, in seiner alten Stellung zu bleiben. Als man ihm vorschlug, doch nun selbst einen Gasthof anzulegen, erwiederte er: „Ne, des mag ich nicht, des ist'n zu unruhiges Leben!“

In Kassel wollte der Kapellmeister Spohr seinem dahingeschiedenen Freund Mendelssohn eine musikalische Todtenfeier veranstalten. Er legte deshalb das Programm dazu der höchsten Genehmigung vor, erhielt aber eine abschlägige Resolution. (Dorfz.)

In Petersburg hat eine Hellseherin im magnetischen Schlafe das Nardenöl für das unfehlbare Schutzmittel gegen die Cholera erklärt. Unglücklicherweise ist dieses Specifikum aber nirgends aufzutreiben, und eine berathende Versammlung von Aerzten und Apothekern hat den Ausspruch gethan, daß es nur in der Bibel zu finden sey, wo es in der Geschichte der büßenden Magdalena vorkömmt und wo ohne Zweifel auch die Petersburger Hellseherin ihre Inspiration geschöpft hat. (N. C.)

Die Branntweinbrenner haben bei der reichen Kartoffelernte ordentlich zugelangt und sich mit Kartoffeln in Hülle und Fülle versehen, so daß die Schnappstrinker einer guten Zeit entgegen sehen. Dem armen Mann aber werden die Kartoffeln vertheuert, das Schnappstrinken wird befördert und der Ruin vieler Familien mit Gewalt herbeigeführt.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Weimar, 22. Nov.

Das vor kurzem stattgefundene alljährliche Reformationsfest ist durch das ganze Land diesmal mit besonderer Theilnahme gefeiert worden, von Seiten der Pfarrer auch deshalb mit, weil viele von ihnen bei der Ausarbeitung ihrer Predigt die Bewerbung um den Preis der „Röhr-Stiftung“ *) im Blick gehabt haben mögen; von Seiten der Gemeinden aber, weil sie bei dieser Feier wohl dankbar daran dachten, wie ruhig und friedlich man in protestantischen Ländern lebt, während in so vielen nichtprotestantischen jetzt Verwirrung und Unheil herrscht. So wurde auch der Luthertag, der 10. Nov., von einer erlesenen Gesellschaft im hiesigen Stadthause in würdiger Weise festlich begangen. Gesänge, Toaste und Reden wechselten um so beziehungsreicher mit einander ab, da diese Feier zugleich unserem Schiller galt, dessen Geburtstag mit dem des großen Reformators bedeutungsvoll zusammentrifft. Die Büsten Luther's und Schiller's prangten dabei reiche im Saale im reichsten Blumenschmuck. — Neue geistige Kräfte haben sich in der neuern Zeit hier glücklich zusammen gefunden, wie die Namen Schöll, Sauppe, Froriep (der Sohn), Oberbibliothekar Preller bezeugen. Von ihnen angeregt, haben die Montags-Vorlesungen im großen Saale des Stadthauses auch in diesem Winterhalbjahre ihren Anfang genommen und Vorträge des Mittwoch-Vereins im Russischen Hofe haben begonnen. Auch scheint die neue Leitung unseres Hoftheaters eine höher strebende Bahn einschlagen zu wollen.

Rastatt im Großh. Baden, im Nov.

Rauhe Herbsttage und feuchte Nebel, welche über unsere weite Ebene vom Rheine bis zu den Gebirgen hin lagern, sind die kurzen Vorboten des nahenden Winters, und mit diesem und seinen langen Abenden nehmen die gesellschaftlichen Verhältnisse eine andere Richtung. Während der schönen Jahreszeit gewährt unsere Umgebung vielfache Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Ausflügen und es ist nichts Seltenes, daß an Sonn- und Feiertagen Hunderte von hiesigen Einwohnern theils in dem nahen freundlichen Murgthal, namentlich im Bad zu Rothenfels, theils in Baden, theils auf dem Fremersberg oder auf entfernteren Lustpartieen sich zerstreuen. Mit den letzten Herbsttagen aber kehren wir mehr zu uns selbst zurück und beginnt das Leben, sich mehr in engeren Kreisen zu bewegen. Freilich entbehren kleinere Städte in den langen Winterabenden manche höhere Genüsse, welche Theater, Konzerte und überhaupt die mannichfachen geistigen Anregungen den Bewohnern reich bevölkerter Städte gewähren. Indeß kann auch in kleineren Orten billigen Anforderungen entsprochen werden, insofern nur ein freundliches Zusammenwirken, wechselseitiges Entgegenkommen der verschiedenen Klassen und Stände zu gleichem Zweck stattfindet und die vorhandenen Elemente geselliger Unterhaltung angemessen benützt werden. Für das hiesige gesellschaftliche Leben hat die Entfernung der Kreisregierung und des Hofgerichts einen unverkennbaren Nachtheil herbeigeführt. Durch die Verlegung dieser beiden Collegien sind mindestens an 50 Familien theils nach Karlsruhe, theils nach Bruchsal übergesiedelt und dadurch hat unsere Stadt verhältnißmäßig ihrer übrigen Bevölkerung eine nicht unbedeutende Anzahl gebildeter Männer und Frauen verloren, was natürlich auf die geselligen Verhältnisse nothwendig einen störenden Einfluß äußern und durch die Rückwirkung auf die Bürgerschaft unzweifelhaft auch für letztere nachtheilig wirken mußte. Einen Ersatz gewährt nun allerdings die Vermehrung der Garnison durch das Regiment Großherzog, dessen Offiziercorps durch alle Grade sich sichtbar bestrebt, mit den übrigen Bewohnern in freundlichen und geselligen Verhältnissen zu leben. Es verdient dies um so mehr Anerkennung, als sonst eine gewisse Einförmigkeit nicht zu vermeiden ist. Und in der That herrscht nicht nur unter den Offizieren der beiden hier garnisonirenden Regimenter, so wie jenen des Festungsbaues und der Artillerie-Ausrüstung ein wahrhaft kameradschaftliches Benehmen, sondern es waltet auch zwischen ihnen und den übrigen Ständen ein durchaus friedliches, gebildetes und geselliger Ton, so daß wir kaum eine Garnisonsstadt wüßten, die hierin einen Vorzug hätte. Außer drei bis vier Gasthäusern, in denen sich regelmäßige Abendgesellschaften versammeln, bildet das Museum den Mittelpunkt der geselligen Zusammenkünfte. Diese Anstalt besitzt ein reichhaltiges Lesecabinet, in welchem nicht nur die bedeutendsten politischen und Unterhaltungsblätter, wissenschaftlichen und literarischen Journale, sondern auch größere selbstständige Schriften über die Hauptfragen des Tages, über Geschichte, Politik und Staatswissenschaften mit zweckmäßiger Auswahl angeschafft werden. In den wöchentlichen Abendunterhaltungen, mit denen eine bestimmte Anzahl Bälle abwechselt, versammeln sich Herren und Damen meist sehr zahlreich, und gewähren Musik, Vorträge, Spiel- und Tanzbelustigungen eine genußreiche Unterhaltung. Am 15. Nov., am Namenstage des Großherzogs und zur Feier desselben fand der erste Ball statt. Zu dem Ende war der Saal äußerst freundlich und geschmackvoll mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt und die ganze Gesellschaft bewegte sich in heiterer Geselligkeit bis spät nach Mitternacht. — Eine neue Gelegenheit zu belebender Unterhaltung gewährt uns die so eben gegründete Liedertafel, welche von einigen Offizieren angeregt wurde und bereits zahlreiche Mitglieder zählt. — Unser bürgerlich politisches Leben hat gleichfalls in der jüngsten Zeit einige Bewegung hervorgebracht. Die Wiedererwählung des vor kurzem zurückgetretenen Bürgermeisters Müller und die Wahl eines Abgeordneten zur zweiten Kammer, welche auf den Kaufmann Ostee fiel, haben, wenn auch nicht jene gehässigen Parteikämpfe hervorzurufen, wie sie in unserer Zeit so häufig vorkommen, doch einen lebendigen Sinn, eine warme Theilnahme für die Interessen der Gemeinde und des Staats zu erkennen gegeben. Beide Acte politischer Thätigkeit haben in würdiger Weise statt gefunden und Beweise eines richtigen Erkenntniß unserer Verhältnisse gegeben. Bei der Wahl des Bürgermeisters war es namentlich der hiesige Amtsvorstand, Regierungsrath Lang, welcher durch die verständige Leitung der Wahlhandlung einen sehr günstigen Eindruck hervorbrachte. In seiner Anrede an die Wähler hat er eben so die Wichtigkeit des Amtes, als die Erfahrung und Tüchtigkeit des früheren (und nun wiedergewählten) Bürgermeisters Müller, der seit 15 Jahren unserem Gemeinwesen mit bestem Erfolg vorstand, dargestellt und mit so lebendiger Wahrheit ein Bild unserer Gemeindeverhältnisse entworfen, daß jedem Einzelnen, dessen Blick nicht durch persönliche oder Parteirücksichten getrübt war, klar werden mußte, was die wohlverstandenen Interessen der Stadt erfordern.

Mainz, 2. Dec.

Nach langen Geburtswehen ist endlich unser Carneval-Comité glücklich zur Welt gekommen, und wird dasselbe diesmal aus 10½ Mitgliedern bestehen, während sonst 11 Personen das Comité bildeten. Das Unerquicklichste unseres Carnevals ist stets die Wahl dieser 11 Herren, indem Diejenigen, auf welche die Wahl fällt, sich stets so anstellen, als könnten sie die Wahl nicht annehmen, und sich erst förmlich dazu nöthigen lassen, während dies doch nur reine Comödie ist, da Alle darnach geizen, gewählt zu werden. Auch diesmal wurde diese Posse in 5 Acten aufgeführt und wir freuen uns nur um so mehr, daß solche glücklich überstanden ist, als die Gewählten wirklich tüchtig sind und für einen recht heiteren Carneval alle Garantie gewähren.

Auflösung der Charade in Nro. 334.

Griesgram.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Dec. (Neu einstudirt): Alessandro Stradella, Opee in 3 Abth., Musik von Flotow.

Sonntag, 5. Dec. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Die in diesem Stück vorkommende neue Decoration ist von dem Theatermaler Hrn. Hoffmann und dem Theatermaschinisten Hrn. Schechner.

*) Diese Stiftung wurde vor einigen Jahren zum Andenken an die 25jährige hiesige Dienstführung des Generalsuperintendenten Dr. Röhr von einer großen Anzahl inländischer Geistlichen gegründet. Der Abwurf des Stiftungskapitals ist als Preis für die diesjährige beste Reformationspredigt bestimmt.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 336. Montag, den 6. December 1847.

Wilhelm Heinrich Dufour

von Genf,

Oberbefehlshaber des jetzt aufgestellten eidgenössischen Heeres, ein rüstiger Sechziger, diente als Genieoffizier unter Napoleon zur Zeit, da Genf zum großen Kaiserreich gehörte. Unter Napoleon konnte es an Gelegenheit nicht fehlen, den Krieg in der Praxis kennen zu lernen. Noch wird es von französischen Blättern rühmlichst erwähnt, daß Dufour im Jahre 1815 die Stadt Grenoble befestigen und vertheidigen half. Seitdem seine Vaterstadt Genf der Schweiz angehört, hat er nicht aufgehört, dem schweizerischen Vaterlande seine Dienste zu widmen, und er that es auf ausgezeichnete Weise. Als Oberinstruktor des Geniekorps in der Militärschule zu Thun übte er den wohlthätigsten Einfluß auf die jungen eidgenössischen Offiziere aus, und wußte sie zum Dienste des Vaterlandes zu begeistern. Als Generalquartiermeister leitete er die topographische Aufnahme der Schweiz, und die bereits erschienenen prächtigen Karten verdanken ihm hauptsächlich ihr Daseyn. Im Jahre 1831, bei Aufstellung eines eidgenössischen Heeres zur Behauptung der schweizerischen Neutralität, wurde er dem General Guiger von Prangin als Chef des Generalstabes beigegeben. — Durch Herausgabe mehrerer geschätzter militärischer Werke hat er sich einen Namen unter den militärischen Schriftstellern erworben. Dufour ist der Mann der Theorie und der Praxis, zudem ein feuriger Eidgenosse und ein edler, liebenswürdiger Mann, den alle Parteien hochachten. Keine bessere Wahl konnte die Tagsatzung treffen. Die seitherigen Erfolge haben bereits dieselbe glänzend gerechtfertigt.

Rechenschafts-Bericht einer Mutter an ihre Tochter.

„Mein theures Kind," sprach Frau von Klugsinn zu ihrer einzigen Tochter, „Du feierst heute Deinen dreißigsten Geburtstag noch ledig im elterlichen Hause, und könntest denken, es sey Gleichgültigkeit von mir, Deine Versorgung durch ein eheliches Glück nicht schon längst bewerkstelligt zu haben. Ich finde mich deshalb veranlaßt, Dir, mein gutes Kind, einen Rechenschafts-Bericht über alle jene Herren abzulegen, die um Deine Hand schon anhielten, und bei welchen ich immer kräftige Gründe hatte, ihnen selbe zu verweigern. Du wirst daraus ersehen, daß Du Dich Deines ledigen Standes nicht zu schämen hast, und ich nur immer zu Deinem Vortheile handelte.

In Deinem zwanzigsten Jahre bewarb sich ein Offizier um Deine Hand. Es ist natürlich, daß ich meiner Tochter keinen Mann gebe, der ein Kommando führt, indem, meinem Erachten nach, das Weib selbes führen muß. Ich war also gezwungen, ihn abzuweisen.

Zu ein und zwanzig Jahren hielt ein Schauspieler um Dich an. Denke! ein Schauspieler, der das ganze Jahr so viele Rollen inne hat, nur keine Geld-Rollen. Er versicherte mich zwar, daß er in gutem Credit stände. Ich sagte, ich werde mich darum erkundigen. Zufällig ging ich selben Abend in das Theater. Jener Schauspieler gab den Franz Moor. Da hörte ich, wie er sagte: „Die unendliche Erbarmung würde bankerott werden, wenn sie für meine Schulden all' gut sagen wollte." Diese Worte sprach er so herzlich, daß er sie nothwendig aus dem Leben gegriffen haben mußte, und ich schrieb ihm deshalb sogleich: „Mit der Heirath ist's nichts."

Im zwei und zwanzigsten Jahre wollte Dich ein Papierspekulant heirathen. Mein Kind! hast Du den Bauer als Millionär gesehen? Da sagt der Vater, als man beantragte, er solle einem Fischer seine Tochter zur Frau geben: „Was, einem Fischer, so ein unsicheres Metier? bis er einen Fisch fängt, kommen ihm hundert aus." Kannst Du, diesen Spruch beherzigend, verlangen, daß ich Dir einen Papierspekulanten zum Manne gebe?

Ein junger Arzt hielt in Deinem drei und zwanzigsten Jahre um Dich an; hättst Du mich aber für solch eine Rabenmutter, daß ich Dich unter die Hände eines jungen Arztes geben würde?

Es war ein Freigeist, ein Oppositions-Held, ein wahrer Jakobiner, welcher, als Du vier und zwanzig zähltest, um Dich warb. Du kannst Dir denken, gute Tochter! daß dieser Liberale meine Einwilligung nicht erhielt, denn solch ein Mann liebt Lieber-ale (lieber-alle) mehr als seine Frau.

Digitized by Google

Fünf und zwanzig warst Du alt, als ein Juwelier Dich ehelichen wollte. Jedoch meine Maxime ist, ein Mann darf nur glauben, Einen Juwel zu besitzen, und der muß seine Frau seyn. So wie er mehrere besitzt, ist das Interesse getheilt. Wer immer mit Juwelen umgeht, ist bei Erlangung von neuen nicht überrascht. Ich konnte mich deshalb nicht entschließen, Dich von einem Manne fassen zu lassen, welcher früher schon so viel gefaßt hatte.

Ein Doktor der Philosophie hielt in Deinem sechs und zwanzigsten Jahre um Deine Hand an, aber ich konnte mir ja gar nicht denken, daß der Mann seine Sache gut verstehe, denn wenn er ein Philosoph gewesen wäre, hätte er ja nicht heirathen wollen.

Du zähltest sieben und zwanzig, als ein berühmter Porzellan-Händler Dich zu gewinnen suchte. Doch solch einen gefährlichen Mann konnte ich meiner Tochter nicht geben. Ein Porzellanhändler! wie schnell wird solch ein Mann zum Verbrecher, und Du dürftest dann mit ihm büßen.

Ein Poet besang Dich in Deinem acht und zwanzigsten Jahre, und hielt in einer sehr romantischen Sprache förmlich um Dich an. Bei dieser Gelegenheit zitirte er jedoch beständig fremde Dichter. Als ich ihn fragte, warum er Das thue, antwortete er: „weil er auch sehr oft zitiet werde." Dieses war mir genug, um ihn abzuweisen.

Ein Uhrenfabrikant, ein Mann, der mir recht gefiel, wollte Dich in Deinem neun und zwanzigsten Jahre heirathen, ich hätte bei ihm nichts zu riskiren gehabt, weil ich wußte, wie es mit ihm an der Zeit war. Aber bei Deinem Alter sollte er nicht wissen, wie viel es bei Dir geschlagen hat, und so mußte ich die Sache zu meinem Leidwesen wieder ablaufen lassen.

Dreißig bist Du nun, und heute hat ein Alterthumsforscher um Dich angehalten. Ich wies ihn ebenfalls zurück. Es wäre eine Blamage für Dich gewesen, wenn die Leute gesagt hätten: „Der Mann hat sich eine Frau erforscht." Sey deshalb ruhig, mein Kind! es ist wahr, Du bist volle dreißig alt, aber tröste Dich, Du entfernst Dich alle Tage mehr davon."

An Maria von Cornelius.

(Aus den Gedichten von Herrmann Scharff von Scharffenstein.*)

Die Gottheit, hehr und unerforschlich, reichet
Im Schlaf uns oft, gewebt aus lichtem Schaume,
Ein Zeichen, das, entstammend höh'rem Raume,
Bei dem Erwachen unerforscht erbleichet.

Vergang'nes Glück, das nur zu schnell entweichet,
Beut huldvoll uns die Nacht in süßem Traume,
Sie führt uns zu des Geisterreiches Saume,
Ein Bild entfaltend, das der Wahrheit gleichet.

Du träumtest jüngst, um mitternächt'ge Stunde
Sey deine Harfe wunderbar beweget.
O glaube mir, das war des Himmels Kunde,

Der Schwester Hand hat jenen Klang erreget:
Sie, die so theuer dir im Erdenleben,
Wollt' dir aus Himmelshöh'n ein Zeichen geben.

*) Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann, 1847.

Kirchliche Rundschau.

(3. December.)

In Magdeburg haben die Deutschkatholiken mit Zustimmung des Magistrates der freievangetischen Gemeinde den Mitgebrauch ihrer Kirche verwilligt. Auch haben dort einige Gegner Uhlich's und seiner Richtung eine Adresse an Se. Maj. den König gerichtet und eine billigende, aber zum Frieden ermahnende Antwort erhalten. Dagegen haben die Stadtverordneten zu Breslau einen Protest gegen den Inhalt der von Sr. Maj. dem Könige in Magdebueg gehaltenen Rede beschlossen. In ersterer Stadt hat die Kämmereikasse für das neue Jahr der deutschkatholischen Gemeinde wiederum 1000 Thaler bewilligt. Auch in der Mark Brandenbueg zeigen jetzt protestantische Gemeinden und einzelne Geistliche ihren Austritt aus der Staatskirche an. In Hückeswagen (Rheinpeovinz) hat sich am 21. Nov. eine evangelische Sekte gebildet, die nur Bibel und Apostolicum anerkennt. In Hamburg stellt sich die freie Gemeinde immer schärfer außerhalb des religiösen Kreises und erregt dadurch Anfeindungen mit Wort und That, welche aber von den Gebildeteren ihrer zahlreichen Gegner gemißbilligt werden. Die genau von jener zu unterscheidende deutschkatholische Gemeinde dieser Stadt feierte am 26. Nov. ihr Stiftungsfest, wozu J. Ronge bereits früher eintraf. In Osterweiler in der Rheinpfalz bereitet der schamlose Eigennutz eines Priesters das Volk zur Reform vor, indem er ihm die Augen öffnet. In Bayern wächst der Kampf zwischen der Regierung und den hierarchischen Bestrebungen für die Erziehung der Geistlichen. Die höchst entschieden gehaltene Eingabe der dortigen Deutschkatholiken an die Stände wurde am 25. Nov. von vier Abgeordneten übergeben und bevorwortet, dürfte aber nun nach dem Schlusse des Landtages eine unmittelbare allerhöchste Berücksichtigung finden. Die Jesuiten suchen sich nach ihrer Vertreibung aus der Schweiz in mehreren Städten Frankreichs und Deutschlands festzusetzen. Aus Anhalt-Köthen werden sie unter der jetzigen Regierung ausgewiesen werden. Bei dem Wahlreformbankette in Lyon wurde ein Protest gegen ihren Einfluß auf die Erziehung und gegen die Ausdehnung der Congregationen und Klöster in Frankreich überhaupt beschlossen. Aus Rom selbst wird eine drohende Aufforderung des allbeliebten Volksmanns Ciceruacchio und seiner Genossen an den Jesuitengeneral zur Abberufung seines Ordens aus der Schweiz berichtet. In Belgien scheint der Papst in der Gesandtschaftsangelegenheit der Regierung nachgeben, auch in Luzern durch seinen Nuntius seine Eintracht mit der Eidgenossenschaft bezeugen zu wollen. Die Juden haben in Breslau trotz christlich-germanischen Widerspruches die Berechtigung zum Eintritte in die philosophische Facultät erhalten. Ihre Emancipation in Schweden wird dem Reichstage durch einen Gesetzvorschlag der Regierung empfohlen werden.

Die Erzählstunde.

Die Freuden der Eltern an ihren Kindern sind am reinsten und schönsten, so lange diese noch im zarten Lebensalter, noch im Stadium der Unschuld und Herzensreinheit stehen. Später werden sie durch mancherlei nachtheilige und in den meisten Fällen nicht ganz zu beseitigende Einflüsse und Eindrücke selbst bei der sorgfältigsten Erziehung mehr oder minder verschlimmert und bereiten den guten Eltern manchen Verdruß und Kummer. Aber der Verkehr mit der noch zarten Kinderwelt ist ein erheiternder und beglückender; denn was gibt es Schöneres, als die Herzinnigkeit und die volle Hingebung der Kleinen, als ihren naiven

Digitized by Google

und frommen Kindesglauben, als ihr poetisches Phantasieleben und als die Entfaltung der ersten Knospen und Blüthen ihres empfänglichen Geistes! Wie ist da Alles noch so rein und frisch, so zart und sinnig, noch so überdeckt vom Morgenthau und vom Frühroth des ungetrübten Daseyns! Wenn es die Eltern verstehen, diese erste Entwickelung des kindlichen Geistes und Gemüthes gehörig zu leiten und zu benutzen, wenn sie dem treuen und sorgfältigen Gärtner gleichen, der seine Blumen und Pflänzchen liebevoll pflegt, so werden sie ihren Kindern einen reichen Segen und sich selber eine reiche Freudenquelle bereiten. Zu solchem Behufe sind kleine Kindergeschichten unstreitig das beste Mittel. Die Kinder verschmähen den trockenen Ernst und die Abstractheit der Belehrung wie die Nüchternheit und Dürre der Moral; sie wollen dagegen Bild und Anschauung, poetischen Eindruck und unmittelbare Erregung; sie leben mehr im Bereiche der Phantasie als in dem des Gedankens, und darum sind ihnen Geschichten, die ihre Fassungskraft nicht übersteigen, die willkommensten Gaben. Wir besitzen deren viele, werden aber nie zu viel haben, weil für die Einen Dies, für die Anderen Jenes paßt. Ein neues Kinderbüchlein, welches wir den werthvollen dieser Gattung beizählen dürfen und das sich zu einer Festgabe für die Kleinen besonders eignet, ist so eben erschienen unter dem Titel — die Erzählstunde — (Frankfurt a. M. bei Benj. Krebs). Es ist mit sechs schönen Bildern in Farbendruck geziert, gefällig ausgestattet und kostet nur 18 Kreuzer. Es wird darin auf eine eben so faßliche als lebendige Weise den Kindern eine kleine Geschichte vorgeführt, die ihnen viel Freude machen, den Eltern aber zeigen wird, wie man für das noch zarte Kindesalter erzählen soll. Der Verfasser ist Hr. Carl Schneider, Inhaber einer Kleinkinderschule in Frankfurt a. M., welcher mit der Kinderwelt zu vertraut ist, um nicht den rechten Ton für seine Erzählung getroffen zu haben. Da das vorliegende erste Heftchen durch weitere fortgesetzt werden soll, so sieht man einer nützlichen und anziehenden Sammlung entgegen und wir haben mit Vergnügen durch diese Zeilen auf dieselbe hingewiesen. Möge sie, wie sie es verdient, eine recht wohlwollende Beachtung finden!

Mannichfaltigkeiten.

(Magdeburg, 22. Nov. — Magdeb. Z.) Der Verleger des „Deutschen Stadt- und Landboten" in Eisenberg, C. Schöne, macht bekannt, daß er, so lange sein Hauptredakteur, der Stadtverordnete G. Krackrügge, in Haft sey, auf alle Gebühren für Anzeigen und Annoncen zu Gunsten der Familie Krackrügge verzichte, welcher auch die Abonnementsgelder, nur nach Abzug der baaren Auslagen, übergeben werden sollen.

Der „Aachn. Z." ist folgende wunderliche „Erklärung" übersandt worden: „Mich schreiberts gar selten, und viele Freunde und gute Leute müssen wohl Jahre auf Antwort harren, vielleicht ihr Lebelang. Nicht einmal die Heirath meiner einzigen Tochter habe ich schriftlich bekannt gemacht. So bin ich zum Briefwechsel gänzlich unfähig und mache meinerseits den Posten wenig Mühe. Dennoch führt mir die Post manchen Brief zu; so heute auch einen, mit dem Aufgabenachweis „Kassel, den 20. November 1847." Beigesteckt war ein halb gedruckter, halb geschriebener Zettel, des buchstäblichen Inhalts: „Nr. 85. P. P. Um Rücksendung des Couverts mit Angabe des Absenders wird ergebenst ersucht. Kassel, den 20. Nov. 1847. Kurfürstliche Ober-Postamts-Expedition. Kersting." — Diese zudringliche Bitte werde ich nun und nimmermehr erfüllen. So wie die kurfürstliche Ober-Postamts-Expedition das Siegel geachtet hat, werde auch ich das Briefgeheimniß zu bewahren wissen und es in keinem Falle verletzen. Ich habe keinen Briefwechsel nach Kassel angeknüpft und bin durchaus nicht Veranlasser der unschuldigen Zuschrift. Aber ich halte mich weder für verpflichtet, noch für berechtigt, den Briefumschlag auszuliefern und den Absender anzugeben. Jene Zumuthung ist eine arge Beleidigung, wodurch mich die kurfürstliche Ober-Postamts-Expedition entweder für sehr dumm, oder für sehr schlecht, oder für Beides zugleich hält. Zu meiner Rechtfertigung und vorläufigen Genugthuung übergebe ich diese Nachricht allen ehrlichen Zeitungen zur möglichst weiten Verbreitung. Freiburg an der Unstrut, 23. Nov. 1847.

Friedrich Ludwig Jahn.

(Kirchheim u. T., 29. Nov. — Beob.) Auch hier fand vor einigen Tagen ein Schauspiel empörender Thierquälerei statt. Ein zur Zucht untauglicher Farre wurde verkauft, von einem hiesigen Metzger erstanden und ins Schlachthaus abgeführt. Dort wurde er gefesselt und nun fingen drei Metzger an, mit den Rücken ihrer Aexte auf den Kopf des Thieres loszuhämmern. Nach etwa 30 Streichen stürzte das mißhandelte Thier zu Boden, um röchelnd, stöhnend und brüllend neue unschädliche Streiche zu erhalten. Da kehrten die Metzger ihre Aexte um und fingen an, mit der Schärfe derselben das Hirn des Thieres zu zerspalten, das dann auch, nachdem es im Ganzen wenigstens 130 Streiche erhalten, verendete! Das Hirn bespritzte die Wände des Schlachthauses und die unbarmherzigen Metzger. So, anstatt das arme gefesselte Thier mit einem wohlgezielten Stoß oder Schnitt eines scharfen Messers schnell und schmerzlos zu tödten, wurde es auf eine qualvolle Weise langsam zu todt gemartert!

(Köln, 29. Nov. — Köln. Z.) Auf dem Eisenbahnzuge, welcher gestern Abends zwischen 4 und 5 Uhr von Düsseldorf nach Köln fuhr, entzündete ein herabgefallener Funke die Decke eines Wagens der ersten Klasse. Das Feuer brannte bald durch und griff um sich, ehe es den im Wagen befindlichen Herren gelang, ihre Noth bemerkbar zu machen. Es dauerte einige Zeit, ehe der Zug deshalb angehalten wurde. Das Feuer, welches ein Loch, groß genug zum Durchsteigen, in die Decke gebrannt hatte, ward durch das Wasser der Maschine gelöscht und so großes Unglück noch verhütet.

(Koblenz, 2. Dec. — Rh. u. Moselz.) Erfahrene Landwirthe hiesiger Gegend wollen uns einen sehr gelinden Winter mit Gewißheit prophezeihen. Zur Begründung dieser Ansicht weisen sie auf die große Masse von Larven und Käfern, besonders der Maikäfer, hin, welche bei Bearbeitung der Felder in der Bodenlage jetzt gefunden werden, da dieselben sich sonsten in dieser Jahreszeit vermöge ihres Instinktes tief in die Erde hineinarbeiten. — In der That wird es dem Beobachter auffallen, welche Masse von Käfern in jetziger Jahreszeit besonders bei beginnender Dämmerung sich in der Luft zeigen.

(Maulbeerpflanzungen.) Der Verein zur Beförderung der Seidezucht in Würtemberg, ausgehend von der Ansicht, daß durch eine rasche Vermehrung der Maulbeerpflanzungen eine ansehnliche Ausbreitung der Seidezucht allein möglich werde, hat folgende Prämien auszusetzen beschlossen: Drei Preise von 40, 25 und 15 fl. für die drei besten im Frühjahre 1848 (oder Herbst 1847) angelegten Maulbeerpflanzungen von mindestens einem, einem halben und einem Viertelsmorgen; ferner zwei Preise für Maulbeerpflanzschulen. Die Bewerbungen um die ausgesetzten Preise sind bis spätestens 15. August 1848 einzugeben. Der Ausschuß des Vereins ist bemüht, den Ankauf und die Herbeischaffung guter Maulbeersetzlinge zu vermitteln. (Landw. W.)

Digitized by Google

Korrespondenz.

Darmstadt, 3. Dec.

Wie wir hier vor zwanzig Jahren eine Knabenräuberbande hatten, welche in einem benachbarten Walde, wo eine von der Natur gebildete Höhle als Versammlungsort diente, eine Zeit lang ihr Unwesen trieb, so haben wir gegenwärtig das Vergnügen, eine jugendliche Diebsbande zu besitzen, welche ihr Handwerk durch Einschleichen in die Wohnungen treibt und darin Alles mitnimmt, was sie erhaschen kann, und was nur irgend zu verwerthen ist. Knaben und Mädchen, sämmtlich noch nicht der Schule entwachsen, bilden den, wie es scheint, ziemlich zahlreichen Verein zur Beeinträchtigung fremden Eigenthumes, welcher seine besonderen Beschützer und Hehler zu haben scheint, da man bei den diesfälligen Verhaftungen bei Einem Manne an hölzerner Waare allein nicht weniger als 25 entwendete Züder und 10 Krautständer vorgefunden hat, der übrigen Gegenstände des verborgenen Magazins der kleinen Industrieritter hier nicht im Besonderen zu gedenken. Vorgestern sind fünf bis sechs jener Knaben gefänglich eingezogen worden, und was sie noch besonders zu charakterisiren scheint, ist der bemerkenswerthe Umstand, daß man bei jedem derselben einen Raubritter- und Räuber-Roman, hiesigen Leihbibliotheken entliehen, gefunden haben soll. Man sieht, daß die fingerfertigen Kleinen sich zu den geharnischten Conservativen des 13. oder 14. Jahrhunderts zählen, deren Welt- und Lebensansichten heutzutage keine practische Geltung mehr finden, indem die bürgerlichen Gesetzbücher sich offen dagegen aussprechen.

Mainz, 1. Dec.

Auf den beiden Fruchtmärkten vom 12. und 19. Nov. wurde durch den ersten Beigeordneten Hrn. Amtmann die Abwägung der verschiedenen Getreide-Gattungen diesjähriger Erndtezeit, behufs der Bestimmung des Mittelgewichts, vorgenommen und darnach das Gewicht von Waizen auf 192 Pfund 4 Loth, Korn 184 Pf 13 L., Gerste 166 Pf., Hafer 108¾ Pf. Zollgewicht constatirt. Nach der bisherigen Art suchten die beiden, von dem Bürgermeister dazu ernannten Experten auf dem Fruchtmarkte zwei Säcke Getreide heraus, wovon der eine die erste Qualität und der andere die zweite oder mittlere Qualität aller auf dem Markte vorräthigen Getreide derselben Sorte, resp. als Folge dessen diejenige aller in diesem Jahre in unserer Provinz gewachsenen und auf den Mainzer Markt kommenden, repräsentiren sollte. Eine dritte Qualität auf diese Art heraus zu suchen, war den Bäckern allein überlassen. Es wurde alsdann das Gewicht dieser drei Säcke zusammen gezogen, mit 3 dividirt und das sich dadurch ergebende Gewicht als das richtige Mittelgewicht proclamirt. Es war aber diese Verfahrungsweise deshalb schon unrichtig, weil es für den beabsichtigten Zweck nicht so sehr auf die Schönheit der Waare, als auf deren Gewicht ankam, während es sich in der Praxis herausstellte, daß mitunter die zweite Qualität mehr als die erste, ja daß die dritte mehr wie eine der beiden besseren wog. Es konnte daher der Zufall den Experten ein einzelnes Mittel in die Hände spielen, so schwer wie vielleicht keine 10 Malter, oder umgekehrt den Bäckern eines, das so gering von Gewicht war, daß vielleicht kein zweites in der ganzen Provinz zu finden gewesen wäre, wie z. B. im Jahre 1843, wo dieselben ein Malter Waizen auffanden, das nur 140 Pf. wog, während die erste Qualität ein Gewicht von 198 Pf. hatte. Die alte Art, das Mittelgewicht zu bestimmen, soll schon über 40 Jahre bestehen; da aber ein Usus, und wenn er auch noch älter wäre, für den Beamten nicht mehr als Richtschnur dienen kann, sobald er sich von seiner Unrichtigkeit überzeugt hat, so fand sich Hr. Amtmann veranlaßt, auf eine neue Art das Mittelgewicht zu suchen, welche von allen Sachverständigen gutgeheißen werden muß. Diese Verfahrungsweise bestand darin, daß sich unser Hr. erster Beigeordneter auf zwei Markttagen, am 12. und 19. Nov., auf den Markt begab und von den bereits gemessenen Quantitäten Getreide von jeder Partie 2 oder 3 Malter herausgreifen, diese verwiegen ließ und in das gefundene Totalgewicht, nach Abzug der Tara der Säcke, mit der Zahl der gewogenen Malter dividirte und das so gewonnene Resultat als das Mittelgewicht der auf dem Mainzer Markte erschienenen Früchte diesjähriger Erndtezeit proclamirte. Gegen dieses Verfahren des Hrn. Beig. protestirten die Bäcker und kamen bei gr. Hr Kreisrathe deshalb beschwerend ein, indem sie eine sub 18. Nov. 1791 erschienene Verfügung der kurmainzer Regierung zu ihren Gunsten ansprachen. Aus dieser Verordnung erhellt aber grade, daß das seither eingehaltene Verfahren im Laufe der Zeit ein ganz anderes geworden war, als es jene kurfürstliche Verordnung bestimmte, und zwar grade in dem Hauptpunkte. Während nämlich nach dieser Verfügung, bei der Ermittlung des Mittelgewichtes, das Syndicat der Bäcker bei dem Verwiegen der Früchte nur zugegen hätte seyn sollen, als eine Art Urkundsperson, da es sich um das specielle Interesse dieser Corporation handelte, waren diese Herren in der letzteren Zeit als handelnde Personen aufgetreten, indem sie selbst die Qualität, resp. das Gewicht, von einem ganzen Drittheil der jährlichen Getreide-Erndtezeit zu bestimmen gewohnt waren. Wir sind dem Hrn. Amtmann zu Dank verpflichtet, daß er diesem schon lange dauernden Unfuge ein Ende machte, halten uns auch überzeugt, daß unser Kreisrath, Freihr. v Dalwigk, die Mehnahme des Hrn. Beigeordneten gutheißen wird, und sehen mit Vergnügen dem Augenblicke entgegen, wo die Früchte gewogen und nicht mehr gemessen werden, da das Messen der Früchte durchaus nicht mehr am Platze erscheint.

Mainz, 3. Dec.

Gediegene Kunstleistungen und Bestrebungen verdienen jederzeit gewürdigt und aufgemuntert zu werden und deshalb sey es uns vergönnt, einer neuerlich hier stattgehabten Aufführung des Händel'schen „Judas Makkabäus" nachträglich zu erwähnen. Dieselbe fand sehr beifällige Aufnahme. Es waren Dilettanten, es war der hiesige Gesangverein in Verbindung mit dem erst vor wenigen Monaten zusammen getretenen Instrumentalverein, der es wagte, die colossale Tondichtung vor uns aufzuführen. Seit sieben Jahren besteht dieser Verein. Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die er alle ruhig, fest und entschieden beseitigte, ohne sein vorgestecktes Ziel: Ausführung ernster, klassischer Musik, aus dem Auge zu verlieren. Es ist unläugbar Verdienst des Dirigenten dieses Vereins, des Hrn. Musikdirektors Schmitz, daß alle Abweichungen von diesem edlen Ziele vermieden, alle Verlockungen zu einem mehr eklektischen Verfahren zurückgewiesen wurden. Nun ist er an diesem Ziel angelangt; der Verein ist nicht blos an Personal, sondern an musikalischen Kräften so gewachsen, daß er Tonmassen bewältigen kann, wie sie Händel fordert. Hierzu bietet nun der Instrumentalverein, unterstützt von Künstlern, welche, ohne dem Verein anzugehören, aus wahrer Liebe zur Musik ihre gefällige Mitwirkung zusagten, bereitwillig die Hand, und auch dieser Verein hat sich unter der Leitung des Hrn. Musikdirektors Schmitz gebildet und in kurzer Zeit seines Bestrebens Treffliches geleistet, wie dies die Aufführung des „Judas Makkabäus" beweist. Der Dirigent muß nothwendig in seltenem Maße die verschiedenen Instrumente beherrschen, ihrer Wirkung kundig, ihrer Anwendung sicher seyn, was sich aus dem Arrangement des Marsches, der, wie wir vernommen, von Hrn. Schmitz instrumentirt war, und aus dem Hervortreten der einzelnen Instrumente erwies. Selbst die Blechinstrumente, insoweit es nach der jetzigen Formation derselben möglich, wurden mit Ruhe und Sicherheit dem Uebrigen angepaßt. Die Soli's wurden trefflich executirt; musikalische Befähigung und Fleiß reichten einander die Hand, um der Ausführung die möglichste Vollendung zu geben, während die Chöre und die Instrumental-Begleitung, mit Präcision und richtiger Schattirung ausgeführt, in dem mächtigen Strome, den das Ganze bildet, dahinwogten Der Dirigent hatte die schwierige Aufgabe, die Soli's mit dem Piano zu begleiten, die Chöre vom Pult herab zu dirigiren. Er löst'te sie mit Ruhe und feinem Tact.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 8. Dec., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Galizien und Krakau, von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. Dec. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen, des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Die in diesem Stück vorkommende neue Decoration ist von dem Theatermaler Hrn. Hoffmann und dem Theatermaschinisten Hrn. Schechner.

Montag, 6. Dec. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 337. Dienstag, den 7. December 1847.

Mariele.

(Aus dem Volksleben von S. Kaul.)

Zwischen Main und Rhein, auf einem schönen Stückchen Erde, liegt ein wohlhabendes Dörflein, und das Dörflein sieht so einladend, so freundlich aus, daß schwerlich ein Wanderer an ihm vorübergeht, ohne einzukehren, und in den reinlichen, netten Häusern wohnen recht biedere Leute, die auf alte Sitte noch etwas halten, die Kirche regelmäßig besuchen und bei'm Tische des Herrn zu erscheinen nie verabsäumen. Wenn man die bunten Wiesen, die blühenden, duftenden Bäume, den klaren Bach, der sich durch die grünenden Matten schlängelt, und die braven Menschen betrachtet, und über allen diesen Dingen den warmen, blauen Himmel, da sollte man wahrlich nicht denken, daß sich da Schauerliches ereignen könnte; und doch ist dem so.

Es ist noch nicht lange her, ich glaube, es war an einem Freitagabend im September jenes Jahres, das mit Flammenschrift in die Jahresreihe dieses Seculums eingezeichnet ist, da saßen im Saale des einzigen Wirthshauses des besagten Dörfleins eine Schaar rothwangiger Mädchen und kräftiger Bursche und flochten Kränze; denn die Kirchweihe war nahe, und die geflochtenen Kränze sollten den Kirchweihbaum zieren. Die jungen Leute waren recht fröhlich, scherzten nach ihrer Art und trieben allerlei Kurzweil. Aber sie waren doch nicht Alle fröhlich, denn ein hübsches Mädchen, deren Kleidung von besserem Stoffe einen Wohlstand vermuthen ließ, dessen sich die übrigen Mädchen nicht rühmen konnten, schlug fast beständig das große, blaue Auge nieder, und wenn sie ja das rosige Antlitz zuweilen empor richtete, so sah sie recht schwermüthig aus, gerade, als läge irgend ein Gebreste auf ihrem Herzen. Das hübsche, schwermüthige Mädchen hieß Mariele, war die jüngste Tochter des Schulzen im Dorfe, welcher ein wohlhabender, aber ehrsüchtiger Mann war. Im Dorfe ging das Gerede, als wollte der Forstjäger des in der Nähe wohnenden Grafen um Mariele werben; der Forstjäger indessen war ein schon etwas ältlicher, aber glänzend uniformirter und gut besoldeter Mann, den sein Herr, der Graf, wohl leiden mochte, und der Graf wollte als Freiwerber für seinen Diener auftreten, und man wußte, daß ein Lächeln des gnädigen Herrn den Schulzen zu Allem bewegen konnte. Das wußte Mariele auch und noch mehr; denn sie wußte, daß sie den Forstjäger, obwohl er ein braver Mann war, nicht lieben konnte und daß ein gewisser Heinrich, der stündlich von seinem Regimente im Dorfe eintreffen konnte, den Schlüssel zu ihrem Herzen besaß. Das arme Mädchen wußte auch, daß ihr hochfahrender Vater nie seine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem wenig bemittelten Heinrich geben würde, und doch hatte sie diesen so lieb. Armer Heinrich! Bedauernswürdige Mariele!

Eines der Mädchen, eine muntere Dirne, die schon mehrmals nach der hübschen, schwermüthigen Mariele mit listiger Miene hinübergeschaut, sagte endlich neckend: „Ueber's Jahr, Mariele, wirst Du wohl nicht mit uns Kränze flechten. Da sitzest Du vielleicht da drüben auf einer gepolsterten Bank, bist eine vornehme Frau, hast Vorhänge vor den Fenstern und trägst einen großen Hut.“ Einige der Bursche lachten bei diesen Worten roh auf, die niedliche Schwätzerin ließ sich aber hierdurch nicht stören, sondern fuhr schonungslos fort, indem sie den übrigen Mädchen schalkhaft zublinzte: „An Deiner Stelle heirathete ich doch den Forstjäger nicht, der wär' mir zu alt, und was würde auch der Heinrich sagen, wenn Du ihm untreu würdest?“

„Ich ihm untreu werden?“ entgegnete Mariele, dem geschwätzigen Mädchen einen schwermüthigen, aber vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Der Forstjäger ist ein redlicher Mann, der oft meinen Vater besucht und in der Zeitung lies't, und dem Heinrich bin ich noch immer gut.“

„Mein' Seel'!“ donnerte ein kräftiger Bursche, indem er eine dicke Koedel wie einen Bindfaden zerriß, „wenn der Heinrich kommt, muß er die Mariele als Kirchweihmädchen, wie voriges Jahr, nehmen und mit durch's Dorf ziehen; es wäre Schade, wenn sie fehlten.“

„Ja, Mariele, Du gehst wieder mit dem Heinrich,“ riefen Alle, und flochten noch ein Mal so eifrig an ihren Kränzen. Und der Heinrich, er war nicht mehr ferne. Ein hochgewachsener, junger Mann, mit Tornister und Uniform, trat plötzlich in den Saal und ward mit einem allgemeinen Schrei der Freude begrüßt, und der stattliche Soldat näherte sich schweigend und zögernd Marielen und reichte ihr traurig die Hand; denn ihm hatte man schon gesagt, was der Forstjäger für Absichten hege. Er, der arme, allein in der Welt stehende Heinrich, begriff nur zu wohl, wie sehr er gegen den glänzend uniformirten, gut besoldeten Jäger des mächtigen Grafen im Nachtheil stehe, nicht etwa bei Marielen, sondern bei ihrem hochfahrenden Vater, der ihm schon ein Mal einen Verweis gegeben, daß er sich mit seiner Tochter abzugeben erdreiste. Mariele ließ sich willig die Hand drücken, und schaute Heinrich wehmüthig an. Und er mußte seinen Kameraden versprechen, morgen den Kirchweihbaum holen zu helfen, und am Sonntage mit Marielen den Zug durch's Dorf mitzumachen. Er nahm sich auch vor, den andern Tag, wenn er seinen Urlaubspaß abgäbe, den Schulzen um Erlaubniß zu bitten, seine Tochter als Kirchweihmädchen zum Tanze zu führen.

Am Samstagmorgen herrschte reges Leben' im ganzen Dorfe, und gegen Mittag sah man sämmtliche Bursche, mit Aexten versehen, zum Walde ziehen, um den Kirchweihbaum zu fällen. Aber Heinrich war nicht dabei. Der Schulze hatte ihn mit seiner Bitte barsch abgewiesen, und er stand nun, als seine Kameraden fröhlich zum Walde zogen, einsam in einer Ecke und seufzte. Er hatte keine Freude mehr am Leben und an der Kirchweihe, die

Digitized by Google

sonst seine Wonne] war, und Mariele, sie stand auch einsam in ihrer Kammer und weinte, und auch sie hatte keine Freude mehr an der Kirchweihe und am Leben.

Als der Abend kam, da herrschte große Thätigkeit im Dorfe. Alt und Jung regte sich. Männer sah man eilen, und Mädchen und Weiber liefen auf und ab und verbreiteten die Kunde, daß eben der Kirchweihbaum gesteckt werde. Schon von ferne hörte man Musik; fast beständig ertönten muntere Walzer und Galoppaden, und dazwischen rief es: „Auf! auf!" Endlich verstummte das Geschrei. „Vivat, die Kirchweihe!" schallte es aus vielen Kehlen. Die Krone des Baumes schwankte in den Lüften; die Musik spielte frisch auf, und Jubelgeschrei, vermischt mit den gewaltigen Schlägen der Aexte und Schlägel, schallte weithin. Heinrich aber war nicht dabei; er saß in einem einsamen Winkel des Wirthshauses und seufzte, und er hatte keine Freude an der Kirchweihe und am Leben, und die arme Mariele,] sie stand fast zu gleicher Zeit weinend vor ihrem gestrengen Vater, der ihr harte Worte gab und sie ermahnte, sich den armen Soldaten aus dem Sinne zu schlagen und sich morgen recht artig gegen den Herrn Forstjäger zu zeigen.

Am andern Nachmittage zogen die Kirchweihburschen, mit Bajazzo (Jean potage) und Musik, lustig durch's Dorf, um die Kirchweihmädchen abzuholen. Heinrich zog nicht mit herum, und Mariele wurde nicht abgeholt. Der Forstjäger war schon ein Gast ihres Hauses und bemühte sich um ihre Gunst.

Am Abend ging es lustig her im Saale des Wirthshauses, wo die Kränze geflochten worden waren. Nichts als Jubel, nichts als Freude und derbe Scherze und Worte hörte man überall. Heinrich war auch da, und auch Mariele saß an einem Tische bei ihrem Vater und dem Forstjäger, der es sich zum Grundsatze gemacht, nie zu tanzen. Arme Mariele! Da saß sie, und Niemand wollte sie auffordern, aus Furcht, der gestrenge Herr Schulze möchte es übel nehmen wegen seines künftigen Eidams, des Forstjägers, der übrigens ein braver Mann war. Marielens Geliebter saß an einem Tische in einer Ecke, er sah weniger trübselig als wild aus, und er leerte oft und hastig sein Glas, und sein Auge schien Funken zu sprühen. „Jetzt geh' ich," sagte er zu seinen Kameraden, „mag es auch kommen, wie es da will. Ich fordere Marielen zum Tanze auf, ich kann das arme Mädchen nicht so da sitzen sehen. Gott, wenn ich an das vorige Jahr denke, ich möchte rasend werden." Bei diesen Worten schlug er das eben geleerte Glas so heftig auf den Tisch, daß ihn Alle, die in seiner Nähe saßen, erschrocken anblickten, und er ging hinüber zu Marielen, um sie um einen Tanz zu bitten. Aber bald hörte man den Schulzen schreien: „Mit Dem tanzest Du nicht, Mariele, das ist ein unverschämter Bursche! Und nun entstand ein heftiger Tumult, und Tische und Stühle krachten. Der Schulze taumelte in eine Ecke und Mariele floh todtbleich zur Seite und man sah nichts als einen Knäuel Menschen und kämpfende Fäuste. Endlich wurde man des Wüthenden Herr und schleppte ihn aus dem Tanzsaale.

(Schluß folgt.)

Kirchhof. *)

Durch der Wolken nebelhafte Tänze
Schickt der Mond sein Geisterlicht herab,
Zittert in dem Flittergold der Kränze,
Und vergildet Kreuze, Flor und Grab.

Dröhnend fällt des Thores schwerer Riegel,
In den Kirchhof tret' ich; mondverhellt
Liegt, wie der erstorb'nen Seele Spiegel,
Vor mir da das weiße Todtenfeld.

Von dem Thurme, den ich ferne ragen,
Eine Geisterhand, seh' in die Nacht,
Tönt der zwölften Stunde lautes Schlagen,
Wo der Geister feindlich Heer erwacht.

Aber jener, den kein morgenrother
Strahl mehr grüßt mit zukunftshellem Licht,
Als ein Hoffnungsloser und ein Todter,
Scheut die Todten und die Geister nicht.

Und so rufet über Leichensteine
Jener in mir, der nie ruhen will,
Jedem Geiste sein: Erschein', erscheine! —
Doch der Kirchhof bleibet hell und still.

Letzte Stätte, allgemeiner Hafen,
Zieh'n bei dir nicht Segel aus, nur ein?
Werden Alle, die nun in dir schlafen,
Ewig nichts als Staub und Erde seyn?

Du, der alle Wimpel eingezogen,
Einst geschaukelt auf dem Lebensmeer,
Und als seine steingewordnen Wogen
Deine Schollen thürmtest rings umher, —

Oeffnen nie sich deine Gräber wieder,
Auferstehen deine Todten nicht? —
Trübe blickt der Mond durch Wolken nieder
Mit dem kalten, zweifelhaften Licht.

*) Aus „Titan und Eros." Dichtungen von Adolf Dörr. Darmstadt, bei Leske. 1848.

Mittermaier und das deutsche Recht.

(Von einem badischen Juristen zuerst mitgetheilt in der Karlsr. Z.)

Mit Freuden begrüßen wir (sagt die Karlsr. Z.) die neueste Auflage des deutschen Privatrechts von unserm berühmten Landsmann Mittermaier, und nehmen keinen Anstand, öffentlich zu erklären, daß das Werk sowohl nach dem Gesichtspunkt der Wissenschaftlichkeit, als dem der Nationalität zu den wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart gehört. Es ist noch gar nicht lange her, daß das vaterländische Recht zu den nicht beachteten Dingen gehörte, daß fremde Gesetzgebung allein Geltung und Achtung genoß, und noch besteht allwärts in deutschen Landen (auch bei uns in Baden) die Einrichtung, daß der Staat die Tüchtigkeit des jungen Mannes blos nach der Kenntniß der zwei- und dreifach fremden Gesetze, die vom weiten Norden bis zum fernen Süden die deutsche Erde beherrschen, prüft und beurtheilt. „Schutzlos und ungeehrt", wie die deutsche Muse, blieb auch das deutsche Recht, und wie jene „selbst sich ihren Werth erschuf", so war es auch das deutsche Recht, welches sich selbst, mitten durch die Ungunst der Zeit hindurch, Bahn brechen und Ansehen ertrotzen mußte; — ein Fingerzeig für deutsche Interessen überhaupt, und eine Mahnung, daß deutsche Industrie und Reinhaltung der deutschen Sprache von maßloser Entfremdung nur durch Ausdauer und Vertrauen auf die gute Sache errungen werden kann und wird. Daher verdienen die Männer, die in frühzeitigem Bewußtseyn der Bedeutung und mit dem ganzen Ruhme ihres Namens die große Sache des deutschen Rechts aufnahmen und zu der ihrigen machten, die Anerkennung des deutschen Volkes, und es ist uns ein wohlthuendes Gefühl, sagen zu können, daß neben

Digitized by Google

dem trefflichen Eichhorn vorzugsweise Mittermaier es ist, dem dieses Verdienst gebührt.

Vom Standpunkt einer gemeinsam deutschen, oder, was unter allen Verhältnissen Dasselbe seyn muß, einer nationalen Gesetzgebung aus sind Werke, wie das Mittermaier'sche, von der allergrößten Wichtigkeit und nicht hoch genug anzuschlagen. Soll diese große Aufgabe einer deutschen Nationalgesetzgebung — und wer wagt jetzt noch, ich will nicht sagen, an der Möglichkeit, sondern an der Ausführung und Verwirklichung zu zweifeln? — würdig gelöst werden, so mußten Werke wie dieses vorausgehen, es mußte das Einheimische vom Fremden gesäubert, die Zugänge geöffnet, der innere Reichthum unseres Rechts zur Anschauung gebracht und durch dessen Durchführung bis zur Gegenwart gezeigt werden, wie nahe uns dieser Stoff liegt, wie verwandt er unserer ganzen Denk- und Handlungsweise ist, wie kerngesund sich dieses germanische Rechtsleben gestaltete, und — seinem Wesen nach — wie brauchbar für Gegenwart und Zukunft.

Besonders wichtig für die Natur des Rechts und der Gesetzgebung ist die durch dieses Werk hervortretende Erscheinung, daß die Fortbildung des Rechts nach dem Grade der Entwickelung unserer Zeit und unseres Lebens im deutschen Rechte liegt, und nur durch dieses die Fortbildung aufgenommen werden kann. Der Romanist schließt sein Recht mit dem Tode seines Römerkaisers ab, und gleichsam als wären wir Römer, gibt er uns jenes römische Recht, uns am Rheine und der Oder, und dies Alles — ohne Arg und ohne Hehl. Allein das Recht starb nicht mit dem letzten Römer, und jenes Recht, das mit uns geboren ist, lebt in uns, und ist der Ausdruck des nie ruhenden, nothwendig beweglichen, und von innen und außen bewegten Geistes. Man kann Gesetze, nicht aber das Recht abschließen, und daß das Gesetz zum Recht werden muß, beweist der bloße Anblick unserer, selbst unsere Gegner mit sich führenden Gegenwart.

Es war ein glücklicher Wurf, den Mittermaier zuerst that, diese Fortentwicklung des Rechts, dieses frische Regen, dieses mächtige Andrängen zur neuen Gestaltung der Gesetzgebung in sein Werk aufzunehmen, und so diesen Geist der Rechtsbildung an das deutsche Recht anzuknüpfen. Dieser für die künftige Gesetzgebung tief gehende Gedanke findet in der innersten Natur des Rechts und in den Vorgängen der letzten zwei Jahrhunderte seine volle Begründung. Soll die Rechtsbildung eine naturgemäße seyn, so muß sie aus dem Leben der Zeit, aus dem richtig erfaßten Bedürfnisse, aus dem Geiste des Volks, der Quelle und dem Träger des Rechts, hervorgehen, und nur eine Verkörperung dieses Geistes darf unsere Gesetzgebung seyn, wenn sie eine wahre seyn soll. An diese Bewegung ist mit Wissenschaft und Gesetzgebung anzuknüpfen, und ließe sich an dieser Naturwahrheit noch zweifeln, so könnten uns die Versuche entgegengesetzter Art eines Bessern belehren, welche in den unseligen Jahrhunderten nach Einführung des römischen Rechts erfolgten. Statt die gesunden Keime des deutschen Rechtes in dem Geiste, der sie schuf, weiter zu entwickeln, statt sie in der Empfänglichkeit für die Zeit, aus der sie naturgemäß entstanden, zu erhalten, statt ihr Leben durch ihre Verpflanzung in das Leben zu sichern, schnitten fremde Hände die frischen Zweige ab, und römischer Stoff verkümmerte das deutsche Wachsthum. Daher die Entstellung, welche dem deutschen Rechte durch das römische in dem 17. und 18. Jahrhundert widerfuhr; — daher die Erscheinung, daß man deutscher Grundlage römische Folgesätze unterschob, und so das deutsche Recht verfälschte und das römische falsch anwandte. In demselben Maße, als man den Bildungsgang des deutschen Rechts unterbrach, zerstörte man die Bildungskraft der Juristen, die theils durch die Massenhaftigkeit des Stoffs erdrückt, theils durch die passive Erlernung des fremden und fremdartigen Wesens geschwächt, theils durch die Entfremdung vom Leben, wo das Recht allein wächst, und Dasjenige, was man in neuerer Zeit Juristenrecht genannt hat, als eine baare Satyre erscheint, unfähig wurden, Mitschaffer des nationalen Rechtes zu seyn.

Als Entschuldigung für die Aufnahme des römischen Rechts hat man in neuerer Zeit oftmals die Ansicht vernehmen müssen, daß es für das gute deutsche Volk, das in seinem Rechte noch zurückstand, ja eine Wohlthat gewesen sey, uns mit dem ausgebildeter fremden Rechte zu beglücken. Allein das ist ganz dieselbe Wohlthat, die z. B. Frankreich dem guten Elsaß dadurch erweist, daß es kein Mittel unversucht läßt, um ihm die rauhe, derbe Germanensprache durch den glatten, feinen Romanendialekt zu ersetzen. Auf französischem Gebiete, von Franzosen, läßt sich so Etwas hören, und der Elsässer, dem das Loos des Gehorsams fiel, muß sich eben fügen. Aber wie, wenn Deutsche in Deutschland mit dem deutschen Rechte denselben Handel, mit unserer Sprache auf eigener deutscher Erde dieselbe Schmach trieben!

Sorgt nicht dafür, wo jetzt das Recht stünde, wenn kein römisches eingedrungen wäre, denn jedes Recht steht da, wo die Kulturstufe des Volkes steht. Ein anderes Recht ist für dieses Volk kein Recht.

Werke nun, wie das Mittermaier'sche, übernehmen den schönen Beruf, uns wieder in den naturgemäßen Zustand zurückzuführen, unser deutsches Recht wieder von der erlittenen Entstellung zu reinigen, und seine Fortbildung von der Zeit an zu leiten, wo dieselbe unterbrochen wurde. So wird mit neuem Geiste, gestützt und getragen von einer nationalen Gesinnung, die alle Thatkräftigen der Nation durchdringt, das deutsche Recht in Angriff genommen, und bald, ehe wir es uns versehen, werden wir am Vorabend der deutschen Nationalgesetzgebung stehen. Erst dann, wenn diese Aufgabe einmal gelöst ist, wird man sich staunend fragen, wie es jemals anders seyn, wie es jemals eine Zeit geben konnte, in der ein großes Volk der Herrschaft fremder Gesetze sich unterwarf.

Die Besprechung des Werks in einzelnen Lehren und Sätzen gehört nicht in den Kreis eines politischen Tagblattes, wohin der Gegenstand nur in seiner höheren legislativen und nationalen Bedeutung sich eignete. Aber in Kürze sey es gesagt, daß die Wissenschaft und Belesenheit des Verfassers in beinahe allen Literaturen Europa's und Amerika's ans Unglaubliche gränzt, — daß in Bezug auf inneren Reichthum in einem mäßigern Umfange kein zweites Buch vorhanden ist, — und daß die Lehren, wie Handels- und Wechselrecht, die ehelichen Güterverhältnisse, die Reallasten und Regalien, die Lehre von den Körperschaften und Gemeinheiten ꝛc., weitaus zu dem Besten und Gediegensten gehören, was wir in diesen so wichtigen Rechtszweigen besitzen.

Mannichfaltigkeiten.

In der Nacht vom 24. Nov. wurde Schlieben (Kreis Schweinitz) der Schauplatz eines Verbrechens, welches mit unerhörter Frechheit begangen ist. Vier Räuber brachen bei einer wohlhabenden Wittwe ein, welche ein Haus allein mit ihrer Tochter und einem Dienstmädchen bewohnt. Sie droheten, diese Frauen augenblicklich umzubringen (sie führten geladene Pistolen und Flinten), wenn sie sich nicht ganz ruhig verhalten und ihren Hund am Bellen hindern würden. Die Diebe räumten, mit nie gesehener Frechheit, Alles aus, was ihnen werthvoll schien, und begaben sich nun in den Keller. Diesen Augenblick nahm nun das Dienstmädchen wahr, um eine Klingel zu ziehen, die zum Nachbar führt. Dieser ahnte gleich einen Diebstahl, begab sich ohne Weiteres zum Gensd'armen und Polizeidiener. Letzterer, der am nächsten wohnte, ereilte die Diebe, als sie eben aus dem Garten des beraubten Hauses flüchteten. Auf seinen Ruf: „halt!" schossen sie nach ihm, und er fiel augenblicklich todt zu Boden.

Digitized by Google

Der brave Mann hinterläßt eine kränkliche, trostlose Wittwe und drei unerzogene Kinder. Die Verbrecher entkamen. Das Dienstmädchen hatte sie aber erkannt und erbot sich mit lobenswerthem, gewiß seltenem Muthe, den Gensd'armen zu begleiten, um ihm die Räuber zu bezeichnen. Beide erreichten die 3 Meilen entfernte Stadt Finsterwalde, im luckauer Kreise, vor Ankunft der Verbrecher, die das Mädchen nicht alle mit Namen kannte. Sie wurden alle vier in Finsterwalde selbst und in einem nahen Dorfe gefunden und festgenommen. Man fand den größten Theil der in Schlieben geraubten Sachen, die Gewehre und noch andere Gegenstände. (Köln. Z.)

Der Mnemoniker oder Gedächtnißkünstler Hr. Doktor Hermann Kothe lehrt gegenwärtig sein System der Gedächtnißkunst in Elberfeld und Barmen, wo der Zudrang zu seinen Vorlesungen so groß ist, daß er dort neun, sage neun verschiedene Cursen eröffnet hat. Von Elberfeld wird er sich nach Köln wenden. (Köln. Z.)

Die Art und Weise, wie in Berlin die Idee der Emanzipation der Frauen in's wirkliche Leben einzuführen gesucht wird, ist doch etwas gar zu frei und keck. Da existirt eine eigene Schenke, die sogenannte Emanzipations- oder Pokal-Kneipe, in welcher die für die Freiheit des Weibes schwärmenden Mädchen mit Männern ähnlicher Gesinnung regelmäßig zusammenkommen. Die emanzipirten Damen stehen da im Zechen und Cigarrenrauchen, im Singen und Poltern keinem Studenten nach. Das methodische Hohnsprechen auf alles weibliche Wesen scheint man für Emanzipation zu verstehen. (Der Beob.)

Korrespondenz.

Weetheim, 2. Dec.

Seit der Anwesenheit Brugger's, von der ich Ihnen schrieb, hat sich hier ein kirchlicher Reformlesevereln gebildet, dessen Aufgabe es ist, die Theilnahme an den religiösen Fragen der Gegenwart durch Lectüre und ernste Unterhaltung in seinem Kreise zu heben und von da aus weiter zu verbreiten. Sogleich zur Bildung einer förmlichen Gemeinde zu schreiten, wäre nicht gerathen gewesen, denn dazu bedarf es namentlich hier vorerst einer Vereinigung der sehr divergirenden Ansichten und eine Feststellung derselben, damit nicht das zu schaffende Unternehmen den Keim der Zersplitterung von vornherein in sich trage. Deshalb wurde sich zunächst mit der Bildung eines Lesevereins begnügt. — Als ein Zeichen, daß auch unsere Frauenwelt den Forderungen der Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen versteht, kann ich anführen, daß gestern in dem zur Beschäftigung und Unterstützung der Aermen schon längst bestehenden Frauenvereine unter dem Vorsitze einer hohen Dame der fast einstimmige Beschluß gefaßt wurde, künftighin auch israelitische Frauen zu Mitgliedern aufzunehmen, ein neuer Beweis, daß das eingerostete Vorurtheil gegen das Volk des alten Bundes immer mehr zurückweicht, aber auch zugleich eine Aufforderung an dasselbe, sich auch seinerseits nicht abzuschließen gegen den Geist der Zeit, und allmälig von veralteten unwesentlichen Formen abzugehen, die es den Augen der Welt als eine „gesonderte Nation" darstellen. — Die Schweizer Angelegenheiten haben eine derartige Theilnahme hier hervorgerufen, daß man nicht unterlassen zu können glaubte, der Tagsatzung seine Sympathieen in einer Adresse darzulegen, die, mit hundert und mehreren Unterschriften bedeckt, bereits dort eingelaufen ist. Freunde des abgeschiedenen Sonderbundes haben wir hier nur äußerst wenige.

Wiesbaden, 1. Dec.

Wir sind hier nicht so glücklich, eine im Lande erscheinende politische Zeitschrift zu besitzen und doch kommen bei uns Censurlücken vor. So hat unser Wochenblatt diese Woche einen weißen Raum in der Mitte aufzuweisen, welcher viel von sich reden macht. — Ein bekannter römischer Decan in einem benachbarten Städtchen am Taunus sollte vor einiger Zeit ein Kind taufen und eine protestantische Frau dabei Zeuge seyn. Der Hr. Decan nahm natürlich Anstand daran, worauf der Vater erklärte, sein Kind nicht taufen zu lassen, es hätte dies dann Zeit, bis es 14 Jahre alt sey. Dann wäre diese Handlung um so feierlicher, weil das Kind erstarkter. Der Geistliche fand es hierauf doch „im Interesse des unschuldigen Kindleins" für rathsam, die Taufe vorzunehmen, aber nicht ohne dem Vater einen Verweis über seine gottesläßerliche Rede zu geben. Daß der Geistliche unter diesen Verhältnissen sich zu einer sacramentalen Handlung wirklich bewegen ließ, das verdient gewiß als ein Fortschritt von Seiten dieses rühmlichst bekannten Seelsorgers hervorgehoben zu werden. — Die Flucht der Jesuiten in der Schweiz gibt hier zu den verschiedenartigsten Gerüchten Anlaß. Will man ja doch wissen, mehrere dieser frommen Väter hätten hier den Schützenhof (in welchem auch der Betsaal der Deutschkatholiken) käuflich an sich gebracht. Frau Fama hat eine sehr gelöst'te Zunge. — Mit unserer Gasbeleuchtung geht es jetzt rasch voran. Bald ist es aber auch Zeit. Erst sollte im September, dann im October, dann wieder im November die Beleuchtung beginnen und immer wurde die Zeit wieder verlängert. Nun soll dann bis zum 15. d. M. endlich Ernst gemacht werden. Ich glaube aber, wir werden mit unserer jetzigen sehr brillanten Steinkohlenbeleuchtung das alte Jahr beschließen, um uns im neuen des langersehnten Gaslichtes desto inniger erfreuen zu können.

Offenbach, 1. Dec.

Zu dem Gotteshaus der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde ward am 31. August v. J. der Grundstein gelegt. Das theuere Jahr und die drückenden Geldverhältnisse waren keine günstigen Auspicien für den Weiterbau in diesem Jahr. Bis Anfangs August blieb die Baustätte verödet. Schon erblickten Manche, sey es aus Aengstlichkeit, oder weil sie der Sache überhaupt abhold sind, in dem Anfang auch das Ende. Da trat der Vorstand und mehrere Freunde des religiösen Fortschritts zusammen. Jeder gab vorschußweise eine seinen Kräften angemessene Beisteuer. Mit Begeisterung und Energie legte man auf's neue Hand an's Werk. Still und geräuschlos, aber mit unausgesetzter Thätigkeit, wurden alle Vorkehrungen getroffen und sieh! mit fabelhafter Schnelle, ohne den geringsten Vorfall oder Störung, ward in weniger als 4 Monaten zum Erstaunen Aller ein Gebäude äußerlich vollendet, welches der Gemeinde für Jahrhunderte zum würdigen Versammlungsort bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen dient und unserer Stadt zur Zierde gereicht. Dem Hrn. Baumeister Darres in Darmstadt, welcher den Plan dazu entworfen und die Leitung des Baues gratis besorgte, ist die Gemeinde zu großem Danke verpflichtet. Man sieht, was ein kräftiger Wille und ein reger Eifer vermag und daß alle Hindernisse und Schwierigkeiten, wo man von seiner Aufgabe ganz erfüllt ist, besiegt werden können. Der ungewöhnlich milde Spätherbst, der dem Bau so überaus förderlich war (gleichzeitig ein guter Alliirter für die Eidgenossen in der Schweiz) möge nebenbei manchen sogenannten „frommen" Leuten als Beweis dienen, daß unser Heergott den Deutschkatholiken nicht so abhold ist, als sie in ihrem Wahne gerne sich und Andere glauben machen möchten. Schon früher wurde in diesen Blättern mit dankbarer Anerkennung es ausgesprochen, daß sich hier ein Frauenverein bildete, welcher zu Gunsten des Kirchenbaus eine permanente Sammlung veranstaltete von Wochenbeiträgen à 2 Kreuzer. Einen ähnlichen Verein gründeten auch die Männer und beide erfreuen sich einer so erfolgreichen Theilnahme, namentlich auch in den hiesigen Fabriken, daß der jährliche Ertrag eine bedeutende Summe abwirft. Diese Einrichtung ist um so practischer, als dadurch auch dem wenig Bemittelten Gelegenheit geboten wird, der Sache zu dienen. Diese Spenden sind eine Hauptstütze für die hiesige Gemeinde. Doch nicht allein im Aeußern, auch im Inneren wächst und gedeiht dieselbe. Es erfolgen stets neue Zutritte und die ungetrübte Einigkeit, vor Allem aber der in jeder Beziehung tüchtige, allgemein geschätzte Geistliche, Hr. Pfarrer Kellmann, tragen nicht wenig dazu bei, der fortschreitenden Entwicklung einer zeitgemäßen Kirchenverbesserung ungehindert Bahn zu brechen.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Dec. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Loetzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Dienstag, 7. Dec. Uriel Acosta, Drama in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Donnerstag, 9. Dec. Die Belagerung von Corinth, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 338. Mittwoch, den 8. December 1847.

Mariele.

(Aus dem Volksleben von S. Kaut.)

(Schluß.)

Des andern Tages war Heinrich das Dorfgespräch, und man wunderte sich, wie der sonst so ruhige und ordentliche Bursche sich so habe vergessen können, daß er sogar die Hand an die geheiligte Person des regierenden Schulzen gelegt, und es circulirte auch das Gerücht, Heinrich sey angezeigt worden und werde nächstens wieder zu seinem Regimente berufen. Und dem war so, und schon nach acht Tagen befand er sich auf dem Wege zur Residenz.

Die Blätter der Bäume vergilbten, und die Blumen starben ab; die Schwalben zwitscherten ihr Lebewohl der ihnen lieb gewordenen Heimath, und vielleicht beklagte auch eine das Geschick des armen Heinrichs, das seiner Entscheidung nunmehr entgegen reifte. Er war noch immer nicht in seine Heimath zurückgekehrt und duldete seine Strafe im Regimente. Der Tag Allerseelen kam, und es war ein trüber, unheimlicher Tag, und doch sollte er in irgend einem Hause ein Tag der Freude seyn; denn es war der Verlobungstag Marielens mit dem Forstjäger. Da ging es bei'm Schulzen hoch her. Butter, Limburger Käse und Wein bedeckten den Tisch, daß er seufzte unter der schweren Last, und es wurde Abend, und Mariele hatte ihr „Jawort" gegeben. Draußen heulte klagend der Wind, und der Regen prasselte gegen die Fenster. Das unheimliche Geschrei des Käuzchens machte die Nacht noch schauerlicher. Ein Mann schlich um das Verlobungshaus, sah durch das erleuchtete Fenster, ballte verzweiflungsvoll die Faust und verschwand wieder in der Dunkelheit der Nacht.

Der arme Heinrich mußte es gewesen seyn, denn er war zurückgekehrt von seinem Regimente, und er war sehr, sehr verändert. Er schritt trotzig einher und war wortkarg. Wenn er sprach, so geschah es nur, um seinen Entschluß kund zu geben, in die neue Welt zu wandern, wenn er künftiges Frühjahr seinen Abschied erhalten, und wenn man den Namen des Forstjägers nannte, oder den des Schulzen, da zog sich seine Stirne in düstere Falten, und er sprach unheimliche, unbesonnene Worte, Worte der Wuth und der Rache.

Das heilige Christfest war gekommen; Heinrich hatte seine sämmtliche Habe zu Gelde gemacht, sich eine Doppelflinte gekauft, und übte sich im Schießen; das Schießen aber ist verboten, der Forstjäger zeigte ihn an und er ward bestraft. — Heinrich zahlte die Strafe, ersäufte seinen Grimm in Wein und übte sich dennoch fort im Schießen; er schoß aber nicht mehr nach Scheuerthüren und Sperlingen, sondern schlich sich des Abends in's Feld und in den Wald und tödtete das Wild, nicht um Nutzen davon zu ziehen, sondern um sich zu rächen an seinem Nebenbuhler, dem Forstjäger. Letzterer erfuhr, wer das Wild tödtete.

An einem trüben Februartage war Heinrich gegen Abend aus dem Dorfe gegangen. Es ward dunkel, und der Wind heulte durch die entblätterten Bäume. Heinrich war noch nicht zurückgekehrt, und der Forstjäger war vergeblich im Hause des Schulzen erwartet. Da krachten zwei Schüsse dort drüben im waldigen Thale; Niemand aber im Dorfe hörte die Schüsse, und Niemand war dabei, als ein Sterbender, der neben einem Hagebuttenstrauche seinen letzten Seufzer ausstieß.

Draußen um die Wohnung des Schulzen heulte klagend der Wind, und der Regen prasselte gegen die Fenster. Das sterbenverkündende Geschrei des Käuzchens machte die Nacht noch schauerlicher, da sah Mariele zum Fenster hinaus, und eine kalte Hand ergriff die ihrige, und eine unheimliche Stimme flüsterte die Worte: „Mariele, adieu! Du siehst mich nie mehr wieder!" Mariele erkannte die Stimme und schauderte.

Am andern Tage fand man den Forstjäger mit durchschossener Brust im waldigen Thale neben dem Hagebuttenstrauch. Heinrich, der tiefgesunkene Heinrich, der Mörder, ward aber nicht mehr gesehen.

Wenn man im Frühling die bunten Wiesen, die blühenden, duftenden Bäume, den klaren Bach, der sich durch die grünenden Matten schlängelt, und die braven Menschen betrachtet, und über allen diesen Dingen den warmen, blauen Himmel, da sollte man wahrlich nicht denken, daß sich da Schauerliches ereignen könnte.

Dort drüben über dem großen Weltmeere, jenseits des Mississippi, in einer fast gar nicht bewohnten Gegend hatte sich seit dem Jahre 1843 ein junger Mann niedergelassen. Er war menschenscheu und wohnte seit Jahren in einem Blockhause, kultivirte sein weniges, vom Urwald begränztes Feld und erlegte das Wild, und nur selten sah man ihn in St. Louis, und wenn man ihn sah, da war er wortkarg, düster, ein lebendes Beispiel innerer Zerknirschung. Zuweilen besuchte er auch die Kirche, und wenn er sie verließ, da standen Thränen in seinem Auge.

Die Bürger Nordamerika's rüsteten sich gegen Mexiko. Die Deutschen blieben nicht zurück, und auch der düstere Menschenfeind nahm Dienst in einem zu St. Louis organisirten Freikorps.

Dort, tief in Mexiko, wo deutsche Männer die feindlichen Batterien erstürmten, da fand der düstere Fremdling seinen Tod von einer mexikanischen Kugel; es war Heinrich, der tiefgesunkene Heinrich, der Mörder. Auf dieser Erde hatte er sein Vergehen gebüßt, und da oben über jenen Sternen erwartet ihn ein anderer Richter.

Digitized by Google

Aus der Schweiz.

(Zweiter Brief über die letzten Schweizer Ereignisse.)

M (Basel, 1. Dec. — Corresp.) Als ich neulich in Luzern durch die Straßen einherging, um die Physiognomie dieser Stadt zu studiren, sah ich den Händedruck zweier Freunde, die sich begegneten, und hörte im Vorübergehen die freudige Aeußerung: „Nun ist's gut! Nun braucht man nicht mehr umzulugen, ob keine Horcher da sind, wenn man ein freies Wort spricht!" Diese Worte konnte ich nicht wieder vergessen, denn sie gaben Zeugniß von dem bisherigen Seelenleiden der Luzerner Vaterlandsfreunde. — „Roth oder Schwarz!" ist zwar durchaus kein Losungswort in dem jetzigen Kampfe; es ist aber doch in dem Munde des Volkes eine Bezeichnung der Fortschritts- und Rückschritts-Partei geworden. In dieser volksthümlichen Ausdrucksweise scheint dem Protestantismus seine ursprüngliche Stellung wieder angewiesen zu seyn, denn die Leibfarbe seiner Geistlichkeit, das „Schwarz" bedeutet hier die fortstrebende Partei in der römischen Kirche, als Gegensatz zu den Rothstrümpfen und anderer „rothen" Abzeichen der höheren katholischen Geistlichkeit. Roth bedeutet also die reactionäre, Schwarz die liberale Volkspartei. Ich glaube diese Erklärung Ihrem Leserkreise schuldig zu seyn, nachdem ich in Nro. 329 der zweiten Journalbeilage Ihre gütige Verbesserung eines Schreibfehlers in einem meiner Berichte gewahrte. — Siegwart Müller scheint das Geheimniß zu besitzen, die Rothen mit den Schwarzen zu vereinigen, denn in Luzern sind die Rothen auf lange Zeit geheilt. Die Unterscheidungsgrade existiren für Luzern nicht mehr und der Patient scheint gar kein Verlangen mehr nach dem Arzte zu haben. — Vielleicht wird mancher Ihrer Leser, durch das Datum meines Berichtes berechtigt, fragen: Basel und Luzern? Freilich ist es ein schroffer Gegensatz; aber es liegt darin dennoch eine große Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Schwarzen die Rolle der Rothen übernommen haben. Man muß auch hier „umlugen", mit wem man spricht; denn Basel ist vom Pietismus eben so inficirt, wie Luzern vom Jesuitismus es war. Ein „schwarzer Siegwart" könnte hier Wunder wirken und vielleicht auch mit der Zeit eine politisch-homöopathische Radicalcur hervorzaubern. Wen nie ein Unglück betroffen, der hat die Schule des Lebens nur halb durchgemacht, er muß also seiner „süßen" Lebensanschauung mißtrauen. Wer den Druck der Gefangenschaft (sey es geistige oder leibliche) noch nicht gefühlt hat, der kann das heilige, unschätzbare Gut der Freiheit nur halb würdigen! Diese Lehre sollten die guten Basler beherzigen.

Alle Augen der Schweiz wenden sich nun einmal nach Neuenburg hin und fragen: Ist der Kanton Neuenburg schweizerisch oder preußisch? Ist er schweizerisch, so steht er jetzt in Auflehnung gegen die höchste und gesetzgebende Behörde des Landes und ist deßhalb straffällig: mit welchem Rechte der Schweizer-Kanton dieser Strafe entzogen werden könnte, das wären wir begierig zu erfahren. „Wer will mit rathen, der muß auch mit thaten", sagt ein altes Sprüchwort sehr wahr. Wozu beschickt Neuenburg die Tagsatzung? Will es etwa nur mit seiner hohen Weisheit uns beistehen, dann müßten wir in Zukunft dafür danken, indem die Gesetze in ein höchst zweideutiges Licht treten, welche von dem Gesetzgeber, je nach den Umständen, selbst nicht befolgt werden wollen! Gehen die Hoheitsrechte Preußens rechtlich so weit, daß sie den Kanton an der Ausübung seiner Pflichten gegen die Tagsatzung verhindern können, dann würde dem Gesandten Neuenburg's, so lange die Sachen so stehen, höchstens Sitz, nie aber Stimme in der gesetzgebenden Versammlung gebühren, aus Gründen, welche, von republikanischem Standpunkte aus, sehr leicht darzulegen sind. Neuenburg ist reich, auch gewerbreich, und hat sein doppeltes Geldcontingent gestellt, um von allen Seiten eine militärische Demonstration zu verhüten; aber damit ist die Rechtsfrage noch nicht erledigt und das verletzte Gefühl des Republikaners noch nicht befriedigt, welcher sein Leben einsetzt da, wo die Unterthanen nur Geld reichen! — Man darf in Deutschland nicht vergessen, daß das Schweizer Heer aus ganz anderen Elementen besteht, als das deutsche Bundesheer. Hier in der Schweiz ist jeder Bürger bis in sein hohes Alter dienstpflichtig. Mit Modificationen in einzelnen Kantonen kann man als Norm annehmen, daß mit dem achtzehnten Jahre der junge Mann in die Reihen der vaterländischen Wehrmannschaft tritt und erst mit dem sechzigsten wieder ausscheidet. Bis zum vierzigsten Jahre gehören Alle der Elite oder der activen Armee an; von vierzig bis fünfzig bildet die erste, von fünfzig bis sechzig die zweite Reserve, die aber auch nöthigenfalls mit ins Feld ziehen. Mit einem Worte: die ganze Schweiz steht, wenn es einen Krieg gilt gegen auswärtige Feinde, schlagfertig da; ich sage: die ganze Schweiz, vom Gebildetsten bis zum Rohesten, vom Aermsten bis zum Reichsten. Und wie steht sie da? Hand in Hand, nicht getrennt durch Kastengeist oder Standesrivalitäten, nicht beengt durch steifes Ceremoniell und Formenwesen, sondern lebensfrisch und lebensfroh, Hand in Hand wie Brüder. Dabei ist der Dienst nicht vernachlässigt. Die jährlichen militärischen Kantonal-Uebungen (ja selbst schon der Schweizer treffliche militärische Jugendspiele) geben den Truppen die im Felde nöthige Routine; kurz, sie sind nicht im Garnisonsdienst, wohl aber in Handhabung der Todeswaffe allen andern überlegen. Eine Drohung mit 30,000 Mann ringt dem Schweizer ein Lächeln ab. Wer da glaubt, die Schweiz sey in Gefahr oder gehe ihrem Untergange entgegen, der komme und sehe selbst, lasse sich aber nicht Bericht erstatten von jungen Kaufleuten mit Glacéhandschuhen und geschniegeltem Wesen, denen es hier nicht behagt, weil der Schweizer (der Ziererei haßt) ihnen stolz und kalt gegenüberlebt; denen es hier nicht behagt, weil sie auch daheim sich nicht um öffentliche Angelegenheiten bekümmern, und weder von einem Volksleben noch von Bürgertugend etwas wissen. Man komme und sehe, wie viele lebensvolle Keime hier noch ihrer Entwickelung entgegengehen. Freilich geschehen auch hier und da Mißgriffe, und die Ansichten stehen sich, weil sie gleiche politische Rechte haben, sehr schroff gegenüber. Das ist aber keineswegs zu tadeln, vielmehr muß man den Hebel der Vermittlung suchen, und den finden, gewiß zur großen Freude aller Menschenfreunde, alle gebildeten Schweizer, die ich bis heute noch darüber hörte, in den Schulen und namentlich in ihrer Befreiung von der Kirche. Der Kanton Waadt hat darum einen Fehler begangen, indem er ein Gesetz gegen die Sekten erließ. Die Sekten bewegen sich lediglich auf religiösem Gebiete; der Glaube aber darf niemals eine Staatsvorschrift werden, weil der Staat in diesem Falle seinem Gesetze keinen Gehorsam erzwingen kann und dadurch sein Ansehen schwächt. Wenn man gegen die Jesuiten und deren Affiliirten Maßregeln ergreift (und mit Recht!), so rührt dies daher, daß man die Tendenzen derselben als staatsgefährlich kennt; rein religiöse Sekten dagegen können nur durch vernünftige Schulgesetze bekämpft und beseitigt werden. P. W.

Oberst v. Maillardoz.

Ueber Hrn. Oberst Philipp von Maillardoz bringt die „Neue Zürcher Zeitung" folgende Mittheilung: „Dieser Mann hat in der neuesten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch die großartigen Vertheidigungsanstalten, welche er im Kanton Freiburg vornahm, und durch die Ruhmredigkeit, mit welcher er zum Kampfe herausforderte.

In einem Tagesbefehl vom 30. Oktober drückte er sich aus:

Digitized by Google

„Stark in unserem Rechte, werden wir sie erwarten. Aber wenn sie kommen, werden sie freie Männer finden, würdig der Stifter unserer Freiheit, und Euere Bajonnette und Stutzer, Soldaten! so wie die Sensen des Landsturms werden es sie bereuen lassen."

Und der Mann, der so hochtönend sprach, ist ohne Schwertstreich gewichen.

Allein schon seine Antezedentien waren nicht glänzend. Man findet in der neuen „Helvetia", Jahrgang 1843, Aprilheft, einen Bericht des Oberstlieutenant Koltmann aus den Juliustagen, welcher zur Zeit seiner Eescheinung vielleicht unbemerkt blieb. Hr. Maillardoz war Oberstlieutenant bei dem ersten Schweizergarderegiment von Salis und Kottmann Kommandant eines Bataillons dieses Regiments. Letzterer erzählte nun, wie Maillardoz am 28. Juli 1830 am Anfange des Kampfes das Regiment in den Straßen von Paris in die Kreuz und die Quer ohne allen Zweck herumführte. Endlich setzte Hr. Maillardoz sich nieder und sagte zu Kottmann: „Je n'en puis plus, Monsieur le Colonel Kottmann, je vous remets le commandement de votre bataillon" „Auf dieses — so berichtet Kottmann — hat er sich entfernt und ich sah ihn nie wieder bis den 31. Juli, als ich, von Rueil kommend, des Morgens 6 Uhr durch die Pforte St. Antoine in den Park von Versailles eingerückt war."

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 2. Dec. — Hamb. C.) Gestern Abend wurde das neuerbaute Haus der „Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe", welches an der Stelle des durch den Maibrand zerstörten Rathhauses erbaut worden ist, feierlich eingeweiht. Hr. Professor Wurm, derzeitiger proponirender Sekretär der Gesellschaft, hielt die Einweihungsrede, in welcher er sich über die Bedeutung, die Tendenz und die bisherige Wirksamkeit der Gesellschaft ausführlich aussprach. — Nach Berichten aus St. Petersburg vom 25. Nov. hatte sich am 23. der Eisgang in der Newa in solcher Stärke eingestellt, daß die Brücken hatten abgelassen werden müssen.

Aus dem Hildesheimischen wird ein merkwürdiger Kriminalfall gemeldet: Im Jahre 1837 wuede zu Hohenhameln im Amte Peine dee Maueee Bodenstedt als muthmaßlicher Urheber einer Feuersbrunst eingezogen, und nach erfolgtem Geständnisse zum Tode verurtheilt, indessen zu lebenslänglicher Kettenstrafe begnadigt. Mehrere Jahre später gab sich ein junges Mädchen als Anlegerin des Feuers bei'm Amte an; die Untersuchung ward wieder aufgenommen und ergab, daß zwar das Mädchen gelogen hatte, daß aber Bodenstedts Geständniß durch harte Behandlung erpreßt worden war. Der Unglückliche ward nach zehnjähriger scheecklicher Haft wieder auf freien Fuß gesetzt, und das wider ihn abgegebene Erkenntniß lautet nun, wie man vernimmt, auf Entbindung von der Instanz. Dieser scheeiende Fall, welcher wenigstens das Eine beweist, daß bei der geheimen Justiz ein Unschuldiger so behandelt werden kann, daß er sich lieber zu einem todeswürdigen Verbrechen bekennt, als diese Behandlung noch länger erträgt, ist gerade zur rechten Zeit an's Licht gekommen, um die Vertheidiger eines öffentlichen Gerichtsverfahrens in der neuen Ständeversammlung zu wiederholten Anstrengungen gegen die alte Inquisitionspraxis anzuspornen. (Köln. Z.)

(Wunsch.) Ein humoristischer Militär hatte sich auf den schwarzen Adlerorden Rechnung gemacht, erhielt aber nur die höchste Klasse des rothen. Wehmüthig lächelnd legte er denselben zu seinen andern Oeden und rief aus: „Da liege, bis Du schwaez wirst!" (N. Kur.)

(Aarau, 23. Nov. — Bern. Verf.-Freund.) Als nachahmungswerthes Beispiel veröffentlichen wir hiee eine Schlußnahme dee israelitischen Gemeinde Obee-Endingen welcher schöne Zug in den Annalen der Zeitgeschichte eine ehrenvolle Stelle verdient. Auf der Militärkanzlei wurde folgende Zuschrift abgelegt: „Tit! Der heiligen Pflicht folgend, die jedem Landeseinwohner zuruft, den eidgen. jetzt im Felde stehenden Wehrmännern die Pflichterfüllung als Keieger damit zu erleichtern, daß man sie und ihre hülfsbedürftigen Familien zu ihrem bessern Unterhalte, und Demjenigen von ihnen, dem, was Gott veehüten wolle, der Kampf eine Wunde geschlagen, mit einer Liebesgabe unterstützen möchte, hat das ehrerbietigst unterzeichnete zu diesem Zweck am 7. dieses sich gebildete Hülfscomité der hiesigen israelitischen Gemeinde beschlossen: 1) Jeden im Felde stehenden Milizen hiesigen Orts mit Frk. 3, 2) jede arme Familie hiesiger im Felde stehender Milizen auf 6 Wochen mit einer Wochenunterstützung und 3) die im eidgen. Dienste verunglückten Kantonsbürger mit Frk. 350 zu unterstützen. Wollen Sie Tit! die Unterstützung für die hiesigen Wehemänner, deren Zahl sich noch auf 35 belaufen soll, in iheem Gesammtbetrage mit Frk. 105 hiermit in Empfang nehmen und sie nach obigem Beschlusse gefälligst vertheilen. Oberendingen, den 22. Nov. 1847. (Unterschriften des Hülfscomité's.) Ehre solchen Israeliten, die ihren Bürgersinn gegen Mitbürgee anderer Konfession auf diese Weise an den Tag legen.

(Fortschritt.) Der mecklenburgische Landtag ist bisher noch ziemlich ohne allgemeines Interesse vorübergegangen, von einiger Wichtigkeit ist nur, daß die vereinten Landstände beschlossen haben, die Eeöffnung des Landtages unter einem Zelte, auf freiem Felde bei Sternberg, von nächstem Jahre an aufzuheben, und statt dessen den Beginn durch einen Gottesdienst in der Kirche zu feiern. Es war nämlich mitunter vorgekommen, daß bei schlechter Witterung einzelne Landstände sich den Schnupfen zugezogen, und hat besonders der bürgerliche Gutsbesitzer Mahnke auf Vogelsang darin sehr viel geleistet und es glücklich dahin gebracht, daß trotz des Widerstrebens mehrerer am alten Gebrauche hängender adligee Gutsbesitzee Gottes freiee Himmel verlassen und dafür sein spießbürgerlich-neuzeitlich die Eröffnungsfeierlichkeit des Landtags zwischen vier Wänden im Warmen und Trockenen vorgenommen wird; ein Fortschritt, der vollkommen in unser papiernes Zeitalter paßt, und auf den unser Land stolz seyn darf. (Mannh. J.)

Es ist ein sehr schöner Zug, welchen man von den siegreichen Eidgenössischen aus Luzeen berichtet. Bekanntlich wurde das Siegwart'sche Haus völlig zerstört. In den Gemächern lag Alles bunt durcheinandee. Mitten unter den Trümmern aber steht merkwürdiger Weise ein Fortepiano ganz unversehrt da. „Man muß die Künste ehren," sagten die Soldaten.

Korrespondenz.

Darmstadt, 1. Dec.

Die Nro. 330 dee Didaskalia beingt einen Artikel, dat. Darmstadt den 28. Nov., welchee sich über die Gründung eines jetzt in's Leben geteetenen Brodveeins mit vielem Lobe veedeeitet. Gleich im Eingang wird das Unternehmen ein „schönes und gemeinnütziges" genannt. „Schön" mag das Unteenehmen untee Umständen seyn; „gemeinnützig" ist es aber und zwar deshalb durchaus nicht, sintemal und alldieweil es sich nur auf die Mitgliedee des Vereins beschränkt. Inwiefern aber die „Wirksamkeit des Veeeins, sey es in directer und indirecter Beziehung, eine äußerst nützliche (!!!) zu nennen ist", das muß erst noch die Folge leheen. Wenn aber hiermit im Einklang weiter gesagt wird: „Schon von vornherein hat sein Auftreten gleich das Gute gehabt, daß seine Preise und die Ladenpreise sich gegenwärtig gleich stehen", so ist dies auf der einen Seite ein Compliment, das dee Wirksamkeit des Ver

Digitized by Google

eins unverdient gemacht wird, auf der andern Seite aber ein grober Irrthum. Nicht die hiesigen Bäcker regulieren den Brodpreis selbst, nach eigener Willkür, sondern es geschieht dies durch den großh. Hrn. Provinzialcommissair und durch eine Commission unparteiischer Sachverständiger, gegenüber dem Zunftvorstande der Bäcker, sogar häufig ohne Zuziehung des letzteren. Es ist also eine eben so falsche, als selbstgefällige Angabe, das Brod sey in Folge der Gründung des Brodvereins im Preise herabgesetzt worden; dies wäre eben so geschehen, wenn der Brodverein gar nicht bestünde. Wie wenig Mühe sich der Hr. Berichterstatter genommen, seinen Bericht zu überdenken, das geht aus der Stelle hervor: „Es besteht also nunmehr eine Concurrenz bei der Preisbestimmung des Brodes, welche für das Gesammtpublikum von unverkennbarem Nutzen ist." — Abgesehen von dem Weihrauch, der hier wieder über den Verein verbreitet wird, so weiß hier Jedermann, daß es einem Jeden frei steht, sein Brod aller Orten her zu beziehen gegen eine Octroiabgabe von $^3/_4$ kr. pr. Laib à 5 Pfund, welche durch den Mehloctroi begründet ist und die auch dem Brodverein zur Last fällt. Eben so darf gegen $^3/_4$ kr. Octroi per Laib à 5 Pfund jeden Markttag fremdes Brod zu jedem beliebigen Preise auf dem Markte verkauft werden. Wie also hat vor Gründung des Brodvereins es hier an Concurrenz gefehlt? — Der Brodverein aber kann am allerwenigsten eine Preisconcurrenz hervorrufen, da er seinen Brodpreis auf drei Monate, sage auf drei Monate, fixirt hat. Wenn, wie in einer früheren Stelle ausgedrückt ist, die Bäcker nach Gefallen die Preise selbst setzen könnten, so würde die so gerühmte Concurrenz des Vereins jetzt gewiß weiter nichts bewirkt haben, als daß auch die Nichtvereinsmitglieder drei Monate lang das Brod eben so theuer bezahlen müßten, als dessen Mitglieder. So Gott will, essen im Verlaufe dieser Zeit die ersteren billigeres Brod, ohne dies weder der den Bäckern unterlegten Rivalität, noch dem Entstehen des Brodvereins danken zu müssen. Unwahr ist es, daß die hiesigen Bäcker überhaupt für den Brodverein nicht haben backen wollen. Es ist nur bei einem Bäcker, vielleicht auch bei zweien, Anfrage geschehen. Befassen wollten sich diese deshalb damit nicht, weil sie glaubten, bei einem Backlohn von $1^1/_2$ kr. für den 5pfündigen Laib ihre Rechnung nicht zu finden. — Im Allgemeinen und aller Orten ist man gewöhnt, stets Partie gegen die Bäcker zu nehmen; will man aber gerecht seyn, so vergleiche man z. B die Brodpreise, welche zur Zeit hier höchsten Theurung a. c. hier und anderwärts bestanden haben, ohne dabei zu übersehen, daß der hiesige Laib 5 Pf. wiegt, und man wird sich überzeugen, daß die hiesigen Brodpreise stets mit zu den billigsten gehörten. Später wurde großer Lärm darüber erhoben, daß unsere Brodpreise nicht auch gleich in ganz kurzer Zeit in großen Sprüngen herunter kamen wie an andern Orten; man hat aber nicht sehen wollen, daß unsere Bäcker (resp. die betr. Behörde) weder solche Sprünge bei dem Aufschlage gemacht, noch aber überhaupt so enorm hohe Preise gestellt hatten; folglich war dann auch der Abschlag nicht so in die Augen fallend. — Der Gewerbstand, der am meisten delastete unter allen Ständen, ist in Darmstadt leider in keinen beneidenswerthen Verhältnissen; daher dürfte es weit verdienstlicher seyn, Zeit und Mühe darauf zu verwenden: Mittel zu finden, auf welche Weise den Gewerben aufzuhelfen und der wachsenden Nahrungslosigkeit abzuhelfen wäre, als darauf: Gewerbe zu ruiniren und die Auswanderungslust zu heben. Das Proletariat bedarf keiner systematischen Rekrutirung, es rekrutirt sich ohne Anti-Gewerbevereine schon hinlänglich. Ein ganz übelverstandenes Eigeninteresse und falschem Sparsysteme entsprungen ist die Erscheinung, daß selbst Gewerbtreibende sich solchen Vereinen anschließen; denn: „Heute mir, morgen dir!"

Bp

Mainz, 3. Dec.

Zum Benefiz des Regisseur's Hrn. Reinhardt sahen wir verflossenen Montag den 29. d. Göthe's „Egmont" mit der herrlichen Musik von Beethoven. Hr. Reinhardt, der bereits seit drei Jahren hier wirkt, erfreut sich allgemein der größten Beliebtheit als Künstler und steht als Mensch in hoher Achtung. Er wählte, was das größte Lob verdient, ein klassisches Stück und muß sich nun auch damit trösten, daß sein Benefiz ihm kein Geld, sondern nur Ehre gebracht. Göthe und Beethoven, und das Theater blieb leer. Ich kenne den Grund dieser Leere sehr wohl; man entschuldigt sich mit der gewöhnlichen Redensart: „Stücke, wie ein solches, können hier nicht gegeben werden" — und gerade darin täuscht man sich und zeigt, daß man kein Kenner des Theaters ist. Stücke wie Egmont halten gerade bei mittelmäßigen Kräften sich durch ihr eigenes Gewicht und dadurch, daß jeder Schauspieler seine Rolle wörtlich weiß, weil er fühlt, daß er verloren, wenn er nicht ganz der Worte mächtig. Die am Montag stattgehabte Aufführung war nun eine so vortreffliche, daß sie der besten Bühne würdig gewesen wäre. Die Volksscenen waren von Hrn. Regisseur Reinhardt meisterhaft arrangirt und er selbst als Vansen riß das Publikum zum lautesten Enthusiasmus hin. Würdig ihm zur Seite stand Hr. Butterweck als Zetter. Hr. Stöltzel, vom Hoftheater zu Wiesbaden, spielte aus Gefälligkeit für den Benefizianten den Egmont, und das Publikum hat ihm dafür zu danken, denn es lernte dadurch einen trefflichen Schauspieler kennen. Hr. Stöltzel spielte den Egmont mit Würde, Gefühl und Natürlichkeit; der Beifall war stürmisch, so wie der Hervorruf überhaupt, und besonders bei einem leeren Hause. Hr. Wohlstadt hatte, obgleich ein Gast die ihm gehörige Rolle gab, dennoch den Oranien übernommen. Solche Beispiele von Collegialität wirken sogar angenehm auf das Publikum, und schon allein deshalb verdiente Hr. W. Lob. Hr. Wölfer, als Herzog Alba, charakterisirte gleich glücklich den Staatsmann und Helden und brachte beide Seiten seiner Rolle zur Anschauung; auch Mad. Butterweck, als Klärchen, zeigte besonders in den letzten Acten, daß sie ihre Rolle verstanden. Unser trefflicher Kapellmeister Fischer dirigirte selbst das Orchester, und mehr hat man nicht nöthig, um zu wissen, wie die herrliche Musik Beethoven's wiedergegeben wurde. So vereinigte sich an diesem Abende Alles, um die Vorstellung zu einer genußreichen zu machen, und alle Zuschauer sind darüber einig, daß seit langer Zeit keine so treffliche Darstellung eines klassischen Stückes stattgefunden. Hoffentlich wird eine Wiederholung desselben stattfinden.

Kunst- und Literatur-Notizen.

*** In Pforzheim bei Flammer und Hofmann sind erschienen: „Hebel's ausgewählte Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes. Für die reifere Jugend, insbesondere für Volks- und Schul-Bibliotheken herausgegeben von Karl Stöber." Die Sammlung jener anmuthigen und volksthümlichen Erzählungen Hebel's in dem rheinländischen Hausfreund, von welchen hier eine Auswahl vorliegt, bietet eine eben so angenehme und unterhaltende, wie Geist und Herz bildende Lectüre. Auf die Gediegenheit und Popularität der Hebel'schen Erzählungen hinzuweisen, wäre überflüssig, da der Name und die Verdienste ihres Verfassers genugsam bekannt sind. Die Verlagshandlung hat der genannten Auswahl eine recht schöne Ausstattung gegeben, ohne den Preis zu hoch anzusetzen. Sie verdient dabei in jeder Hinsicht eine recht weite Verbreitung und ist insbesondere sehr geeignet, in Volks- und Schulbibliotheken einen Platz zu finden — In demselben Verlag ist erschienen: „Maria Werner, die mutterlose Jungfrau in ihrem Leben und ihrer Haushaltung, ein Bildungsbuch für Jungfrauen." In Form einer Erzählung in Briefen wird hier dem Leser das Musterbild einer Jungfrau vorgeführt, welche schon frühe nach dem Tod der Mutter dem Haushalte vorstehen und den unmündigen Geschwistern Mutter und Pflegerin werden muß. In Beziehung hierauf wird nun die Einrichtung des Haushaltes und Dessen, was dazu gehört, besprochen, und was im Verlauf der Erzählung nicht passend genug angebracht werden konnte, das wird in einem eigenen Anhang nachgetragen. Besonders ist zu belobenden, daß überall auch auf das religiöse Element verwiesen wird, welches das häusliche und Familienleben durchdringen muß. Außerdem fehlt es nicht in dem Verlaufe der Schrift an interessanten Situationen, herbeigeführt durch das lebendige Ineinandergreifen von Handlungen und Personen, deren treffliche Charakterschilderung sehr interessante und herzbildende Belehrungen bieten. Ueberhaupt ist hier der reichhaltigste Stoff zu einem so harmonisch gegliederten Ganzen gestaltet, daß das Buch eine äußerst angenehme Unterhaltung gewährt und zugleich höchst belehrend ist, so daß wir es nach Verdienst bestens empfehlen können.

Frankfurt a. M.

Am 16. d. M. wird Hr. Posch, Mitglied unseres Orchesters, im Saale des Holländischen Hofes ein Vocal- und Instrumental-Konzert geben, unter gefälliger Mitwirkung erster Mitglieder des hiesigen und des Darmstädter Opernpersonals. Bei der Reichhaltigkeit des Programms und den anerkannten Leistungen des als tüchtigen Violin-Virtuosen geschätzten Konzertgebers dürfen wir den Musikfreunden einen anziehenden Abend in Aussicht stellen. Näheres wird demnächst bekannt gemacht werden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Dec. Uriel Acosta, Drama in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 339. Donnerstag, den 9. December 1847.

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

Am Ende des Jahres 1811, in der uns ewig merkwürdigen Epoche, lebte auf einem seiner Landgüter Namens Nenoradowa der liebreiche Gavrit Rubzoff. Er war in dem ganzen Umkreise als ein gastfreundschaftlicher und treuherziger Mann gepriesen. Seine Nachbarn besuchten ihn sehr oft, um bei ihm zu essen und zu trinken und seiner Frau das Geld mit Kartenspiel abzugewinnen. Viele aber von den Gästen fanden sich deshalb bei ihm ein, um seine Tochter Marie, ein bleiches, schöngewachsenes siebenzehnjähriges Mädchen, zu sehen. Marie war als Das zu betrachten, was man eine gute Partie zu nennen pflegt, und deswegen freite Mancher sich das liebe Mädchen im Geiste für sich oder für seinen Sohn.

Mariens Erziehung war nach dem Geiste der französischen Romane geleitet, daher war das Mädchen auch jetzt schon verliebt.

Der Gegenstand ihrer Liebe war ein wenig begüterter Sekundlieutenant, der in der Armee diente, aber gegenwärtig auf Urlaub war und in seinem elenden Dörfchen *) lebte. Es versteht sich von selbst, daß der junge Offizier die Liebe der reichen Marie nicht verschmähete, sondern seine Gegenliebe erwiederte. Sobald aber die Eltern Mariens die gegenseitige Liebe der jungen Leute entdeckten, zwangen sie ihre Tochter, dem armen Offizier auf ewig zu entsagen, und nahmen diesen von nun an in ihrem Hause schlechter auf, als man einen hartherzigen, abgedankten Gerichtsvollzieher aufzunehmen pflegt.

Unsere Liebenden geriethen nun in Briefwechsel, und sie sahen sich auch täglich in einem Fichtenwäldchen oder in einer alten Kapelle, wo sie dann ihr Schicksal anklagten, sich ewige Liebe schwurn und manchen Plan für die Zukunft entwarfen. Nachdem sie viele Briefe mit einander gewechselt und sich oft mündlich gesprochen hatten, kamen sie, wie konnte es anders seyn? auf folgenden Einfall: Wenn wir, ohne uns zu lieben, Beide nicht leben können, und der Wille hartherziger Eltern das einzige Hinderniß zu unserer Glückseligkeit ist, wäre es da nicht besser, daß wie uns diesem Willen widersetzten? Es läßt sich denken, daß dieser kluge Einfall zuerst aus dem Kopfe des jungen Offiziers kam, und daß er auch der romantischen Einbildungskraft Mariens entsprach.

Der Winter kam unterdessen und that jenen angenehmen Zusammenkünften der Liebenden Einhalt; aber der Briefwechsel ging desto lebhafter fort.

Wladimir, der Geliebte, beschwor in jedem seiner Briefe das romantische Mädchen, eine geheime Heirath mit ihm einzugehn und dann zu schweigen, bis zu einer für sie Beide günstigen Zeit, wo sie sich dann den Eltern zu Füßen werfen würden, die dann, über eine so heldenmüthige Ausdauer erstaunt und durch eine so unglückliche Liebe erweicht, schlechterdings sagen müßten: „Kinder, kommt in unsere Arme!" Marie aber blieb lange unschlüssig, die Idee des Geliebten schien ihr nicht so leicht ausführbar, jedoch malte sich ihre Einbildungskraft diese ritterliche Vermählung so reizend aus, daß sie endlich einwilligte. Diese Ausführung des romantischen Entwurfs geschah auf folgende Art. Am Rüsttage sollte Marie unter dem Vorwande eines heftigen Kopfschmerzes nicht zu Abend essen, und sich früher als gewöhnlich in ihr Zimmer begeben; das Kammermädchen aber müßte schon früher in das Geheimniß eingeweiht und für die Sache gewonnen worden seyn; Beide sollten durch die hintere Hausthüre in den Garten bis an dessen Thüre gehen, wo ein Schlitten, zur Flucht fertig, sie Beide aufnehmen und gerade in die Kirche von Schadrin bringen würde, wo Wladimir dann der Braut schon harre.

Wie beschlossen, so geschehen. In der Nacht, welche der entscheidenden vorherging, konnte Marie gar nicht schlafen. Jetzt packte sie das Nöthige zur Flucht ein, Wäsche und andere Dinge, darauf schrieb sie zwei Briefe, einen an ihre Freundin, ein sehr gefühlvolles Fräulein, und den andern an ihre Eltern, in welchem sie auf die rührendste Art Abschied von diesen nahm und ihr Vergehen mit der unbezwingbaren Gewalt ihrer Leidenschaft entschuldigte; sie endigte den Brief aber damit, daß es der glücklichste Augenblick ihres Lebens sey, in welchem sie, den Eltern zu Füßen liegend, Verzeihung ihrer Schuld fände.

Sie siegelte beide Briefe mit einem Petschaft, das zwei brennende Herzen und eine passende Inschrift hierzu ausprägte. Schon ließ sich das Silbergrau durch die Fenster sehen, Marie sank auf ihr Lager, und bald erlag sie einem leisen Schlummer, aus welchem sie schreckliche Traumbilder wieder aufweckten. Sie träumte, daß in demselben Augenblicke, als sie in den Schlitten steigen wollte, ihr Vater vor ihr stand, der mit tyrannischer Lust sie am Haare faßte und durch den Schnee schleifte, bis er sie am Ende in einen bodenlosen Abgrund schleuderte.

Und wieder träumte ihr, daß sie den Geliebten, dessen Angesicht Todesblässe und blutige Spuren bedeckten, auf dem Grase liegen sähe, wo er sie sterbend und mit einer herzzerreißenden Stimme beschwöre, sich mit ihm zu vermählen. Auch andere gräßliche Traumbilder gingen an ihrer Seele vorüber. Endlich stand Marie auf, eine Angst erregende Blässe bedeckte ihr von Natur bleiches Antlitz und heftige Kopfschmerzen quälten sie. Die Eltern sahen nun die Zerrüttung ihrer Tochter. Die zärtliche Besorgniß dieser und das fortwährende Fragen: „Was fehlt Dir, Mariechen? bist Du krank, mein Kind?" rieben das arme Mädchen noch mehr auf. Marie suchte mittelst einer scheinbaren Heiterkeit die guten Eltern zu beruhigen, allein sie vermochte es

*) In Rußland hat man Dörfer, die nur aus einigen Hütten bestehen.

Digitized by Google

nicht. Es kam der Abend heran. Der Gedanke, daß es der letzte sey, den sie als Jungfrau in dem Kreise ihrer Eltern verleben würde, zerriß ihr vollends das Herz, sie war halb todt vor Bekümmerniß; aber der Gedanke an den Geliebten gab ihr Kraft, sich aufrecht zu erhalten. Jetzt nahm sie im Geiste Abschied von allen Gegenständen, die sie umgaben.

Die Stunde, zum Abendessen bestimmt, war da, man rief zu Tische, Mariens Herz fing stärker an zu schlagen. Mit bebender Stimme sagte sie, daß sie nichts essen könne, sondern sogleich zu Bette gehen wolle. Nun sagte sie, wie es Sitte und Gebrauch ist, den Eltern eine gute Nacht. Diese küßten sie und gaben ihr den Abendsegen. Marie konnte sich bei dieser feierlichen Handlung kaum der Thränen erwehren. Nun ging sie in ihr Zimmer, warf sich in einen Sessel und ließ ihren Thränen freien Lauf. Das Kammermädchen sprach ihr Muth zu, und wandte Alles an, das betrübte Fräulein zu dem kühnen Schritt herzhaft zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Ceremoniel früherer Zeiten.

In Nro. 271 der „Berlinischen Nachrichten" vom 19. Nov. lies't man den nachstehenden Artikel, welcher zu einer interessanten Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt geeignet seyn dürfte. Wir lassen ihn hier folgen:

Höflichkeit und gute Sitten,
Ueberall sind wohl gelitten!

sagt das Sprüchwort. Ist aber Höflichkeit schon im Allgemeinen etwas ganz Wünschenswerthes und Gewünschtes, so ist dies in noch viel höherem Grade zwischen Staaten und unter Fürsten der Fall, bei denen die Höflichkeit nicht von der Neigung, sondern von tausenderlei Rücksichten abhängt, die nur ein Ceremonienmeister vollständig kennt und beobachtet. Es hat sich zwar im Laufe der Zeit auch in Rücksicht auf das Ceremoniel an den europäischen Höfen Manches geändert, und Vieles ist einfacher geworden; die früheren Weitläuftigkeiten sind abgekürzt, die Unterschiede werden nicht mehr so haarscharf gesondert, es kommt zu keinen Handgreiflichkeiten mehr, wenn ein Gesandter den Vortritt vor dem anderen zu erreichen sucht; immer aber herrschen noch bestimmte Formen, bestehen noch Gränzen in jenen Kreisen, während sie in dem allgemeinen Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft ganz verwischt sind. Kriege werden durch unterlassene Ceremonien nicht mehr veranlaßt, dergleichen Unterlassungen müßten sich denn bis zu unangemessener Berührung der Backe der einen mit der inneren Handfläche einer andern Person, gewöhnlich Ohrfeige genannt, steigern, wie denn eine solche Annäherung der Handfläche des Deys von Algier an die gesandtschaftliche Backe des französischen Envoyé allerdings jenem sein Land gekostet und seit 1830 bis jetzt allerlei Folgen gehabt hat, von denen die Zeitungen viel zu erzählen wissen.

Heute vor 176 Jahren gab es ernsthafte und wichtige Gesichter im kurfürstlichen Collegium, wo die Frage abgehandelt wurde, wie sich ein brandenburgischer Ambassadeur oder Envoyé extraordinaire einem Gesandten der Republik Venedig gegenüber zu verhalten habe. Da in jener Zeit Gesandte fast aller europäischen Mächte nach Berlin kamen, um den, immer mächtiger werdenden und kräftiger auftretenden, großen Kurfürsten zu gewinnen, so muß das Collegium wohl auch die Ankunft eines venetianischen Gesandten gefürchtet haben, denn es wurde weitläuftig berathen, was in solchem Falle wohl zu thun sey. Zunächst lagen schwere Bedenklichkeiten gegen die Anmaßungen vor, die, bei vielen Gelegenheiten, von venetianischen Gesandten ausgeübt worden waren, indem die Republik, seit dem 15. Jahrhundert, ihre Gesandten ein für alle Mal und immer wieder dahin instruirt, sie sollten nirgends den Kurfürstlichen den Vortritt lassen, oder sonst in irgend einer Art weichen. Als Berechtigungsgrund zu diesem Vorrang führte die Republik Venedig ihr Alterthum, ihre Macht und ihre Freiheit, dann aber den ehemaligen Besitz des Königreichs Cypern und den damals noch dauernden des Königreichs Candia, so wie das Herkommen an kaiserlichen und königlichen Höfen an. Wo die venetianischen Gesandten ihren Anspruch auf Vorrang vor den Kurfürsten des Reichs nicht durchsetzen konnten, zogen sie sich lieber zurück und erschienen nie mit andern Gesandten zusammen. Ein eclatanter, Brandenburg betreffender Fall ereignete sich 1660 bei der Krönung des Königs Karl des Zweiten von England, wo der venetianische Gesandte, als er sah, daß ihm sein Platz hinter dem brandenburgischen angewiesen werden sollte, sich vollständig absentirte und also en effet wich. — Bei der Hochzeit des Kaisers Ferdinand des Zweiten zu Gratz hielt der venetianische Gesandte die Trauungs-Ceremonie nicht weniger als zwei Stunden auf, weil er durchaus vor dem Gesandten des Kurfürsten gehen wollte. Man wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß der Kaiser die Trauung unterbrach und einen Rath mit sämmtlichen anwesenden Fürsten, so wie den Gesandten der Abwesenden hielt, welcher denn einhellig beschloß, daß der venetianische Gesandte dem kurfürstlichen weichen und ihm nachgehen mußte.

Die Besorgniß vor den Anmaßungen eines etwa in Berlin erscheinenden venetianischen Gesandten war also ganz natürlich, und es mußte jedenfalls vorher festgesetzt werden, wie weit der kurfürstl. Hof gegen denselben stolz seyn mußte oder höflich seyn durfte. Das Collegium hörte das Gutachten der Sachverständigen an und redigirte dann ein Ceremoniale Brandenburgicum für jeden möglichen Fall, in dem es heißt:

„Weilen die Chur- und Mark Brandenburg, auch übrige kurfürstliche Länder und Provinzien von der Republik Venedig sehr entfernt und daher wenig mit derselben zu verkehren gehabt, so ist niemalen eine sondere Correspondenz mit selber, sonderlich in letztern Zeiten, daher recht gepflogen worden, weil dieselbe anmaßlich sich unterstanden, den Churfürsten des Reiches die Präcedenz zu disputiren und ihren Ambassadeuren überall mit gegeben, den kurfürstl. Gesandten in keiner Weise zu weichen. Wie viel Säcula sind aber nunmehr verflossen, daß die Chur-Fürstenthümer des Reiches erigiret und zu solcher Dignität und Lüstre erhoben worden, deren einige in der Etendue wohl Königreiche egaliren, Republiquien aber gewiß übertreffen. Und wer erkennt nicht die Macht der sämmtlichen Churfürsten, welche im römischen Reiche nächst dem Kaiser ein so Großes vermögen, dieser aber in den vornehmsten und schwersten Sachen ohne sie nichts zu thun vermag? Die auch im Uebrigen nach ihrem Gutbefinden und freyem Belieben ihr Land und Leute regieren, frey mit auswärtigen Potentaten Bündnisse schließen, Krieg führen, Stillstand und Frieden machen?

Hat die Republic das Königreich Cypern jemals in Besitz gehabt, so ist's nun lange her, da sie es verloren. Sie hat auch, die Zeit über, da sie es hatte, dasselbe nicht als ein Königreich und durch einen Vice-roy regieret, sondern, wie die Historien es einhellig bezeugen, in provinciam redigiret und durch einen Administratorem guberniret. Zu dem so behauptet dasselbe anjetzo das Haus Savoyen, welches den königlichen Titel von Cypern angenommen, und Schild und Wappen davon führt.

Was Candia betrifft, so hat solche Insel den königlichen Titel niemalen gehabt, und lange vorher, ehe es an Venedig kommen, verloren, selbige ist auch nicht mehr in ihrer, sondern der Türken Gewalt.

Der Doge und Herzog wird nicht mit einer Krone gekrönt, sondern ihm ein Fürstenhut aufgesetzt, und wenn ihre Abgesandten in Rom auch in der Sala Reale statt in der Sala Ducale

Digitized by Google

sitzen, so erwächst dem Churfürsten daraus noch kein Präjudiz, denn im Jahre 1490, wo sich ein Venetianischer Gesandte ganz unvermuthet und, was vorher noch niemalen war erhöret worden, unterstund, in der päpstlichen Capelle zu Rom dem Ambassadeur des Churfürsten von Maynz die place d'honneur streitig zu machen, dezidirte der Papst, daß erst der Kaiserliche, dann der Portugiesische, dann der churmaynzische und dann erst der Venetianische folgen solle."

Nach solchen Argumenten war die Entscheidung des Collegiums nicht zu verwundern, daß kein kurfürstlicher Gesandter einem venetianischen bei Solennien oder in Loco-tertio das Geringste einräumen und nachgeben solle. Sollte es aber dermalen dahin kommen, daß von kurfürstlicher Durchlaucht ein Gesandter nach Venedig geschickt würde, so habe er sich, ehe er die Audienz annähme, zu versehen, daß ihm nicht das Geringste weniger, als den königlichen Gesandten widerfahre. Sollte aber ein venetianischer Gesandte nach Berlin kommen, wie zuletzt 1606 geschehen, so müßte derselbe wie Einer von den Staaten der vereinigten Niederlande traktiret werden.

Somit war dieses hochwichtige Werk zu einem erfreulichen Ende gediehen, und gewährt die Mittheilung dieses brandenburgischen Ceremonial-Gutachtens einen interessanten Blick in die Hofverhältnisse jener Zeit. Die anscheinend unbedeutendsten Dinge wurden damals als eine Ehrenbezeigung oder eine Nichtachtung angesehen. Ob man einen Armstuhl oder einen Stuhl ohne Lehne zum Sitzen empfing, ob der empfangende Fürst außerhalb der Thürschwelle, auf derselben, innerhalb, oder mit einem Beine draußen und mit dem andern drinnen stand u. s. w., war von der höchsten Wichtigkeit und gab Veranlassung zu den langwierigsten und oft gereiztesten Verhandlungen. Für alle Fälle gab es Vorschriften, von denen unter keinen Umständen abgewichen wurde. So ist uns unter andern das Ceremonial aufbehalten worden, welches 1660 bei der Ankunft des kaiserl. Gesandten, Fürsten v. Gonzaga, in Berlin beobachtet wurde.

Er wurde ein Feldweges von der Residenz durch einen Grafen empfangen, in Hof-Carrossen und von einigen Cavalieren zur Stadt begleitet und bei seiner Ankunft Kanonen gelöset. Nach drei Tagen, in denen er auf kurfürstliche Kosten traktirt wurde, holten ihn ein Kämmerer und einige Cavaliers in drei mit sechs Pferden bespannten Kutschen ab. Der Ambassadeur saß in der letzten Kutsche und fuhr allein in die basse Cour (den innersten Schloßhof). Die Wache unter dem Thore präsentirte unter rührendem Spiel das Gewehr. Der Ober-Hofmarschall empfing ihn nebst den kurfürstlichen Räthen und Cavalieren unten an der Stiege, welche, wie auch die Stiege, mit Hellebardirern besetzt war. Oben an der Stiege empfing ihn der Ober-Kämmerer oder Ober-Stallmeister, dann führte ihn der aufwartende Kämmerer bis zum Audienzzimmer und öffnete dieses. Der Kurfürst kam dem Gesandten darauf bis in die Thür entgegen, dergestalt, daß Sie mit einem Beine über die Thürschwelle traten, mit dem andern aber innerhalb derselben verblieben, hörte seine Botschaft stehend mit bedecktem Haupte an, nöthigte den Ambassadeur, sich zu bedecken, und behielt immer die rechte oder Oberhand. Ebenmäßig wurde er nachmalen heruntergeführt.

Auch in den Titulaturen herrschten zu jener Zeit seltsame, jetzt nicht mehr ganz übliche Formen. So gibt Magiri Ceremoniale Brandenburgicum, Friburgi 1700, S. 4 an, daß, wenn der Kaiser an den Kurfürsten schrieb, er sich „Ew. Liebden gutwilliger Oheimb, — die Kayserin sich aber Ew. Liebden gutwillige Muhme" nannte, was gegenwärtig im gewöhnlichen Leben nicht mehr ganz gebräuchlich seyn dürfte. L. Schneider.

Mannichfaltigkeiten.

Wie wenig die fast allgemein verbreitete Ansicht, daß Diebstähle, welche nicht bald, spätestens in Jahr und Tag, dann gar nicht mehr ermittelt werden, gegründet ist, beweist ein vor kurzem in Berlin durch die Polizeibehörden entdeckter Diebstahl. Einem jungen Ehepaare war vor vier Jahren, gleich nach seiner Verheirathung, sein sämmtliches, zum Hochzeitsgeschenk erhaltenes Silberzeug, im Werth von 500 Thlrn., gestohlen worden. Alle Bemühungen der Polizei, das gestohlene Gut wieder herbeizuschaffen, blieben damals fruchtlos, und die Bestohlenen hatten längst alle Hoffnung aufgegeben, jemals wieder in den Besitz ihres Eigenthums zu gelangen, als sie vor einigen Tagen nicht wenig durch den Besuch eines Criminal-Polizei-Commissars überrascht wurden, der sie aufforderte, eine hier in Wohlstand lebende Familie wie durch Zufall zu besuchen und das in deren mit Glasscheiben versehenen Servante befindliche Silberzeug genau in Augenschein zu nehmen. Die Frau befolgte sofort den Rath des Polizei-Beamten, wurde von jener Familie sehr freundlich aufgenommen und ohne Argwohn durch sämmtliche, elegant möblirte Zimmer geführt. Bei näher erBesichtigung der Servante und des darin aufgestellten Silbers erschrak sie so heftig, daß sie halb ohnmächtig wurde; sie erholte sich indeß bald wieder, äußerte nichts über den eigentlichen Zweck ihres Besuches, und gab als Ursache ihres plötzlichen Unwohlwerdens einen andern Grund an. Bei ihrer Nachhausekunft setzte sie sogleich den Criminal-Commissar davon in Kenntniß, daß sie das in der Servante der ihr von ihm bezeichneten Familie befindliche Silberzeug als das ihrige erkannt habe. Die einfache Auflösung dieses Räthsels ist die, daß Diebe, welche jetzt wegen anderer von ihnen verübten Verbrechen eingezogen worden, eingestanden haben, auch dies Silberzeug gestohlen und an jene Familie im Ganzen zu einem sehr billigen Preise verkauft zu haben. (Köln. Z.)

Die Soldaten des fürstlichen Contingents zu Bückeburg erhielten bei ihrem Abmarsche zur Reichsarmee vor der Schlacht von Kunersdorf rauchlederne ungewichste Stiefel als Montirungsstücke. „Warum die Leute wohl braune Schuhe bekommen?" fragte ein Bürger bei der Austheilung. „Nu," meinte ein Jude, „die Wichs' werden sie schon kriegen." (Ulm. Sch.)

Ein Basler Aristokrat kam dieser Tage auf eine Barbierstube und ließ sich rasiren. Der Barbier forderte 2 Batzen. Der Herr bemerkte, er habe noch nie mehr als 1 Batzen bezahlt, worauf der Schalk von Barbier meinte, seit es so lange Gesichter gebe, könne man nicht mehr so billig rasiren. (Bas. Vksb.)

In Leipzig ist ein Buch von R. Blum unter etwas sonderlichem Titel erschienen „Weihnachtsbaum für deutsche Männer." Das Titelblatt bringt einen Weihnachtsbaum, an welchem statt Zuckerwerk und Spielzeug die Worte „Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Geschwornen-Gerichte ꝛc." prangen. So ist es überhaupt: man scheint spielend gewinnen zu wollen, was man anderwärts nur durch den härtesten Kampf erringt. Wohl noch niemals sind einem Volke die höchsten Güter an einem fröhlichen Weihnachtsbaum gehangen. (Beob.)

Korrespondenz.

Aus dem Meiningischen, 28. Nov.

Die in Nro. 324 des Frankfurter Journals nach der „Großh. hess. Ztg." aus Darmstadt mitgetheilte Freudenbotschaft für die Freunde des Gustav-Adolph-Vereins bedarf einer Berichtigung. Der am 20. Oct. d. J. auf seinem Rittergute zu Höchheim, einem bayerischen Dorfe an

Digitized by Google

der Gränze des Herzogthums Meiningen, verstorbene herzogl. sachsen-coburgische Hofjunker Gustav Freihr. v. Bibra hat in seinem bei dem herzogl. sachsen-meining. Land- und Stadtgericht zu Römhild hinterlegten und vor einiger Zeit publicirten Testamente dem preußischen Gustav-Adolph-Verein seinen Allodialnachlaß nicht legirt, sondern diesen preußischen Gustav-Adolph-Verein zum Haupterben seines ganzen Allodialnachlasses in der Weise eingesetzt, daß der Erbe die Hälfte des Abwurfs von der Erbschaft dem Centralverein der gedachten Stiftung zu Leipzig ablassen, über die andere Hälfte des Abwurfs aber frei disponiren solle. Für den Fall der G.-A.-V., der bekanntlich in Bayern nicht anerkannt ist, die Erbschaft bezüglich des in Bayern gelegenen Allodialvermögens des Verstorbenen (der aber auch in Sachsen Allodialvermögen besitzt) nicht annehmen könne, solle die protestantische Kirche in Bayern dem eingesetzten Haupterben substituirt seyn. Dabei hat der Erblasser den Nachlaß mit sehr beträchtlichen Legaten beschwert und, dem Vernehmen nach, soll außerdem, wie auch die Anzeigen des ernannten Testamentserecutors in öffentlichen Blättern besagen, der Nachlaß mit bedeutenden Schulden belastet seyn. — Ueber den Beweggrund zu der fraglichen Disposition ist man diesseits nicht im Zweifel; sie hat allgemeine Sensation um so mehr erregt, als der Tod den Testator (der namentlich in der letzten Zeit seines Lebens seine Absicht, sich mit dem Leben durch eheliche Bande zu verknüpfen, gar nicht undeutlich an den Tag legte) ganz unerwartet und in den besten Jahren ereilte, auch die in dem hervorgehobenen Testamentsinhalt ausgesprochene Gefühlsrichtung sich vorher durch irgend eine Aeußerung niemals kund gegeben hat. Sehr gespannt ist man übrigens darauf, ob der eingesetzte Erbe wirklich Erbe seyn kann, da es keinen preußischen G.-A.-V. gibt, nur Zweigvereine des G.-A.-V. zu Leipzig in den verschiedenen preußischen Provinzen bestehen, überhaupt aber auch der Verein selbst im Königreich Bayern, wo die Erbschaft größtentheils liegt, nicht anerkannt ist und nach gem. Recht nur einem erlaubten (anerkannten) Collegium die Annahme einer Erbschaft gestattet ist. Sollten die auf dem fraglichen Nachlasse ruhenden Passiven so bedeutend seyn, wie sie das Gerücht macht, so wäre die G.-A.-St. zu bedauern, wenn sie mit vergeblichen Hoffnungen erfüllt worden wäre; mehr aber noch, wenn sie im lebhaften Gefühle der Freude über die Erbeinsetzung die Erbschaft antreten würde, ohne sich vorher genaue Kenntniß über die letztere verschafft zu haben, da in diesem Falle ihr große Nachtheile entstehen können. Es ist zu erwarten, daß sie diese vermeiden wird. Möchten die obigen Bemerkungen zur Vorsicht mahnen!

Darmstadt, 22. Nov. *)

Außer den gewöhnlichen Theaterabenden haben wir hier in der vorigen Woche mehrere Konzerte und sonstige gesellige Vergnügungen gehabt. Das von den Herren Bickel und Reitz, Mitglieder der großh. Hofkapelle letzthin in dem Saale zur Traube veranstaltete große Konzert war sehr besucht und in der That auch besuchenswerth, da die geschmackvolle Wahl der Stücke sowohl, als die Art ihres Vortrags durch Musiker und Mitglieder der Oper und des Theaters den Anforderungen der Kunstfreunde wohl genügen konnte. Die Konzertgeber selber verherrlichten das Konzert durch ihre Virtuosität auf Clarinette (C. Reitz) und Oboe (J. Bickel). — Vorgestern Abend feierte die „Liedertafel" ihren Cäcilientag durch einen Ball, dem ein musikalisches Vorspiel in unterschiedlichen Stücken voranging. Fräul. Schrot trug eine Thalberg'sche Composition vor und zeigte sich durch ihr exactes, fertiges und gerundetes Spiel als eine vielversprechende junge Clavierspielerin, die in ihrem bescheidenen künstlerischen Streben alle Aufmunterung zu verdienen scheint. — Gestern Abend sahen wir im Theater das beliebte Schauspiel: „die beiden Sergeanten", aus dem Französischen von Th. Hell. Die Geschichte ist schön erfunden und glücklich dramatisirt; ein Stück, so recht aus den Tiefen des menschlichen Herzens geschöpft und in seinen schönen Erfolgen auf das menschliche Mitleid basirt, wovon man sich bei der gestrigen Vorstellung zur Genüge überzeugen konnte. Die beiden Titelrollen spielten die Herren Becker und Wiesthaler in sehr eindringlicher Weise, und der in ihr beiderseitiges Geschick feindlich eingreifende Morazzi wurde von Hrn. Peters in sehr gemessener Haltung und mit dem rechten Pathos gegeben. Fräul. Eppert, als Laurette, entfaltete alle Liebenswürdigkeit ihrer geistreichen Darstellungsgabe, während die übrigen Mitspielenden (die Damen Fischer und Grahn, die Herren Bünte, Kurz, Nötel ꝛc.) hinter ihren, mehr oder weniger in den Gang des schönen Stückes eingreifenden Aufgaben nicht zurück zu bleiben schienen. — In dem Jagdschloß Wolfsgarten besitzt Se. k. Hoh. der Erbgroßherzog eine Anzahl Portraits, welche Angehörige des großh. Hauses aus der Epoche ihres Jugendlebens darstellen. Eben ist der Hofmaler Hr. Glässer mit dem Porträt der verstorbenen Großherzogin Luise, Mutter des jetzt regierenden Großherzogs k. Hoh., für jene interessante Gallerie fürstlicher Familienbilder beschäftigt. Erwähntes Jagdschloß, das fast vergessen zu seyn schien, ist nach den Intentionen unseres Erbgroßherzogs in einen äußerst freundlichen ländlichen Wohnsitz umgeschaffen worden, dessen Inneres an manchen historischen Moment des großh. Hauses lebhaft erinnert. — Für patriotische Bestrebungen ist jetzt hier hinreichender Stoff geboten, einestheils durch die wieder hervorgeholte Seidenbaufrage, anderntheils aber durch die beabsichtigte Leitung der Auswanderung unter der Obhut eines besonderen Vereins, der hier seinen Sitz haben soll. In beiderlei Beziehungen werden hierselbst noch vor Jahresschluß Hauptversammlungen stattfinden, in welchen das Weitere durch gemeinsame Uebereinkunft bestimmt werden soll.

*) Wegen Mangel an Raum verspätet.

Frankfurt a. M.

Die erste Quartett-Unterhaltung der Herren Wolff, Geißler, Posch und Elsner (am 26. Nov.) reihte sich würdig jenen acht Abenden an, welche im vorigen Winter den Freunden klassischer Musik so auserlesene Genüsse bereitet hatten. Der ehrende Empfang, welcher den genannten Heeren bei ihrem Eintritt in den Saal zu Theil wurde, war Bürge dafür, daß das Publikum ihre vorjährigen Leistungen in dankbarem Andenken bewahrte. Die drei Quartette dieses Abends: aus B dur von Haydn, aus E moll von Mendelssohn und aus A dur von Beethoven, wurden mit jener Sicherheit und Wärme, mit jenem tiefen Eindringen in den Geist der Composition vorgetragen, welche wir schon früher anzuerkennen Gelegenheit fanden. Das zarte und seelenvolle Adagio des Hrn. Wolff, das kräftige und kunstvoll nüancirte Zusammenspiel sämmtlicher Executanten bei den Allegro-Sätzen rissen das zahlreiche und gewählte Auditorium zu stürmischem Beifall hin. Wir zweifeln nicht, daß die am 10. d. M. stattfindende zweite Soirée von gleich glänzendem Erfolg gekrönt seyn werde.

Charade.

Die beiden ersten Sylben tragen
Ein zartes, schneeiges Gewand;
Einst wurden sie vor einen Wagen,
D'rin eine Göttin thront', gespannt.

Was tief im Innern sich erneuet
Und seelenvoll entströmt dem Mund,
Was dich oft inniglich erfreuet,
Das macht das letzte Paar dir kund.

Ob zart und lieblich auch das Ganze,
Hat's doch den Dichter nie beglückt;
Es ist die letzte Blüth' im Kranze,
Den sich ein Sänger hat gepflückt.

B.....s. Wilh. Schellenberg.

Palindrom.

Fünf Zeichen, und es ist
Ein Jeder es, der's lies't.
Das letzte hinweg nun, und rückwärts gelesen,
So ist es bei Christi Geburt schon gewesen,
Ein Jaherr, nicht eben von großem Verstand,
Wird dann dir genannt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Dec. Die Belagerung von Corinth, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Samstag, 11. Dec. (Zum ersten Male): Dom Sebastian, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Dr. A. C. Wollheim.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 340. Freitag, den 10. December 1847.

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

(Fortsetzung.)

Endlich war Alles zur Flucht fertig. Marie sollte binnen einer halben Stunde ihr väterliches Haus, ihr traulich stilles Zimmer und ihr jungfräuliches Leben auf immer verlassen. Draußen tobte ein heftiges Schneegestöber, der Wind stürmte und schlug die Fensterladen zusammen, daß sie in den Angeln dröhnten; es ahnte der Fluchtfertigen nichts Gutes, jeder Gegenstand schien ihr zu drohen, ein unheimliches Gefühl durchschauerte ihre Seele. Im Innern des Hauses herrschte Stille. Marie wickelte sich in einen Shawl, zog einen warmen Mantel darüber, nahm ihre Schatulle unter den Arm und ging die Treppe zur hintern Hausthüre hinab. Das Kammermädchen hatte zwei Bündel unterm Arm und folgte dem Fräulein nach.

Sie kamen in den Garten, das Schneegestöber tobte fort, der Wind stürmte ihnen entgegen, als wolle er ihnen die Flucht wehren und die jungen Verbrecherinnen zurück treiben; aber die Leidenschaft der Liebe ist mächtig und bietet Trotz den tobenden Elementen.

Mit gewaltiger Anstrengung gelangten sie endlich an die hintere Gartenthüre, wo, ungeachtet des furchtbaren Wetters, der Schlitten Wladimir's bereit stand.

Die Kälte war grimmig, und hatte die Pferde dergestalt ergriffen, daß sie nicht auf dem Fleck stehen wollten; aber der tüchtige Kutscher Wladimir's stand da und hielt mit gewaltiger Faust die schnaubenden Thiere am Zügel. Marie nebst ihrem Kammermädchen setzten sich ein, der Kutscher stieg auf und trieb die ungeduldigen Pferde in die nächtige Ferne hinaus.

Dem gewandten Rosselenker und ihrem guten Geschicke vertrauend, saß Marie ruhig in dem Schlitten, sich im Geiste mit dem holden Geliebten unterhaltend.

Den letztvergangenen ganzen Tag hindurch war Wladimir überaus thätig. Schon am Morgen in aller Frühe war er bei dem Pfarrer von Schadrin, in Angelegenheit der Trauung, und nach langem Zureden wurde er endlich mit dem Geistlichen einig. Nun fuhr er zu seinen Nachbarn, sich die drei Trauungszeugen zu verschaffen. Der Erste, den er zu diesem Dienste anredete, war ein vierzigjähriger Reiterfähnrich, Namens Deawin. Dieser war sogleich zu dem sonst bedenklichen Dienst bereit, mit Freuden willigte er ein, denn solch ein Abenteuer rief ihm frühere Zeiten zurück, die ihn an allerlei Husarenstreiche erinnerten. Er lud den Bräutigam bei sich zu Tische ein und versicherte ihm, daß sich die beiden andern Zeugen schon finden würden, weshalb er auch gar keine Sorgen hegen möge, damit sie den lustigen Tag in ununterbrochener Freude verleben könnten. Wladimir blieb bei ihm zu Tische. Und in der That gleich nach dem Essen traten der Feldmesser Schmidt, der einen langen Schnurrbart und Sporen trug, und der Sohn des dortigen Kreishauptmannes, ein sechzehnjähriger Jüngling, der erst vor kurzem in ein Uhlanenregiment getreten war, in das Zimmer. Diese waren nicht nur gleich zu jenem bedenklichen Dienste bereit, sondern sie schwuren auch, ihr Leben für Wladimir zu wagen, wenn es noth thäte. Der hocherfreute Bräutigam umarmte sie mit Entzücken. Bald darauf ging er nach Hause, um das Uebrige zu ordnen.

Es war schon lange dunkle Nacht, als Wladimir seinen vertrauten und gewandten Kutscher nach Nenoradowa schickte, die Braut abzuholen, wie wir oben gesehen haben; für sich selbst aber ließ er einen leichten einspännigen Schlitten zurecht machen, und begab sich mit diesem allein auf den Weg nach Schadrin, wo er die Braut binnen zwei Stunden erwarten konnte. Der Weg nach Schadrin war ihm vollkommen bekannt, und er konnte ihn aus seinem Dörfchen in zwanzig Minuten zurücklegen. Sobald er aber hinaus auf's Feld kam, erhob sich ein heftiges Schneegestöber, es wurde so düster um ihn her, daß er fast keine Hand vor den Augen sehen konnte. In einer Minute war der Weg mit frischem Schnee bedeckt, wie konnte es anders seyn, als daß er den rechten Weg verlieren mußte! Die ganze Gegend war in einen dicken Nebel gehüllt, in welchem das unendliche Heer von Schneeflocken sein Spiel trieb. Vor Wladimir's Blick waren Himmel und Erde in ein Chaos verwandelt. Vergebens suchte der Arme den rechten Weg zu behaupten! Das Pferd lief immer fort, unzählige Male fiel der Schlitten um.

Die größte Sorgfalt Wladimir's war, die rechte Richtung nicht zu verlieren. Ihm dünkte, daß er sich wohl schon eine halbe Stunde auf der Fahrt befände, und dessen ungeachtet hatte er noch nicht das Gehölz vor Schadrin erreicht. Es verging noch einige Zeit, aber dieser Wald vor Schadrin wollte sich ihm nicht zeigen. Wladimir irrte mit seinem Pferd und Schlitten auf dem Felde umher, fortwährend gerieth er in tiefe Gruben, unzählige Male fiel der Schlitten um, und eben so viel Mal hatte er ihn wieder aufzurichten. Das Schneegestöber tobte fort, der Himmel blieb umdüstert. Das arme Pferd war so ermattet, daß es die Beine fast nicht mehr regen konnte. Wladimir war im Schweiße, wie Einer, der im hitzigen Fieber liegt, ungeachtet er beständig bis am Gürtel im Schnee steckte. Endlich ahnte er, daß er sich nicht in der Gegend seines Ziel befände. Er hielt an und besann sich, und ihm schien, daß er sich mehr rechter Hand halten müsse; er folgte seinem Gefühl und nahm diese Richtung mit dem Schlitten. Das arme Pferd konnte kaum vom Fleck. Er war länger als eine Stunde auf der Fahrt, und daher konnte Schadrin unmöglich weit von ihm seyn; aber er fuhr und fuhr, und der Wald vor diesem Dorfe wollte sich ihm nicht zeigen. Die Zeit verstrich, und Wladimir wurde über die Maßen unruhig. Endlich tauchte auf der einen Seite ein schwarzgraue Gegenstand auf, es war ein Wald. Gott sey's gedankt! dachte er, jetzt bin ich mei-

Digitized by Google

nem Ziele nahe! Er fuhr außerhalb des Waldes, in der Hoffnung, entweder den rechten Weg zu finden oder den Wald zu umfahren, denn Schadein lag gleich hinter ihm. — Bald fand er den Weg in dem Walde, er fuhr zwischen den Bäumen ruhig vorwärts. Der Wind hatte hier keine so große Gewalt zu stürmen, der Weg war ziemlich glatt und eben, das Pferd sammelte wieder Kräfte und lief wieder so ziemlich, Wladimir wuede ruhiger; allein er fuhr und fuhr, und das Dorf Schadrin wollte sich nicht zeigen.

Mit Entsetzen gewahrte der Arme endlich, daß er sich in einem ihm ganz unbekannten Walde befand.

Unheimliche Gedanken durchschauerten seine Seele. Er trieb das Pferd mit Schlägen an; das arme Thier lief anfangs schneller, aber bald ging es nur Schritt für Schritt, auf das grausame Hantieren seines verzweifelten Lenkers nicht achtend.

Das Gehölz verlor sich allmählig, der Wald nahm ein Ende; aber Schadrin war nicht zu sehen. Er fuhr blindlings vorwärts. Das Schneegestöber ließ endlich nach, der Himmel zeigte sich mit seinen unzähligen Sternen,

Und die geheimnißvolle Nacht
Hatte ihr grauses Spiel vollbracht!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Dorfgeschichten.

Bevor A. Weill die „Elsässischen Sittengemälde" und Auerbach die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" ins Publikum brachte, konnte sich wohl Mancher eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, wenn der Name „Dorfgeschichte" an sein Ohr klang. Da dachte gleich Jeder an irgend eine Kalenderhistorie, — im Vordergrunde Räuber, Diebstahl und Mord, im Hintergrunde eine fade Moral und allerhand Glossen über wahre und unwahre Dinge, oft mit ekelerregender Breite, so daß das natürliche Gemüth jetzt noch einen Abscheu hat vor jenen sauer-süßlichen Erzählungen.

Gab es aber vor A. Weill und Auerbach keine Schriftsteller und Dichter, die das Volksleben kannten? Gewiß! Sie ließen nur diesen unseres Erachtens nicht unwichtigen Theil der Literatur unbebaut liegen, theils aus Gleichgültigkeit, theils aus Geringschätzung. Es ging ihnen vielleicht in dieser Beziehung wie Heine, der die zweite Auflage von A. Weills „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" mit einer Vorrede versehen, in welcher er sagt: „Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst." Alter, ungebesserter, genialer Heine! Wie oft hast du schon geirrt in den höchsten Interessen der Menschheit, und uns dünkt auch dies Mal! Auch in Dorfgeschichten soll Poesie liegen, freilich nicht lauter Poesie, sondern auch einfache, schlichte Wahrheit, und der Autor einer solchen Novelle muß nothwendig unterm Volke gelebt haben; er muß seine ungekünstelte, oft holperige Sprache kennen, muß vertraut seyn mit seinen Wünschen, Meinungen, Vorurtheilen und seinem Aberglauben, und muß sich sehr in Acht nehmen, daß er sich nicht verirre in die Labyrinthe einer andern Sphäre. Der Verfasser einer Dorfgeschichte kann poetisch und philosophisch auftreten, eben so poetisch und philosophisch wie ein Dichter, der mit Steinen, Felsen und Eidechsen redet. Zu welch' schönen Vergleichungen zwischen Stadt- und Landleben findet A. Weill oft in in seinen „Sittengemälden" Gelegenheit. Die Resultate sind überraschend und belehrend und bieten reichlichen Stoff zum Nachdenken, und ich wage es zu behaupten, daß die Lektüre einer solchen Erzählung erquicklicher und beruhigender auf's Gemüth wirkt, als das Lesen eines Romans, der sich auf der seichten Obeefläche der höheren Gesellschaft bewegt. Die Erzählung einer Dorfgeschichte geht ohne Kreuz- und Quersprünge, festen Schrittes, ihren Weg. Der Knoten sey leicht geschürzt. Landleute lieben bei ihren Handlungen allzu große Verwickelungen nicht und zerreißen das künstlich angelegte Gewebe mit rauher Hand. Wie schön und meisterhaft hat seine Aufgabe Auerbach gelöst. Seine Bilder gleichen nicht einem künstlich angelegten Garten, mit Laubgängen und tropischen Pflanzen, sondern einer einfachen Landschaft mit Bergen, Thälern, Wäldern, Feldern und Wiesen. — Auerbach führt uns ächte Bauern vor, könig, solid und derb, wie ihre Beschäftigung, und entwickelt durchgängig eine gesunde, Herz und Gemüth befriedigende, wohlthuende Moral. Obwohl nun A. Weill gleich meisterhaft schildert und jeder Zug an allen Gemälden die tiefste Kenntniß des Volkslebens verräth, so ist er doch unseres Bedünkens in mancher Beziehung weniger glücklich gewesen. Wir wissen wohl, daß der Landmann auch seine Laster hat. Geiz, Habsucht, Lästersucht, Wollust und Gemeinheit findet man eben so gut bei ihm, wie beim civilisirten Städter, nur mit dem Unterschiede, daß Das, was bei diesem Schminke und verfeinerte Höflichkeit bedeckt, sich bei jenem in seiner ganzen crassen Nacktheit darstellt. Aber dennoch scheint uns A. Weill in manchen Scenen etwas zu lasciv gewesen zu seyn. Verführungen der Unschuld sind allzu häufig und zu raffinirt, und wenn solche auch im Bauernleben vorkommen, so gehören sie doch nicht in dieser Weise in „Sittengemälde", die für's Volk bestimmt sind. Ein Buch soll nicht allein unterhalten, sondern auch bilden, nicht aber die Laster des Volkslebens abspiegeln. Die Scene in dem „Bettler und sein Kind", wo der alte betrunkene Dollinger die Wiethin mit dem Wirth prügelt, finden wir allzu scandalös, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit ermangelnd. Wie unkindlich benimmt sich der junge Lenz, der zusieht, wie ein Trunkenbold seine Eltern behandelt, und sich nicht regt, ihnen beizustehen! Glaube Das, wer da will — wir nicht. Wie könnten noch manches Aehnliche anführen, wenn wir nicht befürchten müßten, den Raum, der unserem Aufsatze in diesen Blättern vergönnt ist, zu überschreiten. Trotzdem läßt sich nicht in Abrede stellen, daß A. Weill's „Elsässische Sittengemälde", von denen wir „Stasi" und „Feohni" im ersten Band als die gelungensten erklären, neben Auerbach's „Dorfgeschichten" die hervorragendste Erscheinung im Genre der Dorfnovellistik ist, die wir unbedingt dem urtheilsreifen, charakterfesten Publikum als eine interessante Lektüre empfehlen zu können glauben. Aber in die Hände der Unmündigen jeder Art gehören diese Novellen, schon um der Heine'schen Vorrede willen, nicht. Wer da glaubt, daß sich dieser geniale Schriftsteller in seinem Alter in religiöser Beziehung gebessert habe, der lese nur den Schluß dieser am Charfreitage 1847 geschriebenen Vorrede, und er wird darin eine Prophezeiung ausgesprochen finden, die, so Gott will, nimmer in Erfüllung gehen wird

G. Kaut.

Ein politischer Roman.

** (Vom Rhein, 1. Dec.) Die politische Lyrik der ersten vierziger Jahre hat sich rasch abgespielt. Die rauschenden Schlachtrufe, die klangvollen Mahnungen sind verrauscht und verklungen. Wer kann jetzt noch mit politischen Gedichten eine nachhaltige Theilnahme wecken? Das Bewußtseyn unserer Aufgabe in Staat und Kirche ist nüchterner und besonnener, ist praktischer geworden. Selbst Prutz macht sich in seiner „politischen Wochenstube" über das Schwerterklirren in den Versen lustig und gibt zu verstehen, daß fortgesetzter Pathos leicht zur hohlen Declamation wird. Das aber bleibt als endgültiges Resultat: Soll der Dichter nicht blos literarisch ästhetische Kreise, sondern die ge-

Digitized by Google

sammte Nation in allen ihren Berufsarten für sein Kunstwerk gewinnen, so muß das innerste Leben der Zeit, das alle Herzen und Geister bewegt, darin zur Anschauung kommen. Der neueren französischen Poesie ist, bei all ihren krassen Verirrungen, solches gelungen. Aber diese ewigen Folterqualen einer abenteuerlichen Phantasie übermüden auf die Dauer. Das deutsche Herz besonders verlangt nach all den überstürzenden Effekten eine Vertiefung in das innerste Getriebe des Seelenlebens, wo man nach der Lektüre sich nicht blos ermattet, abgespannt, sondern auch innerlichst geklärt und gekräftigt fühlt. In diesen Tagen haben wir ein vollendetes Kunstwerk erhalten, das durch und durch vaterländisch und aus deutschem Tiefsinn entsprungen, auch in Bezug auf spannende Erfindung jedes zeitgenössische Werk des Auslandes kühn zum Vergleiche herausfordern darf. „Die Clubisten in Mainz, Roman von Heinrich König“*), führen uns in eine Zeit, die vergangen genug, um die ruhige historische Betrachtung zuzulassen, und doch wieder nahe genug, um den Herzschlag unserer Tage herauszufühlen. Diese Ruhe einerseits und die pulsirende Bewegung andererseits hat der Verfasser mit bewundernswerther Meisterhaftigkeit festgehalten. Wir sehen eine erschütterte und in allen ihren Fugen wankende Welt. Die morsche Fäulniß der Zustände vor der französischen Revolution, das Gähren und Treiben aller Gemüther, alles Das tritt uns in faßlichen Gestalten lebendig vor die Augen. Der Fürstbischof Erthal und die Erudenhove, das ganze Hofleben, das Treiben des Adels, der absonderlich deutsche Jesuit Gangweiler, und dann wieder das kernhaft gesunde Bürgerleben in Fides Lennig und ihrer Familie, das frische Wellenleben in dem Schiffer Jean Baptist, der den Verlockungen preisgegeben wird — es würde zu weit führen, alle die Persönlichkeiten aufzuzählen, die mit lebenstreuen Farben geschildert sind und deren Schicksale sich so natürlich verknüpfen. Nur auf eine Gestalt mag noch hingewiesen werden, es ist Georg Förster. Dieser weitblickende, hochherzige Charakter tritt in dieser Neubelebung dem allgemeinsten Volksbewußtseyn nahe, in ihm hat der Dichter uns den edelsten Tiefsinn erschlossen, wenn er ihn gleich historisch getreu sein tragisches Schicksal dadurch erfüllen ließ, daß er dazu gedrängt wurde, die Freiheit auf außerordentlichem Wege ins Werk setzen zu wollen. Von den erschütterndsten Scenen werden wir immer naturgemäß zu Betrachtungen geführt, die dem deutschen Gemüthe entsprechen und das Rauschen der geheimnißvollen Mächte unter der Oberfläche des Lebens erkennen lassen. Hierin bewährt sich, bei allem lebhaften Wechsel der Scenen, der deutsche Geist, der in dem Dichter wirkt und schafft. Man kann mit Bestimmtheit hoffen, daß der Name Heinrich König's, bisher von gutem Klang in der deutschen Literatur, durch dieses Werk eine Bedeutung erlangt hat, die ihn den Ersten anreiht.

Hier am Rheine spürt man alsbald in diesem Werke, man möchte sagen, die würzige Rheinluft, hell und klar, wie sie darin weht; und wer vom herrlichen deutschen Strome entfernt lebt, wird sich beim Lesen wie von Erinnerung an schöne Sommerfahrten erquickt fühlen.

*) Drei Theile. Leipzig, bei Brockhaus.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 9. Dec.) In unserer Stadt hat die Sache des hochherzigen Beseler lebhafte Theilnahme gefunden. In allen Kreisen ist man thätig, um dem, von Seiten eines dahier zusammengetretenen Beseler-Comité's an die Bürgerschaft ergangenen Aufrufe (siehe heutiges Journal-Hauptblatt) zu entsprechen. Auch der Liederkranz hat diese Gelegenheit mit Freuden ergriffen, in seiner Weise zur Förderung des genannten Zweckes mitzuwirken. Es wird derselbe Samstag den 11. d. M. im Saale des Weidenbusches eine musikalische Abendunterhaltung in Form der s. g. großen Liederkränze zum Besten des Beseler-Fonds geben und den Ertrag dem hiesigen Comité zur Weiterbeförderung übermitteln.

In Folge der Nachricht vom 28. Nov., unter den „Vermischten Nachrichten“, wonach von einer Hellseherin in Petersburg das Nardenöl als das unfehlbarste Schutzmittel gegen die Cholera angegeben worden ist, welches jedoch einer berathenden Versammlung von Aerzten und Apothekern unbekannt war, bemerke ich, daß in einem sehr alten Herbarium mehrerer Arten der Nardus-pflanze, nämlich: des Nardus cassia (Lasander und Spika), 1 Nardus agrestis (Baldrian mit seinen vier Arten), 2 Nardus agrest. (Haselwurz), Nardus sylvestris (Benediktenwurzel) und Nardus indical. (wohlriechende indische Haselwurzel) Erwähnung geschieht, und der pulv. Baldrian mit Wein getrunken gegen die Pest, und daran gerochen, gegen die böse Luft, Haselwurz mit Zucker, Zimmt und Anderes als Brech- und Abführungsmittel gegen die Cholera empfohlen wird. Auch wird in Vogt's Pharmakodynamik, Art. Baldrianwurzel, einer rad. Nardi celticae erwähnt. Stapper, Pfarrer. (Köln. Z.)

Zwischen einem Ehepaar erhob sich, nach der „Crim.- u. Pol.-Ztg.“, bei dem Spaziergange im berliner Thiergarten ein Streit, wer von beiden das 3 Monat alte Kind tragen solle. Die Frau, welche durch das Tragen schon ermüdet war, und wahrscheinlich fürchtete, daß, wenn sie dem Willen des Mannes nachkäme, das Kind ihr sobald nicht wieder abgenommen würde, weigerte sich, es zu nehmen. Der Mann schlug sie und veranlaßte sie so zur Flucht. Der Mann nun, welcher die Frau aus den Augen verloren hatte, dieselbe aber nicht weit hinter sich glaubte, legte das Kind mitten auf den Weg, indem er so die Frau zum Tragen zwingen wollte. Diese aber war voraus gerannt und befand sich, als der Mann ohne Kind anlangte, zu Hause. Das Kind ward von Spaziergängern gefunden, der Polizei überliefert und von dieser das Elternpaar ermittelt. Der Staats-Anwalt hat Klage wegen Aussetzung des Kindes erhoben.

In Reutlingen besteht sein einiger Zeit ein Verein von Gesellen und Bürgerssöhnen aus der arbeitenden Klasse, welche wöchentlich ein- oder mehrmal sich versammeln, um sich durch Besprechung über Geschichte ꝛc. auszubilden. Eine Partie Mädchen hat nun einen ähnlichen Verein für Mädchen gegründet.

Literatur.

Der Spion, oder die Geheimnisse des rothen Buches, von Dr. A. Groß-Hoffinger. 4 Bände. Leipzig, Gödsche.

Sollen wir dieses Werk, in welchem die Leser keinen Roman im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes zu suchen haben, rubriciren, so stellen wir es zu jener Mysterienliteratur, welche die wichtigsten Fragen und Räthsel des politischen, socialen und religiösen Völkerlebens aufzuhellen sucht, indem sie mit Betrachtungen gemischte Schilderungen aus den dem größeren Publikum unzugänglichen Lebenskreisen gibt, aus den versteckten Brutnestern, wie aus den großartigen Brutöfen der Weltereignisse. Viele Schilderungen mögen den eigensten Beobachtungen des Verfassers, andere fremden, besonders französischen, Acten, nicht wenige endlich der Phantasie des Dichters entsprungen seyn. Unter den getriebenen Menschen und Menschenmassen ragen die Gestalten der treibenden — freilich auch oft wieder von außen her und durch Rückwirkung bewegten — Einzelnen hervor; ebenfalls theils rein geschichtliche, theils erdichtete Gestalten oder Halbportraits. Jeder wird hier Stoff zum Nachdenken in Fülle finden, wer nur an den Besorgnissen

Digitized by Google

und Bewegungen der Zeit Theil nimmt, und dies müssen immer mehr Alle, selbst die Bewohner der entlegensten Thäler. Der Pessimismus, die finstere Zeitanschauung des Verfassers macht sich auch für die seinen Grundsätzen näher stehenden Parteien keine Illusionen. Leider müssen wir ihm in seiner schauerlichen Kritik der vorhandenen Zustände und Unglückskeime der Zukunft mehr Recht geben, als in seiner phantastischen Vision eines neuen Messias aus dem Morgenlande, der einst, mit Oelzweige und Schwerte zugleich ausgerüstet, eine patriarchalische Neuzeit herbei führen soll. Der Roman verflicht sich mit dem geschichtlichen und politischen Inhalte des Buchs; namentlich der furchtbare Irrthum einer begabten Frau, die das Böse durch das Böse bekämpfen will. Der Vers. scheint die von unserem Historiker Schlosser behauptete, „im Stillen verabredete Verbindung zwischen der Diplomatie der Großmächte zur Unterdrückung alles Neuen, gleichviel, ob es gut oder schlecht seyn möchte", anzunehmen. Am eifrigsten kämpft er gegen zwei Zeitdämonen: die Verwandelung der natürlichen Politik in die Geldheerschaft, in die politische Plutokratie, deren Gegenzerbild die communistische Eigenthumslosigkeit ist. Sodann gegen das durch Fouché und Napoleon gegründete System der geheimen Polizei, deren vermeintliche Herren durch sie selbst nicht blos beherrscht, sondern zu Angst, Noth und Untergang geführt werden. Daß Manches in dem merkwürdigen Buche trotz seiner Ausführlichkeit Fragment bleibt, schreiben wir zumeist dem Umstande zu, daß die darin geschilderte Zeit — von Napoleon in Wien bis zu den neulichen Schreckensscenen in Galizien — selbst nur der erste, noch nicht geschlossene Abschnitt eines neuen, großen Zeitraums ist.

Offenbach a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Jussuf und Nafisse. Ein Gedicht von M. F. Hessemer (Professor am Städel'schen Institute in Frankfurt a. M.) Verlag der literarischen Anstalt.

Es genügt hier eine kurze, aber lebhafte und warme Andeutung des ungewöhnlichen Werthes dieser Dichtung um so mehr, als eine ausgedehnte, tiefer eingehende Beurtheilung, wie sie das Werk unseres Landsmannes verlangt und verdient, den Zweck dieser Blätter überschreiten würde. „Jussuf und Nafisse" ist eine freundliche Erscheinung am Himmel unserer deutschen Poesie. Mit Bewunderung des begabten Dichtergeistes, der in diesen Gesängen weht, haben wir die mit allen Blumendüften der Phantasie fesselnde Dichtung gelesen und wieder gelesen; sie trägt, wie wenig andere, den Stempel edelster Musenhoheit und stellt sich uns durch Erfindung, Sprache, Gedanken, Charakteristik und Schilderungen als schöne Schöpfung dar. Und so empfehlen wir denn das Hessemer'sche Gedicht allen Denen, die sich von den oft niederdrückenden Zumuthungen derber Wirklichkeit an dem klaren, verjüngenden Born ächter Poesie laben und aus ihm das beruhigende Bild eines zwar innigst bewegten, aber veredelten Daseyns schöpfen wollen.

Der rühmlichst bekannte Professor Rötscher gibt im Verlag von Louis Hirschfeld in Berlin: „Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur" heraus, welche des Trefflichen wirklich viel enthalten. Der Herausgeber sucht hier im Vereine mit namhaften und stimmfähigen Schriftstellern die Angelegenheiten der dramatischen Kunst vom Standpunkte des höheren philosophischen und ästhetischen Princips zu erörtern und mit den gesteigerten Anforderungen der Zeit in Einklang zu bringen. Was in diesen Jahrbüchern verhandelt wird, ist nicht von der Oberfläche geschöpft, sondern mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Gediegenheit behandelt und die vor uns liegenden drei ersten Hefte bieten reichen Stoff zum Nachdenken über die hier vorkommenden wichtigen Fragen. Für den großen Haufen der gewöhnlichen Schauspieler und sogenannten Kunstfreunde sind Rötscher's Jahrbücher zu ernst und gediegen, aber den denkenden Freund der Kunst und des Fortschritts werden sie um so mehr anziehen und ihm vielseitige Belehrung gewähren. Der Inhalt dieser Zeitschrift ist zu reichhaltig, als daß wir bei den Einzelheiten derselben verweilen könnten; aber wir hoffen, daß die hier niedergelegten Kunstansichten nicht als Stimmen in der Wüste verhallen, sondern anregend und fördernd wirken und dazu beitragen werden, die deutsche Bühne ihrer wahren Bestimmung näher zu rücken und ihren leider nicht wenig getrübten Interessen eifrige Anhänger zu gewinnen.

Korrespondenz.

Würzburg, 29. Nov.

Ueber das Theater wird heuer von allen Seiten geklagt und, was das Schauspiel anbelangt, wohl nicht mit Unrecht. Es ist durchaus mittelmäßig bestellt, besonders die Regie in ungeeigneten Händen, und nur die gefallsamen Leistungen der Frau v. Nebell im Lustspiel finden den gewohnten Applaus. Dazu kommt noch, daß in letzter Zeit ein Schauspieler die Bühne mehrmals zu persönlichen, plumpen Anspielungen mißbraucht hat, um sich für die Unbilden der Kritik zu rächen. Obgleich nun diese Einschüchterungsversuche an dem gesunden Sinne des Publikums sowohl, wie an dem Einschreiten der Behörde gescheitert sind, sollen, dem Vernehmen nach, die bisherigen Theaterreferenten entschlossen seyn, für diese Saison ein bedeutsames Stillschweigen zu beobachten, zumal sie in dergleichen Fällen nicht blos mit der Arroganz eines Einzelnen, sondern — wie das in Städten mittleren Ranges gemeiniglich und besonders hier der Fall ist — auch noch mit einem kleinen Anhang von Bierfreunden und Spielgenossen zu kämpfen haben. Unsere Oper dagegen ist so gut, als es die hiesigen Verhältnisse gestatten, und würde vielleicht noch Ersprießlicheres leisten, wenn sie noch unter der früheren Leitung des Hrn. Musikdirectors Fischer stünde. Der jetzige Kapellmeister, Hr. Bärwolf, mag ein tüchtiger Theoretiker seyn, aber in der Praxis kann er seinen Vorgänger nicht ersetzen. Der Bassist Hr. Koch ist in jeder Beziehung sehr gut; die erste Sängerin Fräul. Achilles besitzt, wenn auch kein gewandtes Spiel, doch ausgezeichnete Stimmmittel, und Fräul. Ziemlich ist in Soubrettenpartien recht wacker. Das vorzügliche Tenoristen allenthalben aves rarae sind, ist bekannt, und daß unsere Chöre nicht mit denen einer Hofbühne rivalisiren können, versteht sich bei jedem Billigdenkenden von selbst. Frau Viola-Mittermaier aus Meiningen hat mit großem Beifall hier gastirt. Unlängst sahen wir Feldmann's dreiactiges Lustspiel: „Ein höflicher Mann", das im Wiener Burgtheater mit so großem Beifall aufgenommen wurde. Auch hier hat das Stück ziemlich gefallen, demungeachtet bin ich der Ansicht, daß es, besonders im Dialog, allen früheren dramatischen Arbeiten Feldmann's nachsteht. Die Hauptpointe beruht auf komischen Situationen und Verwechslungen, die aber zum Theil gleichsam mit Haaren herbeigezogen sind. Die Zeichnung der Hauptfigur ist übertrieben, „ein höflicher Mann" im bürgerlichen Leben nicht denkbar. Auch der Grundgedanke des Ganzen, gegen allzu große Höflichkeit und Schüchternheit die Waffen der Satyre zu wenden, ist weder wahr, noch schön; das Gegentheil hätte ich für eine dankenswerthere Arbeit gehalten.

Frankfurt a. M.

Freitag, 10. Dec.: Zweite Quartett Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner. Programm: 1) Quartett aus B dur von Onslow, 2) Quartett aus Cis moll von Beethoven, 3) Quartett aus D dur (Nro. 7) von Mozart.

Geographischer Verein.

Mit Bezug auf die von dem Vorstande auf nächsten Freitag Abend, 7 Uhr, anberaumte Versammlung der Mitglieder zur Besichtigung der Bücher und Karten des Vereins erlaubt sich der Unterzeichnete, darauf aufmerksam zu machen, daß er insbesondere für die Auflage solcher Karten und Reliefs besorgt seyn wird, welche hinsichtlich der jüngsten Schweizer Ereignisse von besonderem Interesse sind. Namentlich gehören hierher die trefflichen Karten des eidgenössischen Generals Dufour vom Kanton Genf u. s. w., welche ganz geeignet sind, einen ehrenvollen Beitrag zur Charakterisirung dieses auch als Topographen ausgezeichneten Mannes zu liefern.

A. Ravenstein,
als Bewahrer der Plan- und Kartensammlung des Vereins.

Auflösungen in Nro. 339.

Charade: Schwanengesang.
Palindrom: Leser, Esel.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Dec. Die Belagerung von Corinth, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Samstag, 11. Dec. (Zum ersten Male): Dom Sebastian, dramatisches Original-Gedicht in 5 Abth., von Dr. A. E. Wollheim.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 341. Samstag den 11. December 1847.

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

(Fortsetzung.)

Wladimir sah jetzt in der Nähe ein Dörfchen, das aus einigen Häusern bestand, er fuhr dahin, und am ersten Hause klopfte er am Fensterladen. Nach einigen Minuten öffnete sich der Laden, und ein alter Bauer streckte seinen langen grauen Bart heraus.

„Was willst Du haben?" fragte der Bauer.

„Ist es noch weit nach Schadrin?"

„Ob es noch weit nach Schadrin ist, fragst Du?"

„Ja, ja! ob es noch weit dahin ist!"

„Nein, es ist nicht weit dahin; drei Stunden Weges mögen es wohl seyn."

Bei dieser Antwort erfaßte ein Entsetzen den Unglücklichen, er stand regungslos da, wie ein Verbrecher, der das Todesurtheil empfängt.

„Aber von wannen bist Du denn?" fragte der Bauer.

Wladimir hatte keinen Athem, ihm auf diese Frage zu antworten. „Könntest Du, Alter, mir nicht Pferde geben nach Schadrin?" fragte er, nachdem er sich von seinem Schrecken wieder erholt hatte.

„Wo haben wir Pferde!" antwortete der Bauer.

„Könntest Du mir denn nicht einen Führer mit geben? Ich zahle ihm, was er verlangt."

„Warte," sagte der Bauer, „ich will meinen Sohn wecken, der wird Dich schon nach Schadrin führen."

Wladimir schickte sich zu warten an; es war aber noch keine Minute verstrichen, da klopfte er wieder am Laden. Der Laden öffnete sich und der alte Bart wurde wieder sichtbar.

„Was willst Du?"

„Aber wo bleibt Dein Sohn?"

„Den Augenblick wird er kommen, er wickelt sich sein Fußzeug um. Aber Du magst wohl recht durchfroren seyn? Komm' herein und wärme Dich."

„Ich danke Dir, Alter, mach' nur, daß Dein Sohn bald kommt!"

Endlich öffnete sich die knarrende Hofthüre, ein junger Bursche mit einem derben Knotenstock trat heraus und ging vorwärts, Wladimir folgte ihm. Der junge Bauer mußte den Weg öfter selbst suchen, so hatten ihn die Schneemassen überschüttet. „Wie viel Uhr ist es?" fragte ihn Wladimir.

„Es fängt bald an zu dämmern," antwortete der junge Bauer. Wladimir sprach kein Wort mehr.

Die Hähne kräheten und der Tag graute, als sie Beide in das Dorf Schadrin kamen. Die Kirche war geschlossen. Wladimir bezahlte seinen Führer und begab sich in den Pfarrhof; aber seine Equipage, die er der Braut geschickt hatte, war hier nicht zu sehen.

Welche Antwort mußte der unglückliche Wladimir bei dem Pfarrer von Schadrin hören?

Nun wollen wir den Leser wieder nach Nenoradowa führen, um zu sehen, was hier vorgeht.

Nichts Ungewöhnliches geht hier vor.

Die Eltern Mariens sind schon aufgestanden und sitzen im warmen Hauskleide in der Wohnstube, um den Thee einzunehmen. Der Hausvater schickt das Stubenmädchen hinauf zum Fräulein, sich zu erkundigen, wie es um die Gesundheit des lieben Töchterleins stehe.

Das Mädchen kommt bald wieder und meldet, daß das Fräulein eine sehr unruhige Nacht gehabt habe, daß es sich aber jetzt ziemlich wohl befände und bald herunter käme. Da öffnete sich auch schon die Thüre, Marie trat ein und grüßte die Eltern mit einem schönen guten Morgen.

„Wie steht es um Deine Kopfschmerzen, meine Tochter?" fragte der Vater.

„Die sind fast gänzlich verschwunden, Papachen," antwortete das Töchterlein.

„Der Ofendunst hat Dich gewiß gestern krank gemacht, Mariechen?" meinte die Mutter.

„Das glaube ich selbst, Mamachen," sagte das zärtlich thuende Mädchen.

Der Tag verging, ohne daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen wäre; aber am Abende wurde Marie in der That sehr krank. Man schickte sogleich in die Stadt, um einen Arzt zu holen. Der Doktor kam und fand Mariechen sehr krank, es war ein heftiges Nervenfieber, das Marie zwei Wochen lang auf das Krankenlager warf und das arme Mädchen an den Rand des Grabes brachte.

Niemand im Hause, außer dem Kammermädchen, wußte um Das, was in der letztvergangenen Nacht geschehen war. Die Briefe, welche Marie am Vorabende geschrieben hatte, einen an ihre Freundin und den andern an ihre Eltern, waren wieder, ehe sie Jemand gelesen hatte, den Flammen übergeben worden, daher konnte durch diese Mariens Geheimniß nicht verrathen werden. Das Kammermädchen schwieg, weil es den Zorn ihrer Herrschaft fürchtete. Der alte Dorfpfarrer, der verabschiedete Reiterfähndrich, der schnurrbärtige Feldmesser und der niedliche Uhlane schwiegen auch, und zwar nicht ohne Ursache schwiegen sie. Der Kutscher Wladimirs war nie schwatzhaft, selbst dann nicht, wenn er ein Gläschen zu viel getrunken hatte. So blieb das Geheimniß verschwiegen, ungeachtet sechs Mitbetheiligte darum wußten. Aber das fieberkranke Mädchen hätte es beinahe selbst verrathen. Jedoch waren ihre Worte so undeutlich, daß die Mutter Mariens, welche Tag und Nacht vor dem Bette ihrer Tochter zubrachte, nichts weiter davon verstehen konnte, als daß das

Digitized by Google

iebesieche Mädchen in den Wladimir sterblich verliebt seyn müsse. Sie liebt den armen Offizier leidenschaftlich, dachte die Mutter, und das ist am Ende vielleicht die einzige Ursache ihrer Krankheit. Dies veranlaßte sie nun, sich mit ihrem Manne und mit einigen Nachbarn zu berathschlagen, was bei der Sache zu thun sey. Es geschah, und die Rathsherren erklärten endlich einstimmig, daß die beiden jungen Leute für einander geschaffen wären, und daß Niemand seinem Schicksale entgehen würde. Um ihrer Behauptung mehr Kraft zu geben, kamen allerlei Sprichwörter auf's Tapet, wie z. B. daß die Ehen schon im Himmel geschlossen würden; daß Armuth keine Schande und Reichthum keine Ehre sey; daß man nicht mit dem Gelde, sondern mit dem Menschen leben müsse u. dgl. m. wurden zum Vortheile Wladimir's erklärt.

Alle Sprichwörter, mit Ausnahme einiger, die sich einander widersprechend zu seyn scheinen, sind aus vielfältiger Erfahrung gegriffen, und sie sind in Fällen, wo der Verstand nicht ausreicht, von manchem Nutzen.

Die Eltern waren mit der Meinung ihrer Nachbarn übereinstimmend. Die Krankheit des Mädchens schwand unter der Behandlung des Arztes allmählig.

Wladimir war seit lange in dem elterlichen Hause seiner Geliebten nicht zu sehen gewesen. Nun schickte man nach ihm, und that ihm zugleich das große Glück, die Einwilligung der Eltern zur Heirath, kund; aber wie groß war das Erstaunen der Besitzer des reichen Dorfes Nenoradowa, als sie auf ihre freundschaftliche Einladung ein Schreiben von ihm erhielten. Wladimir erklärte ihnen in demselben, daß sein Fuß nimmermehr die Schwelle ihres Hauses betreten würde, und daß sie ihn vergessen möchten, ihn, den Unglücklichen, dessen einzige Hoffnung der Tod sey. Einige Tage darauf erfuhren sie, daß Wladimir zur Armee zurückgekehrt war. Es war dies im Jahr 1812.

Die Eltern Mariens wagten es lange nicht, ihre Tochter hiervon in Kenntniß zu setzen, weil es mit den Fortschritten deren Gesundheit nur sehr langsam ging, und weil sie glaubten, daß dieses Ereigniß, wenn es Marie wüßte, leicht einen Rückfall zur Folge haben könnte. Als Marie wieder zu ihrem vollen Bewußtseyn gelangt war, sprach sie keine Sylbe mehr von Wladimir. Einige Wochen darauf fand sie den Namen des Geliebten in der Zahl der tapfersten und am schwerstenverwundeten Offiziere, welche gegen den damaligen Feind des Vaterlandes stritten. Marie fiel in Ohnmacht, als sie Dieses las. Die Eltern geriethen auf's neue in Schrecken, man erwartete nichts Anderes, als die Wiederkehr der Krankheit; allein Gottlob! die Ohnmacht hatte diese Folge nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Felix Mendelssohns Gedächtnißfeier im Cäcilienverein.

Am 8. Dec. feierte der Cäcilienverein das Andenken Mendelssohns durch eine Aufführung im Vereinssaale. Wer die innigen Beziehungen kennt, in denen dieser Verein zu dem frühverblichenen Meister gestanden, wird nicht nur eine solche Feier sehr natürlich gefunden, sondern von ihr auch in Anordnung und Ausführung das Beste erwartet haben. Und so war es denn auch. Der mächtige Eindruck, den die erste Aufführung seines „Elias" in Allen hervorgebracht hatte, war noch so frisch und das Zusammentreffen derselben mit seinem unerwarteten Tode so erschütternd, daß es kaum der äußeren Trauerzeichen bedurft hätte, um die ernsteste Stimmung über den ganzen Verein zu verbreiten. Wie manchem der älteren Mitglieder mögen in diesen ernsten Feierstunden alle die schönen Stunden, die der geliebte Mann an der Seite des unvergeßlichen Schelble genießend und Genuß spendend weilte, an der Seele vorübergeschwebt seyn und die ganze Fülle der Tonwerke, die seinem Genius innerlichst entquollen! Und die in der That vortreffliche Auswahl war auch ganz geeignet, eine solche Gesammterinnerung zu tragen; so durchaus künstlerisch und doch auch einfach gemüthlich war sie. Der erste Chor aus Cherubini's großem Requiem eröffnete die Feier. Nach demselben hielt ein Mitglied des Ausschusses, das zugleich eines der ältesten Mitglieder des Vereines und mit allen freudigen und traurigen Erlebnissen desselben vertraut ist, eine würdige, warme Ansprache an den zahlreichen Kreis der Verehrer. Alle die zahlreichen Momente, in denen der Verein dem Meister in seiner Person und in seinen Werken nahe getreten ist während 23 Jahren, wurden in einfachen, innigen Worten zurückgerufen und diese Worte wirkten um so mehr, da sie das Bild des verehrten Meisters in seiner menschlichen und künstlerischen Schönheit vollständig entwarfen, ohne alle kritische Kälte und Anmaßung, rein aus dem Gefühl eines einsichtigen, begeisterten Freundes der Musik. Mendelssohns „Ave Maria", das der Jüngling seinem ernsten Freunde Schelble in eigenhändiger Abschrift liebevoll zusandte und das nun in dieser Gestalt als ein kostbares Vermächtniß dem Vereine gehört, schloß sich an die Worte der Erinnerung an, wie ein frommes Gebet des Dankes für alles Hohe, Herrliche, das der Meister dem Vereine in seinen Werken dargeboten hat. Es ist dieses erste Werk im Kirchenstyle eine so heilige, kindlich reine Erhebung, eine solche Kraft und Weihe, daß man es eine Perle nennen darf, die ihren Glanz behalten wird, so lange sich Töne aus frommem Herzen aufschwingen zu Dem, der in den Himmeln thront. Und darauf das einfache Gebet: Verleih' uns Frieden gnädiglich, die demüthig frohe, zuversichtliche Bitte des Kindes zum lieben Vater! O das ist nicht bloß gemacht und gedacht, das ist mit dem Herzen gebetet! Wie schwellen die Töne so ruhig, aber so unaufhaltsam und so ganz ungesucht zum vollen, freien Bekenntniß: Es ist doch ja kein And'rer nicht, als du, Herr, alleine! und wie verhallen sie wieder in inniger Hingabe und frohem Harren auf Ihn! Als diese Töne verklungen waren, führte der Chor aus Paulus: Wir preisen selig, die erduldet! wieder zur Gemeinschaft zurück und der erste Chor aus dem 42sten Psalm: Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir! durchbebte jedes Herz in seinem gewaltigen Aufschwunge! Es ist wohl einer der größesten, vollendetsten Chöre der ganzen Kirchenmusik; er durchschauert die Seele mit den Ahnungen des göttlichen Geistes. Den Blüthenkranz des Meisters, dessen Gedächtniß man feierte, schloß nach der Arie des Elias: Es ist genug! und dem Terzett für drei weibliche Stimmen: Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hülfe kommt! der zuversichtliche Chor aus demselben Oratorium: Wer bis an das Ende beharrt, der wird selig! Es war wie ein Nachruf an den Heimgegangenen. Aber, wie er selbst sich vor dem großen Joh. Seb. Bach als seinem Meister beugte und über ihm und seinen unvergänglichen Schätzen gerne sich selbst vergaß, so mußte auch dieser Feier der ehrwürdige Altmeister die Krone aufsetzen. Ich lasse dich nicht, mein Jesu, du segnest mich denn! — diese erhabene, achtstimmige Motette mit ihrem Schlußchoral hob empor über die Welt mit ihrem Wechsel, mit ihrem Kommen und Scheiden und wies das trauernde Herz an den Himmel, der bleibt, wenn Alles wankt.

Es wird Niemand erwarten, daß wir nach allem Dem noch über die Ausführung, bei der viele Herren des Instrumental-Vereins, sowie Hr. Caspari freundlichst mitwirkten, noch etwas hinzufügen. Lieber wollen wir, so viel wir uns noch erinnern, mit einigen Worten der Gedächtnißrede diese Zeilen beschließen, die den Musiker Mendelssohn vollkommen charakterisiren. Auf Joh. Seb. Bach, Händel, Gluck, Mozart und Beethoven stehend, ist Mendelssohn doch in allen seinen Werken durchaus er selbst,

Digitized by Google

ein moderner Musiker im edelsten Sinne des Wortes. Seine musikalische Sprache durchweht ein ihm allein eigenthümlicher Genius, lieblich und groß, einfach und kunstvoll, das Schwierigste in der natürlichsten Form hervorbringend, und in Allem edel und rein. Bleibe er der Schutzgeist der höheren Musik, der Vermittler der Neuen mit den Alten!

Mannichfaltigkeiten.

Die Auswanderungsfrage ist in einer kleinen Schrift: „Patriotische Betrachtungen" von Ed. Pelz (1. H. Breslau, Verl.-Comptoir) mit nachdrücklichen Worten verneinend behandelt. Der Verf. rügt, daß es freilich leichter sey, den Leuten, die im Vaterlande nicht gut fortkommen können, den Rath zu geben, daß sie hinausgehen möchten, als sich ihrer hülfreich anzunehmen. Er behauptet u. A.: „Wenn alle Aristokraten, anstatt so vielfach nur dem Luxus und der Unsittlichkeit zu fröhnen, allenthalben dem Volke gute, sittliche Beispiele geben, wozu sie verpflichtet sind, dann bedarf unser schönes Deutschland eher noch der Bevölkerung und kann tüchtige Einwanderer aufnehmen, anstatt daß man dermalen oft selbst in die Versuchung geräth, den Staub von den Füßen zu schütteln und auszuwandern, auch Andern dazu zu rathen, wie es einst der Engel bei dem Loth gethan. Auf unserm Besserwerden beruht lediglich die bessere Zeit, und wir Alle müssen dazu redlich die Hände anlegen, aber keineswegs um unserer Armuth zur Auswanderung behülflich zu seyn, sondern um ihr Arbeit zu schaffen, und sie ernstlich zur Arbeit anzuhalten, namentlich durch das eigene gute Beispiel. Darneben sollen wir so barmherzig seyn, vor den Augen der bittern Armuth nicht Ueppigkeit und Luxus zu entfalten, sondern uns selbst der Einfachheit in der Lebensweise befleißigen, damit wir nicht Gift in die Adern des Volkes spritzen. Das sind freilich sehr unschmackhafte Rathschläge für eine ernstere Zeit, allein immer erscheinen sie begründeter und praktischer als Auswanderungsvorschläge."

(Berlin. — H. C.) Die Wittwe Felix Mendelssohn's hat von drei Souverainen Trostschreiben erhalten, von dem Könige von Preußen, dem Könige von Sachsen und der Königin Victoria von Großbritannien.

(Breslau, 29. Nov. — Rh. B.) In der Vorstellung, welche Wiljalba Frickel gestern gab, wurde das Publikum und der Künstler zugleich auf eine seltsame Weise mit Etwas überrascht, worüber der Anschlagzettel freilich schwieg, und was für eine Posse in der Posse gelten konnte. Als der Herenmeister aus einem „Pompadour", der ganz leer schien, ein Ei nach dem andern hervorzauberte, wurde im Parket eine weibliche Stimme laut: „Das kann ich auch; das will ich Ihnen sogleich nachmachen!" Der Angeredete lud die dreiste Dame zu sich auf die Bühne ein. In ihrer ganzen winterlichen Emballage folgte sie alsbald dem Rufe und kletterte nicht ohne Mühe zum Eierleger hinan. Allgemein gespannte Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Jener reichte ihr seinen Wunderſack hin: „Da, lege Eier, wie ich!" Die improvisirte Rivalin zog aber einen ähnlichen, eigenen Pompadour unter ihrer Hülle hervor und bestand darauf, mit diesem ihren Hokuspokus machen zu wollen. Da entbrannte Hr. Frickel, dem eine Dame, Angesichts der zahlreichen, glänzenden Versammlung, auf eine so unerwartete Weise die Spitze bot, gegen die Kecke, und bat die Polizei um sofortige Entfernung der Doppelgängerin. Allgemeine Aufregung. Theilung der Gesammtheit in zwei Parteien — wider und für, „Raus! Hierbleiben!" Stimmengewirr durch einander. Schon machte die Heroine Anstalt, den Platz zu räumen, als die letztere Partei für sie durchzubringen schien. Jene blieb. Die künstlerische Vorstellung hatte ihren ungehinderten Fortgang. Die sich aufdringende, vorgebliche Eierfabrikantin soll gestern auf dem Ohlauer Bahnhofe dem nach Breslau fahrenden Zuge sich angeschlossen haben. Sich selber genug, schien sie ohne männlichen Schutz zu seyn. Ueber die Jugendblüthe war sie offenbar hinaus.

(Elberfeld, 1. Dec. — Rh. B.) Im verflossenen Winter erschien im Düsseldorfer Kreisblatt eine Erzählung von Mathilde Beckmann, betitelt: „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft." Diese Erzählung, welche gleichzeitig auch in die Seeblätter aufgenommen seyn soll, fand allgemeinen Beifall, und dem Wunsche vieler seiner Abonnenten nachgebend, fand sich der Verleger der Barmer Zeitung veranlaßt, dieselbe auch in dem Wupperthaler Lesekreis, einer belletristischen Zugabe zur Barmer Zeitung, mitzutheilen. Auf Betreiben aber des Buchhändlers Buddäus zu Düsseldorf, welcher das Verlagsrecht des Romans für eine Anzahl von 1250 Exemplaren von der Verfasserin erworben hat, wurde derselbe wegen Nachdrucks vor kurzem vor die correctionelle Kammer des hiesigen königl. Landgerichts gestellt, welche ihn zu einer Geldbuße von 50 Thlrn., zu einer Civil-Entschädigung von 90 Thlrn. an den als Civilkläger aufgetretenen Buchhändler Buddäus u. s. w. verurtheilt hat. Der Letztere hatte als Civil-Entschädigung den Ladenpreis für 100 Exemplare des Romans, der, wenn wir nicht irren, 1 Thlr. 20 Sgr. kostet, gefordert, allein das Gericht hat die angegebene Summe von 90 Thlrn. für angemessen erachtet.

(Wien, 2. Dec. — Allg. Z.) Ladislaus Pyrker, am 2. Nov. 1772 zu Langh im Stuhlweißenburger Comitate in Ungarn geboren, trat 1792 in den Orden der Cisterzienser zu Lilienfeld in Unterösterreich, und erhielt im Jahr 1796 die priesterliche Weihe. Als Pfarrer in dem Orte Tirnitz, einer zum Stifte gehörigen Pfarre, begann er im Jahr 1810 seine „Tunisias", die er als Prior und Abt desselben Stiftes in den Jahren 1811 bis 1817 vollendete und als Bischof von Zips im Jahr 1818 dem Druck übergab. Im Jahr 1820 (23. Mai) zum Patriarchen von Venedig ernannt, mit welcher Würde ihm im folgenden Jahr auch die eines geheimen Rathes ertheilt wurde, erschien mittlerweile in Ofen (1821) seine bereits früher begonnene religiöse Epopöe in acht Gesängen: „Die Perlen der heiligen Vorzeit" und 1824 in Wien sein zweites episches Gedicht: „Rudolfias" oder „Rudolf von Habsburg" in 12 Gesängen. Im Jahr 1827 ernannte ihn Se. Maj. der verstorbene Kaiser Franz zum Erzbischof von Erlau. Wie früher in Venedig, so ward nun in Erlau der Name Pyrkers allgemein verehrt und geliebt, und seit den zwanzig Jahren, als dieser ehrwürdige, edle Prälat den dortigen erzbischöflichen Stuhl bestiegen, hat er allseitig segensreich gewirkt und unter andern durch den prachtvollen Bau der neuen Metropolitankirche zu Erlau seinen Namen auch in dieser Weise auf's würdigste verewigt. Dem Vernehmen nach dürfte der Leichnam des Verewigten im genannten Stifte zu Lilienfeld beigesetzt werden.

(Paris, 3. Dec.) Die „Gazette des Theatres" zeigt an, daß ein junger deutscher Handwerker, der ohne alle fremde Anleitung die französische Sprache und Literatur sich vollkommen eigen zu machen wußte, ein Trauerspiel geschrieben habe, das wahrhaft geniale Züge und große Schönheiten enthalten soll. Das Stück wurde sogleich vom zweiten Theater français angenommen, und Hr. Viennet, Mitglied der Akademie, hat es übernommen, es gemeinschaftlich mit dem Verfasser bühnengerecht zu machen. (Würzb. Z.)

Digitized by Google

Korrespondenz.

München, 1. Dec.

Se. Maj. der König von Griechenland haben, unter gnädigster Anerkennung seiner Verdienste um Griechenland und insbesondere seiner Bauentwürfe zur Erlöserkirche in Athen, dem k. griechischen Baurath und nunmehrigen Professor an unserer Academie, Ludwig Lange von Darmstadt, das Erlöserkreuz verliehen.

Darmstadt, 3. Dec.

Die Berufung Uhlich's auf die evangelische Kirche in Deutschland hat den in den theologischen Tagesfragen wohl bewanderten Hrn. Pfarrer Haußmann in dem benachbarten Niederbeerbach zur Herausgabe eines motivirten Gutachtens veranlaßt, welches in dem Diehl'schen Verlag dahier erschienen ist. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser sehr beherzigenswerthe Gründe zu Gunsten Uhlich's und seiner Sache anführt, und daß sonach seine Schlußansicht, wonach er Uhlich's Wirksamkeit als Predeiger weder anstößig findet, noch den ächt protestantischen Geist bei ihm vermißt, auch die volle Zustimmung aller wohlgesinnten und aufgeklärten Mitglieder der evangelischen Kirche erhalten dürfte. — Die von Hrn. Haußmann vor etwa zwei Jahren herausgegebene, mit viel Geschichtkenntniß und Schärfe des Urtheils geschriebene Schrift: „Der Pietismus als der Urfeind aller wahren Religiosität" sichert dem Herausgeber eine ehrenvolle Stelle unter den Bearbeitern der theologischen Tagesliteratur, und dies um so mehr, als sie faßlich und schön geschrieben, sohin für ein größeres Publikum, welchem die Religion Sache des Herzens und Verstandes zugleich ist, recht eigentlich berechnet zu seyn scheint. Wir haben dieses sein belehrendes Buch mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und müssen bekennen, daß dadurch der seichte, das biegerliche, wie das religiöse Leben bedrohende Pietismus in sein gänzliches Nichts, in seine volle Vernunftlosigkeit aufgelöst wird. — Das von Hrn. Aloys Schmitt zu Frankfurt a. M. vorgestern im Saale der vereinigten Gesellschaft veranstaltete Konzert, welches auch von J. k. Hoh. der Erbgroßherzogin und anderen Mitgliedern des großh. Hauses beehrt war, war des ausgezeichneten Meisters in der Kunst des Klavierspiels vollkommen würdig und fand den allgemeinsten Beifall. Am Schlusse der Soirée hatte der Konzertgeber noch die Befriedigung, aus dem Munde J. k. Hoh. der Erbgroßherzogin die verbindlichsten Aeußerungen über seine Leistungen zu vernehmen. — Eines von den Herren Bickel und C. Reitz, Mitglieder der großh. Hofkapelle, in dem Saale zur Traube früher gegebenen großen Vocal- und Instrumental-Konzerts müssen wir hier noch nachträglich erwähnen, da die Konzertgeber selber Ausgezeichnetes leisteten, nämlich Hr. Reitz auf der Claeinette und Hr. Bickel auf der Oboe, und auch die übrigen mitwirkenden Künstler von der Oper und dem Theater den Hochgenuß des musikalischen Abends vollenden halfen.

Mainz, 7. Dec.

Vor kurzem ließ sich der hiesige Schullehrer W. von einem achtbaren Mitgliede der Casino-Gesellschaft zur Aufnahme in dieselbe vorschlagen, weniger wohl in der Absicht, um an den geselligen Vergnügungen derselben Theil zu nehmen, als vielmehr zu dem Zwecke, das Lesecabinet des Casino's besuchen zu können. Ein Ausschuß von vier und zwanzig Mitgliedern der Casino-Gesellschaft übt nach den Bestimmungen der Statuten das Recht aus, über die Aufnahme und Nichtaufnahme der sich Meldenden durch Kugelung zu entscheiden. Schullehrer W., ein achtungswerther und in seinem Berufe thätiger Mann, so wie Derjenige, welcher ihn vorgeschlagen, konnten der Entscheidung von Seiten der Vierundzwanzig ruhig entgegen sehen; an eine Auskugelung mochten Beide, so wie viele andere Mitglieder des Casino's nicht denken; dennoch ist diese erfolgt. Eine Majorität von schwarzen Kugeln entschied sich gegen die Aufnahme des W. Derselbe ist Protestant und Freimaurer, und hierin liegt vielleicht eine Erklärung des gegen ihn geübten auffallenden Verfahrens.

Arnsburg, 30. Nov. — (Eingef.)

Das Rettungshaus für sittlich verwahrloste Kinder zu Arnsburg hat bereits zu mehreren Artikeln in diesem Blatte Veranlassung gegeben; besonders scheint man sich zu bemühen, den Vorstand als irgend einer Partei huldigend darzustellen. Derselbe findet sich daher bewogen, für Freunde und Gegner der Anstalt ein für alle Mal Folgendes zu erklären: Die Vorsteher wollen keiner Partei angehören. Wenn sie sich zur Errichtung eines Rettungshauses vereinigt haben, so geschah dies nicht, wie man denselben andichten will, auf den Grund eines ausschließenden Glaubens, oder „unfruchtbaren dogmatischer Kirchlichkeit" hin, sondern auf Grund eines Glaubens, wie ihn die heil. Schrift fordert und die protestantische Kirche lehrt. (Vergl. Aug. Conf. Art. 20: „Derohalben ist die Lehre vom Glauben nicht zu schelten, daß sie gute Werke verdiete, sondern vielmehr zu rühmen, daß sie lehre, gute Werke zu thun ꝛc.") Es verräth demnach mindestens eine große Ignorenz, wenn man in der Gründung des Rettungshauses zu Arnsburg „den Wiederhall des Rufes der kirchlichen Fortschrittspartei zum Wettkampf in Werken, ohne welche der Glaube todt ist", finden will. — Schwerlich wird doch wohl der Hr. Verfasser in den 23 Rettungshäusern des Königreichs Würtemberg jenen Wiederhall erkennen wollen. Für uns wenigstens gibt es einen älteren und nachhaltigeren Ruf in den Worten des Heilandes, Matth. 18, Vers 14. — Wir bitten schließlich, die Sache des Arnsburger Rettungshauses nicht nach Persönlichkeiten, sondern nach Leistungen zu beurtheilen. Die Anstalt steht jedem Besuchenden zu jeder Tageszeit offen und die Prüfungen der Zöglinge geschehen, nach vorhergegangener Anzeige, öffentlich.

Der Vorstand des Rettungshauses zu Arnsburg.

Frankfurt a. M., 6. Dec.

Am 4. d. Mts. gab der jüngste unter den hiesigen Gesangvereinen, der „Johannes-Gesangverein", sein erstes Konzert im Saale des „Königs von Preußen." Die Gesellschaft besteht erst seit etwa einem Jahre unter Leitung des Hrn. Musiklehrers Friedel, und wenn man diese kurze Zeit bei der Beurtheilung ihrer Leistungen in Betracht zieht, so fühlt man sich gedrungen, der Kenntniß und der Lehrmethode des Dirigenten, so wie dem Fleiße und dem Eifer der Mitglieder alle Anerkennung zu zollen. Unter den vorgetragenen, mitunter höchst schwierigen Gesangstücken, die zum größten Theile mit Sicherheit und Präcision executirt wurden, befanden sich auch mehrere von Hrn. Friedel's eigener Composition, unter denen namentlich ein Duett und Chor: „Liedertafel" und ein Chor: „Terpsichoren-Polka" sich des ungetheiltesten Beifalls des zahlreichen Auditoriums zu erfreuen hatten. Auch als tüchtigen Klavierspieler lernten wir Hrn. Friedel an diesem Abend kennen und müssen bei der Gelegenheit zugleich des sangreichen, vollen Tones seines Pianoforte's, dem Vernehmen nach aus der Fabrik des Hrn. Regensburg dahier, rühmend gedenken. Dem wackeren Dirigenten wurde von Seiten der Vereinsmitglieder bei dieser Veranlassung eine werthvolle goldene Uhr als Ehrengeschenk überreicht.

Charade.

Die Erste ist beliebt, steht sie allein;
Doch stets verhaßt in Deutschland, im Verein.
Im erstern Falle wäre zu beneiden
Er, den beglückte sie mit meiner Zweiten.

Die Dritt' — bestimmt, dir Kühlung zuzuweh'n,
Wirst du, wenn sie dir eigen, nimmer seh'n.
Das Ganze mußte Mancher schon erdulden,
Wenn die Gewalt es übte, ohn' Verschulden.

Braunfels. W. S.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Dec. (Zum ersten Male): Dom Sebastian, dramatisches Original-Gedicht in 5 Abth., von Dr. A. C. Wollheim.

Sonntag, 12. Dec. Oberon, König der Elfen, romantische Fernoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 342. Sonntag, den 12. December 1847.

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

(Fortsetzung.)

Bald darauf mußte Marie einen andern harten Schlag des Schicksals leiden; ihr Vater, Gavril Rubzow, starb. Dieser hatte seine Tochter Marie zwar als Universalerbin seiner reichen Güter eingesetzt, allein diese große Erbschaft konnte das unglückliche Mädchen nicht froh machen. Marie theilte mit der Mutter die große Betrübniß und schwor, nie von der guten Mutter zu lassen, bis der Tod auch dieses Band lösen würde.

Beide verließen nun das Dorf Nenoradowa, den Ort, an welchen sich so traurige Erinnerungen knüpften, und wählten sich ihr Dorf im ***schen Umkreise. Die heirathslustigen Burschen drehten sich hier beständig um das niedliche und reiche Mädchen herum; aber das Betragen Mariens war der Art, daß sich keiner von ihnen einer Hoffnung erfreuen konnte. Die Mutter suchte oft ihre Tochter zu bereden, sich doch einen würdigen Gatten zu wählen; allein Marie schüttelte bei diesen Worten verneinend den Kopf, und in ihrer Seele stiegen ganz andere Gedanken auf. —

Wladimir war schon nicht mehr unter den Lebendigen, er starb am 14. September, als die Franzosen in Moskau einrückten.

Sein Andenken schien Marie heilig zu seyn, sie verwahrte Alles, was an ihn erinnerte: Bücher, die er ihr einst zu lesen gegeben, Zeichnungen, die er vollendet, Noten und Gedichte, die er einst für sie geschrieben hatte. Die Nachbarn wußten, daß sie einst den so früh dahingeschiedenen Jüngling leidenschaftlich liebte, sie wußten aber auch, daß er für sie verloren war, und des Letztern wegen wunderten sie sich nicht wenig, daß Marie gegen so manchen schönen und jungen Mann, der Alles aufbot, ihre Liebe zu erwerben, so gleichgültig war. Wie das in der Welt ist, daß sich Viele lieber um Andere, als um sich selbst bekümmern, so wartete man auch hier mit Neugierde auf den Helden, der sie endlich besiegen würde, besiegen die jungfräulich-treue Artemis.

Unterdessen endigte der Krieg zum Ruhm der Russen. Die russischen Regimenter kehrten aus Deutschland und Frankreich zurück. Das russische Volk lief ihnen entgegen. Die Musik tönte Siegeslieder: Vive Henri quatre, tiroler Walzer und Arien aus Joconde. Die Offiziere, welche als Jünglinge in den Krieg zogen, kamen als volle kräftige Kriegsmänner zurück, die Feldluft hatte ihnen die Nerven gestählt und ihre Tapferkeit ihnen die Brust mit Ehrenzeichen geschmückt. Die Soldaten mischten beständig deutsche und französische Wörter, die sie auf dem Marsch gelernt hatten, in ihre Gespräche und Erzählungen. Das war eine Zeit! eine Zeit des Ruhmes, des Sieges und des Glanzes! Wie gewaltig schlug das russische Herz bei dem Worte: Vaterland! Wie süß waren die Thränen des Wiedersehens! Mit welcher Einheit haben die Russen ihren Nationalstolz mit der Liebe zu ihrem Kaiser vereinigt! für ihn! Was war das für ein Moment! Die Frauenzimmer, russische Frauenzimmer, waren damals unvergleichlich. Ihre gewöhnliche Gleichgültigkeit war verschwunden, ihr Enthusiasmus war in der That berauschend, wenn sie den Siegern entgegen eilten und Hurrah! schrieen. Welcher von den damaligen Offizieren wollte die Verpflichtung nicht anerkennen, daß man dem russischen Frauenzimmer eine bessere Belohnung schuldig sey? . . .

In dieser Zeit des Glanzes lebte Marie mit ihrer Mutter im ***schen Gouvernement, sie sahen nicht die feierliche Rückkehr des Kriegsheers in den beiden russischen Residenzstädten Moskau und St. Petersburg. Aber in der Provinz in allen Städten und Dörfern mochte diese Feier des Sieges in einer Art noch größer gewesen seyn; denn hier war überall die Erscheinung eines Offiziers ein wahrer Triumph für ihn, und den Heirathskandidaten im Frieden ging es schlecht in des Triumphirers Nähe.

Wir haben schon oben erwähnt, daß Marie, ungeachtet ihrer Kälte, die sie gegen jeden ihrer Anbeter bewies, dennoch stets von den heirathslustigen jungen Leuten umschwärmt wurde. Aber alle wichen, sobald der verwundete Husarenoberst v. Burmin, mit dem Georgenkreuze geschmückt, in Mariens Lustschlosse erschien. Die Damen nannten diesen Oberst den schönen Mann mit der interessanten Gesichtsblässe. Er mochte gegen die sechs und zwanzig gezählt haben, war auf Urlaub und wohnte in seinem Dorfe, das an Mariens Landgut gränzte.

Marie zeichnete diesen jungen schönen Obersten aus. In seiner Nähe heiterte sich ihr gewöhnlicher Trübsinn. Auch der Oberst schien sich glücklich zu schätzen in der Nähe des romantischen Mädchens, das der Anstrich von Schwermuth so reizend machte. Man konnte indeß nicht sagen, daß sie miteinander liebäugelten; aber wenn ein Poet sie so beisammen gesehen hätte, würde er gesagt haben: „Se amor non è, che dunche?“ (Wenn's nicht Liebe ist, was ist es denn?)

v. Burmin war in der That ein liebenswürdiger junger Mann, er besaß namentlich jene Gabe, die den Frauen gefällt, d. i. die des Anstandes und der Aufmerksamkeit, und war dabei sorglos ironisch. Sein Betragen gegen Marie war einfach und frei; aber Alles, was sie that und sagte, beobachtete er mit ganzer Seele. Es war zwar ein Gerücht von ihm in Umlauf, das gerade nicht zu seinem Vortheile sprach; denn es hieß, daß er in früheren Jahren ein kleiner Taugenichts gewesen sey, der manche tolle Streiche ausgeführt habe. Dies aber schadete ihm nichts in der guten Meinung, welche Marie von ihm hatte; sie verzieh ihm gern die Fehler, deren man ihn beschuldigte, denn sie sah, wie gewöhnlich alle jungen Damen, hierin einen Mann mit einem Herzen voll Liebe, Muth und Tapferkeit.

Aber mehr als Alles . . . ., mehr als seine Zärtlichkeit, mehr als seine interessante Gesichtsblässe, mehr als seine verbundene

Digitized by Google

Hand, mehr als das Schweigen des jungen Husars, mehr als Alles reizte die Neugierde und die Einbildungskraft Mariens, denn es war ihr sonnenklar, daß sie einen Funken in sein Herz geworfen hatte, der zur Flamme aufgelodert war; es war ihr bewußt, daß v. Burmin Verstand und Erfahrung genug hatte, es einzusehen, wie sie ihn vor allen jungen Leuten auszeichnete; wie ging es zu, daß sie ihn bisher noch nicht zu ihren Füßen sah und sein Bekenntniß vernahm? Was konnte ihn davon abgehalten haben? War es Schüchternheit? War es ein bloßes Wohlwollen, das sie für Liebe hielt? War es Stolz oder gar ein eroberungssüchtiger Kunstgriff? —

Genug, es war für das romantische Mädchen ein Räthsel. Marie stellte nun Betrachtungen über diesen Gegenstand an, und am Ende entschied sie, daß Schüchternheit die einzige Ursache hiervon sey. Deshalb nahm sie sich vor, ihm noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und nach Umständen auch mehr Zärtlichkeit. Sie bereitete sich vor, ihn so zum Geständnisse zu zwingen, und wartete mit Ungeduld auf den schönen Moment, das süße Bekenntniß zu vernehmen; denn ein Geheimniß, welcher Art es auch seyn mag, ist für das weibliche Herz immer eine schwere Bürde. Ihre kriegerische List, mit den gewaltigen Waffen, welche einem schönen romantischen Mädchen zu Gebote stehen, hatte auch den gewünschten Erfolg.

Durch das ganze Thun und Wesen, in welchem Marie in v. Burmin's Gegenwart von nun an erschien, gerieth dieser in eine gar peinliche Lage. Seine Augen voll Gluth und Verlangen ruhten dergestalt auf dem zärtlichen Mädchen, daß jeder seiner Blicke den entscheidenden Moment hervorzurufen schien. Die neugierigen und aufmerksamen Nachbarn schwatzten schon von der beiden Verliebten Hochzeit wie von einer vollendeten Handlung; und die Mutter Mariens freute sich herzlich, daß ihre Tochter endlich einen würdigen Bräutigam gefunden habe.

Die Alte saß eines Tages allein im Gastzimmer und schlug sich die Karten auf, als v. Burmin herein trat und nach Marien fragte. „Sie ist im Garten," antwortete die Alte, „gehen Sie doch zu ihr, und dann kommen Sie mit ihr hierher, ich werde Sie hier erwarten."

v. Burmin ging. Die Alte bekreuzte sich drei Mal und sagte zu sich selbst: „Nun, Gottlob! heute wird wohl endlich die Sache zu Ende gebracht werden." Ihre Karten gaben ihr diese Gewißheit.

(Schluß folgt.)

Die letzten Ereignisse im Kanton Luzern.

(Luzern, 30. Nov.*) Das unbeschreibliche Schauspiel der ungeheuern Verwirrung, des Getümmels, Schreckens und Jubels, welches diese Stadt und ihre nächste Umgebung am 24. Nov. darbot, wäre wahrlich werth gewesen, von einem genialen Historienmaler auf der Leinwand fixirt zu werden. Zu den Tausenden von den geflüchteten Bewohnern der Landschaft, besonders Weibern und Kindern, gesellten sich an jenem Tage die Haufen fliehender Soldaten, zersprengter Landstürmer, schreckensbleicher Beamten und Priester, welche, die Niederlage von Gislikon und die Annäherung der Feinde verkündend, wie ein wilder Strom nach der Stadt sich ergossen, und ihnen dicht auf den Fersen folgte schon am frühen Morgen die Vorhut der Eidgenössischen. 24,000 Mann von Truppen aller Waffengattungen rückten schon am ersten Tag in die Stadt selbst ein; 16,000 blieben außerhalb derselben. Denke man sich dazu all die Kanonen und Pulverkarren, womit die eidgenössische Armee in allzu großem Luxus ausgestattet war, die Cavalleriepferde und den ungeheuern Train der Bagage, dabei das unaufhörliche Trommeln und Trompeten und den ungestümen Siegesjubel der Soldaten sowohl als der Liberalen und Radicalen in der Stadt, welche, roth und weiße Fahnen aus allen Fenstern schwenkend, im Jauchzen fast die Kehlen sich zersprengten. All Das zusammen bildete ein Chaos von Menschen und Tönen, das uns unvergeßlich seyn wird. Seitdem ist es viel stiller bei uns geworden; der größte Theil der Truppen hat sich in den verschiedensten Richtungen wieder entfernt.

Erst jetzt, nachdem wir mit mehr Ruhe die Erzählungen vieler Augenzeugen gehört, mit Offizieren aller Divisionen und auch mit denen des Sonderbundes uns unterhalten, haben wir allmählig einen deutlicheren Ueberblick der kriegerischen Ereignisse und der mit ihnen verbundenen vorhergegangenen und gleichzeitigen Vorgänge in Luzern gewonnen. Dufour hat bei Entwerfung seines Feldzugsplans offenbar auf rasche glänzende Triumphe verzichtet, und wie ein kluger Rechenmeister den Erfolg genau calculirt. Er scheint sich mehr die Wellington'sche Klugheit als die Bonaparte'sche Kühnheit dabei zum Vorbild genommen zu haben. Wie ein erfahrener Meister auf dem Schachbrett spielte er ein zum voraus gewonnenes Spiel. Der Leser, der einen Blick auf die Karte der Schweiz geworfen, erinnert sich, daß der Kanton Luzern vom Emmenthal bis zum Zugersee in weitem Halbring von den eidgenössischen Divisionen umgeben war. Ochsenbein auf dem äußersten rechten Flügel, Burckhardt und Donats mit der 2ten und 3ten Division im Centrum, hatten einen längeren Weg zurückzulegen als die Divisionen Ziegler und Gmür am linken Flügel, welche sich im Reußthal an den Gränzen von Aargau und Zug der Hauptstadt bis auf einen kleinen Tagmarsch nähern konnten. Die drei erstgenannten Divisionen überschritten daher schon am 22. die Luzerner Gränze. Ochsenbein hatte bei Escholzmatt einen schwachen Widerstand zu besiegen. Die beiden andern Divisionen rückten über Willisau und Sursee ohne Widerstand vorwärts. Wie ich vorausgesagt, wagten die Sonderbündler die vielen Verhaue und Schanzen an der dortigen Gränze nicht zu vertheidigen, aus Furcht, ihre Streitkräfte zu zersplittern. Salis-Soglio hatte seine Hauptmacht am rechten Reußufer bei Gislikon und Honau concentrirt, weil er wußte, daß von dieser Seite der Weg zur Stadt am leichtesten zugänglich war. Es standen dort 7 Bataillone, das Ammann'sche Freicorps und einige Hundert Landstürmer; die Mehrzahl bestand aus Luzernern. Die Urner hatten sich bereits früher größtentheils aus dem Kanton entfernt, um die Expedition gegen Tessin zu begleiten. Nur einige Hundert Urner Scharfschützen waren zurückgeblieben und bildeten mit den Unterwaldnern den Kern der Sonderbundsarmee. Auch ein kleines Contingent Walliser war dabei, gegen 400 Mann, welche aber der Mehrzahl nach Unterwalliser, die sehr unfreiwillig in den Krieg gezogen waren, und schon vor Murg sich förmlich geweigert hatten, vorzurücken. Abyberg hatte mit seinen Schwyzern den Kanton Luzern verlassen, als er vernahm, daß die March angegriffen und der Kanton Schwyz von beiden Ufern des Zugersee's her bedroht sey. Er stellte sich mit 3000 Mann in Arth auf, um einerseits den Paß des Rißberges und auf der andern Seite die Küßnachter Straße zu decken. Es wiederholte sich also dieselbe Erfahrung wie im Jahr 1798. Der Kantonalegoismus erwachte, sobald man sich auf eigenem Boden bedroht sah, und einer ließ den andern im Stich.

Die ganze Division Ziegler brachte die Nacht vom 22. bis zum 23. im Reußthal zwischen Muri und Dietwyl bivouakirend zu. Um die Verbindung mit dem rechten Ufer herzustellen, wurden zwei Schiffbrücken, die eine bei Sins, die andere oberhalb Kleindietwyl geschlagen. Mit Tagesanbruch überschritten 5 Bataillone der Brigade Egloff mit 3 Batterien die Reuß, rückten

*) Allg. Z.

Digitized by Google

durch das Zuger Gebiet bis zur Luzerner Gränze vor und reichten dort der Brigade Ritter von der Gmür'schen Division die Hand, während der größere Theil der Gmür'schen Division (Brigade Isler) den Weg über Buonas, Meyerskappel und Adligenschwyl eingeschlagen, um den Rotherberg ganz zu umgehen und die Straße von Meggen zu gewinnen. Gmür eröffnete hier den Kampf, indem er die Batterie Schaller, welche bereits bei Lunnern sich ausgezeichnet hatte, unterstützt von der Infanterie und Scharfschützen, gegen den östlichen Fuß des Rotherbergs vorrücken ließ. Der Kanonendonner dauerte hier schon eine Stunde, bevor die Brigade Egloff den Angriff gegen Honau begann. Hier war das Gefecht sehr heiß. Kanonen- und Musketendonner hallten weit durch die Berge. Eine Sonderbunds-Batterie stand auf der Höhe hinter Honau und eröffnete auf die vorrückenden Eidgenössischen ein so wirksames Feuer, daß diese, obwohl durch eine Solothurner Batterie unterstützt, sich in ziemlicher Unordnung zurückziehen mußten. Inzwischen hatte auch das Feuer des groben Geschützes vom linken Reußufer, wo ein großer Theil der Ziegler'schen Divisien ihre Stellung genommen, gegen die Gisliker Schanzen mit Macht begonnen, es war ein furchtbares Knallen; doch wurden verhältnißmäßig nicht Viele verwundet, noch weniger getödtet. Die Solothurner Batterie mußte weichen. Der Vortheil stellte sich auf dieser Seite zu Gunsten der Eidgenössischen erst wieder her, als eine Batterie Berner Zwölfpfünder im raschesten Laufe zur Unterstützung angekommen war. Auch die Züricher Artillerie leistete am rechten Ufer wirksame Dienste. Die Sonderbündler wichen von Honau zurück. Von dort bis zur Gisliker Brücke beträgt die Entfernung nur eine Viertelstunde. Die Schanzen lehnten sich auf der einen Seite an die Reußufer, auf der andern Seite an den Fuß eines Hügels an, der den letzten Abfall des Rotherberges nach dieser Seite bildet. Vor der Brücke war die Straße durch einen Verhau von Steinen und Baumstämmen gesperrt, die einfachen Erdschanzen befanden sich auf beiden Seiten der Landstraße und beherrschten zwar die Ufer der Reuß, waren aber nach der Ostseite offen und konnten durch einen Marsch über die Anhöhe leicht umgangen werden. Nach dem Urtheil sachverständiger Militärs war die Position für diese Schanzen nicht glücklich gewählt; man hätte sie in höherer Lage anbringen müssen, wo sie schwerer zu umgehen, von der Rückseite nicht leicht anzugreifen gewesen wären, und dennoch Brücke und Landstraße vollkommen beherrscht hätten. Fürst Friedrich Schwarzenberg soll die Anlegung dieser Schanzen lebhaft getadelt haben, und dies soll der erste Grund seines Zerwürfnisses mit dem Sonderbunds-General gewesen seyn. Als die Brigade Egloff, unterstützt von einigen Abtheilungen der Gmür'schen Division, die westlichen Abhänge des Rotherbergs oberhalb Gislikon bestiegen, war die Stellung der Luzerner an der Schanze nicht mehr haltbar. Sie warteten den Bajonnetangriff Ziegler's, welcher den Sturmmarsch blasen ließ und persönlich an der Spitze des ersten Bataillons vorrückte, nicht ab, sondern flohen meist in der Richtung nach Luzern. Ein großer Theil, worunter die Unterwaldner Scharfschützen, hielt inzwischen auf dem nördlichen Abhang des Rotherberges noch etwas Stand, plänkelte dort mit der Brigade Ritter und zog sich, von ihr gedrängt, allmählig bis auf den Gipfel des Rotherberges hinauf, der sogenannten St. Michaelshöhe, wo eine Capelle steht. Die Ritter'sche Brigade kämpfte dort mit den Sonderbündlern bis zu anbrechender Dunkelheit; ihr gebührt nach der Ziegler'schen Division hauptsächlich die Ehre des Tages.

Luzernische Offiziere erzählten, daß besonders zwei Umstände die nächste Veranlassung zur Verwirrung in ihren Reihen bei Gislikon gegeben: eine Zwölfpfündnerkugel war durch die dickste Reihe eines Bataillons geschlagen, und hatte ein Dutzend Soldaten getödtet und verwundet, dann war auch Salis-Soglio zwischen Honau und Gislikon durch den Streifschuß einer Büchsenkugel am Backen und Ohr verwundet worden. Der Schuß scheint ihn auch an den Schläfen erschüttert zu haben. Er richtete sich, nachdem er einmal umgefallen, zwar wieder auf, wischte sich das Blut aus dem Gesicht und rief: „Es ist gar nichts — bleibt doch!" Einige Augenblicke darauf fiel er aber wieder betäubt nieder und man trug ihn vom Kampfplatz weg. Oberst Elgler, ein riesenlanger magerer Mann von braunem unheimlichem Gesicht, in dessen Muth man immer einigen Zweifel gesetzt hatte, übernahm nun an Salis Stelle das Commando der Armee oder, besser gesagt, der Retirade. Salis soll in Verzweiflung ausgerufen haben: „Für mich ist doch nirgends Heil!"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Posen. — D. Allg. Z.) Es ist auffallend, daß in unserm Großherzogthum gegenwärtig so viele Landgüter zum Verkauf ausgeboten werden; Unterrichtete wollen diese Erscheinung mit den letzten polnischen Verwickelungen in Zusammenhang bringen, und sind der Meinung, daß in der nächsten Zukunft die Zahl der zum Verkauf gestellten Landgüter noch bedeutend zunehmen werde. Für erfahrene und begüterte Oekonomen dürften hier daher jetzt treffliche Geschäfte zu machen seyn, da guter Boden durchschnittlich nur mit 30 Thlr. pr. Morgen bezahlt wird.

(Berlin, 1. Dec. — Brem. Z.) Von sehr wohlthätigen Folgen erweisen sich die von dem Verein gegen Thierquälerei hier ins Leben gerufenen Pferdeschlächtereien, deren Zahl sich nach und nach vermehrt, was den Beweis liefert, daß das Vorurtheil gegen den Genuß von Pferdefleisch sich in den dürftigen Volksklassen, wo es am größten ist, verringert. Es sind binnen 5 Monaten bis jetzt hier über 150,000 Pfund Pferdefleisch verkauft worden, und zwar zum Preise von 2 bis 1 Silbergroschen pr. Pfund, während Ochsenfleisch das Dreifache kostet. Die Pferdeschlächtereien stehen unter thierärztlicher Kontrole, über die Gesundheit des Genusses von Pferdefleisch herrscht kein Zweifel mehr, und hoffentlich verschwinden bald die abgetriebenen bis zum letzten Athem gemarterten Pferde von unseren Straßen, da Jedermann das Mittel kennt, sie bei menschlicher Behandlung immer zu verwerthen.

Bei der Bedachung des deutschkatholischen Gotteshauses in Offenbach wurde von den Schieferdeckern nachstehendes Gedicht, auf einen Schiefer gravirt, dem Dache eingefügt.

Stolz hebt sich in des Himmels Blau,
Von Gott geschützt, des Tempels Bau;
Durch wohlbewährter Meister Hand
Strahlt er hinaus in's deutsche Land.
Den Männern, die den Plan erdacht,
Sey unser Lob und Dank gebracht!
Doch heute schauen All' hinauf
Zum Dache und dem hohen Knauf,
Dort blickt der kühne Meister nieder
Und gibt dem Dach den ersten Stein:
Er möge Schutz und treuer Hüter
Dem Tempel in Gefahren seyn!
Mög' immer reicher sich entfalten
In dieser Stadt die Industrie
Und unter ihren Bürgern walten
Die liebevollste Harmonie!
Dann lebe hoch, du schönes Hessen,
Und über dieses Gotteshaus
Ström' Himmelssegen unermessen
Im Sonnenschein des Friedens aus.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Hamburg, im Dec.

„Der Wächter an der Ostsee", eine Monatsschrift, welche im fernen, aber gut deutschen Stettin erscheint, hat, wie er selbst sagt, sich die Aufgabe gestellt, „die Interessen der deutschen Ostseeländer zu vertreten, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, den Gemeinsinn zu beleben, durch geistige Bande die deutschen Ostseeländer unter einander und mit dem übrigen Deutschland enger und fester zu verbinden." Der als Publicist geachtete Redacteur des „Wächters an der Ostsee", Dr. Wilhelm Lüders, hat tüchtige Mitarbeiter zur Seite; sein Blatt hat wirklich schon Ausgezeichnetes geliefert und die geachtetsten öffentlichen Organe Deutschlands widmeten ihm ihre Anerkennung. Demungeachtet drang es, die deutschen Ostseeländer ausgenommen, noch fast gar nicht durch. Das ist wirklich zu bedauern. — Der „Wächter an der Ostsee" erscheint zwar als Monatsschrift, aber nur darum, weil er ohne Concession nicht als Wochenschrift erscheinen darf und weil er als unbeliebte Person keine Concession und nicht die Erlaubniß erhalten würde, Religion und Politik zu behandeln. Diese will er aber gerade behandeln. — Um die auswärtigen Buchhandlungen in den Stand zu setzen, sich für den nächsten Jahrgang zeitig verwenden zu können, sollte das erste Heft für 1848 noch Anfang Decembers versendet werden. Das elfte Heft für 1847 war in der ersten Hälfte des Novembers ausgegeben und sollte mit dem Druck des zwölften fortgefahren werden. Da wurde der Censor vom Oberpräsidenten angewiesen, nur nach Verlauf von vier Wochen zu censiren und darauf zu sehen, daß immer nur regelmäßig nach vier Wochen ein Heft ausgegeben werde. So ist Redaction und Verleger am Druck behindert und das zwölfte Heft kann unter diesen Umständen erst in der letzten Hälfte des Decembers, das erste Heft für 1848 erst in der letzten Hälfte des Januars ausgegeben werden. Es ist das eine Maßregel, die dem Blatt sehr schaden muß, wenn das Publikum sie ihm nicht überwinden hilft. Es gibt ja namentlich so viele Lesecirkel, Casino's u. s. w. Sollten da nicht noch 2 Thaler 20 Silbergroschen — so viel kosten 12 Jahreshefte, jedes zu vier Bogen — erübrigt werden, einen braven deutschen Landsmann gemeinnütziger zu machen und ihm seinen Weg zu erleichtern?

Fulda, im Nov. — (Eingef.)

Die hiesige israel. Gemeinde hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Am 27. v. M. starb dahier in seinem 55sten Jahre der hiesige Bürger und Kaufmann Hr. Baruch Isaac Haydörfer. Der Verblichene, ausgezeichnet durch ächte Religiosität und Wohlthätigkeit, war früher Rechnungsführer der Israeliten des Großherzogsthums Fulda und erwarb sich in dieser Stellung das Zutrauen der hiesigen israel. Gemeinde in dem Grade, daß sie ihn zu ihrem Vorstande wählte, als welcher er, über zwanzig Jahre unentgeltlich thätig, sein beschwerliches Amt zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete. Aber auch das Zutrauen seiner christlichen Mitbürger zu seinem Charakter und zu seiner Geschäftserfahrung bethätigte sich dadurch, daß er, mehrfach als Deputirter des Handels- und Gewerbsstandes erwählt, die Interessen derselben bei der Staatsregierung erfolgreich vertrat. Mildthätig, gastfrei und dienstwillig, spendete er Hülfesuchenden jeglicher Confession Rath, Trost und Unterstützung. Ein zärtlicher Gatte und liebender Vater, war es sein eifrigstes Bestreben, seine Kinder zu guten und gebildeten Menschen zu erziehen. Die Ausübung solcher Tugenden fand denn auch eine würdige Anerkennung bei dem am 29. v. M. stattgefundenen Leichenbegängnisse des leider zu früh Verblichenen. Ein ausgedehnter Leichenzug, in welchem Männer von allen Confessionen und Ständen, geleitete den Verewigten zur letzten Ruhestätte. Daselbst hielt der Provinzial-Rabbiner Hr. Dr. Rosenberg, anknüpfend an eine Stelle aus den Propheten, eine gehaltvolle Rede über den Werth eines edlen, zur Ausübung jeder Tugend bereiten Herzens, in welcher er die vielseitigen Verdienste des Verblichenen würdig schilderte. Tief ergreifend waren die Worte des Redners. Kein Herz blieb ungerührt, kein Auge thränenleer! Und vieler Anwesenden innerstes, heißestes Flehen war wohl in diesem Augenblicke: O, daß auch mein Ende dem seinigen gleichen möge!

Frankfurt a. M.

Musikalische Revue.

Unsere Institute scheinen in der Wahl guter Werke mit einander wetteifern zu wollen. So gab die Oper hinter einander: „Armand", „Fidelio", „Zauberflöte", „Undine", „Prinz Eugen", „Stradella", „Titus" und „Belagerung von Corinth." Neu einstudirt werden: „Nebucodonosor" von Verdi und „Linda von Chamouny." Auch spricht man von Flotow's „Magda", dem Fuchs'schen „Gutenberg" und der „Braut von Kynast" von Litolff, auf welche Guhr bereits sein Augenmerk gerichtet. Von der komischen Oper Clapisson's: „Gibby, der Dudelsackpfeifer" (aus der Geschichte Jacob's I., König von England), die in Paris noch immer Glück macht, ist indeß keine Rede mehr. — Der Cäcilien- und Instrumental-Verein, das Museum und Wolff's Quartettcirkel boten ebenfalls gediegene Sachen. Der erstere gab unter anderen ausgezeichneten Werken: die Oratorien „Saul" und „Josua" von Händel, die „große doppelchörige Passion" von Bach, das „Männer-Requiem" von Cherubini, „Salve Regina" von Hauptmann, Mozart's „Requiem" und Mendelssohn's Schwanengesang „Elias." Die ferner zu erwartenden Abonnements-Konzerte dieses Instituts werden bringen: die „Missa", h moll von S. Bach, „Salomon" von Händel und „Comala" von Gade. — Der Instrumental-Verein, jetzt unter Messer's Leitung, gab Mozart's „Fugen-Symphonie", Chöre und Scenen aus „Iphigenie in Tauris", das „Tripel-Konzert" in D von Bach (mit Orchester), vierstimmige Lieder für gemischte Stimmen von Mendelssohn (aus dem dritten Heft), ein Chor von Hauptmann und die große Ouvertüre in C von Beethoven, Op. 124. — Das aus Kämpfen siegreich wieder hervorgegangene Museum brachte Mendelssohn zweite Symphonie, dessen Ouvertüre „Fingalshöhle" und sein Violin-Konzert, die begeisternde „Eroica" und Cherubini's Ouvertüre zu den „Abenceragen." Mit einer Gewalt und Meisterschaft, die Alles hinriß, spielte Dr. Carl Oberthür (Mitglied der italienischen Oper zu London) eine dem Parish-Alvars dedicirte Harfen-Phantasie con Variationi von seiner Composition. Das Spiel Oberthür's war um so mehr der Glanzpunkt aller Soli dieses Abends, da das Programm nur mangelhaft Wort hielt. Diese Nonchalence gegen das Publikum mag einigermaßen dadurch entschuldigt werden können, daß ein stockender Flügel die Begleitung der angekündigten Lieder nicht zuließ. So etwas aber sollte in einer Anstalt nicht vorfallen, welche den Namen Museum trägt. — Diese musikalische Revue in nuce aufgeführt, mag als ein Beweis dienen, daß es hier nicht an Kunstgenüssen höherer Art mangelt. — Mit Spannung wird jetzt dem Wiederauftreten unserer Capitain-Anschütz entgegen gesehen, ein Auftreten, welches von langer Dauer seyn möge. ...

Kunst- und Literatur-Notizen.

Zu den neuesten und erfreulichen Erscheinungen im Gebiete des deutschkatholischen Schriftthums gehört der so eben an alle Buchhandlungen versandte „deutschkatholische Volkskalender für das Jahr 1848." Es ist das erste Unternehmen dieser Art in unserem deutschen Vaterlande; deßwegen wünschen wir, daß es allenthalben Eingang und Beifall finde. Schon die Namen der Verfasser und Herausgeber, wie Heribert Rau, Dr. Eduard Duller, Dr. Brugger, Hieronymi, Johannes Ronge und Schell, haben überall guten Klang und lassen etwas Gediegenes erwarten. Wir hoffen auch, daß der Inhalt, die Richtung und die Auswahl jede vernünftige und billige Erwartung befriedigen soll, um so mehr, da der Stoff und die Einkleidung für einen großen Leserkreis berechnet ist. Man glaube aber nicht, daß er nur für Deutschkatholiken brauchbar sey, weil er obige Aufschrift an der Stirne trägt; er eignet sich eben so gut für Protestanten, Katholiken u. s. w., kurz für Alle, welche der vernünftigen und freisinnigen Richtung zugethan sind. Nur Freunden des Aberglaubens und der Finsterniß kann und wird er nicht entsprechen, um so mehr aber den Anhängern der Aufklärung, der Wahrheit und der Freiheit. Geschichte und Erzählung, Ernst und Laune, Dichtung und Wahrheit bilden hier ein schönes Ganzes, das Jedem Belehrung und Unterhaltung gewähren wird. — So eben kommt uns die Nachricht zu, daß von der Schrift des Dr. Brugger: „Das Christenthum im Geiste des 19. Jahrhunderts", eine bedeutende Bestellung für Newyork in Amerika eingegangen ist, wo sich schon über 200 Deutschkatholiken befinden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Dec. (Zum ersten Male): Dom Sebastian, dramatisches Original-Gedicht in 5 Abth., von Dr. A. E. Wollheim.

Sonntag, 12. Dec. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 343. Montag, den 13. December 1847.

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

(Schluß.)

v. Burmin fand Marie am Teiche unter einem Baume, sie saß im weißen Kleide, ein Buch in der Hand, da. Nach den ersten Antworten, die sie auf v. Burmin's Fragen gab, verstummte Marie gänzlich. Durch das gegenseitige Schweigen, das nun eintrat, gerieth v. Burmin in eine peinliche Lage, aus welcher er sich, wie ihm schien, nur durch eine offenherzige Erklärung gegen Marie zu heben vermochte. Und so geschah es auch. „Seit lange," hob v. Burmin also an, „habe ich auf einen Moment gewartet, Ihnen zu eröffnen, was mein Herz seit dem Augenblicke für Sie fühlt, als ich Sie zum ersten Male sah. Dieser Moment ist jetzt gekommen, und ich bitte Sie, mir einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit zu schenken."

Marie klappte ihr Buch zu und senkte die Augen, zum Zeichen, daß sie bereit sey, ihn anzuhören.

„Ich liebe Sie!" sagte v. Burmin, „liebe Sie unaussprechlich .... (Marie erröthete und senkte ihr Köpfchen noch tiefer.) „Ich habe unvorsichtig gehandelt," fuhr v. Burmin fort, „mich der Gewohnheit hinzugeben, Sie täglich zu sehen und zu hören ...." (Marie erinnerte sich sogleich des ersten Briefes St. Preux.) „Jetzt aber ist es zu spät, mich meinem Schicksale zu widersetzen; die Erinnerung an Sie, Ihr holdes, unvergleichliches Bild werden mir von nun an Wunden schlagen und sie auch heilen. Mir aber bleibt noch eine größere Pflicht zu erfüllen übrig, die Pflicht, Ihnen ein schreckliches Geheimniß zu entdecken, ein Geheimniß, das eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns Beiden aufführt ...."

„Diese Scheidewand existirt ewig zwischen uns!" unterbrach ihn Marie, „ich kann nie und nimmer Ihre Gattin werden!"

„Ich weiß es wohl," antwortete v. Burmin leise, „ich weiß es wohl, daß Sie einst liebten; aber der Tod und drei Jahre Gram .... Liebste, beste Marie! rauben Sie mir nicht den letzten Trost. Es ist ein unaussprechlich süßer Gedanke, daß ich Sie ewig mein nennen dürfte, wenn ich nur ..."

„O, schweigen Sie, Sie tödten mich sonst!"

„Ja, ich weiß es, ich fühle es, daß Sie ewig mein wären, wenn ich nicht der Unglücklichste wäre — ich bin, o grausames Geschick! bin verheirathet!"

Marie sah ihn jetzt mit großem Erstaunen an; ein solches Bekenntniß hatte sie nicht vermuthet.

„Ich bin verheirathet," fuhr v. Burmin fort, „schon im vierten Jahre verheirathet, ohne daß ich weiß, wo meine Frau lebt, wer meine Frau ist."

„O, was reden Sie da! Das ist ja höchst seltsam," rief Marie lebhaft aus, „in der That seltsam; doch erzählen Sie nur weiter, lösen Sie dieses merkwürdige Räthsel."

v. Burmin erzählte nun sein Schicksal folgender Maßen:

„Im Jahr 1812 eilte ich nach Wilna, wo unser Regiment stand. Eines Abends kam ich auf einer Poststation an und befahl, auf das schleunigste die Pferde zu wechseln, als sich plötzlich ein furchtbares Schneegestöber erhob. Der Posthalter und die Postknechte riethen mir, auf der Station so lange zu verweilen, bis das Stürmen der Winde nachließe, weil es doch sehr gefährlich wäre, in solchem Schneeungestüm zu fahren. Ich wollte ihrem Rathe folgen, allein eine unbegreifliche Unruhe bemächtigte sich meiner und ließ mich nicht rasten, nicht bleiben, es trieb mich ein unbekanntes Etwas vorwärts. Das Schneegestöber tobte fort, ich konnte dessen ungeachtet dem Drange, weiter zu fahren, nicht widerstehen, und befahl den Postknechten vorzuspannen. Es geschah, und trotz dem Unwetter fuhr ich von dannen. Dem Postknechte, der mich fuhr, kam es in den Sinn, mich über einen hart zugefrornen Fluß zu fahren, um eine Stunde Weges abzuschneiden. Die Ufer waren mit dem dick von Schnee bedeckten Flusse eine Ebene, und auf diese Weise kamen wir ganz vom rechten Wege ab. Der Wind ließ nicht nach zu stürmen. Ich sah in der Nähe Licht, und befahl, dahin zu fahren. Wir kamen in ein Dorf, in der offenen Kirche war das Licht; an der Thüre sah ich einige Schlitten; in der Vorhalle gingen drei oder vier Menschen auf und ab. „Hierher! hierher!" riefen einige Stimmen mir zu. Ich ließ dorthin fahren. „Mein Gott! wo bist Du gewesen?" sagte Jemand zu mir, „die Braut liegt in Ohnmacht, der Pfaffe wußte sich keinen Rath. Wir waren Alle im Begriffe, unverrichteter Sache wieder nach Hause zu fahren. So steige doch schneller aus Deinem Schlitten!" — Schweigend stieg ich aus und ging in die Kirche, welche mit zwei Lichtern schlecht erleuchtet war. Eine weibliche Gestalt saß in einem düstern Winkel, ein anderes Frauenzimmer stand vor ihr und rieb ihr die Schläfe. „Nun Gottlob!" sagte dieses, „Gottlob, daß Sie endlich gekommen sind! Es fehlte nicht viel, so wäre das Fräulein hier in der Kirche gestorben!" Nun kam ein alter Priester herbei und sagte zu mir: „Befehlen Sie, daß ich anfange?" — „Fangen Sie nur an, fangen Sie nur an!" sagte ich in der Zerstreuung. Man richtete jetzt das noch halb ohnmächtige Fräulein auf, es war die Braut, sie schien mir recht hübsch zu seyn. Mir ist noch heute unbegreiflich, wie ich damals so unverzeihlich leichtsinnig seyn konnte — ich stand neben dem Fräulein — der Priester eilte mit der heil. Handlung. Drei Männer und das Mädchen hielten die noch immer ohnmächtige Braut aufrecht — der Priester eilte — und so waren wir, ehe ich's vermuthete — vermählt. „Küßt Euch!" sagte man zu uns. Meine Frau strengte jetzt alle Kräfte an, sie reichte mir ihr bleiches Antlitz dar, mich zu küssen. „Gott im Himmel! er ist es ja nicht! er ist es ja nicht!" rief sie aus und sank ganz besinnungslos zurück. Die

Digitized by Google

drei Zeugen sahen mich erschrocken an, sie sahen ihren Leichtsinn zu spät ein. Ich ging wieder zur Kirche hinaus, Niemand trat mir in den Weg. Ich warf mich in meinen Schlitten und befahl dem Postknechte, mich schnell zu fahren."

„Großer Gott!" rief jetzt Marie staunend aus, „und Sie wissen nicht, was ferner mit Ihrer armen Frau geschehen ist?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete v. Burmin, „weiß auch nicht das Dorf, wo diese seltsame Trauung geschah, weiß nicht ein Mal, von welcher Station aus ich in dies Dorf fuhr. Früher war ich leichtsinnig im höchsten Grade, einen solchen Streich achtete ich damals für nichts, ich ließ die Folgen davon wie die Träume der Jugend in den unbekannten Regionen umher schweifen. Mit solchem leichten Sinn schlief ich recht gut in meinem Schlitten und erwachte erst am andern Morgen auf der dritten Station. Aber auch hier fiel es mir nicht ein, mich zu erkundigen, wie jenes Dorf heißt. Mein Diener, der damals bei mir war, und der für das Wechseln der Pferde sorgte, starb auf dem Marsche im Auslande. Auf diese Art habe ich alle Hoffnung verloren, meine Frau, mit der ich diesen grausamen Spaß trieb, je ausfindig zu machen. Wie höchst unglücklich muß sich wohl die Arme fühlen, wenn sie noch lebt."

„Ach, mein Gott! mein Gott!" sagte jetzt Marie und erfaßte v. Burmin's Hand, „also Sie waren es? Sie waren es, und erkennen Ihre Frau nicht? Sehen Sie mich aufmerksamer an."

v. Burmin erblaßte und sank zu ihren Füßen nieder ....

Die letzten Ereignisse im Kanton Luzern.

(Fortsetzung.)

Fürst Schwarzenberg war erst drei Tage vor dem Treffen bei Gislikon in Luzern angekommen. Er schien den Schweizer Charakter, der gegen die Fremden, die sich in Schweizer Händel mischen, immer einiges Mißtrauen hegt, nicht recht gekannt zu haben. Die luzernische Regierung wollte natürlich den vornehmen Fremden nicht zurückweisen, und behandelte ihn mit größter Auszeichnung, war aber in Verlegenheit hinsichtlich der Stellung, die sie ihm anzubieten habe. Salis glaubte an ihm einen Rivalen zu haben, nahm einige kritische Bemerkungen übel und fragte Siegwart: in welcher Eigenschaft Schwarzenberg in der Armee diene? Siegwart soll geantwortet haben, er wisse es eigentlich selbst nicht. Dies wurde mir von glaubwürdigen Personen mitgetheilt, obwohl ich es in keiner Weise verbürgen will. (Der tapfere Fürst hat nie danach gestrebt, sich voranzudrängen; er begnügte sich in Algier und Spanien mit bescheidensten Stellungen; so konnte er auch in der Schweiz nicht daran denken, sich irgendwie an die Spitze zu stellen.) Fürst Schwarzenbergs Uniform war nicht fertig geworden und liegt noch jetzt im Gasthaus zum Schwanen. Er nahm — aus welchem Grunde ist mir nicht bekannt — an dem Kampfe bei Honau und Gislikon nicht persönlich Antheil, sondern stand in der Nähe von Roth in Civilkleidern. Als er die ersten Flüchtlinge den Abhang des Weges herunterkommen sah, fragte er sie, wie es bei den Schanzen stehe. Als er vernahm, daß die Schanzen von den Eidgenössischen genommen, äußerte er: „Ich habe es dem General Salis wohl gesagt, daß man in diesem D...loch sich nicht halten könne." Er kam am Abend nach Luzern zurück und bestieg mit der fliehenden Regierung das Dampfschiff. Ein Angestellter des Gasthofes zum Schwanen begleitete ihn an Bord und machte den Fürsten auf die Feuerröthe des Himmels in der Richtung von Roth und Gislikon aufmerksam. Man glaubte in Luzern im ersten Schrecken, daß alle Ortschaften in Brand gesteckt seyen. „Das ist doch schrecklich!" äußerte der Fürst. ...

Während bei Honau, Gislikon und auf dem nördlichen Abhang des Rotherberges gekämpft wurde, war Oberst Gmür über Adligenschwyl, zwischen dem Dietschenberg und dem Küßnachtersee, auf die große Straße gelangt, welche von Küßnacht nach Luzern führt, und hatte gegen Abend sein Hauptquartier im Dorf Meggen aufgeschlagen. Er war von Major Brändli, einem trefflichen Offizier, und dem Stabshauptmann Hrn. Wyss von Greyerz, meinem Jugendfreund, der als ehemaliger bayerischer Artillerie-Offizier auch in Ihrer Stadt noch in gutem Andenken steht, und in diesem Feldzug sich rühmlich ausgezeichnet hat, begleitet. Oberst Gmür hatte an diesem Tage mit einer Abtheilung Schwyzer zu kämpfen, welche vor Küßnacht stand und den linken Flügel von Abybergs Streitmacht bildete. Es waren die einzigen Schwyzer, die auf Luzerner Boden ins Feuer gekommen. Abyberg blieb in Arth zurück und hielt seine breitschulterige Riesengestalt außerhalb des Bereiches der Kugeln. Wenn ich an das Bild dieses Mannes auf der letzten Landsgemeinde zu Rothenthurm in Schwyz zurückdenke, wie er, auf das Kreuz des mächtigen Amtsschwertes gestützt, auf der Tribüne unter freiem Himmel vor dem versammelten Volke Gott und die Sonne von Morgarten zu Zeugen anrief, daß er im bevorstehenden Kampf auf das äußerste ausharren und siegen oder sterben wolle, so erfaßt mich jetzt gränzenloses Erstaunen. Ich hätte damals wahrlich weder ihn noch die andern feurigen Redner, wie Styger, den greisen Hediger, Hrn. Schorno mit der mächtigen Baßstimme ꝛc., welche Alle im Namen der Religion das Volk zum heiligen Kampf aufforderten, für Prahlhälse gehalten. Gmür behauptete die wichtige Stellung bei Meggen mit sehr geringem Verlust, und langte Tags darauf in ziemlich früher Morgenstunde mit der Ziegler'schen Division zusammen vor dem Wäggisthor unter den Mauern von Luzern an.

Am Tage des Treffens bei Gislikon war auch in Entlebuch zwischen Escholzmatt und Schüpfheim ein Gefecht der Ochsenbein'schen Reservedivision gegen die Luzerner vorgefallen. Die Bewohner des Entlebuch gehörten zu den unbedingtesten Anhängern der gestürzten Regierung. Sie hielten den Marsch der Berner einen halben Tag lang auf, wurden aber am Ende doch immer weiter gegen das untere Emmenthal zurückgedrängt. Ochsenbein soll sich muthig benommen und dem Feuer ziemlich nah ausgesetzt haben. Seine Division zählte gegen 50 Verwundete und Todte. Am 24. Nov. erreichte sie, nachdem sie alle Verhaue bei Seite geschafft, Malters und schwenkte von dort von der Landstraße rechts ab, um den Gütsch zu umgehen, welchen man gleich der gegenüberliegenden Anhöhe, Zimmeregg genannt, von den Luzernern stark besetzt nähnte. Die Ochsenbein'sche Division marschirte durch das Thal zwischen dem Schwarzen- und dem Sonnenberg über Kriens vorwärts, und erreichte Luzern erst gegen Abend. Die Angabe der Zürcher Zeitungen, das Ochsenbein zuerst eingezogen, war irrig; seine Division rückte am spätesten unter allen über die Reußbrücke in die Stadt ein. Die zweite und dritte Division, welche über Willisau und Sursee gegen die Emmenbrücke herangerückt kam, hatten keinen andern Widerstand zu überwinden, als den der Verhaue und Verrammlungen durch Baumstämme, Steine und Erde, welche an vielen Stellen quer über die Landstraße gelegt waren. Sie hörten nur einzelne Schüsse fliehender Landstürmer und von ferne die Kanonade von Gislikon. Als sie die Emmenbrücke erreichten, waren sie höchlich verwundert, den wichtigen Engpaß, der von dort durch das Reußthal zur Stadt führt, ganz unbesetzt zu finden. Sie rückten ohne Widerstand bis zur Vorstadt und hielten ihren Einzug durch das Baslerthor einige Stunden später als Ziegler. Der Erfolg der eidgenössischen Armee*) war bei ihrer numerischen Ueberlegenheit

*) Nach den genauesten Angaben zählte das ganze aufgebotene Heer der Eidgenössischen mit Inbegriff der Reserven 102,000 Mann, wo-

Digitized by Google

so sicher berechnet, daß, wenn auch die Sonderbündischen bei Gislikon einen vollständigen Sieg errungen hätten, die Stadt Luzern dennoch gefallen wäre. Am linken Flügel geschlagen, würden die Eidgenössischen im Centrum und am rechten Flügel dennoch vorgerückt seyn. Die Partie war für Salis-Soglio und sein Heer im voraus verloren.

Die Berner Truppen haben ihren Sieg im Entlebuch leider durch arge Excesse befleckt. Ihnen und ihrem Führer Ochsenbein macht Das wenig Ehre, obwohl man behauptet, daß Letzterer alles Mögliche gethan, die Wuth seiner Soldaten zu mäßigen. Wer im Felde gelebt hat weiß, wie schwer es ist, die Erbitterung des Soldaten unmittelbar nach dem Kampfe und seinen Uebermuth nach dem Siege zu dämpfen. Daß hier die Berner und Waadtländer in die Wirthshäuser eingebrochen, dieselben geplündert, ungeheure Käslaibe an die Bajonnette aufgesteckt und die Weinfässer angezapft haben, wollen wir ihnen zu gut halten. Von der Beute hat schon Onosander gesagt, es gebühre von derselben dem Soldaten kein Theil aus gleicher Ursache wie dem Jagdhund Blut und Gedärme. Aber die Berner und Basellandschäftler haben auch viel zerstört und verwüstet, was ihnen keinen Genuß gewähren konnte, als den des befriedigten Rachedurstes wegen der Freischaarenniederlage. In vielen Kellern wurden die Fässer geöffnet, und man ließ den Wein auf den Boden laufen. Häuser, aus denen auf die Truppen geschossen worden oder von denen man wußte, daß ihre Bewohner gefangene Freischärler umgebracht hatten, wurden in Brand gesteckt. Dies war namentlich mit jenem Hause bei Malters der Fall, wo vor zwei Jahren ein Luzerner Bauer in der Dunkelheit die Lampe angezündet, um den Landstürmern das Zielen auf die geflüchteten Freischärler zu erleichtern. Wahr ist es, die Luzerner Bauern hatten sich damals mitunter abscheulich benommen. Wenn der Scharfschützenhauptmann Seiler von Interlaken, dessen gefangener Bruder vor seinen Augen gemordet worden, und dem die Luzerner Landstürmer den Schnurrbart ausgerissen, ein bitteres Gefühl im Herzen behielt, war Das nicht zu verdenken. Aber die Excesse, welche die Berner diesmal im Entlebuch verübten, waren nicht minder scheußlich als damals das Wüthen der Landstürmer gegen wehrlose Gefangene.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

(10. Dezember.)

Die freievangelische Gemeinde in Königsberg ist zur Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses aufgefordert worden, um ihre Uebereinstimmung mit den im Landrechte festgesetzten Verpflichtungen gegen Gott und Menschen und dadurch zugleich ihre Berechtigung zu weiterem Bestehen nachzuweisen. Sauter und Wechsler werden sogar über den Grund ihres Austritts aus jener Gemeinde inquirirt und ihre amtliche Stellung von ihrer Antwort abhängig gemacht. Ublich hat die Predigerstelle bei der zu Ende vorigen Monats 2056 Familienväter (über 8000 Köpfe) zählenden freien christlichen Gemeinde zu Magdeburg angenommen. Den bei seiner Suspension durch die Stadtverordneten gestellten Antrag, ihm das Ehrenbürgerrecht zu verleihen, hat der Magistrat zurückgewiesen. In Nordhausen sollen alle Gymnasiasten bei Strafe der Ausweisung aus dem Gymnasium den darin ertheilten staatskirchlichen Religionsunterricht besuchen, gegen welche kaum glaubliche Verfügung die Betheiligten einen Protest eingelegt haben. In Naumburg und Breslau werden freievangelische Gemeinden vorbereitet; eine gleiche, aus 700 Köpfen bestehende, altlutherischen Glaubensbekenntnisses in Wollin unter Pfarrer Gädicke. Der Berliner Verein der Gust.-Ad.-Stg behält sich eventuelle Unterstützung freievangelischer Gemeinden vor; dagegen haben mehrere orthodoxe Geistliche die Kirchencollecte dieser Stiftung für ihren Sonderbund entwendet und sogar in Königsberg das Consistorium diese Verwendung gestattet. Dem Vernehmen nach soll in Preußen eine staatskirchliche Centralstelle (Präsident v. Götze) errichtet werden. In der Schweiz wirken viele reformirte Geistliche im sonderbündlerischen Geiste gegen die Staatsverfassung und untergraben dadurch die Zukunft ihrer eigenen Kirche. Gegen die Geistlichen dieser Richtung und ihre kirchlichen Versammlungen im Waadtlande und eben so gegen die auf der entgegengesetzten Seite stehende sog. freie Gemeinde in Hamburg hat der Pöbel thatsächlichen Gewissenszwang ausgeübt, und in Folge dessen die Staatsbehörde die Versammlungen an beiden Orten verboten. Von dem Wisliceniischen Vereine in Halle wird große innere Thätigkeit berichtet. Bei der deutschkatholischen Gemeinde in Breslau, in welcher bereits 505 Taufen und 230 Trauungen vorkamen, erscheint die Durchführung und resp. Nachholung des Patentes unausführbar; auch wird dort seine Rechtsverbindlichkeit angefochten, weil es in die wichtigsten Personenrechte eingreife, und dennoch den Ständen nicht vorgelegt worden sey. In Berlin haben die Stadtverordneten den beiden freikatholischen Gemeinden fernere Unterstützungen verwilligt. Von dort wurde auch eine Geldunterstützung an die deutschkatholische Gemeinde zu Stuttgart gesandt, an welche sich jetzt auch die freie Gemeinde zu Eßlingen angeschlossen hat. In Wertheim hat sich ein kirchlicher Reformiesverein als Vorschule einer deutschkatholischen Gemeinde gebildet. Nach einer in Freiburg gefundenen Liste waren 1845 in der Schweiz 554 geistliche und weltliche Jesuiten; in Deutschland zählte ihre Mission 10 Köpfe. Bischof Zängerle in Grätz ist in Folge der mißliebigen Volksaufregung von dem Gubernium zu 500 fl. Strafe seines Eifers verurtheilt worden. Der berüchtigte „Feuerprediger" Eberhard zu München ist zu Kaltern in Tyrol Franziskaner und österreichischer Bürger geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Nach den in diesen Tagen veröffentlichten „Resultaten des Finanzabschlusses zur Uebersicht des Stadthaushaltes von Berlin" für das Jahr 1846" stellte sich die Gesammteinnahme auf 2,341,268 Thlr. und die Gesammtausgabe auf 2,242,267 Thlr., so daß am Schlusse des Jahres 1846 99,001 Thlr. an Bestand verblieben. (D. Allg. Z.)

Auch München hat, wie der „Landbote" meldet, eine Pferdemetzgerei erhalten. Das königl. Landgericht München hat nämlich einem früheren Metzgermeister die Lizenz zu einer solchen und zum Verkauf von Pferdefleisch ertheilt. Derselbe übt das Geschäft bereits seit dem Monat September aus, und giebt das Fleisch je nach der Qualität zu 3 und 4 kr. im rohen und zu 6 kr. im geräucherten Zustande. Sein Geschäft geht sehr gut, und die Nachfrage ist kaum zu befriedigen.

von gegen 60,000 Mann in den Kanton Luzern einrückten, die übrigen theils an der Gränze, theils im Kanton Freiburg und am Züricher See zur Bewachung der March stehen blieben.

Digitized by Google

Neunte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1847.

	fl.	kr.		fl.	kr.	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:			**Capital-Conto.**				
für ein Insatz-Capital und einen Insatz-Capital-Antheil . . .	13,800	—	Capital-Fonds der Mozart-Stiftung am Schlusse des achten Verwaltungsjahres	19,124	58		
Obligationen-Conto:			Ertrag des am 3. Aug. von dem Liederkranze statutengemäß auf der Mainlust gegebenen Konzertes	456	6		
vorräthige 3½% Frankfurter Stadt-Obligationen, zusammen fl. 6100 à 100	6,100	—	Geschenke und Gottespfennige	26	9		
Interessen-Conto:			Coursdifferenz auf vorräthige Obligationen	—50	—		
bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen . .	126	18	Eingegangene und laufende Zinsen . . . . . fl. 701. 3 kr. abzüglich des ersten und zweiten Semesters des verwilligten zweiten Stipendiums . . . . . „ 400. — „	301	3		
Musikalien-Conto:				19,958	11		
Saldo von einer angekauften Sammlung klassischer Werke . . .	76	32	Hiervon ab:				
Cassa-Conto:			**Unkosten-Conto:**				
baar in Cassa	322	21	die im Laufe dieses Verwaltungsjahres stattgehabten Unkosten .	23	—		
	19,935	11				19,935	11
						19,935	11

Frankfurt a. M., 30. September 1847.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Dr. Martin. Präsident. — Dr. A. Giar. Secretär. — Joh. Fr. Quilling. Cassier. — Peter Finck. Buchführer.

Dr. A. Jost. — Fr. Schneider. — Jean Böhler.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten:

a) Einen Insatz-Capital-Antheil von Neun Tausend Gulden,
b) Ein Insatz-Capital von Vier Tausend Drei Hundert Gulden,
c) Zwanzig Stück hiesige 3½% Obligationen im Nominal-Werth von Sechs Tausend Ein Hundert Gulden,
d) Den Cassa-Bestand von Drei Hundert Zwei und Dreißig Gulden Drei und Zwanzig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt a. M., 21. November 1847.

Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Revision erwählten Mitglieder:
Louis Hessemer. J. Falta. Georg Rosalino.

Literatur.

Gedichte für die Jugend. Von Karl Enslin. Mit Vignetten.

Eine freundliche Weihnachtsgabe für die Kinderwelt. Der Hr. Verfasser, Lehrer an einer hiesigen Volksschule, ist mit Treue und Innigkeit in den Kindesgeist und das Kindesgemüth hinabgestiegen und hat einen zarten und lieblichen poetischen Blumenstrauß gewunden, woran Kinder und Erwachsene sich erfreuen mögen. Ohne Schmuck und Prunk, einfach und herzlich sind die Töne und Bilder, die uns hier entgegen kommen. Leichte, singbare Lieder und kleine poetische Erzählungen wechseln mit einander ab. Einen entschiedenen Vorzug hat diese Gedichtsammlung vor vielen andern, daß keines der darin enthaltenen Gedichte flach, seicht oder moralisirend ist, sondern daß alle einen gediegenen Kern enthalten, d. h. entweder ein dem Kindesalter nahe liegende Lebenserfahrung oder einen für dasselbe passenden und beherzigungswerthen Gedanken. Besonders sind auch die vielen heiteren und launigen Gedichte hervorzuheben, die sich, fern von Carricatur, Unnatur und Unkindlichkeit, wie sie die neuere Zeit vielfach aufzuweisen hat, in den sonnigen Regionen eines edeln und anmuthigen Scherzes bewegen. Der Hr. Verfasser scheint sein Büchlein für Kinder von ungefähr 6 — 12 Jahren bestimmt zu haben; wir glauben jedoch, daß überhaupt Jedes sich gern und mit Lust darin umschauen wird. Es ist mit schöner Ausstattung und billigem Preise in der Varrentrapp'schen Buchhandlung (D. J. Keßler) erschienen und allen sinnigen Eltern und Kinderfreunden zu empfehlen.

Korrespondenz.

Offenbach, 8. Dec.

Kleine Theater waren häufig die Bildungsschule großer und nicht weniger recht braver Künstler. Wir kennen selbst viele jetzt in Hamburg, Frankfurt und an anderen Orten gefeierte Künstler, die ihre Laufbahn theils auf unserer Bühne begonnen, theils hier sich erprobt haben, und manches andere kleine Theater wird Aehnliches von sich sagen können. Wir haben nun wieder die Aussicht, „der großen Welt" einen hier sich ausbildenden jungen Künstler zu übergeben. Hr. Collin von hier betritt nächsten Montag den 13. als Rudolph im „Landwirth" zum zweiten Mal die hiesige Bühne, nachdem er schon einmal in dem „Verbrecher aus Kindesliebe" den André recht wacker gespielt. Sein angenehmes Organ, sein ruhiges, wohl überdachtes Spiel, vereint mit einer vortheilhaften Theaterpersönlichkeit, befähigen ihn, wenn sich der Eifer für die Kunst bei ihm erhält, mit der Zeit ein tüchtiger jugendlicher Liebhaber zu werden. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, dem Hrn. Direktor Geyser unsere Zufriedenheit mit seinem diesjährigen Wirken an der hiesigen Bühne auszusprechen, denn neben dem, daß er uns recht gute Stücke vorführt, werden diese auch unter seiner Leitung recht brav ausgeführt.

Auflösung der Charade in Nro. 341.
Mißhandlung.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Dec. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 13. Dec. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Mittwoch, 15. Dec. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abth., von Solera, übersetzt von Pruß, Musik von Verdi. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 344. Dienstag, den 14. December 1847.

Das Nahethal.

Wohl manches Land hab' ich gesehen
Und schöne Gauen allzumal;
Doch schöner keins, ich muß gestehen,
Als das gepriesne Nahethal.

In diesem Thal, dem Thal der Wonne,
Ist die Natur ein Freudensaal;
Wo es bescheint die liebe Sonne,
Da bleibt kein Berg, kein Felsen kahl.

Dem Nahethal ist viel gegeben,
Manch' edler Born, der labt und heilt,
Getreide, Salz und gold'ne Reben
Und manche Flur, wo Schönheit weilt.

Hier gräbt man Kupfer, Erz und Kohlen
Im Berge an des Flüßchens Rand;
Dort treibt das Rad die Salzesfoolen,
Hier lohnt Verdienst die fleiß'ge Hand.

Beschleichen dich, mein Freund, die Sorgen
Und kannst du nicht mehr heiter seyn,
So trink' nur gleich, wart' nicht bis morgen,
Von unserm guten Nahewein!

Du wirst befreit, erlöst dich fühlen,
Dein Trübsinn wird verschwunden seyn;
Kein Kummer mag im Herzen wühlen,
Er wird verscheucht durch diesen Wein.

Ein Biedersinn soll uns beleben,
Wie bei den Vätern früh'rer Zeit,
Die uns ein Denkmal dort gegeben,
Die Herberg' der Gerechtigkeit.

So komm' zu uns, wer froh will leben!
Im Nahthal kehr' er gastlich ein,
Und trink' mit uns von diesen Reben!
Er soll uns stets willkommen seyn!

Sobernheim im Nahethal. V. Derscheid.

Eine „Dorfgeschichte."

Eine solche erzählt der Stuttg. Beob., die, wenn auch nicht sehr erbaulich, doch darum nicht weniger lehrreich ist. Sie liefert namentlich den Beweis, wie oft duch den materiellen auch der sittliche Ruin herbeigeführt wird, und daß daher die sittliche Hebung der unteren Volksklassen durch religiöse Bildung ohne gleichzeitige Sorge für ihre leibliche Wohlfahrt auf unsicherer, schwankender Grundlage ruht. — Im Jahre 1827, erzählt der Beobachter, gründete ein armer Schuster sein Hauswesen und nahm ein Weib, denn auch ohne Vermögen verließ er sich auf seinen Fleiß, als der fast einzige tüchtige Meister in der Gemeinde. Aber nach fünf Jahren waren es ihrer fünf und nach zehn Jahren ihrer zehn. Der Meister hatte wenig mehr zu verdienen, desto mehr zu ernähren, denn sein Weib hatte ihn mit Söhnen und Töchtern gesegnet. Die Kunden zahlten meistens nicht, manche betrogen ihn, weil ihnen vergantet wurde, sein Geld mußte er zum Gerber tragen, der ihm nicht borgte. Da sah er sich nach einem bessern Erwerb um und fand ihn in einer benachbarten Baumwollenspinnerei, die ihm leichte, nothdürftig ernährende Arbeit verschaffte. Aber nach zehn Jahren kam die Spinnerei zurück, bot ihm in der Woche nur noch vier, bald kaum noch drei Arbeitstage, so daß er seinen Wochenlohn mit wenigen Groschen überzählen konnte. In seinem kleinen Ackerland faulten die Kartoffeln Jahr um Jahr, im Hause mauserten sich die Kinder, ohne neue Federn anzusetzen. Da entleidete dem faulen Weib das leere Hauswesen und dem erbitterten Manne die nutzlose Arbeit. Weib und Kinder zogen dem Bettel nach, der Mann dem Holzdiebstahl; statt der dampfenden Schüssel, zu der es an der Köchin fehlte, kam die Branntweinflasche auf den Tisch, und machte Groß und Klein vollends fühllos gegen Schande und Elend. Ihnen angebotene öffentliche Arbeiten verschmähten sie oder ließen sie halb vollendet liegen, das Gefängniß bot ihnen wenigstens Brod. Im Hause war das Gebet längst verstummt, der Frieden längst dahin, Flüche und Scheltworte schallten in die Streiche, womit der Vater seine Kinder speiste. Aber die Noth macht erfinderisch, auch den Hausvater machte sie es; er gerieth an ein Mittel, von dem er sich mit heimlichem Lachen gründliche Hülfe versprach. Mit einem Strick in der Tasche, rief er nach seinem fünfzehnjährigen Sohn und führte ihn auf den obersten Boden. „Guck her, Jaköble, an den Strick henk' ich mich unter den Dachsparren. Wenn Du mich hangen siehst, so springst Du hinunter und heulst: der Vater hat sich gehenkt, und Mutter und Geschwister müssen es im ganzen Ort herumschreien. Du aber komm' gleich, sogleich herauf und schneid' mich ab, da hast Du mein Taschenmesser, und hier steigst Du an den Latten hinauf." — „Aber warum, Vater?" erwiederte der Bube. — „Warum? Damit der Schulz und die Herren recht tüchtig gestraft werden, weil sie uns arme Leute so unbarmherzig behandelt und verlassen haben, und damit wir ein Wochengeld aus der Armenkasse und ein Anlehen aus der Leihkasse erhalten. Ich mein's noch gut, hätt' eben so leicht Mord und Brand ausgeführt! — Jetzt hang ich, gleich lass' ich schnappen! Jaköble schrei und komm' um Gottes-

Digitized by Google

willen gleich wieder, eh's mir an's Leben geht!" — „Ja, morgen früh!" brummte der Bube und trollte hinunter; „hast mir erst gestern wieder den Buckel voll geschlagen; hangst wohl, b'hüt Gott!" — So starb der Vater, wie wird der Sohn sterben?

Die letzten Ereignisse im Kanton Luzern.

(Schluß.)

Aus einem Hause, das in Brand gesteckt worden, soll man — so wird erzählt — die Bewohner durch Flintenschüsse in die Flammen zurückgetrieben haben. Inmitten der Schauderscene leuchtete auch ein Zug von Edelsinn. Ein Arzt sprang in ein brennendes Haus, um zu sehen, ob noch Bewohner vorhanden. Er fand eine Wöchnerin mit ihrem Säugling und trug sie aus den Flammen. Unter den Leuten, welche durch schnelles Austheilen von Lebensmitteln die Wuth der Soldaten zu beschwichtigen suchten, befand sich ein Müller, welchen ein Berner Soldat als den Mörder seines im Freischaarenzuge gefallenen Bruders wiedererkannte. Er rannte ihm sogleich das Bajonnet durch den Leib. Diese und andere Scenen ähnlicher Art sind mir von Offizieren und Soldaten selbst erzählt worden, welche zum Theil voll Unwillen darüber sich äußerten. Verbürgen kann ich sie nicht, da ich sie nicht selbst mitangesehen; ich gebe sie wieder, wie ich sie gehört. Wer den Krieg kennt und die Gräuel, die denselben überall begleiten, wenn man die Excesse auch zu vertuschen sucht, wird jene Erzählungen wohl glaublich finden.

Man behauptet, die Division Donats sey durch Mißverständniß einer Depesche des Obergenerals, welcher sich am linken Flügel der Armee hinter der Division Ziegler befand und von dort unter Cavalleriebedeckung die Operationen leitete, in Luzern später eingetroffen, als sie eigentlich sollte und konnte, da sie keinen Widerstand vor sich hatte. Sie hätte leicht noch am 23. Abends die Stadt erreichen und die Flucht der Regierung mit ihren Cassen und Getreidevorräthen hindern können. Gleich auf die erste Nachricht von der Erstürmung der Gisliker Schanzen traf Siegwart mit seinen Collegen die schnellsten Anstalten zur Abreise, Geld und Getreidesäcke wurden in höchster Eile auf das Dampfschiff geschafft. Siegwart, der sich mit seinen Landjägern umgeben, konnte den Augenblick kaum erwarten, bis der Kessel geheizt war. Gegen fünfzig Klosterfrauen von der Landschaft, der größere Theil der Priesterschaft, worunter Rickenbach, Stocker und vier Jesuiten, der bekannte Regierungsrath Hautt mit seinem Vater, Bernhard Meyer und Andere hatten sich auf dem Verdeck bereits eingefunden. Während das Dampfschiff noch rauchte, kamen in höchster Eile noch einzelne namhafte Flüchtlinge von der Straße am Rothensee her gelaufen. Darunter die beiden Jesuiten Feldprediger Pater Roh und Pater Damberger; zuletzt auch der Capuciner Pater Berekund. Pater Berekund war der beredteste und populärste Mann des Kantons, hatte bei jeder Gelegenheit von der Kanzel herab den Sieg des Sonderbunds als eine ganz sichere und ausgemachte Sache prophezeit, und nicht wenig dazu beigetragen, die gläubigen Gemüther der Bauern zu entflammen. Er wohnte den Gefechten bei Muri und dem Treffen bei Gislikon bei. Als er sah, daß die Sache dort unglücklich ging, machte er sich aus dem Staube und schlich sich im Abenddunkel mit gesenktem Kopf aus das Dampfschiff. Die Brandröthe leuchtete schauerlich genug vom Himmel über den Höhen des Musegg und Wesemlikloſters, die Feuerstätten von Roth und Honau andeutend, als gegen 9 Uhr Nachts das Dampfboot mit Siegwart, Jesuiten, Klosterfrauen, Capucinern, Geldcassen und Kornsäcken in die mondbeleuchtete Fluth des Vierwaldstädtersee's hinaussteuerte. Zwanzig Landjäger dienten als Bedeckung. Als das Dampfschiff in Fluelen angekommen war, wurden letztere ohne Bezahlung entlassen und mußten auf eigne Rechnung einen Kahn zur Rückfahrt nach Luzern miethen. Verhörrichter Ammann wurde nicht auf dem Dampfschiff gesehen. Noch heute behaupten Viele, er sey Tags darauf auf der Flucht nach Winkel vom Volk entdeckt, vom Pferd gerissen und in den feuchten Kerker des Kesselthurms, wo er selbst früher seine Gefangenen gequält, geworfen worden. Der Mann, der ihn ergriffen haben will ist in Luzern bekannt, und noch vor zwei Tagen versicherte einer der eidgenössischen Commissarien, daß Ammann allerdings verhaftet sey. Die Sache ist aber irrig. Ich weiß von guter Hand, daß Ammann schon seit dem 25. in Altorf war und sich seitdem wahrscheinlich mit Siegwart über die Furka nach Oberwallis geflüchtet hat. Erst gegen Mitternacht kam der verwundete General Salis-Soglio mit seinen Adjutanten Merian und Sonnenberg zur Stadt und fuhr mit dem andern Dampfschiff um 2 Uhr Morgens nach Stansstad in Unterwalden ab. Von dort soll er nach Uri gegangen seyn und hat sich seitdem wohl gleichfalls nach Oberwallis geflüchtet. Als er die zeitige Flucht Siegwarts erfuhr, soll er bei seiner Abfahrt von Luzern geäußert haben, es thue ihm jetzt leid, daß er sich zu diesem Unternehmen mit so feigen Schurken eingelassen.

Den General Salis bedauere ich von Herzen. Er genießt den Ruf eines höchst ehrenwerthen Mannes und hat angenehme Umgangsformen, so lange man ihm in seinen politischen Meinungen nicht widerspricht. Ich sah ihn im vergangenen Sommer ziemlich häufig in Luzern. Ein Mann von schöner Gestalt und edlen Gesichtszügen, welche die Hanauer Backenschramme einigermaßen entstellt. Schnitt des Gesichts und pechschwarze Haare verrathen den nicht germanischen Ursprung; seine Familie stammt aus Welschland. Er trug immer einen polnischen Schnürrock, zeigte sich bei jeder Gelegenheit als trefflicher Reiter, und in Haltung, Bewegung wie in seinem ganzen Wesen liegt noch etwas sehr Jugendliches. Ich hatte den feurigen Mann, dessen persönlichen ritterlichen Muth Jedermann anerkennt, lieb gewonnen, bis ich eines Tags hörte, daß er in einer Aufwallung von Unmuth den harmlosen Züricher Professor Stiefel von Schwyz unter den Tisch geworfen und mit Ohrfeigen tractirt. General Salis ist, wie man glaubt, durch traurige Familienverhältnisse zu Annahme der Stellung, die ihm der Sonderbund bot, hauptsächlich bewogen worden. Sein einziger Sohn sitzt im Irrenhaus und der Tod entriß ihm seine geliebte Tochter. Seine Frau wie er selbst neigen, obwohl Protestanten, zur religiösen Schwärmerei. Ueberdies sind seine Vermögensverhältnisse durch Unglücksfälle ziemlich zerrüttet, und neben seinen beiden reichen Brüdern machte er in Chur ein ärmliches Haus. Als strengen Conservativen hat er sich dort bei jeder Gelegenheit bewährt, und wider seine politischen Gegner trat er immer mit einer Energie auf, wie sie nur wenige Männer seiner Partei in Graubünden mit ihm theilen. Als bei dem letzten dortigen Schützenfest ein bekannter conservativer Redner von St. Gallen von den Radicalen verhöhnt und bedroht wurde, sprang Salis-Soglio auf die Tribüne und hielt den Hut über seinem Haupt, als sey er bereit, ihn gegen die Menge zu schützen. Einen sehr hervorragenden Geist haben selbst seine nächsten Freunde, so viel ich weiß, nie bei ihm gerühmt. Man achtete ihn aber als einen durchaus redlichen Mann, und liebte ihn als guten Gesellschafter. Die Sonderbündischen lernten ihn bei seiner Mission in Unterwallis kennen, wo er sich als eifrigsten Conservativen zeigte. Sie gaben ihm als Fremden den Vorzug, da unter den Führern in ihren eigenen Kantonen seit Jahren die kleinlichste Rivalität herrscht.

Während der letzten Tage, welche dem Sturz der Luzerner Regierung vorausgingen, waltete hier der Schrecken. Jede Aeußerung des Mißvergnügens, der mildesten Opposition wurde mit Kerkerstrafe bedroht. Eine Bekanntmachung der Polizei verbot das Beisammenstehen von drei und mehr Personen auf der Straße. Unter den Eingekerkerten in diesen letzten Tagen der

Digitized by Google

Siegwartischen Schreckensherrschaft befand sich auch der Sohn des Alt-Schultheißen Kopp. Es war kein Wunder, daß nicht nur die Radicalen, deren die Stadt Luzern in der That nicht viele zählt, sondern auch der ganze gemäßigt liberale Theil der Bürgerschaft, welche deren Mehrzahl bildet, über Siegwarts Sturz und den Einmarsch der eidg. Truppen aufrichtig frohlockte. Die eidgenössischen Farben, die vorher strenge verboten waren, kamen plötzlich aus vielen Fenstern zum Vorschein. Den Truppen der Ziegler'schen Division, welche zuerst einrückte, tönte unbeschreiblicher Jubel entgegen. Manche Häuser waren mit der begrüßenden Inschrift geschmückt: „Seyd willkommen, ihr Befreier!" Auf anderen Inschriften las man: „Nieder mit den Jesuiten und dem Sonderbund!" Natürlich erwachte zugleich bei den Liberalen unedles Rachegefühl gegen die Partei der Rothen. Die Soldaten wurden zur Zerstörung der Häuser Siegwarts und Eiggers von den Bürgern förmlich aufgemuntert. In den ersten Stunden der Verwirrung war es schwer, dergleichen Scenen zu verhindern. Der Stadtrath erließ leidtem eine sehr ernste Mahnung an die Bürger, und der energische Oberst Ziegler, der zum Platzcommandanten ernannt wurde, stellte unter den Truppen strenge Mannszucht wieder her.

Er wurde darin eifrigst unterstützt vom Oberstlieutenant Landammann Siegfried aus Aargau, einem der fähigsten, tüchtigsten Männer der Schweiz, der auch im Treffen bei Gislikon durch persönlichen Muth sich ausgezeichnet hatte. — Das kriegerische Drama in der innern Schweiz ist mit der Unterwerfung der Urkantone ausgespielt; das politische wird wohl so lange dauern, als zwei große Gegensätze der Prinzipien so schroff und unversöhnlich wie bisher neben einander bestehen.

Mannichfaltigkeiten.

(Fürth, 7. Dec. — Mannh. Abdz.) Heute sind es zwölf Jahre, daß die Einweihung der ersten Eisenbahn Deutschlands hier stattgefunden. Die Nürnberg-Fürtherbahn bleibt ein freundliches Zeichen des erwachenden Geistes des deutschen Volkes für seine wichtigsten Handels- und Verkehrsinteressen; darum sey hier dieses Tages gedacht; er gereicht dem industriellen und commerciellen Sinn der Unternehmer auch darum zur Ehre, weil die Eisenbahn ihre Berechnungen mit bestem materiellen Erfolg gekrönt hat.

Das Herzogthum Anhalt-Cöthen ist mit dem Herzogthum Anhalt-Dessau vereinigt worden. Anhalt-Cöthen hat einen Flächenraum von 15 □Meilen mit 42,000 Einwohnern, und mit Hinzurechnung dieser besitzt nunmehr Anhalt-Dessau 32 □Meilen und 107,000 Einwohner. Die Einkünfte des Herzogthums Anhalt-Cöthen rechnet man zu 300,000 Thlr. Dagegen hat der verstorbene Herzog nahe an 3 Mill. Thlr. Schulden hinterlassen, die nun von Anhalt-Dessau übernommen werden.

(Berlin, 4. Dec. — Berl. Nachr.) Der ehemalige Justitiarius St., eine hier sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit, stand in der vorgestrigen Sitzung des Kriminalgerichts unter der Anklage des wiederholten Betruges vor den Schranken. — St. hatte seit Jahren das unbedingte Vertrauen mehrerer hiesigen Familien genossen, und deshalb ohne alle Controle ihrerseits ihre Geldgeschäfte, insbesondere die Unterbringung ihrer Kapitalien auf Hypotheken besorgt. Auch mit einer Wittwe R. hatte er in dieser Weise in Verbindung gestanden und für sie Kapitalien auf Grundstücke, jedoch stets auf seinen Namen, ausgeliehen. Die Anklage ging darauf hin, daß St. ein derartiges Kapital von 4000 Thlrn. unterschlagen und zu seinem Nutzen verwendet, mit einem zweiten von 5000 Thlrn. den Versuch dazu gemacht habe. Außerdem sollte er mehrere kleine Summen, die ihm von seinen Klienten anvertraut worden waren, unterschlagen haben. — Der Angeklagte, früher selbst praktischer Jurist, läugnete die ihm zur Last gelegten Vergehen durchaus, und vertheidigte sich dagegen auf eine eben so gewandte, als sachgemäße Weise. Dennoch wurde der Angeklagte, nach einer zehnstündigen Verhandlung, wegen wiederholten Betruges, zum Verluste der Nationalkokarde, einer Geldstrafe von 4300 Thlrn., und, wenn er diese nicht zahlen kann, zu dreijähriger Strafarbeit und außerdem noch zu einjähriger Strafarbeit verurtheilt.

(Milit.-W.) In Folge Allerhöchster Kabinets-Ordre vom 1. April d. J. ist in Berlin eine Central-Turn-Anstalt der Armee in das Leben getreten, welcher die Aufgabe gestellt ist, Lehrer für den Turn- und Fecht-Unterricht in der Armee auszubilden. Es sind zu diesem Ende zwei Offiziere als Lehrer angestellt, und 18 andere Offiziere (einer von jeder Division) als Schüler kommandirt worden, welche am 12. October d. J. ihre Thätigkeit begonnen haben. Es wird dadurch bezweckt: 1) Beförderung einer durchgreifend zweckmäßigen Rekruten-Ausbildung, vermittelst Anwendung der einfachsten körperlichen Uebungen; 2) Zuverlässigere Ausbildung der Schützenzüge und leichten Truppen im Allgemeinen, behufs der Ueberwindung schwieriger Passagen; 3) Ausbildung für das Gefecht mit den blanken Waffen; 4) Entwickelung des moralischen Elements in der Richtung auf den kriegerischen Zweck — selbstständige Entschlossenheit, Selbstbewußtseyn gegenüber der Gefahr, und daher Lust und Kraft, sie zu bestehen. (Berl. Nachr.)

Die in Leipzig erscheinende deutsche Gewerbe-Zeitung enthält eine umfassende Beschreibung der in den Blättern oft genannten Steinkohlengruben und Schienenfabrik von J. Meyer in Hildburghausen, woraus wir Folgendes ausheben: „Von den bewaldeten Höhen um Neuhaus ragen malerisch die Gebäude der neuen Kohlenwerke mit ihren Essenthürmen hervor, während sich auf einer Planirung im Thale die kolossalen Hüttenwerke der Eisenbahnschienen-Kompagnie, umgeben von ausgedehnten Teichen, welche den Wasserbedarf für die Dampfmaschinen und sonstigen Zwecke liefern, ausbreiten. Auf einem den Werken angehörenden Raum von 60 bis 70 Morgen liegen, symmetrisch geordnet, die in gefälligem einfachen Styl solid aufgeführten verschiedenen Gebäude mit ihren langen Façaden und den hohen Schornsteinen, deren mehrere bereits durch die aus ihnen hervorwirbelnden Rauchwolken das innere Leben der Werke beurkunden. Den Mittelpunkt der ganzen Gruppe bilden die vier Hochöfen mit ihren Schmelzhallen, an deren einer Seite sich die langen Gebäude der Maschinenfabrik hinziehen, während vor ihnen die für die Stabeisengewinnung und Schienenfabrikation, also zur Aufnahme der Puddel- und Schweißöfen, so wie der Hammer- und Walzwerke bestimmte Halle einen sehr großen viereckigen, mit einem siebentheiligen, auf eisernen Säulen ruhenden Dache bedeckten, an den Seiten ganz freien Raum umfaßt. Kokköfen, nebst Vorräthen an Kohlen, Koks und Erzen, Kalk- und Ziegelbrennereien nebst sonstigem Zubehör liegen auf einem weiten Raume hinten den Gebäuden. Breite chaussirte Straßen, sämmtlich von Hrn. Meyer ganz neu angelegt, bringen die einzelnen Werke der Kohlengruben in bequeme Verbindung, den Transport der Rohstoffe erleichternd und wohlfeiler machend."

Nach der im December v. J. stattgehabten Aufnahme der Bevölkerung des Zollvereins ist der Stand der letzteren folgender: 1) Königreich Preußen 16,452,526 Köpfe, außerdem Großherzogthum Luxemburg 186,140 Köpfe. 2) Königreich Bayern 4,510,700 Köpfe. 3) Königreich Sachsen 1,836,664 Köpfe. 4) Königreich Würtemberg 1,786,870 Köpfe. 5) Großherzogthum Baden 1,365,034 Köpfe. 6) Kurfürstenthum Hessen 726,883

Digitized by Google

Köpfe. 7) Großherzogthum Hessen 863,152 Köpfe. 8) Thüringen 997,461 Köpfe. 9) Herzogthum Braunschweig 248,519 Köpfe. 10) Herzogthum Nassau 418,627 Köpfe. 11) Freie Stadt Frankfurt 68,240 Köpfe. Zusammen 29,460,816 Köpfe. Nach den Zählungen im December 1843 betrug die Gesammtbevölkerung 28,498,136 Köpfe. Mithin ist die Bevölkerung gestiegen um 962,680 Köpfe oder 3,37 pCt. für drei Jahre und 1,123 pCt. in einem Jahr. (Berl. Z.)

Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an Brodstoffen hat im Jahre 1847 jene von 1846 um 26,664,715 Scheffel überstiegen und der Erlös aus dieser Ausfuhr hat im Jahr 1847, den Scheffel nur zu $1^1/_8$ Dollar gerechnet, die ungeheuere Summe von 52,288,708 Dollars betragen, während er im Jahre 1846 sich nur auf 16,258,719 Dollars belief. Die diesjährige Ernte hat übrigens nach allen Berichten die vorjährige noch überstiegen.

Am 30. Sept. 1847 waren bereits 2350 Meilen electromagnetischer Telegraphenlinien in Thätigkeit; es sollen im Laufe einiger Monate noch 1000 Meilen vollendet werden, so daß dann eine ununterbrochene Linie von 3000 Meilen bestehen wird, welche sich von Canada bis an den Golf von Mexiko erstreckt.

Korrespondenz.

Aus Kurhessen, 10. Dec.

Das so eben vollständig bei Brockhaus in Leipzig erschienene neue Buch unseres Landsmannes, des Dichters Heinrich König, „die Eleusten in Mainz", zog schon nach der Ausgabe der beiden ersten Bände die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das gespannte Interesse wurde jedoch um so mehr befriedigt, als in dem neuen Romane König nicht allein seine eigenen früheren Werke bei weitem übertroffen, sondern auch die letzten gesammten Erscheinungen der Literatur in letzterer Zeit überflügelt hat. Das Werk zeichnet sich bei einer ungemein schönen Darstellung durch eine Fülle tiefer Gedanken, durch wahre und scharfe Charakteristik und durch eine hohe, großartige, ruhige Weltanschauung aus, welche die Gegensätze der Zeit zwar genau historisch festhält, aber nicht mehr auseinander gefallen, sondern in sich versöhnt, unter sich berechtigt, poetisch gestaltet.

Weimar, 8. Dec.

Am 24. v. M. wurde auf Belvedere die Hauptversammlung des landwirthschaftlichen Vereins abgehalten, die diesmal zahlreicher als sonst besucht war. Zugleich war damit eine Ausstellung von ausgezeichneten Pferden, ökonomischen Geräthschaften und landwirthschaftlichen Erzeugnissen verbunden. Darunter befanden sich unter Anderem Kartoffelknollen aus Samenkernen gezogen, Waizen aus Kiächta an der chinesisch-russischen Gränze, sibirischer großkörniger Samenroggen aus Tomsk und eine Obstschäle von Karl Kolicke aus Dermbach. Außer den innern Angelegenheiten des Vereins — heißt es in der Weim. Ztg. — kamen noch folgende Gegenstände zur Sprache: die außerordentliche Zunahme der Schafzucht in Neu-Süd-Wallis in Australien und der Mangel an tüchtigen Schäfern, weshalb man bemüht sey, dergleichen als Einwanderer dahin zu ziehen; die Einfuhr von Thieren und thierischen Erzeugnissen in England aus Deutschland; die Krankheit der Kartoffeln und die deshalb nöthige sorgfältigere Behandlung und Pflege derselben; eine Frage in Betreff der Wege in den Dörfern; die Prüfung der Schrift des Gutsbesitzers Joseph Jüttner in Krain über den Kartoffelbau; die Begutachtung der Frage: „Ist es wünschenswerther, für den Getreidehandel im Großherzogthume ein neues Hohlgemäß einzuführen oder das Getreide auf den Märkten des Landes nach dem Gewichte zu verkaufen?"; die Benutzung der Erde zur Einstreu in den Ställen; die Vorsichtsmaßregeln bei dem Einkauf der Pferde aus dem noch ungedruckten Wegweiser zur Beurtheilung der äußeren Pferdekenntniß von dem Hofrosarzt Lotze zu Weimar, in welchem zugleich die Geheimnisse der Pferdehändler und ihrer Handelsvortheile, die Kunstgriffe der Käufer bei dem Mustern und bei dem Handel der Pferde angegeben sind.

Wiesbaden, 10. Dec.

Am 8. l. M. ist auch von hier aus, bedeckt mit zahlreichen Unterschriften, eine Dankadresse an den wackeren Prediger Uhlich in Magdeburg abgegangen. Trotz dem, daß man hier von gewissen Seiten den Reformbewegungen auf dem kirchlichen Gebiete möglichst entgegen zu arbeiten sucht, so gibt sich doch unter der Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung ein entschiedener Sinn für dieselben kund und wenn auch nicht gleich, so dürfte doch mit der Zeit eine große Anzahl gebildeter Familien entweder zur Bildung einer freien, oder, was noch besser wäre, zum Uebertritt, resp. Verschmelzung mit der deutschkatholischen Gemeinde zu einer evangelisch-katholischen Kirche zusammentreten. Die Theurung und ihre Folgen hatte, wie an vielen anderen Orten, so auch hier, manches zeitgemäße Unternehmen zum Stillstande gebracht; hoffen wir, daß mit der Wiederkehr besserer Zeiten und dies recht bald das Begonnene muthig fortgesetzt werde. Die Adresse an Uhlich lautet wie folgt: „Hochverehrter deutscher Mann! Mit der größten Aufmerksamkeit sind wir bisher Ihren Bestrebungen gefolgt; auch wir haben erkannt, daß der Weg, den Sie betraten, der rechte ist, der zu einer Vereinigung aller Confessionen führen, der die Religion von den eingerosteten Mißbräuchen, die bisher allen Streit und allen Haß hervorgerufen, reinigen wird. Wir haben es gehört, mit welcher Aufopferung, mit welch' edlem Muthe und standhafter Ueberzeugungstreue Sie Ihr Ziel verfolgen, mit welchem heiligen Eifer, mit welcher Entschlossenheit und mit welchem versöhnenden Sinn Sie Ihren Widersachern entgegentreten, wie Sie keine Mühe scheuen, den Christen unserer Zeit ein Führer zu werden zur Befreiung von allen Geistesbanden, ein Versöhner, ein Erretter! Wahrlich! Sie geben uns ein schönes, ein herrliches Beispiel und sollten wir träge seyn, demselben nachzuahmen? Nein! auch wir, Glieder aller Confessionen, die wir uns hier unterzeichnen, wir wollen für die Sache der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe wirken, was in unseren Kräften steht; wir wollen uns ernstlich bestreben, Das fortbauen zu helfen, was Sie seit langen Jahren schon angebahnt, was Sie mit edlem Freimuthe als Ihr höchstes Ziel auf dieser Erde zu erringen suchen! Und daß uns dies Ernst, daß uns dies heilige Pflicht seyn soll, das geloben wir Ihnen hier feierlich: „wir wollen mit Ihnen aller Geistesknechtung muthig entgegentreten, wir wollen mit Ihnen Das in's Leben zu rufen uns bemühen, was unserer Zeit so sehr noth thut, ein Reich Gottes schon hier auf Erden durch die Wahrheit, durch die Liebe!" Haben Sie Dank, aufrichtigen Dank, edler, gesinnungstüchtiger Mann für Ihre Aufopferung, für Ihre großen Verdienste, die Sie sich schon um die Kirche Christi, um das Heil der Menschheit erworben; der gütige Himmel verleihe Ihnen auch ferner Muth und Kraft und Ausdauer zu Ihrem heißen, zu Ihrem schweren Kampfe und lasse Sie recht bald das Glück reichlich genießen, zu sehen, nicht umsonst, nicht vergebens gewirkt zu haben. Kein bitterer Undank möge Ihnen je zum Lohne werden! Dies der treue, heiße Wunsch der ehrerbietigst und dankbar Unterzeichnetrn. Wiesbaden, am 8. Dec. 1847." (Folgen die Unterschriften.)

Frankfurt a. M.

Die zweite soirée musicale von Hrn. Eduard Rosenhain findet Dienstag den 14. Dec. im Saale des Hrn. C. A. André, Zeil, Haus „Mozart", statt. Die unter andern vorkommenden Stücke sind: Quartett von Mozart (Es dur), grand Duo von Moscheles für zwei Pianoforte, vorgetragen von Eduard Hecht und Rosenhain, grand Trio von Franz Schubert, vorgetragen von den Herrrn Eliason, Ripfel und Rosenhain. Anfang: 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Dec. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Dienstag, 14. Dec. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Die in diesem Stück vorkommende neue Decoration ist von dem Theatermaler Hrn. Hoffmann und dem Theatermaschinisten Hrn. Schechner.

Mittwoch, 15. Dec. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abth., von Solera, übersetzt von Prutz, Musik von Verdi. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 345. Mittwoch, den 15. December 1847.

Ein geheimes Rezept zum Reichthum.

Von A. Dr.

Reich zu werden ist ja der allgemeine Wunsch der Menschheit; „Geld regiert die Welt", wer reich ist, ist auch verständig und gut, ein braver und redlicher Mann, wird gelobt und geachtet, man weicht katzfüßelnd vor ihm aus, er ist der Herr Z. hinten und vornen. Wer aber kein Geld hat, wird, auch wenn er noch so viel Einsicht und Tugend besitzt, nicht geachtet; er könnte sparsamer, betriebsamer seyn, an ihm liegt die Schuld, daß er nicht reich ist.

So sprechen die eiteln Kinder dieser Welt, die blos auf irdische, vergängliche Schätze bauen und vertrauen und den Werth der Seele hintansetzen.

Wenn dagegen Einer ein Aemtchen hat, ist's was Anders; auch wenn er nicht reich ist, auch nicht ein Mal klug, verständig und rechtschaffen, er wird doch hochgeschätzt, er ist gescheid und brav, denn es giebt ein altes Sprichwort: „mit dem Amt kommt der Verstand", und „was er noch nicht ist, kann er noch werden." Er hat einen mächtigen Arm, heißt's auch von diesem und jenem Angestellten, und „wer Dir als Freund nichts nützen kann, kann Dir als Feind doch schaden." D'rum hübsch fein gekratzfüßelt, Komplimente gemacht, wenn er kommt, und ihm geschmeichelt! Er ist ein braver, guter und einsichtsvoller Mann.

Hat aber Einer kein Geld und kein Amt, und sey er noch so brav, er gilt nichts.

„Man sieht einem auf den Kragen, aber nicht in den Magen." — Was außen schimmert, gilt, der innere Glanz ist nichtig und: „Kleider machen Leute." Alles dreht sich um's liebe Geld, dafür wird man gescheid und klug, es ist der wahre Nürnberger Weisheitstrichter.

Selbst die Universitäten, die Sitze der Weisheit, die Musenstädte, sehen das Geld gern, und wenn Du ein hübsches Sümmchen hingiebst, kannst Du Doktor werden, auch wenn Du noch so ungelehrt bist, vielleicht auch gar nicht ein Mal Dein lateinisches Doktordiplom in's Deutsche übersetzen kannst.

So ist die Welt; „der Eine hat den Beutel, der Andere 's Geld"; und wer letzteres hat, wird glücklich gepriesen.

Da sind denn auch schon Viele aufgetreten und haben Bücher geschrieben, wie man reich werden kann. „Der Weg zum Reichthum", „die Kunst, reich zu werden", „das Goldmacherdorf" und andere Titel führen sie; enthalten auch viel Schönes und Gutes, will uns aber bedünken, als ob doch die Welt durch sie nicht glücklicher geworden sey, als ob nicht alle Die, welche diese Bücher gelesen, reich geworden wären.

Mir wenigstens ging's so; hat mir gar Vieles eingeleuchtet, was in den Reichthumsbüchern stand; aber wenn der Anfang fehlt, dem fehlt Alles; wer kein Geld zu einem Schaf hat, kann sich keine Heerde ziehen, wenn er auch Regeln und Mittel kennt, wie sich die Heerde mehrt; was hilft's, wenn Einer einen Strick hat, aber keine Kuh daran. Wer nichts hat, bekommt nichts; und „wer nichts erheirathet und ererbt, der bleibt arm, bis er stirbt." —

Weiß aber doch ein geheimes Mittel, wie man reich werden kann, ein Goldrezept, aber nur für Die heilsam und wirkend, welche schon was haben und mit ihrem Pfunde wuchern wollen; ein Mittel ist's, wie man hohe Zinsen ziehen kann aus seinem Kapital, wie man dieses sichert und erhält, auf daß nichts davon komme; denn Ihr wißt, erhalten ist oft schwerer, als erwerben.

Nun, so höret, will's Euch erzählen. Wenn Ihr's gerade so machet, müßt Ihr reich werden.

Es waren ein Mal zwei Brüder von gleichem Alter, die heiratheten auch zu gleicher Zeit zwei an Körper und Geist sich gleichende Schwestern, und brachten ein gleiches Vermögen mit in die Ehe. Beide trieben Ackerbau und bewirthschafteten gleich große und in ihrem Ertrag gleich ergiebige Güter. Der eine hieß Franz, der andere Christoph. Franz war thätig bei Tag und Nacht; sich nicht die geringste Ruhe gönnend, arbeitete er wie ein Knecht stets, wo es am härtesten anging, wo die schwierigsten Handverrichtungen zu besorgen waren. Alle Welt lobte den fleißigen Mann; aber trotz seiner schweren Handarbeiten, trotz seines Schaffens bei Tag und Nacht ging er zurück, statt vorwärts; statt zu erübrigen, verlor er; statt zu erringen, verrang er.

Darob betrübte sich das junge Ehepaar gar sehr; es konnte nicht begreifen, daß bei aller Sparsamkeit und unermüdlichem Fleiß es doch den Krebsgang ginge.

Christoph aber mühte sich nie mit Handarbeiten ab, versah nie Knechtdienste, spazierte den ganzen Tag im Haus und Hof, Feld und Wald herum, sah nach, ordnete an und gab seinen Leuten Befehlen, arbeitete aber selbst nichts.

Ein kleines Spazierrohr führte er stets bei sich, er glich einem Herrn, aber keinem Bauern.

Da hieß es im ganzen Dorf: „Der treibt's auch nicht lang, damit kommt man nicht durch, das ist ein Manschettenbauer, der nichts arbeiten will und blos spazieren geht. Ein Bauer muß selbst Hand anlegen und mithantiren, sonst geht's nicht."

So redeten die Leute im Dorf; Christoph aber kehrte sich nicht daran und spazierte nach wie vor täglich auf seinem Gute herum, selbst in der Ernte, wo die Haut voll zu thun war.

Die Folge war, daß es nach einigen Jahren hieß: „der reiche Christoph!" Man fand seinen Reichthum unerklärlich, und sprach verwundert: „Der muß Geld gefunden haben, anders kann es nicht seyn, er arbeitete ja nie den Streich, wo soll der Reichthum herkommen? Da müßte jeder Tagdieb und Faulenzer reich werden, und die Welt stünde auf dem Kopf!"

Digitized by Google

Franz aber, sein Bruder, der gepriesene, fleißige Haushalter, ging zurück und immer mehr zurück. Es wunderte sich nun alle Welt darob; man sagte aber tröstend und beschönigend: „was kann man vor Unglück! der Mann thut Alles, was in seinen Kräften steht, er arbeitet bis in die Nacht hinein, wie ein Knecht, und doch will's nicht vorwärts. Das Glück muß halt den Mann suchen; wenn der Mann das Glück suchen will, findet er es nie."

Also war das oberflächliche Alltagsgerede der gewöhnlichen Menschen, die zu kurzsichtig waren, um den Zusammenhang der Umstände zu durchschauen.

Tief niedergeschlagen über seinen unverschuldeten Untergang und staunend und halb neidisch auf den wachsenden Wohlstand Christoph's, wendete Franz sich zu ihm und sprach: „Hör ein Mal, lieber Bruder, Du weißt, ich mühe mich ab bei Tag und Nacht, gönne mir keine ruhige Stunde, ernte auch Hübsches, könnte nicht über Mißjahre klagen, aber mir ist's ein Räthsel, ich komme mit jedem Jahr zurück und Du versiehst spielend Deine Geschäfte, spazierst den ganzen Tag auf den Aeckern herum, legst nie selbst Hand an und wirst stets reicher. Gestehe mir ein Mal, wie Das zugeht, mir ist's unerklärlich."

„Das Räthsel will ich Dir lösen, lieber Bruder, mußt mir aber vorher versprechen, mir zu folgen und Alles so zu machen, wie ich's Dir sage."

„Nun wohlan, mir ist Alles recht; wenn ich Dein Glück auf rechtschaffenem Wege erlangen kann, so will ich's von Herzen gern; drum offenbare mir Dein Geheimniß."

Christoph begann: „Siehst Du, das dünne Rohr, womit ich stets in meinen Feldern spazieren gehe, hat mir bei meiner Heirath ein alter Mann, den nun die kühle Erde deckt und der als weiser, verständiger Rathgeber Jedem in der Noth beisprang und in der ganzen Gegend als ein Weiser und Schicksalsdeuter bekannt war, zum Hochzeitsgeschenke verehrt. Ich erholte mir Raths in allen Fällen bei diesem alten Mann, achtete und liebte ihn, wie meinen Vater, und er auch zeigte mir immer ein offenes, anhängliches Herz. Auf meinem Hochzeittag verehrte er mir dies Rohr zum ewigen Andenken an ihn. „Sieh," sprach er, „hier hast Du mein schätzbarstes Gut, meinen größten Reichthum. So unscheinbar dies Stäbchen aussieht, so war es doch in meinem ganzen Leben mein Begleiter, mein Führer und Glücksstern. Ich stehe nun allein da in der Welt; meine Kinder und Verwandten sind alle vor mir hinweggestorben, ich bin alt und werde ihnen bald nachfolgen. Dieser Glücksstab soll nicht unbenützt verderben nach meinem Tod; deshalb beschere ich ihn Dir zum Hochzeitsgeschenk, Du liegst mir am Herzen, und Dein Glück möchte ich gerne begründen.

(Schluß folgt.)

Fürst Wallerstein gegen die Censur.

In den letzten Verhandlungen der bayerischen Stände über die Presse kommt eine Rede des Fürsten von Oettingen-Wallerstein gegen die Censur vor. Sie ist als Aeußerung eines stolzen Aristokraten bedeutungsvoll, sie ist es jetzt doppelt, denn wenige Tage, nachdem der Fürst sie gesprochen, berief ihn König Ludwig zu seinem Minister des Aeußern und des Kultus, und verordnete, daß die Preßangelegenheiten unter das Kultusministerium gestellt werden. Fürst Wallerstein ist also nicht blos in der Lage, sondern hat auch jetzt die Verpflichtung auf sich, als Minister auszuführen, was er als Ständemitglied wünschte und für gut und nöthig erklärte. Wir verkennen nicht, daß er auch als Minister noch eine Macht über sich hat — nicht die des Königs meinen wir, der, selber Schriftsteller, der freien Presse nicht abgeneigt seyn kann, sondern die Bundesgesetzgebung, die (wir erinnern an Baden) keinem einzelnen Bundesstaat die Entfesselung der Presse gestatten will. Aber durch seine Stimme für Bayern am Bunde, durch Auslegung der Vorschriften desselben und endlich durch Freigebung der Presse in innern Angelegenheiten, kann der bayerische Minister, wenn er will, schon mehr als einen seiner Wünsche in Erfüllung bringen. Seine Rede in der Reichsrathskammer war diese: „Alle Dinge der Welt haben ihre Zeit. Als die Bevölkerungen noch sedentär und abgeschlossen in ihren einzelnen Wohnsitzen lebten, als noch die geistigen wie die materiellen Verkehrsmittel in der Wiege lagen, da mochte die Censur ein souverainhowever Mittel bilden gegen Preßmißbräuche; heutzutage ist sie offenbar unkräftet, ja beinahe auf Null reducirt. Was den periodischen Blättern entrückt wird, geht in die nichtperiodischen Schriften über, oder bricht sich Bahn auf brieflichem Wege, und gelänge es einer menschlichen Macht, selbst diese beiden Mittheilungskanäle zu bewältigen, so flöge das mündliche Wort mittelst Dampfes und der Eisenbahnen durch die Welt; es trüge die allenthalben mobilisirte Bevölkerung der Gedanken von Ort zu Ort. Heutzutage ist die Censur selbst für die Regierungen lästig und gefährlich. Sie ist lästig, weil sie der Staatsgewalt die moralische Verantwortlichkeit jeder Milde, jedes passirten Artikels auferlegt, weil dieselbe namentlich in internationaler Beziehung Strenge erzwingt, wo selbst den Machthabenden freie Besprechung wünschenswerth scheint; sie ist schädlich in doppelter Beziehung, einmal da die Gedanken nicht, wie sie sollten, an das Licht und zur Kenntniß der Regierungsorgane kommen, und da dort, wo die Ueberzeugungen nicht an dem hellen Tageslicht sich bewegen, auch das Regieren ewig ein experimentales bleibt; dann, da ohne freie Presse auch keine tüchtige Presse sich bildet, die tüchtige Presse aber allein ein wahrhaft wirksames Gegengift gegen Preßunfug einschließt, und in der drückenden Atmosphäre des Censurwesens die öffentliche Schriftstellerschaft meist in die Hände uneigentlich irrig sogenannter Literaten, das heißt von Männern übergeht, welchen weder Beruf noch Fähigkeit zu bürgschaftgewährender Handhabung einer der edelsten Aufgaben innewohnt. Meine Ueberzeugung ist heute wie damals auf das wärmste und entschiedenste für censurfreie Presse. Damit aber die Presse censurfrei gehandhabt werden könne, müssen andere Waffen bestehen, und diese bietet nur eine tüchtige, den Mißbrauch in der That und wirksam erreichende, also auch in ihren Vollzugsorganen wohlbemessene Repressivgesetzgebung. Wo eine solche Repression noch nicht vollendet und in das Leben gerufen ist, wird es kaum einer Regierung möglich seyn, sich der Censurwaffe vollständig zu begeben; denn die Waffe, wenn auch veraltet, ist doch immer noch eine Waffe, und ohne alle Waffen kann keine bürgerliche Gesellschaft in der Welt, kann selbst kein Feenstaat bestehen gegenüber der so mißbrauchfähigen Presse. Nochmal, meine Ueberzeugung ist die, daß die Kraft einer Regierung nicht in der Censur, sondern vielmehr in einer freien — durch Repressivmaßregeln wirklich und wirksam in Schranken gehaltenen Presse liegt. Meine Ueberzeugung ist aber auch, daß die Censur als facultative Waffe, das heißt als Recht, als Mittel für Fälle reellen Bedarfs, nur zerbrochen werden kann wenn die neue entsprechendere Waffe an die Wächter des öffentlichen Wohls ausgehändigt ist. Und was ich hier als Ueberzeugung überhaupt ausgesprochen, gilt insbesondere von Deutschland. In dem Bereiche des deutschen Bundes ist die Censur wirkungsloser als irgendwo. Wie ich schon in dem verflossenen Jahre geäußert, ist in gewisser Hinsicht eine der freiesten Pressen die deutsche, denn kein Gedanke läßt sich erfinnen, der nicht an irgend einem Punkte von Deutschland niedergeschrieben und durch den Druck veröffentlicht werden könnte; wer sich die Mühe gäbe, alle deutschen Blätter zu sammeln, besäße in ihrer Gesammtheit ein ganz freies, fesselloses Blatt, und da die meisten Dinge nur auf einzelnen Punkten gedacht und geschrieben werden können, so dienen unsere 38 deutschen Censuren nur

Digitized by Google

dazu, die Entwickelung der gemäßigten Ansicht und die wirksame Bekämpfung extremer Ansichten zu hindern. Deutschlands Regierungen und Völker kämen viel weiter mit einer zeitgemäß verjüngten, als mit einer bezüglich der vier Pfähle regungslosen, in Absicht auf Nachbarländer neckischen und darum im Ganzen krankhaft pulsirenden Presse." (Hann. Morgbl.)

Das Treiben eines Wunderdoktors.

(Schwäbisch-Hall, 8. Dec.) Wie sehr sich unser leichtgläubiges und abergläubisches Volk ausbeuteln und betrügen läßt, das wissen sogar die Ausländer zu benützen, wofür folgende Thatsachen zeugen mögen.

Im Sommer dieses Jahres bezog ein gewisser Herr aus der Schweiz ein Quartier in einer einsam gelegenen Mühle, der sogenannten Neumühle, in der Nähe des Salzwerks Wilhelmsglück. Derselbe hatte angeblich einen eigenen Geistlichen (es soll ein im Examen durchgefallener Theolog aus Waldenburg seyn) und einen eigenen Doktor bei sich (was dieses für ein Subjekt ist, weiß Niemand). Dieser Schweizer wurde für einen reichen Gutsbesitzer ausgegeben, welcher aus Gesundheitsrücksichten seiner Frau seinen Aufenthalt in dieser Mühle genommen habe, und der Doktor behandle diese Frau, indem er dieselbe magnetisire. Es war Jedermann auffallend, warum diese ungesunde Gegend zum Gesundwerden gewählt worden war (daß das Magnetisiren übrigens nicht nur auf benannte Frau, sondern auch auf deren Kindsjungfer stärkend eingewirkt habe, ist jetzt augenscheinlich): jedoch schenkte man diesem Gerücht im Anfange Glauben, und benannter Herr kaufte nicht nur Vieles in der benachbarten Stadt Hall ein, sondern ließ auch seine Frau reichlich kleiden, kaufte zu Einem Pferd noch das zweite, und fuhr nun jeden Tag in Gala in die Stadt Hall hinein. Nach und nach hörte man aber, daß diese reiche Gutsbesitzer hier und da Geld entlehne, was einiges Mißtrauen erweckte, obgleich derselbe es wieder heimbezahlte; daß er ein gelernter Metzger sey und noch Mehreres, — und jetzt scheint die ganze Geschichte dazu zu dienen, dem benannten Doktor Gelegenheit zu geben, bei allen möglichen Kranken seine Wunderkuren auszuüben, was bereits Leute aus der ganzen Gegend herbeizieht, und der Gesellschaft ein schönes Geld einträgt. Dieser Wunderdoktor treibt sein Wesen auf folgende Weise. Wenn Kranke oder Abgesandte der Kranken zu ihm kommen, so läßt derselbe aus dem nächsten Brunnen einen Kübel voll Wasser schöpfen, reibt die über das Wasser gehaltenen Hände, spricht seinen Hocuspocus-Segen dazu, und nun wird dieses Wasser in Krüge gefüllt, je zu 5 und 10 Stück abgegeben, worauf es die Kranken trinken müssen. Wenn die Kranken nicht nach Belieben zahlen, sondern durchaus den Preis des Wassers wissen wollen, so wird für den Krug 3 Kreuzer angerechnet. Einzelne Kranke besucht dieser famose Arzt auch, und hier wird magnetisirt, indem er mit seinen beiden Händen über den Körper des Kranken hinstreicht, wobei er nach jedesmaligem Streichen die Hände abschüttelt, als wenn er irgend etwas Unreines daran hätte. Dieses Abschütteln soll wahrscheinlich ein Wegschleudern der Krankheit bedeuten. Da dieser Wunderdoktor nun jede Art von Kranken in seine Behandlung nimmt, ja sogar solche, welche an gastrischen oder Schleimfiebern krank darnieder liegen, so wäre zu wünschen, daß ihm recht bald sein saubereres Handwerk niedergelegt würde, damit derselbe nicht noch weiter Unheil anzustiften im Stande wäre. Der Schultheiß, in dessen Bezirk die Mühle liegt, wird wahrscheinlich nicht einschreiten, indem von dessen Hause aus das Gerücht verbreitet wurde, daß des Schultheißen Kind gestorben wäre, wenn es dieser Wunderdoktor nicht gerettet hätte. (St. Beob.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Reisender kehrte kürzlich bei einem Wirth in einer würtembergischen Oberamtsstadt an der Schweizergränze ein und gab demselben bei der Bezahlung seiner Zeche auch einen „Luzerner Batzen." Der Wirth betrachtet dieses schweizerische Geldstück und wirft es dann dem Gast wieder zu mit den Worten: „Sonderbündler nehm' ich keine." (St. Beob.)

Ein Pariser Zahnarzt zeigt für das bevorstehende Neujahr an, daß er ausgezeichnet schöne und zu Neujahrsgeschenken passende Zähne vorräthig habe.

Am 10. Dec. fand auch in dem benachbarten herzogl. nassauischen Orte Eschborn ein gesellschaftliches Pferdefleischessen statt; die dabei vereinigten Personen fanden dieses Fleisch (nach einer uns darüber zugekommenen Notiz) „nicht allein genießbar, sondern sogar delicat."

„Die Schule der Armen, oder: Zwei Millionen", von Friedrich Kaiser, hat dem Theater an der Wien bei der 26. Vorstellung noch über 500 fl. C.-M. eingebracht und verspricht, sich noch lange auf dem Repertoire zu erhalten. (W. Thz.)

(Wien. — Augsb. Abendz.) Das neue Theater, welches der bekannte Schauspieldirektor Hr. Carl in Zeit von sechs Monaten erbaut hat, und welches nach seinem Namen „Carl-Theater" genannt wird, ist nun vollendet und übertrifft Alles, was Wien, vielleicht Deutschland, in dieser Hinsicht aufzuweisen hat, indem hier die höchste Eleganz und das erdenklichste Comfort Hand in Hand gehen. Am 6. Dec. wurde zum ersten Mal die damit verbundene neue Gasbeleuchtung probirt, und der Effekt, welchen das Meer von Gasflammen über alle Räume dieses Prachtgebäudes verbreitete, war höchst imposant. Die förmliche Eröffnung erfolgt in diesen Tagen.

(Oldenburg, 8. Dec.) Die Leipziger Theater-Chronik meldet, daß der Dramaturg des hiesigen Hoftheaters, Hr. Hofrath Julius Mosen, seine Stelle niedergelegt habe, und nicht wieder hierher zurückkehren werde.

Literatur.

1) Deutschland's Dichterinnen. In chronologische Folge herausgegeben von Abraham Voß. Düsseldorf. Verlag von Julius Buddeus. 1847.

Nicht ohne Wehmuth zeigen wir das letzte Werk eines Freundes an, ein Werk, welchem er eine besondere Vorliebe schenkte und dessen Erscheinen ihm zur großen Freude gereichte. Das Buch ist erschienen, allein der edle Herausgeber von dem Schauplatze seiner stillen, aber gesegneten Wirksamkeit abgetreten. Es war von dem Heimgegangenen eine glückliche Idee, Deutschland's Dichterinnen in chronologischer Folge in Einem Bande zu vereinigen, und wir müssen, wenn wie die Schwierigkeiten erwägen, die sich bei einem solchen Unternehmen zeigen, da noch verhältnißmäßig sehr wenig Vorarbeiten vorhanden sind, nicht nur den Fleiß und Eifer des Herausgebers, sondern auch Das loben, was er wirklich geleistet hat. Das Buch führt uns ungefähr 154 Dichterinnen vor, deren älteste Maria, Königin von Ungarn (geb. 1505, gest. 1558) ist. Es kann sich nicht fehlen, daß in einer solchen Sammlung mitunter auch Manches vorkommt, was weniger Werth hat, indem der Herausgeber zur Erreichung seines Zweckes Manches aufnehmen mußte, was er würde unbeachtet gelassen haben, hätte er nur den ästhetischen Anforderungen genügen wollen. Eben so versteht es sich auch wohl von selbst, daß hier und da kleine Unrichtigkeiten vorkommen und daß noch manche Dichterin übersehen wurde, aus deren Dichtungen Proben hätten aufgenommen werden können. Doch wir sind dem Herausgeber großen Dank schuldig für Das, was er mit so viel Sorgfalt und oft nicht ohne bedeutende Mühe gesammelt und uns in einer reichhaltigen Samm

Digitized by Google

lung geboten hat. Das Buch wird gewiß der Leserinnen und Freundinnen viele finden, die an den Poesieen edler Dichterinnen sich erfreuen und erquicken werden. Die in größeren Kreisen schon bekannten Namen führt das Buch alle auf; doch auch weniger bekannte, oft mit recht sinnigen Gaben, werden uns genannt. Zu den weniger bekannten Dichterinnen gehört auch eine Frankfurterin, die leider zu früh verstorbene Sophie Jassoy, von welcher schon 1840 einige Proben im Gedenkbuch zur Jubelfeier der Buchdruckerkunst abgedruckt wurden. Aus diesem hat Voß die „Klagen einer Ephemere" aufgenommen; allein dieses Gedicht gehört nicht der genannten Dichterin, sondern August Madlmann an, in dessen gesammelten Gedichten (3te Aufl., 1837) es Seite 144 steht — Was die äußere Ausstattung und den Druck des Buches betrifft, so sind beide zu loben, und wir wünschen von Herzen, es möge die Absicht des verklärten Herausgebers erfüllen und Freude und Erhebung im Kreise edler Frauen und Jungfrauen verbreiten. Durch diese kurze Anzeige seines letzten Werkes sey auch zugleich in diesen Blättern dem verklärten Freunde ein kleines Todtenopfer gebracht. Wilhelm Kilzer.

2) Der Struwwelpeter. Neue, vermehrte Auflage. Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M.

Wir lang hat Goethe's Faust auf volle Anerkennung warten müssen! Shakespeare ist sogar erst nach fast 200 Jahren der Apotheose theilhaft geworden. Struwwelpeter dagegen hat schon in der Wiege, wie weiland Herkules, die Schlange des Neides erdrückt und, kaum noch recht auf den Beinen stehend, war er schon der stehende Lieblingsheld der Jugend! Die unschuldigen Kindlein! Wir Große müssen jeden Tag einen neuen Abgott, ein neues Spielzeug der Bewunderung haben: die Kleinen wissen ihren Puppen in jeder Stunde ein erneutes Interesse abzugewinnen Wir brauchen also keineswegs die Advocaten des Struwwelpeter zu machen; die Kinder werden schon begeistert genug bei den Eltern die Sache ihres Lieblings zu vertreten wissen; nur wollen wir hier die „kindliche" Ueberredungskunst mit einem sehr „practischen" Grunde unterstützen. Der Struwwelpeter, im Vergleich zu andern, viel weniger reichhaltigen und weniger anziehenden Werken der Art, ist das wohlfeilste Bilderbuch, und dieser äußere Werth, verbunden mit dem unerschöpflichen Reize des Innern, hat ihm den dauernden Beifall aller Stände erworben. So ist der Struwwelpeter der Mann des Kindervolkes und nimmt mit vollem Rechte seinen Ehrenplatz in der Walhalla der colorirten Unsterblichkeit ein! K—r.

Korrespondenz.

Stuttgart, 11. Dec.

Die durch ihre Kunstreisen in England, Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland rühmlich bekannte Tänzerin Louise Weiß, eine geborene Stuttgarterin, ist seit kurzem in Begleitung ihrer Mutter, die hier begütert ist, wieder in ihre Vaterstadt zurückgekehrt und wird wohl demnächst einige Gastrollen im hiesigen Hoftheater beginnen. Man spricht davon, sie werde, da eben das Fach einer ersten Tänzerin durch das Abtreten der Dem. Ost unbesetzt ist, ganz hier bleiben wollen. Das Tänzerpaar Dr. und Mad. Finart, erste Tänzer am k. Hoftheater zu Madrid, sind in voriger Woche hier mit mittelmäßigem Erfolge aufgetreten, werden aber morgen wieder von hier abreisen. — Morgen wird zum ersten Mal die Scribe-Boisseler'sche komische Oper: „Die Königin von Leon" zur Aufführung kommen.

Aus dem Odenwald, 4. Dec.

Die beispiellos reiche Obsternte, welche auch unsere Gegend mit ihrem Segen überschüttete, und der belehrende Rückblick auf eine traurige Vergangenheit, in welcher an den unentbehrlichsten Lebensmitteln längere Zeit hindurch der empfindlichste Mangel herrschte, haben bei Gemeinden und ihren Gliedern den Blick in die Zukunft dermaßen geschärft, daß sie ernstlichst darauf bedacht sind, den Ueberfluß des Jahres nicht leichtsinnig zu vergeuden, sondern ihn vielmehr möglichst zu erhalten und für die früh oder spät wiederkehrenden Zeiten der Noth aufzusparen. Hauptsächlich war es auf die reichliche Gewinnung von Dörrobst abgesehen, wiewohl man nicht verkannte, daß es hierzu bei uns an den nöthigen technischen Einrichtungen fehle, da die bisherigen ihrem Zwecke keineswegs entsprachen. Durch Vermittelung des landwirthschaftlichen Vereines, und auf seine Kosten, wurden zwei Muster-Obstdörren zu Reichelsheim und Höchst erbauet, und man hatte gehofft, damit ein großes, nachahmungswürdiges Beispiel gegeben zu haben. Diese sogenannten Muster-Obstdörren sollen aber so wenig ihrer Bestimmung entsprechen, daß Niemand im Ernste daran denkt, sie zum Muster nehmen zu wollen. Bei der letzten landwirthschaftlichen Ausschußsitzung zu Darmstadt (18. Nov.) soll es in dieser Beziehung zu lebhaften Erörterungen gekommen seyn und insbesondere ein Vereinsmitglied aus unserer Gegend sich darüber rückhaltslos ausgesprochen haben. Uebrigens ist es eine bekannte Erfahrung, daß in der Welt das sehnlich erwartete Gute entweder gar nicht, oder gewöhnlich erst sehr spät kommt. So auch bei uns in landwirthschaftlichen Angelegenheiten. — Nach der Abrechnung der Starkenburger Vieh-Versicherungs-Anstalt für das erste Versicherungs-Halbjahr vom 1. April 1847 bis 30 Sept. 1847 sind an Entschädigung für gefallene und unbrauchbar gewordene 97 Stück Pferde und 171 Stück Rindvieh überhaupt 14,379 fl. 12 kr. bezahlt worden. Der Gesammtwerth des versicherten Viehes ist bereits zu der Summe 1,374,931 fl. angewachsen. Die so nützliche Anstalt besteht erst im zweiten Jahre und hat in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit einen überaus günstigen Fortgang genommen. Vergebens hat man sich seither bemüht, in den Provinzen Oberhessen und Rheinhessen ähnliche Anstalten in's Leben zu rufen. Statutarische Bestimmungen hat man zu dem Behufe in beiden Provinzen bereits zu Papier gebracht; allein, wie es scheint, nicht mit dem Erfolge, daß der Weg vom Papier in die Wirklichkeit leicht gefunden werden könne. Die desfallsigen Statuten der einen, wie der andern Provinz sollen in mehreren ihrer wesentlichsten Bestimmungen an auffallenden Mängeln leiden und darin die Ursachen liegen, welche der Ausführung der projectirten Anstalten unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Charade.

(Dreisylbig.)

Weit von der Welt und dem Getümmel,
In ferner stiller Einsamkeit,
Sucht in den Ersten Zwei die Letzt' den Himmel,
Der sie von aller Sorg befreit.
Das Ganze ist ein Mittelwesen,
Das unverdient die letzte Sylbe trägt,
Darf es nie seyn und ist es nie gewesen,
Wenn gleich der Wunsch sich auch im Busen regt.

Palindrom.

Mich Kranken mit dem Bad bescheert,
Hilft, daß sie's preisen umgekehrt.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 15. Dec., 6 — 7 Uhr: Vorlesung von Dr. Stricker über Galizien und Krakau; Uebersicht der Geschichte von Böhmen.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Dec. Die Jäger, ländliches Sittengemälde in 5 Abth., von Iffland.

Mittwoch, 15. Dec. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abth., von Solera, übersetzt von Proch, Musik von Verdi. (Gastrolle) Abigail: Fräul. Kern, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 346. Donnerstag, den 16. December 1847.

Der Kreuzschnabel.

Von Julius Mosen.

1.

Ich war beim Vogelstrller
Wohl oft in frommer Ruh'
Die ganze Nacht im Walde
Und that kein Auge zu.

Ee wußt' von jedem Vogel
Ein Liedchen wunderhold,
In der berußten Stube
Wuchs helles Mährchengold.

Doch der am grünen Fenster,
Der Vogel purpurroth,
Mit seinem Kreuzesschnabel,
Der half von aller Noth.

Wer sich im Wald beschädigt,
Dem sang er zu die Wund',
Und selbst den Fieberkranken
Machte sein Lied gesund.

Hab' jetzt ein bitt'res Sehnen,
So einen stillen Gram,
Des Vogels Lied zu hören,
Das sonst ich oft vernahm.

Könnt' ich ihn singen hören
In meiner Seele Schmerz,
Das würde sicher stillen
Mein blutend wundes Herz.

2.

Wenn die Blumen längst verstarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erst sein kleines Nest gemacht.

Ach, ein blutigrothes Vöglein
Brütet in der Wildniß Graus
Unter den beeis'ten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzesschnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällst du mir ein,
Schau' ich in die starre Wildniß,
In die öde Welt hinein.

3.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zücken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.

Blutbethaucht und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrei'n.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sey gesegnet für und für!
„Trag' das Zeichen dieser Stunde,
„Ewig Blut und Kreuzeszier!"

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Mährchenhaft und wunderbar.

4.

Wie das Vöglein, wohl vergebens!
Möcht' ich ziehen aus der Hand
Einen mörderischen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch benetzt von seinen Thränen,
Doch betraust von seinem Blut,
Sing' ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth.

Rauscht, ihr finstern Fichtenbäume!
Brause, Gießbach, mit Gewalt!
Daß mein Lied von diesen Bergen
Nicht in's Thal hinunterschallt.

Ein geheimes Rezept zum Reichthum.

Von A. Dr.

(Schluß.)

„So höre nun, wie Du den Stab gebrauchen sollst: Jeden Morgen mit Tagesanbruch erhebe Dich von Deinem Lager, nimm den Stab und gehe mit demselben durch alle Zimmer [illegible]h Ge-

Digitized by Google

mächer Deines Hauses, vom Speicher bis hinab in den Keller, in Stall und Scheuer, durch Hofraum und Garten. Später begehe Deine Felder und Wiesen mit diesem Stäbchen, und gegen Abend kehre wieder heim und mache es, wie am frühen Morgen."

„Ich versprach dem glückbringenden Alten, der so offen und herzlich mir sein Geheimniß mittheilte, treu an seinem Befehle zu halten, habe ihn seither pünktlich befolgt, und verdanke ihm meinen Reichthum.

„Bald nachdem er mir das Rohr geschenkt hatte, starb der Schicksalsdeuter und nahm meinen innigen Dank, mein herzliches Mitgefühl in sein Grab."

„Nun, mein lieber Franz, willst Du mir folgen, es gerade so machen wie ich, und den Worten meines alten Wohlthäters vertrauen, so kannst Du einige Zeit den Glücksstab von mir erhalten, ich will Dir das Rohr leihen, das mir so reichen Segen brachte."

„Muß ein Zauberer gewesen seyn, der Alte," sprach staunend und in Nachdenken versunken der Bruder, „es ist mir unbegreiflich, wie Das zuging und zusammenhängt, doch Alles kann unser kurzsichtiger, schwacher Verstand nicht entziffern; genug, daß das Zauberrohr Dir Glück brachte; vertrauensvoll und nicht eitel grübelnd, will ich es bei mir führen und Deinem Beispiele auf's Haar folgen."

„Wünsche Dir alles Glück, lieber Franz," sprach Christoph, „folge pünktlich, und der beste Erfolg wird Dich segnen."

Und Franz nahm den Stab, seinem Bruder dankend, ging mit demselben nach Haus, und erzählte seiner sorgsamen Hausfrau das Geheimniß, die nicht wenig darüber erstaunte, ihrem Mann aber die strengste Folgeleistung anrieth. Dies geschah auch auf's pünktlichste; jeden Tag beging Franz sein Haus vom Speicher bis zum Keller, von der Wohnstube bis zum Stall und zur Scheuer; vom Garten spazierte er auf Feld und Wiese, immer in Begleitung des Rohrs.

Alle Welt staunte, wie der Wohlstand, der Reichthum des früher rückgängigen Gutsbesitzers in kurzem sich hob und immer größer und bedeutender ward.

„Ist's nicht ein wahrer Glücksstab? Hat er Dich betrogen? sind die Worte des alten Wahrsagers nichtig gewesen und unerfüllt geblieben?" fragte lächelnd Christoph seinen Bruder nach einigen Wochen.

„Dank sey Dir, vielmals Dank, für Dein enthülltes Geheimniß," entgegnete Franz; „will Dir aber auch nun erzählen, welche Wirkung der Stab hervorbrachte:

„Den ersten Morgen gleich, als ich früh um 3 Uhr mit der Tagesdämmerung das Bett verließ, und mit meinem Stabe den Speicher bestieg, kam in Eile und Hast einer meiner Knechte, der treueste, wie ich seither meinte, und seit Jahren in meinen Diensten, von oben herab und schleppte einen schweren Sack voll Korn herunter, seines Diebstahls sich wegen der Frühe vollkommen sicher wähnend. Ich entließ ihn meines Dienstes, und bei eingeleiteter Untersuchung stellte sich heraus, daß derselbe schon seit mehreren Jahren wöchentlich eine bedeutende Menge Frucht an einen benachbarten Müller verkaufte.

„Als ich vom Speicher mich herunterschlich, traf ich in der Speisekammer eine diebische Magd, die einen schweren Schinken und ein Säckchen voll Weißmehl in der Schürze trug. Auch sie hielt ich für meine ehrlichste Hausmagd, und gerade sie war es, die seit Jahren mich hinterlistig bestahl und diese Lebensmittel ihrem Liebhaber zutrug.

„Als ich das Feld beging, fand ich an vielen Orten die Arbeiter ruhen und faulenzen, meine Ankunft nicht vermuthend; und Abends, als ich heimkehrte, ertappte ich einen Knecht, dem die Pferdefütterung übertragen war, bei Entwendung des Hafers.

„Diese Wirkungen brachte der Zauberstab gleich den ersten Tag und später öfters wieder hervor.

„Nun erst merke ich, worin der Fehler meiner Bewirthschaftung lag; ich arbeitete mich ab, wie ein Knecht, plagte mich wie ein Hund, indessen meine Taglöhner und Arbeitsleute an anderen Orten, wo sie angestellt waren, sich gütlich thaten und behaglich nach Muße arbeiteten und mich bestahlen, da sie fest wußten, daß ich nicht in der Nähe war. Ich kehrte erst spät Abends von meiner Feldarbeit heim, und während meiner Abwesenheit ward ich um Futter betrogen; früh Morgens ging ich wieder auf's Feld, und so entgingen mir die Diebe in meinem Hause. Kein Wunder, daß ich zurück ging; ich wollte Alles mit der Arbeit zwingen und vergaß die Beaufsichtigung. Jetzt aber bin ich den ganzen Tag auf den Beinen, bald hier, bald dort, blos nachsehend und Aufträge ertheilend, nicht mehr bleibe ich den ganzen Tag an einer Stelle arbeitend, stündlich bin ich wo anders, Keiner ist vor mir sicher."

„Merkst Du bald, worin das Geheimniß liegt?" sprach lächelnd Christoph; „bloße Handarbeit thut's nicht, Aufsicht, pünktliche Anordnung geht über Alles. Was hilft's, wenn Du durch eigene Arbeit und Anstrengung auf diesem Acker einen halben Gulden verdienst und dort arbeiten die Taglöhner schlecht, Dir den Lohn aus der Tasche stehlend, und daheim wird Dir für ein paar Thaler Futter und Lebensmittel entwendet! Es ist mir nur lieb, daß Du zur Einsicht gekommen bist und mir folgst, lieber Franz; fahre so fort und Du wirst wohlhabend werden. Brauchst auch das Rohr nicht mehr, ist kein Zauberstab, sondern ein einfaches Spazierstöckchen."

Ein Schreiben Gioberti's.

Der berühmte Schriftsteller Vincenzo Gioberti, bekanntlich ein Hauptgegner der Jesuiten, hat an den Kardinal Gazzola in Rom ein Schreiben gerichtet, in welchem er das Treiben der jesuitischen ultrakatholischen Partei scharf charakterisirt. Er bemerkt unter Anderm: „Der schweizerische Sonderbund kann sich gegen die Beschuldigung der Rebellion gegen die rechtmäßige Gewalt nicht rechtfertigen, da es nicht klar ist, daß die Tagsatzung danach strebt, die religiösen Rechte der Verbündeten zu verletzen. Die Thatsachen beweisen sogar das Gegentheil, indem die Tagsatzung weder Abneigung noch Feindschaft gegen die freie Ausübung der katholischen Religion an den Tag legt, sondern nur gegen die Jesuiten, welche in der That ein Nebentheil, eine Nebensache des Katholicismus sind. Die Tagsatzung hat Recht, indem sie die Jesuiten nicht will, weil die besondern Rechte der Kantone in solcher Weise verstanden werden müssen, daß sie die gemeinsamen Rechte nicht verletzen, denen ein Institut gefährlich und nachtheilig ist, welches unter dem Namen der Religion eine wahre politische Secte bildet, welches in den Staaten, die es aufnehmen, Unordnung ausstreut. Die dissidirenden Kantone können die religiöse Freiheit auf ihre Halsstarrigkeit, die Jesuiten beibehalten zu wollen, nicht ausdehnen; denn jedes föderative Bündniß zwischen mehreren Staaten wird unmöglich, sobald nicht jeder derselben eine gewisse Gränze für die Ausübung seiner Freiheiten annimmt. „Die Jesuiten sind aber nur ein Vorwand!" heißt es. Gut! lasset die Jesuiten gehen und nehmet dann den Krieg an, wenn ihn Euch die Tagsatzung erklärt. In einem solchen Falle wird die Abwehr eine fromme und ehrenvolle seyn. Sonst seyd Ihr schuld an dem Gemetzel von Brüdern, und die Schuld wird um so viel größer seyn, wenn die geistlichen Personen, für welche Ihr streitet, darin zustimmend, ein Stein des Anstoßes zu werden, anstatt sich freiwillig zurückzuziehen, sich ihres Standes und der Vorschrift des Evangeliums uneingedenk zeigen. Der große Papst zählt gewiß auch innerhalb der katholischen Partei Belgiens und innerhalb der Sonderbundskantone Bewunderer, und ich

Digitized by Google

würde glauben, jene und diese zu verleumden, wenn ich anders urtheile; allein es ist nicht minder wahr, daß er daselbst mehr halsstarrige, feurige, unversöhnliche Feinde hat, welche es nur zu häufig vergessen, daß der Fürstreformator der päpstlichen Staaten zugleich das Oberhaupt der Kirche und durch die Höhe seines Ranges nicht minder ehrwürdig und groß ist, als seine persönlichen Tugenden. Ich war in der Schweiz, als sich Luzern über Pius in einer Art äußerte, welche die Protestanten erröthen machte, und die ruchlosen Schmähungen wurden nicht immer mit leiser Stimme ausgesprochen. In Belgien ist die Begeisterung für den unvergleichlichen Pius lebendiger, aufrichtiger, freiwilliger bei der liberalen, als bei vielen Männern der sogenannten katholischen Partei. Aus allem Diesem geht hervor, daß man nicht nur mit gutem Gewissen das Tadelnswerthe des Sonderbundes und der belgischen Faction der Katholiken mißbilligen darf, sondern daß man auch dafür Lob verdient, weil man dadurch dem großen Namen Pius eine Huldigung darbringt." (Brem. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt ist der dramatische Scherz mit Gesang: „Leni Wind, oder: die Enthusiasten", vom lachlustigen Publikum immer noch sehr gut besucht; der Schwank ist ein Cassestück geworden. (W. Thz.)

„Die zwei größten Sehenswürdigkeiten aus England", wie ein Anschlagezettel verkündigt, befinden sich jetzt in Wien, nämlich ein „Riesenpferd", genannt General Washington, und ein „Zwergenpferdchen", genannt General Tom Pouce. Das Riesenpferd ist 24 Faust hoch und wiegt 25 Centner, und das Zwergenpferdchen ist 33 Zoll hoch und wiegt 65 Pfund. Beide Pferde wurden zuletzt in London zehn Monate hindurch bei einem außerordentlichen Zulaufe gezeigt, und die englische illustrirte Zeitung brachte eine Abbildung. (W. Thz.)

(Braunschweig, 11. Dec. — Hann. Z.) In dem braunschweigischen Magazine veröffentlicht Hr. Apotheker Ohme in Wolfenbüttel die Bereitungsart der Elektricitäts-Ableiter. Dieselbe ist folgende: „Man nehme ein Stückchen unverzinntes Eisenblech oder ein Stückchen Pappe von beliebiger Form, überziehe dieses mit Leinwand oder Seide, bestreiche es mit Leim, und wende dasselbe in Eisenfeilspänen um, die durch längere Berührung mit einem kräftigen Magnete selbst magnetisch gemacht sind."

Folgendes ist eine Stylprobe aus dem Rhein. Beob.: „Georges Sand (Frau von Dudevant) hat sich von dem Klaviervirtuosen Chopin, mit dem sie fünfzehn Jahre maritalisch wohnte, getrennt." (Brem. Z.)

Ueber die Strenge, womit die amerikanischen Heerführer gegen Ueberläufer verfahren, meldet ein Korrespondent des Morning-Chronicle: „In der Schlacht bei Churubusco nahmen die Amerikaner ungefähr 70 Mann, die aus ihrer Reihe zu den Mexikanern übergelaufen waren, gefangen. Gegen 50 von ihnen wurden erschossen; aber einen Offizier konnten sie nicht zum Tod verurtheilen, weil er schon vor dem Beginn der Feindseligkeiten, und zwar als gemeiner Soldat, desertirt war. Diesem Manne ward auf die Stirne und beide Wangen ein großes D (deserter) gebrannt, und als es auf der einen Wange nicht deutlich genug ausgedrückt schien, ließ General Twiggs die Brandmarkung wiederholen. Eben dieser Unglückliche und die andern Nichterschossenen empfingen 50 Ruthenstreiche, und diese Strafe soll ein halbes Jahr lang allmonatlich an ihnen wiederholt werden. Andere, die man in Miswac hinrichtete, mußten zuvor eine ganze Stunde unter dem Galgen stehen."

(Basel.) Im hiesigen „Tagblatt", das von jeher eine Kloake pietistischer Herzensergießungen war, erhebt Hr. Pfarrer Miville ein Zetergeschrei über das Vorhaben der Theaterdirektion, das so eben bei Steinegger in Zofingen erschienene Lustspiel: „Die Landstürmer", das mit dem „Einzug der Eidgenossen im Kanton Luzern" schließt, und sodann das Schubart'sche Lustspiel: „Keine Jesuiten mehr!" aufzuführen. Selbst der Theaterkommission wird zugesetzt, daß sie solche getreue Charakterschilderungen und zeitgemäße Darstellungen nicht zur Aufführung gelangen lasse. Wir haben das ersterwähnte Lustspiel gelesen und nichts Anstößiges darin gefunden. Der ihm folgende „Einzug der Eidgenossen in den Kanton Luzern" soll zu Ehren der heute heimkehrenden Artillerie veranstaltet werden. Das zweite Lustspiel ist aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten und auch schon anderswo, wo man keine Jesuiten mehr will, ja sogar in Berlin und allen andern Hofbühnen, zur Aufführung gelangt, ohne daß sich irgend ein vernünftiger Mensch darüber entsetzt hätte. Nur wer das Theater mit dem Rathhause oder gar mit der Kirche verwechselt, kann der Theaterdirektion zumuthen, nach so bedeutenden Einbußen von einem Vorhaben abzustehen, das auf eine allgemeine Theilnahme des Publikums berechnet ist. Was würde man anderswo von Basel denken, wenn nicht einmal auf dem Theater die Ideen zur Anschauung gelangen dürften, für welche die Wehrmannschaft ins Feld gezogen ist! „Der Einzug der Eidgenossen" ist ein Tableau, kein Lustspiel.

Von französischen Eisenbahnen sind bis jetzt Anlehen bis zum Gesammtbetrage von 91,119,000 Frcs. contrahirt worden. In wenigen Jahren aber wird diese Summe verdoppelt seyn. (Woch. f. d. Tpw.)

Die in Paris lebenden deutschen Musiker haben an die Wittwe Felix Mendelssohn-Bartholdy's nachfolgende Adresse gerichtet: „In Mendelssohn-Bartholdy hat die deutsche Tonkunst ihren würdigsten Vertreter, das strebende Geschlecht seinen sichersten Führer, Deutschland einen edlen Sohn und die Menschheit der Besten einen verloren. Wie im Leben, so auch in der Kunst war sein Wollen stets und überall rein, auf das Höchste gerichtet und voll ächter Weihe, jener strahlenden Muster würdig, die ihm in der eigenen Familie und im deutschen Vaterlande voeleuchteten. In frommer Verehrung für die Helligkeit der Kunst herangebildet, blieb sein Daseyn eine ununterbrochene Huldigung in ihrem Dienste, und alle seine Kräfte, alle seine Schöpfungen waren der Verherrlichung des Göttlichen gewidmet. Darum ist die Trauer, die an seinem Grabe ertönt, nicht blos eine Trauer der verwaisten Familie, seiner nähern Freunde: sein Andenken lebt und wird fortleben in allen Herzen, die jetzt und in Zukunft für das Schöne, das Edle und Wahre in der Kunst und im Leben schlagen. Darum hat die Klage um den großen Todten von der Themse bis zur Donau, von der Seine bis zur Spree, in allen Gauen Europa's gleich schmerzlich wiedergehallt. Und so möge auch uns, den in Paris weilenden deutschen Künstlern, vergönnt seyn, dem geliebten Meister diesen letzten Nachruf des Dankes und der Trauer darzubringen, und den Ausdruck unserer Gefühle in Ihre Hände, verehrte Frau, ehrerbietigst niederzulegen. Paris, 28. Nov. 1847. Im Namen der deutschen Musiker in Paris: J. Rosenhain, Kalkbrenner, C. Halle, J. F. Pixis, Ed. Wolff, K. Panofka, Stephan Heller." (Köln. Z.)

„Ist heute Abend Theater?" frug ein Fremder in einem Hotel den Kellner; „yes," entgegnete dieser. „Oh, Sie sprechen englisch" — „oui." — „Auch französisch?" — „ja."

Digitized by Google

(Konstantinopel, 24. Nov. — D. A. Z.) Vor einigen Tagen ist in der großen Straße zu Pera ein Lesekabinet, das erste in Konstantinopel, eröffnet und somit einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen worden.

Um Sir John Franklins verlorene Nordpol-Expedition aufzusuchen, wird die englische Regierung drei neue Expeditionen abschicken: die erste geht in einigen Tagen nach der Behringsstraße ab; die zweite geht zu Anfang des Frühjahrs unter dem Befehl des Nordpolfahrers Sir John Roß nach der Raffinsbay; die dritte wird Sir John Richardson befehligen. (Mainz. Unterhbl.)

Die Georgia Augusta sinkt immer tiefer. In den Jahren 1819 u. ff. von nahe an 2000 Studenten besucht, hat Göttingen in diesem Semester nur noch 578 Studenten und wieder 13 weniger als im vorigen Semester. An 500 Studenten aber pflegen in Göttingen Zwangsbesucher zu seyn. (Mainz. Unterhbl.)

(Literarische Notizen.) Das treffliche Brüderpaar Humboldt wird uns wieder durch zwei neue literarische Erscheinungen in Erinnerung gebracht. So eben ist nämlich von Alexander v. Humboldt's Kosmos der zweite Band versandt worden (der erste ist in's Dänische, Französische, Englische, Polnische, Italienische und Spanische übersetzt), und fast zu gleicher Zeit ist der Briefwechsel des verstorbenen Wilhelm v. Humboldt mit einer Freundin erschienen, der von Frau Therese v. Bacharacht geordnet und zum Drucke befördert worden ist, nachdem derselbe aus den Händen einer ihr befreundeten verstorbenen Dame in di ihrigen übergegangen war. (Weserz.)

(Kassel, 10. Dec. — Kass. Z.) Am heutigen Tage wird hier ein seltener Geburtstag gefeiert. Frau Gotthelf, die Mutter des Polizei-Sergeanten dieses Namens, feiert nämlich das zurückgelegte hundertste Lebensjahr im Kreise von Kindern, Enkeln und Urenkeln bei nach Verhältniß so langer Lebensdauer ganz merkwürdiger Gesundheit.

(Rokoko.) Aristokratischer Luxus macht sich auf den deutschen Eisenbahnen immer breiter. So hat die Hamburg-Berliner Bahndirektion einen Wagen zum Transport „fürstlicher" Personen bauen lassen, dessen Prunk enorm ist. Er strotzt von Vergoldungen, den feinsten Stoffen, den feinsten Scheeiner- und Possamentir-Arbeiten. Die fünf Abtheilungen des Wagens, wovon die mittlere einen kleinen Salon bildet, sind mit prächtigen Fußteppichen belegt. Der Plafond ist von einem zarten Weiß. Die Möbel im Schlafkabinet sind von gewebtem grünen Damast, die übrigen meist von weißem; vor den Fenstern, an welchen sogar die Schieber wie brillante Glockenzüge gefertigt sind, finden sich befestigte Tischchen von sogenanntem „Atlasholz" mit ausgelegter Arbeit. Der Wagen muß eine große Summe kosten; er kommt aus der Hamburger Fabrik von Croissant und Lauenstein.
(Mainz. Unterhbl.)

(Olle. Lind.) Die Berl. Nachrichten (Spen. Ztg.) hatten aus Paris gemeldet: „Was die Lind betrifft, so hält man sie für zu kostbar, um sie zu engagiren." Hierauf erklärt Charlotte Birch-Pfeiffer „aus sicherer Quelle" in derselben Zeitung: „Das klingt, als ob Jenny Lind große Anforderungen gemacht hätte, die ihr nicht erfüllt werden konnten. Dem ist aber nicht so, und der Referent scheint in dieser Sache irrthümlich berichtet. Hr. Duponchel hat aus eigenem Antriebe Jenny Lind für die Saison 275,000 Fr. angeboten, ein Engagement, das bis jetzt ohne Beispiel in der musikalischen Welt ist, und die Künstlerin hat den Antrag zurückgewiesen, nicht weil er nicht glänzend genug war, sondern weil sie entschlossen ist, mit der Sommersaison in London ihre theatralische Laufbahn zu beschließen." (Mainz. Unterhbl.)

(Bonn, 10. Dec. — Rh. Beob.) Gestern wurde im großen Saale des Gasthofes zum goldenen Stern hierselbst der Geburtstag Winckelmann's von Seiten des Vereinsvorstandes von Alterthumsfreunden im Rheinlande auf eine feierliche und sehr sinnige Art begangen.

Die Zahl der in London vorhandenen Omnibusse wird auf 1500 angegeben. Daneben bestehen noch die Cabs (Droschken), welche mit einem Wegmesser versehen sind, dessen Zifferblatt und Zeiger am Wagen innerhalb angebracht ist und dessen Mechanismus mit einem der beiden Hinterräder zusammenhängt. Auch die Themse-Dampfschifffahrt befördert viele Stadtreisende, indem die Schiffe von fünf zu fünf Minuten an den piers (Landungsplätzen) Personen aufnehmen und aussetzen. (Wochenbl. f. d. Transportw.)

Literatur.

Schulblatt für das Großherzogthum Hessen. Redigiet von Dr. Merz in Worms und den Lehrern Engel in Rendel, Schmitt in Fränkisch Crumbach und Treutel in Alzey. Vierter Jahrgang. Der reine Ertrag dieser Zeitschrift ist zur Unterstützung der Wittwen und Waisen hessischer Volksschullehrer bestimmt. — Darmstadt. Druck und Expedition von H. Jacoby. 1847.

Dieses Blatt erschien vom Jahre 1844 bis 1846 einschließlich, erlitt aber durch einen Redactions-Wechsel am Ende des vorigen Jahres einen Aufenthalt von 6 Monaten, so daß der 4. Jahrgang erst mit dem Juli 1847 wieder erscheinen konnte. Es liegen nun die Hefte für die Monate Juli, August, September und October vor, und es ist nach dem Inhalte derselben nicht zu verkennen, daß das Blatt dem Streben der prinzipiellen Tendenz: „Hebung des Volkslehrerstandes und dadurch der Schule und des Volkes, respect. der geistigen und materiellen Wohlfahrt desselben", die entsprechende practische Ausführung zu geben sich bemüht. Es tritt mit Bescheidenheit und Freimuth für Das in die Schranken, was ihm als dringendes Bedürfniß erscheint: für Befreiung des Volkslehrerstandes von drückenden Fesseln, für Fortbildung seiner Glieder, für Erringung einer größeren Selbstständigkeit. Da Einheit stark macht, so ist es sein Bemühen, daß der gesammte hessische Lehrerstand an diesem Streben sich betheiligen möchte. Es wünscht darum, daß die Lehrer zu Conferenzen sich vereinigen, und gibt weitere Vorschläge. — Der Preis von 12 Heften beträgt für die Abonnenten 1 fl. 36 kr., auf dem Wege des Buchhandels für Nichtabonnenten 2 fl. 24 kr.

Korrespondenz.

Heidelberg, 10. Dec.

Unter den Theaterstücken, welche in der neuesten Zeit über die Bretter unserer Bühne gegangen sind, ist auch Schiller's „Kabale und Liebe." Wenn auch einzelne Rollen sehr gut gespielt wurden, so mißfiel das Stück doch und hauptsächlich wegen der ungeeigneten Besetzung mehrerer Nebenrollen. Das weibliche darstellende Personal ist in diesem Winter besonders ausgezeichnet. Im Ganzen wird immer mehr anerkannt, daß die Gesellschaft des Hrn. Spahn weit besser ist, als wir sie seit vielen Jahren hier hatten, und da die Polizei jetzt während den Aufführungen strenger gehandhabt wird, als dies früher geschehen, so hat auch die Theilnahme des Publikums sehr zugenommen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. Dec. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale): Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abth., von Solera, übersetzt von Proch, Musik von Verdi. (Gastrolle) Abigail: Fräul. Kern, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Redigiet von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 347. Freitag, den 17. December 1847.

Die Wachsblume.

(Aus dem Leben des Blumenmalers Völkert.)

1. Das Schaufenster.

An einem kalten Januartage versammelten sich mehrere Menschen vor dem Kaufladen eines Blumenhändlers und betrachteten, dem düstern Himmel zum Trotze, die herrliche blühende Auslage. Die Neugierigen blieben stehen, gingen wieder, Andere traten hinzu, nur ein kleiner Knabe schien Wind und Frost zu vergessen und bewunderte mit solcher Beharrlichkeit die ausgestellte Blumenschau, daß man meinen sollte, er wäre an den Auslagkasten angefesselt.

Der Kleine war nur neun bis zehn Jahre alt und ärmlich gekleidet; sein blasses, zartes Gesicht drückte Betrübniß aus; lange, blonde Haare ringelten sich über seine Schultern und umgaben anmuthig das feine Gesichtchen. Der arme Kleine zitterte am ganzen Leibe und seine Rosenlippen zuckten theils vor Kälte, theils aber auch vor einer innerlichen Aufregung, welche ihn ganz einzunehmen schien. Er betrachtete alle Blumen, vor allen aber zog eine prächtige Wachsblume (Hoya carnosa) seine Aufmerksamkeit, ja man könnte sagen seine Begehrlichkeit auf sich.

Es war eine Wachsblume aus Mexiko von drei Fuß Höhe, deren rankende Zweige, mit dickpergamentartigen, dunkelgrünen Blättern besetzt, eine zahllose Menge der prächtigsten weißrothen Blumensterne trugen. Die Augen des Knaben hingen fest an diesem herrlichen Strauche, und an seinem vergnügten Lächeln und an seiner leidenschaftlichen Betrachtung konnte man leicht bemerken, daß er eine ganz vorzügliche Neigung zu jenen zarten Wesen fühlte, die der Schöpfer so schön und rein, aber auch so vergänglich geschaffen hat.

Plötzlich wurde die Glasthüre des Blumenhändlers von einer fein beschuhten Hand geöffnet, und eine elegante Dame trat in den Laden, welchen ein Diener in Livrée gleich nach ihr wieder schloß.

„Haben Sie an mich gedacht?“ fragte die Dame den Blumenhändler, indem sie sich in einen Lehnstuhl setzte, den er ihr sehr unterthänigst präsentirt hatte.

„Ja, gnädige Frau, ich habe gestern Alles erhalten, was Sie bestellten, und ich hoffe, Sie werden darüber eine Freude haben.“

„Sie sind ein Mann von Wort. Ich sehe schon, ich werde mich bei Ihnen noch zu Grunde richten.“

„Wenn Das möglich wäre, so würden die Armen allein schuld daran seyn. Frau v. Stern sind so gut und großmüthig.“

„Keine Komplimente, Herr Trattinik. — Sagen Sie mir doch, wer ist denn der hübsche Junge, den ich fast immer vor Ihrer Auslage treffe? Eben jetzt steht er wieder draußen.“

„Es ist ein armes Kind, das die Blumen eben so leidenschaftlich liebt, als Sie, gnädige Frau. Denken Sie sich, wenn ich einige alte Blumen hinauswerfe, so hebt er sie schnell auf, untersucht sie und trägt sie dann mit sich fort.“

„Armer Kleiner, — aber — ha! was seh' ich? ach, mein Gott, die schöne Wachsblume! — Seit wann haben Sie diese? Warum haben Sie mir nichts gesagt? — Ach! die ist prächtig.“

Die Dame war aufgestanden und näher getreten, um den Strauch näher zu besehen.

Der Blumenhändler nahm mit beiden Händen den Blumentopf und stellte ihn zu den Füßen der schönen Bewunderin. Die Augen des Kleinen aber belebten sich und folgten allen Bewegungen des Kunstgärtners mit Ungeduld und Unruhe.

„Das ist wirklich der prächtigste Strauß, den ich in meinem Leben gesehen habe.“

„Wollen Sie ihn haben, gnädige Frau?“

„Sehr gerne, aber Sie werden ein Heidengeld dafür verlangen. — Ich bin schon oft wegen meiner Liebhaberei für Blumen ausgescholten worden, und Sie haben Recht, ich brauche allein mehr Blumen, als ein ganzer Bienenstock. Aber diese Hoya muß ich haben. — Was kostet sie? — Oder nein! — Stille, stille! sagen Sie mir den Preis jetzt nicht, ich könnte mich doch besinnen. Franz, nimm die Blume und trage sie. Adieu, Herr Trattinik! Senden Sie mir die Rechnung vom letzten Monat.“

„Morgen, wenn Euer Gnaden erlauben; ich empfehle mich gehorsamst.“

Die Dame ging aus dem Gewölbe, warf noch einen freundlich wohlwollenden Blick auf den Kleinen vor dem Fenster und schlug dann die nächste Straße ein.

Der arme Knabe hatte den Kopf sinken lassen, um zwei Thränen abzutrocknen; als er dann sah, daß der Bediente mit dem Strauche jener Dame folgte und sich immer weiter entfernte, stieß er einen tiefen Seufzer aus, und sein Gesichtchen nahm einen betrübten Ausdruck an. Dann aber lief er der Dame schnell nach. Eben hatte er sie eingeholt, als ihr ein gesticktes Taschentuch entfiel; er hob dasselbe auf und reichte es ihr mit den Worten: „Gnädige Frau! Sie haben Ihr Tuch verloren; hier ist es!“

„Ach! das ist brav von Dir, lieber Kleiner, Du verdienst eine Belohnung. Es ist eine namhafte Summe Geldes in dem Zipfel des Tuches eingebunden, und wenn Du es behalten hättest —“

„Ich bin ehrlicher Leute Kind, gnädige Frau!“

„Das glaub' ich, aber Du bist in der Kälte so leicht gekleidet und mußt frieren. Da, nimm diese vier Thaler und wende sie gut an.“

„Ich danke, gnädige Frau, mein Vater hat mir verboten, Geld anzunehmen, welches ich mir nicht verdient habe.“

„Nun, was lernst Du denn, um Dir Geld verdienen zu können?“

Digitized by Google

„Mein Vater ist Maler, aber er kann jetzt nichts mehr arbeiten, weil er blind geworden ist; mich unterrichtet er aber."

„Und was malst Du denn am liebsten?"

„Blumen, gnädige Frau, schöne Blumen."

„Ach, darum also stehst Du so oft vor dem Laden des Herrn Trattinik?"

„Ja," stotterte der Knabe, und warf einen gierigen, fast zärtlichen Blick auf die Wachsblume.

„Hast Du keine Pflanzen zu Deinem Studium?"

„O nein! nur sehr schwer kann mir der Vater Bleistift, Papier und Farben kaufen, denn wir sind sehr arm. Die Blumen sind zu theuer für uns. Darum gehe ich alle Tage zu dem Blumenhändler; da sehe ich, studire, und male dann aus dem Gedächtniß. Ach, der Winter ist eine schlimme Jahrzeit."

„Und welche Blumen liebst Du denn am meisten?"

„Ich liebe sie alle — alle!" rief der Knabe voll Enthusiasmus, „aber eine, eine hat mich fast närrisch gemacht."

„Welche?"

„Jene, welche Sie heute gekauft haben. O, Sie sind sehr glücklich, gnädige Frau!"

Die Dame fühlte eine jener großmüthigen Aufregungen, welche dem Herzen so wohl thun, ihr Gesicht erheiterte sich, der Gedanke der wohlthätigen Handlung, welche sie im Sinne hatte, malte sich in ihren Zügen.

„Es thut mir leid, lieber Kleiner," sprach sie nach einer kurzen Pause, „daß ich Dir nur einen Augenblick Kummer verursacht habe. Nimm diese Blume und bewahre sie zur Erinnerung an mich."

Auf einen Wink der Dame übergab der Bediente dem Knaben den Topf; dieser konnte kein Wort erwiedern; er weinte vor Freude und küßte die Blumen, und als er wieder um sich sah, war die Dame verschwunden.

(Schluß folgt.)

Wanderungen durch die Bücherwelt.

5.

Manche haben gesagt: „Der Dichter soll uns im Roman und im Drama vorherrschend edle Charaktere, er soll uns Tugendbilder, sittliche Ideale vorführen; durch diese soll er unser Herz erwärmen und uns anfeuern, edler und besser zu werden. Die Wirklichkeit zeigt uns der gemeinen Naturen genug, die Kunst soll uns die höheren und reineren zeigen." Andere dagegen sind der Ansicht: „Der Dichter soll seine Gebilde nur wenig oder gar nicht idealisiren. Er soll uns Welt und Menschen darstellen, wie sie sind, mit all ihren Thorheiten, Verkehrtheiten, Untugenden und Lastern; er soll aus der Wirklichkeit, aus dem Leben schöpfen und seinem Urbilde nicht schmeicheln. So wird er unserm Herzen zwar nicht immer wohl thun, wird unsern Geist nicht immer erheben, dagegen aber uns belehren und uns einen Spiegel der Wahrheit vorhalten." Beide Meinungen, zwischen denen der Dichter eigentlich vermitteln sollte, haben zu Extremen geführt; denn im Allgemeinen sind die Menschen, wie sie Voltaire schon richtig bezeichnet hat, eine Composition von edlen und unedlen Metallen, bei welcher sich mehr Eisen und Blei, als Gold und Silber vorfindet. Diese Mangelhaftigkeit der Individuen gehört nicht nur zur Mannichfaltigkeit der Welt, verhindert nicht nur die Eintönigkeit derselben, sondern erhält auch den Fortgang des Lebens und Strebens, indem sie die guten und die bösen Kräfte mit einander in Konflict gerathen und sich einander hemmen, wie auch fördern läßt. Unter den neueren Dichtern auf dem Gebiete des Romans hat keiner die Schattenseiten und die dunkeln Flecken der menschlichen Natur, sowie die moralischen Zerwürfnisse der Gesellschaft greller hervorgehoben, aber zugleich auch treffender geschildert als Eugen Sue. Wenn wir seine „Geheimnisse von Paris" und seinen „Ewigen Juden" betrachten, so können wir nicht in Abrede stellen, daß er sich mehr zur Schule der Pessimisten, als zu der der Optimisten hinneigt, und daß er mehr den Schmutz und die Schlacken, als das lautere Gold, mehr die rauhe Wirklichkeit als das poetische Ideal geschildert und beschrieben hat. Ist er hierbei mitunter auch zu weit gegangen und hat er unsern frommen Glauben an die Tugend der Menschen auch oft schmerzlich verletzt, so bleibt es doch gewiß, daß der größte Theil seiner Schilderungen und Charaktere, so unangenehm sie uns meistens berühren, auf trauriger Wahrheit basirt sind. Wenn seinen Romanen diese Wahrheit mangelte, wenn seine Charaktere nur Ausgeburten einer überreizten Phantasie oder eines fieberhaften Weltschmerzes wären, so würden sie kein so großes Aufsehen gemacht und nicht so ergreifend, ja man kann sagen, erschütternd gewirkt haben. Weiter wird man es ihm zu gut halten, daß er etwas gewaltsam und ungestüm verfuhr, wenn man bedenkt, daß er der Gewalt und dem Mißbrauch entgegentreten und krankhafte Zustände der Zeit in ihrer ganzen Blöße enthüllen wollte. Hierzu würde er mit süßen Reden und mit milden Farben nicht ausgereicht haben; er mußte energisch auftreten und durch grelle Farben seinen Bildern Geltung und Wirkung verschaffen. Dieses ist ihm gelungen und vielleicht hat Keiner so viel wie er dazu beigetragen, das Elend des Proletariats und die Umtriebe des Jesuitismus vor aller Welt zu enthüllen und zur dringenden Abhülfe zu ermahnen. Was die nüchterne oder, wenn man will, die besonnene Kritik gegen Eugen Sue vorbringen mag, und in manchem Vorwurf gegen ihn mag sie Recht haben, so hat er doch in der Hauptsache nicht nur den Nagel auf den Kopf getroffen, sondern sich auch als einen Charakterzeichner von ungewöhnlichem Talente, als einen klaren und scharfen Beobachter, als einen Meister in der Darstellung bewährt, welcher Welt und Menschen aufmerksam beobachtet und ihre Thorheiten und Laster mit erschütternder Wahrheit veranschaulicht hat. Wer die obengenannten beiden Romane kennt, der wird uns hierin beistimmen.

Es sind unterdessen zwei neue Romane von Eugen Sue erschienen: „Martin, oder: das Findelkind", und die ersten drei Bändchen von: „Die sieben Todsünden." Bei dem letzteren wollen wir hier etwas verweilen. Den Inhalt bildet die Geschichte des Fräulein Erneſtine von Beaumesnil, einer der reichsten Erbinnen von Frankreich, deren Jahresrenten sich auf drei Millionen belaufen, und des Fräulein Hermine, einer armen Gesanglehrerin, die mit allen Sorgen der Existenz zu kämpfen hat und dabei doch die Schwester der reichen Erbin und die natürliche Tochter der kaum erst verstorbenen Herzogin von Beaumesnil ist. Erneſtine lebt im Hause ihrer Verwandten in Pracht und Ueberfluß, während Hermine eine fast ärmliche Wohnung inne hat und den Ertrag ihrer Miethe nicht zu erschwingen vermag. Um jene drängen sich viele Bewerber, von dem Reichthum derselben angezogen, während diese zu stolz ist, um die Hand eines ihrer schlichten Bewerber aus dem Bürgerstande anzunehmen, und zu tugendhaft, um ihrer ärmlichen Lage durch einen Fehltritt sich zu entziehen. Um diese beiden Hauptpersonen bewegen sich nun viele andere, besonders um Erneſtine, deren Verheirathung das Ziel mannichfacher Intriguen ist. Der Egoismus ihrer Verwandten, die Eitelkeit ihrer Freunde, der Einfluß der Geistlichkeit, die Geldgier der Freier und Speculanten, außerdem Leidenschaften, Ränke, Kriechereien und Charakterlosigkeiten aller Art mischen sich ein und umspinnen die junge Herzogin mit einem Netz, welches ihr verderblich zu werden droht. Auch Hermine geräth in Gefahr; denn das Geheimniß ihrer Geburt fängt an, bekannt zu werden. Den bösen Geistern der Intrigue steht

Digitized by Google

als guter Genius der Marquis von Maillefort mit seinen Freunden gegenüber, und so entspinnt sich ein Kampf, über dessen Ausgang der Leser noch in Zweifel ist, dem er aber mit größter Spannung entgegen sieht. Gleich dem „Ewigen Juden" könnte man auch „Die sieben Todsünden" einen Intriguen-Roman nennen, da diese die eigentliche Triebfeder und die Tendenz des Ganzen ausmachen. In Erfindung derselben ist Sue unerschöpflich und scheint er in den höheren Ständen der Gesellschaft tiefe, leider aber unerfreuliche Studien gemacht zu haben. Am meisten haben wir den Verfasser in seinen Charakterschilderungen zu bewundern, und hier dürfte er von keinem der heutigen Novellisten erreicht werden. Seine Charaktere sind mit einer Lebendigkeit und mit einem Detail gezeichnet, daß sie uns so nahe treten und so bekannt werden, als ob wir mit ihnen selber gelebt und verkehrt hätten. Darum nehmen sie unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme so sehr in Anspruch und werden für uns nicht minder eine Schule des Lebens und man darf wohl sagen des Studiums. Etwas theatralischen Aufputz, von dem sich einmal die Franzosen nie trennen können und der auch in ihrer Nationalität begründet ist, abgerechnet, sind diese Charaktere wahr und der Wirklichkeit entnommen; sie geben den Romanen Sue's einen Werth und eine Bedeutung, die Niemand in Abrede stellen kann und die das große Talent ihres Zeichners über allen Zweifel erheben. Besonders möchten wir es noch beloben, daß Eugen Sue, so weit sein neuer Roman bis jetzt vor uns liegt, jene Extreme von Verworfenheit, jenes Krasse und Widerwärtige, worin er sich früher nicht wenig gefallen, vermieden hat. Dies liegt übrigens auch bei Gemälden aus dem Leben der höheren Stände in der Natur der Sache, denn die Laster und die Leidenschaften von diesen sind, wenn auch im Kerne nicht besser, doch in der äußeren Erscheinung zahmer und geglätteter, als bei den unteren Ständen. Werden „die sieben Todsünden", deren sociale Tendenz weniger in den Vordergrund tritt, auch kein so großes Aufsehen machen, so haben sie dagegen in ästhetischer Beziehung einen wohl höheren Werth und werden gewiß mit einem zugleich Belehrung bietenden Interesse gelesen werden. Die vor uns liegende deutsche Uebersetzung ist im Verlag von Kollmann in Leipzig erschienen und hat der Zeit nach, da sie mit dem Autor in direkter Verbindung steht, einen Vorsprung vor allen andern.

W.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 9. Dec. — Mannh. J.) Wie schnell hier gebaut wird, davon liefert einen Beweis die neue Pinakothek hinter der alten Pinakothek auf Kosten des Königs und fast in demselben Style wie diese gebaut. Im vorigen Jahre begonnen, ist sie bereits unter Dach. Es ist kaum faßlich, welch' großartige Gebäude König Ludwig auf Kosten der Civilliste gebaut hat, und gegenwärtig noch baut. Die colossale Bavaria — ein Seitenstück zu dem auf der Akropolis stehenden Minervatempel — ist im Gusse bereits über die Hälfte vollendet. Die Ruhmeshalle, vor welche sie zu stehen kommt, schreitet ihrer Vollendung ziemlich rasch entgegen. Schade, daß sich das großartige Gebäude auf der großen Fläche, auf der es steht, gar klein ausnehmen wird.

Ein feanzösisches Blatt enthält eine Karrikatur, welche den Minister Guizot, mit einer Schlafmütze, Brille und Laterne versehen, darstellt, der die flüchtigen Häupter der luzerner Regierung aufsucht.

(Berlin, 10. Dec. — Magdeb. Z.) In der gestrigen öffentlichen Sitzung des Criminalgerichtes wurde ein 18jähriger Bursche wegen versuchten Raubmordes zu 30jähriger Strafarbeit verurtheilt. Er hatte eine allein wohnende ältliche Dame in ihrer Wohnung überfallen, und sie dadurch zu tödten versucht, daß er sie durch Faustschläge ins Gesicht betäubt und dann seine Faust mit aller Gewalt in ihren Mund bis an den Hals hinunter gedrängt hatte. Wahrscheinlich in der Meinung, daß sein Schlachtopfer bereits todt, zog er jedoch die Hand zurück; in demselben Augenblick schrie aber die Dame um Hülfe, und der Mörder suchte sein Heil in der Flucht. Von den herbeieilenden Hausbewohnern jedoch wurde er festgehalten und der Polizei überliefert.

(Berlin, 10. Dec. — Berl. N.) Eine in ihrer Art sehr seltene Denunciation ist neulich dem Polizei-Anwalt überwiesen worden. Ein Handwerksgesell hatte sich mit einem Dienstmädchen verlobt. Das Aufgebot hatte bereits drei Mal stattgefunden, der Hochzeitstag war auch festgesetzt, als der Bräutigam erklärte, er trete von der Heirath zurück, weil er sich in den Vermögensverhältnissen seiner Braut geirrt. Alle Gegenvorstellungen waren fruchtlos. Nach §. 119. Tit. 1. Th. II. des A. L. R. verfällt aber der leichtsinnige Bräutigam in eine Strafe, welche bis zu 50 Thlr. oder sechswöchentliche Haft steigen kann. Das verlassene Mädchen hat freilich nichts davon.

Das Intelligenzblatt einer österreichischen Zeitung enthielt kürzlich folgende Anzeige: „Empfelung. Da ich in hiesiger Stadt angekommen bin, die Ratten und Mäus zu vertreiben. Auch führe ich einen Wunderbalsam bei mir wirder die Wanzen wo man sie verspühren thut nur mit einer Feder durchstreichen. Keines von diesen Mitteln ist weder Thüren noch Menschen schädlich, außer was blind geboren Das muß von diesen berühmten Mitteln sterben alsbald um einen sehr billigen Preiß."

(Paris, 11. Dec. — Würzb. Ztg.) Ein Seitenstück des Praslin'schen Prozesses, bei dem nur das furchtbare Ende fehlt, zeigte sich in diesem Augenblicke vor dem Pariser Civilgerichte. Es ist die Interdiktionsklage der Gräfin Mortier gegen ihren Gatten, wegen der bekannten Scene vom 7. November im Hotel Chatam und anderer angeblicher Gewaltthaten des Herzogs. Aus der heute veröffentlichen Plaidoirie des Advokaten Baroche geht hervor, daß Graf Mortier nichts weniger als ein Wahnsinniger, sondern vielmehr einer der unglücklichsten Ehemänner ist, die man sich nur denken kann; daß die Scene, welche damals die Journale beschrieben, vollkommen falsch dargestellt wurde, mit einem Worte, daß ein offenbares Justiz-Verbrechen an dem unglücklichen Grafen verübt wurde. Die Gräfin war eine schlechte und durch Romanlektüre durchaus verderbte Person. Sie hatte mit ihrem Bedienten im Hause intime Verhältnisse angeknüpft. Bereits mehrere Jahre schon lebte der Graf in keiner Verbindung mehr mit seiner Frau, und nur die Furcht vor öffentlichem Scandal hielt ihn ab, zu einer Scheidungsklage von Tisch und Bett einzuwilligen, welche seine Frau längst im Sinne hatte anzustellen, um mit voller Freiheit ihrem verworfenen Lebenswandel nachhängen zu können. Während Dessen wurde der Gemüthszustand des Grafen immer gereizter; er wollte eine gerichtliche Trennung nicht, und eine außergerichtliche war der Frau Gräfin nicht genehm, da sie durch dieselbe nicht zur Herrschaft über ihr Vermögen kam — eine Katastrophe war daher vorauszusehen, „und eine solche à la Praslin, die Mordthat abgerechnet, wünschen gewisse Weiber", sagte Graf Mortier in seinem Verhör.

Wann werden die deutschen Gerichte unsere deutsche Muttersprache sprechen und schreiben lernen? Ein Kabinetsstück von Gerichts-Rothwelsch ist folgender Erlaß eines mecklenburg-schwerin'schen Stadtgerichts: „Zur Revision der von dem Curator bonorum im Tischler Müller'schen Debitwesen, Kaufmann Günther, eingereichten Kuratelrechnungen ist Termin auf den 31. August d. J., 10 Uhr, präfigirt, zu welchem Creditores

Digitized by Google

concessa actorum inspectione, sub praejudicio pro omni hiermit geladen sind, daß spätere Erinnerungen unbeachtet bleiben werden, und Rechnungsführer von weiterer Ansprache liberiret werden wird. Kröpelin, den 15. Juli 1847. Großherzogl. Stadtgericht." (Karlsr. Ztg.)

Kunst- und Literatur-Notizen.

Das neueste Heft der „Gränzboten" enthält eine Besprechung der in vielen Korrespondenzberichten aus Stuttgart, Hamburg und Berlin, wie es scheint, über Verdienst belobten neuen Oper von Kücken: „der Prätendent." Nach einer Einleitung, in welcher Kücken als Liedercomponist eben nicht günstig beurtheilt wird, sagt der Berichterstatter in den Gränzboten: „Am 19. Nov. prätendirte unser dreieckiger Prätendent auch auf der zweiten Opernbühne zu Berlin, aber glücklos. Das Publikum war einmal energischerer Prätendent, als Prätendent Kücken sich's hat träumen lassen. Das Publikum prätendirt heutzutage bei einer neuen komischen Oper eine neue Fabel, neue pikante Verkettungen der Intrigue, drastische und doch zugleich graziöse Situationskomik u. s. w. Unser Prätendent zeigt sich aber allen diesen Prätensionen an seinem textlichen Gehalt nicht gewachsen; er kann mit nichts aufwarten, als einer schon abgenutzten historischen Anecdote, die, kaum Stoff für einen Act bietend, hier in drei langen Acten langweilig ausgedehnt erscheint; ferner mit einem geckenhaften Postschreiber, der, ein Pariser Schneidersohn, vordem bei Pariser Theatern als Chorist und Statist figurirt hat, und die albernsten und abgedroschensten Witze macht u. s. w." Die „Gränzboten" führen nun weiter aus, wie der Verfasser des Textes (E. P Berger) eine in jeder Beziehung ungenügende und triviale Arbeit geliefert habe und gehen dann zur Musik über: „Was die Musik anbelangt, so erscheint uns der Componist ganz und gar im Charakter des zudringlich liebenswürdigen, eingebildeten und doch furchtsamen postschreibenden Schneidersohns Achille Levrault, der auch ein paar Jahr in Paris, wie Hr. Kücken, war; als Statist und Chorist beim Theater lernte Levrault einige große Schauspieler nachahmen; ganz so Hr. Kücken einige Pariser Componisten u. s. w. Seine Musik huldigt dem seichten Modegeschmack, mit fast überall angebrachten Tanzrhythmen und Jodeleien. Dabei fehlt es nicht an melodischem Inhalt und sangbaren Phrasen, aber schwerlich trifft man auch nur auf eine eigene, gesund geborne, periodisch gegliederte und breit ausgeführte Melodie."

Korrespondenz.

Vom Rhein, im Dec.

Erfreulich ist es, wahrzunehmen, daß bei allen, dem Practischen zugewendeten Unternehmungen und den vielfachen Bestrebungen aller Art, woran unsere Zeit so ungemein reich ist, sich die Aufmerksamkeit endlich auch unseren vaterländischen Baudenkmalen zugewendet hat und die Ueberzeugung von dem hohen Werthe derselben immer mehr Raum gewinnt, so daß an die Stelle der Theilnahmlosigkeit ein vielseitig erwachter Eifer für deren Erhaltung getreten und auch in diejenigen Kreise gedrungen ist, von denen der wirksamste Erfolg des allgemeinen Bestrebens abhängt. Wohl dürfen wir die Sorge für die Erhaltung der Denkmäler eine heilige Pflicht nennen für Alle, welche empfänglich sind für des Vaterlandes Vorzeit und für den Bildungsgang des menschlichen Geschlechts; denn die Monumente sind seine in Stein geschriebenen, oft einzigen auf uns gekommenen Urkunden der Geschichte. Heilige Reliquien sind sie von Denen, die vor uns gelebt, von den schöpferischen Meistern, die durch ihre Werke ganzen Zeitaltern den Impuls gegeben; sie sind es, welche nach Jahrhunderten von dem Geiste der vergangenen Geschlechter, von ihren Thaten und ihrem Glauben zeugen und somit die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nehmen. Daß diese Theilnahme sich nicht in hohlen Phrasen aushaucht, daß sie in's Leben getreten sind, das beweisen namentlich die vielen Wiederherstellungen und Verschönerungen alter Gebäude in den Rheingegenden, das beweisen die Unterstützungen, mit denen die Regierungen einzelner Staaten jene Bewegungen begünstigen. Zu den vielen hieher gehörigen Unternehmungen sind vor Allem die großartigen Restaurationsarbeiten in dem alterthumsliebenden Köln und Speier zu rechnen, welchen sich diejenigen an den Domen zu Mainz, Worms, Oppenheim und vielen andern Orten anreihen. Dennoch muß man leider bekennen, daß man sich von Manchem, was die neuerwachte Theilnahme für unsere Baudenkmäler geleistet hat, nicht befriedigt fühlt und bei vielen eine verständige, aufgeklärte Leitung vermißt wird. Der oft gute Wille weltlicher und geistlicher Behörden, denen die Verwaltung der öffentlichen Monumente obliegt, wirkt leider nur zu oft zum großen Nachtheile derselben in falscher Richtung und mißverstandener Weise, weil sie sich nicht auf competente Räthe stützen kann und die Ueberwachung der Erhaltung und Wiederherstellung derselben nicht befähigten, nicht einsichtsvollen Männern anvertraut. Von Manchem, was uns in kürzester Zeit in den Gegenden des Rheines bekannt geworden ist, bezeichnen wir nur unter Anderm die kleine, aber höchst interessante Michaels-Kapelle zu Kiedrich im Rheingau, weil man mit deren Wiederherstellung, wie kürzlich in diesem Blatte bereits berichtet worden, gegenwärtig beschäftigt und es vielleicht noch Zeit ist, das fragliche Kunstwerk vor einer mißverstandenen gänzlichen Modernisirung zu retten und schädlichen Einflüssen zu entziehen. So sehr wir uns auch der Nachricht erfreuten, daß dieses zierliche Gebäude dem ihm schon lange drohenden Verfalle entrissen und ihm endlich die verdiente bauliche Unterhaltung zu Theil werden solle, so kann uns doch die Art und Weise, wie dabei verfahren wird, nicht befriedigen. Statt der egalisirenden kleinlichen Ueberarbeitung der einzelnen Theile sollte man, zumal bei den vorhandenen sehr beschränkten Geldmitteln, auf wichtigere Ergänzungen bedacht seyn und sich begnügen, das Gebäude da, wo es zur ferneren Erhaltung durchaus nöthig ist, zu consolidiren und nur Das auszubessern, was ohne Nachtheil für das Ganze nicht in seinem schadhaften Zustande bleiben kann; nur die auffallenderen Beschädigungen nach Art des Bestehenden ergänzen und da, wo die neuen Theile zu sehr von den alten abstechen, eine Beize geben, welche hinreicht, den ersten Einwirkungen der Witterung zu widerstehen, ohne die Feinheiten der Sculpturen zu überkrusten. Vor allen Dingen sollten jedoch die geringen disponiblen Mittel zur Herstellung einer soliden Bedachung und dem Ableiten des schädlichen Regenwassers von dem zierlichen Kanzel- und Chordaue, so wie von den Fundamenten des Bauwerkes verwendet und mit diesen Arbeiten nicht der Schluß, sondern der Anfang der Restauration gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Programm des Museums vom 17. Dec. 1847.

Symphonie in F moll von Jacob Rosenhain.
Studien des deutschen Patriotismus, literargeschichtlich dargestellt von Hrn. Dr. Th. Creizenach.
Liederkreis: „An die entfernte Geliebte", von Beethoven, gesungen von Hrn. Caspari.
Capriccio für das Pianoforte von Mendelssohn, vorgetragen von Hrn. Lutz.
Reiseled von Schubert, vorgetragen von Fräul. Oswald.
An den Mondschein, Serenade von Kopisch, Musik von W. Speyer, vorgetragen von Hrn. Caspari.
Zwei Lieder, „die Rose" und „die Heimath", von C. Gollmick, vorgetragen von Fräul. Oswald.
Ouverture zu Coriolan von Beethoven.

Der Anfang des Museums ist auf halb 7 Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Keeb (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Dom Sebastian, dramatisches Original-Gedicht in 5 Abth., von Dr. A. E. Wollheim.

Samstag, 18. Dec. (Zum ersten Male): Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel in 3 Abth., von L. Feldmann. Hierauf: Der Kapellmeister aus Venedig, oder: Der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in einem Act, von Breitenstein.

Druck und Verlag von Hesser und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 348. Samstag den 18. December 1847.

Die Wachsblume.

(Aus dem Leben des Blumenmalers Völkert.)

(Schluß.)

2. Das Bild.

Fünfzehn Jahre nach dieser Begebenheit zog ein Bild, welches bei dem Bilderhändler Senf ausgestellt war, die allgemeine Aufmerksamkeit der Residenz auf sich. Dieses Bild stellte ein Gewächshaus vor, mit Blumen, Gesträuchen und Früchten aller Art angefüllt. Es war mit bewunderungswerther Wahrheit, Reinheit und Kunst ausgeführt. Die Blüthen aller vier Welttheile schienen ihr Schönstes dazu beigetragen zu haben, und darunter las man den Namen des Malers Völkert.

Jedermann bewunderte den leichten Pinsel des Malers, der die Geheimnisse der Natur so wahr auf die Leinwand hingezaubert hatte, und doch, wenn man das Bild einer jungen Dame daneben betrachtete, wie sie in dem Gewächshause saß und mit Lust eine herrliche Hoya betrachtete, so war man versucht zu glauben, daß dieses Engelsgesicht noch mehr Kunst und Seele des Meisters zeige, als die Blumen.

Auch eine dritte Person auf diesem Bilde zog die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf sich. Es war ein Kind, ärmlich gekleidet, welches das Gesicht so fest an die Gläser des Gewächshauses angedrückt hatte, daß sein Hauch die Eisblumen an demselben schmolz.

Nach und nach verlief sich die Menge. Es war sechs Uhr Abends, als ein blasses, leidendes Gesicht vor dem Ausstellungsbureau sich zeigte und seine ausdrucksvollen Augen auf das Bild heftete.

Ein junger Mann, beiläufig 25 Jahre alt, ging im Blumenladen mit dem Herrn desselben auf und nieder.

„Sehen Sie nur," sagte der Letztere, „da draußen steht eine Dame, welcher Ihr Bild ein ganz vorzügliches Vergnügen zu machen scheint."

Der Maler blickte hinaus, trat näher und fühlte sein Herz mächtig pochen, und indem er Thränen in den Augen der Unbekannten bemerkte, öffnete er die Thüre und sprach:

„Wollen Sie nicht eintreten und das Bild näher betrachten, welches Ihnen zu gefallen scheint?"

Nach kurzem Zaudern trat die Dame ein, setzte sich in den Stuhl, den man ihr anbot, gerade vor das Bild hin, und bemühte sich, einige Thränen zu verbergen. Der Maler blieb in der Ferne stehen und beobachtete die Fremde wohlwollend.

„Die Theilnahme, welche Sie dem Bilde zeigen," sprach er dann, „ist eine Lobrede für den Maler."

„O, mein Herr!" antwortete sie, „das Talent des Künstlers vereinigt sich mit süßen Erinnerungen für mich. Ich glaube, der Maler ist mir nicht unbekannt. Ach, die Zeit hat sich geändert und ich mit ihr."

Und bei diesen Worten entschlüpfte ihr ein tiefer Seufzer, und ihre edle, obschon gefurchte Stirne, senkte sich in ihre Hand. Der Male war tief in der Seele bewegt.

„Ich kenne den Maler auch," nahm er das Wort, „und wenn Sie ihn zu sehen wünschen —"

„Nein, o nein, mein Herr! Als ich ihn kannte, war ich reich und glücklich! jetzt bin ich arm, gealtert und zu Grunde gerichtet. Ihn hat der Himmel beschützt, das war göttliche Gerechtigkeit. Wenn Sie den großen Meister sehen, so sagen Sie ihm nicht, daß eine arme Frau wohl zwanzig Mal sein Bild betrachtet hat, um an glücklichere Tage zu denken. O! ich werde noch oft kommen, um diese Hoya zu sehen!"

„Das wird wohl nicht möglich seyn; denn das Bild ist verkauft und wird morgen früh abgeholt."

„Ach, wenn ich doch noch reich wäre! — ward es theuer verkauft?"

„Für 60 Dukaten."

„Nun, das freut mich! Adieu, mein Herr! Adieu!" erwiederte sie unter sichtbaren Thränen. „Das freut mich herzinnig."

„Madame! was ist Ihnen? Sie wanken? — Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten."

„Nein, mein Herr, es ist nichts, — ich bin nur sehr schwach; es wird bald vorübergehen."

„Verzeihen Sie, meine Zeit gehört mir."

Und ungeachtet des Widerstandes der Frau, nahm der Maler seinen Hut und fragte: „Wo wohnen Sie?"

„Ziemlich weit, in der Jakobsstraße No. 88."

„In die Jakobsstraße Nro. 88!" rief der Maler einem Droschkenmann zu, hob die Frau hinein und fuhr mit ihr dahin.

„Sie haben vermuthlich viel Unglück erlebt?" fragte er die Dame, nachdem sie sich etwas erholt hatte.

„Leider ja! ich habe meine ganze Familie verloren und wurde in einen Prozeß verwickelt, der mein Vermögen aufzehrte. Da ich keine Mittel mehr hatte, mußte ich, so vortheilhaft die Sache auch für mich stand, das weitere Verfechten meiner Rechte aufgeben, meine Gegner triumphirten, und so bin ich bis zur Armuth herabgesunken. Ich habe früher auf Freunde rechnen können, allein der letzte Freund verließ mich mit dem letzten Thaler." Der Kutscher hielt. Der Maler half der Dame aus dem Wagen und empfahl sich mit den Worten: „Wenn ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann, so befehlen Sie nur."

3. Die Vergeltung.

Am nächsten Morgen — es war der Neujahrstag — gegen 11 Uhr Vormittags, weckte ein Zug an ihrer Thürschelle die Frau v. Stern aus den melancholischen Träumen, denen sie sich überlassen hatte. Diese einst so elegante Frau, die reiche Kindin des

Digitized by Google

Blumenhändlees Teattinick, bewohnte eine kleine ärmliche Dachkammer, von Allen verlassen. Verwundert über einen Besuch, der ihr zu Theil werden sollte, ging sie und öffnete die Thüre. Wie erstaunte sie, als sie den jungen Mann eintreten sah, der sie gestern begleitet hatte und dee eine herrliche weißrothe Wachsblume in der schönsten Blüthe, in eine Düte gewickelt, in der Hand hielt.

„Madame!" sprach ee, „ich habe Ihnen gestern versprochen, dem Maler nichts von unseeer Zusammenkunft zu sagen, ich schwöre Ihnen, daß ich mein Wort gehalten habe."

„Ich glaube Ihnen," antwortete Frau v. Stern, „wollen Sie gefälligst eintretrn, es ist kalt, und ich kann Ihnen wenigstens etwas Wärme bieten." Der Maler trat in das ärmliche. abee reinliche Gemach, seine Prachtblume in dee Hand haltend.

Als er sich gesetzt hatte, reichte er dee Frau die Pflanze mit den Worten:

„Sie werden gewiß eine Iheer alten Bekannten nicht verschmähen, welche zurückkehet, wenn Sie auch alle andern verlassen haben."

„Ich sehe mit Vergnügen diese schöne Blume, allein ich kann sie nicht annehmen, sie ruft mir eine zu glückliche Vergangenheit in meinee jetzigen traurigen Lage zurück."

„Wenn dee kleine Junge, der von Ihnen vor fünfzehn Jahren eine Hoya empfing, Ihr geoßmüthiges Geschenk zurückgewiesen hätte, so würden Sie sich einer edeln Handlung weniger zu erfreuen haben."

„Sie wissen dirse Begebenheit, mein Herr?"

„Nehmen Sie diese Blume, und veeweigern Sie nicht das unbedeutende Neujahrsgeschenk des armen Knaben, an dessen Glück Sie einen großen Antheil haben. Sie haben aus dem Lehrling einen anerkannten Künstlee gemacht. Der die Wachsblume einst von Ihnen empfing, er hat jenes Bild gemalt."

Die Erstaunte strckte die Hand darnach aus; ihee blassen Wangen rötheten sich. Da sie nicht Worte zur Antwort fand, drückte sie die Blume an ihre Lippen. Da fiel ihr Blick auf ein kleines Röllchen Papiee, das mit in der Düte steckte. Sie öffnete es und rief, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten:

„Das ist zu viel, mein Herr, ich nehme keine Almosen, nehmen Sie Ihre Bankbillets zurück."

„Ohne Sie, gnädige Frau," antwortete der Maler, „wäre ich nie geworden, was ich bin. Ich verkaufte mein Bild für 60 Dukaten, bin wohlhabend und brauche dieses Geld nicht. Sie haben mein Glück mit einer Blume gemacht, o könnte ich das Ihrige auch mit diesee Blume machen. Vielleicht gelingt es Ihnen, Ihren Prozeß mit dieser Summe zu gewinnen; wenn dies der Fall ist, dann nehme ich es zurück."

Und ehe noch die Tiefbewegte Worte finden konnte, war der Maler schon fort.

Frau v. Stern gewann wirklich ihren Prozeß; sie stellte das Geliehene zurück und schrieb auf den Umschlag: „Dankbarkeit verschönert die Kunst."

Mr. Rn.

„Juffuf und Nafiffe", von F. M Hessemer.

Es ist zwar in diesen Blättern schon in kurzen Worten aufmerksam gemacht worden auf diese epische Dichtung; die eigentliche Bestimmung der Blätter läßt auch in der Regel keine ausführlicheren Kritiken zu; demungeachtet drängt es uns und scheint uns eine Pflicht, dieses Grdicht, das, wir sind es überzeugt, bald als Perle eingereiht werden wird in den gerade nicht reichen Kranz unseree epischen Dichtungen, nicht etwa einer umfassenden Kritik zu unterwerfen, nein, hauptsächlich den Eindruck zu schildern, den es hervorbringt in der Seele des Lesers und in dem es ihn dauernd gefangen hält, einen Eindruck, der bei wiederholtem Lesen, wenn der Reiz der Erfindung weniger lebhaft wirkt, sich nicht mindert, sondern eher steigt oder vielmehr aus einer gewissen spannenden Hast in ruhige Freude am wahrhaft Schönen sich auflöst.

Einleitend wollen wir ein schönes Wort des Dichters anführen, das uns als Motto dienen soll. Er läßt (S. 233) in der Männerhalle zu Girke den Richter sagen, der dem Knaben Akmar nicht den Preis für seine Erzählung zuerkennen will, weil sie nicht Wahrheit enthalte:

In Wahrheit wurzelt jedes Werk der Dichter,
Doch wachsen seine Zweige weit hinaus,
Sie füllen eine Welt lebendig aus
Und knüpfen selbst die hohen Himmelslichter
An's Menschenherz, an's ird'sche, schwache Haus.

Das Gedicht gibt uns im schönsten Gewande volle Wahrheit, wir möchten hinzufügen, auch volle Wirklichkeit, nur nicht, wie sie sich in einzelnen Personen, zu dieser oder jener Zeit, an dem oder jenem Orte erfüllt hat, sondern wie sie dem ganzen Lande und Volke zu allen Zeiten aufgeprägt war; es ist eine Blume des Orients, ein Kind arabischen Stammes. Und das ist die eine große Seite desselben. Wir haben schon manche Proben arabischer Poesie; ihre Blüthen sind längst in unserm Norden bekannt geworden, und Rückert hat mit großer Gewandtheit und seinem eigenen poetischen Genius vielfach versucht, dieselben heimisch unter uns zu machen; aber sind sie, die Mährchen ausgenommen, wirklich untee uns heimisch geworden? Man täusche sich doch nicht. Sind es Uebersetzungen geblieben und haben ihren nationalen Charakter behalten wie die Hamasa, so gewähren sie für uns ihr historisches Intreesse, es fehlt aber dem Orient die Vermittlung des Occidents, die nicht in der Sprache allein liegt; sind es aber bloß Nachbildungen, wie die Makamen, so fühlen wir zu sehr das Studium, es fehlt die orientalische Luft, der Duft des Nationalen, um in ihnen etwas Naturwüchsiges zu genießen. In unserm Gedicht finden wir die glücklichste Vermittlung. Ein dichterischer Geist des Occidents hat den Orient selbst besucht, seine Wunder geschaut, zu seinem Himmel aufgeblickt; er hat an der Quelle getrunken und auf- und abziehend durch Wüste und durch Städte, in die Moscheen und auf die Märkte, des Volkes Leiden und Freuden mitgenießend, hat er gefühlt, was sie erhebt und beugt, was ihre Liedee künden und ihre Mährchen reizvoll verstecken. Und eine Liebe hat ihn gefaßt zu diesem freiheittrunkenrn, affektvollen, heldenmäßigen und doch wiederum süß spielenden, phantasiereichen Volke, eine Liebe, die ihn auch fern vom Orient in den Erinnerungrn an ihn und im Genuß seiner Poesieen schwelgen ließ, viele Jahre lang, bis sie sich als reife Frucht in diesem Gedichte verkörperte. Ja sie hat ihn selbst umgewandelt, hat wenigstens dem vollkommnen Abendländer, der in der Gegenwart wurzelt, wie Wenige, und alle ihre großen Fragen mit heißer Liebe erfaßt und zu ihree Lösung drängt, die Energie und Raschheit, den Blitz, sowie den süßen, wundervollen Mährchenzauber orientalischer Poesie verliehen. Das Gedicht ist gewiß in Kern und Hülle ganz sein eigenstes Werk und doch auch ganz ein Geschenk des Orients, wie er des Dichters Seele erfaßt hat. Und diese Unmittelbarkeit, die es durchdringe, ergreift wie ein Zauber unsere Phantasie. Wir fühlen uns vor ein Kaeawanserai versetzt. Die Kameele lagern; der Abend ist heeabgesunken, lautlos ruht die Natur; der Erdkreis hüllt sich in Dämmerung, aber am eeinen, weiten Himmelsgewölbe zünden sich die leuchtenden Zeugen des Ewigen an. Und nun beginnt im Kreis der lauschenden Genossen der Erzähler seine Wundergeschichte zu entfalten. Kein Laut sonst wird gehört, aber in den Augensternen blitzt das Vergnügen. Und immer weiter spinnt die Geschichte ihren gold'nen Faden; immer deutlicher läuft das kunstvolle Gewebe zusammen. Da verstummt der Erzähler, die

Digitized by Google

Geschichte ist vollbracht. Erstaunt erheben sich die Genossen, denn im Osten taucht schon die Sonne empor. Allah ist groß! rufen sie, demüthig froh und mit Inbrunst die heilige Pflicht des Gebetes übend, und weiter ziehen sie ihre Straße und freuen sich des neuen kostbaren Schatzes der Nacht still im Herzen.

Ja, der Dichter ist ein meisterhafter Darsteller, ein Erzähler, der wohl auch in der Männerhalle um den Preis mitkämpfen dürfte. Wer so schildern will, der muß scharf beobachten. Daß er ein Meister im Beobachten sey, das haben uns längst seine Reisebriefe verkündet, deren Veröffentlichung wir mit Spannung entgegensehen. Wollten wir hier Proben seiner meisterhaften Schilderungen geben, wir müßten ganze Stellen hierher setzen, wie S. 69—74, wo er Kairo schildert, S. 169—78 die Schilderung des Ramadans in Girke, S. 329—30 die Schilderung des Nils. So mag es genügen, diese Stellen hervorgehoben zu haben. Zu ihnen gesellen sich viele, wunderbar schöne Scenen, in denen sich alle Seiten des orientalischen Charakters und Lebens in überraschender Wahrheit entfalten. Wir verweisen auf die herrliche Schilderung von Nasissens plötzlich erwachender Liebe zu Jussuf (S. 16), auf das gegenseitige Geständniß, das entfernt an die Briefscene im Cid erinnert (S. 82—84), auf die nächtliche Zusammenkunft im Garten (S. 85 ff.), welch' reine Gluth der Erotik! Und in der Erzählung des Hadg' Ibrahim von dem Streite der Stämme Hassem und Kassem um einen Brunnen (S. 238—62), die für sich ein herrliches Gedicht bilden könnte, tritt uns da nicht des Nomaden-Arabers ganzes Leben in kühnem, keckem Entwurfe entgegen! Aber, wir müßten das Ganze Stück um Stück zergliedern, wollten wir all der Scenen gedenken, die so frisch entworfen und doch mit so künstlerischer Ueberlegung an einander gereiht sind, um den Orient mit seinem Dichten und Treiben vor uns hinzuzaubern. Wir fühlen, daß wir dadurch leicht den Genuß des Lesens selbst schmälern und im Zergliedern den Duft von der herrlichen Blume abstreifen könnten. Daher unterlassen wir es auch, der reizenden Erfindung Schritt für Schritt zu folgen und über die süße Mühe des Suchens wegzuheben. Jussuf (Joseph), ein leuchtender Stern der arabischen Epik und Lyrik, und seine geliebte Nasisse sind die Helden der Erzählung. Mit der Liebeswerbung beginnt das Gedicht, auf raschem Fuße folgt Erhörung, aber ein feindliches Geschick reißt sie fast im Momente der Gewährung aus einander und mit ihrer Wiedervereinigung ist das Ziel des Dichters erreicht. Ihre Leiden und seine Mühen vor und nach dem ersten Zusammentreffen schlingen sich durch das Ganze, und wie entfernt manche Scene scheinen mag, wir finden uns, ohne es zu merken, wieder bei ihnen. So ist, und das ist ein zweiter Vorzug des Gedichtes, die künstlerische Einheit gewahrt, und die reichen Einzelheiten fügen sich zur schönsten Harmonie, die kaum hier und da einer zweifelnden Frage Raum gestattet. Nur selten finden sich Episoden, die einen nur zufälligen Zusammenhang mit der Geschichte haben, und diese sind dann, wie die Geschichte des Imam Schafai (S. 179 ff.), so durch und durch poetisch in Wesen und Gestalt, daß wir sie um keinen Preis vermissen möchten.

Sollen wir zu diesen Tugenden des Gedichtes noch einige hinzufügen, so wäre es die Lebendigkeit des Versbau's und die Schönheit der Sprache. Der Dichter zeigt ein überaus feines Gefühl für den Rhythmus. Er behandelt die Jamben mit großer Freiheit, etwa wie Wieland in seinem Oberon die Ottave Rime, aber mit einer Sicherheit und Leichtigkeit, daß man fühlt, der Vers ist nur das Kleid der Gedanken, das sich ihnen anschmiegen muß, nicht sie sich auszudehnen oder einzuschränken zwingt. Nur selten sind uns Härten aufgestoßen, und auch diese liegen vielleicht nur im Drucke. In besonders erhabnen Stellen nimmt auch der Vers einen erhabeneren Rhythmus an, wie in dem Preislied Fatimme'ns auf den Findling S. 255. Der Reim ist dabei rein, ungesucht, sehr wechselnd, oder mit Absicht wiederkehrend, wie in dem Gesang (346 ff.: Was ich erzählen will, gilt einem Brief, den ich erhielt, indeß ich schlief.)

Die Schönheit der Sprache bedingt schon zum Theil die meisterhafte Schilderung, die wir hervorgehoben haben. Die Sprache ist mit seltnen Ausnahmen durchaus poetisch und immer angemessen der Wichtigkeit und dem Charakter der Scene, rasch und schneidend in der Conversation der Männer, wie z. B. beim Gespräch in der Männerhalle, weich und duftig in Nasissens Munde, glänzend in den Schilderungen der Naturpracht, zauberisch süß und voll Phantasie in dem Feenmährchen, und überall in den Bildern des Orients.*)

So sey denn dieses reife Kind einer ächten Dichterseele freudig begrüßt. Wir geben ihm in die Welt den Wunsch des Dichters selbst mit (S. 457):

Stern meines Lied's! O zeige dich der Sonne;
Und wer dich sieht, dem lach'le Wonne,
Und wee die folgt, dem streue du Genuß.

Dr. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin im Dec. — Berl. Nachr.) Vor kurzem ward hier in einer Polka-Bierstube, in welcher auch viele Studenten verkehren, eine eigenthümliche Kriminal-Justiz auf humoristische Weise ausgeübt. Ein Gast hatte, wie es jetzt so häufig der Fall ist, einen schönen wattirten Ueberrock, der ihm nicht gehörte, mitgenommen. Dies ward indeß bald bemerkt: man eilte dem Dieb nach, und erwischte ihn nebst dem Corpus delicti. Sogleich bildeten die anwesenden Studenten, von denen der größere Theil sich der Jurisprudenz widmet, aus ihrer Mitte ein Forum: der Angeklagte ward vorgeführt und, nach kurzen Debatten, zu fünfundzwanzig Hieben mit dem Billard-Queue verurtheilt, die ihm auch sogleich ertheilt wurden; worauf der Anwalt desselben, auch ein Student, auf die Freilassung seines Klienten antrug, welche sofort erfolgte.

(Hamburg, 8. Dec.) Die Engländer geben uns wieder einen Beweis, um wie viel practischer sie sind als wir und wie gern sie das Neue einführen, wenn es gut und nützlich ist. Man hat eben in England eine neue Scheidemünze, Pence, geprägt die in der Mitte ein etwa linsengroßes Stückchen Silber mit dem Bildniß der Königin Victoria und rund umher einen Kranz von Kupfer enthält. Auf diese Weise spart der Staat Mühe und Kosten bei der Umschmelzung, denn wenn eine solche nöthig wird, braucht keine Legirung erst durch chemische Prozesse in ihre Bestandtheile zerlegt zu werden, sondern das eingeprägte Stück Silber wird auf die leichteste und mechanische Weise vom Kupfer getrennt. Das Letztere schützt das Erstere, an Beschneiden ist nicht zu denken. Dabei ist der Pence bedeutend kleiner geworden. Diese Neuerung verdiente wohl nachgeahmt zu werden. (L. Z.)

Korrespondenz.

Vom Rhein, im Dec.

(Schluß.)

Es schmerzt uns, daß wir aus Anlaß eines in weiten Kreisen bekannten und allgemein geschätzten Werkes einen Tadel auszusprechen uns veranlaßt finden, zu zeigen, was so Viele schön und löblich finden, und doch, wen Ernst und Wärme für die Reste unserer Vergangenheit belebt, der scheut sich nicht, Das zu sagen, was man nach seiner Ueber

*) Wir behalten uns die Mittheilung einiger Auszüge für später vor. Die Red.

Digitized by Google

zeugung ihrerwegen für dienlich hält. Es ist dies nicht das erste Mal, daß ein Tadel des Zuvielthuns, der prosaischen Neumacherei bei solcher Gelegenheit ausgesprochen und den Restauratoren der Jetztzeit mit Recht zum Vorwurfe gemacht wird. Ist ein Ornament, ein Quader zerfressen vom Zahne der Zeit, hat der Zufall eine kleine Beschädigung gemacht, laßt diese ehrwürdigen Furchen des Alters, diese Zeugnisse eines langen Bestehens, wenn es dem Bauwerk keinen weiteren Nachtheil bringt. — Das Streben, Altes wieder recht scharf und aufgefrischt herzustellen, wäre weniger tadelnswerth, wenn unter diesem Jagen nach makelloseste Herstellung des ehemaligen Zustandes derselbe wahrhaft geachtet würde. Leider ist dem aber nicht so; leider kommen die Denkmäler aus den Händen der Wiederhersteller nicht immer so, wie sie die alte Zeit geschaffen, und selbst da, wo der Sinn für die alten Formen rein und ausgebildet ist und wo Stylkenntniß und Gewissenhaftigkeit für das Gelingen der Restauration bürgen könnten, wird häufig Etwas von dem Eigenthümlichen der alten Denkmale abgestreift. Die wundervolle Färbung, die nur die Zeit geben kann, jene Patina, welche schon die alten Griechen die Blüthe der Monumente nannten, verschwindet unter dem aufputzenden Kratzeisen, unter der nüchternen Tünche des Anstreichers, welche nur auf eine ärmliche Weise die reichen, tiefen Töne des alten Gemäuers ersetzt. Versucht doch, die Hallen eines Straßburger Münsters aufzupatzen, und seht dann, ob sie euch noch mit dem geheimnißvollen Schauer umfangen, mit der tiefen Andacht erfüllen, wie jetzt! Daher wollen wir aus Liebe für unsere vaterländischen Baudenkmale und für die Geschichte Das erhalten wissen, was Zeit und Menschen noch verschont haben; daher verlangen wir, daß man solche nur so weit, es noth thut, wieder herstelle, mißbilligen jedoch alles Modernisiren, wodurch wir den Vorwurf eines Vandalismus auf uns laden. Lediglich die Absicht, die schöne Kapelle zu Kiedrich vor einer drohenden Gefahr zu bewahren und vielleicht auch andere Monumente vor ihnen zugedachten Verunstaltungen zu schützen, veranlaßte vorstehende Zeilen, und soll es uns freuen, wenn solche bei Denen Anklang finden, welche für die Erhaltung der alten Kunstwerke zu wachen berufen sind.

Darmstadt, 11. Dec.

Die Staats- und Stadt-Verwaltungen unserer Zeit haben Das miteinander gemein, daß die Ausgaben öfter die Einnahmen übersteigen, und daß, zur Deckung des Deficits, Anleihen gemacht werden, um das gestörte finanzielle Gleichgewicht wiederherzustellen. Auch unsere Stadt hat, in Folge außerordentlichen Aufwands zur Bestreitung unaufschieblicher Gemeindebedürfnisse (innerer Umbau der Stadtkirche, Aufführung des neuen Realschulgebäudes ꝛc.) in den letztverflossenen Jahren ihre Communalschuld wieder um ein Beträchtliches über eine halbe Million wachsen sehen, ohne in Betreff ihrer Tilgung durch einen entsprechenden Plan für die Zukunft beruhigt zu werden. Abzahlungen wurden wohl früher nach Maßgabe der Umstände und nach der jeweiligen Finanzlage geleistet; allein diese haben, dem Andrange der laufenden Bedürfnisse gegenüber, schon längst aufgehört, so daß eigentlich davon bisher gar keine Rede mehr war. Die städtischen Papiere können daher keinen anderen als niedrigen Curs haben, obschon die Zinsen pünktlich bezahlt werden. Endlich hat man eingesehen (und die Gläubiger scheinen in ihrer vor kurzem gehaltenen Versammlung den ersten Anstoß dazu gegeben zu haben), daß der bisherige Stillstand in der städtischen Schuldentilgung ohne den größten Nachtheil für das Wohl der Stadtgemeinde und ihrer Creditoren unmöglich länger fortbestehen kann. Wirklich soll bereits in einer der letzten Gemeinderathssitzungen die Nothwendigkeit zur Sprache gebracht worden seyn, daß in dem städtischen Budget ein Schuldentilgungsfond vorgesehen und mit der Rückzahlung der Darlehen von Jahr zu Jahr regelmäßig fortgefahren werden müsse. Hat man erst einen Plan der Art in's Leben gerufen, so werden auch die städtischen Obligationen wieder im Curs steigen und gerne gesucht und angenommen werden. Wie gesagt, die Zeit drängt und es kann unmöglich noch lange Umfrage gehalten werden, ob man eine Anstalt der Art in's Leben rufen solle oder nicht. Alsdann dürfte aber auch zur Sprache gebracht werden die Stellung unserer reich dotirten Sparkasse, der städtischen Verwaltung gegenüber, und ihr Verhältniß zum Gemeindearar, welches bis jetzt noch auf keinen befriedigenden Grundlagen zu ruhen scheint. So hat die Stadtkasse aus der Sparkasse mehr als 160,000 fl. gegen einfache Bescheinigungen, ohne alle Hypothek entliehen. Wir vermögen darin kein Muster eines guten Gemeindehaushaltes zu erblicken und hoffen, daß auch diesem grell genug hervortretenden Uebelstande demnächst in der geeigneten Weise werde abgeholfen werden. — Unter dem schützenden Dach unseres heiteren Kunstlempels wurde am 10. d. etwas ächt Dramatisches, „Wallenstein's Tod", aufgeführt. Bekanntlich haben die Schiller'schen Stücke bei der Darstellung ihre besonderen Schwierigkeiten, die zu überwinden nicht jedem Schauspieler gegeben ist; doch müssen wir bekennen, daß die Darstellung des erwähnten Stückes in seinen hervortretenden Partien gut gehalten war und ihres Effects nicht verfehlten. Hr. Becker gab die Titelrolle mit der vollen Kraft seines gediegenen Kunsttalents, und um ihn, als den Mittelpunkt des Drama's, schaarten sich die Herren Zahrt (Octavio), Wisthaler (Max), Peters (Terzky), Steck (Illo), Birnstiel (Buttler) ꝛc., indem sie durch ihre kunsteifrige Mitwirkung zu den schönen Erfolgen der Darstellung wirksam beitrugen. — Den zweiten Weihnachttag soll Lachner's bekannte Oper: „Catharina Cornaro" auf unserer Bühne zum ersten Male aufgeführt werden. — Der neue Landtag wird in der kommenden Woche hier eröffnet werden.

Darmstadt, 14. Dec.

In der Didaskalia vom 9. Dec. 1847 befindet sich ein Artikel aus Darmstadt, in welchem auf eine Generalversammlung in Beziehung auf den Seidenbau hingedeutet wird. Ich kann Ihnen die Mittheilung machen, was gewiß von allen Freunden des Seidenbaues nicht ungern gelesen wird, daß schon am 3. Dec. d. J. eine sehr besuchte General-Versammlung statt fand. Der Verein hat sich förmlich constituirt und es läßt sich bei fortwährender reger Theilnahme (und nach den einfachen, höchst practischen Statuten) erwarten, daß der Wohlstand da, wo man diesen Gegenstand ernstlich betreibt, zunehmen wird. Besonders wird der Seidenbau von der Mittelklasse und selbst von der unteren Klasse freundlich begrüßt werden. — Zugleich theile ich mit, daß eine Rinckstiftung gegründet wird, was eine willkommene Nachricht für die vielen Freunde und Schüler Rinck's seyn wird. Zur Theilnahme an derselben wurde in der gr. hess. Ztg. vom 19. Nov. d. J. auf eine sehr erfreuliche Weise aufgefordert.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die rühmlichst bekannte: „Geschichte Friederich des Großen" von Franz Kugler (Leipzig, im Verlag von Carl B. Lorck)" hat neuerlich eine zweite Auflage erlebt und indem wir diese zur Anzeige bringen, erinnern wir zugleich an ein Volksbuch, dessen populäre Haltung, lebendige Darstellung und gediegene Abfassung ihm einen dauernden Werth zusichern.

Frankfurt a. M., 17. Dec.

In dem nächsten Samstag den 18. Dec. im Saale des Hofes von Holland stattfindenden Konzerte des Instrumental-Musik-Vereins werden folgende Stücke zur Aufführung kommen: 1) Sinfonie in Es dur, von Joseph Haydn. 2) Quartett aus „Idomeneo" von W. A. Mozart. 3) Sonate für Pianoforte, Op. 109, von L. v. Beethoven. 4) a. „Herr Oluf", Ballade von Herder, b. Sextett aus dem Oratorium: „die sieben Schläfer", von Dr. Carl Löwe. 5) Ave Maria für Sopran und obligate Clarinette, von L. Cherubini. 6) Ouvertüre zu „Faniska" von L. Cherubini. — Der Anfang ist um 7 Uhr. Eintrittskarten à fl. 1. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben.

Auflösung der Charade in Nro. 345.

Klosterfrau.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Dec. (Zum ersten Male): Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel in 3 Abth., von L. Feldmann. Hierauf: Der Kapellmeister aus Venedig, oder: Der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in einem Act, von Breitenstein.

Sonntag, 19. Dec. Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 349. Sonntag, den 19. December 1847.

Flug der Zeit.

Schaurig eilt mit dumpfem Flügelschlage
In den Arm der Ewigkeit die Zeit;
Sel'gen Freuden der Vergangenheit
Weiht das Herz der Wehmuth stille Klage.

Und die Göttin mit des Schicksals Wage,
Sie die Ewige im Sternenkleid,
Theilet aus des Lebens Lust und Leid,
Und begränzt der Staubgebornen Tage.

Blüthen welken, Monde, Jahre ziehen
Mit dem großen Zeitenstrom hinab
Und umsonst strebst du, ihm zu entfliehen.

Darum schweig' mit deiner Sehnsucht Klagen!
Was die Zeit gebar, umfängt das Grab.
Gib getrost dich hin und ohne Zagen!

Gib getrost dich hin und ohne Zagen
Flücht'ger Stunden wechselvollem Spiel;
Darfst du doch mit frohem Selbstgefühl
Ew'ge Kronen zu erstreben wagen.

Palmen, die zu Glanzeshöhen ragen,
Künden deiner Sehnsucht gold'nes Ziel,
Wo, entronnen ird'schem Kampfgewühl,
Dir beginnt ein holder Lenz zu tagen.

Mag dein Lebensnachen auch zerschellen
An den Ufern der Vergänglichkeit —
Welken jede Erdenblüthe ab —

Auf der Horen leichtbewegten Wellen
Schwebst du auf zur Unvergänglichkeit,
Stolzer Sieger — über Zeit und Grab!

C. Francke.

Ueber das Kloster Steinerberg,

das durch die Sterbeanstalt des Vicar Rollfuß eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, schreibt ein eidgn. Wehrmann „der Berliner Ztgshalle." Folgendes: In Folge der Okkupation des Kantons Schwyz durch eidgn. Truppen war unser Bataillon am 29. Nov. in Sattel einmarschirt; am folgenden Tage schien die Sonne so mild und freundlich, daß ich am Nachmittage mit noch einigen Offizieren einen Spaziergang nach dem eine starke Stunde entfernten Steinerberg unternahm, ohne übrigens an jene Geschichte zu denken. Zwischen Ecce homo (ein Weiler) und Steinerberg begegneten uns zwei junge Mädchen in ländlicher, doch nicht in Landestracht, die, ganz im Gegensatz zu dem freundlichen und zutraulichen Betragen der übrigen Bevölkerung, auffallend scheu und ängstlich an uns vorbeieilten; es waren hübsche, feine Gesichter, man sah es ihnen an, daß die ländliche Tracht nicht ihre gewöhnliche war, sie wollte nicht recht zu ihnen passen. Wie der Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: sollten das vielleicht Klosterfrauen von Steinerberg seyn, die sich bei'm Einzug der eidgn. Truppen flüchten? Ich theilte diesen Gedanken meinen Kameraden mit, und voller Erwartung betraten wir das Dörfchen. Der Kirchhof von Steinerberg bietet die schönste Aussicht des berühmten Goldauer Bergsturzes dar; man übersieht da die ganze Breite der schauerlichen Steinwüste, der Felstrümmer, welche vor 40 Jahren die üppigen, lachenden Fluren für immer verwüstet; das Herz preßt sich zusammen bei'm Anblick dieser traurigen Oede; allein blicke um Dich, sieh zu Deinen Füßen, und Du wirst ein viel schauerlicheres Vernichtungswerk wahrnehmen: sechs und zwanzig einfache schwarze Kreuze, bis gestern jedes noch mit einer rothen Schleife versehen, sämmtlich in einem Winkel des Kirchhofes reihenweise nebeneinander stehend, bezeichnen die Ruhestätte der in der Blüthe ihrer Jahre langsam hingeopferten jungen Mädchen; heute Morgen noch wurde die Letzte bestattet. Man sagt, das Kriegshandwerk härte ab; nun wir schämten uns der Thränen der Rührung nicht, die uns in's Auge traten, als uns einige Bewohner des Ortes, die durchaus unbefangen schienen, einige nähere Details mittheilten. Nach ihren Berichten bestand die Anstalt aus 50—60 jungen Mädchen, von 18—24 Jahren, zum Theil aus angesehenen Familien, aus Bern, Basel, dem Großherzogthum Baden u. s. w. unter der Leitung einer Vorsteherin; die Oberaufsicht habe der Ortsgeistliche, Pfarrer Märchler, geführt; häufig seyen fremde Geistliche ab- und zugegangen. Von dieser Anzahl nun seyen in Folge der schlechten und ungewohnten Lebensweise, der überaus harten Kösse, und wahrscheinlich auch noch in Folge von andern höllischen Künsten, im letzten Jahre 26 gestorben; ein Arzt sey nie zu Rathe gezogen, man habe sich mit Hausmitteln beholfen. Vorgestern, bei der ersten Nachricht vom Einmarsche der eidgenössischen Truppen, seyen die armen Kinder voll Angst und Schrecken auseinander gestoben, weil die Geistlichen die einziehenden Eidgenossen als wahre Teufel geschildert. Einige seyen zu Wagen verreis't, darunter 4 bis 5 Todtkranke, Andere hielten sich in Bauernhäusern verborgen, noch Andere flüchteten sich in ländlicher Kleidung, wie die beiden Mädchen, welchen wir begegnet; nur zwei seyen noch anwesend, um das Wenige, was zurückgeblieben, zu packen und zu ordnen. Das Kloster selbst, welches man uns zeigte, ist ein einfaches Bauernhaus dicht unter der Kirche, nur das Erdgeschoß ist mit einer Art von kirchlichem Portal versehen; dort

Digitized by Google

befinden sich auch die Schlafsäle; Bett an Bett dicht aneinander gereiht, müssen die Mädchen in einer wahrhaft verpesteten Atmosphäre die Nächte zugebracht haben; aus diesem Dunst- und Schwitzbade mußten sie dann Nacht für Nacht einige Male hinaus in die kalte Kirche für ihre gottesdienstlichen Verrichtungen. Als wir das Haus betreten wollten, baten uns die Umstehenden, die sämmtlich die größte Theilnahme für die armen Verführten bezeigten, um Gotteswillen, doch davon abzustehen, die beiden Zurückgebliebenen seyen ebenfalls unpäßlich und könnten vor Entsetzen des Todes werden, wenn sie die eidgenössischen Uniformen in ihrer klösterlichen Behausung erblickten; einen solchen Schrecken hätten ihnen die Geistlichen vor uns einzuflößen gewußt. Wir ließen uns aus diesem Grunde bewegen, unseren Eintritt in das Haus und die freilich jetzt wohl fruchtlose nähere Untersuchung bis morgen zu verschieben, da es hieß, die beiden Klosterfrauen würden die Nacht abreisen. Bei'm Scheiden sahen wir eine derselben am Fenster stehen, ein äußerst feines, liebliches Gesichtchen, dem der Tod schon auf die Stirne gezeichnet war, dabei in einer sehr kleidsamen malerischen Nonnentracht, das Köpfchen in schwarzem Flor, das feine Gesicht frei, weiße Krause, eine Art von rothem Mieder, ein schwarzes faltiges Gewand. So stand sie da wie eine geisterhafte Erscheinung aus dem Mittelalter, die arme Bethörte, welcher selbstsüchtige Pfaffen aus schnödem Eigennutz Herz und Muth gebrochen, deren Heimath nicht mehr auf dieser schönen Erde, — und noch so jung, so schön! Wahrhaftig, noch bei der Erinnerung daran steigen mir die Thränen in's Auge. Welch' eine Regierung mußte das seyn, die solche Gräuel Jahre lang dulden konnte! Diese eine That reicht hin, sie zu richten. Als wir des Abends in der ernstesten Stimmung nach Sattel zurückkehrten, mit dem festen Vorsatz, am folgenden Tage namentlich auch den Pfarrer zu Steinerberg einer näheren Prüfung zu unterwerfen, fanden wir für den nächsten Morgen unerwartet eine Marschroute vor, die uns weit aus dieser Gegend entfernte. Doch habe ich es mir zur Pflicht gemacht, den eidgenössischen Repräsentanten für den Kanton Schwyz einen Bericht über das Vernommene abzustatten.

Leiden eines Schulmeisters.

(Zeitbild aus dem Volke, mitgetheilt vom Stuttg. Beob.)

Der junge Schulmeister von N. schlug seit vier Wochen zum ersten Mal mit hellem Bewußtseyn die Augen auf, denn so lange war er an einem hitzigen Fieber daniedergelegen. Armuth und Schwermuth, sprach er, haben mich krank gemacht, nun muß ich wieder aufstehen! Er steht auf und thut seinen ersten Gang in die Schule hinab. Aber die Kinder stoßen einander und kichern. „Au, was hat der Schulmeister eine lange Nas gekriegt und was für dürre Finger!" Drei schwere Stunden lang ärgert er sich über die verwilderte Jugend, dann schleicht er zur letzten Freundin, die ihn so oft an Mutter-, Weibes- und Kindesstatt getröstet hat, zu seinem schönen Klavier, für das er Jahre lang gespart und gedarbt, und es redet zu ihm in tröstlichen Weisen. Aber die knarrende Thüre stört seine Freude und vor ihm steht der Nachbar Kreuzwirth und spricht: „Schulmeister, hier bring ich meine billige Rechnung für Kost, Wart, Pflege, Wäsche, Versäumniß und Auslagen. Auch haben Doktor und Apotheker ihre Forderung beigelegt. Macht zusammen 110 fl. Gebet mir Euren Rumpelkasten von Klavier dafür, ich will ihn meiner Juliane verehren, Eurer alten Schülerin und alle Rechnungen löschen." Arm bin ich, aber ehrlich, denkt der Schulmeister und sieht seinen letzten Erdentrost hinaustragen. Doch der Sternwirth tröstet ihn: „Laß er sich's nicht anfechten, die Juliane meint es nicht so arg mit ihm. Er hätte nicht nöthig gehabt, vor verliebter Narrheit krank zu werden. Sie will eben einen feinen, gewichsten Mann, seit sie ein Jahr in der Stadt gewesen. Und nehm' Er mir nicht übel, Schulmeister, Er ist ein unkecker Toser und wenn Er zuweilen etwas von sich gibt, so lautet's der Juliane zu volksthümlich." Wenn es nur an Dem liegt, denkt der Schulmann, so ist noch etwas zu hoffen! Darauf bürstet er seinen Brisselesfrack aus und präsentirt sich der Juliane als ein galanter Herr! „Fräulein Julia, ich liebte Sie bis zum Nervenfieber und könnte Sie nach Umständen bis zum Hirnschlag lieben! Ja, die Lichter meines Antlitzes waren herabgebrannt, aber jetzt leuchten sie hoffend wie Merkurius und Venus — so nennt man nämlich die unsere Sonne am nächsten umgaukelnden Wandelsterne, vulgo Planeten, Fräulein Julia — sie leuchten erhellt von der Sonne Ihres theuren Antlitzes, darum erschließt meine lang verschlossen gewesene Pforte ihre elfenbeinernen Riegel — worunter ich meine Zähne zu verstehen so frei bin — und thut ihre beiden Thüren auf — denn der Mensch und ich als Mensch verstanden hat gleich den Säugethieren zwei Lippen. Umfassen Sie mich, keuscher Schatz, und geben Sie mir einen Schmatz!" — Aber die Juliane läuft in die Wirthsstube und schreit: „Herr Je, der Schulmeister ist ein Narr worden!" die Gäste laufen fort und schreiens nach. Als sich der Schulmeister niedergeschlagen davon macht, läuft hinter ihm ein Haufen Weiber und Kinder und schreit, daß ihm das Herz bricht: „Der Schulmeister ist ein Narr worden!" In der Nacht war es ihm, als tönten ihm seiner verkauften, einzigen Freundin wunderbare Melodieen entgegen und als grüßte ihn eine singende Kinderschaar mit feierlichen Weisen; aber es war nur ein Traum.

Kirchliche Rundschau.

(16. December.)

In Magdeburg haben die weltlichen und kirchlichen Stadtbehörden der freievangelischen Gemeinde die Heiligengeistkirche zum Gebrauche verwilligt. Gruner, Superintendent der Stadt Osnabrück, hat Uhlich öffentlich seine Zustimmung ausgesprochen. Die Breslauer Immediateingabe für protestantische Freiheit des Gewissens und des Bekenntnisses wird von andern Städten Schlesiens nachgeahmt. In Breslau räth der Regierungspräsident dem Ministerium von dem Versuche ab, den dort angestellten Lehrern christkatholischer Confession ihr Amt zu entziehen. Ebendaselbst weist der Stadtrath einen Protest römischkatholischer Mitglieder gegen die den Christkatholiken verwilligte Summe aus der Kämmereikasse als unbefugt zurück. In Bremen hat der christkatholische Prediger Brauner aus Berlin Vorträge angekündigt. In Mainz soll eine Volksschullehrerberathung gegen hierarchische Einrichtungen stattgefunden haben, gegen welche sich jesuitenfreundliche Blätter des Rheinlandes sehr feindselig auslassen. In Bayern hat eine königliche Verordnung die weltliche Commission bei den Aufnahmeprüfungen für die geistlichen Seminarien vorläufig „vorbehaltlich der Krourechte" abgestellt. In Wesel verbüßt sehr glimpflich ein Priester seine rebellischen Handlungen in dem bekannten Schulconflicte der Regierung mit dem Bisthum Münster. In Rußland ist die ganze römischkatholische Geistlichkeit durch ihre Besoldungen an die Staatsgewalt geknüpft worden. In Oesterreich werden viele aus der Schweiz geflohene Jesuiten als Lehrer angestellt. In Bayern und dem angränzenden Theile des Großh. Hessen laufen Klagen über den Unfug der sogenannten Tertiariee (geheimen Ordensbrüder in den niedern Volksklassen) ein. In Rom gibt das Volk, nicht aber der Papst, seinen öffentlichen Segen und Glückwunsch zu der Befreiung der Schweiz von den Jesuiten. In Berlin und Breslau bilden sich christliche Vereine

Digitized by Google

für die Emancipation der Juden; in letzterer Stadt wirkt die medicinische Facultät im entgegengesetzten Sinne.

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Niederrhein, 6. Dec. — Karlsr. Z.) Wenn man deutsch-amerikanische Blätter liest, so ersieht man mit Erstaunen, welche mährchenhafte Begriffe vom alten Mutterlande die deutsche Zeitungspresse in den Vereinigten Staaten zu verbreiten sucht. Die Verzerrung, Fälschung und Erdichtung der deutschen Nachrichten, selbst in den bessern Blättern, geht ins Fabelhafte. Bald ist hier, bald dort eine Empörung zum Ausbruch gekommen; hier und dort hat eine Regierung oder ein Ministerium ärger wie der Türke gegen die armen Unterthanen gehaust. Und diese Sachen werden alle so trocken und ernsthaft erzählt, daß sie der schlichte Leser wohl glauben muß. So lasen wir z. B. unlängst in der „Gaveston-Zeitung", in Darmstadt seyen alle Staatsbeamte militärisch uniformirt und jeder Bürger bei namhafter Strafe angewiesen worden, vor diesen Uniformirten auf der Straße stehen zu bleiben, Front zu machen und seine Kappe zu ziehen. Man kann sich denken, was für eine Aufregung diese Maßregel in dem unglücklichen Darmstadt hervorgerufen hat! Und nach demselben Muster gehen die meisten Berichte aus Deutschland, einer immer toller als der andere, daß man meinen sollte, es müsse zum mindesten alle Tage Fastnacht seyn. Man spricht so gerne von der „amerikanischen Intelligenz", die dort gleichsam schon in der freien Luft stecke; — ist dieser Köhlerglaube an Zeitungsmährchen, mit dem der Yankee den einwandernden Deutschen anzustecken scheint, etwa ein Pröbchen derselben?

Arndt erzählt in seinem „Nothgedrungenen Bericht aus meinem Leben" allerlei ergötzliche Dinge von seinem Untersuchungsrichter. Es war dies ein Landgerichtsrath, Namens Pape. Am 10. Nov. 1820 ward Arndt in seinem Amte stillgestellt, im Febr. 1821 begann die Kriminaluntersuchung vor einem außerordentlichen Specialrichter, aber Einsprüche und Berufungen gegen diese Ungesetzlichkeit blieben fruchtlos; Gesetze und Verordnungen wurden rückwirkend auf ihn angewandt. Im Sommer 1822 ward die Untersuchung beendigt. Hr. Pape führte sie, sein Gehülfe war der später durch seine Thätigkeit gegen politische Gefangene so bekannt gewordene, nun auch verstorbene Dambach. Pape, der einen Universitätsprofessor und Historiker inquirirte, war ein sehr unwissender Mensch. In einem mit Beschlag belegten Arndt'schen Briefe standen die Worte: „Das ist über meine Sphäre." Pape fragte den Gehülfen Dambach: „Sphäre; was ist Sphäre?" — Dambach: „Ich glaube, Sphäre heißt auf Griechisch: Ball." — Pape: „Ball? über meinen Ball? Was soll Das heißen?" — Da erhoben sich denn, bemerkt Arndt, Gespräche und etymologische Deutungen, endlich Annäherungen und Uebergänge zum wirklichen Sinn solcher Hexenformeln, wobei ich nach meiner Weise mithalf. In den ersten Wochen gerieth ich oft in Harnisch, endlich merkte ich mir den Spruch meines Grafen Gesler: Ein vernünftiges Wesen soll sich nicht ärgern. Aber die ganze Untersuchung mit allen Hetzereien dabei war eine fürchterliche Zermürbung und Abtödtung des Geistes. Die Untersuchung, welche Arndt's ganzes Leben „wie das eines Streuners, Schelmen und Verräthers durchgejagt hatte", ward zuletzt, als man dem edlen Manne trotz aller Quälereien gerichtlich nichts anhaben konnte, eine Polizeiuntersuchung genannt, und so durfte kein Gericht das Unschuldig über ihn aussprechen. Endlich, im Sommer 1840, setzte der König, gleich bei seinem Regierungsantritt, den alten Arndt wieder in Ehren und Würden ein. (Elb. Kr.)

Vom Rhein, 10. Nov., werden der „Deutschen Ztg." folgende Bemerkungen gemacht: Wenn wir in den Zeitungen lesen, daß die preußische Regierung den Gebrauch fremder Sprachen bei den Inschriften der Wirthshausschilde verboten habe, so loben wir den Zweck, das Mittel aber können wir nicht billigen. Ein Jeder von uns hat sich wahrscheinlich schon oft geärgert zu sehen, wie Gasthöfe und Kaufmannsläden sich beeifern, dem reisenden Engländer oder Franzosen seine Landessprache entgegenzustümpern, wobei dann immer der Nebengedanke einer gewissen Vornehmthuerei durchscheint, der eben so beleidigend für den Deutschen ist, als jene Kriecherei dem Ausländer selbst verächtlich seyn muß. Unser Publikum hätte ein sehr einfaches Mittel gegen dieses Unwesen: Entziehung der Kundschaft. Da aber bei der heutigen Verfassung des deutschen Volksgeistes der Gebrauch einer solchen Selbsthülfe leider nicht durchzuführen steht, so haben wir Nichts dagegen, wenn man dem Selbstgefühle der Einen und dem guten Willen der Andern von oben herab ein wenig unter die Arme greift. Unmittelbares Einschreiten durch Polizeiverbot, wenn dies gemeint seyn sollte, schiene uns indessen keineswegs das geeignete Verfahren, schon deshalb nicht, weil die Maßregel dadurch gehässig wird, daß sie eben von der Polizei ausgeht. Viel zweckmäßiger würde es in unsern Augen seyn, auf fiskalischem Wege einzuschreiten. Hätten wir in diesen Dingen eine Stimme abzugeben, so würden wir vorschlagen, jedes Gasthofs- oder Ladenschild, das eine fremde Inschrift trägt, mit einer beliebigen Summe, aber jedenfalls nicht unter 50 oder 100 Gulden, zu besteuern. Immerhin wünschen wir der preußischen Regierung Glück dazu, daß sie endlich selber angefangen, an der Liebäugelei mit dem Französischen Aergerniß zu nehmen, die so lange von Berlin aus betrieben worden ist. So dürfen wir ohne Zweifel hoffen, daß sie, eingedenk des Gleichnisses vom Splitter und Balken, auch Hand an die Reinigung der preußischen Amtssprache legen werde, die bis auf den heutigen Tag ein Gemengsel der verschiedenartigsten Sprachbrocken bildet. Es würde uns leicht seyn, aus preußischen Urkunden eine reichhaltige Sammlung abenteuerlicher Fremdwörter zusammenzustellen. Gibt es doch sogar, wie wir aus den Verhandlungen des Polenprozesses sehen, in Posen keinen Uebersetzer, sondern nur einen Translateur!

(Bremen, im Dec. — Magdeb. Z.) Es mußte hier auffallen, daß gerade von unserer „Schwesterstadt" Hamburg aus die deutsch-amerikanische Dampfschifffahrt die meisten Anfechtungen zu erleiden hatte. Von Hamburg aus wurden namentlich in dem dortigen „Freihafen" und in der „Köln. Ztg." allerlei nachtheilige Gerüchte über dieses wichtige Unternehmen ausgestreut, während es doch sehr leicht gewesen wäre, hier am Platze den wahren Stand der Dinge zu erfahren. Diesen haben nun die hiesigen Agenten der Ocean-Dampfschifffahrts-Gesellschaft offen dargelegt. Von Hamburg aus habe man freundnachbarlich behauptet, die Linie trage ihre Betriebskosten nicht und werde gänzlich eingehen; man hatte angegeben, die Compagnie habe sich aus Geldverlegenheiten nach Hamburg gewendet, und dieser Stadt gegen Geldunterstützung abwechselnde Fahrten der amerikanischen Postdampfboote nach Weser und Elbe in Aussicht gestellt. Alle diese Gerüchte sind vollkommen grundlos, und man meint hier, daß nur Neid und Mißgunst sie erfunden und verbreitet haben. Es ist überdies Thatsache, daß die beiden ersten Reisen des „Washington" nach Abzug aller Ausgaben, mit Einschluß der Versicherung und reichlicher für den Reservefonds bestimmter Procente einen bedeutenden Reinertrag abgeworfen haben. Somit wird man in Hamburg, wenn man eine Dampfschifffahrt nach Nordamerika haben will, eine solche sich selber schaffen müssen, was freilich noch in weitem Felde zu stehen scheint.

Digitized by Google

Gräfenberg ist in diesem Jahre wieder sehr besetzt gewesen. Man rechnet, daß Prießnitz 1100 bis 1200 Kranke behandelt hat, alle ganz allein, und eine Einnahme von 50,000 Gulden hatte. Die Dankbarkeit aller Völker errichtet ihm überdies noch Denkmale. Als bei einer solchen Gelegenheit einer seiner Gläubigen eine gar zu begeisterte Rede gehalten hatte, sagte Prießnitz nachher: „Der geht nächstens zum Semmel-Doktor!" So wird bekanntlich der Mann genannt, welcher nahe bei Gräfenberg eine Heilanstalt errichtet hat, wo er diejenigen Kranken, bei welchen das Wasser nicht anschlagen will, mit nichts als Wein und Brod füttert. Der kluge Bauer hat aus Erfahrung gelernt, wie leicht der Mensch von einem Aeußersten zum andern überspringt.

(Nürnb. Kur.)

Korrespondenz.

Göttingen, 15. Dec.

Am 9. Dec. fand hier eine von dem academischen Musikdirektor Wehner veranstaltete „Erinnerungsfeier für Felix Mendelssohn-Bartholdy" statt. Dem Zwecke entsprechend war die Anordnung der Feier, die des Erhebenden und Schönen so viel bot, als von den hiesigen beschränkten Mitteln irgend zu erwarten war. Der erste Theil war bestimmt, dem Hörer den Ideenreichthum des nur zu früh heimgegangenen großen Künstlers in Erinnerung zu bringen; die zur Ausführung gewählten Stücke (die erste Walpurgisnacht, Ouvertüre zum Sommernachtstraum, Frühlingslied, Lied ohne Worte, Andante und Finale aus dem ersten Konzerte für Pianoforte, der Jäger Abschied vom Walde und Gebet nach Luther'schen Worten) waren geeignet, sich klar bewußt zu werden, daß Deutschland einen seiner theuersten Söhne, einen Künstler verloren hat, der, nur Edles schaffend, eine Herrschaft über die Kunstmittel besaß, wie sie nur Wenigen je vergönnt war. Hierauf wurde ein von dem Studios. Prinzhausen gedichteter Prolog vorgetragen, worin sich ein nicht geringes Talent bekundete. Zum Schluß der Feier folgten: der Trauermarsch von Berthoven, und Recitatio, Choral und Chor aus dem Oratorium Paulus: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben." Hr. Wehner hat sich den ungetheiltesten Dank des Publikums erworben; möge ihn das Bewußtseyn, seinem theuern Lehrer ein Opfer der Verehrung und Dankbarkeit gebracht zu haben, einigermaßen für seine vielen Mühen und Anstrengungen entschädigen.

Würzburg, 16. Dec.

Endlich hat der Eintritt einer zeitgemäßen Kälte dem bisherigen, für den Gesundheitszustand so nachtheiligen Sudelwetter ein Ende gemacht. Vom Schnee haben wir jedoch noch keine Spur und leicht möchte sich heuer der alte Spruch bewähren: Grüne Weihnachten bringen weiße Ostern. Auch im Theater herrscht, wie ich Ihnen schon geschrieben, große Kälte; in geistiger Beziehung, weil die bisherigen Leistungen im Schauspiel dem Publikum nur selten eine Beifallsäußerung entlockten, in materieller Beziehung aber, weil die Direction bei den theuern Holzpreisen das Einheizen noch immer für Luxus hält. Zu den gelungensten Darstellungen in jüngster Zeit muß ich die Aufführung der „Griseldis" zählen. Fräul. Kolb, eine junge Anfängerin von angenehmem Aeußern und viel natürlichen Mitteln, hatte die Titelrolle zu ihrem Debüt gewählt. Ihr Vortrag zeugte im Ganzen von Talent, obschon Declamation und Gesten hier und da noch sehr schülerhaft waren. Ob aber die hiesige Bühne ihrer ferneren Ausbildung förderlich seyn wird, möchte ich bezweifeln. In der Oper suchte sich seit kurzem eine Frau Herzberg-Löwe, wie sie das hiesige Abendblatt bei ihrem ersten Auftreten ankündigte, geltend zu machen. Stimme und Gesangsfertigkeit sind jedoch nur mittelmäßig und können mit den ausgezeichneten Mitteln unserer ersten Sängerin, Fräul. Achilles, in keiner Weise rivalisiren. Frau Herzberg wird sich also wohl mit untergeordneten Partieen begnügen müssen. Bei meinem letzten Bericht habe ich vergessen, der trefflichen Leistungen unseres Baßbuffo, des Hrn. Oeser, lobend zu erwähnen, der zugleich im Lustspiel seine Stelle als Komiker zu allgemeiner Zufriedenheit ausfüllt. — Die neuerstandenen „Leuchtkugeln" scheinen wirklich für die Münchener „Fliegenden Blätter" ein Sporn zu seyn. Das erste Blatt zum vierten Band bringt unter dem Titel: „Amerikanische Briefe" einen sehr gelungenen kaustischen Artikel.

Wiesbaden, 16. Dec.

Folgender Vorfall bildet hier das Tagesgespräch. Ich theile Ihnen denselben wesentlich mit, wie er mir von glaubwürdiger Seite zu Ohren gekommen ist. Der hiesige Bürger und Kappenmacher H. hatte an die herzogl. Receptur 6 oder 7 Gulden zu bezahlen, war dies aber im Augenblicke, wie dies ja leider die Theurung mit sich brachte, nicht im Stande. Vor einigen Tagen nun bezogen die Eheleute einen benachbarten Jahrmarkt, um da im glücklichen Falle etwas zu verdienen. Der zwanzigjährige Sohn blieb allein zu Hause. Während ihrer Abwesenheit erschien der herrschaftliche Gelderheber und, seine Instruction befolgend, wollte er eine Commode pfänden. Der Sohn widersetzte sich, ihn bedeutend, doch zu warten, bis die Eltern zurückkämen; er könne und dürfe nichts aus dem Hause nehmen lassen. Polizei zur Hülfe nehmend, sollte nun mit aller Gewalt die Commode fortgenommen werden. Auf das Toben und Schreien des jungen Mannes entstand ein allgemeiner Auflauf und Alles bedauerte dieses traurige Verhältniß. Wie dies gewöhnlich der Fall ist, es blieb bei dem Bedauern und Raisonniren; kein Mensch fand sich aber, der helfen wollte. Da drängte sich der Jude M. K. durch die Menge, und fragend, was denn eigentlich zu bezahlen sey, bezahlte er bereitwillig die verlangte Summe und somit war der junge Mann aus seiner peinlichen Lage erlöst. Diese edelmüthige Handlung eines Juden verdient gewiß in einer Zeit, in welcher man so unendlich viel von Humanitätsbestrebungen spricht, erwähnt zu werden. Wieder ein Beweis, daß zuweilen Juden christlicher denken und handeln, als manche fromme und gläubige Christen, die zwar den Halbtodtgeschlagenen am Wege liegen sehen, ihn bedauern und bemitleiden, aber vorübergehen und die Hülfe Anderen überlassen. — Unsere Gaslampen brennen nun zum Theil seit dem 14. l. M. und man muß gestehen, sie übertreffen alle Erwartungen. In einigen Wochen werden nun überall die Arbeiten vollendet seyn und dadurch auch die Bewohner derjenigen Straßen, die noch nicht so glücklich sind, beleuchtet zu werden, Beruhigung finden, was heutigen Tages so sehr nöthig ist.

Darmstadt, 15. Dec.

Vorgestern hatte sich hier das kleine Häuflein der aus dem russischen Feldzuge übrig gebliebenen hessischen Veteranen hier versammelt (die Offiziere in dem Darmstädter Hof, die Militärs der übrigen Grade in dem „Prinzen Karl"), um den Jahrestag der Rückkehr über den Niemen (13. Dec 1812) in gemeinschaftlicher Erinnerung zu feiern. Das heitere Mahl in dem Saale des Darmstädter Hofs zählte gegen vierzig Gäste und an ihrer Spitze gewahrte man Se. großh. Hoh. den Prinzen Emil, welcher gleich bei seinem Eintritt die Versammlung mit einer ansprechenden Rede zu begrüßen geruht hatte. Unter den anwesenden Gästen bemerkte man unter anderen auch Se. Durchl. den Prinzen v. Wittgenstein und den Hrn. Grafen v. Erbach-Schönberg, welche bei Tafel dem Prinzen Emil zur Seite saßen. Trotz der Ungunst der Jahreszeit, waren Veteranen des russischen Feldzugs aus den entlegensten Theilen der Provinz Oberhessen in der Absicht hierher gekommen, um sich der gemeinschaftlichen Erinnerungsfeier anzuschließen. Alle freuten sich der guten Stunde nach einem Zeitabschnitt von 35 Jahren, und in dem gemeinschaftlichen Gefühl glücklich überstandener Leiden eines fast beispiellos unglücklichen Feldzugs wurden Toaste auf Se. königl. Hoh. den Großherzog, das gesammte großh. Haus, Se. königl. Hoh. den Erbgroßherzog und Se. großh. Hoh. den Prinzen Emil ausgebracht. Leider sollte die verehrliche Versammlung einen ihrer theuersten Feldzugsgenossen nicht mehr in ihrer Mitte sehen, nämlich den General Freiherr. v. Breidenbach zu Breidenstein, der seine Rechnung mit dieser Welt schon geschlossen hatte. Derselbe wurde heute, Nachmittags 2 Uhr, mit allen militärischen Ehren zur Erde bestattet.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Dec. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. — Die in diesem Stück vorkommende neue Decoration ist von dem Theatermaler Hrn. Hoffmann und dem Theatermaschinisten Hrn. Schechner.

Sonntag, 19. Dec. Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 350. Montag, den 20. December 1847.

Marietta.

Eine spanische Novelle.

1. Die Verlobten.

Marietta, die Tochter des alten Fischers Philippo, war so schön, wie es eine Spanierin von 16 Jahren nur seyn kann. Sie hatte große, schwarze Augen, die Feuer sprühten, lange Haarflechten, die auf die runden, weißen Schultern fielen, und eine so zierliche biegsame Taille, daß man sich fast fürchtete, sie zu umfassen.

Marietta hatte geschworen, Pietro, dem Jäger, anzugehören, und Pietro, ein junger Spanier, mit Verachtung gegen die Franzosen auf den Lippen und mit der Hand am Dolche, war ihrer Liebe werth; er hatte seine alte Mutter gepflegt; er half oft dem alten Philippo die Netze ausweisen und das Boot rudern und war der geschickteste Jäger in ganz Aragonien. Keiner klomm mit solcher Kühnheit und Gewandtheit über die steilsten Felsen, Keiner tanzte den Bolero mit solcher Anmuth, und Keiner ertrug ungeduldiger eine Beleidigung; Blut, nur Blut konnte einen Schimpf von ihm abwaschen. Zehn Meilen in der Runde sprach man deshalb von Pietro, dem Jäger.

Marietta war damals 16 Jahr alt, Pietro 22, und dem alten Fischer versagten oft die Kräfte, daß er weder seine Netze stellen, noch die Barke rudern konnte. „Mein Sohn," sagte er deshalb eines Tages zu Pietro, „Marietta ist Dein, Deine Frau! Du wirst sie glücklich machen, nicht wahr, Pietro?" Und während eine große Thräne über seine eingefallenen Wangen rollte, faßte er Pietro's Hand und die jungen Leute wechselten einen Blick, in dem sich ihr ganzes Glück spiegelte.

„In acht Tagen die Verlobung!" — setzte Philippo hinzu. — „In acht Tagen!" wiederholten die Liebenden, als wollten sie sagen, sie hätten diesen Tag der Verlobung schon längst erwartet, und — acht Tage sey eine sehr lange Zeit.

Endlich kam der Vorabend des ersehnten Tages. „Morgen!" sagte Marietta lächelnd. „Morgen!" wiederholte Pietro, und schloß der Geliebten mit einem langen, glühenden Kusse den Mund. „Morgen!"

2. Hochzeits-Musik.

Es war im Jahr 1809; die französischen Truppen standen bereits zwei Jahre in Spanien, und Gott weiß es, was es den Franzosen gekostet hat; Saragossa, dessen Belagerung mit Blut in das Buch der Geschichte geschrieben worden, war eben genommen. Der Widerstand der Belagerten hatte die Reihen der Franzosen gelichtet und die Soldaten so aufgebracht, daß sie nur mit Feuer im Blicke und mit der Hand am Säbel ein spanisches Gesicht sehen konnten.

Die Trümmer einer Kompagnie Voltigeurs waren in das Dörfchen beordert worden, wo die Verlobung Pietro's und Marietta's gefeiert werden sollte.

Nach dem Abschiede von der Geliebten eilte Pietro zu Pedrillo, dem Musiker des Dorfes, welcher zu gleicher Zeit Chirurg und Wirth war. Als er bei ihm eintrat, fand er ungefähr 20 von jenen Voltigeurs, welche einen mit herrlichem spanischen Weine gefüllten Schlauch herumgehen ließen, aber, ungeachtet dieses angenehmen und im Felde so seltenen Zeitvertreibes, nicht lustig waren, nicht witzelten, nicht Lieder sangen, welche sonst die Strapatzen des Krieges fast vergessen machen. Der Schlauch wanderte in der Reihe herum, ohne die düstere Stirn der Krieger zu erheitern. Hatte sich doch kaum ein Drittel ihrer Kompagnie wieder zusammengefunden.

Aber was kümmerte sich Pietro um Saragossa und um den Leichenhaufen darin? Was kümmerten den Verlobten Marietta's der Gram und das Schweigen der fremden Soldaten? Marietta hatte ja gesagt: „Morgen!" Und sollte er nicht morgen, wenn die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen, das Herz der Geliebten an seinem Herzen klopfen fühlen?

„Holla!" sagte er also, „guten Tag, alter Pedrillo! Auf! Du bist bei uns — denn Du weißt doch, daß ich morgen die schöne Marietta heirathe!" Und sein freudestrahlendes Gesicht, sein Lächeln stach grell von den traurigen Gesichtern der Soldaten ab.

„Heirathet den Teufel oder seine Großmutter, wenn Ihr Lust habt," entgegnete einer der französischen Murrköpfe, „hier haben wir mit Euch und Eurer Marietta nichts zu thun, noch weniger können wir Euer Feiertagsgesicht brauchen."

„Willst Du vielleicht hier zählen, wie viel von uns Eure spanischen Kugeln in Saragossa verschont haben?" setzte ein Anderer hinzu, der seinen Bruder an seiner Seite hatte fallen sehen.

„Bei der Seele Deiner Mutter Gottes, Du hast eine schlechte Zeit gewählt, um von Gesang und Tanz hier zu reden," fuhr der Erste in dem nun ein Mal angestimmten Tone fort, „Du müßtest denn Dein Grablied anstimmen wollen."

Und die düstern Augen des alten Kriegers begegneten den flammenden Blicken Pietro's, der, wie gesagt, nicht die geringste Beleidigung ertragen konnte.

„Ich weiß nicht, Herr Franzose, wer von uns beiden die größte Lust hat, sein Grablied anzustimmen, wie Du sagst —" und das hochroth erglühende Gesicht, die funkelnden Augen Pietro's ließen einen schrecklichen Auftritt erwarten. „Kommen Dir die spanischen Kugeln zu unverdaulich vor, so hättest Du in Frankreich bleiben sollen, bis dahin reichen unsere Büchsen nicht. Glaubst Du, die Söhne Spaniens haben weder Herz noch Arm? Geh — nicht blos unsere Kugeln sind zu fürchten."

Digitized by Google

Schon befand sich der Säbel des alten Soldaten außerhalb der Scheide und zwanzig andere wurden unruhig darinnen.

„Für Dich also, Herr Franzose," rief Pietro mit schrecklicher Stimme, und ein Schrei des Entsetzens folgte.

Der alte Soldat war von einem von fester Hand geführten Stilet in's Herz getroffen.

„Rache!" stammelte der Krieger im Verscheiden, „Rache, Kameraden!" und im nächsten Augenblicke sauste eine Kugel durch Pietro's Kopf, der aufrecht da stand, als fürchte er den Tod nicht.

„Marietta! Marietta!" murmelte er, und Alles war vorüber. —

3. Rache.

Lange war am andern Morgen die Sonne über den Gebirgen erschienen, und noch wartete Marietta immer auf Pietro. Endlich sah sie Pedrillo traurig dahee kommen, und sie las seine Botschaft schon in den Zügen.

„Und Pietro? hast Du Pietro gesehen?" rief sie ihm entgegen.

„Pietro! wer spricht von Pietro? Da unten liegt er in seiner Hütte; der Tod hat ihn Dir entführt."

Marietta eilte in die Hütte und alle Hochzeitsgäste folgten.

Sie umfaßte den Leichnam mit herzzerreißender Liebe, und bedeckte ihn mit Küssen, dann sprang sie plötzlich auf, rief in seltsamem Tone, der die Anwesenden durchschauerte: „Morgen das Begräbniß!" und verschwand unter den Felsen.

Am andern Morgen war der Leichnam Pietro's in die Kapelle des Dörfchens gebracht worden, und der Priester stimmte die Todtenhymne an, als ein Mädchen in verwirrten Kleidern mit verstörtem Gesicht durch die Versammlung bis an den Sarg Pietro's drang.

„Ich will auch Theil an Eurem Feste nehmen," sagte sie, und ein dämonisches Lächeln glänzte auf ihren Lippen. — „Ich bringe mein Hochzeitsgeschenk, da — siehe, es ist ein schönes Geschenk!" — Und sie ließ einen blutenden Menschenkopf auf den Marmor der Kapelle fallen.

Pietro war gerächt! Mr. Rn.

Ein Fest in Genua.

(Schw. Merk.)

(Genua, 10. Dec.) Heute feierte die Stadt Genua ein Fest, bei welchem die vorherrschende nationale Abneigung grell ins Licht trat. Im österreichischen Succeßionskrieg war der Besitz Genua's von großer Bedeutung für die Oesterreicher als Stützpunkt zu Angriffen auf Südfrankreich; so wurde denn auch Stadt und Gebiet am 5. Sept. 1746 von General Browne besetzt. Marquis Botta wurde der Befehlshaber. Geschütz aus dem Arsenal von Genua sollte nach der Provence gebracht und dort gegen die Franzosen verwendet werden. Es war der 10. December. Alles war öde und still in der Stadt. Ein Mörser (mortajo) fiel von der Laffette, da zwangen die Soldaten einen vorübergehenden alten Mann, beim Wiederaufladen zu helfen, und schlugen ihn mit einem Stock. Der Genueser aber erträgt keinen Stock. Aus den Fenstern sahen Einige die Mißhandlung, und ein Knabe, Balilla mit Namen, sprang heraus und rief den Bewohnern zu: „Soll ich anfangen?" Sie winkten, und im Nu flogen Steine nach den Soldaten, nun kamen Stühle, Tische, kurz alles Bewegliche aus den Fenstern herab, die Oesterreicher konnten sich in den engen Gassen nicht vertheidigen, und der Marquis Botta mußte sich durch die Bocchetta zurückziehen, 1000 Todte und 4000 Gefangene zurücklassend. Eine 106jährige Frau lebt noch hier, die einzige lebende Person, welche all Das mit ansah und sich noch daran erinnert; auch ein alter Vetter von Balilla ist noch am Leben, für ihn veranstalten nun die Damen der Stadt eine Sammlung. Der ganze Vorfall ereignete sich im Portaria, einem Stadttheil, wo sehr arme Leute wohnen. — Zum heutigen Fest (das die im vorigen Jahr von der Regierung gehinderte Jubelfeier ersetzen sollte) einzuladen, waren Boten durch ganz Sardinien und Toskana entsendet. Morgens um 8 Uhr versammelte sich die ganze ungeheure Menschenmenge mit ihren Bannern auf der Acquasola. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. An der Spitze gingen die Damen; als Erste voran die Fürstin Teresa Doria, in jeder Hinsicht die ausgezeichnetste Frau Genua's. Sie führte eine Reihe der ärmsten Bewohnerinnen des Portaria, die eine prächtige Fahne trugen. Dann folgte eine große Zahl der edelsten Damen, die wohl in Jahren keinen Fuß in der Stadt zu Boden gesetzt hatten — aber ganz untermischt mit Frauen aller Klassen, ohne Unterschied des Standes. Nach den Damen kamen in unabsehbarer Menge die Männer, Mönche, Nobili, Handwerker, Kaufleute, Sindaci (Stadträthe), Studenten, ganze Schulen von Kindern, alle mit zahllosen Fahnen aller Farben, die hier anwesenden Piemonteser in einer besondern Abtheilung, denn die schönste Frucht der jetzigen Bewegung ist wohl die Aussöhnung mit den Piemontesern, die (1746 standen sie gegen die Genueser und Franzosen) so bitter gehaßt wurden. Besonders gut gefielen mir die Fischer und Landleute mit den rothen phrygischen Mützen; auch die Matrosen nahmen sich gut aus. Bei jeder Abtheilung geringerer Leute — vor ihnen, auch mitten zwischen ihnen und sie am Arm führend — junge Nobili. Ich vermöchte nicht die Unzahl der Fahnen (man spricht von Tausenden) mit ihren Farben und Inschriften zu beschreiben. Es waren auch sehr viele mit den Farben vom vereinigten Italien, vom Kirchenstaat, Toskana, Insel Sardinien ꝛc. Merkwürdig war eine ganz alte, noch aus den Zeiten der Republik, die das Volk hier selbst aufbewahrt und nicht herausgibt. Die meisten waren neu und alle von Seidenzeug. Auf dem Weg war sehr gebeten worden um **silenzio assoluto delle voci** (tiefes Stillschweigen); jedoch kamen Musikbanden von Zeit zu Zeit dazwischen, die Märsche spielten. Bei der ganzen Feier war jede Annäherung von Polizei oder Militär vermieden — man vertraute dem Volk, und dieses zeigte sich würdig; der Ungebildetste fühlte sich gehoben, und das Wort eines Führers: „Ordine, Italiani", that mehr Wunder, als die Säbel der Karabiniere. — Von der Acquasola ging der Zug durch die Stadt in die auf einem der nahen Hügel gelegene Kirche Oregina, wo ein Tedeum abgehalten wurde. Nur die alte Genueserfahne wurde in die Kirche selbst getragen; die übrigen segnete ein Priester auf dem Platz ein. In schönster Ordnung entwickelte sich der Zug auf dem engen, ansteigenden Weg. Von der Kirche ging es auf einem andern Weg zurück in die Stadt, nach der Portaria, zu dem Mortajo, dem zur Feier des Ereignisses errichteten Denkmal. Hier ist das Bildniß Balillas aufgehängt, und es wurden Hymnen gesungen, worin die Deutschen im klassischen Styl Barbaren genannt werden. In den Zeitungen wird übrigens **l'illustrissima Alemagna** gefeiert; auch gegen Oesterreich hörte man gestern nirgends Beleidigungen. Vom Mortajo ging es wieder an den Ausgangspunkt zurück, nach der Acquasola, wo sich Alles auflöste. Der Tag ging in schönster Ordnung vorüber. Die Damen harrten standhaft aus, obgleich der Marsch, um 9 Uhr begonnen, um 3 Uhr noch nicht zu Ende war; aber Frau Teresa Doria rief ihren ermüdeten Nachfolgerinnen immer zu: **avanti, donne, avanti!** — Es ist Abend. Schon leuchtet es von der Stadt herauf und von allen Bergen; dazwischen ungeheure Gewehrsalven; auch von der Acquasola herauf Gewehrsalven und **evvivas** aller Art. Die Beleuchtung ist prächtig und reich, überall, vom Monte fasce und selbst von Porto fino her brennen Feuer; wie die Stadt, so ist in der ganzen Riviera (Küstenland) beleuchtet. Das Schießen dauerte bis in die Nacht hin, dazwischen das

Digitized by Google

ungeheure Stimmengetöse, denn der Bann: silenzio assoluto delle voci ist nun gelöst. — Blicken wir zurück auf heute vor einem Jahre: welcher Umschwung! Damals strengste Polizeiherrschaft, jetzt Vertrauen in den maßhaltenden Ordnungssinn der Bürger; damals strengste Censur, jetzt fast Preßfreiheit, denn die neuen Censoren sind anerkannt freisinnige Männer; damals Einfluß der Jesuiten in allen Lebenskreisen bis in die höchsten hinauf, jetzt begnügt man sich, vor dem Jesuitenpalast nicht mehr zu rufen: evivva Gioberti, sondern es heißt bereits: morte ai Gesuiti (Tod den Jesuiten.) Die Bewegung geht durch alle Klassen, die hier noch von altrepublikanischem Gemeingeist beseelt sind; die Waschfrauen sprechen von der lega doganale, und die Kindsfrauen nennen die Kleinen schmeichelnd nach dem Helden des Tags Balillung.

Ueber öffentliche Sparkassen.

Wir lesen in der Karlsr. Z. einen vortrefflichen Artikel über öffentliche Sparkassen. Als eines der wirksamsten Mittel, die Sittlichkeit der arbeitenden Klassen zu heben, haben sich die Sparkassen erwiesen. Die öffentliche Sittlichkeit und die öffentliche Ordnung haben eine ihrer hauptsächlichsten Stützen im Eigenthum. Nur da kann der Staat dauernd auf Ordnung rechnen, wo die Besitzlosen nicht in übermäßiger Anzahl sind. Die Besitzlosigkeit beruht aber häufig nicht darauf, daß keine Gelegenheit gegeben war, sich durch Arbeit Etwas zu erwerben, sondern darauf, daß diese Gelegenheit nicht gehörig benützt, — daß das Erworbene so schnell wieder ausgegeben wurde, als es gekommen war. Diesem entgegen wirken nun mit dem günstigsten Erfolge die Sparkassen. Eine große Ausdehnung haben die Sparkassen in Großbritannien, wo die Londoner Bank die Verzinsung der eingelegten Kapitalien sichert, gemäß dem Parlamentsbeschluß vom 12. Juli 1847. Die wichtigste ist die in Edinburg. Legt man dort während 20 Jahren wöchentlich 2 Schilling (1 fl. 12 kr.) ein, so hat man am Ende der 20 Jahre 157 Pfd. St. (1884 fl.) zu fordern. Die Summe aller Einlagen beträgt über 455 Mill. Gulden. Selbst in Irland, das doch bekanntlich sehr arm ist, sind ungeheure Summen hinterlegt, und werden musterhaft verwaltet. Thatsache ist zugleich, daß in diesem Lande vom 1. Jan. 1846 bis dahin 1847 die Einlagen, selbst in der armen Provinz Connaught, zugenommen haben, trotz des Hungerjahres. Zugleich besteht in England die Einrichtung, daß jeder 60jährige Greis, der 30 Jahre lang wöchentlich 3 Schilling (1 fl. 48 kr.) eingelegt hat, eine lebenslängliche Pension von 20 Pfd. St. (240 fl.) erhält.

Auch in Frankreich haben die Sparkassen seit dem Bestande der jetzigen Regierung Boden gewonnen. Die Verwaltung ist ausgezeichnet, und besonders lobt man die Höflichkeit der Beamten. Die Rechnungen sind so auf dem Laufenden, daß am 1. Jan. jeden Jahres die Rechnung bis auf den 31. December des verflossenen in den Zeitungen erscheint. In Paris waren am 31. Dec. 1846 hinterlegt 91 864,547 Fr. 48 Cent. Neben der Centralkasse bestehen noch 10 Hülfskassen in Paris.

In Deutschland sind die Sparkassen am zahlreichsten in Schleswig-Holstein, wo fast kein Flecken ist, der nicht seine Sparkasse hat, was Alles ohne Dazwischenkunft der Gesetzgebung geschah. In die österreichische Sparkasse wurden 1845 eingelegt: 7 674,966 fl, und zurückgezahlt: 6,281,051 fl; die Preßburger Sparkasse hat seit 1842 über 8 Millionen umgesetzt, und besitzt ein Vermögen von 1,827 595 fl. Auch die Verwaltung dieser Kasse ist vortrefflich. Aus dieser kurzen Uebersicht mag sich die materielle Bedeutung der Sparkassen ergeben. Weit größer ist aber ihre moralische und gesellschaftliche Bedeutung, über welche wir später noch einige Worte beifügen werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 14. Dec. — Berl. Z.) Der wegen seiner Beziehungen zum Lehmann'schen Theaterprozeß so vielfach erwähnte Polizei-Vigilant Brennöl wird in wenigen Tagen wiederum die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken. Derselbe war nämlich vor einiger Zeit bei der hiesigen Polizeibehörde mit dem Gesuch vorstellig geworden, ihm einen Auswanderungspaß zu ertheilen, weil er es, seitdem er ein Gegenstand der Tagesliteratur geworden wäre, in Berlin nicht länger aushalten könne. Wo er sich blicken lasse, werde er erkannt, verhöhnt und gemißhandelt. Er wolle also sein Glück in Amerika versuchen. Sehr gern wurde dies Gesuch bewilligt, Brennöl erhielt seinen Paß, wurde in seiner Wohnung abgemeldet und man wähnte ihn längst auf der See. Da wurde er vor einigen Tagen plötzlich hierselbst zum Arrest gebracht, wo er sich nun zum 33sten Mal befindet. In wenigen Tagen wird er, der so oft als Zeuge gedient hat, nun als Angeklagter öffentlich vor den Schranken stehen.

Nach einer Mittheilung der Oberrheinischen Zeitung wird der Plan der HH. Vanotti und Huber zu Konstanz, die Mittel zur Erbauung der Kinzigbahn durch freiwillige Beiträge an Geld, Grundstücken, Stoffen und Arbeit zusammen zu bringen, fortwährend thätig betrieben. Die gezeichneten Anerbietungen zu Beiträgen aller Art sollen nahe an zehn Millionen betragen, und noch weitere in Aussicht gestellt seyn, sobald ein Centralcomité zur Leitung der großen Unternehmung gebildet seyn wird. Die Unternehmer, heißt es, wollen das Verzeichniß der Anerbietungen dem großherzogl. Staatsministerium vorlegen, um solche zu benutzen, den Rest unter Mitwirkung der Stände durch Anlehen aufzubringen und den Bau zu beginnen. Nach einem andern Vorschlag wäre der Bedarf in Eisenbahnobligationen zu 5 bis 10, 25 bis 50 und 100 fl. zu 3½ Prozent verzinslich unter Staatsgarantie auszugeben. Diese Scheine sollen zugleich als Papiergeld zur Bezahlung der Besoldungen und Leistungen bei dem Bau dienen, bei den öffentlichen Kassen angenommen und nach und nach eingelöst werden.

(Die Rundsch.)

Der Korrespondent von Daily-News meldet, die Königin von Portugal habe offiziell sich bankerott erklärt; ihre sämmtlichen Privatgläubiger, Lieferanten ꝛc. seyen vom Schatzmeister des Palastes zusammenberufen und ihnen die Erklärung gemacht worden, die Königin sey außer Stande, ihre Schulden zu zahlen. Ein erster Vergleichsvorschlag sey von den Gläubigern verworfen worden; in einer zweiten Versammlung aber kam eine Vereinigung zu Stande, wodurch die Gläubiger der Königin etwas über 50% erhalten.

Die elfte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Kiel im Jahr 1847.

Die erste Versammlung der deutschen Landwirthe war offenbar eine Nachahmung von der der Naturforscher und Aerzte, welche die Landwirthschaft, als zu eigenthümliche Berücksichtigung erfordernd, nicht wohl in den Kreis ihrer Beachtung ziehen konnten. Sie war Anfangs klein, aber desto treuer ihr Vorhaben, und trug auch gleich Anfangs ihr Grundgesetz nicht den Stempel einer besonderen Gesetzgebungsfähigkeit, so ließ sich doch mit Zuversicht erwarten, daß die Wahrnehmungen bei der Ausübung solches nach und nach von selbst ausgleichen würden. Die Versammlungen sind fortdauernd zahlreicher, der Vortrag ihrer Verhandlungen dicker geworden; daß die Wissenschaft eben so zunehmend gewonnen, dürfte schwerlich auch der wärmste Freund behaupten, indem diese mit der Steigerung der Menge fast in gleichem Verhältniß zurücktrat. Schon in Brünn ließen verständige Männer Klagen darüber vernehmen, die jedoch nicht gehört wurden; in München sprach der Profes-

Digitized by Google

for Lübeck sich eben so wahr als eifrig darüber aus; eine Commission sollte Vorschläge zu den nothwendigen Veränderungen machen; das Ergebniß war: Es möge beim Alten bleiben, indem man dem bunten Gemenge keine beengende Form anlegen wollte. Die zehnte Versammlung wurde durch die hervortretende Persönlichkeit des hochverehrten Erzherzogs Johann und die fast an Verschwendung reichenden Einrichtungen der steiermärkischen Stände fast nur ein zusammenhängendes Festgelag, das schwer übertroffen werden könnte. So kam die Zeit zur elften Versammlung heran, und Jeder wird auch nun gestehen, daß hier von dem vereinten Schleswig-Holstein Alles aufgeboten worden ist, um der Zusammenkunft den möglichen Glanz zu verleihen. Eine große Festhalle ist erbaut, inwendig und auswendig mit Fahnen und Wappen der Herzogthümer und sämmtlicher deutscher Länder prangend, die auf der werthvollen Festgabe des Vorstandes, welche noch durch ein paar sehr nützliche Werke erhöht ist, von neuem wieder erscheinen. Die Festhalle soll 15,000 Thlr. gekostet haben. Je größer nun dieser Versammlungs- und Speisesaal, desto kleiner waren die übrigen Räume; die Empfangszimmer im Bahnhofe und der Universität waren so klein und unzweckmäßig gewählt, daß bei der Ankunft, bei der Vertheilung der Karten zu den ländlichen Ausflügen, so wie der zum Essen in der Festhalle überall lästiges Gedränge und laute Unzufriedenheit entstand. Aus Mangel an Fürsorge war gleich bei der ersten Eröffnung der Verhandlungen ein Andrang von Stehenden zum Bureau des Vorstandes — in einiger Entfernung von demselben war von den Verhandlungen wenig vernehmbar — und es erhob sich lautes Murren. Auch die Ausstellungen der landw. Früchte ꝛc. hatten einen zu engen Raum, und konnten nur unter vielem Gedränge besehen werden; die Maschinen waren besser bedacht, doch war für den Kenner, besonders unter den Pflügen, wenig Anziehendes zu bemerken. Die Thierschau war allerdings mit vielen schönen und brauchbaren Pferden besetzt, denen jedoch allgemein ein unverhältnißmäßig hoher Preis beigemessen wurde. Von den Viehraçen durfte man mit Recht mehr Schönes und Besseres erwarten; das Meiste war von den kleinen Raçen; von den größeren waren schöne ausgezeichnete Thiere selten und ebenfalls von ungemein hohen Preisen. Die landw. Ausflüge werden wohl Jedermann befriedigt haben; es war nicht möglich, überall eine größere Zuvorkommenheit, Freundlichkeit, Herzlichkeit und gastliche Aufnahme sich zu denken, als allgemein stattgefunden. Jeder Theilnehmende ist zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet, so wie zur Anerkennung des trefflichen Charakters aller Volksklassen. Es thut mir wahrhaft leid, in wissenschaftlicher Beziehung nicht eine gleich vortheilhafte Meinung äußern zu können; jedoch der Wahrheit getreu muß ich gestehen: hier nichts gelernt und nichts vergessen zu haben; der Mangel an Wissenschaftlichkeit war in allen Erörterungen zu hervorleuchtend. Die meisten Fragen bezogen sich auf längst wissenschaftlich feststehende Dinge, die keiner Erörterungen bedurften, oder die, war dieses nicht der Fall, durch Vorgreifen des wesentlichen Punktes in ein leeres Wortgeklingel herausliefen. Wem ist nicht die lange Moregelei eine wahre Nergelei geworden, ohne zu irgend einem Ergebniß zu führen? Das Hinschleppen der Drains-Anwendung war zum Einschlafen, indeß der Auffindung und dem Abseigen der Quellen, worauf Alles ankommt, doch nicht die gehörige Erwägung geschenkt wurde. Ueber diesen Gegenstand hat der Herzog von Holstein am gründlichsten und besten gesprochen. Die so bedeutend wichtige Kartoffelkrankheit hat auch nicht die geringste erwähnungswerthe Erörterung erfahren, auf ihre Natur und Beschaffenheit ist nicht im entferntesten eingegangen worden. (Um den Nachtheilen derselben zu entgehen, glaubte Dr. Director Pabst aus Hohenheim, sey es das Rathsamste, sich auf die Kultur anderer Pflanzen zu legen, welche die Kartoffeln zu ersetzen geeignet seyen.) Unter den Abtheilungen hat von jeher die forstwirthschaftliche durch ihre gründliche und wissenschaftliche Behandlung vor allen anderen sich ausgezeichnet.

(Aus der so eben erschienenen Schrift: „Die elfte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Kiel, abgehalten vom 6. bis zum 11. Sept. d. J., in ihrem Verlaufe kurz dargestellt von einem Mitgliede der Versammlung. Altona, 1847."

Frankfurt a. M., 16. Dec.

Mit dem wärmsten Danke für einen der edelsten Genüsse widmen wir diese Zeilen der Aufführung des zweiten Quartettkonzertes des Hrn. Wolf und seiner Freunde, der Herren Geißler, Posch und Eisner jun. Abgesehen von der bedeutenden Meisterschaft der Konzertgeber, die sich ihrer schweren Aufgabe in geistiger, wie in technischer Beziehung vollkommen gewachsen zeigen und die auch dem strengeren Fachkenner vollen Beifall abgewinnen, zeugt die Wahl der vorgetragenen Stücke von einer tiefen und ernsten Bildung, einer wahrhaften Kunstweihe, die an diesen Künstlern um so lebhafter anzuerkennen ist, als sie heutzutage immer seltener zu werden droht. Die vorgetragenen Quartette von Beethoven (aus Cis moll) und von Mozart (aus D dur, Nro. 7) sind so wunderbar reich an Schönheiten, daß man nicht grade Enthusiast zu seyn braucht, um von diesen Herrlichkeiten in tiefster Seele ergriffen und hingerissen zu werden. Welch' merkwürdigen, kaum auszusprechenden Gegensatz zwischen den beiden größten musikalischen Schöpfern! ein Gegensatz, der sich in diesen Quartetten überraschender und charakteristischer kundgibt, als selbst in manchen umfangreicheren Werken der beiden Meister! Wie schwer, tief, aus innigster Seele hervorklingend und in's innerste Leben sich hineinwühlend sind die Beethoven'schen Töne, wie zaubern sie in wild und fast unheimlich abwechselnden Stimmungen bald erschütternde Wehmuth, bald gewaltig hinreißenden Freudentaumel hervor! Sie sind gleichsam die Verkörperung jener wundervollen Worte Göthe's: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt." — Und nun dagegen das Mozart'sche Quartett! Da ist Alles Sonnenschein, Alles reinste Schönheit, Alles, selbst Schmerz und Wehmuth, in edelster, süßester Harmonie verklärt! Man fühlt sich Mensch unter Menschen, die Gegensätze lösen sich in Einem großen Gefühle, in dem Gefühle der Liebe, auf und die Seele schwebt ruhig und selbstbewußt über dem brausenden Wirren des kampfbewegten Lebens. So treten Beethoven und Mozart vor uns auf, jener der gewaltige Titan, der den Kampf mit den Göttern nicht scheut, dieser der klare, ewig schöne, ewig jugendliche Gott des Lichtes und des Tages! — Diese tiefpoetische Natur unserer beiden größten Meister tritt in diesen beiden Quartetten mit ergreifender Gewalt zu Tage, und den Konzertgebern gebührt das Verdienst, die wunderbaren Gedanken der Tondichter in ihrer ganzen idealen Herrlichkeit mit treuester Verehrung würdig wiedergegeben zu haben. Die Wolff'schen Konzerte verdienen die lebhafteste Anerkennung und Unterstützung aller ächten Kunstfreunde, und wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir sie die Blüthe und die Zierde der musikalischen Genüsse Frankfurt's nennen!

Auch der Soiréen des durch die Herren Ripfel und Eliason unterstützten Hrn. Ed. Rosenhain, deren zweite dieser Tage stattgefunden, haben wir mit gerechter Anerkennung zu gedenken; denn auch sie haben sich die Pflege von klassischen Tonwerken zum Ziel gemacht und führen solche mit bekannter Gediegenheit den Kunstfreunden vor. Besonders gefiel das herrliche und trefflich exekutirte Quartett von Mozart, in welchem der liebenswürdige Tondichter eine Fülle von Anmuth und Schönheit niedergelegt, wie auch eine edle und tief durchdachte Form entfaltet hat, goldene Frucht in goldener Schale. Dankbar für die schönen Kunstgenüsse wurde von dem zahlreichen Auditorium reichlicher Beifall gespendet.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die Familie der illustrirten Zeitungen hat sich abermals um ein Glied vermehrt, das, in Italien geboren, uns bekannt machen will mit Allem, was dieses klassische Land an Erzeugnissen der Vergangenheit und Gegenwart besitzt. „Il Mondo illustrato giornale universale" ist der Titel dieser neuen Zeitung, die in Turin erscheint und sich in Format und allem Uebrigen ganz den in London, Paris und Leipzig herauskommenden illustrirten Zeitungen anschließt. Die uns vorliegenden Nummern sind reich an interessanten Aufsätzen und bildlichen Darstellungen aus dem Gebiete der Politik sowohl, als auch aus dem der Kunst und Literatur, der Musik und des Theaters, des Handels und der Nationalöconomie ꝛc. Da die Augen von ganz Europa gegenwärtig auf Italien gerichtet sind, so dürfte sich dieses Unternehmen manche Freunde auch bei uns in Deutschland erwerben, um so mehr, als es sich zur Hauptaufgabe gestellt hat, Italiens Volks- und öffentliches Leben überhaupt zu besprechen.

L.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Dec. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Aktes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 351. Dienstag, den 21. December 1847.

Ruyter als Matrose.

Hollands berühmtester Seeadmiral versprach schon als Knabe Großes. Möge hier ein Zug aus seinen jüngeren Jahren Platz finden, der ihn ganz so originell darstellt, wie er später sich zeigte.

Bevor Ruyter auf der holländischen Seeflotte als Matrose angenommen ward, befand er sich in gleicher Eigenschaft auf dem Schiffe eines Kaufmannes, der ihn bald jedoch von Andern seines Gleichen unterschied, und ein solches Vertrauen in seine Ehrlichkeit setzte, daß er ihm bedeutende Geschäfte anvertraute. Eben derselbe Kaufmann pflegte mit Tuch nach einer Hafenstadt des marokkanischen Reiches zu handeln, und davon zu der Zeit eine bedeutende Ladung dorthin zu schicken, wann daselbst eine Art von Messe abgehalten ward. Die Zeit rückte heran, aber der Kaufmann war erkrankt, und konnte den großen Jahrmarkt nicht besuchen. Um jedoch die dort zu erwartenden Vortheile nicht zu verlieren, wurde ein Fahrzeug befrachtet, und Ruyter erhielt den Auftrag, das Tuch auf dem Marktplatze, wie sonst der Herr selbst gethan, feil zu bieten.

Ruyter langte zur bestimmten Zeit in der Hafenstadt an, versäumte keinen der üblichen Gebräuche, um von dem dortigen obersten Befehlshaber in allen Handelsangelegenheiten die erforderliche Erlaubniß zum Verkaufe der Waaren seines Herrn zu erhalten, und als er dieselbe erlangt hatte, legte er neben den andern fremden Handelsleuten seine Tücher öffentlich zur Schau und zum Verhandeln aus. Der Verkehr nahm bald guten Fortgang und Ruyter ansehnliche Summen ein, da er gute Waaren hatte und sein Herr dafür bekannt war, seinen Käufern annehmliche Preise zu machen.

Nach Verlauf einiger Tage erschien auch der Befehlshaber der Hafenstadt selbst, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, und nahm sich die von Ruyter ausgelegten Waaren in Augenschein. Ihm gefiel ein Stück sehr feines Tuch, und er erklärte, daß er es für sich kaufen wolle, indem er nach dem Preise fragte. Ruyter bezeichnete ihn; der Kommandant aber, hocherstaunt über die Höhe desselben, erklärte: daß die Hälfte hinreichend sey, und er wolle das Tuch dafür kaufen. Auf Ruyter's Vorstellung, wie es ihm unmöglich sey, diese ausgezeichnet gute Waare dafür loszuschlagen, äußerte er sein lautes Mißfallen, und befahl Ruytern nunmehr, ihm das Tuch für den angebotenen Preis zu verkaufen; dieser aber erklärte mit großer Ruhe, das Tuch sey nicht sein, sondern seines Herrn Eigenthum, und er müsse dessen Befehle beim Verkaufe getreulich ausführen; der für das Tuch geforderte Preis sey der Güte der Waare vollkommen angemessen, und er dürfe und werde auch nicht das Geringste von seiner Forderung ablassen.

Zornglühend gab der Befehlshaber Ruytern zu bedenken, daß er an diesem Orte in fremder Gewalt sey, und daß auf einen Wink von ihm nicht nur seine Waare, sondern auch seine Freiheit und selbst sein Leben verloren sey; jedoch Ruyter blieb unerschüttert, gestand dem Kommandanten zu, daß er allerdings das Recht des Stärkern an ihm ausüben könne, gab ihm jedoch zu bedenken, daß ein solcher Mißbrauch der Gewalt die Folge haben werde, daß keiner der anwesenden fremden Kaufleute ihm fernerhin Waaren zuführen und der Marktplatz verödet bleiben würde. Betroffen von der Wahrheit dieser Aeußerung, entfernte sich der leidenschaftlich erhitzte Kommandant mit der Entgegnung, daß er die ohnmächtige Drohung eines Christen verachte, und wohl wissen werde, was er nach seiner Rückkehr zu ihm zu thun habe. Er solle sich, fügte er hinzu, bis dahin bedenken, und wohl erwägen, was auf dem Spiele stände. Hierauf entfernte der Befehlshaber sich, nachdem er einen Unterbefehlshaber und einige Wachtmannschaft bei Ruytern zurückgelassen hatte.

Zu diesem traten alsbald andere fremde Kaufleute heran, und forderten ihn besorglich auf, den Zorn des befehlshabenden Pascha's nicht weiter zu reizen; der zurückgebliebene Offizier desselben machte selbst Ruytern Vorstellungen darüber, daß er ja nicht zu weit gehen solle. Dieser aber blieb ganz ruhig bei der Erklärung: er kenne die Pflichten gegen seinen Herrn, und werde Das thun, was er demselben und dem in ihn gesetzten Vertrauen schuldig sey.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde kehrte der Pascha zurück, und begehrte sogleich das Stück Tuch um den vorher von ihm gebotenen Preis. Ruyter erklärte demselben, daß er sich Allem unterwerfen müsse, was er mit ihm vorzunehmen beschließen werde, und daß er bereit sey, Gefangenschaft und Elend, wenn er es über ihn verhängen wolle, zu dulden, von der seinem Herrn angelobten Treue könne er aber nichts ablassen, dessen Befehle nicht verletzen, dessen Vertrauen nicht täuschen. Das Tuch erhalte der Pascha nicht um einen Heller wohlfeiler, als der geforderte Preis besage. Bei dieser Willensmeinung blieb es.

„Bei'm Allah!" rief der Befehlshaber, „das ist seltene Standhaftigkeit, seltene Treue! Rechtschaffener Christ!" fuhr er fort, und legte, sich Ruytern nähernd, seine Hand auf dessen Brust, „wir müssen Freunde werden. Einen Mann, wie Du bist, habe ich noch nicht gefunden; obschon das Alter bereits meinen Bart bleicht. Nehmet Euch," wandte er sich zu seinem Gefolge, „diesen Christen zum Beispiel, und seyd eurem Herrn treu, wie dieser es dem seinigen in weiter Entfernung vom Vaterlande und selbst unter Drohungen und Gefahren fremder Machthaber blieb. Zahlt," fügte er hinzu, „dem Manne die geforderte Summe für sein Tuch unverkürzt, und ich will mir ein Gewand davon fertigen lassen, das ich zum Andenken an den ehrlichsten Mann tragen will, den ich bisher gefunden."

Ruyter kehrte glücklich heim; von dem Vorfalle aber sprach er kein Wort. Sein Herr erfuhr denselben erst späterhin durch andere Augenzeugen.

Digitized by Google

Ein so uneigennütziger, standhafter, pflichtgetreuer Mann mußte freilich in reiferen Jahren und in einem wichtigern Wirkungskreise das Ungewöhnliche leisten. R.

Womit ist die Verbesserung des Volksschulwesens am zweckmäßigsten zu beginnen?

Daß dem Volksschulwesen Deutschland's trotz seiner nicht unbedeutenden Verbesserung während der letzteren 40 bis 50 Jahre eine durchgreifende und gediegene Reform noth, dringend noth thut, kann wohl eben so wenig bestritten werden, als die Behauptung, daß eine wahrhafte Verbesserung des heutigen Volksschulwesens zunächst mit der Verbesserung der Laze und Stellung des Lehrers begonnen werden muß. Denn nur allein der Lehrer ist die belebende, anregende und wirkende Kraft, mit einem Worte, die Seele der Schule. Der gute Zustand einer jeden Schule hängt also hauptsächlich, wir möchten sagen, einzig und allein von der Tüchtigkeit, von der Berufstreue und Berufsfreudigkeit des Lehrers ab. Daß auch der Lehrer zur Erfüllung dieser Grundbedingung einer guten Schule das Seinige beitragen, daß er namentlich sich selbst von jeder Gesinnungslosigkeit, Halb- und Hohlheit emancipiren und zugleich dahin streben muß, immer tüchtiger zu werden — dies versteht sich allerdings von selbst. Aber eben so gewiß ist es auch, daß ganz anders die Erfolge sind, wenn Liebe zum Amte, aufrecht erhaltenes Ehrgefühl und guter Wille die Handlungsweise bestimmen, als wenn mit Nahrungssorgen und Mißvergnügen, mit dem Gefühle der Zurücksetzung und Mißachtung die Dienstpflicht erfüllt und darum hauptsächlich nur um des „täglichen Brodes" willen erfüllt wird. Und da wohl in keinem Amte der Erfolg unzertrennlicher an Geistesmuth und Energie des Individuums geknüpft ist, als in dem anerkannt schweren Berufe des Unterrichts und der Erziehung, so sollte man alle Triebfedern in Bewegung setzen, welche den Lehrer beleben und aufmuntern und seine Begeisterung für seinen Beruf noch erhöhen können. Statt Dessen geschieht aber, und gewiß ohne es zu wollen, gewöhnlich gerade das Gegentheil. So wird dem Volksschullehrer bekanntlich in der Regel nur eine Hungerbesoldung gegeben und hierdurch demselben schon bei seiner Anstellung der Kampf mit der Armuth und Noth gleichsam zur Bedingung gemacht. Ferner ist dem Volksschullehrer beinahe in allen deutschen Staaten (nur Würtemberg macht eine rühmliche Ausnahme) gesetzlich nicht einmal vergönnt, im Schulvorstande zum Segen der hauptsächlich seiner Obhut und Fürsorge anvertrauten Schule mitzureden und mitzustimmen.*) Außerdem ist der Volksschullehrerstand unter allen Ständen der Erde der einzige, welcher nicht von den tüchtigsten und würdigsten seiner eigenen Glieder speciell beaufsichtigt wird, sondern gewöhnlich von Geistlichen, mithin von solchen Männern, welche in der Regel nur Theologen und nicht zugleich auch Pädagogen sind. Sodann steht der Volksschullehrer heute noch insofern rechtlos da, als derselbe, wenn er z. B. dienstunfähig oder pensionirt wird, geradezu der Barmherzigkeit der Gemeinde anheim gegeben ist, in solchen und ähnlichen Fällen sich nicht auf ein vorhandenes Gesetz berufen kann, sondern Das als Gnade erbetteln muß, was er als Recht sollte fordern können. „Wir kennen" — heißt es im Septemberheft des hessischen Schulblattes von 1847 — „einen Fall im Großherzogthum Hessen, wo ein Lehrer auf ein Jahr durch eine gefährliche Krankheit dienstunfähig wurde. Was geschah? Auf Kosten des Lehrers wurde ein Vikar ernannt und diesem 150 fl. von dem Gehalte des Lehrers überwiesen. Der Gehalt betrug aber nur 200 fl., und von den übrig bleibenden 50 fl. mußte der kranke Lehrer mit seiner Frau und einem Kinde leben." Dies ist allerdings nur Ein Fall. Solche und ähnliche Fälle, welche den rechtlosen Zustand der Volksschullehrer in dem angedeuteten Sinn außer allen Zweifel setzen, kommen aber nach den Berichten in öffentlichen Blättern auch in den übrigen deutschen Staaten und leider nur allzu oft vor. Und Thatsachen sind schlagende Beweise.

So ungefähr steht es also heute noch mit den Verhältnissen der Volksschullehrer Deutschlands. Eine Schule kann aber unmöglich gedeihen, unmöglich die von ihr freilich schon längst erwarteten Früchte tragen, wenn Der, welcher ihr vorsteht, welcher ihr seine eigentliche Lebenszeit und Lebenskraft hauptsächlich widmen soll und muß, so gut wie keine Rechte hat und dabei voraussichtlich bis an das Ende seiner Tage der bittersten Armuth seine Existenz abkämpfen, jedem Wechsel menschlicher Schicksale und namentlich seinem Tode besonders deßhalb mit Angst und Schrecken entgegensehen muß, weil es alsdann der Wittwe sammt den Kindern an Allem, an Obdach und Unterhalt, an Rath und Hülfe fehlt, seine Hinterbliebenen also einer großen, unverschuldeten Dürftigkeit preisgegeben sind, ja nicht selten das Schicksal einer Bettlerfamilie theilen müssen. Wahrlich, unter solchen außerordentlich traurigen Verhältnissen kann der Lehrer wohl nur sehr selten mit einer heiteren Stimmung in die Schule treten und in dieser stets frohen Kinderwelt die am reinsten stimmenden Saiten seines Herzens ohne Mißton erhallen. Von der heitern Stimmung des Lehrers, von seiner Tüchtigkeit, Berufstreue und Berufsfreudigkeit hängt aber, wie schon gesagt, der gute Zustand einer jeden Schule hauptsächlich ab. Auch der Lehrer bedarf selbst beim besten Willen und bei aller Begeisterung für seinen Beruf der Unterstützung und Aufmunterung von Außen. Eine wahrhafte Verbesserung des heutigen Volksschulwesens muß daher nach unserem Dafürhalten zunächst damit begonnen werden:

1) Daß jeder Volksschullehrer eine den Zeit- und Ortsverhältnissen angemessene Besoldung erhalte, eine Besoldung, die ihm wenigstens ein von drückenden Nahrungssorgen freies Loos gewähre.

2) Daß dem Volksschullehrer einschließlich seiner dereinstigen Pensionirung eine rechtlich gesicherte und dem Wesen seines anerkannt wichtigen Berufes überhaupt entsprechende Stellung zu Theil, derselbe also

3) auch ordentliches und ständiges Mitglied des Schulvorstandes und

4) befreit werde von den Funktionen eines Glöckners oder Kirchendieners, wie das Läuten zu verschiedenen Tageszeiten, das Aufziehen und Schmieren der Thurmuhr, das Reinigen der Kirche, das Tragen des Klingelbeutels während des Gottesdienstes, die Besorgung der Geburtsprotokolle, der Taufgefäße u. s. w.*); und endlich

5) daß auch der Volksschullehrerstand, wie jede andere Be-

*) Will man etwa einwenden, daß der Lehrer deßhalb nicht Mitglied des Schulvorstandes seyn könne, weil dieser seine ihm zunächst vorgesetzte Behörde sey, so fragen wir: warum kann denn der Pfarrer (vorsitzendes) Mitglied des Kirchenvorstandes seyn? So viel Vertrauen man den Geistlichen schenkt, so viel Vertrauen kann man wohl, dünkt uns, jezt auch den Lehrern schenken. Vertrauen erweckt ja Vertrauen. Der Einsender.

*) Obschon die Funktionen eines Organisten oder Cantors mit dem Berufe eines Lehrers in keiner Weise zusammenhängen, so dürfte doch deren Verrichtung durch den Lehrer in Ermangelung anderer, hierzu befähigter Subjekte vorerst wohl nothwendig und auch deshalb statthaft seyn, weil hierdurch seine ihm beim Publikum durchaus nöthige Achtung nicht beeinträchtiget wird. Natürlich ist es mindestens sehr wünschenswerth, daß dem Lehrer für die Verrichtung dieser rein kirchlichen Funktionen ein besonderes, von seiner Schulbesoldung ganz unabhängiges Honorar zu Theil werde. Der Einsender.

Digitized by Google

amten-Classe, nur von eigenen, sachkundigen Gliedern, mithin nicht von Theologen, sondern von theoretisch und praktisch gebildeten Pädagogen speciell beaufsichtigt werde.

So lange diese fünf Punkte resp. Vorschläge im Wesentlichen noch nicht zur Ausführung gebracht worden sind, so lange wird man — dies sind wir lebhaft überzeugt — auf gute Volksschulen vergebens hoffen, und damit zugleich auch auf eine Erziehung der Jugend, wie sie von allen Denen gefordert wird, welche in einer tüchtigen Volksbildung die einzig wahre Erlösung von allen Grundübeln des Familien- und öffentlichen Lebens erkennen. Möchten daher Alle, denen ein Herz für's Wohl des Volks im Busen schlägt, ganz besonders auch dafür Sorge tragen, daß jene Vorschläge recht bald zur Ausführung gebracht werden! Dies wünschen wir nicht im ausschließlichen Interesse der Volksschullehrer, sondern hauptsächlich im Interesse der Volksschulen und somit im Interesse der Volksjugend, des gegenwärtigen und künftigen Geschlechtes. Denn ohne gute Schulen keine tüchtige Erziehung der Jugend, ohne eine solche Erziehung der Jugend keine Bildung des Volkes, und ohne Volksbildung, ohne wahre Geistes- und Herzensbildung der Gesammtheit — überhaupt kein Heil, keine Rettung für's Volk. △

Strafe des Undanks.

Unlängst kam ein alter lithauischer Bauer mit wankendem Schritte, auf einen Stab gestützt, an dem Thore der Residenz Königsberg an. Der Thorschreiber, aus seiner niedrigen Stube sehend, rief ihm zu: „Woher, Alter?"

„Drüben aus dem Dorfe her."

„Wo geht Euer Weg hin?"

„Nicht weiter, als hierher."

„Und was habt Ihr denn hier zu schaffen, wenn ich fragen darf?"

„Ach, ich wollte meinen Großen verklagen."

„Euren Großen? Euren Sohn?"

„Ei, da hab' ich vor drei Jahren mein bischen Hab' und Gut meinen sechs Söhnen abgetreten, um mich in Ruhe zu setzen. Der Aelteste bekam das Grundstück mit Vieh und Wirthschaft; er vergleich sich mit seinen Brüdern und versprach, mich bis an meinen Tod zu verpflegen. Aber das will der Undankbare nicht mehr thun, und bei meinen andern Söhnen finde ich auch keine Hülfe. D'rum will ich mich mit meiner Klage an einen Richter wenden."

„Werden's nicht weit beingen, die Teufelsbuben!" meinte der Thorschreiber. „Aber sagt mir doch, wie alt Ihr seyd."

„Großer Gott! nunmehr beinahsiebzig Jahr alt."

„Nun, da kann ich Euch den Bescheid selbst geben, und Ihr braucht Euch nicht erst an den Richter zu wenden. Ihr wisset ja, daß in der heiligen Schrift steht: Unser Leben währet siebzig Jahre — —, da habt Ihr schon drei Jahre zu viel gelebt."

Der Alte sah den Thorschreiber erstaunt an. „Ja, wenn's so ist, so thue ich wohl am besten, wenn ich umkehre. Unser Herrgott wird mich wohl bald zu sich nehmen," sprach er wehmüthig und setzte sich auf einen Stein am Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat Gott zu sich genommen. Auf dem Steine am Thore aber sitzt jetzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt. Rn.

Mannichfaltigkeiten.

Schwerlich haben viele Leser der Weserztg. unter den Annoncen derselben eine „Vortheilhafte Offerte" bemerkt, welche am 12. d., dem Tage der Eisenbahneröffnung und des Gevekohtessens erschien. Sie lautet buchstäblich so: „Sollte Jemand geneigt seyn, Tischreden, Toaste ꝛc., für jede Gesellschaft passend und so ausgefertigt, daß selbst ein Nichtgebildeter dieselben leicht dem Gedächtniß einprägen und, ohne stecken zu bleiben, geläufig vortragen kann, für ein billiges zu kaufen, so wird freundlichst gebeten, sich am Montag, den 12. December, Abends 8 Uhr, auf dem Marktplatze Bremerhavens einzufinden, wo selbe den geehrten Reflektanten überreicht werden sollen. J. H. Wiesemann."

Vor einigee Zeit verlangte ein Holländer, Vater von sieben Kindern, von der Regierung Unterstützung für das siebente, und er stützte sich dabei auf ein Gesetz vom 29. Nivose des Jahees XIII., das während der Besetzung Hollands durch die Franzosen erlassen worden war. Die Regierung wies das Gesuch zurück, weil das Gesetz nicht mehr gelte. Mit ächt holländischer Zähigkeit betrieb der Genannte seine Forderung nun erst recht und verklagte die Regierung, die denn auch verurtheilt worden ist, weil man das Gesetz ausdrücklich aufzuheben vergessen hatte. Sobald diese Entscheidung bekannt war, meldeten sich eine Menge Väter mit ähnlichen Forderungen, so daß die Regierung im vorigen Monate sich genöthigt sah, einen Antrag an die Stände zu bringen, ihr 70,000 Gulden zu bewilligen, damit sie die Forderungen befriedigen könne. Natürlich wurde nun auch das lästige Gesetz aufgehoben, doch sind bis 1861 die Ausgaben für die Erziehung jedes siebenten Kindes in jeder holländischen Familie zu bezahlen. Man erwartet, daß man für mehr als 500 Kinder werde sorgen müssen. (Leipz. Modenz.)

Vor einer Abtheilung des Berliner Kammeegerichts kam kürzlich der Fall vor, daß der Angeschuldigte einen Zeugen rekusirte, weil er — ein Pietist sey. Auf des Vorsitzenden Bemerkung, daß dies doch des Zeugen Glaubwürdigkeit nicht schmälern könne, entgegnete der Angeklagte, der Zeuge bete zwar viel, gehe auch immer früh nach der Kirche, aber von da regelmäßig in übelberüchtigte Häuser. Da der Angeschuldigte den Beweis antreten zu wollen erklärte, so wurde dieser aufgenommen und die Wahrheit der Angaben bestätigte sich. Darauf erklärten die Richter, daß auf das Zeugniß jenes Zeugen als eines Heuchlers kein Gewicht zu legen sey. (Wes. Z.)

Der Zustand Lenau's wird von einem ihn in den letzten Tagen Besuchenden als ein immer traurigerer geschildert. Tage lang liegt er ohne Regung auf dem Kanapee und murmelt unartikulirte Laute vor sich hin. Er kennt die besuchenden Freunde nicht mehr. Fast völlige Blödheit und stiere Apathie ist bereits eingetreten, und die Gehirnerweichung scheint rasche Fortschritte zu machen. (N. C.)

(Kopenhagen, 11. Dec. — Berl. N.) Eine geachtete Familie in Grönland sucht mittelst Anzeigen in unseren Zeitungen einen Lehrer für ihre Kinder in Musik und Spaachen!

(Wien, 13. Dec. — A. P. Z.) Um das Proletariat zu bewältigen, sind zwei Vereine hier thätig; während der eine, der allgemeine Hülfs-Verein, unter den in seinen Statuten beabsichteten edelsten Aufgaben sich vorzugsweise noch damit beschäftigt, den Dürftigen die nöthige Nahrung zu verabreichen, so sucht der zweite, der Kreuzer-Verein, durch die Soege für Arbeit seine edlen Bestrebungen in's Werk zu setzen. Allein so edel und wohlmeinend der Wille beider Vereine sich erweist, so würde sich am Ende derselbe nur mehr noch erstäcken und erkräftigen, wenn beide Vereine in ihrem Wirkungskreise sich gegenseitig unterstützten, weil die Gaben für den Verein reichlicher zufließen und dadurch die Hülfsquellen zur Realisirung ihrer großen

Digitized by Google

Zwecke weit leichter herbeigeschafft werden. Das verbrüdernde Band beider Institute der Humanität kann gewiß nur beitragen, den Bestrebungen eine möglichst umfassende Ausbreitung zu gewähren, die sichere Existenz und segensreiche Dauer derselben zu befestigen. Wer immer beiden Instituten ein rascheres und kräftiges Gedeihen, den segensreichen Erfolg ihrer edelmüthigen Thätigkeit in Aussicht stellt, verlangt ihre Einigung, weil Jeder überzeugt ist, daß die Zersplitterungen von Privat-Wohlthätigkeits-Vereinen der guten Sache ungleich weniger Vortheil, als ein gemeinschaftliches Wirken bringen.

(Neuer Dampfmesser für Dampfkessel) Ein Engländer Namens Smith hat kürzlich ein Instrument erfunden, welches mittelst eines Zeigers an einer Tafel beständig angibt, mit wie viel Pfunden der Dampf auf den Quadratzoll drückt. Die Tafel kann selbst weit vom Kessel an einer andern Stelle angebracht werden. Der ausgezeichnete englische Ingenieur Stephenson, welchem dieser Apparat gezeigt wurde, hat sich in einem Briefe an die Daily-News sehr schmeichelhaft darüber geäußert, indem er den Dampfmesser für unfehlbar erklärt. Es läßt sich sonach durchaus nicht annehmen, daß hier von einer Uebertreibung die Rede ist, sondern man darf vielmehr erwarten, daß ein höchst wichtiges Problem beim Gebrauch der Dampfmaschinen, nämlich hinsichtlich ihrer Sicherheit, seine Lösung gefunden hat. (N. C.)

Korrespondenz.

Hamburg, 15. Dec.

Zu Mad. Viardot-Garcia ist ein glänzender Stern an unserem Theaterhorizont aufgegangen und unsere Astronomen und Sterndeuter haben sich bereits in Beobachtung dieses Phänomens mehrfach versucht. So viel ist ausgemacht, daß Mad. Garcia einzig und unübertroffen dasteht und nur mit einer Jenny Lind oder Rachel verglichen werden kann. Als Gesang-Virtuosin hat sie unter den Lebenden nicht ihres Gleichen. Die Stimme ist umfangreich, vollönend und in allen Chorden — was bei Jenny bekanntlich nicht der Fall — gleich ansprechend, die Ausbildung derselben so vollendet und untadelhaft, daß die Künstlerin die ungeheuersten Schwierigkeiten mit einer seelenden Leichtigkeit ausführt. Mad. Viardot-Garcia ist eine jener großartigen, vom Himmel mit einem besonderen Feuerstrahl durchglühten Naturen, bei denen die Ausströmung der inneren seelischen Schönheit alle äußeren sichtbaren Schattenseiten überstrahlt und durchleuchtet. Sie ist, wenn sie singt, übergossen von der heiligen Schönheit wahrer Begeisterung und Leidenschaft, ganz Gluth, ganz Leben. Und welch' ein gewaltiges Leben! Nicht dieses zart-duftige, sensitivische, von einem Winterhauche angefröstelte Leben, das in der Jenny so eigenthümlich anspricht, sondern das feuersprühende, Alles überflügelnde, Alles bewältigende Leben einer Südländerin. Jenny Lind kann sich in eine Leidenschaft hineinsingen, Mad. Viardot-Garcia singt sie aus sich heraus; sie ist ein Vulkan, ewig flammend im Urfeuer der Begeisterung; Jenny Lind gleicht hingegen einer stillen lieblichen Landschaft und die Musik ist der Mond, welcher durch dieselbe hin seine Silberstreifen und Glanzlichter ergießt. — Ich behalte mir vor, über diese ausgezeichnete Künstlerin, sobald mir noch einige ihrer genialen Leistungen zu sehen das Vergnügen gehabt, ausführlicher zu berichten; denn es ist ein wahrer Hochgenuß für den Kunstfreund und Tagesschriftsteller, bei der Unmasse von Mittelmäßigkeiten, die sein Urtheil in Anspruch nehmen, bei einer Erscheinung zu verweilen, die, mit so seltenen Gaben begnadigt, überall, wohin sie kommt, freudiges Entzücken erregt und der, als einer Auserwählten, von Kennern und Nichtkennern in gleichem Maße gehuldigt wird.

Darmstadt, 18. Dec.

Die heutige „Didaskalia" enthält ein Schreiben aus Darmstadt mit im Allgemeinen richtigen Bemerkungen über die finanziellen Verhältnisse hiesiger Stadt. Wenn jedoch darin gesagt wird, daß Rückzahlungen städtischer Schulden „schon längst aufgehört" hätten, „so daß eigentlich davon bisher gar keine Rede mehr war", so ist dieser Ausdruck ein sehr uneigentlicher; denn im Herbst 1845 wurden 17,000 Gulden durch Verlosung zurückgezahlt, und in dem vor einiger Zeit abgeschlossenen Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben auf 1848 sind zur weiteren Abtragung im nächsten Jahre 10,000 fl. bestimmt worden. Da dieser Voranschlag nebst allen Beilagen und dem Berathungsprotocoll des Gemeinderaths nach Vorschrift der Gemeindeordnung zur beliebigen Einsicht Aller auf dem Gemeindehaus acht Tage lang offen gelegen hat, so ist dieses Jedem, der sich für diese Verhältnisse interessirt, bekannt. Auch ist beschlossen, daß von derselben älteren Schuld von 1849 an in jedem Jahre wenigstens 5,000 fl zurückzuzahlen seyen. — Ferner wird in jenem Schreiben getadelt, daß die Stadtkasse aus der Sparkasse über 100,000 fl. gegen einfache Bescheinigungen ohne alle Hypothek entliehen habe, so wie, daß die Stellung der Sparkasse, der städtischen Verwaltung und ihr Verhältniß zum Gemeindekrar bis jetzt noch auf keinen befriedigenden Grundlagen zu ruhen scheine. Hätte der Verfasser des Schreibens die öffentlich bekannt gemachten und jedem Einlagebüchlein beigedruckten Statuten eingesehen, so würde er Folgendes gefunden haben: „Die Sparkasse ist eine städtische Anstalt, stehend unter Aufsicht und Leitung des Stadtvorstandes, der alle zwei Jahre ihre Verwaltung sieben Bürgern überträgt und im Namen der Stadtgemeinde dergestalt die Garantie der Sparkassen-Anstalt übernommen hat, daß für alle Verpflichtungen derselben von Seiten der Stadt vollständig Gewähr geleistet wird, weshalb auch der allenfallsige Ueberschuß der Sparkasse alle drei Jahre zum Besten der Armenkasse verwendet werden soll." Das Verhältniß ist also vollkommen geordnet; die Sparkasse ist dem Stadtvorstand gerade so untergeordnet, wie alle anderen städtischen Anstalten und Kassen, welche er nicht direct verwaltet, sondern durch Beauftragte verwalten läßt, und da der Stadtvorstand die Garantie der Sparkasse übernommen hat, so wäre es lächerlich, das bestehende Verhältniß umzukehren und hypothekarische Sicherheit für sie zu fordern, wenn der Stadtvorstand mitunter anordnet, daß von mehreren unter seiner Aufsicht und Leitung stehenden städtischen Kassen die eine, wenn sie Vorrath hat, einer der andern, die gerade Geld braucht, ein verzinsliches Darlehen geben soll.

Wiesbaden, 16. Dec.

Die Gesellschaft, welche für unsere Stadt eine Gasbeleuchtung einrichtet, hat (wie auch schon ein anderer Theil hiesigen Korrespondenten berichtete) durch die Beleuchtung einiger Straßen und gestern durch eine solche eines größeren Privatetablissements, des Locals der hiesigen Casinogesellschaft, den Beweis geliefert, daß sie ihre Aufgabe würdig und dem Zweck entsprechend lösen wird. Es gebührt der Gesellschaft diese öffentliche Anerkennung.

Frankfurt a. M., 17. Dec.

Am 12. d. M. fand wieder eine der öffentlichen Lese- und Redeübungen unter Leitung des Hrn. Hartig, und zwar für dieses Jahr die letzte, statt. Die hier gestellte Aufgabe, die Art und Weise der Uebungen, so wie die Nützlichkeit derselben sind zu bekannt, als daß eine wiederholte Hervorhebung erforderlich wäre. Nur auf den Wunsch hätten wir zurück zu kommen, daß sich nun auch ein förmliches Verein zur festen Begründung dieser nicht unwichtigen Angelegenheit bilden und ihr eine sichere Basis unterbreiten möge. Was dagegen die Leistungen der jungen Theilnehmer betrifft, so berechtigen sie, da es den Individuen an Liebe zur Sache nicht fehlt, zur Hoffnung eines immer erfreulicheren Fortschrittes, wobei wir jedoch nicht umhin können, eine recht sorgfältige Auswahl der vorzutragenden Stücke zu empfehlen. Die Bildung des guten Geschmackes darf hier nie aus den Augen gelassen werden und Stücke, wie z. B. „der Henker und sein Sohn", welche nur auf grobe und dem ästhetischen Gefühl widerwärtige Knalleffecte hinauslaufen, oder solche, deren Pointe uns ein Zwitterbild von Tugend und Laster zeigt, daß sich in der Christnacht über dem Grabe von Weib und Kindern an einem Baum auf dem Kirchhof erhenkt, solche Stücke müßten durch bessere verdrängt werden. Unsere poetische Literatur ist ja an edleren Gebilden so reich, warum zu den aus gemeinen Stoffen geformten greifen?

Mehreren Anfragen zu begegnen, finde ich mich veranlaßt, zu erklären, daß die in Nro. 345 dieses Blattes enthaltene, mit „K—r." unterzeichnete Anzeige des Buches: „Der Struwwelpeter" nicht von mir ist. Wilhelm Kitzer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 352. Mittwoch, den 22. December 1847.

Die Jägerburschen.

(Nach einer Volkssage erzählt von A. Pr.)

In alten Zeiten war die Forstpflege noch nicht so weit gediehen, nicht so streng und sorgfältig, wie heutigen Tags, war auch nicht nöthig, denn da gab es aller Orten Wald und Gebüsch weit und breit, und man rodete das Gehölz oft schonungslos aus, um Ackerland zu gewinnen. Die Behörden pflegten noch nicht den Wald gleich einem neugebornen Kindlein, wie es jetzt geschieht, das Holzfällen und Sammeln von Streu und Laub wurde noch nicht so strenge gerügt, man maß die Forsten noch nicht in Länge und Breite, so daß kein Fuß und kein Zoll falsch und zu wenig seyn durfte; da gab es noch keine Aktenstöße in den Stuben der Forstverwaltungen, keine bogenlangen Strafliſten, worauf die Schützen Jeden unbarmherzig eintrugen, der sich ein kleines Vergehen im Walde hatte zu Schulden kommen lassen. Wie gesagt, es war auch nicht nöthig; man hatte ja Wald genug, und verschwendete oft leichtsinnig das Holz, mißhandelte die Bäume, befolgte keine Regeln der Kultur, und die Folge davon ist, daß man jetzt so streng darauf sieht, daß jetzt Mancher im Winter frieren muß, der vor 40 Jahren nicht genug Holz in den Ofen schieben konnte. Wollen nicht sagen, daß diese Pflege unnütz ist, aber allzusorgfältig und streng sollte man doch nicht seyn, auch manchmal durch die Finger sehen, insbesondere bei hartem strengem Winter, wo dem Armen das Holz und dem Vieh die Streu fehlt.

Genug! Früher war's anders; doch in einer Hinsicht herrschte auch damals unbarmherzige Strenge. War man für das Holz nicht so kindlich besorgt, um so mehr für das Wild, denn es handelte sich ja hier um das Vergnügen der hohen Herren, um die Lieblingslust und die Leidenschaft der weltlichen und geistlichen Fürsten damaliger Zeit. Wurde ja der arme Bauer, dem ein Hase oder Hirsch seine Frühlingssaat abfraß und der ihn erschoß, um ihn schadlos zu machen, auf's härteste bestraft, lief ja manchmal selbst Gefahr, das Leben zu verlieren, besonders wenn sein Herr leidenschaftlich die Jagd liebte. Deshalb waren Förster und Schützen angestellt, die in der Tiefe des Waldes ihre Häuser hatten und von da aus die Aufsicht führten, damit keine Frevlerhand dem Wild zusetzte. Hatten aber einen schwierigen Stand, ein beschwerliches, gefährliches Amt, diese Förster; denn die Wildpretsdiebe bildeten damals große Banden, die sich zum Schutz und Trutz gegen die Behörden verbunden hatten, um ihr Handwerk ungestört treiben zu können, und wenn ein obrigkeitlicher Förster in ihre Hände fiel, hatte er die längste Zeit gelebt. —

Damals lebte im Odenwalde in einem unwegsamen Gehölze, tief in dem Walde, abgeschnitten von allem Verkehr, weit entfernt von Menschen und Häusern, eine Försterfamilie, die in der Tiefe des Waldes ein wahres Naturleben führte. Der Vater führte die Aufsicht über den Forst und hegte das Wild. Lange Jahre versah er treu und gewissenhaft sein Amt, hatte manche Beschwerde und viel Mühsal erduldet, war manchmal im Streit mit Wilddieben, ging aber, wie von einer höheren Hand geleitet, immer siegreich aus diesen Kämpfen hervor. Jetzt aber brach sich seine Kraft, sein kräftiger Arm, sein gelenker Fuß versagten ihm die früheren Dienste; er ward alt, und mit dem Alter befiel ihn dessen natürliche Begleiterin, die Schwäche. Unsicherer ward der Wald, häufigere Wildfrevel fielen vor, die Diebe wurden frecher, dreister und zahlreicher, weil sie wußten, daß des alten Försters scharfes sorgsames Auge sie nicht mehr verfolgen konnte, daß seine Kraft, Gewandtheit und Klugheit, die ihnen früher so sehr zugesetzt hatten, nun nachlasse mit dem entkräftenden Alter.

Unmöglich war es dem gewissenhaften Förster, sein Amt mit derselben Umsicht zu verwalten, wie früher; unmöglich konnte er immer auf der Lauer liegen und auf seinen Fang aus dem Versteck hervorspringen, wie die Katze auf die Maus; und doch war's so früher seine Art. Und blos durch diese Klugheit, durch dieses Falkenauge und diese Entschlossenheit vermochte er den Wald sicher zu halten und sich den Dieben furchtbar zu machen. Sein Alter hemmte seine Thätigkeit; das wußten die Diebe, trieben größeren Unfug und breiteten sich immer mehr aus. Den alten Förster schmerzte es sehr, daß er nicht, wie früher, seinem Berufe nachgehen konnte. „Ich muß einen Gehülfen haben," sagte er betrübt eines Tages zu seiner Frau, „es läßt sich anders nicht mehr thun, ich fühle meine Schwäche, aber mein Dienst darf keine Noth leiden."

„Hab' Dir's ja schon lange gesagt, war mir immer nicht recht, daß Du so allein Deinem gefahrlichen Amte nachgingst, Du warst ein allzugroßer Waghals von jeher, und trugst immer das Todtenhemd; ein Wunder ist's wahrlich, und Gott sey Dank! daß Du noch lebst."

Auch des Försters einziges Kind, ein hübsches Töchterlein, lag ihm mit Bitten an und sprach: „Bleib', Väterchen, zu Hause, will Deiner warten und pflegen, ruh' von Deinen Beschwerden aus und verlebe ruhig Dein Alter; ein junger Bursche soll den Dienst im Walde versehen."

„Leider muß ich Euch nachgeben, ich fühle meine Schwäche," sprach der Vater, „thu's aber nicht gern, daß ich einen Burschen mir nehme, und hätte lieber den Dienst fortan allein versehen, wie zuvor, 's ist mir nicht recht, daß ein Anderer Ruhm und Lob mir abjagen soll, und will's nicht haben, daß man von mir spricht: „Seht den alten Faulenzer an, der setzt sich in die Ruh, und könnte auch noch arbeiten, steckt seinen hübschen Gehalt ein und thut nichts dafür." Ihr wißt ja, wie man gleich spricht."

„Doch, das Amt muß gewissenhaft verwaltet werden; allein kann ich's mit dem beste: Willen nicht mehr, und, so ungern ich's thue, ein Bursche muß mir helfen und mir den Dienst er-

Digitized by Google

leichtern. Der mag den Wald begehen in die Länge und Breite und ich will mich in der Nähe halten."

So sprach der alte Förster und ward sich einen Jägerburschen.

Ein jugendkräftiger, thätiger Mann war dies, rüstig und muthig, seinem Amte gewachsen. Er beging den Wald und versah seine Verpflichtungen zur vollen Zufriedenheit seines Herrn.

Die Wildpretsdiebe aber merkten kaum ihren neuen Feind, als sie mit vereinter Macht ihn zu stürzen sich verbanden. Eines Morgens ging er wieder wohlgemuth aus dem Försterhause und forschte den Dieben nach, auf deren Spur er gekommen war. Abend ward's; die thätige Frau des Försters bereitete das Abendessen, die Stunde der Wiederkunft des Jägerburschen nahte, man harrte und harrte, schon war das Abendessen aufgetragen, und der Vater, dem sein eifriger Gefährte in die Seele gewachsen war, sprach: „Laßt uns noch ein wenig warten, vielleicht hat er heute einen guten Fang gemacht und sich verspätet." — Aber er kam nicht; späte Nacht ward's indeß und bange Besorgniß erfüllte Alle; man legte sich zu Bette, er war noch nicht da.

Als den andern Morgen die Tochter das Haus aufschloß, kam ihr wedelnd des Burschen Jagdhund entgegen, winselnd und schmeichelnd, als wollte er ihr was sagen. Mit trüber Ahnung berichtete sie es dem Vater; der alte Förster hing seine Flinte um und folgte dem Hunde, der ihn tief in's Gebüsch führte, woselbst er seinen treuen Burschen erschossen fand. Die Wildpretsdiebe hatten ihm das Leben genommen. Wehklagen und Trauer um das junge Leben erfüllten das Haus; der alte Förster, sein Weib und seine Tochter weinten heiße Thränen auf sein Grab, untröstlich über den Verlust dieses wackeren jungen Mannes, der Stütze des alten Försters.

Ein zweiter Bursche ward gedungen; auch er war kräftig, stark und versah seinen Dienst mit Glück und Erfolg. Eines Abends aber blieb er aus; man suchte und fand ihn, dem ersten nachfolgend, erschossen im Walde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Uhu und die Nachtigall.

(Eine Fabel von Robert Hase in Weimar.)

Es war eine herrliche Mainacht. Der Mond goß sein zauberisches Licht über die verjüngten Fluren; tiefe Ruhe umfing weithin den Wald; nur hier und da schlüpfte noch ein munteres Lüftchen durch bewegliche Blätter, und eine schlummernde Blüthe nickte, von der Herrlichkeit des kommenden Morgens träumend. Und im tiefsten Dunkel des Haines saß einsam und wach eine Nachtigall, bereit, in holden Liedern auszugießen und weithin durch die stille Nacht zu schmettern, was Hohes und Süßes ihr die Brust noch schwellte; sie wollte ausplaudern, was geheimnißvoll die Blüthen duften und die Blätter mit einander lispeln; sie wollte singen vom fernen schönen Süden und von dem wundersamen, unsterblichen Vogel Phönix; sie wollte singen von Freiheit und Liebe; sie wollte singen, sie wußte selbst nicht wovon. Denn der Sänger ist sich selbst ein Räthsel. Was tief und unbewußt ihm in der Seele liegt, das drängt ein Gott ihm zu den Lippen, und draußen tönt und lebt es nun, edel und schön, aller Welt und dem Sänger selbst ein Wunder.

Kaum hatte die Nachtigall die ersten lieblichen Töne geflötet, als vor ihr eine widrige Stimme sie unterbrach. — „Eben habe ich eine Eurer Gefährtinnen zum Schweigen gebracht", — klang dumpf die Stimme, — „und nun fangt auch ihr an?"

„Wer seyd Ihr", — fragte die Nachtigall, — „daß Ihr mich in meinem Treiben stören dürft?"

„Ich bin von der großen Nachteule, die um diese Stunde Königin ist, zu Eurem Censor bestellt", klang finster die Antwort, und die Nachtigall erkannte, daß ein häßlicher Uhu vor ihr saß. Sie ließ sich darum nicht abhalten, ihren Gesang von neuem zu beginnen, doch flossen bei der lästigen Gegenwart des Unthiers ihre Töne weniger schön dahin, als sonst; gleichwohl ward sie vom Uhu bald mit den Worten unterbrochen: „Sachte, meine Freundin, solche Passagen kann ich Euch nicht erlauben."

„Aber warum?"

„Sie sind zu ernst und kühn." — Die Nachtigall verwunderte sich, aber gehorchte, und sprach nur ihre lieblicheren und schmelzenderen Gefühle aus.

„Still mit dem Triller da!" — unterbrach es bald wieder.

„Versteht Ihr ihn denn diesen Triller? Wißt Ihr, was er bedeutet?"

„Eben weil ich ihn nicht verstehe, verbiet' ich ihn."

Die arme Philomele wußte anfänglich kaum noch, was sie singen sollte; bald aber entströmten ihr klagende und traurige Töne. —

„Worüber klagst Du?" — hieß es.

„Ich klage, weil ich nicht singen darf, wie ich will."

„Das Klagen hierüber ist auch nicht erlaubt."

Jetzt wollte sich die Nachtigall in heitern und lustigen Weisen ergießen, als sie der Uhu wieder anfuhr: „Halt, solche Tiraden gestatte ich nicht."

„Aber, mein Gott, aus welcher Ursache?"

„Aus der Ursache, weil — weil ich nicht will. Das Lustige kann ich überhaupt am allerwenigsten leiden. Wißt Ihr was, Nachtigall? Mit Eurem fatalen Lärmen stört Ihr die Königin und macht den ganzen Wald rebellisch. Hättet Ihr eine gute, loyale Kehle, wie die Krähe oder der Kuckuk oder ich, so würde man Euch ungestört und unbeaufsichtigt singen lassen. So aber rath' ich Euch als guter Freund, singt lieber gar nicht, oder man wird Euch am Ende noch aus dem Walde jagen."

„Ich nicht singen?" — sprach entrüstet die Nachtigall. — „Ich nicht singen, wie ich will? — Nimmermehr, meine Natur ist Gesang, und ein unfreier Gesang ist keiner. Mir den Gesang nehmen, heißt mir das Leben nehmen", — und sogleich wirbelte sie trotzig die feurigsten Töne wie einen Weckruf durch den Wald, daß alle Blätter sich vor Bewunderung regten und alle Blüthen erwachend aufhorchten.

Der Uhu aber war unversehens auf die Sängerin losgefahren und hatte sie mit einem grimmigen Schnabelhiebe getödtet.

Kaum aber war diese Nachtigall zum Schweigen gebracht, als aus einem nahen Busche eine andere zu schmettern begann, noch lieblicher und kühner und feuriger, als die erste. Zugleich erhob sich ein frischer Wind; des Tages holde Botin, die Morgenröthe, küßte der Bäume Wipfel, die freudig ahnend rauschten, und Hunderte von Stimmen regten sich, der kühnen Sängerin nacheifernd, in dem erwachenden Walde.

„Verflucht! Verflucht!" — krächzte der Uhu, und scheu flatterte er wieder nach dem dunkeln Schlupfwinkel zu, den er verlassen hatte. (Allg. Anz. d. D.)

Mannichfaltigkeiten.

Daß der elektrische Telegraph buchstäblich der Zeit voraneilt, beweis't folgendes einfache Beispiel: In Philadelphia wurde um 12 Uhr 10 Minuten eine telegraphische Depesche abgeschickt; dieselbe kam in Cincinnati an, als es eben 12 schlug. Cincinnati liegt nämlich 13 Grad westlich von Philadelphia, was einen Zeitunterschied von 20 Minuten macht. (Würzb. Z.)

Digitized by Google

(Wilhelm Humbold's Briefe an eine Freundin.) Die Bekanntmachung dieser herrlichen Briefe, welche den tiefsten Einblick in Charakter und Lebensanschauung eines der edelsten deutschen Geister gewähren, verdanken wir der unter dem Namen Therese bekannten Schriftstellerin (Frau Baronin v. Bacheracht). Die Freundin W. v Humbold's hieß Charlotte Diede. In der letzten Zeit ihres Lebens erhielt sie in sehr bedrängten Umständen (sie lebte in Kassel, wo sie sich mit Blumenmachen ernährte) großmüthige Unterstützung durch die genannte edle Frau, welcher sie dafür auch jene Briefe, ihren höchsten, lange still bewahrten Schatz, testamentarisch vermachte. Frau v. B. befindet sich außerdem noch im Besitze zahlreicher, zum Theil sehr interessanter Briefe „Charlottens", welche wohl auch der Oeffentlichkeit geboten zu werden verdienten. (Brem. Z.)

Vor einigen Tagen ist ein Soldat, Luca Brissiac, 116 Jahre alt, in dem Krankenhause von Triest gestorben. Er hatte im 7jährigen Kriege gedient und die junge Kaiserin Maria Theresia in Wien gesehen. Er war 96 Jahre hindurch Soldat und in den letzten 40 Jahren unter den ältesten zur Ceremonie der Fußwaschung gewählten Greisen stets gegenwärtig. Er war immer gesund, trank mäßig Wein und blieb bis zuletzt der Tabakspfeife getreu. (Berl. N.)

„Haben's a Paß?" fragte eine Schildwache österreichischen Geistes einen tiftigen Reisenden. — „Ja." — „Zeigen's!" — „In meinem Passe steht: ich brauchr ihn nicht vorzuzeigen." — „Schaun's, das ist mir noch nicht arriviet. Da passiren's nur immer weiter." (Düsseld. Z.)

Bei Cranz in Hamburg erscheinen zwölf bisher noch nicht gedruckte Symphonien Mozart's, welche sich seit längerer Zeit im Besitze des Verlegers befinden. Sie verrathen sich, wären sie auch nicht durch eine Reihe von Zeugnissen als ächt erwiesen, sofort als Werke des großen Meisters; alle glänzenden Eigenschaften desselben treten auch in diesen Symphonien zu Tage, deren Einfachheit in der Form schließen läßt, daß sie aus einer früheren Periode des Meisters stammen. Sie erscheinen demnächst im Klavierauszuge zu vier Händen, von Czerny arrangirt, und werden in Zwischenräumen ausgegeben. Die Orchesterausgabe wird später folgen. (N. C.)

(Paris, 16. Dec. — Urtheil in Sachen des Grafen Mortier.) Die Gräfin hatte behauptet, ihr Mann sey wahnsinnig, der Graf antwortete auf die Behauptung mit der größten Ruhe, daß man, gereizt durch ein infames Betragen seiner Frau, zu Excessen verleitet worden könne, ohne darum wahnsinnig zu seyn, und in einem Irrenhause festgehalten werden zu müssen. Das Gericht erklärte, aus diesen beiderseitigen Angaben sich keine feste Meinung verschaffen zu können, begehrte die Herstellung der Thatsachen durch gerichtliche Untersuchung, und committirte drei Aerzte, um den Grafen Mortier zu untersuchen, ob er wirklich wahnsinnig sey, und ob er ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit in Freiheit gesetzt werden könne. Dadurch ist also die Geschichte in infinitum hinausgeschoben, und der Gesandte von Turin residirt einstweilen noch im Irrenhause. Um dieser Sache jedoch ein neues Relief zu geben, theilen wir hier einen Brief mit, den erst am jüngsten 23. Oct. Hr. Guizot an den Grafen schrieb. Er lautet also: „Wenn ich empfindlich wäre, so könnte ich über Ihren Brief beleidigt seyn. Habe ich jemals durch die Journale mit Ihnen correspondirt? Sollte ich jemals dem König vorschlagen, Ihnen einen Nachfolger zu geben, so würde dies vor Ihnen Niemand erfahren. Hr. v. Bacourt hat die spanische Gesandtschaft niemals ausgeschlagen; niemals war für ihn von dem Posten in Turin die Rede. Gehen Sie auf Ihren Posten zurück, und kümmern Sie sich nicht um das Journalgeschwätz. Tausend Grüße, mein lieber Graf, Ihr Guizot." — — — Und wer ist heute Gesandter in Turin? Kein Anderer, als Hr. v. Bacourt. (Würzb. Z.)

Der Magdeb. Z. wird aus Braunschweig geschrieben: Bei Gelegenheit kürzlich im herzogl. Schlosse zu Blankenburg vorgenommener Bauten hat man einen höchst wichtigen Fund gemacht. Unter Staub und Geröll wurde eine große Menge für die Geschichte überaus wichtiger Dokumente und Manuscripte entdeckt, deren Benützung unfehlbar manche Lücke in der Geschichte ergänzen wird. So viel verlautet, besteht die Mehrzahl der Dokumente in Verhandlungen, welche gegen das Ende des 17ten und bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts zwischen den russischen und braunschweigischen Herrschern und Höfen stattfanden. Es befinden sich darunter viele Briefe Peters des Großen, Katharinens und der unglücklichen Charlotte, Tochter Ludwig Rudolph's, Gemahlin des Czaa Alexei. Auch von der Reuberin, die eine Zeit lang bei derselben in Moskau verweilte, fanden sich mehrere von dort aus an den Vater und andere Verwandte der Czaarin geschriebene Briefe. Nicht minder wichtig ist diese Entdeckung für die Geschichte der älteren deutschen Literatur. So unter Anderem fand man auch ein vollständig erhaltenes Manuscript (besser als namentlich das auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindliche, auch anscheinend älter) von Boner's „Edelstein in 100 Fabeln."

(Danzig, 15. Dec. — Berl. Nachr.) Unser „Dampfboot" erzählt eine grausenhafte Geschichte von einem Dienstjungen, den seine Mutter, eine arme Frau in Wotzlaff, als Schweinejungen nach Herzberg vermiethet hatte. Der Junge hatte sich die Füße erfroren und konnte nicht gehen, er wurde durch Schläge dazu genöthigt, und da auch dieses nicht half, zu seiner Mutter zurückgebracht. Diese, welche keine Hülfe für ihn hatte, ging zum Schulzen und erbat sich einen Zettel für die Aufnahme in das Danziger Stadt-Lazareth, der Schulze aber ließ den Jungen in das Dorfgefängniß bringen. Da auch dies wirkungslos blieb, wurde der Bursche endlich auf einen Wagen geladen, bei welcher Operation ihm ein Fuß abfiel; im Lazareth folgte der andere. Der Brand zwang endlich dazu, beide Beine abzunehmen, welches durch Anwendung des Chloroforms am 9. December in dem Danziger Lazareth geschah, zugleich das erste Mal, daß das Chloroform hier in Anwendung kam. Ueber den Schreckensfall selbst wird eine Untersuchung eingeleitet werden.

Korrespondenz.

Göttingen.

Der Verfasser der Angabe über die Frequenz der hiesigen Universität in der Didaskalia vom 17. Dec. kann offenbar die hiesigen Zustände nicht kennen, indem er von 500 Zwangsbesuchern spricht, während in Hannover gar kein Studienzwang besteht und es von jeher Grundsatz gewesen ist, durch keinerlei künstliche Mittel, wie Vorschrift einer bestimmten Studienzeit auf der Landesuniversität, Vereinigung fremdartiger Anstalten mit derselben u. dgl., die Zuhörerzahl in den Augen des Publikums hinaufzuschrauben. Die Abnahme der Frequenz selbst ist allerdings eine Thatsache; inzwischen trifft davon gerade der größere Antheil die Landeskinder, deren Zahl binnen fünf Jahren von 465 auf 392 heruntergekommen ist, weil sich viele derselben jetzt anderen Landesanstalten und verschiedenen Bildungswegen zuwenden, auf welchen sie schneller ihr Fortkommen zu finden hoffen; die Verminderung an Nicht-Hannoveranern dagegen beträgt im gleichen Zeitraum nur 36, und der ganze Ausfall vertheilt sich sogar nur unter zwei Facultäten, während die beiden anderen jetzt 30 ausländische Zuhörer mehr als im Jahre 1843 zählen. Sey daher auch die Summe von 190 Ausländern gegen den früheren Zufluß sehr gering, so beträgt sie doch noch beinahe ein volles Drittheil des Ganzen, und vor eine Universität, die zu ihren übrigen theils altbewährten, theils jugendfrischen Kräften so eben erst wieder einen Historiker ersten Ranges wie Waitz aus Kiel erworben

Digitized by Google

hat, dem Publikum als im Verfalle begriffen darstellt, versündigt sich geradezu an der deutschen Jugend, indem er diese gegen eine Quelle ihrer Bildung blind macht, die nach augenblicklicher Stockung nur um so reicher und kräftiger zu fließen fortfährt.

Vom Hunnsrücken, im Dec.

Die Fohlenweide bei Simmern im Soonwalde.

Die Stadt Simmern hat zur Aufmunterung und Hebung der Pferdezucht für den Hunnsrücken und dessen Umgebung eine Fohlenweide errichtet. Zu diesem Zwecke sind mehr denn 200 Morgen gute Weidefläche im städtischen Soonwalde, 1½ Stunde von Simmern, mit einem 7 — 8 Fuß hohen Walle umgeben und mit Schwemmweihern versehen worden. Mit vielen Kosten leitete man eine Quelle aus dem angränzenden königl. Walddistrikte dahin, die, jetzt als Springbrunnen gefaßt, selbst im trockensten Sommer eine genügende Menge immer reinen und klaren Wassers zur Tränke bietet. Zum Schutze der Fohlen gegen ungünstige Witterung erbaute man einen 75 Fuß langen und 35 Fuß breiten massiven Schuppen (Fohlenstall), dessen Raum zur Aufnahme von 100 Fohlen hinreicht. In kurzer Zeit läßt diese Weide mit ihrer Einrichtung, da benannte Stadt auch noch ein Wärterhäuschen bis zum nächsten Jahre zu bauen beabsichtigt, nichts mehr zu wünschen übrig. Die hunnsrücker Pferde sind, wenn auch bisher im Stalle aufgezogen, jetzt schon durch ihre Dauerhaftigkeit und Brauchbarkeit bekannt, um wie viel besser und gesuchter werden sie aber erst seyn, wenn sie sich auf solch' einer Weide vollkommen entwickelt haben. Es wäre überflüssig, über den Vorzug der Weidezucht in Vergleich zur Stallzucht etwas zu sagen, da es sich überall, wo man solche Weiden trifft (in Mecklenburg, Holstein, Bückeburg ꝛc.), klar herausgestellt, daß man dort nicht nur die besten Pferde aufzieht, sondern auch die Weidezucht bedeutend billiger ist, als die Stallzucht. Für obengenannte Weide braucht man nur von einem Fohlen täglich Einen Sgr. zu bezahlen, wobei noch der Vortheil eingeräumt wird, die Stute mit ihrem Saugfohlen unentgeltlich auftreiben zu dürfen. Rechnet man nun noch dazu, wie sich die Fohlen auf einer solchen Weide naturgemäßer und freier entwickeln, wie ihr Gang gekräftigt, ihre Muskeln und Sehnen voller und straffer werden, wie sich Lunge und Brust mehr ausdehnen, ihre Füße und Schenkel sich nicht, wie im Stalle, verdrehen, sondern gerade wachsen, wie sie gegen jede Witterung abgehärtet und unempfindlich werden, so wird doch wohl jeder Verständige der Weidezucht den Vorzug geben. Es wäre jedoch sehr zu wünschen, daß zur Verdlung der Pferdezucht die Regierung und ganz besonders das Militär-Gouvernement dieser Weide ihre Aufmerksamkeit schenkten und auch dem unbemittelten Bauer oder Pferdezüchter des Hunnsrückens und dessen Umgebung Gelegenheit verschaffen, veredeltere Fohlen gewinnen zu können. Dies möchte sehr leicht dadurch bezweckt werden, wenn das Gouvernement von den jedes Jahr aus den Cavallerie-Regimentern von Trier und Saarlouis und den Artillerie-Abtheilungen von Koblenz und Andernach ausrangirten Pferden die schönsten, zur Zucht noch geeigneten und von reinerer Abkunft stammenden Stuten gegen eine geringe Taxe oder gar umsonst ärmeren Bauern und Pferdezüchtern ablassen würde. Diesen müßte jedoch die Verbindlichkeit auferlegt werden, wo möglich jedes Jahr an dieser ihm überlassenen Stute ein Fohlen, aber nur von einem bei den königl. Beschälstationen aufgestellten Beschäler aufzuziehen. Besteht eine solche Einrichtung mehrere Jahre und kauft die Remonte-Commission vorzugsweise von den so gewonnenen und gezogenen Pferden, die zum Militärdienste sicher die tauglichsten und brauchbarsten sind, auf den in Simmern stattfindenden Remonte-Märkten an, so hat der Staat die Annehmlichkeit, einen nicht unbedeutenden Theil seiner Remonten aus unserer Provinz ersetzen zu können und darin, bei den Uebungen der Cavallerie (Landwehr) oder bei Mobilmachung derselben, eine Menge der trefflichsten Pferde zu finden, und der Hunnsrück und dessen Umgebung den Vortheil, die Pferdezucht, zu der sich der Bauer sodann immer mehr und mehr aufgemuntert fühlt, auf eine hohe Stufe gebracht zu sehen.

Landau, 19. Dec.

Vorgestern Abend nach 7 Uhr zeigte sich bei stiller Luft an unserem nordwestlichen und nördlichen Himmel ein seltenes, schauerlich-schönes Phänomen, dem man allenthalben den Namen Nordlicht gibt. Der Himmel schien in Flammen zu stehen. Von einem Nebel schien diese electrische Erscheinung getragen zu werden und ihre Höhe höchstens eine Meile zu betragen. Nach halb 8 Uhr verschwand die Röthe und war nur noch am fernsten Horizont wenig bemerkbar; der Himmel war dann etwas düster und in's Grünliche spielend, die Sterne waren wenig und nur blaß sichtbar; nur Selene sah dabei stets mit hellem, heiterem Antlitze nach Norden, als wollte sie sagen: „Du machst mir nicht bange!“ Eine, vergangene Nacht von Boreas uns zugeführte Schneedecke, die heute noch fertig gewoben wird, zeigt uns endlich, daß wir uns nicht von dem Winter ungezeuset hinaus schleichen können, und schützt unsere hoffnungsvollen Reps- und Getreidefelder wohlthätig vor Frost und Schaden.

Literatur.

Die Kunst des Schlittschuhlaufens, so wie sichere Anleitung, die künstlichen Touren ohne Gefahr und in kurzer Zeit zu erlernen. (In Commission der G. Fabrischen Buchhandlung in Mainz.)

Bescherende Eltern und Lehrer wollen wir besonders auf dieses Werkchen aufmerksam machen. Dasselbe dürfte für die schlittschuhlaufende Jugend, deren hauptsächliche Winterfreude der Eislauf ist, eine recht willkommene Weihnachtsgabe seyn, da es ein sicherer Wegweiser auf der glatten Bahn des Eises seyn wird und Jeden befähigt, ein schöner und gewandter Schlittschuhläufer zu werden. Derjenige, welcher nach der hier angegebenen, auf vieljährige Erfahrung gegründeten Methode sich auf dem Eise bewegt, entgeht jeder Gefahr, zu fallen, so wie auch derjenigen einer Verkältung, da sie ihm die Mittel an die Hand gibt, ohne Anstrengung zu laufen. Zugleich überhebt sie ihn der Nothwendigkeit, die Schlittschuhe sehr fest zu schnallen und dadurch an kalten Füßen zu leiden. Auch älteren Freunden des Eislaufes empfehlen wir dies Schriftchen, denn sie werden durch die Befolgung der hier angegebenen Vortheile zu ihrer eigenen Bewunderung den Bogenlauf nach allen Richtungen und mit allen Variationen zu machen im Stande seyn, welches gewiß eine große Freude gewährt. — Es ist dieses Büchelchen in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben.

Charade.

(Dreisylbig.)

Mein erstes Wörtchen willst du wissen;
Man sagt's dem Kirschen, wenn es geht,
Und unter Scherzen, unter Küssen
An Männertreu' zu zweifeln wagt. —
Ich seh', du hast es schon gefunden.
Schnell mit der Zweiten es verbunden:
Dann ist's die Tochter jener beiden,
Wenn gute Menschen von uns scheiden.
Du trifft sie nicht, wo im Pokale
Der alte Wein des Rheines blinkt,
Nicht, wo im lauten Freudensaale
Des Liedchens holdes Auge winkt.
Sie wohnt nur an dem Ort der Schmerzen,
Ist in ein schwarz Gewand gehüllt;
Die Zeit nur ist's, die uns're Herzen
Mit neuem Trost, mit Hoffnung füllt. —
Die Dritte kann oft Freuden geben,
Hat oft in froher Kinderzeit,
In diesem Blüthentraum vom Leben
Dein jugendliches Herz erfreut.
Mein Ganzes ist ein Werk der Dichter
Und oft des Lebens treues Bild.
Es hat dein Herz mit süßen Schmerzen,
Mit edler Wehmuth oft erfüllt.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 22. Dec., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Böhmen von Dr. Stricker.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Dec. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Fräul. Herz, vom Theater zu Augsburg.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 353. Donnerstag, den 23. December 1847.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von G. Obermann.

I.

Die Stadt Port-Louis, am Eingang der Rhede von Lorient, ist klein und schlecht gebaut; ihre engen, krummen Straßen bieten dem Auge einen Haufen Häuser dar, aus deren Mitte das einzige bemerkenswerthe Gebäude, die elegant gebaute Pfarrkirche, sich erhebt. Allein Port-Louis besitzt einen Hafen, der groß genug ist, mehrere Linienschiffe aufzunehmen; seiner schöne Kasernen und eine sehr starke Citadelle, deren Zugang von Felsen vertheidigt wird, welche um so gefährlicher erscheinen, als sie zur Hälfte von dem Gewässer des Oceans verdeckt und feindlichen Schiffen nicht minder furchtbar sind, als früher Charybdis und Scylla.

Im Jahr 1796 hatte der mit Pacification der Vendee beauftragte General Hoche zu Port-Louis eine fast permanente Militär-Commission errichtet, welche in letzter Instanz ihre Urtheile erließ, und deren Strenge und gleichzeitige Milde täglich dazu beitrug, die Wirren zu sänftigen, die das Departement Morbihan verheerten. Dieses furchtbare Tribunal forschte nicht nach der politischen Meinung irgend eines Bürgers. Den von Hoche angenommenen Wahlspruch: „res, non verba," befolgend, hielt dasselbe sich an Handlungen, und diejenige von Allen, welche es am strengsten verfolgte, war nicht etwa die Emigration, sondern das Einverständniß mit des Landes Feinden, der Ankauf oder der Besitz englischer Waffen. Der gesunde Verstand der Bevölkerung hatte die Schwere dieses Verbrechens begriffen, und so erschien ihr denn auch die Bestrafung der Schuldigen ganz recht und national. Man ist im Irrthum, wenn man glaubt, die westlichen Provinzen seyen gänzlich contrerevolutionär gesinnt gewesen: ein großer Theil der Bewohner der Vendee hat, von Anfang unserer Revolution, die Vortheile wohl begriffen, welche sie mit sich führen würde, und die Ursache des Bürgerkrieges muß eben so sehr der Unwissenheit der Massen und der reißenden Schnelligkeit der Ereignisse, als dem Egoismus Derer beigemessen werden, in deren Interesse es lag, ihn zu erregen. Dem braven General Hoche wäre es daher auch gelungen, Ruhe und Frieden dem Lande zurückzugeben, wenn nicht ein vorzeitiger Tod ihn hinweggerafft, wenn nicht die Zeit, dieser große Friedensstifter in allen Dingen, ihm gemangelt hätte.

Zum Verständniß der folgenden Erzählung glaubten wir, diese Bemerkungen voranschicken zu müssen.

An einem August-Morgen des Jahres 1796 hatte der Zufall zwei Personen von ziemlich gleichem Alter, jedoch von sehr verschiedenen äußeren Verhältnissen, in die zu dieser Stunde des Tages von Gästen noch leere Wirthsstube eines kleinen Gasthofes zu Port-Louis zusammengeführt. Der eine dieser Gäste, in eine Art von blauen, bis an's Kinn zugeknöpften und staubbedeckten Oberrock gekleidet, starke Stiefel an den Füßen und die Reitpeitsche in der Hand, schritt mit besorglicher Miene in dem kleinen Speisesaal des Wirthshauses auf und ab, von Zeit zu Zeit die Augen nach einem auf den Hafen gehenden Fenster richtend, von wo aus man die Fischer und ihre Barken überblicken konnte; der Andere, auf einer hölzernen Bank sitzend, hatte sich einem anscheinend ruhigen und tiefen Schlummer überlassen. Beide Personen waren groß, kräftig, und mochten jede etwa zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre zählen.

Der Schläfer war in Holzschuhen; er trug eine weite Hose von grober Leinwand und eine Jacke von gleichem Stoffe; zu seinen Füßen lag ein Strohhut und auf seinen Knieen ruhte der Stock, auf dem er wahrscheinlich unterwegs sein kleines Reisebündel getragen.

„Wie glücklich ist doch so ein Bauernlümmel!" dachte der Andere, der, stets die Ohren gespitzt, dem Schlafenden zusah; „der hat keine Sorge, keine Furcht; er schläft, wo gerade die Lust zum Schlummern ihn befällt, während ich . . . ."

In demselben Augenblicke, wo man sein Glück so beneidete, öffneten sich des Bauernburschen Augenlider ein wenig und zwei Thränen entflossen seinen Augen: „Meine arme, arme Mutter!" murmelte er im Schlafe.

Das Glück macht unabhängig; das Unglück hingegen scheint uns der Verfügung des Ersten, Besten preiszugeben; so dachte wenigstens der unruhige junge Mann, der vor kurzem zu Port-Louis eingetroffen. Er näherte sich dem Schlafenden, berührte seine Schulter und weckte ihn; dieser schüttelte den Kopf, rieb sich die Augen, ergriff rasch seinen Stock, schlug damit auf den Tisch und rief: „Holla! wo ist der Wirth!"

Ein starkes Mädchen mit blauen Augen und Flachshaaren kam zum Vorschein.

„Ein Maß Cider und ein Stück Käse!"

„Mein Kind!" sprach der Mann im bestaubten Oberrocke, „zwei Flaschen vom Besten, ein Stück kaltes Rindfleisch und Weißbrod!"

Dies war für die Zeitepoche und das Land das möglich luxuriöseste Frühstück, was verlangt werden mochte. Einige Augenblicke blieb die Magd unentschlossen, welcher dieser beiden Bestellungen sie zuerst genügen sollte. Der letzte Redner machte ihrem Zweifel ein Ende mit den Worten: „Nun rasch! dieser wackere Bursche frühstückt mit mir."

Es versteht sich, daß guter Wein dem Cider vorzuziehen und Ochsenfleisch besser ist, als Käse. Der Schläfer nahm die Einladung mit Kopfnicken und der Gleichgültigkeit eines Menschen an, der sich im Grunde wenig aus einem Frühstücke macht. Zuerst erschien der Wein; der Amphitryon füllte zwei Gläser, bot eins seinem Tischgenossen an und trank auf seine Gesundheit.

Digitized by Google

„Du scheinst sehr ermüdet," sprach er dann.

„Ermüdet? .... nein, Bürger! ich bin eben nicht weit hergekommen. Ich wohne zu Hennebon, am Blavet."

„Ein schöner Fluß, der Blavet .... aber von hier bis Hennebon ist ja nur eine Meile."

„Mehr nicht, Bürger .... Ach, welche Nacht haben wir verlebt, meine arme Mutter und ich!"

„Was ist Euch denn begegnet, mein Freund?"

„Die ganze Nacht haben wir geweint wie Leute, die sich nie wiedersehen werden .... Ach, Bürger! eine arme, schwächliche Mutter so verlassen zu müssen .... Bei jedem Schritt, den ich that, befiel mich die Lust, umzukehren .... aber Geduld! ich werde mich mit den Engländern schlagen."

„Und wo denn?" fragte zitternd der junge Mann im Oberrocke.

„Bürger!" sprach sein Gast, der sich erhob und auf militärische Weise grüßte, „ich werde die Ehre haben, dem Vaterlande zu dienen; ich gehöre in die Konscription. In zwei Stunden Zeit komme ich nach Lorient, melde mich bei dem Bürger Maire und noch vor Tagesschluß bin ich Matrose und .... es lebe die Republik!"

Bei diesen Worten entfaltete der künftige Matrose ein schmuziges Papier, unterzeichnet vom Maire zu Hennebon, welcher bescheinigte, daß der Inhaber, Namens Ives Jurny, zwei und zwanzig Jahre alt, in Hennebon gebürtig, und daß diese Marschordre ihm ertheilt worden sey, damit er sich nach Lorient begäbe, woselbst er, in Gemäßheit des Gesetzes, welches alle Franzosen seines Alters zum Militärdienste verpflichte, eingeschifft werden solle.

„Ach!" fuhr Ives fort, indem er Thränen vergoß und seinen Teller zurückstieß, „hätte die arme Frau nur Etwas, um zu leben; besäße sie wenigstens den kleinen Maierhof, den ich in Pacht hatte und für sie bearbeitete! .... aber nichts .... nichts, als eine alte Schwägerin, die fast eben so arm ist, wie sie .... und wenn die Engländer mich nun tödten! ...."

Bei diesem Gedanken gerieth Ives in Extase und begann mit gebrochener Stimme zu singen:

Mourir pour la patrie,
Est-il un sort plus beau et plus digne d'envie?

„Ja, ja!" sprach er dann, „mir wird der Ruhm, das Glück zu Theil, für die Republik zu sterben; doch sie .... die arme Mutter! was soll aus ihr werden?"

Jeden Andern hätte dieser Kampf zwischen Vaterlandsliebe und kindlicher Zärtlichkeit gerührt; Derjenige, zu dem der unglückliche Ives Jurny sprach, dachte nur daran, Vortheil daraus zu ziehen. Es ist billig, dem Leser zu sagen, daß der Herr Graf René de Périac (so hieß der gastfreie junge Mann) sich in einer Lage befand, wo die Liebe zu sich selbst gewöhnlich über jedes andere Gefühl die Oberhand behält. Mit einer für sein Alter seltenen List beschloß Graf René, die Liebe des jungen Ives für seine Mutter zu seinem Vortheil zu benutzen, und entschied sich, ihm eine Mittheilung zu machen, die um so gefährlicher war, als er sich an einen Republikaner wenden wollte, die er aber auch für eben so unerläßlich zur Erhaltung seines Lebens erachten mußte. Während Ives redete, hatte der Herr Graf ihn mit äußerster Aufmerksamkeit näher betrachtet.

Der bretonische Bauer hatte, wie gesagt, das nämliche Alter und fast denselben Wuchs, als der edle Graf. Beide besaßen braunes Haar und schwarze Augen, und sehr leicht konnte man Einen für den Andern nehmen. Herr de Périac zog die Uhr aus der Tasche und berechnete mit Schrecken die Zeit, die seit Tagesanbruch verflossen.

„Du liebst also Deine Mutter leidenschaftlich, nicht wahr, Ives?" fragte er.

„Und das Vaterland," sprach dieser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jägerburschen.

(Nach einer Volkssage erzählt von A. Dr.)

(Fortsetzung.)

Jammer und Klagen hörte man wieder im Försterhause; der alte Vater wollte sich die Haare ausrausen über den Verlust dieser jungen, gewissenhaften, hoffnungsvollen Burschen. Doch sein Alter verlangte einen Beistand, einen unterstützenden Gehülfen, und wiederum warb er sich einen Jägerburschen.

Muthiger als alle früheren, schien sein Aeußeres den Teufel selbst in Furcht und Schrecken zu setzen. Nach einigen Tagen fand man auch ihn erschossen.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu", sprach der jammernde, fast verzweifelnde Förster, „man meint, das wilde Heer sey im Walde und der Teufel ihr Anführer. War doch auch vierzig Jahre in diesem Forste thätig, hab' manchen Kampf mit diesen Dieben gehabt, hab' sie aber zu Paaren getrieben und ließ sie nicht auskommen; wo ich einen verspürte, da war er auch mein. Seit aber das Alter mich niedergebeugt hat und ich nicht mehr Weg und Steg selbst begehen kann, hat das Gesindel so überhand genommen, erlegt mir das schönste Wild und erschießt mir einen Jägerburschen nach dem andern. O Gott, der Gram bringt mich noch unter die Erde; aber ich kann es nicht verantworten, wenn ich wieder einen Burschen mir nehme. Das hieße wissentlich ihn tödten, ihn heimlich in die Falle locken. Das sey ferne von mir! Mich kränkten diese jungen Leben schon genug, die schuldlos und auf dem Wege ihrer Pflichterfüllung den Tod fanden. Ich will wieder selbst hinaus in den Forst, und gehe mir's auch noch so hart an; vielleicht treibt mein Anblick sie wieder in die Flucht, und ist's nicht, nun so mögen diese alten Gebeine, die so lange den Wald durchschritten, in demselben auch ihr Grab finden. Dann ist's ja so Gottes Wille!"

So redete der alte Förster, dumpf hinbrütend, in Gedanken versunken, war aber sein völliger Ernst.

Klagend und abrathend, sorgend und jammernd suchten ihn Mutter und Tochter zu trösten und von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens, er blieb dabei.

Noch redeten sie so; Abend ward's um die Dämmerstunde; da klopfte es an die Thüre. Wie aus schweren Träumen aufgeschreckt, fuhr der alte Förster in die Höhe und dachte darüber nach, wer wohl so spät noch ihn besuchen möchte. Schon bemächtigte sich seiner eine trübe Ahnung, schon färbte sich das Antlitz seiner Tochter leichenblaß, da klopfte es wieder. „Herein!" rief entschlossen der Förster, seine Flinte parat haltend.

Da trat herein ein blühender Jüngling in kurzem, grünem Jagdrock, schmuck und heiter, ein wahres Bild des Lebens, der Jugend und der Kraft; ein graues Hütchen, geschmückt mit bunten Federn, die Zierde der Jäger, bedeckte sein Haupt; Flinte und Jagdtasche hingen ihm an, leicht und bequem schritt er einher.

„Woher noch so spät ein so fremder Besuch?" fragte staunend der alte Förster.

„Nichts für ungut", erwiederte der junge Mann, „nehmt mir meine Freiheit nicht übel; eigentlich ist's unschicklich, daß ich so spät Euch noch belästige, aber meine Schuld ist's nicht, das Dickicht des Waldes hielt mich auf. Aus der Fremde komm' ich und erfuhr in dem nächsten Dorf, daß Ihr einen Jägerburschen nöthig hättet; ein solcher bin ich und biete mich Euren Diensten an, und Ihr könnt mir vertrauen, fest auf mich rechnen, meine Verpflichtungen erfüll' ich getreulich, sollt' nie einen besseren gehabt haben."

„Ja, einen Jägerburschen braucht' ich wohl, mein lieber junger Freund, aber mein Entschluß ist, mir keinen mehr zu nehmen; ein böses Geschick verfolgt mich, ich weiß nicht, wo ich es verschuldet haben soll. Denn im Laufe eines Jahres sind mir

Digitized by Google

drei schöne Jägerburschen, treu, gewissenhaft und muthig, ihren Beruf zu meiner größten Zufriedenheit erfüllend, in dem Walde verunglückt; die Wilddiebe, eine gefährliche Rotte, die besonders in neueeer Zeit in einer mächtigen Bande ihr Unwesen treiben, haben sie meuchlings erschossen. Ein Nagel an meiner Todtenbahre ist der Gram, der mir mein Inneres durchschneidet über dieses Unglück, das noch meine alten Tage mir verbittert und mein Leben mir sauer macht. So hab' ich mich denn fest entschlossen, keinen Jägerburschen mehr zu nehmen, denn, wie ich nun selbst einsehe, vermag selbst der beste nicht mehr Stand zu halten. Ich will wieder die Aufsicht führen in diesem Walde, so hart es meinen alten Gliedern auch ankommen mag, und wenn ich auch erliege, so tröstet mich der Gedanke, daß es auf dem Wege zur Pflicht geschah. D'rum nehmt meinen schönsten Dank für Euer Anerbieten, junger Freund, ich kann von Eurer Dienstfertigkeit keinen Gebrauch machen, wie Ihr seht; wäre auch ein himmelschreiendes Vergehen von mir und hieße, Euer junges Leben absichtlich zum Tode führen."

„O, so gefährlich wird's nicht seyn!" ertgegnete der junge Jäger, „das wären die ersten Wilddiebe, vor denen ich Furcht zeigte, und käme es auf eine Probe an, wer Stand hält. Wenn ich Euch nun versichere, Herr Förster, daß ich keine Furcht habe, daß ich Euch keine Schuld auf den Rücken schiebe, wenn mir Etwas zustoßen sollte, daß ich Alles auf mein Gewissen nehme und Euch aller Verantwortung entbinde, wollt Ihr dennoch mich nicht in Eure Dienste nehmen?"

„Junger Freund, Ihr habt erst angefangen zu leben, seyd in der schönsten, blühendsten, glücklichsten Zeit, und mich jammert Euer junges Blut, das sich hier auf das Spiel setzt. Aber die Jugend ist leichtfertig und bedenkt die Folgen nicht, d'rum kann ich es nicht zugeben, daß Ihr so tollkühn Euch in Gefahr begebt, da Ihr doch wißt, daß vor Euch schon Viele dem Schicksal unterlegen sind, das Ihr zu vermeiden wohl schwerlich mächtig seyd."

„Aber, Herr Förster, wenn ich Euch sage, daß dies die ersten Waldfrevler wären, vor denen ich mich fürchtete und die mir etwas anhaben könnten, wenn ich Euch versichere, daß ich Euren Wald von diesem Gesindel alsbald gesäubert haben will, und daß mir keiner Stand zu halten gewachsen ist, dann werde ich doch Gehör bei Euch finden! Keine eitle Prahlerei und Ruhmredigkeit ist dies von mir, nein, schon seit Jahren habe ich meine Kunst erprobt und weiß die Kniffe, wie man diese Schurken fängt. Nehmt mich in Euern Dienst, ich will ja Alles verantworten; gewiß wird's Euch nicht gereuen."

„Nun, wenn's denn Euer fester Entschluß ist, Euer unabänderlichee Wille und ich Euch eine Gunst damit erweisen kann, könnt Ihr mein Jägerbursche werden und mein gefährliches Amt mir erleichtern. Aber ich wasche meine Hände rein und in Unschuld, Ihr wißt die Beschwerden, die Ihr auf Euch ladet, die Gefahren, denen Ihr entgegen gehet, und frei soll mein Gewissen seyn von dem Vorwurf, daß ich Euch in meine Dienste gelockt habe."

„Fern sey dies!" sprach der Bursche, „nie soll und wird Euch ein Vorwurf treffen, nein, Freude und Lust sollt Ihr haben an mir, wie ich mein Amt verwalte, und Ihr sollt staunen darüber, wie in kurzer Zeit der Wald von den Dieben gesäubert ist. Will ihnen den Laufpaß geben, daß es Euch ein Räthsel seyn soll, wie das zugeht!"

„Nun, wohlan! legt ab", sprach einladend der alte Förster, „ich heiße Euch willkommen in meinem Hause, einem Glied der Familie sollt Ihr gleich seyn. Und hol', Töchterchen, ein Fläschchen Wein, daß wir auf Weidmann's Heil Eins trinken können, und unser Besuch Mund und Feuer bekommt zur Ertragung seiner Beschwerden."

(Fortsetzung folgt.)

Der jüngste Tag.*)

Es war am Thomasabend des Jahres 1846, als der Gemeindepfleger von Schnapsburg hastigen Schrittes vom Viehmarkt kommend, zum Schultheißen wandelte und ihm meldete: „Schultes, 's ist ein Brief vom Himmel gefallen, der Bärenwirth in der Amtsstadt hat uns die Abschrift davon vorgelesen, und in dem Brief steht: Heut Nacht, am Thomastag, geht die Welt unter. Weil's der kürzeste Tag ist, so wird's der jüngste Tag! Sie wird wahrscheinlich erfrieren, weil's Winter ist. Ihr sollter's ausschellen lassen, auf daß sich die Bürgerschaft darnach richten kann. „Ha, Narrheiten", erwiederte der Schultheiß, „wenn die Welt untergeht, so geht sie nicht in Schnapsburg unter! Euch hat der Bärenwirth einen Bären aufgebunden." Mit diesem Bescheid schlecht zufrieden, geht der Gemeindepfleger vom unglaubigen Schultheißen; aber um Mitternacht weckt diesen der jammervoll dröhnende Klopfer seiner Hausthüre und draußen schreit das Gelümmel: „Schultes, o Schultes, die Welt geht unter, der Himmel ist schon feuerroth!" „Ja, 's kann seyn", erwiedert er und läutet dem Büttel, der bereits neben ihm steht. „Tapfer, tapfer lauf in die Amtsstadt, das muß ich dem Oberamt anzeigen! Wart! ich geb Dir ein Schreiben mit." Und er setzt sich und schreibt: „Königlichem Oberamt wird gehorsamst berichtet, daß derzeit, Nachts halb ein Uhr allhier zu Schnapsburg die Welt untergeht. Sich damit, Schultheißenamt Wampel." (Stuttg. B.)

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 19. Dec. — Düss. Z.) In verflossener Nacht ist in hiesiger Stadt eine verruchte That verübt worden. Eine allgemein geachtete Bürgersfrau, die Frau eines Taxators, Mutter von elf Kindern, wurde heute Morgen in ihrem Schlafzimmer, vor dem Bette liegend, erwürgt gefunden. Der Mund war durch einen Ball verstopft, die Hände und Füße waren mit Stricken gebunden. Geld und Pretiosen, die der Mann der Getödteten, wie es sein Geschäft mit sich bringt, oft im Hause führte, sind entwendet. Möge es der Gerechtigkeit gelingen, der Mörder recht bald habhaft zu werden!

(Krakau, 11. Dec. — Schl. Ztg.) Gestern gab ein junger Mann, der bei der letzten Revolution compromittirt war, nunmehr aber aus dem Gefängniß entlassen worden ist, ein Konzert auf der Violine. Denn er ist jetzt zwar im Besitz des schönen Gutes der Freiheit, aber nicht des wenigstens eben so nützlichen nervus rerum. Er wollte auf diese Weise sich ein kleines Betriebskapital auf anständige Art erwerben und ich glaube, es wird ihm gelungen seyn. Er hatte sehr viel Zuhörer und fand ungemeinen Beifall.

Frankfurter Theater.

Nebucadnezar. — Dom Sebastian. — Pariser Lumpensammler.

Die vielbesprochene Opee von Verdi: „Nebucadnezar" ist nun auch auf der hiesigen Bühne zur Aufführung gekommen, ohne aber sonderlichen Erfolg gehabt zu haben. Wir wollen zugeben, daß es nicht leicht seyn mag, neue Opeen auf die Bühne zu bringen, die sich einer günstigen Aufnahme zu eefreuen haben; denn einestheils sind neue Tonwerke, welche Gediegenheit und Popularität vereinigen, selten, und anderntheils sind die Anforderungen des Publikums sehr verschiedenartig und ist dasselbe heutigen Tages aus bekannten Gründen schwer zu befriedigen.

*) Zeitbild aus dem Volk.

Digitized by Google

Dagegen sind wir überzeugt, daß nichts desto weniger sich eine bessere Wahl hätte treffen lassen und daß dieser Oper von Verdi kein glänzendes Prognosticon zu stellen war. Betrachten wir den Text, so finden sich in ihm alle Unvollkommenheiten einer oberflächlichen und gedankenlosen Arbeit, aller Mangel an poetischem Interesse und an dramatisch gehaltenen Charakteren. Abgenutzte Effecte und vielfältig verbrauchte Situationen, verworrene Motive, contrirte und aller Wahrheit entbehrende Momente, ein buntes Durcheinander von allen nur möglichen Dingen und im Ganzen viel Lärm um nichts! — Wenn Hr. Themistokles Solera — dies ist der großartige Namen des Verfassers — die Gefangenschaft der Israeliten in Babylon dramatisch bearbeiten wollte, so hätte dies auf eine der Würde und Bedeutung des Gegenstandes angemessenere und edlere Weise, aber nicht also verflacht und verwässert geschehen müssen; Einfachheit und Größe, tragischer Ernst und Weihe wären erforderlich gewesen, nicht aber dieser gehaltlose Coulissenkram; es hätte sich Hr. Solera einen Text, wie z. B den von „Jacob und seine Söhne in Egypten" zum Vorbilde nehmen und nach solcher Einfachheit und Weihe streben müssen. Wo aber Natur und Wahrheit so gänzlich fehlen wie hier, da kann unmöglich irgend eine Theilnahme erweckt, irgend eine poetische Anregung hervorgebracht werden. — Nicht höher steht die Arbeit Verdi's, von welcher der bekannte Ausspruch Lessing's vollkommen gilt: „Das Neue darin ist nicht gut und das Gute nicht neu." Aus einem Dutzend früherer Opern hat Verdi allerlei zusammen getragen und nicht einmal kunstreich zusammengefügt; es mangelt die charakteristische Färbung und fehlt die Höhe und Würde der Auffassung; süßliche Tonspielereien und Tanzmelodieen sind vorherrschend und von einer dramatischen Einheit ist hier keine Rede. Eine solche Oper, welcher hinsichtlich des Textes und der Musik die inneren und geistigen Vorzüge abgehen, kann nur da einigermaßen Fuß fassen, wo entweder die äußerliche Ausstattung überaus glänzend und imponirend ist, oder wo der Geschmack des Publikums allen besseren Kunstrichtungen sich abgewendet hat. Beides ist bei uns nicht der Fall und darum ist die Kritik moralisch verpflichtet, die Werthlosigkeit der genannten Oper ohne Umschweif herauszuwenden. Sollte übrigens wirklich unter dem Neueren nichts Besseres vorhanden gewesen seyn, so würde man besser gethan haben, nach dem Aelteren zu greifen, worunter sich Gehaltvolleres genugsam vorgefunden haben würde. Unser Opernrepertoir ist trotz mancher unvermeidlichen und unverschuldeten Störungen, welche es in neuester Zeit beeinträchtigt haben, doch noch immer reichhaltig und anziehend genug, um solcher Novitäten, wie des Nebucadnezar, nicht zu bedürfen und der geringe Erfolg der letzteren möge als Belehrung für weitere neue Einstudirungen hingenommen und beachtet werden.

Das Trauerspiel von Wollheim: „Dom Sebastiam" wurde zweimal gegeben und hatte ebenfalls nur geringen Erfolg. Dies erklärt sich schon daraus, daß heutigen Tages die der ritterlich-romantischen Schule angehörigen Stücke nicht mehr beliebt sind. Die Mode hat sich geändert und aus dem Gebiet der Phantasie ist man in das der, wenn auch oft nüchternen Reflexion und der politischen Beziehungen übergegangen. Sehnsucht und Schwärmerei der Liebe, Treue bis zum Grab, Sentimentalität und Dergleichen finden jetzt nur wenig Sympathie. Ob unsere politischen Dramen und Lieder, wie solche gewöhnlich erscheinen, einen Fortschritt bezeichnen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Weiter ist nicht zu verkennen, daß der Charakter des Dom Sebastiam zu wenig imponirt, zu wenig heroisch und kräftig gehalten ist und von seinen Liebeleien zu sehr dominirt wird, um ein höheres Interesse, als dasjenige eines etwas schwächlichen Dulders in Anspruch nehmen zu können. Auch die anderen handelnden Personen entfalten nur wenig Energie und sind in den Motiven ziemlich abgenutzt, wenn auch folgerecht durchgeführt. Wäre dies Trauerspiel um zwei Decennien früher gekommen, so würde es mehr Anklang gefunden haben. Man möge es übrigens etwas kürzen und dann einmal zu einer Sonntagsvorstellung wählen, wo ihm alsdann eine freundlichere Aufnahme zu Theil werden dürfte. Die Einzelnheiten desselben bieten manches Schöne, besonders für unbefangene, den Illusionen der Phantasie und des Herzens sich noch hingebende Zuschauer, so wie dem Dichter selbst von Kennern zugestanden werden muß, daß er, manche romantische Ueberdistung abgerechnet, seine lyrische Befähigung durch viele schöne Bilder, poetische Blüthen und gehaltvolle Verse bekundet hat. — Hr. Schneider gab den Dom Sebastiam in recht ansprechender Weise und scheint uns für Rollen dieser Art ganz besonders geeignet. Wie er in den ersten Acten jugendliche Frische, Anmuth und Ritterlichkeit geltend machte, so wußte er in den letzten den Ausdruck ergebener Duldung richtig zu bezeichnen. Seine Durchführung dieser Rolle bewies, daß er auf sie viel Sorgfalt verwendet und sie eben so warm empfunden, als künstlerisch durchdacht hat. Dasselbe dürfen wir von Frau Thomas sagen, welche den schönen Charakter der Marie in gleicher Weise mit bekannter Befähigung und in der ihren Darstellungen eigenen Würde und Weihe zu veranschaulichen wußte. Beide Träger der Hauptrollen, so wie auch die Herren Reger und Weidner sind noch Verdienst zu loben und fanden lebhaften Beifall.

Der „Pariser Lumpensammler" wurde bereits mehrmals gegeben. Wir haben ihn ausführlich besprochen. Ist auch der Erfolg desselben, wie voraus zu sehen war, kein so günstiger, als der „Marie Anne", so konnte doch die Direction dies auf so vielen Bühnen gegebene und vielbesprochene Drama nicht zurück halten; denn was würde man in diesem Falle gesagt haben? Für den Erfolg von solchen unabweisbaren Novitäten ist eine Bühnenverwaltung nicht verantwortlich; sie muß hier thun, was sie nicht lassen kann. Sowohl die Titelrolle, als auch die der Marie wurden durch Hrn. Reger und Mad. Thomas mit anerkannter Auszeichnung gegeben. Auch der neuen Decoration, ausgeführt durch die Herren Hofmann und Schechner, haben wir rühmend zu gedenken, da solche den Beweis lieferte, daß auch ohne Mitwirkung des Hrn. Mühldörfer in diesem Fache bei uns etwas Gutes geleistet werden kann. — Schließlich erwähnen wir noch der neuen Einstudirung des „Titus" von Mozart, dessen Vorstellung das unverkennbare Streben der Mitwirkenden, Anziehendes zu leisten, bekundete und das Repertoir unserer Oper wiederum bereichert hat. W.

Korrespondenz.

Aus dem Weimar'schen, 16. Dec.

Aus Weimar meldete vor kurzem Ihre Didaskalia, daß die Darmstädter Centralversammlung der deutschen Gustav-Adolph-Vereine, als dort von einer Unterstützung der protestantischen Gemeinde zu Geisa im Großherzogthum Sachsen die Rede gewesen sey, sich für Lissa in Böhmen entschieden habe. Das ist aber irrig. Nicht der Gemeinde zu Lissa, sondern der Gemeinde zu Liebau in Schlesien wurden 6000 Rthlr. verwilligt. Um so begründeter ist nun die Hoffnung, daß Geisa wenigstens im nächsten Jahre, wo die Centralversammlung in Breslau ist, nicht leer ausgehen wird; denn es ist von großer Bedeutung, gerade im Mittelpunkte der Reformation, in Thüringen, das Evangelium nicht von dem Katholizismus überwuchern zu lassen. — Es heißt, die Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehe damit um, ein eigenes geräumiges Logenhaus zu bauen. Sie arbeitete bisher in dem sogenannten Amalienpalais, welches der Großherzog Carl August, selbst Mitglied und Protector der Loge, ihr zum Gebrauch überlassen hatte. Seitdem aber die Räume dieses herrschaftlichen Gebäudes von den oft wiederkehrenden Versammlungen des Landtags eingenommen werden, mußten die maurerischen Zusammenkünfte mitunter längere Zeit pausiren. Ein eigenthümliches Logengebäude, sagt man, soll nun zugleich dazu dienen, daß die Mitglieder der Loge sich öfter einander sehen, wodurch es möglich werde, nachhaltiger belehrend, bildend, veredelnd auf sie zu wirken und so den eigentlichen Zweck der Freimaurerei — Verbreitung der Humanität durch alle Schichten der Gesellschaft — mehr und mehr zu fördern.

Frankfurt a. M.

Samstag, 25. Dec.: Dritte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner. Programm: 1) Quartett aus F dur von Haydn, 2) auf Verlangen: Quartett aus Cis moll von Beethoven, 3) Quintett aus A dur von Mendelssohn.

Auflösung der Charade in Nro. 352.

Trauerspiel.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. Dec. Belisar, große Oper in 3 Abth., (1. Act: der Triumph, 2. Act: das Exil, 3 Act: der Tod Belisars, der dritte in 2 Abth.), von Salvator Cammarano, Musik von Donizetti. Belisar: Hr. Dupont, vom Theater zu Mainz.

Donnerstag, 23. Dec. Egmont, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven. (Gastrolle) Klärchen: Fräul. Herz, vom Theater zu Augsburg.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 354. Freitag, den 24. December 1847.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von S. Overmann.

(Fortsetzung.)

„Das Vaterland," fuhr der Graf fort, „kann einen Matrosen wohl entbehren; einer armen, alten, schwächlichen Mutter aber ist ein Sohn unentbehrlich."

„Das ist wahr," erwiederte Ives, „auch würde ich nie meine Mutter verlassen haben, wenn nicht das Gesetz mich dazu gezwungen hätte. Obgleich es schön ist, für das Vaterland zu sterben, obgleich ich den Engländer und Pitt und Coburg hasse, so wäre ich doch lieber zu Hennebon geblieben, um für meine Mutter zu sorgen; aber das Mittel? — Das Gesetz . . ."

„Du hast Recht, mein Freund. Wohlan! ich bin es, der, wenn Du willst, Deiner Mutter eine bequeme, angenehme Existenz zu sichern vermag."

„Sie? — Sie sind vielleicht reich?"

„Ich kann Dir die nöthige Summe geben, um jenen Maierhof zu erwerben, auf welchem, wenn Du abwesend bist, Deine Mutter ohne Bedürfnisse leben würde.

„Sie! Sie!" sagte der junge Bretagner, „Sie können es, ich will es glauben; aber werden Sie es auch thun? . . ." Und weshalb," setzte Ives mit mißtrauischem Blicke auf den Grafen hinzu: „warum sollten Sie es thun? und unter welchen Bedingungen?"

„Das sollst Du gleich hören," war des Grafen Antwort. „Du bist Republikaner, ich bin Royalist, Chouan, wie Du willst . . . das darf Dich nicht wundern: Du weißt, es fehlt nicht an Chouans im Lande; es giebt deren an den Ufern des Blavet, der Loire, allenthalben . . . . wenn gleich sie besiegt scheinen und zerstreut sind, so hat doch unsere Frau von Auray die Royalisten noch nicht verlassen."

„Glauben Sie?" fragte Ives.

„Ich hoffe es; doch Dem sey, wie ihm wolle, Du siehst in mir einen Geächteten, mein Signalement ist nach allen großen und kleinen Seehäfen geschickt worden; von Ploërmel bis Vannes machen die Agenten der Republik Jagd auf mich; diesen Morgen bin ich ihnen entronnen, was ich der Geistesgegenwart meiner Wirthin und der Schnelligkeit meines Pferdes verdanke, das dort ganz versangen und abgetrieben im kleinen Hofe dieser erbärmlichen Schenke steht. Erreicht man mich, so bin ich verloren; die Republik wird mir keine Gnade angedeihen lassen."

„Die Republik ist groß- und edelmüthig," sagte Ives.

„Wohl möglich," erwiederte der Graf, „allein ich habe von ihr weder Gnade noch Barmherzigkeit zu erwarten; sie wird mir den Prozeß machen und mich erschießen lassen."

„Nun ja!" entgegnete Ives kalt, „Sie sterben dann für Ihre Meinung, für Ihren König; das ist ganz einfach."

„Willst denn auch Du," sprach der Graf mit derselben Kälte, „für Deine Mutter sterben? auch das ist eben so einfach!"

Ehe noch Ives von der Bestürzung sich erholt hatte, die des Grafen Worte in ihm erregten, fuhr dieser fort:

„Ich habe keinen Augenblick zu verlieren; in einigen Minuten können die Reiter, welche mich verfolgen, zu Port-Louis anlangen und sich meiner bemächtigen . . . . Hier sind zwanzigtausend Livres in Golde; mit dieser Summe kannst Du Deiner Mutter bis zu ihren letzten Tagen ein angenehmes, behagliches Leben sichern. Willigst Du aber nicht ein, so stirbt sie im Elende und Du selbst, Du allein bist schuld an ihrem Tode."

„Ich sollte meine Mutter tödten!" rief Ives, „ich sollte sie vor Elend umkommen lassen!"

„Ihr Leben ist in Deiner Hand."

„Was muß ich denn thun?"

„Höre mir zu: Du giebst mir Deine Marschordre, wir wechseln die Kleider; ich heiße Graf René de Périac, Du nimmst meinen Namen an nebst meinen Kleidern und Papieren; ich hingegen werde Ives Jurny seyn, nach Lorient oder anders wohin gehen und, durch diese Verkleidung geschützt, ohne Zweifel ein Mittel finden, nach England zu gelangen."

„Und ich?" fragte Ives.

„Du? wahrscheinlich wirst Du gefangen und vielleicht statt meiner erschossen."

Im Augenblick, wo der Graf diese Worte endete, schlug auf dem Thurm der Pfarrkirche die siebente Stunde.

„Ich verlange nur vier und zwanzig Stunden von Dir," sprach der Graf weiter; „zähle . . . sieben . . . morgen um diese Stunde ist Deine Rolle bereits zu Ende; Du kannst Deinen Namen wieder annehmen und sogar erzählen, was Du für mich gethan. Auch ist es möglich, daß Du den Verfolgern entgehst; Du hast dann Deine Mutter glücklich gemacht, ohne daß es Dir Etwas kostet. Und wirst Du auch gefangen, so ist noch nicht Alles verloren; so rasch auch die republikanische Justiz seyn mag, so ist es doch wahrscheinlich, daß zwischen Deiner Verhaftung, Verurtheilung und Hinrichtung mehr als vier und zwanzig Stunden vergehen. Du kannst mithin morgen um sieben Uhr Alles eingestehen. Zwar bestraft die Republik strenge Diejenigen, welche die Flucht eines Emigranten begünstigen; doch wird dieses Verbrechen nicht immer mit dem Tode bestraft; übrigens bist Du ja Republikaner, Du verlangst nur, dem Vaterlande zu dienen, und bei diesem Umstande wird man Bedenken tragen, dasselbe eines Vertheidigers, wie Du, zu berauben . . . Der Beweggrund, der Dich leitete, ist heilig und ehrwürdig, und Du mußt nicht versäumen, ihn geltend zu machen."

Die Furcht machte den Grafen beredt, und man wird einsehen, wie leicht es ihm war, das Herz des bretanischen Bauern zu bewegen, indem er ihm den Anblick einer Mutter zu Gemüthe führte, die ohne Hülfsquellen und vielleicht binnen kurzem dahin

Digitized by Google

gebracht war, die öffentliche Wohlthätigkeit ansprechen zu müssen. Ives, beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt, die Stirn mit den Händen verbergend, schien tief nachzudenken, und doch erblickte er nur einen Gegenstand, seine Mutter auf immer aller Noth enthoben. Der Gedanke an die Gefahr, die ihn selbst erwartete, wenn er diesen sonderbaren Handel einginge, stellte sich kaum seinem Geiste dar; nur der einzige Umstand, der ihm zuwider war für den Fall seiner Verhaftung, war der Gedanke, für einen Chouan, für einen Emigranten, für einen Feind der Republik gehalten zu werden. Der Graf beobachtete mit angsterfülltem Herzen alle Gesichtsbewegungen des jungen Burschen, und bald suchte er seine Entscheidung zu errathen, bald wieder erzürnte er sich über seine Unentschlossenheit.

„Die Zeit drängt," sagte er endlich, „ich muß einen sicherern Zufluchtsort suchen, als diesen hier. Willst Du nun retten — ich sage nicht: mich, sondern Deine Mutter .... oder willst Du, daß die arme Frau vor Hunger umkomme?"

Ives erhob zürnend seine Augen zum Edelmanne.

„Sie sagen, es seyen zwanzigtausend Livres in der Börse, die Sie mir da anbietrn! .... Nehmen Sie achttausend heraus; mein Blut verkaufe ich nicht; ich tausche nur mein Leben mit dem Leben meiner Mutter aus, und zwölftausend Livres reichen hin für die arme Frau ... Der Maierhof, von dem ich Ihnen sagte, ist nicht mehr werth."

Der Graf erfüllte seinen Wunsch. Ives nahm die Börse, schloß sie in einen ledernen Gurt, den er um den Leib trug, und behändigte dem Grafen seine Marschordre. Im Nu hatte der Graf sich entkleidet und den groben leinenen Anzug des armen Bauers dafür eingetauscht. Ives hatte länger mit seiner Toilette zu schaffen. Herr Graf Réné de Périac sah sich genöthigt, ihm behülflich zu seyn. Alles war jedoch glücklich vollbracht, ohne daß die Aufwärterin der Schenke sich im Zimmer gezeigt hatte. Nach beendigtem Kleiderwechsel ergriff der Graf Ives' Strohhut und Knotenstock, vergaß auch nicht dessen kleines Reisebündel und verschwand dann wie ein Blitz, nachdem er ein Goldstück auf den Tisch geworfen, wahrscheinlich um das Frühstück zu bezahlen, von dem weder er noch sein Gast etwas genossen hatte.

II.

Als Ives sich allein befand, erwachte in ihm ein sehr natürliches Gefühl der Selbsterhaltung; er hatte zwar versprochen, vier und zwanzig Stunden lang den Grafen Réné von Périac zu spielen, nicht aber, sich ergreifen zu lassen. Warum sollte er nicht eben sowohl den Verfolgungen der Feinde des Grafen zu entgehen suchen, wie dieser selbst es thun würde? Uebrigens setzte er nicht mehr so große Eile in seinen Abgang nach Lorient. Vor seiner Einschiffung beabsichtigte er, nach Hennebon zurückzukehren, seine Mutter nochmals zu besuchen und ihr seinen Schatz zu übergeben. Auch mußte er sich des Oberrocks des Grafen, so wie der Stiefel, die ihm hinderlich waren, entledigen; dazu bedurfte es nur eines Ganges zu einem Kleiderhändler von Port-Louis, um jenen mit einer Carmagnole, diese gegen Holzschuhe auszutauschen. Nicht minder unruhig, als eine Stunde zuvor Herr von Périac es gewesen, schritt er im Zimmer auf und ab und blieb vor dem Fenster stehen, das die Aussicht auf den Hafen selbst gewährte, als er den in seinen Kleidern steckenden Grafen erblickte, der von vier oder fünf Gensdarmen angehalten wurde, und vernahm folgende Unterhaltung:

„Bist Du gewiß, Bürger", sprach ein Gensd'arme, daß der ci-devant von Périac in dieser Schenke sich aufhält?"

„Ja", entgegnete der Graf, die Sprache eines bretanischen Bauers nachahmend, „ein großer Bursche, der einen blauen Rock, lange Stiefel und ein graues Pferd hat, das Ihr auf dem Hofe des Wirthshauses finden werdet."

Und als ob diese Andeutungen noch nicht hingereicht hätten, zeigte der Graf auch auf das Fenster, vor welchem Ives stand, der nur eben Zeit hatte, zurückzutreten, um nicht von den Gensdarmen gesehen zu werden. Es war kein Zweifel mehr: Herr von Périac verrieth Denjenigen, von dem er Stillschweigen und Leben kurz zuvor erkauft, aus dem ganz einfachen Grunde, daß, wenn Ives verhaftet wäre, alle Verfolgungen in demselben Augenblick aufhören würden.

Ives machte einen Versuch zur Flucht; er verließ die Schenkstube, trat in die Küche, und den ersten Ausgang, der sich ihm darbot, benutzend, eilte er über den Hof, in welchem immer noch das graue Pferd stand. Von hier stürzte er auf einen Stall los und verbarg sich, so gut es anging, hinter einen Haufen Heu. Die Gensd'armen hatten indessen das Haus besetzt und der arme Ives ward bald entdeckt und verhaftet.

„Bist Du der ci-devant von Périac?" fragte der Gensd'arme, der ihn zuerst bemerkte.

„Ja", sprach Ives entschlossen.

Man bemächtigte sich seiner und bald darauf ward er in die Kasematten des Forts gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jägerburschen.

(Nach einer Volkssage erzählt von A. Hr.)

(Fortsetzung und Schluß.

Der Vater hatte kaum geredet und die jugendliche Tochter war schon wieder vom Keller heraufgeeilt und kredenzte den perlenden Wein. So verging der erste Abend in Freude und Sorglosigkeit; der alte Förster labte sich an den muthigen Reden des Jägerburschen und erblickte in ihm sein eigenes, leider nun vergangenes Jugendfeuer.

Der fremde Ankömmling ward bald heimisch im Hause und geliebt wie der leibliche Sohn des Försters. Morgens mit Tagesanbruch war er frisch auf den Beinen und Abends kehrte er siegreich von der Jagd zurück.

„Heute aber", jubelte er freudig, als er eines Abends wieder nach Hause kam, „heute hab' ich's den Schurken gezeigt, was ich für ein Blei führe; zwei liegen erschossen im Wald. Ich habe den Tod meiner früheren Kameraden gerächt, an mir haben sie sich versehen."

Staunend hörte die Försterfamilie die fast unglaubliche Nachricht, und des andern Morgens führte der Jägerbursche den alten Förster zur Stelle, wo die Wildpretsdiebe ihren Tod fanden.

Einige Tage verstrichen und wiederum kehrte er heim mit der Siegesnachricht, daß er zweien dieser Diebe, die sich ihm widersetzten und einige Kugeln auf ihn abgefeuert, aber vergebens und ihn verfehlend, das Lebenslicht ausgeblasen habe.

„Unser Fritz muß im Bunde mit einer höheren Macht stehen", sprach halb im Ernst, halb im Spaß der staunende Förster, und drang mit Bitten in ihn, doch zu gestehen, auf welche Art und durch welche Kunst er immer siegreich, und nicht einmal verwundet, aus diesen Gefahren hervorgehe.

„Geht Alles mit rechten Dingen zu, laßt mir die Sorge und vertraut getrost auf mich; in einigen Wochen muß der Wald seyn wie ausgeblasen, aber fragen dürft Ihr mich nicht mehr, meine Kunst behalt' ich bei mir, seyd nur zufrieden damit, daß ich meinen Dienst richtig versehe und den Wildfrevlern den Laufpaß gebe", sprach lächelnd der Jägerbursche.

Wiederum vergingen einige Tage und Fritz kam wieder von der Jagd nach Hause mit der Botschaft, daß abermals einer ihrer Feinde im Wald sein Grab gefunden habe. So ging es fort, der siegreiche Jägerbursche setzte fast jede Woche die Försterfamilie in Staunen und Freude zu gleicher Zeit, und im Verlauf

Digitized by Google

einiger Monate war die zahlreiche Wilddiebsbande aus dem Walde verschwunden.

In der ganzen Gegend hatte sich die Kunde von den Thaten dieses Jägerburschen verbreitet; man nannte ihn nur den festen Fritz, auf den kein Feuer und keine Kugel eindringe und der jede auf ihn abgeschossene Kugel mit der Hand auffinge, in seine Flinte lade und auf seinen Gegner zurückschicke, der unfehlbar zusammensänke, getroffen von seinem eigenen Blei.

„Er ist ein Zauberer", sprachen Einige sich bekreuzend.

„Er hat eine geheime Salbe, mit der er sich einreibt und feuerfest macht", meinten Andere.

„Er steht mit dem Bösen im Bunde", redete ein Dritter.

Unser Fritz versah aber, trotz dieses eitlen Weibergeschwätzes, nach wie vor freudig, muthig und erfolgreich, zur größten Zufriedenheit des Försters, seinen Dienst.

Ein Jahr verstrich so. Wiederum war es Abend, der Jahrestag der Ankunft Fritzens im Försterhause. Festlich ward er begangen. Der alte Förster sah den Jägerburschen, der aus der Fremde kam und freiwillig sich seinen Diensten anbot, für ein Geschenk des Himmels an, für eine Stütze seines Alters, die eine göttliche Hand ihm beschceert habe. So schätzte er ihn denn auch hoch und liebte ihn wie sein eigenes Kind.

„Heute laßt uns einmal lustig seyn und fröhlich, 's ist grade ein Jahr, daß unser Fritz gekommen, dem wir so viel verdanken und der uns wieder Sicherheit und Ruhe bereitet hat; ein gutes Abendmahl bereite, der feinste Rehbraten, liebes Weib, und das ausgesuchteste Stählchen aus unserem Keller schmücke heute unsern Tisch." Und so geschah's.

„Unser Fritz lebe hoch und noch lange in unserem Kreise, Dank seiner Dienstleistungen, seiner muthigen Jagdthaten und Ehre seinem jungen, treuen Blute!" so lautete des Försters Trinkspruch, den er diesen Abend im frohen Familienkreise ausbrachte. —

Dankend erwiederte ihn Fritz; doch schien es, als ob Etwas sich rege in seinem Innern, das seine Freude trübe, als ob sein Frohsinn erkünstelt sey.

„Weiß gar nicht, was Das ist, schmeckt unserm Fritz heute ja das Essen nicht recht, als fehlte ihm was; auch dem Wein könnte er besser zusprechen; soll ja heute ein Abend der Freude seyn, darum weg mit den trüben Gedanken!"

„Wohl, so sey's, Herr Förster! fehlt mir aber nichts und meine ich, Bescheid genug zu thun an Speise und Trank."

Man schmauste, trank und plauderte lange über die Feierstunde hinaus; unser Fritz aber, sonst so munter, war gerade heute unfreundlich gestimmt, er ward immer einsylbiger, immer mehr in Gedanken versunken. Ein wahres Herzeleid war dies der frohen und gemüthlichen Familie und das Freudenfest ward durch die Niedergeschlagenheit Fritzens getrübt und gestört. Und doch wollte er, so oft der alte Förster freundlich in ihn dringend fragte, nicht gestehen, was ihn drückte, und sagte stets, er sey ja froh und munter.

Allmählig ward es nun 12 Uhr. „Laßt des Guten uns nicht zu viel thun", begann der Vater, „wollen das Fest für heute schließen, und hätte ich nur gewünscht, unser lieber Fritz wäre froher gewesen und hätte an unserer Freude mehr Theil genommen. Weiß mir doch keinen Vorwurf zu machen von meiner Seite, und haben wir doch Alles aufgeboten, was in unseren Kräften stand, um unserem Gast einen vergnügten Abend zu bereiten."

Schon wollte sich Fritz wieder entschuldigen, da klopfte es an die Thür. Ohne ein „Herein!" abzuwarten, öffnete sich diese und es zeigte sich ein junger Jägerbursche mit kurzem grünem Jagdrock, grauem, federgeschmücktem Hütchen, mit Flinte und Jagdtasche, ein völliges Ebenbild Fritzens, ihm auf's Haar gleichend. Er begann: „Fritz, nun ist's Zeit!" Darauf verschwand er wieder. Allgemeines Staunen und Befremden drückte sich auf den Gesichtern aus. Fritz erhob sich still und leichenblaß von seinem Sitze, sprach kein Wort, hing Flinte und Jagdtasche an, setzte sein Hütchen auf, sagte „gute Nacht" und ging.

Todtenstille herrschte im Försterhaus. Furcht und Entsetzen, Staunen und Schrecken über den merkwürdigen Auftritt färbte die Gesichter blaß; man getraute kaum ein Wort zu reden, und doch bedauerte man das plötzliche, räthselhafte Verschwinden des lieben Fritz. Man fand die Erscheinung und ihre Ursache unerklärlich und suchte in dem Schlafe, dem man sich hingab, Ruhe vor beängstigenden Vorstellungen.

Des anderen Tages forschte der Förster nach und suchte nach dem Jägerburschen, aber vergebens.

Nie hatte er früher von ihm erfahren können, woher er gekommen, und nie hörte er jetzt, wohin er gegangen war, keine Spur mehr fand er, er sah ihn nicht wieder.

Mannichfaltigkeiten.

Wie merkwürdig die Reiseverhältnisse in Folge des deutschen Eisenbahnsystems sich jetzt gestalten, zeigt ein Beispiel, das die Köln. Z. bringt. Statt wie sonst direkt von Hamburg per Dampfschiff nach London zu gehen, wählt man bereits den Weg über Duisburg und Rotterdam oder über Köln und Ostende, da er billiger und mindestens eben so rasch wie der direkte per Dampfschiff ist. Von Hamburg bis Duisburg zahlt man etwa 10 Thlr., von Duisburg über Rotterdam nach London aber gleichfalls 10 Thlr. für den Salon, so daß auf diesem Wege die Fahrt mit 20 Thlrn. bestritten wird. Auf dem Wege über Köln wird sich der Preis gleichstellen, wogegen der direkte Weg theurer ist; denn ein Platz im Salon von Hamburg nach London kostet 4 Pfd. St. oder 26 Thlr. 20 Sgr. Da die Dampfschiffe im Winter oft nur bis Curhaven kommen können, so wird man unbedingt den Weg nach dem Rheine vorziehen.

(Braunschweig, 15. Dec. — Allg. Preuß. Ztg.) In der seit dem 1. October d. J. hier konzessionirten Pferdeschlächterei waren vor einigen Tagen bereits 25 Pferde geschlachtet, welche weit über 7000 Pfund verkäufliches Fleisch, ein dem Gänseschmalze ähnliches, von jedem Beigeschmacke freies Schmalz u. s. w. lieferten. Das Schlachten eines Pferdes geschieht nur nach vorangegangener thierärztlicher Bescheinigung der Gesundheit desselben, unter steter polizeilicher Aufsicht, und das Geschäft hat mit jeder Woche an Umfang gewonnen.

Literatur.

Gedichte von C. Dräxler-Manfred. Dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag, 1848.

Wieder eine Sammlung von Gedichten? ist eine oft erhobene, aber alberne Frage. Müßte man doch in den 6000 Jahren, die die Welt steht, des ewig wiederkehrenden Frühlings endlich müd geworden seyn. Die ächte Poesie ist eine Quelle, die niemals zu sprudeln aufgehört hat; aber auch in ihr gibt's falsche Frühlingstage, die statt Lenzeswonne nur Schnupfen und Catarrh in die Welt hineinregnen. Um derentwillen soll man den Frühling eben so wenig verdammen, als um einzelnee matter Dichtungen willen die Poesie; denn das hieße: das Kind mit dem Bad ausschütten. — Wir glauben, die oben angezeigte Sammlung von Gedichten zu den Erzeugnissen wahrer Poesie zählen, dieselben als eine Bereicherung der vaterländischen Literatur erachten und sie deshalb freu-

Digitized by Google

dig empfehlen zu dürfen. — Im Vf. verrathen sie einen edlen, durchgebildeten Geist, eine vielseitig schöpferische Einbildungskraft und ein für alles Große und Schöne empfängliches Herz. Dräxler-Manfred ist des sichersten, poetischen Wahrzeichens: der selbstständigen und ursprünglichen Eigenthümlichkeit theilhaftig. Seine Anschauung ist eine in der Schule des Lebens gereifte. Seine Stoffe sind vielgestaltig und durch ihr Sinniges und Zartes überaus ansprechend. Seine Gefühle sind wahr, kräftig und frei von dem Zwielichtartigen einer nebelgrauen Romantik. Seine Weisen sind anmuthig und melodisch, ohne fremde Anklänge, seine Sprache ist gewandt. Hier ist Einem das Sagenbuch von der Liebe des menschlichen Herzens mit all' seinen wundersamen Mährchen, seinen Leiden und Freuden, seinen Blumenkränzen und Thränenweiden aufgethan. Dort macht sich die Volks- und Vaterlandsliebe Luft, die unerschrocken, gewaltig und ergreifend spricht, weil mündig und mit Bedacht und in den Schranken weiser Mäßigung. Was deshalb, um im überzeugendsten Beispiele zu reden, der Dichter auf Seite 308 und 311 als Bedürfniß des Volkes von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. beansprucht, — das erweis't sich als der milde Glockenton, der das Fest der wahren Freiheit einläutet, der Freiheit nämlich, die in einer gesetzlichen Verfassung und Regierung den gedeihlichsten Wurzelschlag hat für Fürsten- und Völkerwohlfahrt. Und wieder wie ernst, wie wehmüthig ist das Gedicht: „Der Auswanderer", Seite 208. Gleich vortrefflich ferner folgende Zeitgedichte: „O pflanzet Bäume!" S. 33. — „Aus der Wirklichkeit", S. 49. — „Salomon's Ring", S. 211. — „Ein Schuß", S. 282. — „Frühlingszustände", S. 287. — „Meerenge von Calais", S. 291. — „Die Sehnsucht", S. 293. — „Memnon", S. 295. — „Spaziergänge", S. 300. — „Toast", S. 301, ꝛc. — Das ganze Werk nun umfaßt an Inhalt auf 341 Seiten fünf Bücher. Das erste Buch enthält: Bilder; das zweite: Liede; das dritte: Gestalten; das vierte: Dichter, und das fünfte: Buntes. Es versteht sich von selbst, daß man da nicht auf einzelnes Vorzüglicheres hinweisen kann, wo der Gesammtinhalt vorzüglich ist, und es mag genügen, wenn wir behaupten, die Dräxler'schen Gedichte gehörten mit zu den wenigen, auf die die Rückert'sche Xenie keinerlei Anwendung finde:

Manch' artig Büchlein läßt sich einmal lesen,
In dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth!

Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Lieder dieses Dichters eine Fundgrube für Componisten abgeben und die meisten Erzählungen sich zu declamatorischen Vorträgen in Museen, Konzerten und häuslichen Kreisen eignen. Die Verlagshandlung hat das durch seinen poetischen Kunstwerth so sehr ausgezeichnete Buch mit einer gleich ausgezeichnet geschmackvollen Ausstattung bedacht. Das von dem bekannten Maler Richter ausgeführte Titelbild, des Dichters „Mährchen beim Weine", S. 168, darstellend, ist allerliebst zu nennen. — Ob der mit Recht gerühmten Vorzüge dieser Dichtergabe darf sie auch bestens zu Festgeschenken und besonders unter den Christbaum zur Weihnacht empfohlen werden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Dec.

Unser großer Brodverein ist nunmehr als vollständig consolidirt zu betrachten, trotz der vielfachen Anfeindungen, deren Gegenstand er war. Derselbe hat eine wichtige Frage der häuslichen Oeconomie nunmehr practisch dadurch gelöst, daß gegen 500 Familien, hier und in Bessungen, sich von dem Steigen der Brodpreise unabhängig gemacht haben, während sie anderseits noch die Vortheile genießen, die eine für einen gemeinsamen gewerblichen Zweck vereinigte große Gesellschaft ihren Theilnehmern möglicherweise bieten kann. Einen wesentlichen Antheil an dem Zustandekommen und der gedeihlichen Fortführung des Vereins hat unstreitig Hr. Kanzlist L. F. Speyer dahier, der, obschon vielbeschäftigt bei der Verwaltung, gleichwohl die Mühe und Arbeit nicht scheut, die Vertheidigung des Vereins gegen äußere Angriffe mit Eifer und Sachkenntniß zu übernehmen. Derselbe hat erst am vorigen Freitag in dem an diesem Tage erschienenen „Hessischen Hausfreunde" in einem größeren Aufsatze theils auf den in Nro. 338 der Didaskalia enthaltenen Angriff (Erwiederung auf eine frühere Korrespondenz der Didaskalia), theils auf einige andere hierher gehörige Fragen, Einwürfe und Anstellungen in einer Weise geantwortet, daß, wie wir glauben, er der guten Sache, dem zähen Gewerbsmonopol gegenüber, welches keine Concurrenz dulden will, einen wesentlichen Dienst geleistet, und damit zugleich dem kritischen Verfasser des schon angezogenen Artikels in Nro. 338 der Didaskalia genügend geantwortet hat. Der Speyer'sche Aufsatz wird hier mit großem Interesse gelesen und verdient es auch, da er sich über eine bisher noch nicht practisch gelöst gewesene wichtige Frage des bürgerlichen Haushalts verbreitet, deren Bedeutsamkeit wir in dem vergangenen Theuerungsjahr nur zu sehr kennen gelernt haben. Gleich im Eingange seines offenen Pamphlets an den Anonymus in Nro. 338 der Did. gibt der Verfasser beachtenswerthe Nachweisungen, aus denen mit Sicherheit zu ersehen, daß die Wirksamkeit des Vereins nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die allgemeine Fixirung der Brodpreise war, was übrigens Jedermann hier weiß, der es wissen will und nicht absichtlich seine Augen dagegen verschließt. Der Brodverein dauert nicht drei Monate, wie irrig angenommen zu werden scheint, sondern bis zum 1. Sept. 1848 und wird der Ausschuß desselben von den unterdessen sich darbietenden Handelsconjuncturen bei dem Abschlusse neuer Lieferungsaccorde in dem gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Interesse sicherlich den entsprechenden Gebrauch zu machen wissen. Die Absicht einer Gewerbsbeeinträchtigung lag dem Vereine ferne; er hatte vielmehr nur die Absicht, sich für ein gutes, schmackhaftes Brod zu einem mittleren Preise zu sorgen, welchen Zweck er in der erwünschtesten Weise erreicht zu haben scheint. Eine Gewerbsbenachtheiligung lag allerdings darin, daß keiner der hiesigen Bäckermeister für den Verein backen wollte; allein diesen Nachtheil hatten sie sich lediglich selber zuzuschreiben, da, nach Speyer's weiter ausgeführten Bemerkungen in dem beregten Aufsatze, keiner derselben habe backen wollen.

(Schluß folgt.)

Offenbach, 19. Dec.

Mit welcher Ausdauer man dahier für Verwirklichung zeitgemäßer Ideen thätig ist, dafür lieferte das gestrige Stiftungsfest des hiesigen Blechinstrumental-Musikvereins einen neuen Beleg. Dieser Verein, aus 18, dem ehrenwerthen Bürgerstande angehörenden Mitgliedern bestehend, wurde vor einem Jahre gegründet und während dieser Zeit für die Anschaffung der nothwendigen Instrumente allein nahe an 1000 fl. verausgabt, wobei sich namentlich der Vereinspräsident, Hr. Stadtrath Batz, durch uneigennützige Aufopferung auszeichnete. Die musikalische Leitung ist Hrn. Müller, Mitglied der hiesigen Regimentsmusik, übertragen und hat sich derselbe seiner Obliegenheit mit so viel Sorgfalt und Fleiß unterzogen, daß er am gestrigen Abende von seinen Scholaren, zum größten Theile schon in gesetzterem Alter stehende Familienväter, alle Ehre hatte. Ist auch das Repertoire des Vereins noch nicht sehr umfangreich, so werden doch die bereits eingelernten Musikstücke mit einer Frische und Sicherheit ausgeführt, wie man sie bei Dilettanten nicht häufig finden dürfte. — Die Feier des ersten Stiftungsfestes, welcher auch eine Anzahl unserer Sänger beiwohnte, wurde im Vereinslocale zum „Bayrischen Hofe" begangen, dessen Eigenthümer, Hr. Zeiter, zugleich Mitglied des Vereins, bei dieser Gelegenheit der Gesellschaft durch eine wohlbesetzte Tafel auch materielle Genüsse zu verschaffen wußte. Gesangs- und declamatorische Vorträge erhöhten gleichfalls, neben den gelungenen Productionen der Vereinsmitglieder, die Freuden eines Festes, das gewiß anregend auf die ferneren Leistungen der ehrenwerthen Gesellschaft einwirken wird. Mögen die Mitglieder des hiesigen Blechinstrumental-Musikvereins auch ferner mit gleicher Liebe zur Sache und in Eintracht vorwärts streben, — der glücklichste Erfolg kann nicht ausbleiben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Dec. Egmont, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven. (Gastrolle) Klärchen: Fräul. Herz, vom Theater zu Augsburg.

Sonntag, 26. Dec. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität

Nro. 355. Samstag den 25. December 1847.

Am Weihnachtsabend.

(Von Karl Enslin.)

Nun laßt uns einen Augenblick
Bei Seite schieben Politik,
Welthändel, Tagesfragen!
Der Christbaum winkt mit gold'nem Schein
Auch Denen, die Jahr aus, Jahr ein
Um's Wohl der Welt sich plagen.

Die Zeit will Männer, kampfbereit,
Die kühn und stark in heißem Streit
Wie ehr'ne Säulen stehen;
Doch auch der Mann hat ein Gemüth:
Manch' schlichtes, zartes Blümchen blüht
Dort still und ungesehen.

Der edle Mann, der in der Brust
In Kindlichkeit und reiner Lust
Noch fühlt des Herzens Triebe,
Der schüttelt ab Macht, Rang und Ruhm
In seines Hauses Heiligthum,
Dem Tempel seiner Liebe.

Hier ist sein heimisches Asyl;
Und bei der Jugend heiterm Spiel
Wird Kind er unter Kindern.
Hier wird ihm warm und wohl um's Herz,
Und drückt und nagt ihn ein Schmerz —
Die Liebe wird ihn lindern.

Wie ist die Mutter hoch entzückt,
Wenn Väterchen den Christbaum schmückt!
O süße Elternfreude!
„Fürst, bot'st du mir den Ordensstern —
Gib ihn dem kalten, glatten Herr'n
Hab' and're Sorgen heute!"

Du treuer Vater, dem der Herd
Des Hauses theuer ist und werth
Laß du den Höfling lächeln!
Du kennest einen höhern Preis;
In deiner Kinder trautem Kreis
Wird Wonne dich umfächeln!

Sie sind dein höchstes Erbengut,
Du schätzest sie mit deinem Blut,
Und opferst ihnen Alles.
Darob vergissest du ja nicht
Für's Vaterland die heil'ge Pflicht
Beim Ruf des Trommelschalles.

Jetzt lege nur das Federschwert
Und was das Tagewerk begehrt,
Leg' Alles aus den Händen!
Die treue Mutter harret dein:
„Zünd' an die hellen Lichtelein,
Den Christbaum zu vollenden!" —

Herein, du kleine Schaar, herbei! —
Ah, welch' ein Glanz! Welch' Lustgeschrei!
Wie sind die Kleinen fröhlich!
Und Dank und Lieb' in jedem Blick!
O welches reiche, reine Glück,
Ihr Eltern, wunderselig!

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von S. Overmann.

(Fortsetzung.)

III.

Der Herr Graf René von Périac, der, durch Benutzung der Liebe des jungen bretanischen Bauers zu seiner Mutter, auf diese Weise den Republikanern entkam, war der zweite Sohn des Grafen Humbert von Périac. Durch den Tod seines Vaters und seines ältesten Bruders, welche Beide ein Jahr zuvor im Gefechte bei Quiberon geblieben, war Graf René der einzige Repräsentant dieser reichen, edeln Familie geworden. Es ist bekannt, daß während der Kriege der Stuarts die klugen Schotten stets Sorge trugen, ihre Interessen zu theilen und sich so zu einigen, daß die Mitglieder derselben Familie in beiden Feldlagern angestellt wurden, um ihren Einfluß zu bewahren und ihre Güter nicht durch Konfiskation einzubüßen, endlich damit nöthigenfalls der Sieger dem Besiegten Beschützer werden könne; diese Berechnung, welche das menschliche Geschlecht nichts weniger als ehrt, war auch jene des Grafen René im Jahre 1789. Als er den Bürgerkrieg in der Vendee auflodern, seinen Vater und seinen Bruder die Waffen ergreifen sah, berechnete er, daß ein Jüngstgeborner der Familie durch Befolgung ihres Beispiels nichts zu gewinnen vermöge. Er ging daher nach Paris, wo er bald sich

Digitized by Google

den besuchtesten Klubbs jener Epoche anschloß. Um jedoch in den Revolutionen seine Zwecke zu erreichen, muß man mit einem lebhaften Charakter viel persönlichen Muth verpaaren; Graf René wechselte seinen Namen, war sehr thätig im Jakobinerklubb; unterstützte jedoch die Partei, die er ergriffen, weder durch Worte noch durch Handlungen, und ward von Jedermann vernachlässigt.

Vier Jahre schwanden vorüber; René's Vater und Bruder wurden getödtet. Da benutzte er die Obscurität, in der er gelebt, kehrte nach der Vendee zurück und setzte sich in den Besitz seiner Güter. Als er hier sich von Verwandten umgeben sah, die derjenigen Partei sich angeschlossen, welche der von ihm bisher geduldigten feindlich gesinnt war, und als er bedachte, des Vaters hinterlassener Ruf könne ihm nützlich werden, wechselte er die Kokarde und stellte sich an die Spitze seiner Bauern. Bei seiner Ankunft in dem jetzt zerstörten und ehemals auf einem kleinen Hügel, eine halbe Stunde von Ploërmel gelegenen Schlosse Périac fand er hier das Fräulein Aglaure von Kirbon, eine achtzehnjährige Verwandte, die, im Kloster der Ursulinerinnen zu Ploërmel erzogen, in das Schloß geflüchtet war, als die Nonnen gezwungen wurden, das Kloster zu räumen.

Aglaure war von ihrer Familie bestimmt gewesen, René's ältesten Bruder zu ehelichen, und nach dem Tode Dessen, den sie als einen Helden, oder vielmehr als einen Märtyrer betrachtete, glaubte sie ihre einzige Zuflucht auf dem Schlosse Périac zu finden, und war zugleich der Meinung, Graf René sey der einzige Mann, der ihr als Gemahl zusagen könne. Auch dieser, der ihren Reichthum kannte, schmeichelte sich mit der nämlichen Hoffnung, und ohne Zweifel trug der Wunsch, diese Ehe zu schließen, viel dazu bei, aus dem Ex-Republikaner einen Chouans-Häuptling zu bilden.

Die erste Zusammenkunft der beiden Verwandten war trauriger Art; Fräulein von Kirbon ward von Rührung ergriffen beim Andenken an den todten jungen Krieger, dessen Gesichtszüge sie in den männlichen und ausgezeichneten Zügen des Grafen René wiederfand, und ohne eine romaneske Leidenschaft für ihn zu fassen, unterwarf sie sich gern einer Verbindung, deren baldige Verwirklichung schon ihre Gegenwart im Schlosse nothwendig machte. Von dem Wunsche beseelt, einen Namen zu führen, der in der royalistischen Partei sich bereits bemerkbar gemacht, und erfüllt von den politischen Leidenschaften, welche in jener Zeit sogar die Frauen reizten, hätte sie es gern gesehen, daß ihr Vetter sich durch irgend eine glänzende That auszeichnete, und wäre dann um so freudiger der Preis eines Sieges geworden.

Graf René fand Fräulein Kirbon hübscher, als sie vier Jahre früher gewesen. Aglaure war größer geworden; ihr Wuchs hatte sich entfaltet, ihr weißer Teint trat unter dem schwarzen Haar sehr vortheilhaft hervor. Es hielt schwer, Aglaurens Blick zu ertragen; auch schlug der Graf die Augen vor ihr nieder, als wenn das junge Mädchen sein früheres Benehmen hätte errathen können. Nachdem jedoch der erste Augenblick vorüber, kam dem Herrn von Périac wieder Muth, und er sprach zunächst von seiner Liebe, dann von seinen Plänen und Absichten. Seinen Grundsätzen der Klugheit getreu und im Gefühl, daß er mehr für Unterhandlungen als auf dem Kampfplatze tauge, glaubte er nicht, daß es rathsam sey, das Feld zu behaupten.

Nach seiner Meinung müsse die Anwesenheit des Generals Hoche in der Vendee die Chouans zur Unthätigkeit veranlassen, und diese den aktiven Krieg auf glücklichere Zeiten aussetzen. Er verabschiedete daher seine Bauern, und ungeachtet der Vorstellungen Aglaurens, welche ihm rieth, in die Fußtopfen seiner Verwandten zu treten oder wenigstens auszuwandern, blieb er auf seinem Schlosse und begnügte sich, mit dem Herrn v. Puisaye und den übrigen Chefs der royalistischen Partei zu korrespondiren, welche, von London aus, beständig baldige Unterstützung an Mannschaften und Geld ankündigten. Wie sehr es ihm auch widerstrebte, sich zu kompromittiren, so vermochte er doch nicht zu verhindern, daß das Schloß Périac das Depot eines Theils der den Vendeern von England aus gelieferten Waffen blieb, und eben so wenig durfte er Korrespondenzen abbrechen, die seiner Partei schätzbar waren und den gesammten Adel der Gegend von Ploërmel interessirten. So, stets schwankend zwischen der Furcht, zu handeln, und der Besorgniß, sich den Seinigen gegenüber zu kompromittiren, falls er unthätig bliebe, stellte er sich in eine jener gemischten Lagen, die für Glück und Ehre gleich gefährlich sind. Einige Tage sogar vor seiner Ankunft zu Port-Louis und dem Zusammentreffen mit Ives Jurny, war sein einziger Zweck, unverzüglich seine Kousine zu ehelichen und ihr die Verzögerungen zu verschweigen, welche ohne Zweifel später zu einer Einigung mit der siegenden Partei geführt haben würden. Schon war der Heirathsvertrag ausgefertigt und der Graf harrte nur noch der Ankunft eines Priesters, der das Paar einsegnen sollte, als inmitten der Nacht ein vertrauter Diener ins Gemach stürzte und ihn hastig aus seinem ersten Schlummer weckte.

„Herr Graf!" sprach er, „eilen Sie sich, wenn Sie den Republikanern lebend entkommen wollen."

Der Graf erwachte und stierte, Schreckensblässe auf den Wangen, den Unglücksboten an.

„Ja!" fuhr der Diener fort, die Gensdarmerie von Ploërmel befindet sich in den Umgebungen des Schlosses; alle Ausgänge sind bewacht; sogleich wird man eine Haussuchung vornehmen, deren Ergebniß leicht vorherzusehen ist .... Sie werden mitsammt Ihrer jungen Dame, Fräulein von Kirbon, verhaftet werden."

„Verhaftet!" rief der dem Bett entspringende Graf und warf sich schnell in die ersten Kleider, die ihm gerade in die Hände geriethen.

„Sie haben uns noch nicht," sprach der Bediente, ein alter Chouan, der mehr als ein Mal Flintenschüsse mit den „Blauen" gewechselt; „übrigens fürchten Sie nur gar nichts für Fräulein von Kirbon, ich besitze ein Mittel zu ihrer Rettung."

„Ein Mittel!" sagte der Graf, „und welches?"

„Einen Ausgang nahe bei der dritten Ausfallpforte rechts ... das Fräulein kann durch diesen das Schloß verlassen und durch den bedeckten Gang in Jean Coernick's Maierei sich begeben; sie wird vielleicht gefangen .... es muß jedoch auf diese Gefahr hin gewagt werden .... auf Frauenzimmer wird übrigens nicht geschossen; gelingt es ihr, zu entkommen .... und es muß ihr gelingen, so findet sie in der Maierei ein ganz gesatteltes Pferd und einen ergebenen Knecht, der sie ohne Gefahr nach Vannes oder Port-Louis geleitet."

„Und ich?" fragte der Graf, der jetzt seinen Anzug beendigt hatte.

„Sie und wir," antwortete der muthige Diener, „das ist freilich etwas Anderes: wir haben englische Gewehre und englisches Pulver, das trocken und gut ist. Wir wollen so lang schießen, als wir nur vermögen, und am Ende, wenn wir uns nicht länger halten können ...."

„Nun!" sprach der Graf, „am Ende?"

„Sprengen wir uns in die Luft!"

Dies war das einzige Mittel, welches Männer von Muth zu ergreifen hatten, allein der Graf René, obgleich ehrgeizig, war nichtsdestoweniger ein feiger Mensch. Er theilte die Meinung seines Dieners über das Verzweiflungsvolle seiner Lage, und beschloß, um jeden Preis ihr zu entrinnen. Die Furcht, die in einer dringenden Gefahr alle Geistesgegenwart raubt, verdoppelt zuweilen unsere natürliche Kraft, wenn die Gefahr nicht unmittelbar uns vor den Augen schwebt, und auch auf den Grafen äußerte sie diese Wirkung: die Blässe seines Gesichtes schwand, seine Zähne hörten auf, zusammen zu klappern, seine Hände zit-

Digitized by Google

terten nicht mehr, und er vermochte wieder, seinen Diener mit ruhiger Miene anzusehen.

„Du hast Recht, mein Tapferer! es giebt nur diesen doppelten Ausweg für Fräulein von Kirbon und uns," sprach er.

Dann ging er zu seinem Sekretär, öffnete diesen, nahm eine schwere Börse nebst mehreren Goldrollen heraus, die er in seine Taschen steckte, und schritt dann wieder auf den alten Chouan zu.

„Warte hier einen Augenblick auf mich," sagte er zu ihm, „ich will dem Fräulein Alles mittheilen, was wir verabredet."

Nun verließ er das Gemach, stieg die große Schloßtreppe hinab, schritt über den Hof, schlich dann nach dem dritten Ausfall-Pförtchen, trat in den bedeckten Gang, und hatte das Glück, ohne Jemanden zu begegnen, den Pachthof zu erreichen. Hier bemächtigte er sich des für Fräulein Aglaure zubereiteten Pferdes, setzte es in Galopp, der ihn von seinen Feinden entfernt und ihn der Gefahr überhebt, sich unter die Ruinen von Périac zu begraben. Es handelte sich jetzt um sein Leben und nicht mehr von seinem Einflusse unter den Vendeen, eben so wenig von seiner Vermählung mit dem jungen Mädchen, das er sich selber überließ. Die Furcht lieh ihm Flügel, und wir haben den Flüchtling gesund und wohlbehalten zu Port-Louis eintreffen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Grobheit.

Von dem durch seine früheren Schriften, wie unter andern die „Schlagschatten", das „Buch der Narrheit" und die „Narrhalla" den Freunden des Humors wohlbekannten L. Kalisch erscheinen jetzt im Verlag von Georg Wigand in Leipzig — Lose Hefte —, deren zweites eben vor uns liegt. L. Kalisch nimmt unter den Humoristen unserer Tagesliteratur eine rühmliche Stelle ein, da er Geist, tüchtige Gesinnung und lebendige Darstellung zu vereinigen und uns wahrhaft launige Zeit- und Sittenbilder, sowie auch ergötzliche Betrachtungen und schlagende Ein- und Ausfälle vorzuführen weiß. Dabei überschreitet sein Humor die Gränzen der Mäßigung und der guten Sitte nicht; verliert sich eben so wenig in gehaltlose Witzeleien oder persönliche Gehässigkeiten und trägt vorherrschend einen milden und versöhnenden Charakter. Die den „Losen Heften" beigefügten Illustrationen sind geeignet, dem Beschauer Kurzweil zu bereiten. Ein Fragment dieses zweiten Heftes — Etwas über die Grobheit — theilen wir nachstehend unsern Lesern mit:

„Man hat schon viel darüber gestritten" — sagt L. Kalisch — „ob die Grobheit ein Glück oder eine Tugend sey. Ich glaube, sie ist beides, oder vielmehr: sie ist die einzige Tugend, die auf dieser Erde dem Besitzer Glück bringt. Daß aber die Grobheit eine Tugend, wird kein Mensch bezweifeln; denn die Grobheit ist mit der Wahrheit sehr nahe verwandt. Die Grobheit ist die Wahrheit im Gewand von Sackleinen. Sie ist eine Art Aufrichtigkeit, aber eine Aufrichtigkeit, die keine Erziehung genossen. Je weniger der Mensch aus dem Naturzustande getreten, desto mehr befindet er sich im Zustande der Grobheit. Nur mit der verfeinerten Lebensart, mit der zunehmenden Kultur nimmt die Grobheit ab. In den homerischen und anderen älteren Dichtungen findet man die entschiedensten Grobheiten.

Die Sprache der Grobheit ist die Ohrfeige. Gormaz ohrfeigt den Vater des Cid; die Königin Elisabeth ohrfeigt mit ihrer jungfräulichen Hand den geliebten Esser; der Dey von Algier ohrfeigt den französischen Gesandten und Lola Montez ohrfeigt die deutsche Polizei. Wahrlich, an die Ohrfeige knüpft sich ein Stück Weltgeschichte. Die Ohrfeige ist die eigentliche Manifestation der Grobheit, das Bestreben der absoluten Grobheit, mit einem Objekt in die innigste Berührung zu kommen. Die Ohrfeige ist noch ein Ausdruck jener gemeinsamen Sprache, welche die Menschheit verband, bevor sie im Lande Sinear baulustige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige ist noch heut zu Tage die deutlichste Sprache. Es gibt Personen, die keine andere Sprache reden, und es gibt Menschen, die leider keine andere Sprache verstehen.

Die Ohrfeige ist in der Grobheit Dasselbe, was der Kuß in der Liebe ist; nur daß man in der Liebe mit einem sanften Kuß anfängt und in der Grobheit mit einer unsanften Ohrfeige aufhört. Um so gewaltiger aber in unserer Welt die Grobheit als die Liebe ist, um so schätzenswerther ist die Ohrfeige als der Kuß, vor dem sie noch die Aufrichtigkeit voraus hat; denn es gibt Judasküsse, aber keine Judas-Ohrfeigen.

Die Grobheit ist die Tochter der Natur; die Höflichkeit ist die Tochter der Kultur. Wir gewinnen an Höflichkeit durch den Verkehr mit den Menschen. Indem wir uns an ihnen reiben, werden wir glätter und feiner, aber auch dünner und schwächer. Die Grobheit ist der Klotz; die Höflichkeit ist der glättende Hobel, der über die rauhen Sitten fährt und oft die Sittlichkeit mit wegstreift. Kein Volk, das den Zustand der Natur verlassen, kann wieder in denselben zurücktreten; kein Künstler der Welt kann aus dem gedrechselten, fein polirten Automaten wieder einen rauhen, naturwüchsigen Klotz machen.

Aber nicht jeder Mensch hat Empfänglichkeit für die Politur, und es gibt Menschen, die nie gänzlich aus dem Zustande der Grobheit treten. Ja, mancher Mensch ist von Natur so grob, daß er lächerlich wird, wenn er höflich seyn will, so wie der Bär erst dann possirlich wird, wenn er tanzt oder Komplimente macht.

Wenn es nun entschieden, daß die Grobheit eine Tugend ist, so muß es den Menschenfreund wahrhaft betrüben, daß diese Tugend im Verlauf der Zeit so sehr aus dem Kreise der europäischen Menschheit geschwunden; es würde den wahrhaften Menschenfreund sogar gänzlich niederdrücken, wenn er nicht wüßte, daß auch der allerhöflichste und allerhöfischste Mensch zuweilen Augenblicke hat, wo er der ungeschminkten Natur viel näher steht, als er glaubt; wo die unterdrückte Wahrheit Rache schnaubt und sich als Grobheit äußert. Glücklicherweise haben wir Deutschen unter allen civilisirten Nationen Europa's solche Augenblicke am häufigsten; es gibt sogar sehr viele Deutsche, die jeden Moment einen solchen Augenblick haben. Diese Menschen sind stolz auf ihre Grobheit. Sie glauben, sie seyen wie der Kaviar, je grobkörniger, desto vorzüglicher.

Cicero sagt: Konsuln kann man ernennen; aber der Dichter muß geboren werden. Das ist wahr. Aber auch der Grobian muß geboren werden, auf Lateinisch „Grobianus nascitur!" Die Poesie und die Grobheit sind angeborene Eigenschaften. Vieles kann man sich zwar in gereiften Jahren von der Grobheit aneignen; aber es bleibt auch dann nur ein Angeeignetes, Aeußerliches, das unser Wesen nicht ausfüllt. Wer nur äußerlich grob ist, der wird gleich glatt, wenn er in Verkehr mit der Welt geräth, so wie zwei Feilen glatt werden, wenn sie sich gegenseitig reiben. Wer aber innerlich grob ist; wer die Grobheit wie seine erste Liebe tief im Herzen trägt: den wird die ganze Welt nicht glatt machen können; und wenn zwei wahrhaft grobe Menschen an einander gerathen, so werden sie nur gröber; so wie zwei grobe Säcke bei steter Berührung sich aus-, aber nicht glatt reiben.

Daß die Grobheit übrigens bei uns endemisch ist, das zeigen unsere Sprichwörter. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Was grob ist, ist stark!" und ein anderes behauptet: „Was grob ist, hält gut!" Ein Sprichwort aber ist ein wahres Wort. Und in der That! die zarte Saite gibt zwar einen feinen Ton, allein sie wird durch die unmerklichste Luftveränderung verstimmt und reißt sogleich, wenn sie von rauher Hand berührt wird. Ein grober Strick aber ist durchaus nicht empfindlich gegen Temperaturwechsel und die plumpste Hand wird eher durch ihn als er durch sie

Digitized by Google

verletzt. Ehe ich mich indessen von der Grobheit trenne, kann ich nicht umhin, auf ein Wort aufmerksam zu machen, welches von dem Genius unserer Sprache das herrlichste Zeugniß gibt. Unsere Sprache bezeichnet einen Grobian mit dem Ausdruck „Flegel". Diese von der Landwirthschaft hergeholte Benennung ist durchaus erschöpfend; denn wo keine Gewalt mehr ein goldenes Korn aus dem menschlichen Herzen zu locken vermag, da kann oft ein Grobian mit seiner weltbezwingenden Flegelei noch viele Körner herausdreschen. Die milde Weisheit und die sanfte Humanität müssen sich ohnmächtig zurückziehen, wenn die geflegelte Grobheit ins Feld rückt.

„Was der Verstand des Verständ'gen nicht sieht,
Das übet ein Flegel mit grobem Gemüth."

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, 20. Dec. — Wes. Z.) Gestern Abend um 11 Uhr wiederholte sich die prachtvolle Erscheinung eines Nordlichtes, welche auch schon am Freitag (17.) Abends gegen 7 Uhr hier, wie im ganzen nördlichen Deutschland, beobachtet ist. Das Nordlicht des gestrigen Abends soll indessen das schwächere gewesen seyn, hell strahlende Säulen schossen bei vollkommen klarem Himmel vom nördlichen Horizont empor und verbreiteten über den ganzen westlichen Himmel eine abwechselnd schwächere oder stärkere Purpurröthe, während im Osten ein hellerer Lichtschein sich zeigte. Im Norden war der Horizont beide Male mit einem dunklen Wolkenstrich bedeckt.

Gegen 270 Bäcker Berlins haben so eben bekannt gemacht, daß sie weder zum Weihnachtsfest noch zu Neujahr mehr ihren Kunden nach alter Sitte Geschenke geben werden. Für Abschaffung dieses, den Bäckern bisher immer sehr lästig gewesenen Mißbrauchs lassen sie lieber der städtischen Armencasse insgesammt 500 Thaler zufließen, wobei sie und vielleicht auch die Armen besser wegkommen. Zu ähnlichen Schritten haben sich auch fast alle Materialisten Berlins in diesem Jahre bereitwillig erklärt.
(Düss. Z.)

Korrespondenz.

Mainz, 21. Dec.

Kalisch literarische Vorlesungen begannen Freitags den 17. Oct. mit Cervantes „Don Quixote" vor einem auserlesenen Kreise, über den hinaus nun einmal alle höheren Bestrebungen wie abgeschnitten sind, und dieser Kreis scheint sich so gern einmal von den hiesigen Literatur und Kunst quälenden Instituten hinweg zu flüchten, und in einem stilleren und bescheideneren Raume sich höheren Anregungen hinzugeben und hier zu vergessen, daß in ihren Tempeln unsaubere Krämer hausen. Kalisch hob beim Beginn Deutschland's literarische Bestrebungen hervor, zeigte, wie es die Schätze jeder Zeit und jedes Volkes eben durch diese unermüdlichen Bestrebungen zu eigen gemacht hätte, gab dann in so kurzen, wie faßlichen Umrissen Cervantes vielbewegtes und vielbedrängtes Leben, in dem dieser Diamanten und Perlen säete und Hunger erntete, ging dann zur Kritik seines ewigen Werkes „Don Quixote" über, wo er mit einer Schärfe und Wahrheit die beiden Hauptcharaktere zeichnete, die ebensowohl von glücklicher Auffassung, als ernstem Studium zeigte, ließ helleuchtende Schlaglichter sowohl auf dieses, als auf die anderen Werke Cervantes fallen und schloß — etwas zu rasch. Don Quixote's Ende hätte bei ihm noch einen jener Gedanken hervorrufen müssen, der noch einmal wie ein leuchtender Blitz rückwärts über das Ganze geschossen wäre und gezeigt hätte, daß eben dieses Ende das Werk als eine unvergängliche poetische Wahrheit krönt. Die Zeit gibt gern ihre Rechte auf, wo sie selbst zur Huldigung gezwungen wird, und Kalisch hätte noch eine halbe Stunde vortragen dürfen und sämmtliche Zuhörer würden es ihm Dank gewußt haben. Die nächste seiner Vorlesungen ist über Jean Paul! — Wo Beruf, Studium, heiliger Ernst und reine Begeisterung zum Wirken zuneigen, darf man Schönes erwarten und wird dann bei dem äußeren Vortrage nie vergessen, daß Alles im Leben geübt seyn will.

Darmstadt, 19. Dec.

(Schluß.)

Nach den getroffenen Verwaltungseinrichtungen würden, wie es in dem Aufsatze des Hrn. Speyer weiter heißt, künftig bei noch größerer Betheiligung an dem Brodverein nicht wie bisher 1700 Laibe wöchentlich, sondern auf Erfordern noch 1000 Laibe mehr geliefert werden können. Die Feldbäckerei in dem benachbarten Bessungen ist Tag und Nacht unausgesetzt thätig und ihre Unternehmer scheinen sich ganz gut dabei zu stehen. Wohlgemeinte Anerbietungen, die man hier, wie es scheint, aus monopolistischem Gewerbsinteresse abgelehnt hat, sind anderwärts mit Zuvorkommenheit angenommen worden. An wem liegt nun die Schuld? Der Brodverein ist aber in seinen Folgen als ein wahrer Sparverein zu betrachten, da, wie der Verf. des mehrerwähnten Aufsatzes weiter bemerkt, eine Zahl von 500 Familien, bei einer Ersparniß von nur 1 kr. am Laibe, jährlich wenigstens 3000 fl. weniger in Summa ausgeben würde. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß jede dieser Familien täglich nicht mehr als einen Laib consumire; im andern Falle würde die Gesammtersparniß noch weit größer ausfallen. — Die Brodeinfuhr vom Lande in hiesige Stadt, fügen wir unsererseits noch bei, hat zwar bisher ungehindert stattgefunden; allein dieselbe konnte nie von erheblichem Einflusse auf die Fixirung der städtischen Brodpreise seyn, weil ihre Concurrenz von keinem Belang war und ihr Gewerbsbetrieb überhaupt nur auf beschränkte Verhältnisse dafirt zu seyn scheint. Man will hier den Gewerben aufhelfen, sie aber nicht niederdrücken; übernimmt der Ausschuß unseres Brodvereins die Anschaffung des erforderlichen Mehlbedarfs und die Bestreitung der sonstigen Kosten, so nimmt er, genau genommen, nur eine vermittelnde Stellung zwischen den Bäckern und den Vereinsgliedern ein; während letzteren die gewünschte Garantie in Betreff ihres Broddedürfnisses gegeben ist, haben erstere zum Betrieb ihres Gewerbes ein verhältnißmäßig geringeres Geschäftskapital nöthig, weil sie des Mehlhandels überhoben sind und sohin keinerlei Risico in dieser Beziehung mehr zu besorgen haben. — Am Schlusse seines Aufsatzes zeigt endlich Hr. Speyer, daß unter den jetzigen Gewerbs- und Handelsverhältnissen der Industrie unserer Stadt durch Gründung einer Gewerbshalle wahrhaft aufgeholfen werden könne, und daß das diesfällige Project durch einen verhältnißmäßig geringen Aufwand von Mitteln in's Leben gerufen werden könne. Man hat hier schon seit Jahren an der Realisirung dieses gemeinnützigen Projects gebrütet, ohne jedoch etwas Gedeihliches erzielen zu können. Von Speyer's unermüdlicher Thatkraft und muthiger Ausdauer bei Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse glauben wir nur Gutes auch in dieser Beziehung erwarten zu dürfen, wenn ihm unsere Gewerbtreibenden bei Ausführung des im allerseitigen gewerblichen Interesse gefaßten Planes ihre thätige Mitwirkung unter leicht zu erfüllenden Bedingungen zu Theil werden lassen wollen.

Frankfurt a. M.

Es ist ein wahres Wort, was einer unserer großen Dichter einst sagte: daß man jungen Talenten die muthig betretene Kunstbahn nicht gleich mit Dornen bestreuen, sondern sie lieber freundlich bei dem sich spät erst zu einem günstigen Urtheile entschließenden Publikum einführen möge, damit dieses sich auch manche Beschämung ersparе, wenn der mit Kaltsinn Aufgenommene einst in der Reihe der Kunstbildung ihm gegenübersteht. Wir erinnerten uns dieses Ausspruches bei dem Anblicke eines Erstlingswerkes eines jungen Bildhauers, das zu den schönsten Hoffnungen für seine Zukunft berechtigt. Carl Cauer aus Creuznach hat das Modell eines jungen Mädchens, das in kindlicher Unschuld eine Taube liebkos't, ausgestellt. Entfernt von aller Sentimentalität, spricht sich eine gesunde Naturauffassung in dem Werke aus. Das Motiv, höchst einfach, läßt eine eben so einfache Behandlung zu. Dabei ist eine gute Schule nicht zu verkennen und die Durchbildung der nackten Partieen der Figur gibt ihr schon den Stempel reifer Kunsteinsicht. In der Gewandung finden wir allerdings noch einige Aengstlichkeit und es wäre dem jungen Künstler zu rathen, bei einer etwaigen Ausführung der Figur in Marmor der Faltenpartie am linken Oberschenkel einen etwas natürlicheren Wurf zu geben. Höchst lieblich ist der Ausdruck des Kopfes. — Möchte einer der vielen kunstliebenden Bewohner von Frankfurt, dem das Geschick auch die Mittel gab, thatsächlich den obigen Gedanken unseres Dichters zu einer Wahrheit zu machen sich bewogen finden, dem lieblichen Bilde eine längere Dauer zu geben, als die eines vergänglichen Gypsmodelles ist.
Ein Kunstfreund.

Druck und Verlag von Keller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 356. Montag, den 27. December 1847.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von G. Overmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Inzwischen gelangten die Republikaner ohne große Schwierigkeit in das Schloß Périac. Man bemächtigte sich der Waffen, die es verbarg, des in den Kellern verborgenen Pulvers und der Correspondenz des Grafen René, zu deren Vernichtung dieser weder Zeit gehabt, noch den Gedanken gefaßt hatte. In allem Diesem lag Nichts, was Fräulein von Kirbon hätte unmittelbar kompromittiren können, und obgleich die Befehle des Generals Hoche mild genug lauteten, um sie gegen jede ernstliche Gefahr sicher zu stellen, so ward sie doch nicht minder verhaftet und nach Port-Louis geführt, ohne es sich erklären zu können, weshalb der Graf René nicht auch Gefangener sey, gleichwie sie, oder warum er sie nicht vertheidigt habe. Sie dankte dem Himmel, daß sie ihn einer bevorstehenden und unvorhergesehenen Gefahr entronnen wußte, und hegte auf dem Wege von Ploërmel nach Port-Louis die Hoffnung, von Freunden, welche er in der Eile gesammelt haben würde, noch befreit zu werden; doch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

„René hat Recht," dachte sie, „ich laufe keine Gefahr: ein ermüdendes Verhör, ein Arrest von einigen Tagen, das ist Alles. General Hoche wird nicht dulden, daß eines jungen Mädchens Blut vergossen werde. Gott gebe nur, daß er an dem Orte zugegen sey, wohin man mich führt!"

So besänftigte schon der bloße Name „Hoche" den am tiefsten eingewurzelten Haß und beruhigte die begründetsten Befürchtungen.

Zu Port-Louis angelangt, konnte Fräulein von Kirbon mit den Dienern des Schlosses, welche ebenfalls Gefangene geworden, sich unterhalten. Der alte Chouan, welcher zuerst das Erscheinen der Republikaner angezeigt, erzählte ihr von seinem letzten Zusammensein mit dem Grafen René, der, wie er angegeben, ihn blos verlassen habe, um zu ihr zu gehen und ihr alles Verabredete mitzutheilen.

„Der Graf René!" sagte Fräulein Kirbon, „ich habe ihn nicht gesehen."

„Und ich," antwortete der alte Chouan, „der ich ihm das Mittel zu Ihrer Rettung angab und ihn zurück erwartete, um das Schloß zu vertheidigen und es in die Luft zu sprengen, falls die Feinde die Stärkeren wären, — ich habe vergeblich auf ihn gehartt."

„Was sagst Du?" rief das junge Mädchen, vor Entrüstung erröthend.

„Die reine Wahrheit," lautete des Chouans Antwort.

„Dann wäre ja aber Graf René im Augenblick der Gefahr entflohen! er sollte seine Freunde, seine Diener verlassen haben, statt mit ihnen zu sterben! — und mich, die er liebt, die in wenigen Tagen seine Gattin werden sollte, mich sollte er in den Händen seiner Feinde, in den Händen der Blauen gelassen haben, in einer Lage, deren Gefahren seine Liebe zu mir ihm noch vergrößern muß, das willst Du doch sagen?"

Der alte Chouan schlug die Augen zu Boden.

„Nimm Dich in Acht!" setzte Fräulein Aglaure hinzu; „zittere vor den Folgen, wenn Du Deinen Herrn, den ergebenen Diener unserer Könige, den Sohn, den Bruder Deiner auf dem Schlachtfelde gebliebenen Gebieter, verläumdest .... Hüte Dich, mein Freund!" fuhr sie mit sanfterer Stimme fort, „Du sprichst von meinem Verwandten, von einem Edelmanne mit Namen und Wappen, dessen Namen ich einst führen werde."

Während Fräulein von Kirbon mit so eifriger Entrüstung Den vertheidigte, dem sie in der That sich vermählen sollte, verbreitete sich unter den Gefangenen das Gerücht, der Graf René von Périac sey verhaftet und befinde sich in den Gefängnissen von Port-Louis.

„Nun, undankbarer Diener, verläumderischer Knecht!" sprach die Jungfrau zum alten Chouan, „Du siehst es ja: der Graf ist Gefangener; wäre er geflohen, wie Du behauptest, hätte er sich vor der Gefahr entfernt, so wäre er frei .... Und seit wann, großer Gott! erlaubt man sich, des Grafen Rechtlichkeit in seinem eigenen Hause anzugreifen?"

Der Chouan verbeugte sich ehrerbietig und bat um Verzeihung wegen eines beleidigenden Verdachtes, den blos das Interesse, welches Fräulein von Kirbon einflößte, habe aufkommen lassen.

Am Abende desselben Tages erfuhr man bereits, der ehemalige Graf René von Périac sey von der zu Port-Louis niedergesetzten permanenten Militär-Kommission zum Tode verurtheilt worden; das nämliche Urtheil gab dem Fräulein Aglaure von Kirbon, so wie den Dienstboten des Grafen, die Freiheit zurück.

V.

Bei der Nachricht von der Verurtheilung des Grafen René erfüllten Gewissensbisse seine schöne Braut. Sie kannte ihn erst seit kurzer Zeit, kaum einige Monate hatte sie mit ihm unter einem Dache gelebt, und obgleich sie ihn stets als einen Mann betrachtet hatte, dem sie einst als Gattin angehören sollte, so war sie doch genöthigt, sich zu gestehen, daß sie ihm nie die Liebe erwiedert, die er für sie zu hegen schien; manchmal sogar, wenn sie sah, wie er die Chouan-Flinte aufding, um mit den Emigranten in London Briefe zu wechseln, hatte sie seinen Muth bezweifelt, und endlich an demselben Tage, an welchem der Graf vor Gericht gezogen und verurtheilt ward, die verläumderische Anzeige eines seiner Diener angehört. Ach! der Unglückliche sollte

Digitized by Google

nun so bald sein Leben einbüßen für eine Sache, für deren Verräther sie ihn gehalten, von der sie wenigstens behauptet hatte, daß es ihm an Muth zu deren Vertheidigung fehle! — Aglaure fühlte, daß sie ihm eine Genugthuung, ein Zeichen ihrer Ergebenheit schulde.

Sie wollte daher an die Thüre seines Kerkers klopfen, um den Verurtheilten noch ein Mal zu sehen, denn sie hegte nicht die geringste Hoffnung, ihm Begnadigung auszuwirken. In ihren Augen war Graf René ein Märtyrer seiner politischen Meinung, der, besiegt, seinem für dieselbe Sache gestorbenen Vater bald folgen sollte. Die Unwahrheit zu sagen, um sein Leben zu retten, war unmöglich, und hätte ihr überdies zur Schande gereicht. Von diesem Gedanken erfüllt, trat Fräulein von Kirbon vor den Capitain der Festung, vor denselben, welcher den Vorsitz bei dem Kriegsgerichte geführt, vor welchem der Gefangene erschienen war. Die Nacht war bereits angebrochen, und der republikanische Offizier verhehlte ihr nicht, daß nach Verlauf weniger Minuten es nicht mehr möglich seyn werde, aus der Festung zu gelangen.

„Bürgerin!" sprach er zu ihr, „Sie können den Verurtheilten zwar besuchen, müssen jedoch bis morgen bei ihm verweilen, denn sogleich werden die Thore geschlossen, um erst morgen früh wieder geöffnet zu werden."

Durch ein Fenster des Gemachs des Kommandanten, welches die Aussicht auf den Ocean gewährte, sah Aglaure von Kirbon den Himmel schwarz von Wolken und von Zeit zu Zeit von Blitzen, als Vorgänger eines Sturmes, durchfurcht; das Geräusch der vom Winde gepeitschten Wellen, die sich gegen die Mauern des Forts selbst brachen, erreichte ihr Ohr und setzte sie in Schrecken; der Vorschlag, den man ihr machte, beunruhigte ihre Schamhaftigkeit, und die Jungfrau fühlte ihren Muth wanken .... Sie erhob den Blick zum republikanischen Befehlshaber .... Es war ein Mann in den kräftigsten Jahren, in dessen strengen Zügen dessen ungeachtet Wohlwollen unverkennbar war. Fräulein von Kirbon sammelte ihre Kräfte wieder und antwortete mehr auf Das, was der Offizier ohne Zweifel gedacht, als auf Das, was er gesprochen:

„Der Graf René von Périac," sagte sie, „ist mein Verwandter .... er besitzt keine Verwandte außer mir; ich bin seine Verlobte. Nur noch wenige Tage, und er war mein Gemahl."

Der Offizier verbeugte sich ehrerbietig, rief den an der Thür aufgestellten Soldaten zu sich und gab Befehl, Fräulein von Kirbon in das von dem Bürger Périac besetzte Gemach führen zu lassen. Sie ward nun einem Schließer anvertraut, der sie durch verschiedene Gänge begleitete und ihr endlich die Thür zu einem geräumigen Gefängnisse erschloß, in welchem der Verurtheilte seine letzte Nacht zubringen sollte. Anfangs war Ives in eine unterirdische, dunkle Kasematte gebracht worden; allein nach seiner Verurtheilung hatte man von jeder unnöthigen Strenge Abstand genommen. Als daher Fräulein von Kirbon in sein Gefängniß trat, fand sie ihn vor einem guten Feuer sitzend und bemerkte mit einem Seitenblicke eine mit mehreren unberührten Speisen besetzte Tafel, was Alles dafür sprach, daß des Grafen Richter mit der Strenge ihrer Verurtheilungen wenigstens Menschlichkeit zu vereinigen wußten.

Bei dem Geräusche, das die Thüre beim Oeffnen verursachte, wendete Ives den Kopf, und als er ein Frauenzimmer gewahrte, erhob er sich und näherte sich einige Schritte. Die von dem Schließer getragene eiserne Lampe beleuchtete die ganze Figur des jungen Bretagners, und Aglaure stieß den Schrei aus: „Das ist er nicht, es ist nicht der Graf von Périac!"

Der Schließer war ein Pariser, der, in den ersten Vendee-Kriegen verwundet, diesen Posten zum Lohn für seine Dienste erhalten hatte, und der, seit drei Jahren mit der List und Schlauheit der Gefangenen durch und durch vertraut, eben so stolz auf seine Wachsamkeit als auf seinen Scharfsinn war.

„Machen Sie Das andere Leute weiß, mein Kind!" sprach er; „wir kennen Das schon .... wir haben so Manches gesehen!"

Bei diesen Worten trat er einen Schritt zurück, verschloß die Thür, deren Schlüssel er nicht abgelegt hatte, und schob die schweren Riegel vor.

(Fortsetzung folgt.)

Madame Viardot-Garcia.

Hamburg, 18. Dec.

Ich sagte neulich, daß unsere Astronomen und Sterndeuter mit Beobachtung dieses glänzenden Sterns, der an unserm Theaterhorizont aufgegangen, eifrig beschäftigt wären. Da ich mich auch zu diesen zähle, sey es mir heute vergönnt, in kurzem Umriß die Bahn, die dieses Gestirn bisher beschrieben, anzudeuten, wobei ich, der Hauptsache nach, eine zuverlässige französische Mittheilung zu Grunde lege.

Pauline Garcia, geboren zu Paris am 18. Juli 1821, Tochter von Manuel Garcia, berühmtem Sänger und Componisten, Schwester von Maria Felicité Malibran und von Manuel Garcia, Professor der Gesangskunst am Pariser Conservatorium, folgte ihrem Vater nach den Vereinigten Staaten, nach Mexiko und wurde, nach Europa zurückgekehrt, im Jahre 1828 eine der besten Schülerinnen von Liszt auf dem Piano, lernte den Gesang ohne Lehrer, bloß unter Anleitung ihrer Mutter. Nach einer Reise durch Deutschland, auf der sie ihren Schwager, Hrn. de Beriot, den berühmten Violinisten, 1838 begleitete, trat sie zuerst in London im Mai 1839 als Desdemona im Othello und Cenerentola auf, darauf in Paris, im October 1839, wo sie außer diesen beiden Opern im Barbier von Sevilla und Tancred sang. Im April 1840 vermählte sie sich mit Hrn. Louis Viardot, damals Direktor des italienischen Theaters zu Paris. Seitdem hat sie mit glänzendem Erfolge in London, zu Madrid und Granada, in Wien, in Petersburg (drei Winter) und im vorigen Winter in Berlin gesungen.

Der Gehalt ihrer Stimme ist colossal, sowohl an Kraft und Klarheit, wie an Umfang, da er zugleich Alt und Sopran in sich begreift; dabei durchgängig gesund, kernig und so künstlerisch durchgebildet, daß das Wunderweib mit einer spielenden Nonchalance alle Schwierigkeiten der Notenquantitäten und ihre capriciösesten Combinationen mit Eracie überwindet, und dabei doch auch wieder die elegischen Nüancen sanftbewegter Rhythmen mit einschmeichelnder Herzlichkeit zu Gehör bringt. — Ihre Hauptrollen sind, von Mozart'schen Opern: Donna Anna in „Don Juan"; von Rossini: Desdemona in „Othello", Rosine im „Barbier", Cenerentola, Tancred, Ninetta in der „diebischen Elster"; von Bellini: Norma die Nachtwandlerin, Romeo in „Capuletti"; von Donizetti: Norina in „Don Pasquale", Norina im „Liebestrank", Lucia, Maria von Rohan, die Favoritin; von Meyerbeer: Valentine in den „Hugenotten", Alice und Isabelle in „Robert der Teufel"; von Halevy: die Jüdin ꝛc.

Mad. Viardot-Garcia ist übrigens nicht allein Gesangskünstlerin, sondern auch Sprachvirtuosin; sie spricht geläufig spanisch, die Sprache ihrer Eltern, französisch, ihre eigentliche Muttersprache, italienisch, die Sprache ihrer Kunst, englisch, die Sprache ihrer Reisen, und deutsch, das sie aus besonderer Liebhaberei und zum Vergnügen gelernt hat. Auch zeichnet und malt sie in Aquarell: also ein Genie in des Wortes vollster Bedeutung.

Von hier wendet sich die Künstlerin bekanntlich Ende December nach Berlin, um dort während einiger Monate die Saison mit ihrem Talente zu verschönern.

J. Henning.

Digitized by Google

Kirchliche Rundschau.

(23. December.)

In Hamburg hofft man auf Einführung von Civilregistern für Geburten, Trauungen u. s. w., durch welche namentlich die Desiderien der deutschkatholischen, jüdischen und freien Gemeinden befriedigt werden sollen; die erstere steht gegenwärtig wegen einer in ihr vollzogenen Taufe in Untersuchung. In Ungarn hat die Ständetafel das Bekenntniß zu einer der drei receipirten Kirchen als Bedingung zur Einbürgerung verworfen. In Berlin sollte die Wiedertrauung geschiedener Eheleute mit einander nach einer Entscheidung des Dompredigers von Gerlach und nach einer Cabinetsordre durch einen bloßen Versöhnungsact ersetzt werden; aber das Kammergericht hat, auf das Gesetz gestützt, widersprochen. Das selbe Gericht hat auf den Antrag eines Angeklagten einen Pietisten als Gegenzeugen zurückgewiesen, weil seine Doppelstellung in Kirchlichkeit und Sittlichkeit ihn als Heuchler bezichtige. Eine geistliche, höheren Orts veranlaßte, Synodalberathung zur Wiedererlangung des Einflusses der Kirche auf die Schule ist nicht zur Einstimmigkeit gelangt. Dagegen ist der Lehrerstand bei Strafe der Absetzung zum Festhalten an der Staatskirche aufgefordert und das Lehrerpersonal der Universität in Gala zum ersten Universitätsgottesdienste beordert worden, indem das Prinzip ausgesprochen wurde, daß die Universität die künftigen Beamten zur Kirchlichkeit erziehen müsse. In Königsberg sind strenge Maßregeln gegen Rupp und andere unbefugte Täufer angeordnet worden. In Danzig werden Vorbereitungen zu einer freievangelischen Gemeinde gemacht. In Glückstadt hat die Majorität des Gustav-Adolph-Vereins die eventuelle Unterstützung deutschkatholischer Gemeinden bestimmt. In Dresden sind Collecten zum Baue eines deutschkatholischen Bethauses gestattet worden; eben so in Stockach. In Meisenheim ist eine deutschkatholische Pfarrei mit zwei Filialen durch die Anstellung des Predigers Metzger ins Dasein getreten. In Offenbach ist wieder eine Anzahl größtentheils bisher protestantischer Familienväter zur deutschkatholischen Gemeinde getreten. In Mainz hat die Regierung zum zweiten Male die Concession zu einer streng röm.-kath. politischen Zeitung abgeschlagen. In Bayern dürfen die aus der Schweiz vertriebenen Jesuiten nur im Krankheitsfalle verweilen. Dagegen suchen sie sich im Breisgau mit Hülfe der Aristokratie festzusetzen. Zugleich aber hat dort eine Anzahl katholischer Geistlichen ein Gesuch gegen fanatische und ultramontane Umtriebe an den Erzbischof von Freiburg gerichtet. In Frankreich haben die Papiere der Schweizer Jesuiten die ungesetzliche Fortdauer dieses Ordens herausgestellt und dadurch die Regierung compromittirt. In Rom dauern trotz der Gegenmaßregeln der Regierung die Demonstrationen gegen die Jesuiten fort, und in Genua hat das Volk ihr Seminar gestürmt. In Mecklenburg hat sich der Landtag für die active und passive Wahlfähigkeit der Juden zur Bürgerrepräsentation erklärt. In Schwerin hat der jüdische Oberrath die Beschneidung für unerforderlich zum jüdischen Gemeindebürgerthum erklärt und ist darüber von dem christlichen Theologen Delitzsch zu Rostock durch ein Plagiat aus einem alten Gesetzbuche angegriffen worden.

Mannichfaltigkeiten.

Die Vaterländische Zeitung schreibt: „Aus einem Privatbrief entnehmen wir als zuverlässige Nachricht von Hrn. General Dufour einen Zug, von dem seine eigene Bescheidenheit und die Presse bisher geschwiegen haben, der aber dem Edelsinn des Anführers der eidgenössischen Armee das schönste Zeugniß gibt. Bekanntlich wurde in dem Hause des (entflohenen) luzernischen Obersten Elgger beim Einzug der Truppen in Luzern ziemlich viel beschädigt. Hr. General Dufour wurde hiervon in Kenntniß gesetzt und sandte dann sogleich an Frau Elgger, die mehrere Kinder hat und natürlich von Geld entblößt ist, 250 Franken als eine kleine Aushülfe. Frau Elgger ließ ihm hierfür eine Quittung zukommen, welche er aber mit der Bemerkung zurückwies, er verlange keine Quittung, lasse aber, um die Summe rund zu machen, der Frau Elgger noch 150 Franken verabfolgen, mit dem großen Bedauern, daß er nicht mehr thun könne, weil er eben nicht reich sey."

(Koburg, 18. Dec. — N. C.) Mit einem Plane von hoher Bedeutung gedenkt demnächst der hiesige Kunst- und Gewerb-Verein vor das deutsche Publikum zu treten. Es ist dies der Plan, zur gründlichen Tilgung des den deutschen Gewerbestand beschimpfenden Bettelns der wandernden Handwerksgesellen allenthalben in Deutschland für dieselben Unterstützungskassen zu errichten. Der Gedanke hierzu ist dem edlen Gemüthe des seligen Kammerraths Zitzmann, des Gründers und unermüdlichen Förderers der hiesigen Gewerbswittenkasse, entsprossen, welcher dessen Ausführung seinem lieben Koburg als ein heiliges Vermächtniß hinterließ

(Hannover. — Hann. M.) „Es läuft ein eigenthümliches Gerücht um über ein Ereigniß in einer der altadeligen Familien unsers Landes. Es soll nämlich eine katholische Frau in Hildesheim ihrem Beichtvater auf ihrem Todesbette gebeichtet haben, daß sie als Amme ihre Tochter untergeschoben und die Tochter der adeligen Familie zu sich genommen habe. Die beiden verwechselten Mädchen sollen jetzt 17—18 Jahr alt seyn, so daß die Tochter der Schuhmachersfrau als adeliges Fräulein erzogen ist und umgekehrt die Tochter der Schusterfamilie unter den Einflüssen der niedrigen Stellung und Gesittung." Diese Geschichte erzählt der Hamburger Correspondent. Ob sie wahr ist oder nicht, — jedenfalls müssen wir gegen diesen so allgemein behaupteten Gegensatz von hoher und niedriger Stellung und Gesittung protestiren.

(Berlin, 16. Dec. — Hamb. C.) Es ist bekannt, daß hier häufig in öffentlichen Blättern Heiraths-Anerbietungen veröffentlicht werden. Kürzlich suchte auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege eine vermögende Dame einen Mann. Die heirathslustigen Männer, welche ihre Adressen versiegelt dem Intelligenz-Comptoir eingereicht hatten, erhielten mit der Stadtpost Antworten auf eleganten Briefbogen und wurden insgesammt zu verschiedenen Nachmittagsstunden nach einer Conditorei eingeladen. Wer aber nicht kam, war die Braut, und es zeigte sich gar bald, daß ein betriebsamer Conditor die Speculation gemacht hatte. Eine angemessenere Satyre auf diese Heiraths-Gesuche ist wohl noch nicht vorgekommen.

Das Hauptresultat der vier Sitzungen des Eisenbahn-Congresses ist: 1) das Vereins-Reglement für den Güterverkehr. 2) Reglement über die Personen-, Gepäck-, Equipagen- und Viehbeförderung. 3) Entwurf zu einem Uebereinkommen sämmtlicher dem Verbande angehörenden Bahnverwaltungen über den direkten Güterverkehr zwischen allen deutschen Bahnen. 4) Reglement über die Benutzung von Freikarten auf sämmtlichen deutschen Eisenbahnen für Direktoren, Vorstandsmitglieder, Beamte u. s. w. 5) Beschlußnahme wegen eines Antrags an die preußische Regierung, den deutschen Eisenbahnverein als einen constituirten Gesammtkörper anzuerkennen. 6) Beschlußnahme der Förderung eines gleichmäßigen Güterfrachttarifes für die ganzen Linien der deutschen Eisenbahnen zwischen Hamburg, Stettin, Berlin, Breslau u. s. w. bis Wien. Eine desfallsige Vereinbarung wurde

Digitized by Google

von den Deputirten allseitig als außerordentlich wichtig betrachtet, und man hofft dieselbe zu Stande zu bringen. (Augsb. Abdz.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 20. Dec.

Seiten sind in der Welt sociale Vortheile ohne Opfer zu erlangen, und wer dieße nicht bringen will, hat auch die Nachtheile oder Verluste zu ertragen, welche ihm in Mitte der Staatsgesellschaft, die ihm hülfreich die Hand bietet, aus seinem eigensinnigen oder egoistischen Alleinstehen erwachsen. Nach den letzthin ausgegebenen Anforderungszetteln der Verwaltung der Vieh-Assecuranz-Anstalt für die Provinz Starkenburg sind von den Betheiligten, wegen der geleisteten Entschädigungen, für die Dauer von 6 Monaten, nicht mehr als 1½ pCt. vom versicherten Kapital zu entrichten, ein gewiß mäßiger Beitrag, der den Landmann, der weiter als vor seine Nasenspitze sieht, nie gereuen sollte. Kommen die Tage des öconomischen Mißgeschicks, fällt hier ein schönes Pferd, dort ein hoffnungsvoller Ochse, der dem Schlachtmesser des Metzgers freudig entgegen zu reifen schien — ja dann ist Holland in Noth, dann schreit der Eigenthümer Ach und Weh! wenn er kein Mitglied der Vieh-Assecuranz ist. Darum rufen wir Allen, die es angeht, warnend zu: „Sorget in der Zeit, so habt ihr in der Noth." Denn die Tage der Prüfung und Trübsale werden nicht ausbleiben. — Es war ein glückliches Zusammentreffen mit dem Gange der Zeitereignisse, daß gestern Schiller's „Wilhelm Tell" auf unserer Bühne zur Aufführung kam. Das Stück fand aber auch eine außerordentlich günstige Aufnahme und der Genius der Zeit, der schützend über der schweizerischen Tagsatzung schwebt und dem unsanft entschlafenen Sonderbund unwillig den Rücken kehrt, machte auch hier seinen allmächtigen Einfluß in der erfreulichsten Weise geltend. Es würde zu weit führen, hier in das Detail der Darstellung einzugehen, nur so viel sey bemerkt, daß He. Becker den Tell seiner würdig spielte, und daß auch die Herren Steck (Geßler), Zahrt (Weener), Pescher (Stauffacher), Kronfeld (Reding), Bünte (Walther), Wisthaler (Melchthal), Peters (Baumgarten) ꝛc. an den dramatischen Erfolgen des Abends, wie auch Mad. M. Steck, als Bertha, ihren verhältnißmäßigen Antheil hatten. An Beifallsbezeigungen fehlte es nicht, und Hr. Becker wurde am Schlusse gerufen, blieb aber gleichwohl in Verborgenheit. Unseren Schauspielern ist zwar die Macht verliehen, Geister zu citiren, den Samiel, den Geist von Hamlet's Vater ꝛc. aus der Unterwelt herauf auf die Bretter zu beschwören; allein sie selber dürfen, wenn sie auch in der Geister- und Zauberwelt noch so viel Freiheit zu schalten und zu walten haben, einer im Drange der Begeisterung an sie ergangenen Citation von Seiten des Publikums keine Folge leisten, ohne sich einer Disciplinarstrafe auszusetzen. Es ist ihnen jedoch gestattet, in einem solchen Falle den Tribut des Beifalles und der Bewunderung des Hauses in lauschender Stellung hinter dem undurchdringlichen Vorhange bescheiden-einsammeln zu dürfen. — Einige Tage vorher ward das Birch-Pfeiffer'sche Schauspiel: „Mutter und Sohn" gegeben, in welchem Fräul. Eppert (Franziska), wie immer, das unbefangenste heiterste Spiel entwickelte, welches gerade in dieser Rolle sie besonders gut kleidet. Dieses Stück leidet übrigens an bedeutenden dramatischen Mängeln, die den Fleiß der Mitspielenden theilweise zu einem ziemlich undankbaren Geschäfte machen. — Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Paris zurückgekehrt, wo er sich in einer Reihe von Soirée's hören ließ, hat Hr. Eduard Brennig vorgestern Abend sein von ausgezeichneten Musikern und Kunstkennern bereits mit vielem Beifalle gewürdigtes „Piano-cantante" in dem Hause der vereinigten Gesellschaft erklingen lassen. Mehr bekannt ist sein Instrument unter dem Namen Harmonica-Piano, und hat der Künstler, ein Schüler von Hrn. Aloys Schmitt zu Frankfurt a. M., überall, wo er sich bisher hören ließ, viel Glück damit gemacht. Dasselbe ist nach seinen technischen Angaben zu Wien gebaut worden. Uebrigens glauben wir Hrn Brennig eine gute Aufnahme im voraus versprechen zu dürfen, wenn er sich entschließen sollte, mit seinem Instrument eine Kunstreise nach den Nachbarstädten am Rhein und Main anzutreten.

Ausstellung eines Gemäldes des Hrn. Müller aus Stuttgart.

Frankfurt a. M.

Da in diesen Tagen ein großes Gemälde von Hrn. Müller aus Stuttgart, welches Hr. v. Launitz die Gefälligkeit gehabt, in seinem Atelier auszustellen, die Kunstfreunde von allen Seiten herbeizieht und das Tagesgespräch bildet, so wird es nicht ohne Interesse seyn, den Gegenstand, welchen dieses Bild behandelt, durch einige Bemerkungen zu erläutern, welche die Sitten und das Costume des römischen Volkes betreffen, dem die Figuren dieses Bildes angehören. Das Bild des Hrn. C. Müller (Sohn des berühmten Kupferstechers, dem die Kunstwelt nebst anderen Meisterwerken den schönen Stich der Sixtinischen Madonna nach Raphael verdankt) stellt nämlich eine der anziehenden Scenen aus dem römischen Volksleben während der schönen Octoberfeste dar, welche in früheren Jahren auf dem monte testaccio, bei der Pyramide des Cajus Cestius, in den letzten Zeiten aber in der vor der Porta del popolo gelegenen Villa Borghese alljährlich gefeiert werden. Diese Octoberfeste, welche zwar die ganze Bevölkerung Roms durch Spazierfahrten und morende (Collationen) im Freien feiert, zeichnen sich vorzugsweise durch die interessanten Nationaltänze aus, welche die untere Klasse des Volkes unter freiem Himmel aufführt. Eine solche Scene führt uns nun das Bild des Hrn. C. Müller mit größter Wahrheit der Charaktere und überraschender Lebendigkeit vor. Die ganze Gesellschaft, welche sich hier am Tanze ergötzt, gehört der Klasse der sogenannten minonti an (so werden die jungen Leute der unteren Bürgerklassen genannt, die aus den niederen Handwerkern, Fruchthändlern, Weingärtnern u. dgl. bestehen und in denen sich der so gerühmte römische Typus der Gesichtsbildungen am stärksten ausgeprägt findet). Der Tanz, welcher hier aufgeführt wird, ist der römische Nationaltanz il Saltarello, der von der Musik des calascione (einer Art großer Guitarre), der mandolina und des tamburrino begleitet wird und den nur ein einziges Paar, zu gleicher Zeit, tanzt. Dieses Paar wird aber fortwährend erneuert durch das Eintreten eines frischen Tänzers oder Tänzerin, sobald einer derselben müde zu werden anfängt. Die Touren dieses Tanzes, wenn man sie so nennen will, haben zwar einen allgemeinen Charakter, aber jeder Tänzer erfindet neue Bewegungen und Motive, wodurch bei den Zuschauern desselben das größte Interesse rege gehalten wird. Die Kleidung der Frauen bei der Klasse der hier Dargestellten ist, im Vergleiche zu der der Männer, reich und elegant. Vorzüglichen Werth legen die Frauen auf die Menge der Fingerringe, die Größe der Ohrringe, orecchiacagli, die Schwere und Dicke der goldenen Halsketten, auf die Größe und Eleganz des spicciatore (eines diademartigen Kammes), der das ganze Hinterhaupt umfaßt und mit farbigen Steinen besetzt ist, gewöhnlich auch nur mit farbigem Glase; ferner auf die brillanten Farben des seidenen Mieders, über dem eine reich gestickte Schürze fällt, mittelst der die schönsten Bewegungen bei dem Tanze hervorgebracht werden, endlich auf die lebhaften Farben der reich besetzten Pollachina (übermäßig kurzem Spenzer), auf deren unterem Ende in früheren Zeiten die Höhe der Taille anfing, was freilich höchst unschön aussah. In der neuesten Zeit ist eine Kopfbedeckung bei dem Festanzuge der minente Mode geworden, die unseren Turnerhüten ähnlich sieht und den Spitznamen come vi pare? erhalten hat, und die mit Federn geschmückt eine höchst pikante Wirkung macht. Die Männer setzen besondern Werth in die Größe der silbernen Schnallen, spottweise sfasciacantone, Eckenzerstörer, genannt, die oft das Gehen erschweren, und früher in die vielfarbigen seidenen Schärpen, die in letzterer Zeit aber abzukommen anfangen. Charakteristisch ist noch die Vorliebe der Frauen für die hohen Sitze bei diesen Lustfahrten, indem sie leidenschaftlich gerne die Kutschensitze einnehmen und gerne auf dem oberen Rande des zurückgeschlagenen Decks des Wagens sitzen, von wo herab sie ihre Tamburine mit besonderer Virtuosität ertönen lassen. Das hier Gesagte möge genügen, um dem Beschauer das Fremdartige des Costümes zu erklären, das ihm auf dem schönen Bilde des Hrn. Müller entgegentritt. Die künstlerischen Verdienste desselben zu würdigen, hat aber ein anderes Blatt übernommen, auf welches wir unsere Leser verweisen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. Dec. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 27. Dec. Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in einem Act, nach Scribe von W. Friedrich. Hierauf (zum ersten Male): Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel in 3 Abth., von L. Feldmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 357. Dienstag, den 28. December 1847.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von G. Overmann.

(Fortsetzung.)

VI.

Fräulein von Kirbon befand sich nunmehr allein mit dem Gefangenen .... Sie trat ihm einen Schritt näher, lief zum Tische, ergriff die einzige Fackel, die das Gemach erleuchtete, in welchem sie Gefangene war, und ihr Blick erforschte Ives' ganze Gestalt. Sie erkannte die blaue Kleidung ihres Verwandten, seine Stiefel; dann sprach sie, mit der Fackel dem Gefangenen nochmals in's Gesicht leuchtend: „Sie sind nicht der Herr v. Périac, sind nicht mein Verwandter ... man hat sich geirrt, und wahrscheinlich die verkehrte Thür mir geöffnet. Um Gotteswillen, mein Herr! sinnen Sie auf ein Mittel, wie ich diesen Ort verlasse."

„Sie meinen doch," sprach Ives in melancholischem Tone, „den Grafen von Périac, der mit Herrn von Puisaye korrespondirte, der in seinem Schlosse eine Waffen- und Pulver-Niederlage besaß und morgen früh um sechs Uhr auf dem Exerzierplatze erschossen werden soll?"

„Ja," entgegnete Aglaure mit gesenktem Blicke.

„Nun gut," fuhr Ives fort, „ich bin der Graf von Périac."

„Sie?"

„Der Andere," setzte der Bretagner hinzu, „ist jetzt Ives Jurny von Hennebon, Sohn einer alten schwächlichen Wittwe, der Matrose am Bord eines Schiffes der Republik seyn sollte, und zu den Engländern übergeht ...."

Als das junge Mädchen diese Sprache nicht zu begreifen schien, ergriff Ives ihre Hand, führte sie in den Hintergrund des Gemaches und half ihr, eine steinerne Bank zu besteigen, auf welcher man eine Schießscharte erreichte. Dann stieg auch er hinauf. Hier entdeckte das Auge den Ocean, der in die Ferne sich verlor und mit dem Horizont zusammenfloß. Dichte Finsterniß herrschte, so daß Aglaure anfangs nichts zu unterscheiden vermochte; die Windstöße schlugen ihr in's Gesicht, das Getöse der brausenden Wogen erreichte ihr Ohr.

„Nur einen Augenblick," sprach Ives, „nur einen Augenblick; schauen Sie rechts."

Ein plötzlicher Blitz erleuchtete das Meer und den Himmel.

„Haben Sie nichts gesehen?"

„Nein."

„Zur Rechten eine Barke mit Menschen, die aus allen Kräften rudern."

Die Blitze wiederholten sich und Aglaure rief:

„Ja, jetzt erblicke ich sie, eine Barke, die, trotz des Sturmes, von der Küste sich entfernt."

„Schon hat sie die Klippen hinter sich, welche das Fort umgeben; sie ist außer dem Bereiche der Kanonen; sie ist der Wachsamkeit des Kommandanten entschlüpft und bereits in offener See. In einer oder zwei Stunden wird sie bei einem der englischen Schiffe anlegen, die unaufhörlich unsere Küsten umschwärmen, und Ihr Verwandter, der Herr Graf René von Périac, ist dann gerettet. Ich aber .... werde morgen an seiner Statt sterben."

„Edler junger Mann!" sprach Fräulein von Kirbon, die Schießscharte verlassend und Ives' Hand in ihren Händen haltend, „Sie haben sich für den Grafen aufgeopfert, Ihr Leben für das seinige hingegeben ...."

„Das nicht," war Ives' Antwort, „gegeben habe ich ihm mein Leben nicht .... ich verkaufte es ihm ...."

„Verkauft?"

„Ja," fuhr Ives fort, „ich habe mich mit seinem Namen, seinen Kleidern, seinen Papieren belastet und ihm meinen Namen „Ives Jurny" verhandelt, ferner meine leinenen Kleidungsstücke, unter denen das Herz eines ehrlichen Mannes schlug, endlich meinen Marschzettel, der ihn zum Matrosen in Diensten der Republik einsetzt. Alles Dies geschah einestheils, um ihn zu retten, weil ein wegen eines politischen Verbrechens verfolgter Mann stets Mitleid, selbst im Herzen seiner Feinde findet; andertheils, um meiner Mutter Brod zu schaffen ...."

„Dem Tode setzten Sie sich aus, um Ihrer Mutter Brod zu geben?" sprach Fräulein von Kirbon gerührt.

„Ja, einem möglichen, doch nicht gewissen Tode. Ich konnte entfliehen, und es war bei unserm Handel nicht gesagt, daß der Graf von Périac, mit meinen Kleidern und der Schrift versehen, die ihm meinen Namen verlieh, Diejenigen aufsuchen sollte, die ihn verfolgten, und daß er ihnen, auf mich zeigend, sagen sollte: ihr sucht einen ci-devant, einen Vertrauten Englands, einen Feind des Vaterlandes, einen Chouan? Dort ist er!"

„O, gewiß nicht!" rief Aglaure.

„Ihr Verwandter hat Das aber gethan," sagte Ives.

„Das ist unmöglich!" sprach sie.

„Es ist nur zu wahr! ich habe ihn gesehen, gehört ... den Niederträchtigen! ... Verzeihen Sie .... Sie kamen, ihn zu besuchen, Sie kamen, um mit ihm zu sterben. Sie werden sterben mit dem armen Bauer, den er vertieth. Er hat einen Handel mit dem Führer einer Fischerbarke geschlossen; er ist jetzt sicher und lebt mit den Engländern .... es sey denn ...." sprach Ives, die Augen wieder der Schießscharte zuwendend, zwischen welchen hindurch man die Blitze leuchten sah und das Brüllen des Sturmes vernahm.

Fräulein von Kirbon hatte einen hölzernen Fußschemel vor einem Torffeuer eingenommen, dessen röthlicher Schein den ganzen Kamin erhellte. Sie versank in tiefes Nachsinnen. Graf René hatte sie verlassen; er war geflohen, ohne sie ein Mal einer Benachrichtigung von der Gefahr zu würdigen; er hatte das

Digitized by Google

Schloß nicht vertheidigen wollen, und, nicht zufrieden mit diesen beiden Niederträchtigkeiten, noch eine dritte begangen, indem er den Mann verrieth, den er vermittelst des Goldes verführte.

„Sie sollen nicht sterben!“ sprach sie zu Ives. „Ich suche den Kommandanten des Forts nochmals auf, den Nämlichen, der Sie verurtheilte; er soll von mir die ganze Wahrheit vernehmen.“

„Und ich,“ erwiederte Ives mit ganz bretonischer Entschlossenheit, „ich werde Ihnen widersprechen. Seitdem der Tod mit solcher Schnelligkeit sich mir naht, habe ich nachgedacht. Obgleich ich blos zu einem heiligen Zwecke gehandelt, obgleich Gott, der mich sieht, die Beweggründe meines Benehmens kennt, so scheint mir es dennoch, daß ich einen schändlichen Handel geschlossen . . . Ich, ein Republikaner, soll von der Hand der Meinigen, unter dem Namen eines Chouans sterben . . . und das für Gold? . . . Reden, sagen Sie? reden vor dem Augenblicke, welchen ich mit dem ci-devant Périac verabredete? Aber dann würde ich ja das Gold, das mir auf dem Herzen brennt, stehlen und hätte eine doppelte Schandthat begangen . . . . Und übrigens wäre Reden doch unnütz, da ich ja Alles eingestanden habe; wie sollte ich jetzt meine Aussagen widerrufen? Man hat bei mir die Papiere Ihres Verwandten gefunden; ich habe anerkannt, daß es die meinigen seyen . . . . Wir sind von gleichem Alter, von demselben Wuchse. — Das ist er freilich, sagten die Zuhörer, während man über mich richtete. Wollte ich jetzt meine Geständnisse zurücknehmen, so würde man mir nicht glauben. Sie selbst, mein Fräulein, Sie selbst, indem Sie um Erlaubniß baten, mich zu besuchen, indem Sie die ganze Nacht bei mir verweilen, verstärken noch das Gewicht meiner Aussagen, Sie bestätigen die von Ihrem Verwandten angewandte List. Also muß ich sterben . . . . O Mutter! meine gute Mutter!“

Mit Aufmerksamkeit betrachtete Fräulein von Kirdon diesen jungen Mann, dem die Annäherung des verhängnißvollen Augenblicks Beredsamkeit verlieh; vor Allem aber durchdrangen seine letzten Worte ihr Herz. Ja, indem sie in diesen Kerker sich einschließen ließ, indem sie die Nacht bei dem Verurtheilten zubrachte, erschwerte sie allerdings seine Lage. Wer würde denn wohl glauben, sie habe sich auf solche Weise für einen Fremden, für einen andern Mann, als den Grafen von Périac, ihren künftigen Gatten, bloßgestellt? — Und gelang es ihr auch, ihn zu überreden, so beunruhigte sie ihre Schamhaftigkeit und empörte ihr angebornes Gefühl der Ehrbarkeit; und alsdann konnte man ihrem Schritte nur zwei Beweggründe unterlegen: entweder ihre Liebe zu Ives Jurny oder ihre entehrende Komplizität mit dem Grafen von Périac, eine mörderische Komplizität mit einem verrätherischen Angeber! Und Ives, auf den sie ihre vor Rührung glänzenden und von Thränen befeuchteten Augen richtete, Ives war schön, seine regelmäßige und ausgezeichnete Figur wurde durch den Anzug des Grafen noch hervorgehoben. Seine breite Stirn, seine muthvollen Blicke trugen den Ausdruck jener Charakterfestigkeit, die mit Herzhaftigkeit und Großmuth gepaart geht, und das Opfer, das er mit seinem Leben, nicht für Gold, sondern um seiner Mutter Brod zu sichern, gebracht, widersprach keineswegs den seiner ganzen Person eingeprägten Zeichen der Biederkeit.

Ungeachtet der adeligen Vorurtheile und trotz des großen Abstandes ihrer politischen Neigungen von den republikanischen Gesinnungen des jungen Bretonen, erkannte Fräulein von Kirdon dennoch, daß diesem alle Eigenschaften beiwohnten, welche ihrem adeligen Verwandten, dem Grafen von Périac, fehlten.

„Die Natur hat sich geirrt,“ sprach sie zu sich selbst, „als sie diesen Jüngling so reichlich ausstattete, während sie Denjenigen, dem sie hohe Geburt und Glücksgüter verlieh, zum Feigling schuf.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hauptmann Weller. *)

Fortebach! mein sag' er mir,
Wie heeß dann dort der Offezier,
Der sich allweil 'rum gedreht
Un mit d'm Buckl do herzusteht?

„Weller, Herr Regierungsrath.“
Weller? **) — Der im blooe Rock
Mit dem lange dünne Stock,
Mit dem goldbordirte Hut,
Den er allweil abduhe duth.

„Weller, Herr Regierungrath.“
Er is awwer gar zu dumm,
Sieht er, allweil guckt er um,
Dort der lange scheene Große,
Muß ich'm denn die Nas druff stoße?

„Ei Weller, Herr Regierungsrath!“
Dummer Esel! alefort Weller —
Weller — Weller!
Der dort — Weller!

Ein griechischer Bravo.

Die Zeitungen enthalten gegenwärtig die Lebensgeschichte eines griechischen Bravo. Vor wenigen Tagen nämlich wurde in Athen der Leichnam des Straßenräubers Bimbissis eingeliefert. Dieser kühne Bursche hatte schon vor einem Jahrzehnt sein Handwerk begonnen und war im Jahr 1820 aufgegriffen, wegen mehrerer Raubmorde zum Tode verurtheilt. Auf dem Schaffot bestand er einen glücklichen Kampf mit dem Scharfrichter, der ihn auf das Brett der Guillotine binden sollte, aber wie der Soldat, der den Marius zu tödten geschickt war, den Muth verlor. Die Regierung verwandelte des tapfern Räubers Strafe in lebenslängliche Ketten auf dem Palamid, der Felsberg von Nauplia. Bimbissis hatte indessen vor diesen Vorfällen einige Schafheerden besessen. Nach dem 4. August 1844 entsprang Bimbissis — wie durch ein Wunder dem Kerker; man verglich seine Flucht der Casanova's aus den Bleikammern. Seit jener Zeit trieb er sein Handwerk von neuem: aber blutlos und abenteuerlich, wie ein anderer Rinaldini und Abällino. Er war es, der das Landgut des französischen Gesandten heimsuchte, die Herzogin von Plaisance angehalten, die österreichische Post auf dem Isthmus von Corinth weggenommen, neulich noch den ehemaligen Hofmarschall Sutzos gebrandschatzt und den jetzt entlassenen Kriegsdirektor bei einer Landpartie um Gastfreundschaft und ein Andenken von jedem der Herren und Damen der Gesellschaft mit Erfolg gebeten. Er besaß in Athen eine Geliebte in einem Hause der Plaka, ganz nahe an der Wohnung des verstorbenen Premier, mit der er in den letzten drei Jahren zwei Knäblein gezeugt. Er entfernte sich selten weit von Athen, die Gränzen von Attika überschritt er nie. Den meisten Reisenden, Jägern, Fußgängern, Gutsbesitzern in der Umgegend war er bekannt. Obgleich ein Preis von 3000 Drachmen auf seinen Kopf gesetzt war, wollte doch Niemand dieses Geld verdienen. Endlich, als der König sich über dieses Treiben

*) Wir entlehnen dieses Gedichtchen den in München erscheinenden „Leuchtkugeln; Randzeichnungen zur Geschichte der Gegenwart“, welche Blätter wir zugleich hiermit allen Freunden humoristischer Lectüre auf's beste empfehlen wollen.

**) „Weller“ in pfälzischer Mundart so viel als: welcher.

Digitized by Google

beschwerte, ersah sich ein Minister den mit so vielen andern im Jahre 1845 amnestirten Räuberhauptmann Bulgaris, der auf die feierlichste Zusage der Sicherheit und unter der ausdrücklichen Bedingung völliger Verschwiegenheit das schwierige Geschäft übernahm, den Gefürchteten todt oder lebendig einzuliefern. Bulgaris ergriff mit zwei Gefährten scheinbar von neuem sein altes Handwerk und suchte Bimbissis Freundschaft. Dieser aber, der, wir wissen nicht warum, die Zahl seiner Gefährten in der Regel nicht über fünf bis sechs zu vermehren pflegte, wies Bulgaris ab, Argwohn nicht verhehlend. Bulgaris daher, seinem Opfer eine Bürgschaft zu geben, verübte mehrere Räubereien. Endlich nach 24tägigen Bemühungen gelang es Bulgaris, des neuen Rinaldo Vertrauen zu gewinnen, und als sie bei Marathon zu Neun beim Mahle saßen, Bimbissis aber zwei der Seinigen nach Wasser sandte, zog Bulgaris eine mit drei Kugeln geladene Pistole, schoß den Tischgenossen durch die Brust, und seine beiden Gefährten verwundeten in demselben Moment zwei Räuber jenes, die übrigen entflohen. Bimbissis mochte 35 Jahre alt seyn. Am Leichnam bemerkte man eine starke Muskulatur, er war schlank, sehnig, mager in Folge seines freien Lebens auf den Bergen. Er hatte albanesische Züge, nichts Grausames lag darin. Er war frisch am Vorderkinn rasirt, trug einen Backen-, Schnauz- und Knebelbart. (Stuttg. B.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ulm, 20. Dec. — Oberrh. Z.) Unsere „Schnellpost" bringt Originalbriefe von der Gouvernante (diese ist eine geborene Ulmerin aus guter Familie) der Gräfin Mortier, deren Prozeß mit ihrem Gemahl in diesem Augenblick ein so trauriges Aufsehen macht. In diesen Briefen werden denn freilich der Charakter und die Sitten der Gräfin ganz anders geschildert, als wir diese bisher aus den Gerichtsverhandlungen und den Anklagen des Anwaltes des Grafen kennen gelernt. Wenn nicht ein zu großes weibliches Mitgefühl die Feder der Gouvernante geführt, so wäre die Gräfin eine tugendhafte und in jeder Beziehung edle Frau.

(Krakau, 4. Dec. — Schles. Z.) Die Warschauer Eisenbahn soll in ihrer ganzen bis Krakau sich erstreckenden Ausdehnung zum 1. Jan. 1848 eröffnet und später bis Petersburg ausgedehnt werden; daß man neuerdings beabsichtigt, eine galizische Eisenbahn mit aller Macht in Angriff zu nehmen, wird behauptet.

Die in den constitutionellen Jahrbüchern von Dr. Weil zum Gedächtniß Carl Steinackers abgedruckten Auszüge aus seinem Tagebuche enthalten viele Bemerkungen, die auch das politische Leben an andern Orten treffend bezeichnen. So äußert er sich z. B. über die Ständewahlen mit den Worten: „Wem eigentlich die Hauptfehler der letzten schlechten Wahlen zuzuschreiben sind, darüber hört man sehr abweichende Meinungen, die zuletzt darauf hinauslaufen, daß die Wähler sich hätten leiten oder verleiten lassen durch Einflüsse, welche ausgegangen wären einerseits von wohldiene ischer Betriebsamkeit, andererseits von dem unseligen, wenn am unrechten Orte eintretenden Hange zur Ausgleichung. Es ist recht gut, wenn man die wahren Extreme vermeidet, aber es ist auch offenbarer Wahnsinn, wenn man Alles für ein solches Extrem hält, was unter bestimmten gegebenen Umständen etwas weiter vom Despotismus entfernt liegt, als die schlechte und gerechte Mitte. Darum", so tröstet er sich am Schlusse seiner Aufzeichnungen, „glaube ich noch immer, daß es hauptsächlich nur Bildung ist, welche uns fehlt, nicht Muth, und daß in dieser Hinsicht auch die schlechteste Stände-Versammlung noch gut werden kann. Ausdauer freilich gehört dazu und ein klares volles Einverständniß mit sich selbst über die Lage der Dinge, aber es sind meiner Meinung nach noch immer Menschen genug, welche jene besitzen und dieses sich zu verschaffen suchen."

Unter der Rubrik „Hohe Preise" enthält die k. privilegirte Berlinische Zeitung die nachstehende ihr zugegangene Einsendung, welche einen dort bestehenden Mißbrauch rügt: „Die Ansetzung der höchsten Preise bei einem neuen Ballet von einem Akt, mit einer Debütantin, die nur 50 Thlr. Honorar empfängt, zeigt dem Publikum deutlich, welches Schicksal seiner harrt, daß nämlich bei jeder Vorstellung von einigem Reiz es zur Erlegung dieser unerschwinglichen Preise gezwungen werden wird! Das Publikum sagt aller Zeiten und aller Orten „panem et circenses" und so betrachten wir eine Schauspielsvertheuerung als eine, wenngleich kleinere Calamität, wie eine Getreidetheuerung. Zur Abwehrung eines Ungemachs, welches Alle betrifft, müssen auch von Allen ausgehende Maßregeln getroffen werden, und wir behalten uns vor, mit Bemerkung der Zeit und Oertlichkeit, nächstens eine General-Versammlung aller Theaterfreunde vorzuschlagen. Für zweckdienliche alsdann zu berathende Maßregeln halten wir unter andern: 1) Beschwerde höheren Orts, mit Darlegung der evidenten Verluste, welche die Theaterkasse bis jetzt durch die höchsten Preise gehabt. 2) Verpflichtung auf's Ehrenwort, das Theater, so oft dieselben angesetzt werden, nicht zu besuchen. 3) Unterthänigste Bitte allerhöchsten Orts um Ertheilung neuer Theater-Concessionen in Berlin.

(Schwyz. — B. B.-Z.) Daß die Jesuiten nicht bloß den Menschen, sondern sogar Gott zu gebieten sich anmaßen, geht aus folgendem Mäsierchen hervor: Ein Jesuit, der als Feldprediger bei einem an der Schindellegi gelegenen Sonderbunds-Bataillon angestellt war, hielt am gleichen Tage, an dem dort geschlagen wurde, nach Beendigung der hl. Messe seinen Soldaten eine ermuthigende Anrede, in welcher er sich folgender Ausdrücke bediente. „Ist Freiburg gefallen, hat Zug uns verlassen, sind andere Stände uns untreu geworden: wir stehen noch fest und kämpfen fort; denn Gott wird uns helfen; er muß uns helfen; oder wenn er nicht hilft, dann ist er" — Was er weiter sagen wollte, gibt er zu errathen.

Aus der kunstvollen schiefen Ebene bei Neuenmarkt bei Nürnberg wurden die ersten Versuchsfahrten gemacht und fielen glänzend aus. In sechs verschiedenen Fahrten erstiegen die Locomotiven einzeln und vereint mit angehängten Lasten von 1400 bis 2200 Centnern in 18 Minuten die Bahnstrecke von 280 Fuß senkrechter Höhe, welche sich bei einer Länge von 13,700 Fuß in zwei Steigungen von 1 zu 70 und 1 zu 40 erhebt. (Dorfz.)

In München wird das Pfund des schönsten Pferdefleisches zu 3 bis 4 Kreuzer, geräuchert 6 Kreuzer verkauft und findet reißenden Abgang. In Berlin kostet das Pfund 1 bis 2 Silbergroschen. (Dorfz.)

Es heißt, die norddeutschen Länder und Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Mecklenburg und Oldenburg wollten ihre Groten- und Schillingsrechnung aufheben und den preußischen Thalerfuß annehmen, was sehr erfreulich und verständig wäre. (Dorfz.)

In vielen deutschen Ländern zugleich wird theils von den Regierungen, theils von den Ständen auf eine Vereinfachung der Militäreinrichtungen und auf die Vorzüge und Vortheile einer Wehrhaftmachung des Volkes hingewiesen. Von einem deutschen Offizier ist eine gute Schrift: „Stehendes Heer und Volkswehr" erschienen. (Dorfz.)

Digitized by Google

(Saure Weintrauben.) Das französische ministerielle „Journal des Debats" versichert zum ersten Mal offen und unumwunden, daß es in Frankreich gegenwärtig keine Partei mehr gebe, so exaltirt sie seyn möge, die jetzt noch an den Besitz der Rheingränze denke. (Dorfz.)

(Stuttgart, 22. Dec. — Beob.) Auf dem hiesigen Hauptpostamte war dieser Tage unter den unbestellbaren Briefen ein Schreiben mit ganz wunderlicher Adresse ausgestellt. Dieselbe lautete: „An das liebe Christkindlein im Himmel."

Korrespondenz.

Aus der Pfalz, 18. Dec.

So eben bringt die pfälzische Gartenzeitung, welche uns überhaupt stets die interessantesten und wichtigsten Mittheilungen über Gartenbau und Feldwirthschaft liefert, folgende, den Weinproducenten wichtige, den Champagnerweinfabrikanten aber wahrscheinlich nicht willkommene Anzeige: „Kürzlich erhielten wir aus Paris in einem Schreiben folgende Bemerkung: „Wir besitzen eine neue weiße Traubenart, die ohne Weiteres monssirenden Champagnerwein liefert. Wir haben davon gekostet und gefunden, daß der Wein dem erkünstelten nichts nachläßt." — Die Wahrheit dieses Resultats können wir verbürgen, denn dies Schreiben kam von keinem gewinnsüchtigen Gärtner, sondern von einer in hohem Range stehenden Person. Sogleich haben wir uns einige Rebenwürzlinge dieser Sorte kommen lassen, von denen wir das Stück um 3 Frcs (1 fl. 24 kr.) abgeben können. Neustadt a. d. H., den 7. Dec. 1847. Die Redaction." — Ferner bespricht auch dieses Blatt eine neue, bei der letzten Gemüseausstellung in Paris allgemein bewunderte Riesenschwertbohne (Phaseolus ensiformis Gigas), die sich nicht allein durch überaus große Fruchtbarkeit, sondern auch durch die Länge der Schoten, welche oft 3½ Fuß lang werden, vor allen andern Arten auszeichnet.

Mainz, 26. Dec.

Das achtjährige Wirken des Hrn. Schmitz, Directors der zwei Vereine, des Musik- und des Instrumental-Vereins, die unter seiner Leitung im vergangenen Monate das Oratorium „Judas Maccabäus" so meisterhaft aufgeführt haben, findet die vollkommenste Anerkennung und um ihm einen Beweis davon zu geben, haben mehrere Musikfreunde in Verbindung mit den zwei Vereinen beschlossen, am künftigen 7. Januar zum Vortheile des Hrn. Schmitz ein Konzert zu geben, auf dessen Arrangement eine ganz besondere Sorgfalt verwendet werden wird. So viel wir vernommen haben, so sind die Beförderer dieser musikalischen Abendunterhaltung übereingekommen, als Introduction die Ouverture aus „Joseph" von Mehul zu geben; hierauf wird Fräul. Kürdell von Frankfurt eine Phantasie von Thalberg auf dem Piano vortragen; dann wird die so vorzügliche zweite Symphonie von Beethoven, erster Satz, folgen und zum Schlusse „Christus am Oelberge" von Beethoven von den zwei Vereinen aufgeführt werden. Die Wahl der Pieçen läßt nichts zu wünschen übrig, der guten Ausführung halten wir uns versichert.

.....k.

Wiesbaden, im Dec.

Der neue Roman von Heinrich König: „die Clubisten in Mainz" macht auch hier wohlverdientes außerordentliches Aufsehen, namentlich bei Denen, welche viele der handelnden Personen selbst gekannt und welche jene Zeit mit durchgelebt haben. Es ist ein meisterhaft wahres und lebensvolles Spiegelbild einer ewig denkwürdigen Zeit und wenn wir in dieser Hinsicht demselben etwas zu vergleichen wüßten, so sind es „Schiller's Heimathjahre von Hermann Kurz." Man kann dieses wundervolle Werk nicht lesen, ohne den Verfasser zu lieben, der in seinen religiösen und politischen Ansichten auf den höchsten Höhen unseres Jahrhunderts steht. Die großartigste Gestalt in diesem riesenhaften Drama ist der edle Georg Forster und nie ist ein hohes göttlichreiner Mensch würdiger verherrlicht worden, als dieser unsterbliche Märtyrer. Das ist ein Dienst für die Menschheit; dies macht das Buch zu einer folgenreichen, Deutschland erschütternden und erhebenden That. So vortrefflich König die Corruption und die Hofintriguen zu schildern versteht, als hätte er selbst sein Leben lang den Kammerherrnschlüssel getragen, so sehr ist er Meister in idyllischen Scenen. Hier scheint er am glücklichsten zu seyn; hier ist himmlischer Friede und nur ein edler Mensch und wahrhafter Dichter konnte so wie er die Feste auf der Peterstau, die schönen Tage, welche Forster mit Baron Wallbrunn zu Oestrich auf dessen Landgut verlebte und sie in den Thälern des Jura spielende Episode in dieses Lebensbild sturmvoller, weltbewegender Ereignisse hineintragen. Es kann die Kritik nicht kalt an einem solchen Wunderbau vorübergehen; er ist eine Zierde unseres Schriftenthums in Hinsicht seines künstlerischen und eben so sehr in Hinsicht seines historischen Werthes. Der Verfasser hat nicht allein den Dank der Stadt Mainz, sondern den Dank des ganzen Vaterlandes verdient, obgleich er nur 2,800 Gulden von dem Verleger, Hrn. Brockhaus in Leipzig, erhalten hat. Walter Scott erhielt für jeden Roman 12,000 Pf. Sterl. Die Handlung fällt zwei Jahre aus und endigt mit dem Einzug des Kurfürsten Erthal in Mainz. Hundert pikante Anecdoten wußte König an passenden Stellen einzuflechten.

Langen, 21. Dec.

Der zwischen hier und dem eine halbe Stunde entfernten Bahnhofe fahrende Omnibus, der sonst immer sehr pünktlich ist, traf gestern Abend um halb 7 Uhr mit dem von Frankfurt kommenden Bahnzuge gleichzeitig in unserem Bahnhofe ein und hatte 8 — 10 Reisende, welche mitfahren wollten. Dieselben versahen sich schleunigst mit Billets an der Kasse und eilten nach ihren respectiven Wagenklassen; aber in demselben Augenblicke ertönte der verhängnißvolle Ruf: „Achtung!" Der Zug rollte in die Ferne und die Reisenden hatten für ihre Eile und Angst nunmehr doch nur das leere Nachsehen und mußten nach Langen wieder zurückkehren. Augenzeugen versichern, daß eine Minute mehr vollkommen hingereicht habe, den Anschluß jener Reisenden an den Zug zu bewerkstelligen. Kann und darf dem Bedürfniß des reisenden Publikums nicht einmal diese geringe Rücksicht geschenkt werden, so wissen wir nicht, zu welchem Behufe der Stationshof von Langen in Mitte eines unübersehbaren Feldes, wo nur Dohlen und Raben krächzen, erbaut worden ist.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Ein satyrisches Aufsatz Gollmick's („Neue Zeitschr. f. Musik") betitelt: „Es sind schöne Sachen d'rin!" endigt mit folgenden, zu beherzigenden Sätzen: ..... und es ist kein Verdienst für ein Werk, wenn man sagt: „es sind schöne Sachen d'rin." Auf unserem buckligten Planeten gibt es nun einmal nichts Vollkommenes. Unsere Meisterwerke sind deshalb auch nicht vollkommen. Fertigt man also Compositionen, die nicht als Meisterwerke anerkannt werden, mit den Worten ab: „Es sind schöne Sachen d'rin", mit gleichem Rechte kann man von solchen, die als Meisterwerke gerühmt werden, sagen: „Es sind schlechte Sachen d'rin." — „Es sind schöne Sachen d'rin" ist also ein Tadel, weil man alsdann das Ganze für schlecht und: „Es sind schlechte Sachen d'rin" ein Compliment, weil man alsdann das Ganze für gut hält. Deshalb — hätte ich jemals eine Opee vom Stapel laufen lassen, so würde mich der Ausspruch: „Es sind schlechte Sachen d'rin" unendlich glücklich machen..... Säße es einen musikalischen Gerichtshof, ich würde als Kläger gegen diese abgeschmackte Phrase: „Es sind schöne Sachen d'rin" auftreten und darauf antragen, daß sie ganz und gar aus dem Wörterbuch unseres Kritikerthums verbannt würde.

Der von J. Eckmann in Straßburg herausgegebene Roman: „les disciples d'Escobar" enthält lebendige Darstellungen und Sittenschilderungen unserer Zeit, bei denen jene verächtliche Gewissenslehre des Jesuitismus, welcher die Gegenwart glücklicherweise einen so erfolgreichen Krieg macht, in ihrer jämmerlichen Nacktheit erscheint. Der Verfasser bekundet eine tüchtige Auffassungsgabe in der Charakterschilderung von Personen und Zuständen — eine Eigenschaft, welcher wir leider bei der Masse von französischen Romanen, die heut zu Tage erscheinen, nur selten begegnen.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Dec. Der Weg durchs Fenster, Lustspiel in einem Act, nach Scribe von W. Friedrich. Hierauf (zum ersten Male): Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel in 3 Abth., von L. Feldmann.

Dienstag, 28. Dec. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., von Räder, Musik von mehreren Componisten.

Mittwoch, 29. Dec. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 338. Mittwoch, den 29. December 1847.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von G. Doermann.

(Fortsetzung.)

Ives, seinerseits, erhaben über die Furcht, die er seiner Lage durch den Gedanken an den ihn erwartenden nahen Tod verdankte, that, was er ohne Zweifel einige Tage zuvor nicht gewagt hätte, wenn ihm das junge Mädchen an den Ufern des Blavet begegnet wäre: er erhob die Augen zum Fräulein von Kirbon und fand sie schön, ein vorübergehender, mehr schmerzlicher als sanfter Eindruck, der ihm jedoch so viel Kühnheit verlieh, daß er der Jungfrau freimüthig sein Herz eröffnete.

„Ich vermuthe," sprach er sie an, „daß Sie frei seyn werden, oder daß Ihnen wenigstens, wenn Sie Gefangene sind, nicht das Loos zu Theil werden möge, das meiner harrt! . . . Wohlan! erfüllen Sie meinen letzten Wunsch, meinen letzten Willen. Meine gute Mutter . . . . für meine Mutter werde ich morgen, in wenigen Stunden, sterben, denn schon verschwindet die Nacht . . . Schauen Sie, der Sturm ist zu Ende, die schwarzen Wolken ziehen vorüber, und schon nahet der Morgen . . . Meine Mutter, eine arme Wittwe, die zu Hennebon, nicht fern von hier, wohnt — o suchen Sie sie auf, sagen Sie ihr, sie habe keinen Sohn mehr . . . . mit diesem Golde kaufen Sie ihr den kleinen Maierhof, den sie in Pacht benutzte; dort soll sie leben, dort in Frieden und Ruhe sterben . . . . es ist der Preis meines Blutes!"

Nach diesen Worten zog Ives die Börse, die er vom Grafen René erhalten, aus seinem Busen und legte sie in die Hände des Fräuleins von Kirbon.

„Sie sollen nicht sterben! nein, Sie sollen nicht sterben!" sprach schluchzend Aglaure.

„Ja! ich werde sterben, und zwar mit Recht, weil ich mich so weit verirren konnte, sogar mein Leben zu verkaufen, das meinem Vaterlande gehörte . . . . Ach! ich habe zu bald an meinem Glücke verzweifelt; ich habe nicht begriffen, daß ich heut zu Tage, wo wir Alle gleich sind, so gut wie ein Anderer, mich auszeichnen, durch meinen Muth mich emporschwingen konnte, und daß übrigens, im Austausch für mein Blut, das Vaterland für meine Mutter gesorgt hätte . . . . was zu thun, ich Sie jetzt bitte. Ich beabsichtigte zuerst, den wackern Offizier, der mich verurtheilte, damit zu beauftragen . . . . es ist aber besser, daß Sie es übernehmen."

Ives entfernte sich nun einige Schritte; er verbarg seine Stirn in die Hände und schritt einige Male im Kerker auf und ab. Er hatte nicht Alles gesagt. Er kam zurück zum Fräulein von Kirbon.

„Der Mann, der mich an seiner Statt sterben läßt," fragte er, „ist Ihr Verwandter?"

„Ja, mein Freund," antwortete Aglaure und reichte Ives in einer natürlichen Bewegung die Hand.

„Und Sie liebten ihn?"

„Ich sollte ihn heirathen."

„Der Feigling! er hat Sie verlassen, ist entflohen, ohne auch nur daran zu denken, Sie mit zu retten!"

Fräulein von Kirbon erfuhr nunmehr, daß der Graf nicht allein den Gedanken an ihre Rettung gar nicht gehegt, sondern daß er auch für sich selbst ein Mittel zur Flucht benutzt, das ein ergebener Diener für sie vorbereitet hatte. Sie erhob den Blick zu Ives empor und schwieg.

„Ach!" fuhr der Verurtheilte fort, „hätte ich Sie geliebt, wäre ich von Ihnen geliebt gewesen . . . . doch sprechen wir nicht von Dingen, die nicht gewesen sind und die nicht mehr eintreten können . . . . Leben Sie wohl! ich glaubte sterbend nur meine Mutter zu bedauern; Sie machen, daß ich auch eine zweite Person vermisse."

Eben wollte die Jungfrau, mit gerötheter Stirn, einige Worte des Trostes und der Hoffnung dem wackern Ives erwiedern, als die Festung vom Geräusch der Waffen und dem Jubelgeschrei der Besatzung wiederhallte. Die Thür des Gefängnisses öffnete sich und man vernahm den Ausruf: „Es lebe Hoche! Es lebe unser General!"

„Der General Hoche ist hier!" rief das Fräulein von Kirbon; „Sie sind gerettet!"

Und pfeilschnell verschwand sie und drängte sich dem Orte zu, von woher die Freudentöne erschallten.

VII.

Sobald Fräulein von Kirbon das Gefängniß verlassen, trat der Schließer hinein, schloß sorgfältig die Thür, steckte den Schlüssel zu sich und näherte sich dem Gefangenen.

„Das war ja ein Frauenzimmer, das Dich sehr liebt, Bürger!" sprach er zu ihm; „ist es Deine Frau?"

„Nein," antwortete Ives.

„Dann," fuhr der Pariser Schließer fort, „ist es wohl Deine Schwester oder Deine Nichte oder Dein Schätzchen, denn Ihr ci-devans habt von alle Dem in Menge."

Da Ives nichts erwiederte, setzte der Schließer hinzu: „Sie glaubt, Deine Begnadigung zu erwirken . . . . Ach, Bürger! darauf verlaß Dich nur nicht; der Bürger Hoche ist galant, weil er Franzose und Pariser ist, wie ich, das heißt, er ist aus Versailles, was Dasselbe und vielleicht für die Galanterie noch besser ist; allein er hat seine Befehle . . . . Aber warum hast Du Dich auch erwischen lassen? — Glaube mir," fügte er hinzu, indem er aus seiner Uhrtasche eine dicke silberne Uhr hervorzog, „hier hast Du eine Flasche köstlichen Bordeaux und ein Stück Kalb-

Digitized by Google

braten, um welches ein Repräsentant Dich beneiden würde; trink' einen Schluck und iß ein Stück Braten dazu."

Ives entkorkte die Flasche, schenkte zwei Gläser ein und bot eins dem Schließer an.

„Auf Deine Gesundheit!" sprach er zu ihm.

Der Schließer wollte eben mit demselben Wunsche erwiedern, als er ohne Zweifel die Lage des Verurtheilten bedachte.

„Bah!" sagte er, „der böse Augenblick ist ja bald vorüber, ... und wer weiß, der Bürger Hoche ist galant, er kann Dir Gnade oder Aufschub bewilligen . . . ."

„Einen Aufschub?" rief Ives.

„Ja, und Zeit gewonnen, ist das Leben . . . . Nun, auf Dein Wohlseyn, Bürger ci-devant, jedenfalls hast Du noch zwei Stunden . . . ."

Nach diesem christlichen Wunsche und dieser nützlichen Andeutung ging der Schließer und Ives blieb allein. Er liebte jenen vom Himmel zu ihm herabgestiegenen Engel, jenes holde Mädchen, dessen Namen er nicht ein Mal kannte. Nun wollte er nicht mehr sterben. Man stirbt für seine Mutter, man zögert aber, für seine Geliebte zu sterben, weil die Liebe die Sehnsucht nach dem Besitze ist und zu allen Opfern ermuthigt, ausgenommen zu dem Opfer, das eine Selbstverläugnung in sich schließen würde; allein Ives fühlte, sein Wille werde für Nichts gelten in dem Drama, das aufgeführt werden sollte. Man hatte gerufen: „Hoche! Hoche!" und auf diesen Ruf hatte das junge Mädchen, von Hoffnung erfüllt, ihn verlassen. Ives kannte weder die Menschen noch die Dinge, als armer Bauer, der aus Barmherzigkeit seines Dorfpfarrers Etwas gelernt hatte; war er zwar ein wenig besser unterrichtet, als die Bauern der Bretagne es gewöhnlich sind, war er doch erst Tags zuvor vom Pfluge gekommen, und für ihn war der Name Hoche nichts Anderes, als der Name eines republikanischen Generals, der ohne Zweifel noch strenger seyn werde, als die Offiziere, die über ihn zu Gericht gesessen. Daher, glaubte er, werde das junge Mädchen bei dem General nichts ausrichten, die Rührung und der Eifer, den sie an den Tag gelegt, werde vor der ersten abschlägigen Antwort, die sie erfahren müsse, verschwinden, und sie werde, ihrer Ohnmacht sich schämend, nicht ein Mal zurückkehren, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen; sie werde nicht ein Mal kommen, dieses Gold, das sie bei ihm gelassen, in Empfang zu nehmen . . . . Im Grund genommen, war dies auch ganz einfach: wenn der Zufall oder ein ähnlicher Irrthum, wie der des erwähnten vorigen Tages, Jemanden in die Gegenwart eines Menschen versetzt, der bald sterben soll, so wird man gerührt, erweicht, man vergießt Thränen; nun verläßt man dieses Schlachtopfer und der Eindruck wird geschwächt, die Thränen trocknen wieder; man vergißt.

Ives fachte das Kaminfeuer wieder an, was die Kühle des Morgens nöthig machte, und — erwartete den Tod.

„Ich bin ein Republikaner, ein Blauer," sprach er zu sich; „durch meinen Tod wird also sie und werden die Ihrigen einen Feind weniger zählen."

Allein Fräulein von Kirbon verdiente nichts weniger, als diese Vorwürfe. Wie ein Blitz durchlief sie einen langen Corridor, stieg eine breite steinerne, mit Soldaten angefüllte Treppe hinab und gelangte in den Hof des Forts in dem Augenblicke, als eine Gruppe berittener Offiziere sich zum Thor hinaus begeben wollte. An ihrer Spitze befand sich der General Hoche, erkennbar an der ehrerbietigen Haltung seiner Umgebung und an dem dreifarbigen Federbüschel, das seinen Hut umschattete. Fräulein von Kirbon trat in den Hof, als der militärische Zug sich in Bewegung setzte; sie stürzte herbei, ihr Schnupftuch schwenkend und laut rufend . . . Hoche gab seinem Pferde die Sporen und ritt ab; die Jungfrau folgte, immer noch unter lautem Rufen, fortwährend das Mitleid des sich entfernenden Generals anflehend. Endlich hielt Hoche; er wandte seines Pferdes Kopf diesem weinenden Frauenzimmer zu und war im Begriffe, sich Aglauren zu nähern und ihr Gesuch zu vernehmen, als ein Offizier sich ihm nahete und einige Worte ganz leise zu ihm sprach; hierauf nahm der General seinen Hut ab, grüßte achtungsvoll die junge Dame und entfernte sich im Galopp. Fräulein von Kirbon fiel besinnungslos darnieder.

VIII.

Der Pariser Schließer, der auf dem Hofe stand und mit den Augen alle Bewegungen des Fräulein's verfolgte, nahm sie in seine Arme und führte sie unter einen kleinen Wagenschuppen, wo eine Schenke für die Soldaten errichtet war.

„Mutter Laroche", sprach er zur Wirthin, „geschwind ein Glas Branntwein, damit die Bürgerin wieder zu sich komme; sie ist die Geliebte des ci-devant, der diesen Morgen . . . Du weißt schon . . . sie wollte den General um seine Begnadigung bitten, aber, wie ich es dem ci-devant so eben noch sagte, es ging unmöglich; indessen der General ist galant, er hat sie gegrüßt; sahst Du es nicht?"

Und als Fräulein Aglaure sich wieder erholt hatte, sprach der Pariser, eifersüchtig darauf, der Cicerone einer schönen Dame zu seyn, und sich nicht minder galant zu zeigen als der General Hoche, zu ihr:

„Bürgerin, ich durfte ohne Zweifel nicht hoffen, diesen Morgen den General Hoche, noch weniger Dich zu sehen; denn Du mußt wissen, daß seit etwa zwei Monaten das Hauptquartier zu Vannes ist, doch Hoche ist unermüdlich; gestern Abend war er zu Auray, und der Sturm der vorigen Nacht ist es, der ihn uns zuführt. Siehst Du, Bürgerin, die Chouans wählen immer die stürmischen Nächte, um sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen; nach einem Sturme untersucht der Chouan alle hohlen Felsen, die unsere Küsten einschließen, und findet dort die Waffen, die Munition, ja sogar das Gold, was Pitts Agenten hinlegten. Aus diesem Grunde ist der General Hoche diesen Morgen hier erschienen, um dem Kommandanten der Festung guten Tag zu wünschen, und hat sich von einigen unserer Offiziere begleiten lassen, um eine kleine militärische Recognoscirung an unseren Küsten vorzunehmen."

„Er kommt also zurück?" fragte Fräulein von Kirbon, die allmählig ihrer Sinne mächtiger ward.

„Ohne Zweifel, denn der Koch des Kommandanten hat Befehl erhalten, für den General und seine Stabsoffiziere ein Frühstück zu bereiten. Ja", fügte der unbarmherzige Schließer hinzu, seine dicke Uhr hervorziehend, „er wird wiederkommen, allein, wie ich fürchte, etwas zu spät für den ci-devant, für den Du Dich so sehr interessirst."

„Ich muß den Kommandanten sprechen", sprach Aglaure, sich erhebend und ihren Arm in jenen des Schließers legend, als wenn sie diesen zu ihrem Einführer wählte.

„Bürgerin", antwortete der Pariser, durch diesen Beweis von Vertrauen augenscheinlich geschmeichelt, „Du hast einen guten Führer gewählt; ohne mich möchtest Du schwerlich bis zum Kommandanten vordringen; aber glaube mir, Bürgerin, Du irrst Dich; wenn Das, was Du begehrst, erfüllt werden könnte, so hätte General Hoche sich nicht begnügt, Dich zu begrüßen und . . ."

„Die Stunde naht", entgegnete die angsterfüllte Aglaure, „laß uns nicht eine Minute versäumen!"

Mit diesen Worten zog sie ihren Führer der Wohnung des Kommandanten zu, bis wohin sie schon Tags zuvor gelangt war. Der Schließer gab dem Posten ein Zeichen; dieser ließ sie vorbei; er klopfte leise an eine Thür, öffnete sie, und so sah denn Fräulein von Kirbon sich dem einzigen Manne gegenüber, von dem sie vernünftigerweise einiges Erbarmen erwarten durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber politische Partei-Schattirung in der Schweiz.

Basel, 25. Dec. — Corresp.) Die „Augsb. A. Z." (Nro. 346) bringt in ihrer Beilage einen Artikel „zur Orientirung für die nächste Zukunft der Schweiz", welcher, der Wahrheit und Gerechtigkeit zur Ehre, einer Zurechtweisung bedarf. Dieses Chaos von Ideen, welches wir einen „Aufsatz" nennen müssen, scheint in einer müßigen Stunde aufs Papier geworfen und seine Ueberschrift erst später erhalten zu haben, um dem Dinge einige Bedeutung, einiges Interesse zu geben, ohne zu fragen, ob der Inhalt auch der Ueberschrift, oder besser, ob diese Ueberschrift auch dem Inhalt entspreche. — Der Verfasser spricht als „Schweizer" von seinem „Vaterlande", während der Aufsatz durch und durch den Stempel einer deutschen Halbgelehrtheit trägt, welche in superkluger Gliederungssucht Alles fein zerlegen und benamsen will. Gewiß ist dies dem sogenannten „Schweizer" nicht gelungen! — Nach einem Eingange, der das Schicksal der französischen Mediations-Note theilt, oder auch an einen Professor der Phrenologie erinnert, welcher aus der Kopfform eines Verstorbenen die aller Welt bekannten Eigenschaften desselben herausstudirt, kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Zweck? — Nein! wohl aber zu seiner Absicht: ein paar Verläumdungen auszusprechen, ein paar Stichworte, die nur ein müßiger Kopf erfinden kann, in die Journalistensprache einzuführen. Es wird diesem Correspondenten seine Absicht nicht gelingen! „Brutal-Radicalismus" und „Legal-Radicalismus" — welch' eine Staatsweisheit schließen diese beiden neuen Bezeichnungen ein! Welch' eine Feinheit des Sonderungs-Vermögens gehört dazu, die Gränze dieser beiden Parteien zu finden! Der Correspondent der „A. A. Z." scheint diese Gränze selbst nicht zu kennen, denn er sagt: „Endlich sah er sich (nämlich der Legal-Radicalismus) genöthigt, den Brutal-Radicalismus scheinbar zu dienen, Scheinbar nur, denn im Grunde dient er nur sich selbst, weil er vom nämlichen Princip getrieben wird." Furrer, nach dem Correspondent der „A. A. Z.", der Repräsentant der Intelligenz; Ochsenbein, der Repräsentant der Thatkraft, sollen zwei Parteien seyn, während sie, „von Einem Princip getrieben", Hand in Hand ihre eigenen Beschlüsse ausführen! In welche Zersplitterung verfiele das Leben, wollte man den Unsinn dieser Trennungs- und Zersetzungsmanie des deutschen Professors Politick aufkommen lassen? Würde denn ein Schweizer fähig gewesen seyn, dem ächten, derben, etwas bäuerischen, aber immer grad und ehrlich gemeinten schweizerischen Wesen, weil es nicht im Salon-Costüm auftritt und die Dinge mit Glacé-Handschuhen anfaßt, solche Schimpfnamen beizulegen, sobald er es mit der Sache redlich meinte? Hat der Verfasser jener gelehrten Philippica denn ganz vergessen, daß hier Schweizer gegen Schweizer handeln? daß sie thun, um mich hier eines recht vulgären Gleichnisses zu bedienen, daß sie thun, als wären sie zu Hause? In einem freien Lande sondern sich die Parteien schroffer; sie kommen härter an einander; aber es soll sich ein deutscher Politiker hüten, darüber in deutschen Blättern zu schreiben, indem die deutschen Preßverhältnisse ihn zwingen, ungerecht zu seyn. Der Schreiber des fraglichen Aufsatzes gibt dies selbst zu, da, wo er sagt: „Am brutalsten ist der Radicalismus da aufgetreten, wo der Aristocratismus am grellsten sich geltend gemacht hat." Hier läßt er den Leser einen Blick in die wahre Lage der Entwickelung, in die Geheimnisse der neuen Lebensgestaltung thun, überläßt ihn aber gleich wieder der optischen Täuschung, zieht ihn gleich wieder in den beschränkten Kreis seiner persönlichen Anschauungsweise hinein, und sagt zuletzt: „Wenn Ruhe ins Land kommen soll, müssen die Radicalen den Gebildeten von Stadt und Land die gehörige, ihnen durch ihre Bildung zustehende Stellung zuerkennen u. s. w." Ich sage anders! Die Bildung muß sich diese Stellung, schon ihrer Natur nach, gewinnen. Die wahre Bildung kann die Berührung mit allen Elementen der Gesellschaft wohl vertragen; sie wird nicht, als eine Partei, sich zurückziehen, oder als eine Kaste herrschen wollen. Die wahre Bildung gibt sich von vornherein dadurch zu erkennen, daß sie mitten im Volke lebt und seine Schicksale theilt, nicht aber, wie dies in der Idee des Correspondenten in der „A. A. Z." zu liegen scheint, daß sie sich von den „Brutal-Radicalen", von den „Legal-Radicalen" oder andern Volksparteien holen und bitten läßt, so gefällig zu seyn, das Ruder der Regierung zu ergreifen. Allerdings liegt die Gliederung eines Volkes in Parteiungen, in den verschiedenen Bildungsgraden. Aber auch die Bildung ist noch nicht das Heil, so lange sie nicht den Grad erreicht hat, der sie fähig macht, den Egoismus oder Parteigeist einem „allgemeinen Wohle" unterzuordnen, d. h. das Princip einer „Partei" nicht zum Princip der „Staatsregierung" erheben zu wollen. Jede Partei, welche meint, nur sie besitze das rechte Heilmittel, und in diesem Sinne nach der Regierung strebt, wird, in der besten Meinung, eine höchst ungerechte Gewaltherrschaft ausüben. Wenn Ruhe in der Schweiz einkehren soll, muß die Schule der Kirche, die Regierung dem Parteigeist entrissen werden; denn die Schule soll keine Sekten, sondern Menschen bilden, und der Staat soll keine Parteien, sondern glückliche Bürger schaffen. Alle weitere Entwickelung bleibt der individuellen Freiheit anheimgegeben, immer mit der Beschränkung, daß Parteien, welche „principiell" nach der Herrschaft ringen, als staatsgefährlich sich auch der Bestrafung preisgeben. — Das wahre Wohl der Schweiz wie überhaupt der Menschheit besteht also darin: den Egoismus oder, was gleichbedeutend ist, die Parteien zu verdrängen und in eine große Volkspartei aufzulösen, in welcher alle Fähigkeiten und Richtungen ihren Platz finden können; nicht aber darin: neue Parteien und Parteinamen zu schaffen! Diese Ueberzeugung legte uns die Pflicht auf, dem Correspondenten der „Augsb. Allg. Z." entgegenzutreten.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 21. Dec. — N. C.) In dem an unsere Stadt gränzenden Dorfe Haidhausen wurde vor fünf Monaten eine Frau erhängt gefunden und als muthmaßliche Selbstmörderin in aller Stille auf einem besondern, für Selbstmörder bestimmten Platze im Kirchhofe begraben. Nachträglich hat sich nun herausgestellt, daß hier wahrscheinlich eine Ermordung und kein Selbstmord vorliegt, in Folge dessen nun, nach einer Anzeige in unserm Tagblatte, die Frau wieder ausgegraben wird, um mit den gehörigen Feierlichkeiten auf dem rechten Platze des Leichenackers beerdigt zu werden.

(Paris, 23. Dec.) Gestern stürzte ein Arbeiter Namens Faure von dem höchsten Punkte des Thurmes der Notre-Dame-Kirche (die gegenwärtig restaurirt wird) herab, ohne sich im mindesten zu verletzen. Beschäftigt, auf einem der höchsten Gerüste einen Balken aufzurichten, verlor er, am äußersten Rande stehend, plötzlich das Gleichgewicht und stürzte rücklings in die ungeheure Tiefe hinab. In der halben Höhe seines Sturzes begegnet er einem quer von einem Kirchenfenster gegen eine Steinwinde gespannten Seile, er hat die Gegenwart des Geistes, es zu erfassen, aber das Seil gibt nach, es läuft auf einer Winde und sein Gewicht setzt diese in Bewegung. Demungeachtet hält er fest und macht ein Drittel des Sturzes an dem mit unglaublicher Schnelligkeit ablaufenden Seile. Aber das Ende des Seiles kömmt heran, mit ihm der an der Winde befestigte Knoten, mit einem Ruck hört der Sturz auf, und Faure hängt am Seile geklammert zwischen Himmel und Erde. Er blickt hinab und sieht

Digitized by Google

sich noch ungefähr 30 Fuß von der Erde entfernt; rasch überlegt er, daß, bis man ihm zu Hülfe kommen kann, seine schon halb erstarrten Arme vom Krampfe erfaßt, seine Hände das Seil loslassen werden, und daß er dann nicht mehr als Herr seiner Bewegungen falle, er zieht es also vor, selbst das Seil fahren zu lassen, und richtet seinen Sprung so ein, daß er wohlbehalten auf den Boden kömmt, wo ihn seine jubelnden Kameraden und bald Tausende von Menschen umgaben, und ihn im Triumphe zu dem besten Restaurant der Gegend führten, wo man ihm mit altem Burgunder, Straßburger Pastete und anderen Leckerbissen die Folgen des Schreckens wegzukuriren sucht. Zwei Stunden darauf ist Faure wieder bei seiner Arbeit, auf demselben Gerüste, und betrachtet nicht ohne Bewegung die Stelle, von der, und die Tiefe, in die er vor kurzem erst so plötzlich hinabsegelte.

(Würzb. Z.)

Korrespondenz.

Hersfeld, 21. Dec.

Am vorigen Sonntag passirte Se. königl. Hoh. der Kurfürst, auf der Rückreise von Hanau nach Kassel, unsere Stadt abermals. Von den städtischen Behörden und der im Spalier aufgestellten Bürgerschaft, so wie von einer fast unübersehbaren Menge Zuschauer beider Geschlechter und aus allen Klassen der Gesellschaft seit sieben Uhr des Abends erwartet, traf Allerhöchstderselbe gegen 11 Uhr am Petersthore ein, begleitet von jungen Männern zu Pferde und mit bunten Laternen und bewillkommt mit nie enden wollenden Vivatrufen. Als der Wagen Sr. königl. Hoh. stille hielt, überreichte der Hr. Bürgermeister dem erhabenen Landesherrn den Schlüssel der Stadt, den dieser huldvoll annahm, indem er zugleich die Anrede des Hrn. Bürgermeisters in den gnädigsten Ausdrücken erwiderte. Hierauf setzte sich der Wagen wieder in Bewegung und der Zug ging durch das Thor der Breitenstraße und Weingasse entlang vor das Posthaus. Alle Häuser waren bis zu den Giebeln hinan auf das schönste erleuchtet und der große, regelmäßige Marktplatz, zwischen dessen Lindenbäumen Fackelträger aufgestellt waren, bot einen wahrhaft großartigen Anblick dar. Die Beleuchtung, das wogende Gedränge in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, das ununterbrochene tausendstimmige Lebehochrufen, das den gefeierten Fürsten bis auf die Kasseler Straße begleitete, machten auf Sinne und Gemüth einen belebenden, imposanten Gesammteindruck. Wie konnte es auch anders seyn? Alle diese Huldigungen trugen ja das unverkennbare Gepräge einer natürlichen Herzlichkeit. Da war nichts Gemachtes und Erkünsteltes, keine officielle Heuchelei, kein von oben her gebotenes Schaugepränge, sondern Gedanke und Ausführung gingen von der eigentlichen Bürgerschaft, von dem Kerne der Bevölkerung selbst aus und es war ein freiwilliger Act aufrichtiger Anhänglichkeit und vertrauensvollsten Entgegenkommens. Hersfeld's Bürger haben ihrem angestammten Fürsten den Beweis geliefert, daß das Festhalten an den constitutionellen Rechten und Freiheiten die Ergebenheit gegen das Oberhaupt des constitutionellen Staates nicht beeinträchtigt, so wie denn in der That erst der Bürger eines freien Gemeinwesens, wenn er mit Bewußtseyn Mitglied desselben ist, einer Treue und Liebe fähig ist, die den Regenten und den Regierten ehrt. Diese Ueberzeugung hat auch sicher unser durchlauchtigster Kurfürst mit aus Hersfeld in seine Residenz zurückgenommen. Wir dürften dieses, wenn wir dessen nicht ohnehin gewiß wären, aus den gnädigen Aeußerungen schließen, mit denen Ueberbringung an dir deshalb gestern außerordentlich versammelten Vertreter der Bürgerschaft Se. k. Hoh. den Hrn. Landrath zu beauftragen geruht hatten. Wir müssen es jedoch unterlassen, diese Aeußerungen weiter zu verbreiten, da wir fürchten, sie nicht wortgetreu wiedergeben zu können. Der Hr. Landrath entledigte sich des ihm gewordenen ehrenvollen Auftrags in der würdigsten Weise und schloß ungefähr mit den Worten, daß die Behörden der Stadt und die Bürgerschaft Hand in Hand mit den Beamten dahin streben möchten, das unzertrennliche Wohl des Fürsten und des Vaterlandes nach Kräften zu fördern, — ein Wunsch, dem sicher ein Jeder von uns theilt und der um desto leichter in Erfüllung gehen wird, je mehr sich Alle vor allen Dingen bestreben, im Kampf entgegengesetzter Ansichten die Eintracht aufrecht zu erhalten und in Niemanden blos deswegen einen Feind der guten Sache zu erblicken, weil er zu deren Förderung einen anderen Weg als Andere einschlägt. Wahrheit unter Allen, Gerechtigkeit für Alle und ehrliche Waffen auf allen Seiten — so erreicht man am sichersten das schöne Ziel äußerer und innerer Befriedigung!

Wiesbaden, 24. Dec.

So eben komme ich von unserem Friedhofe und habe mich da überzeugt (an die traurige Kirchhofscene in Hanau denkend), wie weit wir hier doch hinsichtlich der Beerdigung verschiedener Confessionen und verschiedener Sterbefälle gegen andere Gegenden vorgeschritten sind. Da ist keine Absonderung! Da schlafen Protestanten und Katholiken, römischen und deutschen Bekenntnisses, in Ruhe und Frieden den ewigen Schlaf und ich war selbst Zeuge, wie zwei Gruften, die eines ehrbaren Bürgers und die eines Selbstmörders dicht nebeneinander gegraben wurden, also ein Zeichen, daß der Tod uns Alle gleich macht. Möchte man doch dahin streben, daß man im Leben sich schon dadurch die Hand zur Vereinigung biete, daß man die Leiden und Freuden sich gegenseitig versüße! Der Friedhof beschämt uns, der uns ja doch zur Vereinigung führt, nachdem aber unsere Kräfte gebrochen. — Der Gottesdienst der hiesigen Deutschkatholiken mußte für die Feiertage abgesagt werden, weil Hr. Dr. Krebs, welcher denselben abhalten wollte, erkrankt ist und die benachbarten Prediger von ihren Gemeinden in Anspruch genommen sind.

Gießen, 25. Dec.

In Ihrem geschätzten Blatte ist schon mehrmals die Rede gewesen von der nun factisch in's Leben getretenen Studienfreiheit der Mediciner an unserer Universität. Das rege Interesse, mit dem man hier dieser wichtigen Maßregel in der Entwickelung ihrer Ergebnisse folgt (ein Interesse, das sich auch in einem erfreulichen zahlreichen Besuche der stattgehabten öffentlichen Prüfungen kund gibt), ist in der neuesten Zeit durch das Erscheinen zweier Schriften noch gesteigert worden, worin dieser Gegenstand von sehr verschiedenem Standpunkte aus beleuchtet wird. Der einen, anonymen, von einem hier lebenden und ersichtlich mit den Verhältnissen der Universität und ihrer medicinischen Lehrer sehr vertrauten gr. hess. Aerzte verfaßten, tritt die andere, als deren Autor sich Prof. Dr. Th. Bischoff nennt, mit großer Entschiedenheit entgegen. Mit billiger Verwunderung lies't man nun in Nro. 354 der Beilage Ihres Blattes eine Erklärung zweier Professoren der Medicin dahier, worin sie sagen, daß sie noch nie einen Anwalt für ihre Ansichten gesucht, daß sie Niemand zu einer öffentlichen Würdigung jener Prüfungsordnung aufgefordert, veranlaßt ꝛc. hätten. Man wundert sich, daß die beiden Herren in dieser Erklärung das Publikum im Zweifel lassen, ob sie nicht selbst, oder wenigstens einer von ihnen der Autor der anonymen Schrift des gr. hess. Arztes Dr. * ist, worauf wir, wie billig, nicht umhin können, sie aufmerksam zu machen. Zur Verminderung der obigen Zweifel und zur Würdigung der anonymen Ansichten verweis't man namentlich auf die wunderbare Uebereinstimmung der letzteren mit denen des einen der beiden Professoren, wie er sie in einem Aufsatze des ersten Berichts der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, S. 28 — 33, ausgesprochen hat.

Bad Homburg, 22. Dec.

Unsere Wintersaison ist recht belebt und verweilen noch immer viele Fremde, namentlich Engländer hier. — Nächsten Mittwoch Abend wird sich ein Sänger aus Wien, Hr. Schwemmer, während des Abendkonzertes unseres Orchesters im Kursaalcasino hören lassen.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 345.

Sool, Lool.

Dieses Palindrom ist von uns dem in Heilbronn erscheinenden „Räthseldoten" entnommen, in dessen Nro. 3 dasselbe als Preisaufgabe gegeben wurde.

Die Red.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 29. Dec., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Böhmen von Dr. Stricker.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Dec. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., von Räder, Musik von mehreren Componisten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 359. Donnerstag, den 30. December 1847.

Deutscher Christbaum.

Die lange Nacht hat ausgedräut,
Die Sonne steigt am Himmelsbogen;
Schon dämmert uns, von Glanz umzogen,
Die wunderbare Weihnachtzeit.
Das Wunderkind auf ros'ger Wolke
Erscheint den Sippen an dem Herd,
Erscheint den Stämmen all', dem Volke,
Das lange heiß nach ihm begehrt.

Schau' dort, wie in den Himmelsraum
Des Riesenstamms Gezweige ragen,
Was die gebog'nen Aeste tragen!
Welch' Gabenfülle birgt der Baum!
Und welche reichen Lichtermassen
Sich oben reihen, Kranz an Kranz!
Das Aug' vermag es nicht zu fassen
Und schließet sich vor allem Glanz.

Hoch oben in den Aesten schwankt
Da hängt für dich die freie Presse,
Des freien Wortes heil'ge Esse.
Der Hemmling hob die Geißel lang,
Verlach' ihn nun, ergreif' die Gaben,
Durch die ein neuer Frühling grünt;
Was längstens and're Völkee haben,
Hast du und hast es längst verdient.

Der Stab ist ein geweihter Hort,
Ergreif' das Zeichen und umschling' es
Des off'nen, mündlichen Gedinges,
Scheuch' hinterlist'gen Rechtesmord!
Die sich der Nacht geweihet, hassen
Das Kleinod, fröhnen der Gewalt;
O eil', verehrend es zu fassen,
Das heilig deinen Vätern galt.

Schau', Waffen unter Blüthenpracht!
Nimm sie, ob du des Friedens Pfleger;
Denn nur dem rüst'gen Waffenträger
Der Friede ungetrübet lacht.
Söldlinge wirbst du dir zu Knechten,
Begibst dich deiner Männerkraft,
Sagst Lebewohl den schönsten Rechten
Und wirst ein Knecht der Dienerschaft.

Und dorten schau' ein heil'ges Buch,
Gehalten in erhab'ner Fassung!
Es wahrt beschworene Verfassung;
Auf, zu dem Stamm, in kühnem Flug!
Es ist die Zeit des Rechts, der Wahrheit.
Hinsinkt die rohe Uebermacht,
Von Volk zu Volke dämmert Klarheit
Aus hämischer Gespinnste Nacht!

Hoch in der Spitze schau' das Kreuz,
Das freie Gottesreich, den Glauben;
Ihn mußten finst're Drängee rauben,
Ausbeuten dich in schnödem Geiz.
Jetzt dienest du dem ew'gen Gotte
Und schaust zu ihm voll Zuversicht
Und keine böse Heuchlerrotte
Steht täuschend dir in seinem Licht.

Und dorten noch der Wunderring!
Er muß sich bald zur Kette ründen,
Die Bruderstämme zu verbinden.
Ergreife jubelnd ihn und sing':
„Volkseinheit, Einigkeit und Liebe!"
O schätze ganz das hohe Gut,
So stehst du jedem Schicksalshiebe
Ein mächt'ger Fels in Meeresfluth!

Wilhelm v. Waldbrühl.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von S. Overmann.

(Fortsetzung.)

IX.

Des Generals Hoche friedensstiftender Geist schien sich in der Vendee auf alle Agenten der Regierung ausgedehnt zu haben, denn sie hatten jene rohen Formen abgelegt, welche zwei Jahre früher die summarischen Urtheile der Civil- sowohl als Militärgerichte der Republikaner begleiteten; dennoch wurde das Gesetz ohne Leidenschaft, wie ohne Schwäche vollzogen.

In demselben Augenblick, als Fräulein Kirbon beim Kommandanten eintrat, war dieser gerade mit dem Rapport über das Tages zuvor von ihm gefällte Urtheil beschäftigt; er sprach in demselben über den Verurtheilten als von einem Menschen, der bereits nicht mehr unter den Lebenden sey.

„In Gemäßheit des Gesetzes," so schrieb er, „ist der ehema-

Digitized by Google

lige Graf René von Périac erschossen worden zufolge Urtheils vom . . . vom . . .“

Und so wie er diese Worte niederschrieb, fielen seine Blicke auf die Papiere, welche seinen Tisch bedeckten; es waren die Briefe, die man in den Kleidern gefunden, welche Yves im Augenblick seiner Verhaftung trug; die im Schlosse Périac in Beschlag genommene Korrespondenz, welche den Beweis so vieler Komplotte gegen die Republik darlegte, daß man drei Viertel des Adels der Bretagne hätte können erschießen lassen; ferner das Verzeichniß der im Schlosse vorgefundenen Waffen und Munition; endlich das Verhör Yves, welcher erklärt hatte, der Graf von Périac zu seyn.

Die Thüre ging auf; der Kommandant erhob den Kopf und erkannte das junge Mädchen, dem er am vorigen Tage gestattete, die Nacht in der Festung zuzubringen. Ein lebhafter Widerspruch malte sich auf seinem Gesichte; indessen erhob er sich von seinem Sitze und trat Aglauren einige Schritte näher.

„Bürgerin!“ redete er sie an, ohne das damals übliche Duzen anzuwenden, „gestern habe ich die Nachgiebigkeit bereut, mit der ich Ihnen erlaubte, die Nacht hindurch in dieser Festung sich aufzuhalten . . . . Wie haben Sie nicht leiden müssen! . . . . Ich bin unmenschlich gewesen, und jetzt, wenn ich Ihre Bitte ablehnen muß, werden Sie mich für einen Barbaren halten, und doch bin ich nur das Werkzeug des Gesetzes, und zwar eines gerechten Gesetzes.“

„Mein Herr!“ erwiederte Fräulein von Kirbon mit Festigkeit, „machen Sie sich Ihre Menschlichkeit nicht zum Vorwurfe; sie wird Ihnen einen Irrthum ersparen, den Sie späterhin bitter bereuen möchten.“

„Ein Irrthum!“ rief der Kommandant, und hielt Aglauren die Papiere vor Augen, die er in der Hand hatte. „Hier sehen Sie selbst, Bürgerin . . . .“

Aglaure wies sanft die Papiere mit der Hand von sich ab.

„Ach, mein Herr!“ sagte sie, „diese Papiere bezeugen mir Ihre Großmuth; durch Bande des Bluts und der Meinungen mit Herrn von Périac verbunden, hätte ich von Ihnen einer Mitschuld angeklagt werden können, die ich schwerlich abzuläugnen vermocht hätte; Sie haben es aber nicht gethan . . .“

„Bürgerin!“ war des Kommandanten Antwort, „die Republik straft die Schuldigen; jedes Mal aber, wo sie Unschuld vermuthen kann, thut sie es gerne. Wir haben angenommen, es seyen Ihnen die verbrecherischen Kunstgriffe des verurtheilten Périac unbekannt gewesen, oder Sie seyen, falls Sie dieselben kannten durch einen über dem Ihrigen stehenden Willen hineingezogen worden . . . . Sie werden unsere Nachsicht würdigen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Kommandant,“ sprach Fräulein von Kirbon, „und diese Nachsicht ist mir um so schätzbarer, als sie mir erlaubt, Sie zu besuchen und Sie zu veranlassen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen . . . nein, Kommandant! ich irre mich; ich meine einen Irrthum. Derjenige, den Sie verurtheilten, ist nicht der Graf von Périac, nicht er ist es, den die Rache Ihrer Gesetze erwartet . . . . es ist ein armer junger Mann, Republikaner wie Sie, der durch ein Zusammentreffen von Umständen, die ich Ihnen näher mittheilen werde, für den Grafen untergeschoben wurde.“

Der Kommandant schüttelte den Kopf, zum Zeichen seiner Ungläubigkeit.

„Auch bitte ich Sie nicht um Gnade,“ fuhr Aglaure fort; „ich will keine Gnade. Herr von Périac ist schuldig, wie ich wohl weiß; allein er ist es nicht, den Sie den Kugeln Ihrer Soldaten preisgeben wollen; er ist geflohen, ist Ihnen entgangen, er hat sich der Hinrichtung entzogen und an seiner Statt bleibt ein armer Bauer, der gerade am gestrigen Tage seine Mutter verließ, um unter Ihren Fahnen Dienst zu nehmen. Besuchen Sie ihn, Herr Kommandant! fragen Sie ihn selbst; Sie werden die Wahrheit leicht entdecken. Doch die Zeit drängt, und noch wenige Augenblicke, und die schreckliche Stunde wird schlagen: ich beschwöre Sie, verurtheilen Sie nicht sich selbst zu ewigen Gewissensbissen . . . Glauben Sie meinen Worten nicht, sondern untersuchen Sie, ein Augenblick Aufmerksamkeit ist hinreichend. Alles, was ich von Ihnen erbitte, ist ein Aufschub . . . ein Aufschub von einigen Stunden.“

Der Kommandant glaubte nicht ein Wort von dem Allem; gleichwie der ungläubige Schließer, mißtraute auch er allen den listigen Vorwänden, welche die Hoffnung eingiebt, den Tod eines geliebten Menschen, und wäre es auch nur um eine Stunde, aufzuhalten.

Im vorliegenden Falle erschien übrigens Alles unwahrscheinlich: der Schuldige hatte Alles eingestanden; er hatte seine Aussage unterschrieben; während der Gerichtssitzung selbst war seine Identität anerkannt worden. Und wer dieses Frauenzimmer, das aufgetreten war, dem Kommandanten einen so sonderbaren Hergang zu entdecken? Eine Verwandte, eine Freundin des Herrn von Périac, eine verliebte Person, die, wenn die seltsame Verwechslung, welche sie anzeigte, stattgefunden, sie im eigenen Interesse Dessen, den sie retten wollte und liebte, verschwiegen hätte. Sie bat seinen Richter allerdings nur um eine Kleinigkeit, um einen ein- oder zweistündigen Aufschub; allein die Bretagne stand in den Waffen, sie war zwar besiegt, jedoch noch nicht unterworfen; die republikanische Regierung war auf einigen Punkten blos geduldet; ihre Agenten lebten inmitten erbitterter Feinde. Der Herr von Périac war der einzige Repräsentant einer einflußreichen Familie des Landes; er besaß ergebene Freunde und Diener; ja, schon war die Stadt Port-Louis selbst angefüllt von der Bevölkerung der Umgegend, welche das Gerücht von der Hinrichtung des Grafen René herbeigelockt hatte. Der Name dieses Mannes war gleichsam ein Banner, und wer weiß, welche Ereignisse der Aufschub einer einzigen Stunde herbeiführen konnte? Eine Insurrektion, eine neue Schildergreifung von Seiten der Vendeer, kühne Versuche, den Verurtheilten dem schimpflichen Tode zu entreißen! Vielleicht barg schon die plumpe Lüge des jungen flehenden Mädchens eine Verschwörung . . . .

Der Kommandant blieb taub und nachsinnend, während Aglaure mit Bitten fortfuhr.

„Eine Stunde, Herr Kommandant!“ sprach sie, „eine Stunde für eine Aufklärung, die nur wenige Minuten erheischt . . . Ach, hätte doch der General Hoche mich angehört! hätte er die Thränen und das Geschrei eines armen Mädchens seiner Berücksichtigung gewürdigt!“

Diese Worte steigerten nur noch mehr das Mißtrauen des Kommandanten, der jedoch wohl fühlte, welchen Auftritt der Verzweiflung seine Weigerung herbeiführen müsse.

„Wohlan, Bürgerin!“ sagte er, „Ihren Wunsch will ich erfüllen: der Gefangene soll von neuem verhört werden und ich schiebe seine Hinrichtung auf.“

Bei diesen Worten erhob er sich und ertheilte den Befehl, das Fräulein von Kirbon aus der Festung zu führen.

Er täuschte die Arme.

Nur mit Widerstreben gehorchte sie; man vertraute sie dem Schließer an, der sie beim Kommandanten eingeführt, und dieser begleitete sie bis zum Thore des Forts, das hinter ihr verschlossen ward.

In der Stadt herrschte große, unruhige Bewegung. Man schaute jeden Augenblick nach der Thurmuhr der Kirche; die entscheidende Stunde nahete, und Fräulein von Kirbon erstaunt, so eilig von einem Verhör ausgeschlossen worden zu seyn, bei welchem ihre Gegenwart ihr nöthig schien, entfernte sich nicht von jenem Thore, das nothwendigerweise sich für sie wieder erschließen mußte. Und wirklich öffnete es sich nochmals: bewaffnete Soldaten, von ihren Offizieren befehligt, marschirten heraus. Inmitten der Krieger unterschied der Volkshaufe einen

Digitized by Google

blassen jungen Mann, der mit festem Tritt und ergebener Miene einherschritt.

„Das ist er, das ist er, der Chouan!“ rief man von allen Seiten.

Wirklich war es der arme Yves Jurny, den man zur Hinrichtung begleitete.

X.

Fräulein von Kirbon sann über Alles nach, was sich seit 36 Stunden zugetragen. Sie konnte nicht zweifeln, daß die Regierung mildere Prinzipien angenommen, die geeigneter wären, das Land zu pacifiziren, als die früheren gewaltsamen Maßregeln und Hinrichtungen. Dabei war ja auch sie frei nebst den Dienstleuten des Schlosses, und das zeugte gewiß von großer Milde; denn ihrer Aller Mitschuld und ihre übelwollenden Gesinnungen gegen die republikanische Regierung lagen offen zu Tage. Der Kommandant, Yves Jurny's Richter, hatte sie zwei Mal empfangen, er hatte ihr eben so viele Rücksichten als Achtung erwiesen; als sie ihm aber eine wahre und wichtige Thatsache mittheilte, wichtig, weil es sich um eines Menschen Leben handelte, da hatte er ihren Worten keinen Glauben beigemessen; als sie mit Freimüthigkeit und Ueberzeugung zu ihm sprach, hatte er sie für eine Lügnerin gehalten. Ein Gefühl der Scham bemächtigte sich ihrer, ihre verwundete Eigenliebe empörte sich, ihre blassen Wangen überzog hohe Röthe; es war eine flüchtige Bewegung, die bald vor der Gefahr schwand, die dem Verurtheilten nahte, denn seine letzte Stunde war gekommen. Der Volkshaufe, begierig, die Züge des Letzten der Periacs zum letzten Male zu schauen, drängte sich um die Jungfrau, und diese, deren Augen den armen Bauer nicht verließen, war zu dem Geständnisse einer Aehnlichkeit genöthigt, die ganz geeignet schien, Diejenigen, welche sie umgaben, zu täuschen, weil sie selbst unwillkürlich sich einer Illusion hingab, deren Falschheit sie sehr wohl kannte.

„Da ist er“, sagten die Umstehenden; „gewiß ist er es; er gleicht seinem bei Quiberon gebliebenen Bruder.“

„Erkennt Ihr ihn?“ fragte Fräulein Aglaure eine alte vor ihr stehende Frau.

„Gewiß“, war die Antwort, „ich bin ja so oft auf dem Schlosse gewesen.“

Inzwischen näherte sich der Unglückliche dem verhängnißvollen Platze und die Menge folgte, zwar gedrängt, aber stillschweigend und ohne irgend eins jener Symptome der Gereiztheit kundzugeben, die der Kommandant des Forts gefürchtet hatte. Fräulein von Kirbon warf einen verzweifelten Blick auf diese ganze Bevölkerung, welche sie umringte, ohne daß sie darunter einen Freund, einen Bekannten, ja auch nur einen Dienstboten vom Schlosse Périac gewahrte, auf dessen Zeugniß sie sich hätte berufen können. Dann, bei näherer Ueberlegung, begriff sie wohl, daß ein vom Irrthum überzeugt gewordener Mann vielleicht Anstand nehmen würde, den Irrthum öffentlich zu verkündigen und daß Yves verloren sey. Des jungen Mannes Tod schien in der That beiden Parteien zuträglich zu seyn: den Republikanern, weil er den Glauben an das Lebensende eines gefürchteten Häuptlings verbreitete; den Royalisten, weil ein solcher Irrthum einen der Ihrigen rettete. Nun verlor auch Aglaure gänzlich den Kopf; sie hielt sich für eine Mitschuldige, der Einen wegen ihrer Meinung, und der Anderen wegen ihrer Ohnmacht; es schien ihr, der Tod des Unschuldigen werde sie als Mitschuldige an einem Morde zurücklassen. Ohne sich Rechenschaft von Dem zu geben, was in ihrem Innern vorging, ohne Etwas zu berechnen, ohne zu wissen, was sie nun zu thun beabsichtigte, folgte sie dem armen Yves, der an ihr vorüber ging, ohne sie zu bemerken.

(Schluß folgt.)

Marie Louise.

Die Tochter eines deutschen Kaisers, die Gemahlin eines vom Artillerielieutenant zum Kaiser der Franzosen und zum allmächtigen Diktator Europa's emporgestiegenen und von seiner schwindelnden Höhe auf eine öde Insel des atlantischen Oceans ins Exil herabgeschleuderten Helden, die Mutter eines Kindes, das in der Wiege mit der Krone der Weltstadt geschmückt und der Erbe des größten Reiches der Welt war, um in zarter Jugend in den einsamen Gemächern von Schönbrunn zu verwelken, ist am 17. Dec. als Herzogin von Parma dem Gatten und dem Sohne im Tode gefolgt. Welch' eine Fülle von Erinnerungen aus der denkwürdigsten Zeit des neuen Europa drängt sich um den Sarg, der die sterbliche Hülle dieser Fürstin umschließt! Denn wir sehen von hier zurück auf die 19jährige Jungfrau, die, strahlend von Jugend und Schönheit, aus der klösterlichen Einsamkeit der kaiserlichen Frauengemächer den ersten, ahnungsvollen Schritt ins Leben that. Und in welches Leben! Auf den ersten, den glänzendsten Thron der Welt, den sie mit dem Manne theilte, vor welchem die uralten Königsgeschlechter Europa's sich beugten, in ein Leben, dessen Herrlichkeit die trunkene Seele vergessen ließ, was sie vielleicht niemals ernstlich bedacht, daß sie der Preis war, den ein trauernder Vater dem glücklichen Sieger hingab, der aus den Reihen des Volkes zum Beherrscher der Welt emporgehoben worden durch dieselbe Revolution, welche vor kaum einem halben Menschenalter das Haupt einer andern österreichischen Kaisertochter, ihrer Großtante, auf dem Schaffot hatte fallen lassen; daß sie nur dazu bestimmt war, einem vom Volke neu aufgeschlagenen Thron die Weihe und den Bestand der Legitimität und einen den legitimen Fürsten Europa's ebenbürtigen Erben zu geben. Noch weniger konnte, von Pracht und Herrlichkeit umgeben, die jugendlich entzückte Fürstin ahnen, daß es damit ein so schnelles Ende nehmen, daß sie selbst bei dem Zusammensturz des riesenhaften Baues in so tragischer Weise betheiligt seyn sollte, ein Opfer für die Legitimität. Seltsam! Als der Graf von Provence in seinem Exil zu Hartwell die Kunde von der Vermählung Napoleons mit einer österr. Kaisertochter erhielt, verschloß er sich mehrere Tage, für Niemand sichtbar, in sein Kabinet, ließ darauf seinen kleinen Hof zusammentreten und bot allen Denjenigen, welche nach Frankreich zurückzukehren wünschten, Pässe an, so unwiderruflich schien dem Prätendenten fortan seine Sache verloren. Und doch war diese Vermählung eine der wirksamsten Ursachen zum Sturze des Kaiserthrones. Napoleon selbst hat dies auf St. Helena ausgesprochen. „Ein Sohn von Josephine“, sagte er, „wäre mir nothwendig gewesen; dann hätte meine Scheidung nicht stattgefunden; ich säße noch auf dem Throne und wäre nicht in den mit Blumen überdeckten Abgrund gestürzt.“ Möglich, daß hier Napoleon übertrieb; jedenfalls aber war der Einfluß dieser Verbindung auf seinen Sturz ein sehr bedeutender, denn sie war der auch äußerlich ausgesprochene Abfall von dem Prinzip, das ihn erhoben; und solche Prinzipien lassen sich nicht ungestraft verleugnen. Die wenigen Jahre aber, welche verflossen, bis diese Strafe eintrat, bis der Abfall sich rächte, verlebte Marie Louise nicht blos in Glanz und Herrlichkeit, sondern in wahrem Glücke, denn sie fühlte sich geliebt. Das Vertrauen ihres Gemahls ernannte sie während seiner Abwesenheit in Rußland und Sachsen zur Regentin des Reiches. Aber das Unglück brach herein, immer drohender, immer näher dem Sitze der kaiserlichen Herrlichkeit. In Paris, vor welchem die siegreichen Verbündeten, die Napoleon überholt hatten, standen, war die Kaiserin mit ihrem Sohne eingeschlossen, umgeben von unfähigen Höflingen oder von Verräthern, die in der Stunde der Gefahr ihren Herrn verließen. Sie riethen der Kaiserin zur Flucht. Hätte sie, ihren Sohn im Arme, die Bevölkerung von

Digitized by Google

Paris zum Kampfe aufgerufen, so hätte Napoleon Zeit gehabt, die Hauptstadt zu entsetzen und vielleicht einen Frieden zu schließen, der wenigstens seine Dynastie nicht vom Throne ausgeschlossen hätte; ja wäre selbst in der eingenommenen Hauptstadt die kaiserliche Mutter, die Tochter eines der siegreichen Monarchen, mit ihrem Sohne auf dem Arm dem mächtigen und galanten Alexander entgegengetreten, so wäre von einer Zurückberufung der Bourbonen vielleicht niemals die Rede gewesen, und die ganze europäische Weltlage wäre eine andere. Solche Betrachtungen knüpfen sich an den Tod dieser Fürstin. Aber das Verhängniß sollte erfüllt werden. Der Abreise der Kaiserin nach Blois folgte rasch die Entmuthigung der Pariser Bevölkerung, die Kapitulation der Hauptstadt, die Absetzung des Kaisers und seine Verbannung. Marie Louise, die mit dem Sohne zu ihrem Vater ging, hat ihren Gemahl nie wieder gesehen, sie theilte seine Verbannung nicht. Ein kleines Fürstenthum mußte sie für den glanzvollen Thron entschädigen, den sie verloren. Sie hatte das Große hinter sich gelassen, um fortan im Kleinen sich zu begnügen. Man sagt, sie habe sich in ihr Schicksal zu finden gewußt. Thatsache ist, daß Napoleon, als er 1815 von Elba zurückkehrte und den kaiserlichen Thron in Frankreich abermals aufrichtete, von seiner Gemahlin nie oder nur in dunkeln Andeutungen sprach; Thatsache, daß der Graf von Neipperg schon im Jahr 1814 ihr Ehrenkavalier wurde und daß sie sich denselben später zur linken Hand antrauen ließ. Sie überlebte ihren Gatten um 26, ihren Sohn um 15 Jahre. Die Familie, welche zwei feindliche Prinzipien hatte versöhnen sollen, ist selbst im Tode noch getrennt: den Mann des Volkes hat sein Volk dem Meeresfelsen, „wo ihn der Weltgeist hingedichtet", entführt, um ihm in seiner Mitte ein prachtvolles Mausoleum zu errichten; fern von ihm ruht die Leiche des Sohnes in der kaiserlichen Gruft, in der sich die im Leben von ihm getrennte Mutter im Tode mit ihm vereinigen wird: ein sprechendes Bild des noch unversöhnten Gegensatzes. Nur die Poesie, welche diese drei Särge umwebt, vermag das in der Wirklichkeit Unvereinbare zu versöhnen. (M. B.)

Mannichfaltigkeiten.

In Paris sind nicht weniger als 148,000 Zugpferde in Thätigkeit. Berechnet man die Unterhaltung eines jeden zu 3 Fr. täglich, so kosten sie jährlich 162,060,000 Fr. Es werden in Paris täglich 201,054 Personen auf 29,938 Wagen befördert. Von diesen Personen kommen 68,000 auf die Omnibus, deren Anzahl 340 beträgt und von denen jeder täglich im Durchschnitt 200 Passagiere hat. In einem Jahre also würden innerhalb der Stadt 73,381,180 Personen eine Fahrt gemacht haben. Neben diesen Fuhrwerken sind täglich noch 32,321 Transportwagen, also im Ganzen 62,259 Wagen im Gange. Sie bilden, an einander gereiht, eine Linie von 75 Lieues. Durchschnittlich werden im Laufe eines Jahres 4—500 Personen durch Ueberfahren oder Umwerfen verwundet oder getödtet.

Da man durch Auffindung eines Aktenstücks zu Paris die Gewißheit erhalten, daß der Leichnam Mirabeau's, der auf Marat's Eingebung aus dem Pantheon entfernt wurde, in einem Winkel des Clamartkirchhofs beigesetzt worden sey, so hat die Stadt Paris befohlen, daß man auf jenem Gottesacker Nachforschungen anstelle, um die Reste des großen Mannes wieder aufzufinden, indem man im Plan hat, ihm ein würdiges Grabmal auf dem Pere Lachaise zu errichten.

Korrespondenz.

Hamburg, 20. Dec.

Literarisches ꝛc.

Am Schlusse des Jahres dürfte es nicht unangemessen scheinen, auf die neuesten literarischen Erscheinungen und die in unserer Journalistik bevorstehenden Veränderungen einen flüchtigen Blick zu werfen. Der „Telegraph", der seinen elften Jahrgang antritt, wird von Neujahr an in anderem Format (als Wochenschrift, nach Art der Gränzboten) und unter Nebenredaction von Feodor Wehl erscheinen; er wird demnach immer süßlicher, schmachtender, kleinlicher und weibischer werden. Wenn ich die ersten Jahrgänge des von Gutzkow begründeten Blattes mit den letzteren vergliche, so scheint mir das Verhältniß etwa wie junger, kräftiger, perlender Wein und — abgestandenes, lauwarmes Zuckerwasser. Auch die früher von Wiendarg herausgegebenen „Literarischen und kritischen Blätter" werden, wie ich höre, in eine Wochenschrift umgewandelt werden. Und ebenfalls wird, wie zu Anfang eines jeden Jahres, die große Anzahl unserer Blätter um eins vermehrt werden; Dr. Wollheim geht nämlich mit dem Plane schwanger, ein dramaturgisches Interessen gewidmetes Blatt: „die Bühne" herauszugeben, das aller Wahrscheinlichkeit nach keinen längeren Bestand als die dramaturgischen Blätter von Prutz haben wird. Ein neues Blatt in Hamburg begründen wollen, heißt, allen Erfahrungen zufolge, nichts Anderes, als Wasser in ein Danaidenfaß schöpfen und eine dramaturgische Zeitschrift ist nun vollends an sich eine Unmöglichkeit, so lange unsere politischen Zeitungen, die beiden vorzüglichsten Localblätter: der „Beobachter" und „Freischütz" und die auch im Auslande verbreiteten „Jahreszeiten" umständliche und tüchtige Besprechungen unseres Theaters liefern. — Eine interessante Erscheinung ist der von J. Mendelssohn herausgegebene „Theaterteufel", ein humoristisch-satyrischer Almanach mit Beiträgen von Saphir, Glasbrenner, Töpfer ꝛc., der sich durch Mannigfaltigkeit und manche witzige, humoristische Beiträge vortheilhaft empfiehlt. Besonders glücklich ist eine für uns Deutsche neue Art von Carricatur-Porträts gelungen, die den Franzosen nachgeahmt scheint, wie das Ganze mehr oder weniger in der leichten, französischen Manier gehalten ist. — Unser Mime und Declamator Hr. Schramm hat ebenfalls bei Schuberth eine Sammlung von Declamationsstücken unter dem Titel: „Walhalla" herausgegeben, die des Neuen, Ansprechenden und zum Vortrage Geeigneten besonders viel enthält und Freunden der Dichtkunst zu empfehlen ist. Der neueste Roman von Therese (von Bacheracht): „Alma" ist dagegen wirder sehr emanzipationsselig. Auch Louise Aston, die früher vielgenannte Emancipirte, wohnt wieder im Alsterhotel und sucht einen Verleger, kann aber, wie Ida Hahn-Hahn, noch immer „den Rechten" nicht finden. Von der fruchtbaren Amalia Schoppe hat ein dreibändiger Roman, der einen Theil der holsteinischen Geschichte als Grundlage hat: „Das Fräulein von Kellinghof" die Presse verlassen. — In theatralischer Hinsicht ist schließlich zu melden, daß ein lange vermißter erster Liebhaber in Hrn. Blattner, einem jungen, talentbegabten Manne mit einem wohltönenden, kräftigen Organ, gefunden scheint, so daß der nur als Nothhülfe verwandte, steinerne Gast, Hr. Hegel, nun hoffentlich bald verschwinden dürfte. An Neuigkeiten werden im Schauspiel Gutzkow's „Wullenweber" und Wollheim's „Raphael Sanzio", in der Oper Donizetti's „Dom Sebastian" und Edgar Mannsfeld's „Leila" vorbereitet.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Dec. Konzert des Violin-Virtuosen Hrn. François Prume aus Lüttich. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel in 3 Abth., von L. Feldmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 30. Dec. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Samstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre, von Wilh. Wagner, gesprochen von Hrn. Reger. Hierauf (zum Erstenmale): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 360. Freitag, den 31. December 1847.

Die Weißen und die Blauen.

Nach dem Französischen der Marie Aycard. Uebertragen von G. Doermann.

(Schluß.)

Der Weg von der Festung bis zum Exerzierplatze war kurz. Fräulein von Kirbon, von einem unwiderstehlichen Antrieb hingerissen, näherte sich mit jedem Schritte dem Verurtheilten, und als man am bezeichneten Orte angelangt war, fand sie sich zwischen den Soldaten der Begleitung und sogar zur Seite des unglücklichen Jünglings. Er wandte den Kopf und erblickte sie.

„Verzeihen Sie," sagte Ives, ihr die Hand reichend, „ich habe einen Augenblick geglaubt, Sie hätten mich verlassen."

Fräulein von Kirbon drückte des jungen Mannes Hand in die ihrige, ohne zu antworten. Was man damals in der Stadt Port-Louis den Exerzierplatz nannte, der gegenwärtig Namen und Bestimmung gewechselt hat, war ein langes Viereck, von drei Seiten mit ziemlich schlecht gebauten Häusern umgeben; man gelangte zu demselben durch den Hafen, welcher zur Rechten durch eine Chaussee mit der Festung in Verbindung stand, während zur Linken ein schmaler Fußpfad den Hafen entlang lief und bis zur Spitze der an Landerau stoßenden Bai sich um die Küste wand; diesen Weg hatten Hoche und sein Generalstab eingeschlagen, als sie die Festung verließen. Der Verurtheilte sollte, das Gesicht gegen den Hafen gerichtet, aufgestellt werden, und man hatte, um jeden Unfall zu vermeiden, dafür gesorgt, einige Fischerbarken, die gewöhnlich an diesem Punkte anlegen, zu entfernen.

Der Himmel war unbewölkt, die Sonne schien in einem Glanze, den nichts verdunkelte, und das besänftigte Meer war jetzt eben so ruhig, als es wenige Stunden zuvor unruhig und ungestüm gewesen. Wenn Ives seine Blicke auf das Meer richtete, konnte er auf den Punkt sehen, wo Abends zuvor der Graf Périac sich eingeschifft, um zu den Engländern zu stoßen, und wandte er seine Augen der Stadt zu, so bemerkte er die kleine Schenke, wo er den Handel geschlossen, der ihm so theuer zu stehen kam.

„Da ist's, da!" sprach er zum Fräulein von Kirbon, mit dem Finger auf das Wirthshaus zeigend, vor welchem ein Tannenzweig hing.

„Ives!" antwortete traurig das Mädchen, „ich habe zu Deiner Rettung gethan, was ich vermochte; ich habe mein Versprechen nicht gebrochen; allein, sey es Irrthum oder Gerechtigkeit: Dein Tod ist entschieden .... Adieu! ... Du wirst für Einen der Meinigen sterben; was sag' ich: Du wirst, verrathen von Einem meiner Familie, Dein Leben hingeben. Nie, nie werde ich Das vergessen .... Deine Mutter soll die meinige seyn, sie soll bei mir leben; ich will ihr die Augen zudrücken, oder sie soll die meinigen schließen.

„Und Ihr Name?" sagte Ives mit leichtem Beben, „Ihr Name? auf daß ich sterbend ihn ausspreche. Er sey der letzte Ton, den mein Ohr vernimmt .... ach, Ihren Namen! ich bitte, nennen Sie ihn mir, und wäre es auch derselbe, wie jener des ...."

„Nein!" erwiederte Fräulein von Kirbon, „nein! es ist nicht derselbe, und ich schwöre Dir, daß ich nimmermehr den Namen des Menschen tragen will, dessen Verrätherei Dich zum Tode führt."

Sie neigte sich zu dem Jünglinge und flüsterte ihm den Namen in's Ohr, nach dem ihn so sehr verlangte.

„Aglaure! Aglaure!" sprach der unglückliche Ives.

Fräulein von Kirbon kniete nieder. Ives neigte sich zu ihr herab, er hielt sie in seinen Armen, und die edle Tochter der Bretagne fühlte auf ihrer Stirn zwei brennende Lippen, die den letzten Kuß ihr reichten.

Bis dahin war Fräulein von Kirbon mit Rücksichten behandelt worden, die sie keineswegs erwarten durfte: ein menschlicher Kommandant; der General Hoche, der sie zwar gar nicht hatte anhören wollen, der jedoch wenigstens Achtung vor ihrem Unglück zeigte; ein Schließer, zwar geschwätzig, doch von sanftem, heiterem Charakter; jetzt war sie inmitten von Soldaten, welche gegen die Chouans, besonders gegen den Adel, erbittert waren, und dennoch wackere Leute, die, einem für Männer von Herz stets schmerzlichen Auftrage gehorchend, diesen möglichst zu beeilen suchten.

„Nun ist's genug geplaudert, schönes Kind!" sprach ein Soldat zu ihr, und stieß sie sanft zurück.

Man begegnete ihr noch gröber; man sagte ihr einige plumpe Scherze; ja man bedrohte endlich ihre zarten Füße mit dem Flintenkolben. Glücklicherweise bemerkte der kommandirende Offizier des Pelotons die Marter, die sie auszustehen hatte, und als wäre es ihre Bestimmung gewesen, allenthalben Rücksichten zu treffen, dieser junge Mann nahete sich ihr höflich, faßte sie bei der Hand, entfernte sie sanft von dem Verurtheilten und sprach zu ihr:

„Bürgerin! wie stark auch die Anhänglichkeit seyn möge, welche, ohne Zweifel mit Recht, der Verurtheilte Ihnen einflößt, so muß ich doch, aus Mitleid für ihn selbst, Sie bitten, seine Leiden abzukürzen .... entfernen Sie sich jetzt! Wer ist der Unmenschliche, der Sie bis hierher hat vordringen lassen?"

„Er ist es nicht," antwortete Fräulein von Kirbon, „er ist es nicht! Nicht dem Grafen von Périac wollen Sie das Leben nehmen, sondern einem armen Burschen, Ives Jurny, einem Republikaner, wie Sie."

Der Offizier hatte seine bestimmten Befehle: er vertraute Aglauren der Obhut eines Sergeanten an, den er anwies, das junge Mädchen vom Hinrichtungsplatze zu entfernen; dann traf er schweigend und rasch die nöthigen Vorkehrungen. Man verband Ives die Augen und stellte ihn dem Hafen gegenüber auf;

Digitized by Google

die Soldaten traten, zwanzig Schritte von dem Verurtheilten, in's Glied; die kompakte, schweigende Zuschauermasse füllte die Seiten des Waffenplatzes aus, und der Offizier gab mit seinem Stock das Kommando, ohne sich seiner Stimme zu bedienen, wie dies bei Hinrichtungen gebräuchlich ist. Ives aber, aufrecht stehend und unbeweglich im Augenblicke, wo er die Gewehre senken und auf sich richten hörte, rief:

„Es lebe die Republik!"

XI.

Nur noch eine Bewegung mit dem Stocke, und der Unglückliche fiel, von Kugeln durchbohrt, das Leben des Verurtheilten hing an einem Zeichen, an einer Sekunde, als Fräulein von Kirborn dem sie bewachenden Sergeanten enteilte, schneller als ein Pfeil nach dem Waffenplatze rannte und, zwischen Ives und die Soldaten sich stellend, zu sehr ergriffen, um sprechen zu können, die Arme gegen den Weg zur Linken ausbreitete, der zur Stadt hinaus führte. Der Offizier folgte mit den Augen dem Zeichen des Fräuleins von Kirbon und sah, wie der General Hoche, gefolgt von seinem Generalstabe, von seiner militärischen Promenade zurückkehrend, sich näherte. Fräulein von Kirbon versicherte, es walte hier ein Irrthum ob, der junge Mann sey nicht der Graf von Périac. Der Verurtheilte hatte so eben gerufen: „Es lebe die Republik!" Etwas, was doch die Chouans vor ihrem Tode nie thaten. Wenn man sich in der That geirrt hatte, wenn Verwechslung mit einem andern Menschen stattgefunden, so forderte nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch das wohlverstandene Interesse der Regierung, die Hinrichtung auszusetzen. Dazu kam noch, daß der Offizier eine sehr einfache, zur Ermittelung der Wahrheit aber sehr wichtige Bemerkung gemacht hatte. Man gab nämlich den Verurtheilten für den Grafen von Périac, d. h. für einen reichen jungen Mann, aus, der niemals zu irgend einer schweren Handarbeit konnte angehalten worden seyn, nun aber besaß der Verurtheilte harte, schwielige Hände, welche augenscheinlich den Spaten und die Hacke geführt oder den Pflug geleitet hatten: das war, nach des Offiziers Meinung, ein evidentes Anzeichen; deshalb glaubte er denn auch, die Exekution um einige Minuten aussetzen und die Ankunft des im Galopp sich nahenden Generals Hoche abwarten zu dürfen.

„Setzt das Gewehr ab!" sagte er zu den Soldaten, deren Flinten bereits im Anschlag lagen.

Die Gewehre erhoben sich wieder.

„O, mein Herr!" rief Fräulein von Kirbon, „dafür segne Sie der Himmel!"

„Präsentirt das Gewehr!" kommandirte der Offizier wieder, da er bemerkte, daß der General Hoche schon in der Mitte des Platzes sich befinde.

Hoche warf einen Blick auf die ihn umringende Menge, auf den unbeweglichen, den Tod erwartenden jungen Menschen, auf dieses flehende Frauenzimmer, das er sich erinnerte, zwei Stunden zuvor auf dem Hofe der Festung gesehen zu haben. Ein junger Mann, voller Kraft und Leben, ein junges Mädchen, in Verzweiflungsrufen sich erschöpfend: das Alles rührt die Menge, die dann gerne von dem Abscheu vor dem Verbrechen zur Sympathie für den Verbrecher sich hinneigt. Hoche, mit jenem Takte, wie er Männern von Talent eigenthümlich ist, glaubte, daß, wenn er Milde zeige, dies bei dieser Gelegenheit nicht allein Klugheit, sondern auch Stärke beweisen werde. Indem er in seine Mienen und Worte die möglichste Verachtung legte, spornte er sein Pferd auf Ives an und nahm diesem die Binde selbst ab, die seine Augen verhüllte.

„Die Republik," sagte er, „bedarf des Blutes der Verräther nicht; mögen die Feigen, die Vatermörder, Diejenigen, welche ihr Vaterland den Fremden verkaufen, die mit verbrecherischer Hand Frankreich zu verheeren und ihrer Brüder Blut zu vergießen trachten, mögen sie zu ihrer ewigen Schande leben; — aber verlassen sollen sie diesen heiligen Boden; mögen sie in's Ausland gehen, dort ihre Schande, ihre Verworfenheit umherschleppen, und, wenn sie wollen, neue Komplotte schmieden: die Republik fürchtet sie nicht; sie straft sie hinreichend durch ihre Ausstoßung aus der Zahl ihrer Kinder!"

Dann, zu den Soldaten sich wendend, setzte er hinzu:

„Kehrt in's Fort zurück, Kameraden! Der Boden des Vaterlandes soll mit dieses Mannes Blute nicht befleckt werden."

Der Ruf: „Es lebe die Republik!" erscholl aus Aller Munde, und Ives, mit gesenktem Haupte, die Stirn mit seinen Händen verbergend, schien seine Sinne wieder zu sammeln und zu fragen, ob Das, was er vernommen, wirklich in dieser Welt vorgehe, von der zu scheiden er so nahe gestanden. Plötzlich ertönt ein heller Schall in seine Ohren; der Hammer der Kirchuhr erhebt sich, es schlägt ein, zwei Mal, es schlägt bis zum siebenten Male.

„Sieben Uhr!" ruft Ives, geht auf den General Hoche zu, ergreift dessen Hand und spricht: „General, ich bin ein Republikaner, bin ein Blauer; lassen Sie mich erschießen, wenn Sie wollen, aber verwechseln Sie mich nicht mit Denen, die sich gegen das Vaterland bewaffnen, mit Denen, die sich an das Ausland verkaufen!"

Der ganz betroffene General wollte ihn zu näheren Erläuterungen auffordern, als Fräulein von Kirbon, blaß, zitternd und auf's höchste angegriffen von den Gemüthserschütterungen der vergangenen Nacht und dieses Morgens, hervortrat, in der Absicht, so viel sie es vermöge, das Unrecht, das der Graf René dem guten Ives zugefügt, wieder gut zu machen.

„Ich war, Herr General", sprach sie, „unter der Zahl Derjenigen, welche Sie anklagen, als . . ."

Hoche stieg vom Pferde mit einer Höflichkeit, welche, wenn der Pariser Schließer zugegen gewesen, diesen auf's neue veranlaßt hätte, das Generals-Galanterie zu rühmen. Achtungsvoll hörte er dem Fräulein von Kirbon zu; diese erzählte einfach und naiv die Thatsachen, ohne ihre Bemühungen hervorzuheben, ohne Haß, aber auch ohne Nachsicht für den Grafen René, weil sie seit dem vorigen Tage keine Achtung für diesen, alles Muthes entbehrenden Verwandten mehr hegte. Je nachdem sie weiter sprach, wurden Hoche's Gesichtszüge strenger; er warf dem Begnadigten Blicke der Entrüstung zu.

„Unglücklicher!" sprach er zu ihm, nachdem er Alles vernommen, „Du gehörtest der Republik an und hast zu Gunsten eines ihrer Feinde über Dich verfügt, hast ein Leben verhandelt, das Dir nicht mehr gehörte . . . . Welche Beispiele für Deine künftigen Kameraden! — nein, Du bist ferner nicht würdig, auf den Schiffen des Staates zu dienen. . . ."

„Ach, Herr General", rief Fräulein von Kirbon, „wenn Sie Ihre Mutter noch besitzen, wenn . . . ."

Hoche reichte dem jungen Bretonen die Hand.

„Tritt nunmehr bei einem Infanterie-Regimente ein", sprach er zu ihm, „zeichne Dich bei der ersten Gelegenheit aus, und in einem halben Jahre sollst Du mein Adjutant seyn."

XII.

Kaum hatte der General geendet, als der ihn umgebende Haufe Volks sich öffnete, um einem Offizier Platz zu machen, dem eine Tragbahre folgte, auf welcher die Leichname zweier Männer lagen, die in der Nacht ertrunken und von den Wellen auf die Felsen geworfen waren, welche die Festung umringten. Die ganze Bevölkerung von Port-Louis erkannte in einem dieser Opfer des Sturmes den Eigenthümer einer Barke, welche Abends zuvor den Hafen verlassen, und Ives brauchte nur einen Blick auf den andern Leichnam zu werfen, um dem General den Grafen René von Périac zu bezeichnen.

Digitized by Google

XIII.

Im Jahre 1800, als der General Bonaparte erster Consul war, durchlief ein junger, in der eleganten Uniform der Guiden gekleideter Mann die breiten Straßen von Pleërmel; er hielt alle Vorübergehenden an und erkundigte sich bei Allen nach der Wohnung des Fräuleins von Kirbon. Seine Uniform zog ihm höfliche Antworten zu und seine dreifarbige Kokarde rief nichts weniger als jene wüthenden Blicke hervor, welche, vor kaum vier Jahren, in der nämlichen Stadt ihrer Erscheinung galten; denn jetzt glich, nach des ersten Consuls eigenen Worten, die Republik der Sonne: man konnte sie weder ableugnen, noch ungestraft ihr Trotz bieten.

„Kapitän", sagte man ihm unter höflicher Begrüßung (denn der Offizier hatte Hauptmanns-Rang), „Kapitän, dort am Ende der Straße, das letzte Hotel zur Linken."

Der Kapitän gelangte an das bezeichnete Gebäude, erhob mit zitternder Hand den Klopfer und ward in einen prachtvollen Salon geführt. Hier fand er eine alte Frau mit Spinnen beschäftigt, während neben ihr eine junge, sehr schöne Dame aus einem Journal mit lauter Stimme vorlas, sie suchte vielleicht in dem Blatte den Namen Dessen, der so ganz unerwartet sich ihr vorstellte.

„Ives! Ives!" riefen beide Frauen zugleich.

Ives Jurny befand sich in den Armen seiner Mutter und des Fräuleins von Kirbon. Es würde die Geduld unserer Leser ermüden, wollten wir ihnen mittheilen, durch welches Zusammentreffen von Umständen der bretonische Bauer aus der Vendée nach Paris gelangte und durch welche Zufälle oder vielmehr durch welche Befehle des Kriegsministers er die Expedition nach Aegypten mitmachte. Es wird hinreichen, zu erfahren, daß er auf dem „Muiron" sich einschiffte, dem General sich bemerkbar machte, überall sich auszeichnete, als Kapitän mit Bonaparte zurückkehrte und daß ihm eine Stellung angewiesen wurde, die ihm ein schnelles Avancement verhieß. Er hatte mehr gehalten, als er dem großmüthigen jungen Mädchen versprochen, das ihm vier Jahre zuvor das Leben gerettet.

Nicht lange darnach feierten die glücklich wieder Vereinten ihre Vermählung.

Zum Jahresschluß. *)

„Ich muß wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann." (Joh. 9, V. 4.)

„Alles Irdische vergehe!
Nichts bestehe!"
Ruft mit finstrem Blick die Zeit.
„Und im Bach des Lebens gleiten
Hin die Zeiten
In das Meer der Ewigkeit."

Wieder ist beinahe ein Jahr verflossen, und wie die Welle, die einmal vorübergeflossen, nicht wieder rückwärts fließen kann, sondern unaufhaltsam weiter fließt und von der folgenden gedrängt wird, bis sie in dem Ocean anlangt: so kehrt auch die Stunde, der Tag, die Woche, das Jahr nicht wieder, sondern eilen unaufhaltsam weiter fort in das Meer der Ewigkeit. Wir selbst sind also ein Jahr älter geworden und somit um ein Jahr dem Tode näher gerückt. Viele von unseren Bekannten, Freunden und Verwandten, denen wir beim Beginne des jetzt abgelaufenen Jahres ein frohes, glückliches Jahr wünschten, — sie weilen nicht mehr unter uns, sie sind dahingegangen, wohin wir Alle über kurz oder lang folgen werden und folgen müssen. Der Rückblick auf das verflossene Jahr und auf die Flüchtigkeit der Zeit erweckt in uns trübe Gefühle, denn er ruft uns laut zu, daß unser Leben, und wenn es noch so lange dauert, doch einmal ein Ende nimmt, und daß der Tod mit mächtigem und unerbittlichem Arme alle die Bande zerreißt, die uns an die Erde, an die Menschen und an das Leben selbst knüpfen und fesseln. Der Gedanke an das nun verflossene Jahr ermahnt uns aber auch, in Liebe Derer zu gedenken, welche nicht mehr unter uns weilen, und ihr Andenken dadurch zu segnen, daß wir das Gute, das sie begonnen, fortsetzen und nach unseren Kräften zur Vollendung zu bringen streben, und wenn wir auch voraussehen sollten, daß dieses uns nicht möglich seyn dürfte. Denn nicht muthlos darf der Mensch verzagen, sondern vertrauend auf den mächtigen Beistand von Oben und auf die Kraft, die er in sich selbst hat, muß er ringen und schaffen, „daß er wirke, so lange es noch Tag ist, weil dereinst die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann." Und diese Erinnerung an den Tod und seine theuren Dahingeschiedenen soll und darf den Menschen darum nicht lähmen, daß er unthätig seinem Grame sich überlasse, sondern soll ihn aufrichten, daß er wirke, so lange es ihm noch gegeben ist. Und das sey darum auch die dankbare Erinnerung, die wir beim Beginne des neuen Jahres dem Andenken der Verstorbenen widmen wollen, daß wir nicht weinen und wehklagen; denn damit wird weder uns noch Andern etwas genützt, sondern daß wir thatkräftig ins Leben eingreifen und unsere Pflichten als Menschen nach Kräften zu erfüllen streben. Denn das gewährt dem Menschen den seligsten Trost auf dem Sterbebette, wenn er sich bewußt ist, das Leben genützt, seine Pflichten als Mensch erfüllt und sein Ebenbild Gottes ausgebildet zu haben. Erzeugt daher der Hinblick auf die Flüchtigkeit der Zeit in dem Menschen auch eine trübe Stimmung, so muß er sich doch aufrichten und frohen Muthes der Zukunft entgegengehen, da er weiß, daß die mächtige Hand des liebevollen Vaters hierin waltet, daß Gottes Weisheit alle Fäden des Schicksals lenkt und leitet und zu des Menschen Besten führt. Amen.

*) Aus dem „Christlichen Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres. Im Verein mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. Gerhard Friederich. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1848."

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 24. Dec. — Schles. Z.) Die Borsig'sche Maschinenfabrik hat in diesem Jahre 74 Lokomotiven verfertigt. Diese großartige Fabrik beschäftigt jetzt gegen 1300 Arbeiter, welche einen Tagelohn von einem halben bis 3 Thlr. erhalten, und für welche der Fabrikherr eine Spar-, Kranken- und Sterbekasse durch einen wöchentlichen geringen Lohnabzug eingerichtet hat. Jeden Sonnabend beträgt der auszuzahlende Lohn 800 Thlr. Die Arbeiter dieser Fabrik, deren Begründer ein Schlesier ist, haben so zugenommen, daß sie jetzt in Moabit ein Filial erhalten hat, welches an Pracht und Umfang dieselbe noch übertrifft.

Das Echo von Oran meldet, daß es im Plane sey, in Algerien eine Ackerbauschule zu errichten, die allen ähnlichen Anstalten Frankreichs zur Succursale dienen und die Zöglinge derselben wechselsweise auf drei Jahre aufnehmen solle, damit sie hier auch den speziellen Ackerbau Algeriens studiren könnten.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Neustadt a. d. H., 18. Dec.

Vielseitig wird die Anfrage gestellt, wie es sich mit der Central-Obstbaumschule verhalte. Längst hätte man in diesem Blatte die gewünschte Mittheilung gegeben, allein man wollte abwarten, bis man Zeugniß von dem Wirken dieser Anstalt liefern, d. h. bis ein Verzeichniß der vorhandenen Obst- und Traubensorten veröffentlicht werden könnte. Da aber Stimmen sich erheben, welche an der Gründung oder dem Bestehen der Central-Obstbaumschule zweifeln, so wird nöthig, folgende Mittheilung zu machen. Unrichtig ist, wenn behauptet wird, die Central-Obstbaumschule wäre durch Nichtgenehmigung der Statuten in Bayern nach Hessen verlegt worden. Nachdem das Comité ersehen, daß eine Aussicht auf die nöthige Genehmigung der festgesetzten Satzungen von Seiten einer hohen königlichen Regierung der Pfalz nicht vorhanden ist, so wurde beschlossen, diese Anstalt mit der am Centrale der practischen Feld- und Gartenbau-Gesellschaft der bayer. Pfalz zu Neustadt a. d. H. schon längst bestehenden Baumschule zu vereinigen. Diese Anstalt hat sich mithin auf andere Art gebildet und besteht bereits, obschon man erst mit der vollständigeren Einrichtung begriffen ist. Durch den vorhandenen Vorrath und die bedeutenden Zusendungen von Obstsorten zu Mutterbäumen unterstützt, ist man im Stande, im Monate Dec. dieses und Jan., Febr. und März des kommenden Jahres schon von 3000 verschiedenen Obst- und Traubensorten Edelreiser und Stecklinge gratis abzugeben. Nächstens wird ein vollständiges Verzeichniß über das Vorhandene erscheinen, so wie auch von Zeit zu Zeit bemerkenswerthe Mittheilungen über diese wichtige Anstalt in diesem Blatte gemacht werden. (Man wendet sich in portofreien Briefen an „die allgemeine Central-Obstbaumschule in Neustadt a. d. H).

Darmstadt, 27. Dec.

Bei dichtbesetztem Hause wurde die für unsere Bühne neue Oper: „Catharina Cornaro", von Franz Lachner, gestern, am zweiten Christfeiertage, zum Erstenmale aufgeführt. Es war zu erwarten, daß diese Oper Glück machen werde, da ihr hoher Kunstwerth schon anderwärts volle Anerkennung gefunden und da man von unserem Operupersonal wohl voraussetzen durfte, daß es ihm in Verbindung mit dem Orchester gelingen werde, die Darstellung mit allen den Reizen auszustatten, wie sie durch die Composition gegeben und bedingt sind. Dazu kam noch der erfreuliche Umstand der Anwesenheit des Hrn. Kapellmeisters Franz Lachner, der sich der persönlichen Leitung der Aufführung unterzogen hatte. Wirklich entsprach der Erfolg den kühnsten Erwartungen: wer nur irgend Sinn und Geschmack hatte für wahre Musik konnte nicht gleichgültig bleiben bei den vielen Schönheiten der Lachner'schen Composition, welche gleich von vorneherein durch die Ouvertüre einnimmt und im Verfolg das Interesse der Zuschauer progressiv steigert. Ueberall eine sinnige, das Gefühl anregende, melodienreiche Musik: kein wildes Hagelwetter von Tönen, welches den Gesang erstickt und die Köpfe der Zuschauer in einen Zustand von Betäubung versetzt, der für das Nervensystem öfter wahrhaft peinlich ist und der modernen Kunst nicht zur Empfehlung gereicht. Wahrlich, die Kunst des musikalischen Haushaltes scheint Hr. Lachner von Grund aus studirt zu haben, da er mit einem mäßigen, ja fast geizigen Aufwande von Tönen so herrliche Wirkungen hervorzubringen weiß. Das mitwirkende Kunstpersonal, insoferne es sich mit Hauptrollen zu befassen hatte, glauben wir schließlich nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Hr. Breiting sang den König von Cypern, Hr. Pasque den Coenaro, He. Reichel den Onofrio, Mad. Pirscher die Cornaro und He. Kreuzer den Marco. An den beiden Letzteren konnte man recht deutlich sehen, daß, wenn höhere Kunsttalente sich ihrer würdig zeigen sollen, zugleich auch ein würdiger Gegenstand zur künstlerischen Uebung ihnen dargeboten werden müsse. Dies war aber bei Lachner's trefflicher Oper ganz besonders der Fall. Der hochtragische Ausdruck, welchen sie in ihr Spiel und in ihren Gesang zu legen wußte, machte Mad. Pirscher zu einer ausgezeichneten Erscheinung, und eben so gelang es Hrn. Kreuzer, seine Rolle in allen ihren Theilen in schönem Ebenmaße zu beherrschen und glänzend durchzuspielen. Ueberhaupt war jedes Talent an seinem Platze, jede Kunstfertigkeit wußte sich zu zeigen. An Applaus fehlte es übrigens nicht, der auch Hrn. Beetius in den exegetischen Partieen seiner Rolle zu Theil wurde. Der Wiederholung der trefflichen Oper sieht unser kunstliebendes Publikum mit wahrer Sehnsucht entgegen und dürfte dieselbe wahrscheinlich schon in der Kürze befriedigt werden.

Mainz, 27. Dec.

Gestern feierten wieder, wie alljährlich, unsere Veteranen den Geburtstag unseres Großherzogs durch ein glänzendes Supper im großen Saale des „Hotel de l'Europe." Der Saal war auf das prachtvollste mit Waffen aller Art decorirt und hinter dem Sessel des Präsidenten, Hrn. Obergerichtsrath Metz, sah man ein großes Portrait unseres allverehrten Großherzogs, während gerade gegenüber das vorzüglich getroffene Portrait des Kaisers Napoleon mitten unter Trophäen erglänzte. Nachdem durch Hrn. Obergerichtsrath Metz dem Großherzog und dem großherzoglichen Hause ein Toast war ausgebracht worden, welcher mit wahrer Begeisterung aufgenommen wurde, antwortete der eingeladene Ehrengast, He. Provinzial-Commissair Freihr. v. Dalwigk, indem er zugleich erkläre, wie er nicht versäumen würde, Sr. k. Hoh. selbst mitzutheilen, mit welcher treuen Anhänglichkeit ihm die rheinischen Veteranen zugethan seyen und wie er mit Vergnügen bereit sey, diesen schönen Verein in jeder Weise zu fördern. Als besonders gelungen unter den vielfach vorgekommenen Toasten heben wir noch hervor den von Hrn. Schröder in Oppenheim gebrachten, als Antwort auf die Begrüßung der auswärtigen, zum Feste gekommenen Veteranen, so wie den von Hrn. Nathan, als Antwort auf den den Ehrenmitgliedern des Vereins gewordenen Toast. Unter den Liedern haben uns die französischen Chansons von Cafforato, so wie ein mit Castagnetten begleitetes spanisches Lied ganz besonders gefallen, und sah man dabei den alten Kriegern an den Augen an, wie wohlthuend ihnen diese Klänge der Erinnerung waren. Als bei Beginn des Festes, unter dem Wirbeln der Trommeln und Schmettern der Trompeten, der Appell der alten Soldaten vorgenommen wurde, wobei der Regimenter und der Feldzüge eines Jeden Erwähnung geschah, glaubte man sich wahrlich in die alte große Kaiserzeit versetzt und mit wahrem und gerechtem Stolze erscholl das „Hier" der Soldaten der alten Garde und der übrigen Heeresabtheilungen. Zum Schlusse lud He. Schröder seine Kameraden ein, kommenden Sommer zum gleichen Feste nach Oppenheim zu kommen, welche Einladung mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, da das früher in Oppenheim abgehaltene Fest noch allgemein in der freundlichsten Erinnerung steht. Das gestrige Fest der Veteranen war in jeder Beziehung schön und kein Mißton störte die allgemeine Freude. Möchten die alten Krieger noch oft diesen Tag begehen und sich dabei mit Stolz ihrer Thaten und ausgestandenen Drangsale erinnern!

Mainz.

He. Graveur Koch dahier hat eine Münze mit dem Portrait des Hrn. Bischofs Dr. L. Kaiser angefertigt, die trefflich ausgeführt ist und einen talentvollen Mann bekundet, der Ausgezeichnetes zu leisten im Stande ist.

Logogryph.

Die Handlung, welche mich entbehrt,
Ist nutzlos, thöricht und verkehret;
Man mag beginnen, was man will,
Fehl' ich, so fehlet stets das Ziel
Und wenn ihr meinen Kopf vermisset,
So nenn' ein Ding ich, das man isset;
Bestimmt ist stets mein kleiner Preis,
Das Kind mich schon zu kaufen weiß.
Und soll den Hals ich selbst verlieren,
Ihr seht mich dennoch disputiren
Mit einem Manne, aller Welt
Bekannt als großer Glaubensheld.

J. Keller.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. Dec. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Samstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre, von Wilh. Wagner, gesprochen von Hrn. Reger. Hierauf (zum Erstenmale): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charl. Birch-Pfeiffer.

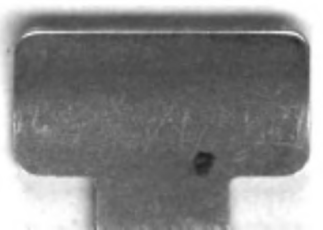
BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google